



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.









*March 20*

Deutsche  
**Roman-Zeitung.**

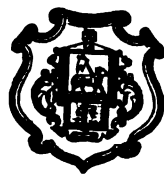
---

**Dreißigster Jahrgang. 1893.**

**Erster Band.**

*30.1*

Unbefugter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitung ist unterlagt.



**Berlin, 1893.**

**Verlag von Otto Janke.**

STANFORD UNIVERSITY  
LIBRARIES

JUN 18 1982

# Inhalt des ersten Bandes.

- Heinrich Guise.** Historischer Roman von Karl Verlow. Seite: 1—28; 73—102; 145—174; 217—246; 289—318; 361—388; 461—488; 535—560; 609—632; 681—704; 747—778.
- Ein Revolutionär.** Roman von Otto Mora. Seite: 29—56; 101—128; 173—200; 247—272; 317—344; 387—418.
- Erlämpft.** Roman von Agnes Harber. Seite: 433—462; 505—534; 577—608; 649—680.
- Das Lied des Todes.** Roman von Franz Wichmann. Seite: 721—746; 819—850; 891—912.
- Kein Erbarmen.** Roman von E. von Wald-Zedtwitz. Seite: 793—820; 865—892.

## Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

	Seite		Seite		Seite
Goldhähnchen. Ein altes Weltmärchen. Von Oskar Linke . . . . .	57	Sprüche . . . . .	430	Fünfzig Jahre. Von Otto von Leirner . . . . .	922
Die Ungeborenen. Von Agnes Harber . . . . .	57	Der Reiter von Johnstown . . . . .	489, 561	Unsterblich. Von Ulrich Kleist . . . . .	927
Sehnsucht. Von D. v. L. (Aus „Erträumte Liebe.“) . . . . .	64	Frauenwohl. Von M. Andersen . . . . .	491		
Entwicklung des deutschen Schrifttums (1880 bis 1892). Von Otto von Leirner . . . . .	64, 135	Abendphantasie . . . . .	496		
Aus der Natur. Von E. Weber . . . . .	68	Frauenfragen. (Briefe an eine junge Frau.) Von H. Gies . . . . .	496, 568		
Aus dem Leben für das Leben. Von D. v. L. . . . .	69, 141, 500, 645	Glied . . . . .	500		
An eine Verlorene . . . . .	129	An Bord des „Plymouth“. Erinnerung einer Krankenpflegerin . . . . .	564, 637		
Junge Mädchen. Von Gabriele von Hieres . . . . .	129	Zu Ende! . . . . .	567		
Glosse . . . . .	135	Verbittegedanke. Von Rath. Abraham . . . . .	571		
Warum? Von L. v. Oberhofen . . . . .	138	Gedanken einer Frau. Von Karola Blader . . . . .	575		
Im Herbst . . . . .	139	Süßes Gedanken. Von S. Beget . . . . .	633		
Wacht am Rhein. Von B. . . . .	141	Vegetation und Farbe. Von Sylvester Frey . . . . .	633		
Sprüche . . . . .	143	Berfümt . . . . .	637		
Alein. Von Wilhelm Bennede . . . . .	201	Herzenklaubigkeit . . . . .	641		
Ein Schlangenschädel. Von Karl Brühl . . . . .	201	Walbesweben . . . . .	645		
Naturbilder. Von Otto von Leirner . . . . .	206	Klärung . . . . .	705		
Die Schale des Köhls. Von Hugo Krause-Günther . . . . .	207	Die Werthschätzung der Musik bei den christlichen Völkern. Von Dr. Bernhard Müng . . . . .	705		
Wetterahmen . . . . .	209	Augenzauber . . . . .	709		
Auch ein Feld. Von A. M. B. . . . .	209	Der ästhetische Ehe. Von Hermine Stürmer . . . . .	709		
Es war des Sternes letztes Leuchten . . . . .	210	Winterritt. Von Hans Hermann . . . . .	714		
Sprüche. Von Hans Korbes . . . . .	213	Auferstehen. Von einer Siebzehnjährigen . . . . .	777		
Herbst. Von Karl Haber . . . . .	273	Die Inselfönigln. Eine Erzählungsgeschichte von Oskar Linke . . . . .	778		
Etwas von den Erzengeln. Kleine Familiengeschichte von Marie Schwarz . . . . .	273	Regenbad in Tyrol. Von Karl Schneider . . . . .	782		
Drei Gedichte von G. Duvass . . . . .	278	Das Gedächtnis und seine Pflege. Von Gustav Naag . . . . .	783, 854		
Abend am See . . . . .	350	Lieb. Von Alfred Pollack . . . . .	788		
„Droben.“ Von Oda Luigi . . . . .	345	Neue Zeit . . . . .	788		
Die Hochschulen und ihr Nutzen und Schaden für das moderne Leben. Eine Plauderei von G. E. . . . .	345	Traum und Wunsch . . . . .	791		
Gräber . . . . .	350	Lebenkrämpfe . . . . .	819		
Sprüche. Von G. Riffel . . . . .	355	Unterweg. Eine Weihnachtsreise von Carl Voitus . . . . .	850		
Herr Hagen. Von B. Grotowski . . . . .	417	Die Weihnachtskroche. Von A. Engel . . . . .	854		
Von der Südküstenbahn zum Königsthron. Historische Skizze . . . . .	419	Was Janowski. Romane von Viktor Menzel . . . . .	837		
Verlorenes Leben. Von L. v. Oberhofen . . . . .	422	Weihnachten. Von J. Schulze . . . . .	913		
Zwei Sprachwörter. Von Heinrich Herter . . . . .	422	Die Waife und der Abendvater. Ein Weihnachtsmärchen von Marie Schwarz . . . . .	913		
Sinngebilde. Von Otto Eutermeijer . . . . .	425	Weihnachtsliebe. Von Elisabeth Meißerschmidt . . . . .	917		
		Unterweg. Eine Weihnachtsreise von Carl Voitus II. . . . .	918		
		Der Schwager des Schmerzes. Von Ferd. Avenarius . . . . .	921		

### Literatur.

- Das freie Wort. Unparteiische Besprechung und Nachrichten über Ereignisse und Zustände in der Gegenwart . . . . . 283
- „Anti-Korruption.“ Wöchentliches unabhängiges Wochenblatt zur Bekämpfung der Mißstände, Schäden und Auswüchse sowie der Heuchelei auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens, in Politik, Staat und Gemeinde, Familie und Gesellschaft, Litteratur und Tagespresse, Wissenschaft und Kunst, Rechtspflege und Erziehung, Handel und Verkehr u. s. w. „Für Deutschland, Recht und Volkswohl.“ Herausgegeben von Dr. Herm. Wesenbont . . . . . 284
- „Die Zukunft.“ Herausgegeben von Maxim. Harden . . . . . 284
- Die deutsche Reform, Blätter zur Förderung der Humanität . . . . . 284
- „Abels- und Salonblatt.“ . . . . . 284
- „Kunstwart“ von Ferd. Avenarius . . . . . 285
- Sphinx. Monatschrift für Seelen- und Geistesleben, herausgegeben von Hubbe-Schleiden . . . . . 285
- Ein Kind. Novelle von Ida Pop-Go . . . . . 356
- Italienischer Salat. Allerlei Heiteres aus dem Lande der Citronen, aufgetischt von Oscar Justinus . . . . . 357
- Dorfdämmerung. Roman aus dem Elsaß von Hermann Stegemann . . . . . 357
- Albar. Ein indischer Roman von Dr. von Limburg-Brouwer. Deutsch von Lina Schneider . . . . . 357
- Graue Geschichten. (Neue Folge.) Von Marie zur Miede . . . . . 358
- Aus verborgenen Tiefen. Novellen und Skizzen von Otto Ernst . . . . . 358
- Unter'm Strohdach. Roman von Konrad Zellmann . . . . . 426
- Eine Stegmauer. Weberner Roman von Curt Grottelwitz . . . . . 426
- Werther, der Jude. Von Ludwig Jacobowski . . . . . 426



Zwei reiche Frauen. Von M. v. Eschen . . .	428
„Zuballa.“ Sozialer Roman aus der Gegenwart von Hans Blum . . .	428
Landsturm. Erzählung von Hoffmann . . .	429
Eine Frau. Studie nach dem Leben von F. R. von Heydenfeldt . . .	429
Aus dem Zauberlande Polyhymnia. Musikalische Geschichten und Plaudereien von Dr. Adolph Rohut . . .	501
Kalender des deutschen Schulvereins (in Österreich) auf das Jahr 1893. Siebenter Jahrgang. Redigiert von Anton Müller-Gutenbrunn . . .	502
Deutsche Schriften . . .	502
Der Siebenbürger Landtag in Klausenburg von 1790/91. Von Dr. G. D. Leusch . . .	502
Aus dem Paris der dritten Republik. Bilder und Skizzen von Paul Lindenberg . . .	502
Sabemischel und Keufsbart. Erste und bessere Blätter aus dem Tagebuche eines Riesengebirgs-Bummlers, von Hans Schreiber . . .	503
„Welt und Lebensbilder in Dichtungen“, von Ludwig Lehrendt . . .	503
Im Zukunftstaate. Lustspiel in vier Akten von Gottfried Döpler . . .	503
Aus dem Zauberlande von Elisabeth v. Pedenborff . . .	571
Unter Farn und Gnommen von A. Herbig . . .	571
Die Goldfischer in Australien von Dr. A. Springer . . .	571
Unter Dornen erblüht von Oskar Höder . . .	571
Erste Frankreichs von Viktor Sturm . . .	571
Ervas Lehrjahre von Elisabeth Halben . . .	571
Wunderherb. Sechs bessere Märchen der Gebrüder Grimm, nach erzählt und in Reime gebracht von Georg Büttcher mit Aquarellen von Prof. Eugen Klemm . . .	572
„Im Wechsel der Monde.“ Liebes-Auswahl von Rudolf Köpfer . . .	572
Edwin Bornmann. 3. Buch von Kladderhose. Mit Bildern von Georg Schöbel . . .	572
Letzte. Eine Erzählung für junge Mädchen. Von Marie Erling. Mit Illustrationen von A. Klamroth . . .	572
Polgeland. Beschreibung der Insel und des Landes von Adolf Kipflus. Mit 48 Abb. nach Naturaufnahmen und einer Karte . . .	572
„O du seltsame Pachtgesellschaft!“ Bilder und Biquetten von René Keimel. Mit begleitenden Dichtungen von Frieda Schanz . . .	573
Innocenz. Eine Novelle von Ferd. von Saar . . .	573
Volkslied von F. W. Weber. 3. — 12. Auflage . . .	573
Geschichte der deutschen Literatur von Otto von Leitner. Zweite neugedruckte und vermehrte Auflage. Mit 411 Text-Abbildungen und 50 teilweise mehrfarbigen Beilagen . . .	573
Schillers Werke. Mit Einleitungen von Alfred Richter und einem Lebensabriß des Dichters von D. v. Leitner . . .	574
Gedichte von Ernst Scherenberg . . .	574
Bibliothek des geliebten Lebens. Herausg. von Dr. Erwin Ker . . .	575
Französische Königs geschichten aus der Bourbonenzeit von Konrad Sturmhofel. Mit 42 Holzschnitten nach Holzschnitten von A. de Beauville . . .	642
Die Elektrizität, ihre Erzeugung und ihre Anwendung in Industrie und Gewerbe. Allgemein verständlich dargestellt von Arthur Wille, Ingenieur für Elektrotechnik. Mit 11 Tafeln und 775 Textbildern . . .	642
Reinhard Kofsch. Die deutsche Tierfage für Jung und Alt erzählt von Georg Wajsen Peterfen. Mit 6 Vollbildern von August Wroffel . . .	643
Die Felder der Rüste. Erzählung vom deutschen Nordseefische. Von Anton Dhorn . . .	643
Männer eigener Kraft. Vorbilder von Hochinn, Kraft und Selbsthilfe für Jugend und Volk von Franz Otto. Mit Vollbildern nach Originalzeichnungen von Robert Reinweber. 3. Aufl. . . .	643
Fliegen der Sommer. Von Ludwig Ganghofer . . .	644
Aus Urbas Born. Schilderungen und Betrachtungen im Rechte der heutigen Lebensforschung von Dr. Theodor Jaensch . . .	644
Die Rosen von Meran. Eine Novelle in fünf Gesängen und einem Anhang: „Frauenemanzipation.“ Nach einer wahren Begebenheit von Marie Schmidt . . .	644
Der Bauernjörg. Ein Sang aus Oerschwabben von Eduard Eggert . . .	644
Meyers kleiner Hand-Atlas. Mit Benutzung des Kartenmaterials aus Meyers Konversationslexikon zusammengestellt. 100 Kartenblätter und 9 Textbeilagen . . .	645
Ernst Arden. Von Alfred Lemmgen, aus dem Englischen überlegt von Robert Waldmüller. Illustriert von Conrad Ermsich . . .	714

Gesammelte Schriften von Heinrich Seibel. X. Bd.: Der Schatz und anders . . .	714
Er und Sie. Kurze Geschichten von A. M. Wille. Nordische Helensagen. Aus dem Altisländischen überlegt und bearbeitet von Carl Köhler . . .	715
Gedenkbuch für Kinder. Mit Bildern von August D. Plinke . . .	715
Deutschnationales Jahrbuch. 3. Jahrgang 1893. Herausgegeben von Carl Bröll . . .	715
Krowigskis Volks-Kalender 1893 . . .	715
Krowigskis Damen-Kalender . . .	716
Damen-Almanach. Notiz- und Schreibkalender für 1893 . . .	716
Schöners Kalender für die deutsche Familie . . .	716
Schriften von Graf Leo Tolstoj . . .	716
„Die Hochzeit des Millens.“ Drama von Hermann Schreyer . . .	717
„Michael Seret.“ Christliches Trauerspiel von Georg Rusefer . . .	717
„König Otto der Erste.“ Vaterländisches Schauspiel von Dr. G. Schönemann . . .	718
„Hans Sachs.“ Vaterländisches Schauspiel von D. Haupt . . .	718
„Moderne Kinder.“ Schauspiel von Franz Wischmann . . .	719
„Im Strome der Zeit.“ Schauspiel von Peter Philipp . . .	719
„Versinkende Welt.“ Schauspiel von demselben . . .	720
Wie die Tiere Soldaten werden wollten. Ein Bilderbuch von Peter Jäzger mit Versen von Georg Büttcher . . .	786
Das Buch der schönsten Kinder- und Volksmärchen, Sagen und Schwänke. Herausgegeben von Ernst Busch. 20. Aufl. Mit 75 Text- und 6 bunten Vollbildern . . .	786
Mit sechs Jahren. Lustige Mädchen geschichten von Frieda Schanz. Zweite Aufl. . .	786
Kaiser Wilhelm und seine Zeit. Ein deutsches Bilderbuch von Ferd. Schmidt. Vierte Aufl. Mit 175 Text- und 17 Tondruckbildern und dem Stahlstichporträt des Kaisers . . .	786
Die Kinderlaube. Jährliches Jahrbuch für den Familienkreis bearbeitet von Theodor Schäfer. 30. Band. Mit 12 Bildern in Farbendruck und reichem Bilderzettel im Text . . .	786
Liebe und Leben. Eine Sammlung deutscher Lyrik ausgewählt von Friedr. von Bobenstedt. Illustriert von Heinz Rettig . . .	787
Der alte Kabe. Stimmungsbilder von Heinz Postmeier . . .	787
Lebensfrucht. Von Otto Sutermeister. Der „Pädagogischen Diktich“ dritte bedeutend vermehrte Auflage . . .	787
Robert Burns Gedichte in Auswahl. Deutsch von Gust. Legetich. Zweite Aufl. . .	788
Sommerfahrt eines Junggebliebenen von Georg von Dergen. Zweite Ausg. . .	789
Lieber und Hanschen. Gedichte von F. G. Adolf Welf . . .	789
Hilfslösung des neuen Jahrhunderts. Gedichte von Otto Wiggers von Gogh . . .	790
Sonnenwendfeier. Fieber von Victor Harding. . .	791
Poesien von Hugo Kocier . . .	791
Leib im Lied. Blätter der Erinnerung von J. von der Alm . . .	791
Episteln von J. B. v. Schefel. Mit dem Porträt des Verfassers . . .	859
Camodons. Ein Dichterleben. Roman in Versen von Rudolf Runge . . .	859
Schloß Rosenitz. Novelle von Ferdinand von Saar. Der Orbenknecht. Eine deutsche Minne und Helensminne von Anton Dhorn . . .	860
Der Jungfrau Leben, Lieben, Leiden. Ein Buch der Weisheit und der Erfahrung für Deutschlands Jungfrauen und Mütter von Georg Holzhey. Metrisch bearbeitet und herausgegeben von Prof. Dr. Conrad Meyer. 6. Aufl. . . .	860
Plauderbriefe an eine junge Frau. Von Otto von Leitner. 2. Kaufend . . .	860
Kestliche Studien für die Frauenwelt. Von demselben. 4. Aufl. . . .	860
Krowenbils Volkskalender für 1893. 49. Jahrgang. Krowenbils Hauskalender für 1893. 48. Jahrgang. Die Nacht am Rhein. Erzählung von Sophie von Ribelschütz . . .	861
Das Bauernschwäbchen. Eine Erzählung für die reifere Jugend von derselben . . .	861
Mütterchen Elisabeth. Von Bertha Jilgès. Aus dem Tagebuch eines jungen Mädchens. 2. Aufl. der Jugendschriften: „Die poltische“ und „Elisabeth“ . . .	861
Gesammelte Schriften von Marie von Ebner-Eschenbach . . .	861
Charles Darwin. „Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“ oder „die Er-	

haltung der bevorzugten Rassen im Kampf ums Dasein“ Deutsch nach der letzten englischen Ausgabe von Georg Gärtner . . .	862
Charles Dickens Leben und Abenteuer Nicholas Nickleby. Überlegt von E. v. Bauernfeld. 2. Bd. . . .	862
Der Froschmäulertag. Ein komisches Gedicht. Übertragen von Paul Nitzsche. 2. verbesserte und vermehrte Auflage . . .	863
Das Schweizerland im Liebe. Eine Anthologie. Zusammengestellt von Heinrich Rohmer . . .	863
Rosa und Gertrud. Erzählung von Rud. Köpfer. Karerga und Paraliomena. Kl. philol. Schriften von Arthur Schopenhauer. 4. Heft . . .	863
Otto Janes Kollektion . . .	863
Aus vergilbten Blättern. Lebensbilder von Ida Schreiber . . .	863
Bunte Bilder. Freud und Leid der Gymnasialzeit. Humoresken von Odel Hans (Paul Gustav) mit Bildern von F. Köber . . .	863
Anno 70 mitgelassen. Erlebnis eines Berliner Jungen im deutsch-französischen Kriege. Von F. Köber. Mit 40 Bildern vom Verfasser . . .	863
Aligraun. Novellen in Versen von Frieda Schanz . . .	863
Der Friede am Berge. Ein Sang aus Schlesiens alter Zeit von Fedor Sommer . . .	864
Vor Zeiten. Novellen von Theodor Storm . . .	924
Ein Kind des Reichthums. Roman von E. Gärtner . . .	924
„Es fiel ein Reis in der Frühlingnacht.“ Novellen von Alfy Schubin . . .	924
Vom grünen Wasser. Gedächtnis und Schilderungen von Johannes Ziegler . . .	924
Dynball. Roman aus dem südafrikanischen Farmerleben von Ralph Iron . . .	924
Durch Frost und Stulen. Gedichte von Heinrich Dillhaupt . . .	924
Neue Gedichte von Angelica von Hörmann . . .	924
Zu Zwei'n im Süden. Dichtungen von Karl Weermann . . .	924
Gedichte von Paul Barnte . . .	924
Gesammelte Werke von Hoffmann von Fallersleben . . .	925
Lachende Ueber. Neue Dichtungen von R. Schmidt-Cabanis . . .	925
Lieber-Symphonien von Schulte von Brühl . . .	925
Aus meinem Lieberbuch von Karl Handell . . .	925
Klaus Grells gesammelte Werke . . .	925
Der große Kaiser im deutschen Lied. Ein Gedichtbuch für Schule und Haus von Paul Grotowsky . . .	925
Die einheimischen Stubenvögel. Von Dr. Karl Ruz . . .	926
Der fahrenden Schiller Lieberbuch. Eine Auswahl der Bagatellen in modernen Übertragungen mit einer Einführung in das Wesen und die Poesie der „Fahrenden“ von Karl Witzke . . .	926
Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preussischen Hauptstadt von Ludwig Weller Deutsch/Seegrab. Ein Stück Reichsgeschichte von Vice-Admiral Walfsch . . .	926
Wielmar und Jena von Adolf Stahr . . .	926
Paul Rosers Notiz-Kalender als Schreibunterlage für das Jahr 1893 . . .	926
Paul Rosers Haushaltungsbuch für den Schriftlich deutscher Haushalten 1893 . . .	926

**Vermischtes.**

Englisches Kunstgewerbe . . .	70
Geist und Körper . . .	143
Bequem . . .	144
Prügel-Statistik . . .	144
Kleinigkeiten . . .	214
Im Jahre 1786 . . .	359
Des Fürsten von B. Leckensperg . . .	430
Marionette . . .	433
Der englische Schauspieler Holland . . .	504
Napoleon I. . . .	647

**Briefkasten.**

Seite : 216, 285, 360, 432, 504, 576, 648, 720, 791, 928.

# Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3/4 M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N<sup>o</sup>. 1.

## Heinrich Guise.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

### Erstes Kapitel.

Man schrieb den ersten September des Jahres 1572. Über der Stadt Paris hing bleischwer ein trüber, grauer Himmel, der schon seit Tagen Ströme des Regens herabgeschickt hatte; — wollten sie das Blut hinwegwaschen, das kaum eine Woche zuvor in den Häusern, den Straßen der Hauptstadt geflossen war, — wollten die jagenden, dunklen Wolken die Sturmgepeitscht dort droben sich zu verfolgen schienen, an den Kampf gemahnen, der sich in der gemitterschwülen Nacht des Bartholomäussonntags abspielt? An den Kampf? Aber war es denn ein Kampf gewesen, das planmäßige Niedermetzeln einer Anzahl wehrloser Menschen, die aus dem Schlafe aufgeschreckt, ohne Waffe, noch Verteidigung unter den Streichen fanatischer Mörder zusammenbrachen?

In Paris schien mit dem Ende jener Schreckentage jedes öffentliche Leben erloschen. Die Bewohner hielten sich scheu in ihren Häusern, wer vermochte zu wissen, ob nicht plötzlicher Verdacht ein Keher oder ein Hochverräter zu sein eines der Mitglieder der Familie traf, ob nicht Privathaf einem Feinde die Waffe in die Hand drückte, unter dem Vorwande, ein gottgefälliges Werk zu thun, den Gegner aus dem Wege zu räumen? Man zitterte vor neuen Schrecknissen, welche die nächste Zukunft diesem von Parteilidenschaften zerrissenen Reiche bringen könne; das Gerücht sprach von einer Verschwörung gegen das Leben des Königs und sie zu erfüllen, sollte das Blutbad von Sankt Barthélemy dienen. Die Hugonotten, so erklärte ein königliches Dekret, hatten im Sinne gehabt, fremdländische Truppen, Deutsche und Schweizer, in das Land zu rufen, die politisch Unzufriedenen an ihre Fahnen zu fesseln, mit Gewalt der Waffen ihre Religion zu der herrschenden in Frankreich zu machen.

Dann wieder ließ man sich erzählen, daß lang-

gehegte Blutrache zwischen den Guisen und den Chatillons das furchtbare Ereignis herbeigeführt habe.

Doch diese zweite Version fand bei der Menge der Bevölkerung wenig Glauben. Hatte man nicht unmittelbar, nachdem jenes Gerücht aufgetaucht war, vernommen, daß der jugendliche Herzog von Guise zornflammenden Angesichtes in den Louvre geeilt sei, den König für die Anschulbigung, die er erfahren, zur Rechenschaft zu ziehen? Hatten nicht die Edelleute, die im Vorzimmer standen, deutlich es gehört, wie Heinrich Guise den schwachen Karl mit den bestigsten Vorwürfen überschüttete, sein königliches Wort ihm fast abzwang, für seine Entscheidung des 24. August, seine Blutbefehle, jetzt auch eintreten zu wollen? Wie Karl, gepeinigt von den bereits erwachenden Gewissensbissen, erdrückt von seines Vassallen gebieterischem Auftreten, zögernd nachgab, obgleich man überzeugt sein konnte, daß er schon im nächsten Augenblicke auf eine neue Ausflucht sinnen würde, wie er der schauernden Welt es verbergen könne, seine eigenen Untertanen zur Schlachtbank gelandt zu haben?

Einen Fluch ausstoßend entließ er den Herzog von Guise, mit hochmütigem Gruße entfernte sich der stolze Edelmann, um in seinen Palast zurückzukehren.

Auch seine Stimmung war, trotz des Sieges, den er über die verhassten Gegner, wie über den Monarchen erfochten, die denkbar schlechteste. Das Benehmen Karls nach dem Geschehenen mußte ihn belehren, wie die Früchte dieses Sieges beschaffen seien. Einem schwankenden, leidenschaftlich erregten Fürsten, der niemals nach überlegtem Plane, niemals auf Grund einer festen Überzeugung, stets nur nach den Aufwallungen seines unbegreifbaren Temperamentes handelte, konnte er zutrauen, daß ihn die halb abgedruckenen Befehle ebenso schnell wieder reuten, wie er sie gegeben, sie unterstützt hatte, daß, statt einer völligen Vernichtung der unreinen Regierlehre jetzt den Hugonotten, gleichsam zur Entschädigung,

größere Zugeständnisse, als bei dem Frieden von St. Germain gemacht werden würden.

Dann aber blieben auf dem Namen Guise die Greuel der begangenen Thaten haften, die nutzlos geworden, wenn ihnen der dauernde Erfolg fehlte, und dies lag keineswegs in den Wünschen des lothringischen Hauses, das zu einer Machtstellung sich emporgeschwungen, um selbst dem königlichen Hofe zuweilen Beforgnis zu erregen.

Aber neben dem Ehrgeize, der alle Mitglieder dieses Hauses beseelte, wurzelte in ihnen jene Überzeugungstreue, die durch keine Versuchung von dem einmal gewählten Ziele abwendig gemacht wird. Wie sein Vater, der große Franz von Guise, fühlte Heinrich sich berufen als der Hort katholischen Glaubens unerschüttert seinen Platz zu behaupten, mochte um ihn eine Welt in Trümmer gehen. Für ihn gab es kein Bedenken und kein Zaudern, wenn es diesen Kampf zu kämpfen galt.

Jene Politik des Schwankens und des Nachgebens, wie sie die Regentin Katharina angewandt, um sich die eigene Herrschaft zu sichern, dünkte ihm verabscheuungswert, weil er in derselben eine Bedrohung der einzig wahren Religion erblickte. Selbst die Blutrache an dem Admiral, den er den Mörder seines Vaters nannte, war nicht die heftigste Triebfeder gewesen, die sein Thun an jenem verhängnisvollen Sonntage leitete.

Der Palast war erreicht. Stumm, ohne die ehrerbietigen Grüße seiner Diener mehr als mit flüchtigem Kopfnicken zu erwidern, stieg der Herzog die Treppe zu seinen Gemächern hinan. Sein verdüsteres Gesicht erhellte sich etwas, als er im Vorzimmer einen älteren Mann in dunkler Kleidung erblickte, der ihn offenbar erwartete.

„Du bist es, Lignerac,“ sprach er, „warst Du schon lange hier?“

„Fast eine Stunde, Monseigneur,“ erwiderte der Angeredete, sich tief verneigend, „ich glaubte, es würde Ew. Fürstlichen Gnaden erwünscht sein, Nachricht zu erhalten,“ — er verstummte, einen fragenden Blick auf die außer ihm Anwesenden, einige Edelleute des Gefolges und einige Diener, werfend.

„Gewiß, gewiß,“ fiel ihm der Herzog in das Wort, „komm mit mir; ich kann drüben in meinem Kabinet Deinen Bericht in Ruhe hören.“

Monsieur de Lignerac, ein früherer Lehrer des jungen Herzogs, folgte dem Voranschreitenden in das anstoßende Gemach, über dessen Thür Heinrich Guise einen schweren Sammetvorhang schlug. Der verdrossene Ausdruck seiner Miene war verschwunden, seine Züge atmeten lebhaft Spannung, als er sich zu dem Edelmann wandte.

„Ich hatte nicht Zeit, Dein Haus zu besuchen,“ sagte er hastig und aufgereg, „diese letzten Tage waren voller Pein und Argerniß. So sage mir zunächst, wie es Deinem, — unserem Schüllinge ergeht?“

„Das Fräulein hat sich von dem Schrecken jener Nacht erholt,“ antwortete Monsieur de Lignerac gedämpften Tones, „aber jetzt verzehrt sie die Unruhe, was damals aus den Ihren geworden, ihrer Mutter zumal, die in dem Hause blieb, ihrem Vater, —“

Monsieur de Lignerac senkte den Blick; es war ihm nicht möglich, in diesem Momente in das Angesicht seines Herrn zu sehen.

Heinrich Guise strich sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er einen unangenehmen Gedanken verschleuchen.

„Rougemont ist tot,“ sprach er, „ich konnte ihn nicht retten, durfte es nicht. Doch das junge Geschöpf, das sich zu mir flüchtete, — sie erbatte mich, — es kostete so wenig, sie zu schützen. Wer hätte es gewagt, soviel Jugend und Lieblichkeit zu töten? In Deinem Hause war sie sicher gegen alles Kommende und bei Dir muß sie auch noch bleiben, bis ich ein Mysl für sie gefunden. — Hat sie nach mir gefragt?“

„Unaufhörlich, gnädiger Herr.“

In des fürstlichen Jünglings Wangen stieg eine helle Röte.

„Und Du, — Du hast Dich nicht verraten? Sie ahnt nicht, wer ich sei?“

„Sie wird es von mir niemals erfahren. Sie spricht von Euch, wie von einem Schutzengel, den ihr Gott in der Gefahr gesandt.“

Heinrich Guise trat an einen Tisch, der mit Schriftstücken bedeckt war, und warf achtlos einige Papiere durcheinander.

„Ich komme heute noch zu Dir, sobald es dunkel geworden,“ sagte er, „es ist ja auch meine Pflicht für die weitere Unterbringung Deines Gastes etwas zu thun, und daher muß ich selbst sie sprechen. Wie nanntest Du ihren Namen?“

„Angélique!“

„Angélique!“ wiederholte der Herzog langsam und das Bild der Trägerin schien mit dem Namen vor seinen Blicken zu erstehen, — hilfsehend, märchenlieblich, holdberührend in ihrer Angst, wie in ihrem Vertrauen zu ihm.

„Hast Du Dich nach Frau von Rougemont erkundigt?“ fragte Heinrich Guise nach einer Pause, „wo ist sie jetzt?“

„Ich war zweimal in dem Hause, das sie bewohnt,“ antwortete Monsieur de Lignerac, „wurde jedoch niemals vorgelassen. Frau von Rougemont sei krank, hieß es jedesmal, doch deutete die Pförtnerin mir an, daß die Erlebnisse jener Nacht ihren Geist verwirrt hätten.“

„Ich hoffe, daß dies übertrieben ist. Für sie ist jetzt keine Gefahr mehr vorhanden und sollte ein neues Gesetz gegen die Ketzer erlassen werden, wie es von dem Schwächling Karl, der schon jetzt anfängt zu bereuen, nicht zu erwarten ist, so werde ich sie um der Kleinen willen unter meinen Schutz nehmen. Sage Angélique, daß ich sie heute noch sehe, oder nein, sage ihr nichts, — ich bin begierig, ob sie ihren Ketter unvorbereitet wiedererkennt. — Und nun gehe zurück. Ich lege es Dir als eine Pflicht auf, alles zu thun, was Du zur Erleichterung ihrer Lage finden kannst.“

Der alte Edelmann verabschiedete sich. Seine Miene verriet über die ihm gewordenen Befehle weder Staunen, noch Mißbilligung. Er dankte dem Herzoge eine sorgensfreie und gesicherte Lage und mehr noch, — er war wie alle, welche Heinrich Guise näher

traten, von dem Zauber gefangen, den des jungen Fürsten Persönlichkeit ausübte. Vielleicht kam es in seiner blinden Ergebenheit ihm nicht einmal in den Sinn, daß der nämliche Mann, der vor kaum sieben Tagen haßerfüllte Mörderscharen zur Ausrottung der Feinde seines Glaubens geführt, jetzt im Begriffe war, insgeheim eine Kegerfamilie zu beschirmen.

Auch Heinrich Guise dachte nicht daran, als er sich, nachdem sein Vertrauter ihn verlassen, in den Sessel vor seinem Arbeitstische warf, die eingegangenen Schreiben, Berichte, Bittschriften zu mustern, die an den einflußreichen Magnaten inzwischen eingegangen waren.

Der Herzog war kein Träumer, der Phantasiegebilden einen Teil seiner Zeit gönnte. Sein klarer Geist, sein zielbewusstes Streben hatten ihn zu einem Manne der raschen That werden lassen, — heute jedoch fesselten die zu erledigenden Dinge ihn weniger, als sonst. Die Zeilen vor ihm entschwanden seinen Blicken, aus den steifen verschnörkelten Schriftzügen seines Oheims, des Kardinals von Lothringen, schaute immer wieder ein blondes Köpfchen empor, das ihn verfolgte seit jener Nacht und dessen Erinnerung ihm selbst durch die Wirren der letzten Tage nicht zurückgedrängt worden.

Er atmete tief auf; — wie war es seltsam, was er erlebt, nicht wegen der begleitenden äußeren Umstände, seltsamer noch wegen des inneren Aufstuhres, den das Ereignis bei ihm hervorgerufen!

Es war in jener Blutnacht des 24. August gewesen. Schon war der greise Admiral unter den Dolchstoßen Besmes und seiner Genossen gefallen, die Heinrich Guise in wildem Racheverlangen bis an die Schwelle seines Hauses geleitet. Schon hallten die Straßen wieder von dem Geschrei Verwundeter und Sterbender, die aus ihren Wohnungen gestürzt, durch Flucht sich hatten retten wollen und draußen durch die ihrer harrenden Soldaten niedergemacht wurden.

Dort in jenem zierlich gebauten Hause, das ein wohlgepflegter Garten von der Straße trennte, wohnte ein hugenottischer Edelmann, Monsieur de Rougemont, ein Freund des Admirals, der mit seiner Familie von La Rochelle gekommen, um den Hochzeitsfeierlichkeiten Heinrichs von Navarra beizuwohnen. Unter den Kolbenschlägen der heranstürmenden Bürgermilitzen war die Thür zusammengebrochen, Kampfgeschrei ertönte aus dem Inneren, untermischt mit den Hilferufen mehrerer Frauenstimmen.

Herr von Rougemont mußte wohl versucht haben, sich zu verteidigen; vielleicht stand auch sein Sohn ihm bei, der als ein tapferer Kämpfer in dem Hugenottenheere bekannt war.

Der Herzog von Guise fand, daß der Angriff droben lange dauere; aus dem Schatten der Platanen heraustretend, unter welchen er der Wiederkehr seiner Leute geharrt, wollte er soeben das Haus betreten, als aus dem Thürbogen eine weiße Gestalt ihm entgegengeflogen kam, besinnungslos vor Entsetzen, Schutzsuchend sich in seine Arme zu stützen.

„Rettet mich, wer Ihr auch seid, um der Barmherzigkeit willen, sie ermorden uns,“ stieß sie hervor

und unter krampfhaftem Schluchzen barg sie ihr Haupt an seiner Brust.

Des Herzogs erste Bewegung war, die Schutzsuchende von sich zurückzudrängen; — eine Hugenottin, eine Kegerin, die Tochter oder die Frau eines der Gegner, die er zu vernichten gekommen, rief ihn um Barmherzigkeit an, den Führer jener Scharen, die mordlustig in ihr Haus gedrungen; durfte es denn Gnade geben für die, welche so sichtbarlich unter dem Fluche Gottes standen, der ihr Verderben zuließ?

Er versuchte einen Schritt gegen das Haus zu machen, vor welchem eine Pechkerze in der Hand eines der Wächter ihr unsicheres Licht verbreitete.

Die Flüchtende erkannte seine Absicht, sich von ihr befreien zu wollen, — sie klammerte sich fester an ihn.

„Rettet mich, habt Erbarmen,“ wiederholte sie, ihr Antlitz erhob sich zu ihm, in beschwörender Bitte, thränenüberströmt.

Sie standen beide in dem Scheine der Fackel, der ihre Züge hell beleuchtete, — jetzt erst sah Heinrich in das Angesicht der Flehenden, jetzt erst das Mädchen in das Angesicht des Mannes, dessen Schutz sie heischte und es war, als ob beide in einem Schrecken erschauerten, der nichts mit den vorangegangenen Scenen gemein hatte.

Und dann hatten sich, — war es nicht gegen seinen Willen gewesen? — die Arme des fürstlichen Jünglings um die leichtgekleidete Gestalt geschlungen, sie aus dem Bereiche des Hauses zu ziehen und seine Stimme flüsterte an ihrem Ohre: „Seid ruhig, ich beschütze Euch.“

Doch schon polterten die Stiege hinab die Verfolger, welche ihr Werk droben vollendet hatten, — einer von ihnen stürzte auf den Herzog zu, der mit seiner Last sich in den Schatten der Bäume zurückgezogen. Er erkannte in dem herrschenden Dunkel den Mann nicht, in dessen Armen das Mädchen hing, mit roher Hand ergriff er das weiße Nachtkleid, welches sie umhüllte.

„Ah, mein Schätzchen, haben wir Dich doch gefunden?“ lachte er auf, „gieb sie frei Kamerad, ich hatte sie zuerst entdeckt und, —“

Er konnte seine Rede nicht fortsetzen, ein Schlag von des Herzogs Klinge traf den Arm, der sich nach dem Mädchen ausstreckte.

„Eiender, was kommt Dir in den Sinn?“ donnerte Heinrich Guise ihn an. „Kennst Du mich nicht?“

Der Söldner wich zurück. „Ihr, Monseigneur,“ stammelte er fassungslös.

„Ja, ich,“ rief der Herzog, „der Dich zur Stelle durchbohren sollte, da Du es wagtest, mit Deiner frechen Hand diese Dame anzurühren. Fort, aus dem Garten hier, Ihr führt mit Weibern keinen Krieg, geht dorthin, wo Ihr Eure Feinde findet.“

Er hob von neuem die Gestalt des Mädchens empor, das sich vertrauend an ihn schmiegte, und schritt mit ihr durch einen Seitenpfad des Gartens davon. Die Söldner waren bereits hinausgeeilt, die Fackel des Wächters zog einen feurigen Streifen durch das Dunkel hin, dann verschwand auch sie an

einer Biegung der Straße. — Flintenschüsse hallten aus der Ferne, jetzt kamen sie näher, das Getümmel der Verfolgten, Fliehenden schien sich hierherzuwenden, — Hilfschreie tönnten aus benachbarten Häusern, der Sturmglöden grelles Läuten dazwischen, mit ehernen Stimmen das Entsetzliche verkündend, das sich in dieser Nacht in Paris zutrug.

In dem totenstillen Garten stand noch immer Heinrich Guise, ungewiß, wohin er das Mädchen bringen solle, dessen Rettung er auf sich genommen. Trotz der eigenen Erregung, trotz des Todesgrauens um ihn her fühlte er eine Art schaurig süßer Wonne in der unerwarteten Rolle des Beschüzers, welche ihm die Stunde zuerteilt hatte. Dieses warme, junge Leben, welches er an seiner Brust hielt, sollte es dem Untergange anheimfallen? Nimmermehr! Was lag daran, wenn er der Zahl der dem Verderben Geweihten ein Opfer entzog? Dieses Opfer?

Sein Ansehen war groß genug, die Kleine dauernd zu beschirmen und ein Guise stand über dem Verdachte, Regern je einen Vorstoß leisten zu wollen.

In der nämliehen Straße, wenige Schritte von hier, wohnte einer der früheren Beamten seines Vaters, Herr von Lignerac, — er mußte das Mädchen nehmen, wohl oder übel sie verbergen, bis die Gefahr vorüber. Drohung oder Befehl mußten ihn dazu veranlassen, selbst wenn er sich anfangs weigern sollte.

Sorglich hüllte er die Zitternde in seinen Mantel, sie den Blicken der Vorübereilenden zu entziehen, dann schritt er mit ihr in die Straße hinaus, in der allerorten Pechfadeln aufflammten, den bewaffneten Scharen die Häuser zu bezeichnen, welche sie als die ihrer Glaubensgenossen zu schonen hatten.

Es gehörte die alles verachtende Kühnheit Heinrich Guises dazu, inmitten des Getümmels in den Straßen eine Rettungsthat, gleich dieser, zu wagen, doch jene Kühnheit, die in späteren Jahren sich zum Troze steigte, half ihm auch heute, wie so oft schon, das Gewollte vollbringen. Den Hut, auf dem das Erkennungszeichen des weißen Kreuzes leuchtete, tief in die Stirn drückend, ging er sicheren Schrittes in dem Lichtschimmer der Pechkerzen seinem Ziele entgegen.

Das Glück schien ihn zu begünstigen, von den Vorübereilenden kam es niemand in den Sinn, ihn aufzuhalten, ihn um Auskunft anzugehen, was er unter dem langen weißen Mantel verborgen trage, — und wenn es geschah? — Pah! Herzog Heinrich war nicht um eine Antwort verlegen; er wußte genau, was er erwidern werde, sollte einer seiner Freunde oder Gefährten ihn anreden, und er wußte auch, daß man seiner Erklärung Glauben schenken werde. Man war am Hofe Karls IX., oder besser noch, am Hofe der auf manchem Gebiete duldsamsten der Königinnen, Katharinas von Medici.

Das Haus Monsieur de Ligneracs war erreicht. Der Herzog bewegte heftig den eisernen Klopfer, den Eigentümer zu erwecken, doch es bedurfte dessen nicht. Wer von den in die Verschwörung Eingeweihten konnte schlafen in einer solchen Nacht?

Herr von Lignerac öffnete selbst; er war be-

troffen, seinen jungen Herzog vor sich zu sehen. Heinrich Guise machte ihm ein rasches Zeichen; schweigend trat der Edelmann zurück, seinem Gebieter Raum zu geben, der ohne weiteres die nächste Thür aufstieß und mit seiner schönen Beute in ein matterhelltes Zimmer trat, in welchem Monsieur de Lignerac lesend die Stunden der Nacht verbracht hatte.

Heinrich Guise warf einen suchenden Blick um sich, bis er in einer Ecke eine hartgepolsterte Ruhebank entdeckte, auf die er das gerettete Mädchen niedergleiten ließ.

„Du bist schlecht eingerichtet, Gaspard,“ sagte er, den Mantel über seinen Schützling werfend. „Ich bringe Dir hier einen Gast, den Du einige Zeit beherbergen sollst, und finde bei Dir nicht die geringste Bequemlichkeit.“

Monsieur de Lignerac war in kaum verhehltem Staunen des Herzogs Thun gefolgt; — während er seinen Gebieter an der Spitze seiner Scharen glaubte, den Tod seines Vaters zu rächen, schien er einem Liebesabenteuer nachgegangen zu sein, zu welchem er noch außerdem seine Beihilfe verlangte.

Welch holdseliges Geschöpf es war, das da, nur mit dem Nachtgewande bekleidet, vor ihm lag! Sie schien erst jetzt vielleicht sich bewußt zu werden, daß ihre Schönheit den Augen zweier fremder Männer ausgesetzt war, und zog angstvoll, schamhaft den Mantel ihres Beschüzers über ihre Schultern.

Der Herzog bemerkte den eigentümlichen Ausdruck, den das Angesicht seines Edelmannes angenommen. Heiß stieg es in ihm empor, — war es im Gefühle der Beschämung vor diesen reinen Kinder-Augen, die in hilflosein Vertrauen sich auf ihn richteten, auch nur einen Moment an jene frivole Erklärung seines Thuns gedacht zu haben, die er seinen Gefährten hatte geben wollen?

„Es ist Baron Rougemonts Tochter,“ herrschte er seinen Untergebenen an, „sie war in Gefahr von den Söldnern gemißhandelt zu werden, die ihres Vaters Haus stürmten. — So nahm ich sie mit mir und übergebe sie Dir, bis diese Tage vorüber sind. Wecke Deine Schwester, damit sie für die Kleine sorgt. Ich muß hinweg und komme später einmal zu Dir, mich nach ihr zu erkundigen.“

Er wollte, sich von ihr wendend, das Zimmer verlassen, doch es gelang ihm nicht sogleich. Die junge Jugenottin ergriff seine Hände.

„Lasset mich nicht allein,“ rief sie, „ich fürchte mich, wenn Ihr fortgeht.“

Der Herzog beugte sich über sie. „Ihr seid in sicherem Schutze hier,“ sagte er, und alle Weichheit, die durch seine klangreiche Stimme zitterte, schien die Worte zu überzeugenden Tröstungen zu machen. „Seht, dieser würdige Mann und seine Schwester werden über Euch wachen, bis ich wiederlehre. Glaubt Ihr, ich habe Euch gerettet, um Euch einer neuen Gefahr auszusetzen?“

Er hatte eine seiner Hände von ihr befreit und strich leise, wie bei einem Kinde, über ihr weiches, goldenes Haar.

Wieder traf ihn ihr Blick, halb scheue Bewunderung, halb gläubiges Vertrauen.

„Ja, Ihr seid gut,“ flüsterte sie, „Ihr waret der schützende Engel, zu dem mein Angstruf bringen mußte.“

Er zuckte zurück, — was wollte jene innere Stimme so plötzlich, die ihm zurief, daß er des Lobes dieser Lippen unwürdig sei? Nur wenige hundert Schritte von hier lag in seinem verwüsteten Zimmer ihr Vater wohl in seinem Blute, und seine Hand war es gewesen, die den Verschworenen den Weg gezeigt. Thorheit, die weiche Regung, die ihn ergriffen, — es war ja ein Kezer, ein von Gott Verdammter, er und die anderen, die in dieser Nacht noch fallen sollten. Hinweg, hinweg, was hatten die Augen des holdseligen Geschöpfes für eine Macht, ihn seiner selbst so ungleich werden zu lassen?

„Lebt wohl,“ sagte er hastig, die Hand, die er noch immer in der seinen hielt, an seine Lippen drückend, „all Eure Wünsche sollen Signerac und seine Schwester pünktlich erfüllen. Mit ihrem Leben bürgen sie mir für das Eure.“

Im Korridor, den er durchschreiten wollte, trat ihm die bejahrte Schwester seines Edelmannes entgegen, die, auf das Geräusch im Hause aufmerksam geworden, nach der Ursache fragen wollte.

Mit der Ritterlichkeit, die ihn in seinem Verkehr mit Frauen kennzeichnete, küßte Heinrich Guise den Hut.

„Euer Bruder, Fräulein von Signerac,“ redete er sie an, „versprach mir einen Dienst zu leisten, dessen größerer Teil Euch zufallen wird. Lasset Euch von ihm erklären, um was es sich handelt, und noch eins, Gaspard,“ wandte er sich zu dem ihn geleitenden Edelmann, „verschweiget Euren Gäste, wer ich bin.“

Er eilte davon, seine Söldnerschar wieder zu erreichen, im Verein mit Tavannes und Angoulême das begonnene, blutige Werk fortzusetzen.

Aber die Greuelscenen, denen er beiwohnen mußte, hatten ihn schnell genug angewidert, der Eifer, mit dem er den Befehlen des Königs anfangs nachgekommen, war mit der Befriedigung der persönlichen Rache, die ihn zu Coligny und dessen vertrautesten Freunden getrieben, etwas erkaltet. Wie die Mehrzahl der Verschworenen zu jener finsternen That, die doch alle zuvor gebilligt, begann er vor der Ausdehnung zurückzuschauern, welche sie genommen. Was waren die Schreckensbilder des offenen Schlachtfeldes gegen das Fürchterliche, das sich hier zwischen Verfolgern und ihren Opfern abspielte?

Er gedachte dessen, als er die Schriftstücke zusammenschiebend, die er nicht lesen mochte, an das Fenster trat und auf die menschenleere Straße hinablickte, und dann war es ihm, als müsse er gewaltsam die lästigen Gedanken verbannen, die ihn beschäftigten, um nur dem einen Raum zu geben, der wohl fähig war, alle anderen zu verdrängen: wie sie ihn heute empfangen würde, die ihr junges Leben seiner Schonung dankte, und die es nicht ahnte, daß es ihres Hauses Feind gewesen, der sie in seinen Armen durch die Nacht getragen.

## Zweites Kapitel.

Die Geschwister Signerac standen einige Zeit in wortloser Überraschung, als der Herzog ihnen seine Befehle in betreff des fremden Mädchens erteilt hatte.

„Wer ist sie?“ fragte Jeanne endlich, die eine vorwiegend praktische Natur, jeder Sache sofort auf den Grund zu gehen pflegte.

„Die Tochter René's von Rougemont,“ antwortete ihr Bruder gedämpften Tones.

„Eine Kezerin,“ sprach das alte Fräulein, ihre Hände erhebend.

„Ja, eine Kezerin,“ wiederholte Herr von Signerac. Abermals schwiegen beide.

„Was konnte ihn veranlassen, sie zu retten?“ sagte Jeanne nach einer Weile.

Ihr Bruder warf einen Blick auf die Thür, hinter welcher sich die Hugenottin befand.

„Sie ist schön, wie ein Engel und so jung noch, fast ein Kind,“ entgegnete er und vermochte es nicht zu hindern, daß durch seine Stimme ein gewisses Mitleid klang.

„Also darum!“ bemerkte Jeanne. Ihr Staunen war bereits im Schwinden.

„Und was soll ich jetzt für sie thun?“ fügte sie hinzu.

„Gehe zu ihr, was sie braucht, muß sie erhalten. Wir haben vorderhand nichts zu thun, als dem Herzog zu gehorchen.“

Fräulein Jeanne trat in das Zimmer, in welchem sich der ihr aufgedrungene Gast befand. Die junge Kezerin lag noch auf der harten Bank, auf welche Heinrich Guise sie gelegt, eingehüllt in den Mantel, den ihr Beschützer zartfüßig ihr gelassen. Sie fuhr erschreckt auf, als die Thür sich öffnete; noch bebte in ihr die Angst, die sie erduldet und die von neuem hervorzubrechen drohte, da sie sich allein unter Fremden mußte.

Ein Atemzug der Erleichterung hob ihre Brust, als es eine Frau war, die sie vor sich sah; von ihr konnte ihr nichts Übles kommen.

Jeanne ihrerseits betrachtete sie einige Minuten aufmerksam, bevor sie sich zu einer Anrede entschloß; sie begann es zu begreifen, daß der Herzog sich nicht überwinden konnte, diesem Geschöpfe ein Leid zufügen zu lassen.

„Seid nicht bange,“ sagte sie, so sanft, als sie es vermochte, „Euch wird bei uns nichts geschehen. Sagt mir nur, was ich für Euch thun kann, was Ihr haben möchtet, und ich werde es sogleich bringen.“

Das junge Mädchen zögerte verwirrt; sie wollte sich emporrichten, bei ihrer Bewegung entglitt ihr der Mantel, den sie sorglich um sich gehalten. Das Fräulein schlug die Hände zusammen.

„Aber wo hat Euch unser Herr denn hergeholt?“ rief sie unwillkürlich. „Ihr habt ja fast nichts an.“

In die Augen der Hugenottin traten Thränen. „Ich weiß nicht, was man uns thun wollte,“ schluchzte sie, „ich wachte auf, mitten in der Nacht, als fremde Männer in unser Haus drangen. Es sind wohl Räuber gewesen, die uns alle ermorden wollten. Der

Vater suchte uns zu verteidigen, — es waren ihrer jedoch so viele. — Mich riß einer von ihnen aus dem Zimmer und die Treppe hinab. — Als er im Dunkeln strauchelte, gelang es mir, mich loszureißen. Ich lief in den Garten auf einen Mann zu, der unter den Bäumen stand. — Er rettete mich und brachte mich hierher, — o, was wäre aus mir geworden, wenn er nicht dort gewesen?“

Es war schwer, darauf eine Antwort zu finden, noch schwerer dem ahnungslosen Mädchen die grausame Maßregel auseinanderzusetzen, die man über sie und ihre Glaubensgenossen verhängt hatte. Zum ersten Male, seit sie um den Anschlag wußte, überkam auch Jeanne Lignerac ein Grauen vor dem, was sie kurz zuvor ein Gericht Gottes genannt. In dem Jammer dieses jungen Wesens sah sie das Schicksal der Tausende verkörpert, die in jener Nacht dem Verderben anheimzufallen bestimmt waren. Mitleidig streichelte sie die Weinende.

„Nun, werdet nur wieder ruhig,“ redete sie ihr zu, „hier seid Ihr ja außer Gefahr. Ich nehme Euch gleich zu mir in mein Zimmer und mache Euch ein Lager zurecht, denn ihr müßet nun schlafen, um Eure Angst zu vergessen.“

„Aber, mein Vater, meine Mutter,“ sagte Angélique schüchtern, „wenn ich nur zu ihnen zurück-könnte.“ —

„Das ist heute Nacht nicht mehr möglich,“ antwortete das Fräulein vorsichtig, „hört Ihr die Schüsse draußen nicht, den Kampf in den Straßen?“

„Ja, ich höre es; was hat es zu bedeuten?“

„Es wird ein neuer Bürgerkrieg ausgebrochen sein,“ erklärte Jeanne, „wir leben in einer schlimmen Zeit. So jung Ihr seid, Ihr werdet das auch schon erfahren haben.“

Sie zog es vor, das Gespräch nicht fortzusetzen, sondern ging in ein Nebengemach, einen Nachtmantel und einige andere Kleidungsstücke für ihre Schutz-befohlene zu holen. Dann geleitete sie das Mädchen hinüber in ihr eigenes Zimmer und hatte endlich die Genugthuung die Erschöpfte in einen tiefen Schlaf verfallen zu sehen.

Nun war die Tochter des ermordeten Hugonotten schon eine Woche bei ihr. Der Herzog hatte sich von Zeit zu Zeit durch Gaspard Lignerac Bericht über ihr Ergehen abstaten lassen und heute endlich war der Tag, da er sich entschlossen hatte, sie persönlich wiederzusehen.

Was ihn bisher gehindert, es zu thun, — er wußte es nicht. Die politischen Ereignisse, der Streit der Parteien, sein Haber mit dem Könige hätten ihm Zeit gelassen, das Haus der Ligneracs zu besuchen; er hatte es nicht gethan, obwohl es ihn danach verlangte, jene kindlich vertrauenden Augen wieder zu schauen, aus denen ihm ein Etwas sprach, das er nie zuvor gefannt, — was mochte es nur sein, das ihnen diesen Zauber lieh, der ihn, den Stolzen, Starcken bezwang?

Und es waren nur flüchtige Sekunden gewesen, da sie die seinen trafen, Sekunden unter Todesgrauen und fieberischer Erregung, die für das Schicksal eines Menschenlebens dennoch die Bedeutung ungemessener

Zeiten gewinnen können, wenn jene rätselhaften Mächte es beschloßen, die die Lose des Erbengeborenen mischen.

Angélique hatte die Tage seit St. Barthélemy in einer Art mildester Gefangenschaft verbracht. Sie durfte das Haus nicht verlassen, und was auch sollte es nützen? meinte Jeanne Lignerac. Sie hätte die Ihren wohl als Leichen wiedergefunden, sie hätte den Zusammenhang jener entsetzlichen Ereignisse erfahren müssen, und Abscheu hätte sie vor ihren jetzigen Beschüzern ergriffen, die zu den Segnern derer gehörten, unter welchen sie ihr bisheriges Leben sorglos, glücklich dahingelebt.

Endlich mußte es ja doch geschehen, daß sie die Wahrheit erführe, aber vor diesem Augenblicke bangte Jeanne, wie vor einem Leide, das man ihr selbst zuzufügen im Begriffe stand. Geringer Zeit nur hatte es bedurft, um in ihrem alternden Herzen eine zärtliche Liebe für das eben erblühte, reizende Wesen zu erwecken. Kaum noch dachte sie daran, daß es eine Kegerin, die sie in ihrem stillen Heimberge. — Sie erinnerte sich nur, daß es eine Verlassene, vielleicht schon Verwaiste sei und daß alles, was an mütterlichem Empfinden in jeder Frau schlummert, ihr von jetzt an gehöre, so wie sie sich danach sehnte, von der Pflegebefohlenen wiedergeliebt zu werden.

Angéliques weicher, hingebender Natur fiel dies nicht schwer. Sobald die erste Scheu bei ihr überwunden, schloß sie sich in Dankbarkeit und kindlicher Unterordnung dem alten Fräulein an, und Jeanne, deren Leben in fast klostertlicher Einsamkeit verfloßen, begann plötzlich zu ahnen, daß es in dieser Welt ein Etwas gäbe, welches dem Glück nahe verwandt sein müsse. Schon regte sich der Wunsch in ihr, daß der holde Schützling für immer bei ihr bliebe, doch dies hing ja von dem Willen des Herzogs ab, und wer konnte wissen, was er über sie bestimmte?

Sonderbar, daß er sich immer noch nicht sehen ließ; ob er Angéliques nicht mehr gedachte, die doch täglich nach ihm fragte?

Jeanne wick diesen Fragen zuweilen mit einer Art Befangenheit aus. Es war so ganz unmöglich, dem ahnungslosen Kinde die Auskunft zu geben, die sie verlangte. Warum sie das Haus nicht verlassen dürfe? Warum sie nicht zu ihren Eltern könne? Wer ihr Beschüzger sei? Weshalb er nicht käme und noch vieles andere, was das alte Fräulein geradezu in Verlegenheit brachte.

Sie saßen auch heute wieder zusammen in dem mit schwerfälligen Möbeln ausgestatteten Zimmer Jeannes, dessen Fenster auf einen verwilderten Garten hinausgingen. Angélique beschäftigte sich damit, Goldfäden durch ein Stück bunten Seidenstoffes zu ziehen, eine Arbeit, welche von den Damen jener Zeit vielfach geübt wurde und zur Verzierung von Polstern, Vorhängen und ähnlichen Dingen ihre Verwendung fand.

„Wo hast Du nur all Deine Handfertigkeit her?“ bemerkte Jeanne, als sie eine Weile mit Wohlgefallen den Bewegungen der zierlichen Finger zugesehau.

„Im Kloster warst Du ja nie, wo man doch sonst nur dergleichen lernt.“

Die junge Hugenottin lächelte. „Nein, in ein Kloster hätten mich die Eltern ja nicht geben können,“ antwortete sie altklug, „aber meinst Du denn, Jeanne, daß man nur dort etwas lerne?“

„Nun, das Meiste doch wohl, was wir Frauen heutzutage können,“ sagte Jeanne. „Wer giebt sich so viel Mühe mit uns, als die guten Nonnen?“

„Meine Mutter und ihre Schwester haben mich im Sticken und Nähen unterwiesen,“ erwiderte Angélique, die sich scheute, auf das gefährliche Thema der Religionsverschiedenheit einzugehen, „und was ich sonst zu wissen brauchte, lehrte mich mein Vater. Ich bin nie von meinem Elternhause fern gewesen.“

„Arme Kleine,“ meinte Jeanne, „und mußt es jetzt tragen, wie hart es Dir auch ankommt.“

Angélique legte lieblosend ihre Wange an die Hand des alten Fräuleins.

„Ihr seid beide so gütig zu mir, Du und Dein Bruder,“ sagte sie, „und es ist sein Wille, Monsieur d'Elboeufs, der mich rettete, daß ich während der Kämpfe in der Stadt hierbliebe. — Wie sollte ich wohl ungehorsam dagegen sein? Ach, aber, wenn die Eltern es nur wüßten, wo ich bin und daß mich kein Leid getroffen.“

Monsieur d'Elboeuf war der Name, mit dem auf Heinrich Guises Befehl die Geschwister den Herzog vor Angélique nannten, der Titel eines seines Bettern, dem die Herrschaft gleiches Namens gehörte.

„Kennst Du ihn schon lange?“ fuhr Angélique fort, als Jeanne schwieg.

„O, so lange er lebt,“ antwortete Fräulein von Lignerac, „als er klein war, habe ich ihn oft auf den Armen getragen.“

Angélique sah voller Spannung zu ihr empor; es war gar zu interessant, daß der schöne Jüngling ein Kind, wie andere, gewesen sein sollte.

„Hast Du ihn lieb?“ fragte sie.

„Närrisches Kind! Mein Bruder war in seines Vaters Diensten und gab den Söhnen unseres Gebieters die ersten Fehstunden. Wie käme ich denn dazu, den hohen Herrn, nun, ich wollte sagen, Monsieur d'Elboeuf, liebzuhaben, zumal, da ich fast dreißig Jahre älter bin als er?“

„Ach, ich dachte nicht daran,“ sagte Angélique träumerisch. „Ich meine nur, daß jeder ihn gern haben müsse, der ihn je gesehen, ihn, der so gut, so edel ist.“

Jeanne suchte die Achseln. „Ja, er hat viele Anhänger, aber auch viele Feinde,“ sprach sie trocken.

„Feinde, weshalb?“

„Das ist in einer Zeit, wie diese, nicht anders möglich; Deine Glaubensgenossen sind seine erbitterten Feinde, denn er ist einer der eifrigsten Katholiken im ganzen französischen Reiche.“

„Wie schade,“ rief Angélique unwillkürlich.

„Ist finde es ebenso schade, daß Du nicht zu den Unfern gehörst,“ sagte Jeanne ruhig.

„Du hast mich aufgenommen, obgleich Du es wußtest,“ sprach Angélique, sich an sie schmiegend.

„Weil er es wollte.“

„Und wenn er es nicht gewollt, daß Du mich behieltest, hättest Du mich wieder fortgeschickt?“

„Du Rindskopf! Als ob Du es nicht wüßtest, daß Du es mir angethan von jener ersten Stunde an, da ich Dich bei mir hatte. Ja, schmeichle nur mit mir Alten, Einsamen, als wolltest Du Dich ganz und gar in mein Herz einnisten. Weißt Du denn, daß ich eine schwere Sünde begehe, Dich Kegerkind unter meinem Dache zu dulden? Ich muß mich schämen, das nächste Mal zur Beichte zu gehen. Werde es ja doch nicht gestehen dürfen, was ich für Dich thue. Gleich steh auf, es kommt jemand; ich will nachsehen, wer es ist.“

Doch es war bereits zu spät dazu. Ein rascher, elastischer Schritt wurde außen hörbar, dann wurde die Thür heftig aufgerissen, es war der Herzog Heinrich von Guise, der ungemeldet bei den überraschten Frauen eintrat.

Angélique stieß einen leisen Schrei aus und wich in eine entfernte Ecke des Zimmers zurück. Sie hatte ihn so oft erwartet, so häufig seiner gedacht. Jetzt war er hier, doch seine Gegenwart rief, statt der Freude, eine Beklommenheit hervor, über deren Ursprung sie sich nicht Rechenschaft abzulegen vermochte.

Heinrich Guise schien durch den Empfang weder befreundet noch verlezt. Er begrüßte freundlich Jeanne Lignerac und schritt dann auf die junge Hugenottin zu, deren große Augen ihn verwirrt anschauten.

„Angélique, holdes Fräulein, weshalb erschreckt Ihr so?“ redete er sie mit dem sieghaften Lächeln an, das ihm so schnell die Herzen der Frauen gewann. „Konntet Ihr denn zweifeln, daß ich kommen würde, mich zu überzeugen, wie es Euch ergeht, ja, habt Ihr es nicht gewünscht, mich wiederzusehen?“

Angélique legte zögernd ihre Hand in seine dargebotene Rechte.

„Ihr kamet so schnell herein,“ stammelte sie, „wir wußten nicht —“

„Ja, das ist meine Art vorwärtszustürmen, wo es auch sei,“ scherzte der Herzog, „doch nun, da Ihr Euch von Eurer Überraschung erholt, möchte ich mit Euch sprechen. Lasset uns allein, gute Jeanne,“ wandte er sich an die letztere, „ich habe Fräulein von Rougemont einiges mitzuteilen.“

Jeanne machte dem Herzog einen steifen Knix und verließ das Zimmer. Ein Seufzer hob ihre Brust, als sie die Thür zudrückte.

„Nun kommt es, wie es kommen muß,“ murmelte sie vor sich hin, „jetzt berückt er sie mit seinen glatten Worten, seinen Verführungskünsten, wie er alles an sich zieht, was in seine Nähe kommt. Gott und die Heiligen seien ihr gnädig, daß sie den Kampf bestehe.“

Vielleicht war sie mit ihrer Voraussetzung nicht im Unrecht, die ihr die Sorge um die reizende Schutzbefohlene eingegeben.

Heinrich Guise hatte kaum das Schließen der Thür abgewartet, als er auch die andere Hand des Mädchens ergriff und leise zu ihr sprach: „Habt Ihr kein Wort für mich, Angélique? Nicht das Geringste mir zu sagen?“

Sie erhob langsam die gefenken Lider. „Euch



zu danken vor allem anderen für Eure Rettung in jener Nacht.“

„Nicht doch,“ wehrte er hastig ab, „ich bin belohnt, überreich, daß ich Euer junges Leben erhalten durfte und bin es noch mehr, wenn Ihr inzwischen meiner gedacht.“

„O, täglich, stündlich,“ hauchte Angélique unter dem Banne seiner leuchtenden Blicke fast unbewußt.

Er küßte ihre Hände, wohl etwas heißer, als sie es bisher von irgend jemand erfahren haben mochte. Sie versuchte sich von ihm loszumachen, und er wußte, daß er nicht weiter gehen dürfe. Ruhig, als befände er sich in dem Prunksaale des Louvre an der Seite Königin Katharinas, geleitete er Angélique zu einem Sessel und nahm auf einem Tabouret neben ihr Platz.

„Fühlt Ihr Euch wohl unter der Obhut der ehrenwerten Jeanne Lignerac?“ fragte er. „Oder habt Ihr über irgendetwas Euch zu beklagen?“

„Nein, nicht über das Geringste,“ antwortete das Mädchen, „Jeanne und ihr Bruder sind von sehr großer Güte gegen mich, nur —“

„Was, Angélique?“ forschte er weich.

„Ach, verzeihet, daß ich es sage,“ entgegnete sie mit Thränen kämpfend, „ich möchte zu meinen Eltern, die sich sorgen werden, wo ich sei.“

Heinrich Guise zog leicht die Brauen zusammen. „Ich begreife es, daß Ihr Euch nach den Euren sehnt,“ erwiderte er, „doch, teures Kind, selbst auf die Gefahr hin, Euch jetzt Schmerz zu bereiten, muß ich Euch fragen, ob Ihr über das unterrichtet seid, was sich in den letzten Tagen in Paris zutrug?“

„Nein, unbestimmt nur deutete mir Jeanne an, daß in den Straßen ein Bürgerkampf stattgefunden, ohne mir zu sagen, zwischen wem.“

„Zwischen Euren Glaubensgenossen und den meinen,“ entgegnete Heinrich Guise kurz. Er scheute sich, diesem Kinde es einzugestehen, wie es um den vorgeblichen Kampf bestellt gewesen, in welchem den Unterdrückten nicht einmal das Recht der Verteidigung freigestellt war.

Die großen, angstvollen Augen der Hugonottin schienen sich zu erweitern.

„Und es unterlagen die Unsrigen?“ sprach sie bange. „Ach, wie könnte es anders sein? Wir sind so wenige, und die Zahl unser Gegner so groß.“

Er wußte nichts zu antworten. Er, der glaubensstarke Held, den man mit einem zweiten Judas Makkabäus verglich, fühlte sich in seinem Innern gerechtfertigt für das, was er gethan. Es hatte ihn kein Mitleid für den tausendfachen Jammer bewegt, den jener Anschlag über seine Feinde bringen mußte. Jetzt aber kostete es ihn Überwindung, dem jungen Geschöpfe neben ihm das Leid zu verkündigen, das ihrer wartete.

Sie schien die Mitteilung zu ahnen; aufgeregt sprang sie von ihrem Sessel empor.

„Mein Vater,“ rief sie, „barmherziger Gott, wo ist er? Sagt mir, was aus ihm geworden.“

Er zog sie an sich und legte, wie in jener Stunde der Gefahr, ihr Haupt an seine Brust.

„Seid tapfer, Angélique,“ sprach er milde und

tröstend, wie er zu ihr zu sprechen pflegte. „Hört es mit Mut und Standhaftigkeit, was ich Euch zu sagen habe und gedenket bei dem, was Ihr verloren, daß Ihr in mir einen Freund gewonnen habt, der bereit ist, Euch zu hegen und zu schirmen, alles zu thun, was zu Eurem Glücke dienen kann. — Euer Vater ist nicht mehr, er fiel in jener Nacht, in der Ihr schutzsuchend zu mir flüchtetet. Eure Mutter jedoch liegt schwer krank darnieder und befindet sich in der Pflege zweier Nonnen, die ich zu ihr sandte.“

Sie hörte nicht mehr auf ihn, in erschütterndem Schluchzen war sie an ihm herabgesunken, verzweifeln beide Hände vor ihr Antlitz geschlagen.

Er ließ ihr Zeit, dem Ausbruche ihres Schmerzes nachzugeben.

„Soll ich Jeanne rufen?“ fragte er endlich.

„Was ist an mir gelegen?“ rief sie aus. „Ich will fort, dorthin, wo meine Pflicht ist, zu meiner Mutter.“

„Ihr könnt es vorläufig nicht, Angélique,“ sagte er sanft, aber bestimmt, „Eurer Mutter Geist ist umnachtet. Sie rast gegen andere und sich selbst. Auch Euch würde sie nicht erkennen, und Ihr mit Eurer schwachen Kraft würdet Ihr nicht helfen können, noch ihrer mächtig werden. Ihr bleibt hier, bis Eure Mutter wieder hergestellt ist, und ich Euch ohne Sorge ihr überlassen kann.“

Sie hatte sich etwas gefaßt. „Ihr thut soviel für mich,“ sagte sie. „Womit verdiene ich es? Ich bin eine Fremde für Euch, eine Ketzerin und stets wolleth Ihr zu neuem Danke mich verpflichten.“

„Sprecht nicht davon und glaubt mir, daß ich noch viel mehr für Euch zu thun im Stande wäre.“

Sie ließ es geschehen, daß er ihr goldenes Haar liebte und mit seinem Spitzentuche ihre Thränen trocknete. Das Ungeheure der Ereignisse, durch welche er in ihres Lebens Kreis getreten, hatte sie innerlich ihm näher gerückt, als es der Verkehr langer Monate herbeigeführt haben würde. Sie fühlte sich plötzlich so grenzenlos verlassen, seit sie das furchtbare Schicksal ihrer Eltern vernommen, hier aber ihr zur Seite besand sich ein Freund, wie er selbst sich nannte, ein Beschützer, der eben so edel wie großmütig an ihr gehandelt; war es ein Wunder, daß ihr armes, gequältes Herz ihm entgegenschlug, der mit halblauten, süßen Worten sie jetzt zu beruhigen suchte, ihr alles sagte, was in Stunden tiefsten Wehs zu trösten vermag? Es hätte nicht einmal des Zaubers seiner Persönlichkeit bedurft, um hier seines Sieges gewiß sein zu können.

„Von Eurem Bruder konnte ich nichts erfahren,“ begann der Herzog nach einer Pause, „soviel ich mich erinnere, hatte er Eure Eltern begleitet.“

„Mein Bruder Maurice war nur wenige Tage hier,“ erwiderte Angélique, „er kehrte noch vor der Hochzeit des Königs nach La Rochelle zurück.“

„Er ist ein tapferer Kämpfer in dem Heere unserer Gegner,“ bemerkte der Herzog. „Ich erinnere mich seiner gar wohl. Bei Jarnac gerieten wir einmal in ein Handgemenge und viel fehlte nicht, so hätte ich einen Schwertstreich von ihm erhalten.“

Über Angéliques Züge glitt der Schein eines Lächelns.

„Ja, er ist tapfer, groß und gut,“ sagte sie, erfreut, daß ihr Beschützer, trotz seiner Gegnerschaft, den Bruder rühmte. „Wie wird er es aufnehmen, was den Eltern geschehen? O, wie unglücklich sind wir beide doch geworden.“

Heinrich Guise neigte sich zu ihr herab. „Seid Ihr auch unglücklich, wenn ich bei Euch bin?“ fragte er in seinem beständenden Schmeicheltone. „Und werdet Ihr es bleiben, wenn ich täglich zu Euch komme?“

Sie erglühte unter seiner Frage. „Nein, nein!“

Er vermochte den Blick nicht von ihr loszureißen. Ein heißes Verlangen pochte in ihm, diese knospenhaften Lippen dort zu küssen, er wagte es nicht, als er die jungen reinen Augen auf sich gerichtet sah, anbetend, voll Vertrauen, und er wußte plötzlich, welches der Zauber war, der aus ihnen sprach.

So nur blickten Augen, welche noch die Welt nicht kannten, nicht die Versuchung, nicht die Sünde, Augen, wie sie ihm in seinen gewohnten Lebenskreisen niemals begegnet, Augen, die die Märchen seiner Kindheit ihm vor die Seele riefen, das verlorene und dennoch nie vergessene Paradies.

Er erhob sich. „Ich muß Euch zu meinem Schmerz heute schon verlassen, doch komme ich morgen wieder und dann werde ich, — wonach ich mich sehne, Euch endlich einmal lächeln sehen, nicht so, Angélique?“

Sie nickte. „Dank, Dank für alles, Monsieur d'Elboeuf.“

„Ich heiße Heinrich,“ sagte er ungeduldig

„Heinrich,“ flüsterte sie, von neuem erröthend. Mußte sie denn augenblicklich gehorchen, wenn er es befahl? Und dennoch lag eine eigene Süßigkeit darin, einer Forderung nachzukommen, die ihr bewies, daß er ein Anrecht an sie zu besitzen glaubte, er, ihr Retter, der durch seine That sie zu seinem Eigentume gemacht.

Heinrich Guise trat, nachdem er sich von Angélique verabschiedet, in das Zimmer Gaspard von Ligneracs.

„Ich habe mich überzeugt, daß es Fräulein von Rougemont in Deinem Hause wohlergeht, soweit es unter den jetzigen Verhältnissen möglich ist. Noch aber muß sie bei Dir und Deiner Schwester bleiben; sie weiß den Tod ihres Vaters, auch daß ihre Mutter krank sei; ich jedoch kann mich nicht entschließen, sie der halb wahnsinnigen Frau zurückzuschicken. Wird Frau von Rougemont wieder hergestellt, werde ich darein willigen, vorläufig keinesfalls. Ich habe mir sagen lassen, daß die Kranke niemand kennt, Angéliques schwache Kräfte würden sich in der Pflege für sie verzehren, ohne vielleicht Nutzen zu schaffen.“

Monsieur de Lignerac bewegte zustimmend den Kopf. „Doch ist es wahrscheinlich, daß die Anwandten des Fräuleins Erkundigungen nach ihr einziehen werden,“ bemerkte er. „Ihr Bruder zumal, der sicherlich selbst herkommen wird, nach ihrem Verbleiben zu forschen.“

„Das wird er jetzt unterlassen müssen,“ entgegnete der Herzog entschieden. „Glaubst Du in

der That, daß ein Hugenoit sich vorderhand noch hierher wagen wird?“

Dieser Einwurf hatte seine Richtigkeit. So tapfer auch der jüngere Rougemont genannt wurde, es wäre Wahnsinn gewesen, jetzt die Hauptstadt zu betreten, in welcher jeder Calvinist noch vogelfrei, dem Mordstahle jeglichen Fanatikers preisgegeben war.

„Hast Du Dich erkundigt, ob Angélique hier noch Verwandte oder nähere Freunde besitzt?“ fügte der Herzog hinzu.

„Soviel ich erfahren konnte, nein,“ antwortete Gaspard de Lignerac. „Die Familie ist als eine streng calvinistische bekannt, die zum ersten Male nach Paris kam. Ihre Freunde und Glaubensgenossen sind teils nicht mehr am Leben, teils entflohen. In dem Hause, in welchem Frau von Rougemont wohnt, hat niemand noch nach ihr oder ihrer Tochter gefragt.“

„Das ist erklärlich. Es mag auch diejenigen, die sie kennen, die Furcht zurückhalten,“ sprach Heinrich Guise. „Inzwischen wirst Du dafür sorgen, daß in der Pflege der Mutter nichts versäumt wird. Du hast unbeschränkte Vollmacht zu thun, was Dir gut dünkt.“

Der Herzog kehrte sichtlich befriedigt von seinem Besuche im Hause Lignerac heim. Es schien nicht zu befürchten, daß ihm Angélique von irgend einer Seite streitig gemacht werden könne. Ohne Eltern, noch Geschwister, ohne Freunde war sie allein auf ihn und seinen Schutz angewiesen und es bedurfte für ihn keines Scharfblicks, um zu erraten, daß ihre ganze Seele bereits an ihm hing.

Wie schön sie in ihrem Schmerz gewesen, wie entzückend mußte sie im Sonnenschein des Glückes sein, des Glückes ihrer Liebe zu ihm. Wie sehnte er den nächsten Tag herbei, um sie wiederzusehen, von neuem die Bestürmung auf dieses junge, unerfahrene Herz fortzusetzen, das ganz für sich zu gewinnen, ihm ein neidenswerter Sieg dünkte.

In dem Vorsaale, der zu seinen Gemächern führte, kam ihm ein Page entgegengeeilt.

„Die Frau Herzogin, Monseigneur, läßt Euch ersuchen, sich zu ihr zu bemühen,“ meldete er.

Heinrich Guise nickte gleichgültig. „Es ist gut, ich komme,“ antwortete er und begab sich in seine Gemächer, sich umkleiden zu lassen.

Er hatte keine Eile, dem Wunsch seiner Gemahlin zu folgen, und Katharina von C'eves war auch keine verwöhnte Frau. Sie wußte, welche Gründe es gewesen, die den damals zwanzigjährigen Herzog von Guise bestimmt, vor kaum Jahresfrist ihr seine Hand zu bieten, und er hatte auch nicht einmal den Versuch gemacht, sie darüber im Unklaren zu lassen.

War es doch in den Kreisen des Hofes völlig bekannt gewesen, daß der Ehrgeiz Herzog Heinrichs sich vermaßen, die jüngste Schwester Karls IX., Margaretha von Valois, als Gattin heimzuführen. Raunte man sich doch zu, daß sie mit tiefer Leidenschaft ihn geliebt und daß sie mit empörtem und zerrissenem Herzen sich dem Willen ihres Bruders gefügt hatte, der eine derartige Heirat verabscheute und die schärfsten

Drohungen gegen den Herzog ausließ, falls er seine Bewerbungen nicht einstellte.

Heinrich wußte, daß Karls heftiger und aufbrausender Charakter es bei leeren Drohungen nicht bewenden ließe. Er zog vor, durch eine schnelle Vermählung mit der verwitweten Prinzessin von Porcian, Katharina von Cleves, dem Könige den Beweis zu liefern, daß er seine früheren Pläne gänzlich aufgegeben und Karl ließ sich durch diesen Schritt äußerlich versöhnen.

Herzog Heinrich jedoch haßte seit diesem Ereignisse den Monarchen, der durch seine Ablehnung seinen Stolz viel tiefer, als sein Herz verwundet hatte, ja, er war oftmals geneigt, auch seine Gemahlin zu hassen, die er im stillen eine ihm aufgedrungene Frau nannte, weil sie ihm als Vorwand hatte dienen müssen, seine hochfliegenden Pläne zu verleugnen.

Katharina gab sich keiner Täuschung über die Gefühle ihres Gatten hin. Er hatte ihr niemals versichert, daß er sie liebe, und sie hatte es auch nicht vorausgesetzt. Die Ehen unter dem hohen Adel Frankreichs wurden nicht aus Neigung geschlossen. Die Vorteile, welche eine Verbindung zweier erlauchter Häuser den zukünftigen Ehegatten zu verschaffen fähig war, lenkte die Wahl, und war die Entscheidung getroffen, hatten beide Teile sich mit dem Geschehenen abzufinden.

In welcher Weise dies stattfand, lehrte das Beispiel des Hofes selbst. Katharina von Medici hatte das Herz ihres Gemahls während langer Jahre mit der königlichen Maitresse, Diana von Valentinois, teilen müssen, Karl IX., trotz seiner jungen Ehe mit der sanften, lieblichen Tochter Kaiser Maximilians, sein Verhältnis mit Marie Touchet nicht aufgegeben. Die übrigen Großen hielten es nicht einmal für notwendig, ihren lasterhaften Wandel vor den Augen der Welt zu verbergen.

Katharina Guise empfand es daher mit einer Art Dankbarkeit, daß der Herzog, ihr Gemahl, durch irgend eines seiner Abenteuer ihr wenigstens noch keine öffentliche Beleidigung zugefügt. Auf seine Treue durfte sie keinen Anspruch erheben, doch die Achtung, die er der Trägerin seines Namens schuldete, hatte er noch nie verletzt und so war, sie gestand es sich mit resigniertem Seufzen ein, ihre Ehe ja immer noch besser ausgefallen, als die ihrer Mitschwestern um sie her.

Es bestand zwischen den Gatten die stillschweigende Übereinkunft, sich gegenseitig möglichst wenig zu belästigen, und es war eine Seltenheit, wenn Katharina ihren Gemahl um seinen Besuch bitten ließ.

Heinrich fragte sich unwillkürlich, als er durch die langen Korridore zu den von ihr bewohnten Zimmern schritt, was sie zu dem Wunsche veranlaßt haben könnte. Er hatte in den letzten Stunden, wie schon oftmals in der kurzen Zeit seiner Ehe, es vergessen, daß er verheiratet sei, jetzt plötzlich wurde er durch das Verlangen seiner Gattin daran erinnert und die Mahnung war sehr unbequem.

Die Herzogin empfing ihn in ihrem mit großer Einfachheit ausgestatteten Gemache. Ihrem ersten

Sinne widerstrebte äußerer Prunk, der Heinrich Guise zur unentbehrlichen Lebensgewohnheit geworden. Sie hatte sich auch für den erwarteten Besuch nicht besonders geschmückt. Ein hoch anschließendes Gewand von violetter Sammet, ein schwarzer Schleier in dem dunklen Haare ließen ihre herbe strenge Schönheit heute beinahe düster erscheinen.

Ihr Gatte fand, daß sie unvorteilhaft aussähe. Es war eigentlich doch übereilt gewesen, eine um fünf Jahre ältere Frau zu heiraten. Vor seinen inneren Blicken gaukelte der süße Liebreiz Angélique Rougemonts, die zärtlichen, sanften Rehaugen seiner Geretteten, die keine Ähnlichkeit mit den tiefen dunklen Augen dort vor ihm hatten, welche den seinen so kühl begegneten, so ablehnend, so unnahbar.

„Ihr wünschtet mich zu sprechen, Katharina,“ begann er, mit einem sehr flüchtigen Kusse auf ihre Hand die Herzogin begrüßend, „der Vorzug ist ein zu seltener und zu großer, als daß ich nicht geeilt wäre, Eurem Befehle nachzukommen.“

„Ihr liebet Euch Zeit, mein Gemahl,“ erwiderte Katharina ruhig. „Es ist fast eine halbe Stunde verflossen, seit Ihr heimgekehrt.“

Madame de Guise beschönigte nichts; ihr Stolz verschmähte es, zum Nachteile ihres Lebensglüdes, den Schwächen ihres jungen Gemahls zu schmeicheln und dies verdroß ihn um so mehr, weil er wußte, wie sehr sie ihn liebte.

„Nehmt es nicht so genau mit mir,“ sagte er leicht hin, „Ihr wißet, wie meine Zeit von tausend Dingen in Anspruch genommen ist.“

„Es liegt mir fern, Euch einen Vorwurf machen zu wollen; wach ein Recht hätte ich, von Eurer Zeit mehr zu verlangen, als Ihr mir zu geben geneigt seid? Die Botschaft jedoch, die mir die Königin übertrug, duldet keinen Aufschub.“

„Waret Ihr bei der Königin-Mutter?“ fragte Heinrich lebhafter, als zuvor.

„Sie ließ mich vor zwei Stunden zu sich befehlen,“ antwortete Katharina, „eigentlich war es ihr Wille, Euch zu sehen, doch keiner Eurer Diener wußte, wo Ihr zu finden wäret.“

„Ich war heute zweimal bereits im Louvre,“ sprach der Herzog, „es ist unmöglich, daß ich den ganzen Tag zur Verfügung des Königs und seiner Mutter sei.“

„So begehrt Euch, wie sie es verlangt, morgen um die zehnte Stunde zu ihr. Sie hält es für notwendig, den geheimen Rat noch einmal zu versammeln, um über die zu ergreifenden Schritte zu verhandeln. Die Prinzen, der Herzog von Nevers, die Marschälle von Tavannes und Reş sind bereits verständigt.“

„Sie ist offenbar mit den Erfolgen unseres Sieges über die Rezer nicht zufrieden.“

„Seid Ihr es, Heinrich?“ fragte Katharina langsam, bedeutungsvoll.

„Nein!“

Die ersten Augen seiner Gattin verließen sein Angesicht nicht und jetzt hatte dieser stille, forschende Blick etwas ihm Peinliches. Er warf unwillig das

blonde Haar zurück, das in üppigen Wellen ihm auf die hohe Stirn fiel.

„Ihr seid im Irrtum, Katharina,“ sagte er kalt, „wenn Ihr voraussetzt, daß ich es bedaure, meinen Arm, mein Schwert einem Unternehmen, wie diesem, geliehen zu haben, oder mich im Verdachte weicherziger Reue habt, wie sie der Schwächling Karl zu empfinden beginnt. Ich habe das Erbe meines Vaters mit dem Willen und dem Vorsatze angetreten, zu vollenden, was er angestrebt: die verderbliche Saat mit ihren Wurzeln auszurotten, die durch die Irrlehre jener Reher im ganzen Reiche aufgegangen. Ich will meines Landes Frieden, seine Größe, doch dies kann nur erreicht werden, wenn statt der widerstreitenden Parteien ein einziger starker Wille und ein Glaube herrscht.“

„Traut Ihr nur einem der Söhne Katharinas von Medici diesen Willen zu, von dem Ihr sprecht?“  
 „Nicht jenen, doch es mag eine mächtigere Hand dies wankende Reich aufrecht erhalten, seinen Ruhm vergangener Zeiten zu wahren.“

„Ihr strebt hoch, mein Gemahl, zu hoch fast, als daß Ihr nicht das Mißtrauen derer erwecken müßtet, die über Euch stehen.“

„Was niemand wagt, ein Guise darf es wagen,“ entgegnete der Herzog, „sie bedürfen meiner, dies ist meine Schutzwehr.“

„Der König hat das nämliche dem Admiral unzählige Male versichert. Es hinderte ihn nicht seinen Tod zuzulassen, den seine Mutter, den Ihr verlangtet.“

„Ihr wißet, daß ich an Coligny rächte, was er meinem Vater zugefügt.“

„Es war nicht erwiesen, daß er Poltrot zu dem Morde angestiftet.“

„Jener elende Mörder hat es selbst eingestanden.“

„Was ist das Wort eines halb Wahnsinnigen gegen die Versicherungen eines Mannes, wie der Admiral es war?“

„Ihr beklagt ihn, Katharina,“ rief der Herzog erregt.

„Ja, das thue ich,“ erwiderte die stolze Frau ohne Scheu.

„Ich dürfte voraussetzen, daß Eures Gatten Feinde auch die Euren seien.“

„War Coligny Euer Feind? Ein Gegner im Felde, den Waffenbrüderschaft mit Euch vereint hätte, wäre zur Ausführung gekommen, was er dem Könige vorschlug. O, hättet Ihr versöhnend ihm die Hand gereicht, es wäre all das Schreckliche nicht geschehen, das wir erleben mußten!“

„Ihr urteilt nach Frauenweise, mit der Empfindung eines weichen Herzens, das vor einer blutigen Notwendigkeit zurückschaudert und könnt überdies Eure Sympathien für die einstigen Glaubensgenossen nicht vergessen, deshalb ist es meine Pflicht Rücksicht mit Euch zu haben.“\*)

„Fragt Montmorency, fragt Cossé, ja, fragt selbst Franz von Alençon, wie sie schon heute über

\*) Katharina von Cleves war als Gattin des calvinistischen Prinzen von Porcian Eugenottin geworden, hatte jedoch vor ihrer Vermählung mit Heinrich den Glauben wieder gewechselt.

diejenigen denken, über welche Ihr in jenen drei Tagen zu siegen glaubtet.“

„Die Ihr genannt, sind Thoren, die keine Festigkeit, noch Willenskraft besitzen,“ sprach Heinrich Guise. „Alençon? Er ist der würdige Bruder Karls, schwankend, unentschlossen, wo es zu handeln gilt und dabei gekränkt, daß ihm kein Feld des Ehrgeizes eröffnet wird, daß man ihm Anjou bei jeder Gelegenheit vorzieht. Und Montmorency fürchtet, daß ihm ein gleiches Schicksal drohen könne, wie seinem Vetter, dem Admiral, wenn er der Königin und ihrer Partei lästig werden sollte.“

„Darin hat er nicht Unrecht,“ bemerkte Katharina.

„Kann sein; so soll er sich mit uns so fest als möglich verbinden und in gemeinsamem Streben werden wir Frankreich beherrschen. — Doch ich sehe, daß es besser ist, Euch jetzt allein zu lassen, Ihr siebert, wie mir scheint, und seid nicht wohl. Gute Nacht, Katharina, sucht in Ruhe und Stille der trüben Vorstellungen Herrin zu werden, so wird Euch das Gleichgewicht der Seele wiederkehren, das Euch sonst zu eigen ist.“

Madame de Guise bewegte kaum merklich das Haupt, als er von ihr ging. Regungslos blieb sie in ihrem Sessel liegen, lange noch, nachdem er sie verlassen.

„So stolz, so schön, so kühn,“ murmelte sie vor sich hin, „und dennoch ach! so hart, so unbarmherzig. O Gott der kalten Sterne droben, weshalb legtest Du zur Qual mir auf, ihn zu lieben und warum giebt es keine Stimme in seinem Inneren, die meinem Fühlen Antwort je verheißt?“

### Drittes Kapitel.

In einem reich ausgestatteten Zimmer des Louvre lehnte auf einem goldgestickten Ruhebette ein hochaufgeschossener, schwächlicher Jüngling. Er hatte wie in tiefer Abspannung sein Haupt in die Polster gedrückt und seine Hand in das schwarze Haar vergraben, das in wirren Strähnen ein bleiches, frühgealtertes Antlitz umgab.

Zuweilen erhob er langsam die halbgeschlossenen Augenlider, um einen unruhigen Blick in dem Gemache umherzuwerfen. — Seine Hand griff in krampfhafter Hast nach dem Degen, den er an der Seite trug — doch dann schien er sich zu überzeugen, daß das vermeintliche Geräusch, welches er gehört, eine Täuschung gewesen, matt sank die Hand zurück, die Augen schlossen sich wieder, um nach wenigen Minuten unstät, wie zuvor, von neuem umherzuirren.

Unstät und ruhelos schien alles an diesem Manne, der in einem Alter stand, das man die Blütezeit der Jugend zu nennen pflegt, unstät und ruhelos, wie sein bisheriges Leben es gewesen und wie die Tage es sein sollten, die noch vor ihm lagen.

Seit zwölf Jahren lag auf seinem Haupte eine Krone und die Last derselben hatte es vor der Zeit gebeugt, aus dem sorglosen Knaben, der von seinen Kinderspielen hinweg auf den Thron von Frankreich

berufen worden, einen kranken, müden Mann gemacht, der zwischen den Ausbrüchen eines leidenschaftlichen, ungezügelter Temperamentes und den Stunden völliger Erschöpfung dahinschwankte, unfrei, trotz der Königsgewalt, die er in den Händen hielt, stets mit Bitterkeit es empfindend, daß seine vorgebliche Macht nur eine Schattenherrschaft sei, er selbst ein Spielball der Parteien, die, eine jede für sich gesondert, um die höchste Gewalt in seinem Reiche, um die Krone stritten, deren schmerzenden Druck er so oft von sich zu schütteln gewünscht hätte.

Er griff mit einer seiner zuckenden Bewegungen an seine Stirn. Ja, dort, dort bohrte es und arbeitete es, in unsäglichem Pein, als sei es eine offene Wunde, die langsam sich erweiterte, oder war es ein Brandmal, das um sich fraß, das Brandmal, welches die auf seine Stirne drücken würden, die nach ihm kamen, und die in ihm den Stifter eines Blutbades sahen, das er nicht nur zugelassen, sondern selbst befohlen hatte?

Die Nachwelt? Ach, was kümmerte ihn die noch? In seinen tiefen Schlaf drangen ihre anklagenden, ihre verdammenden Stimmen nicht, er war so todmüde; wie sehnte er sich nach dem traumlosen Schlummer in der Gruft von St. Denis! Nie zuvor glaubte er es mit größerer Deutlichkeit empfunden zu haben, wie kurz die Strecke des Lebens sei, die er noch zu durchmessen habe, und dennoch so lang, so lang für die Mualen, die er erduldet.

Eine Tapetenthür hinter ihm hatte sich leise geöffnet, der König fuhr empor; es war seine Mutter, die verwitwete Königin Katharina, welche ungemeldet bei ihm eingetreten.

Karl IX. erhob sich; die anerzogene Ehrfurcht für die Mutter verleugnete sich nie, wieviel Stürme und Streitigkeiten es auch zwischen ihnen gegeben, seit er zur Selbständigkeit gelangt war.

„Ihr seid es, Madame,“ sprach er förmlich, „weshalb liebet Ihr Euch nicht ankündigen?“

„Ich glaubte, eine Mutter besäße das Recht, bei ihrem Sohne ungemeldet zu jeder Stunde zu erscheinen,“ antwortete Katharina gelassen, „um so mehr da ich hörte, daß Ihr Euch krank fühlet.“

„O, nichts von Bedeutung,“ sagte der König mit angenommener Gleichgültigkeit, „ich war heute morgen auf der Jagd und habe mich zu sehr ermüdet, das ist alles.“

Er hatte ihr einen Sessel herbeigeschoben und seinen vorigen Platz wieder eingenommen. Katharina beobachtete eine Weile schweigend seine verfallenen Züge, seine zusammengesunkene Gestalt, aber es war nicht mütterliche Besorgnis, die ihr Herz dabei bewegte. Sie liebte diesen Sohn nicht, sowie sie auch seinen jüngsten Bruder, den Herzog von Anjou, nicht liebte. Alle Zärtlichkeit, deren sie überhaupt fähig war, vereinigte sich auf ihren dritten Sohn, Heinrich von Anjou. In ihm ruhten ihr Ehrgeiz, ihre Hoffnungen, ihre Zukunftspläne, die, sie wußte es genau, nicht lange mehr der Verwirklichung zu harren brauchten.

„So war Euer Übelbefinden, oder Eure Jagd wohl auch der Grund, weshalb Ihr in der Staats-

ratsitzung fehltet, die ich heute in Eurem Namen versammeln ließ?“ fragte die Königin.

„Vielleicht,“ gab Karl schroff zurück, „ich war überzeugt, daß Ihr auch ohne meine Gegenwart zu einer Entscheidung gelangen würdet, wie sie Euch zusagte.“

„Da habt Ihr recht geraten,“ entgegnete Katharina, „ich bin mit Nevers, Reß, Birague und Guise darin überein gekommen, daß man bei dem Begonnenen nicht stehen bleiben dürfe, vielmehr durch weitere Strafmaßregeln den uns gedrohten Aufstand völlig unterdrücken müsse.“

„Habt Ihr noch nicht genug des Blutes und der Strafgerichte?“ sprach der König düster. „Erst gestern endeten Briquemont und zwei andere auf dem Schaffot.“

„Gewiß, Ihr liebet Euch ja nicht hindern, Zeuge davon zu sein,“ bemerkte Katharina nachdrücklich, „ihnen ist ihr Recht geschehen. Sie waren beide Verräter und Verschwörer, gleich dem Admiral.“

Der König machte eine abwehrende Bewegung.

„Nicht gleich ihm,“ rief er aufbrausend aus, „wer sagt es, daß er ein Verschwörer gewesen?“

„Ihr selbst habt es unzählige Male in diesen letzten zehn Tagen bestätigt. Weshalb sonst hättet Ihr ihn töten lassen?“

„Weil Ihr es wolltet, meine Mutter,“ erwiderte Karl schneidenden Tones. „Wer brachte mir die erste Nachricht von dem angeblichen Komplott? Wer drang in mich, durch schnellsten Gegenschlag den Königsmördern zuvorzukommen?“

„Ich that es, mein Sohn,“ sprach Katharina mit der Hoheit, die sie so wohl anzunehmen wußte, „ich wachte über Euch, wie ich es alle die Jahre zuvor mit Treue und Sorgfalt gethan.“

„So wachet jetzt auch über meinen Nächten, daß ihnen die Gestalten fern bleiben, die den Schlummer von mir scheuchen,“ sagte der unglückliche Jüngling, in dessen Seele mit den Vorwürfen über das Geschehene Mißtrauen gegen seine Mutter, Haß gegen ihre Ratgeber rangen. „Bringt jene Stimme zum Schweigen, die mir wiederholt, daß Coligny nie ein Verräter gewesen, daß er allein von allen, die mich kannten, es wahrhaft treu mit mir gemeint.“

Sein Haupt sank in die Polster zurück, er atmete schwer und mühsam; um Katharinas schmale Lippen spielte ein Lächeln der Verachtung.

Ein Herrscher, wie dieser, den das kaum Geschehene schon wieder reute, wozu eine Schmach auf Frankreichs Thron!

„Ich kam nicht her, mit Euch zu streiten, mein Sohn,“ sagte sie, „gefällt es Euch, Eurer Mutter stete Aufopferung mit Undank zu belohnen, den keiserlichen Admiral für einen Schuldlosen zu halten, so habe ich umsonst für Euch gelebt. — Mit Euren Klagen ruft Ihr ihn nicht von den Toten zurück, deshalb ermannet Euch und laßt Euch von seinen Genossen, die ihn überlebt, nicht endlich doch noch Eure Krone vom Haupte stoßen.“

„Meine Krone?“ betonte Karl bitter. „Ihr wisset wohl, wen sie am meisten gelüftet. Euer Lieblingssohn, der Anjou, würde eher noch die Hand

danach ausstrecken, als alle anderen, wenn ihm nur Beistand von denen würde, die gleich mächtig, als er, vielleicht einem ähnlichen Ziele entgegenstreben."

Katharina schloß einen giftigen Blick zu dem Könige hinüber; stets hatte sie ihren bevorzugten Sohn vor dem Argwohn seines älteren Bruders zu schützen gehabt und alle Mittel der Täuschung, in welchen sie so erfinderisch war, angewendet, um den Verdacht des Monarchen nach einer anderen Richtung zu lenken. Karl beharrte dabei, in seinem Bruder, dem er seine größere Volksbeliebtheit neidete, seinen Feind, den dereinstigen Räuber seiner Krone zu erblicken.

"Ihr seid gereizt," sagte sie trotzdem mit erheuchelter Milde, "und Eure erregte Phantasie malt Euch Schreckgespenster dort, wo Ihr sie nicht zu suchen habt. Ist Euch die Last der Regierung gegenwärtig zu schwer, überlasset es mir, die streitenden Parteien zu veröhnen. Die Montmorencys fordern Rache für ihre Blutsfreunde, die Chatillons, Nemours steht zu ihnen, weil er mit seinem Stiefsohn, Heinrich Guise, einen Streit gehabt. Auf Euren Schwager von Navarra habt ein wachsam Auge, er und Condé halten zusammen, fester als je, und ihr Übertritt zu unserer Kirche ist ein Gaukelspiel."

"Ich zwang ihnen unter Todesdrohungen das Versprechen ab, ihren Glauben abzuschwören," entgegnete der König, "wie konntet Ihr erwarten, daß es ihnen Ernst mit der Erfüllung sei?"

"So seid auf Eurer Hut vor ihnen; sie werden Euch die Drohungen nicht verzeihen. Schon sammeln sich die Calvinisten von neuem insgeheim und offen, wie ich mir berichten ließ und wer von hier entfloß, zieht gegen La Rochelle; Montgomery ist nach England gegangen, dort ein Heer zu werben und Euer Bruder Alençon zeigt plötzlich für die Ketzer Sympathien."

Sie gab, wie so oft, in dringlichster Weise ihm die vielgestaltigen Schilderungen der Gefahren anzuhören, mit welchen sie ihn im Schach zu halten pflegte, wenn sie ihn für ihre eigenen Zwecke willfährig machen wollte. Der müde Mann auf dem Purpurbette wandte sich gequält hin und her.

"Thut, was Ihr für gut befindet, meine Mutter," sagte er endlich apathisch, "nur gönnt mir Ruhe jetzt, Ruhe vor mir selbst," fügte er kaum hörbar hinzu.

Katharina erhob sich; in ihrem Angesichte war nichts von dem Mitleid zu lesen, das einer anderen Mutter ganzes Sein bei dem Anblick dieses Sohnes ergriffen haben würde. Was sie gewollt, es war ja auch heute erreicht, sie durfte handeln an des königlichen Sohnes Statt, an sie mußten sich die Häupter der Parteien wenden, ihren Rat, ihre Meinung zu begehren, sie war Regentin, wie sie es seit der Thronbesteigung Karls fast ununterbrochen gewesen.

Die Triebfeder aller Handlungen in dem Leben Katharinas war eine unersättliche Herrschsucht zu nennen. Ihr hatte sie die besseren Regungen ihrer Seele geopfert, ihr zahllose Opfer gebracht, von jenen ersten Jahren am Hofe Heinrichs II., da sie sich als Geduldete nur zu betrachten hatte und, Haß und Rache im Herzen, lächelnden Angeichts den Übermut der

königlichen Duhlerin ertrug, bis zu dem Augenblicke, da ihr ältester Sohn Franz II. in das Grab gesunken und mit seinem Tode der Einfluß der Guisen für kurze Zeit gebrochen war, die durch ihre Nichte, Maria Stuart, den jugendlichen König ganz und gar beherrschten hatten.

An der Spitze des mächtigsten Reiches stehen, niemand über, niemand neben sich, es war der Inbegriff alles dessen, was die Mediceerin erstrebte und dieser Genugthuung war sie bereit, ihre Familie, ihre Freunde, ihre Überzeugung dahinzugeben.

Sie gebrauchte eine Partei gegen die andere, wenn es die Notwendigkeit gebot, diejenige niederzuhalten, welche ihrer Herrschaft gefahrbringend werden konnte. Sie hatte den calvinistischen Prinzen von Condé geschickt, als ihr die Guisen zu mächtig zu werden drohten und hatte die letzteren ihres Beistandes versichert, um den Bourbons keine voreilige Gewalt einzuräumen. Sie hatte den Hugonotten geschmeichelt, um durch die Rechte, welche sie ihnen gewährte, dem Kardinal von Lothringen ein Gegengewicht zu liefern und pflog insgeheim Rat, wie man sich der mehr und mehr um sich greifenden Ketzeri im ganzen Reiche zu entledigen habe.

Man würde auch irren, wenn man zu der Annahme gelangte, daß die Frevel der Bartholomäusnacht dem Fanatismus Katharinas ihren Ursprung verdankten.

Sie sah in dem Admiral von Chatillon ungeahnt und plötzlich einen Gegner erstehen, der das sorgfältig aufgeführte Gebäude ihres ehrgeizigen Ringens durch die Kraft seiner Persönlichkeit umzustößen drohte und sie fürchtete seinen wachsenden Einfluß auf das lenksame Gemüt des Königs, der geneigt war, einem neuen Eindrucke schnell nachzugeben.

Hier aber stand vor den staunenden Blicken des jungen Fürsten ein Mann, so völlig verschieden von allen, die seine bisherige Umgebung gebildet hatten, stark, kühn, aufrichtig, ohne Eigennutz, ein Held des Glaubens, der sich in seinem vielbewegten Leben die höchsten Tugenden des Menschen steckenlos bewahrt hatte: Gerechtigkeit, Keuschheit, Mäßigung, ein zärtlicher Vater seiner Familie, ein getreuer Gatte, in seinem Privatleben unantastbar, wie an jedem Plage, auf den die Pflicht ihn jemals führte.

Welch andere Welt erschloß sich unter seinen Worten vor dem fürstlichen Jünglinge, der sein ganzes Leben unter gleichnerischen Höslingen verbracht, die ihn zum Spielball tausendfacher Intriguen machten, bei denen keine anderen Interessen, als ihre eigenen vorwalteten, seiner Mutter gleich, die ihn teils in engen Schranken gehalten, teils, er fühlte es, ihn in einen Taumel entnervender Vergnügungen gestürzt, um für ihr eigenes Thun freie Hand zu haben.

Der silberhaarige Greis mit dem feurigen, noch thatendurstigen Herzen schien ebenfalls eine schnelle Zuneigung zu dem jungen Könige gefaßt zu haben. Katharina gewährte es mit steigendem Verdrusse, wie vertraut ihre Gespräche allmählich wurden, wie lebhaft Karl auf Colignys Pläne einging, einen Feldzug gegen Spanien zu beginnen, statt der verheerenden

Bürgerkriege Katholiken und Protestanten Schulter an Schulter einen gemeinsamen Feind bekämpfend.

Und wie sich doch Karl gehoben fühlte durch das Vertrauen des alten Helben, wie er schon seiner Mutter gegenüber eine freiere Stirn, ein kühneres Wesen zur Schau trug! Ja, sie hatte es durch ihre Späher erfahren und selbst erlauscht, daß der Admiral dem Könige geraten, sich gänzlich von ihrer Vormundschaft zu befreien, des Reiches eigener Herrscher zu werden, das, unter seinem Scepter die bisher getrennten Parteien vereinigend, zu der Höhe des Ruhms aufwärts steigen müsse.

Der Rat, aus einem wohlmeinenden Herzen entsprungen, war für den Admiral verhängnisvoll geworden, er sollte sein Todesurteil in sich schließen.

Ihr Sohn unabhängig von ihr, den Einflüsterungen verhaßter Reger preisgegeben, sie selbst nutzlos beiseite geschoben, in dem Reiche, daß sie so lange regiert, unmöglicher Gedanke! Sie sah den Abgrund vor sich, aus dem sie nur die eigene Klugheit oder eine Gewaltthat zu retten vermochte, sie wußte, daß sie vor keinem, noch so gemagten Schritte zurückzusehen würde, der ihre Herrschaft ihr zu sichern fähig war.

Die kurze Zeit, welche zwischen den gefaßten Plänen und ihrer Ausführung lag, mußte für Karl die bedeutungsvollste Wendung seines Lebens enthalten, doch in dem Kampfe entgegengesetzter Mächte, die um diese Seele rangen, war es dem Dämon der Finsternis beschieden, Sieger zu bleiben.

Wie bestimmend ist es für den Wert des Menschen, in welcher Zeitepoche, in welcher Umgebung er sein Leben verbringt! Es sind nur die Auserkorenen unter den Erschaffenen, die den Anfechtungen und den Widerwärtigkeiten um sie her mit starkem, unerschüttertem Mute entgegenzutreten vermögen, die in den Versuchungen triumphieren, die Gefahren standhaft bekämpfen, in dem Dienste eines großen, sittlichen Gedankens, bis aus ihnen Helben wurden, oder Märtyrer der Sache, der sie sich geweiht. Doch wie vielen der auf Erden Ringenden ist die Kraft gegeben, aufrecht zu bleiben auf dem dornenvollen, mühseligen Pfade, der emporführt zum Glücke, zum Ruhme, zur Unsterblichkeit?

Die mit leuchtenden Blicken, siegekrönt an das Ziel gelangen, wir sehen sie vor uns, wir hören von ihnen und die Bewunderung einer ganzen Welt trägt ihren Namen fernen Enteln zu, doch wir hören über dem Beifallsjubel der entzückten Menge nicht das Aufstöhnen derer, die am Wege niedersanken, ehe sie ihn zur Hälfte zurückgelegt, todeswund, mit blutenden Füßen, gebrochenem Herzen.

Karl IX. war zum Helbentume nicht geschaffen, doch er wäre zu allem Guten und Rechten leicht zu lenken gewesen, wenn das Geschick ihm andere Vorbilder gewährt hätte, als die, welche er täglich um

sich sah. Er hatte wohl auch niemals den Begriff einer sittlichen Pflicht in seiner vollen Größe erfaßt, wer hätte einen solchen ihm klar machen sollen? Für alle, die ihm nahe standen, überraschend, schien ein Etwas in ihm zu erwachen, das seine Mutter sorgfältig bisher in ihm unterdrückt, der Wunsch in dieser Welt Thaten zu vollbringen, welche des Fürsten, wie des Mannes würdig waren und in seinem Innern das Feuer eines unbefriedigten Ehrgeizes löschten.

An alle diesem trug der Admiral die Schuld, er mußte fallen und sein Tod, außer dem einen, den zweiten Vorteil bringen: die Partei führerlos zu machen, deren Haupt er war und die jetzt hoffnungsvoller als je, sich erhob, seit ihrem geliebten Feldherrn die Gunst des Königs strahlte.

Dies waren die Beweggründe, welche in Katharinas Geiste jenen schrecklichen Vorsatz entstehen ließen, der in der Nacht des 24. August seine Ausführung fand. Ihr Racheverlangen galt zunächst nur dem Einen, der ihr gefahrvoller dünkte, als alle seine Anhänger und Glaubensgenossen. Vielleicht hätte ein Massenmord überhaupt nicht stattgefunden, wenn Montrevel, ein Guisischer Edelmann, am 19. August Coligny getötet, aber er zerschmetterte ihm nur einen Finger, während eine zweite Kugel den Arm des Feldherrn verwundete und das verfehlte Attentat rief bei Katharina die Besorgnis hervor, daß jetzt die Hugonotten ernstlich Verdacht schöpfen und den Admiral rächen würden.

Aus dem ersten Verbrechen entstand das folgende, welches wohl nicht einmal in dem Umfange geplant war, den es später annahm, aber wer vermöchte den entfesselten Leidenschaften zu gebieten, die die Menschen grausamer, als die vernunftlosen Tiere, gegen einander wüthen lassen, ihr schmachvolles Beginnen mit dem Deckmantel des Heiligsten umkleidend, den Beistand Gottes zur Vernichtung seiner eigenen Geschöpfe anrufend?

O Religion! Zur Heilung unserer Seelenwunden uns gegeben, aus jenem dunklen Sehnen uns geboren, das über dieses Erdenleid hinweg die schimmernde Verheißung eines in Ewigkeit verklärten Lebens sucht, weshalb nur ward Dein reines Bild so oft verurteilt von Deinen Bekennern in den Staub gezerzt zu werden, bis wir in Schrecken und Verwirrung die erhabenen Züge nicht mehr zu erkennen meinten, bis wir an ihnen irre wurden, sie aus unserem Herzen schwanden, in welches wir sie einst so fest geschlossen?

War das der Wille derer, die von Dir uns kündeten, der lauterer Geister, die Dich uns gebracht, damit wir in der Wüste dieser Welt des stützenden Stabes, des tröstenden Lichtes nicht entbehrten? Und würden sie nicht schauernd sich abwenden von dem Werke, das nach ihnen andere Hände weiter bauten, so weit verschoben von dem Sinne derer, die es vordem gründeten?!

(Fortsetzung folgt.)

# Ein Revolutionär.

Roman

von

Otto Mora.

## I.

„Ah, dort unten steht der Wagen! Einen Augenblick —“

Ein kurzer Pfiff, den der junge Mann ertönen ließ, und das Coupé, das im Dunkel der Straßenecke verborgen stand, kam rasch heran. Der ältere Herr und die junge Dame, die sorgsam in Tücher und Shawls gehüllt unter dem Portal des großen Hauses standen, flogen hinein.

„Besten Dank, Herr Faber! Also auf Wiedersehen, nächsten Montag!“

„Auf Wiedersehen!“

Der junge Mann zog grüßend den Cylinder. Bei der raschen Bewegung des Armes sah man unter dem hellen Mantel den Ballanzug, in dem er sich befand. Sein blaßes, gleichgiltiges Gesicht mit dem sorgfältig gepflegten schwarzen Schnurrbart hatte einen leicht ironischen Zug, als er sich vor der Dame verbeugte. Er sah dem fortrollenden Wagen einen Augenblick nach und ging dann langsam die Straße hinunter.

Die Straßen von Bremen sind in der Regel schon um zehn ziemlich menschenleer und jetzt war es bereits — „wahrhaftig,“ — Otto Faber sah auf seine Uhr, „zwölf vorbei,“ murmelte er, „wenn man schon anfängt sein Leben nur noch nach Stunden zu zählen, wird einem die Uhr wahrhaftig nötig.“

Er lachte leise und höhnisch auf, dann blieb er einen Augenblick stehen, um sich eine Cigarette anzuzünden, deren Rauch er mit der Hand hin- und herbewegte. Dieser junge Mann, dessen müde und etwas abgespannte Züge nur mit den Erinnerungen des Ballabends beschäftigt schienen, war hoffnungslos ruiniert. Er hatte sich an tollkühnen Börsenspekulationen beteiligt, die ihm große Summen kosteten. Er konnte sie nicht zahlen, und da er keinen Ausweg wußte, hatte er beschlossen seinem Leben ein Ende zu machen.

Indessen seine Gedanken hatten nichts Erschreckendes für ihn. Er kannte das Leben genug, um zu wissen, daß alles Glück nur im Auskosten jeweiliger Stimmungen liegt, und daß es morgen mit ihm zu Ende sein würde, das hinderte ihn nicht an der Beobachtung, daß die türkischen Cigaretten, zu denen er leßt hin übergegangen, viel besser seien als die amerikanischen, und daß er da auf dem Ball eine sehr nette Bekanntschaft gemacht, eine — ah, er hatte den Namen vergessen —

Was konnte ihn das schließlich noch viel interessieren? Er ging über den Ball, die hügelige Promenade der Stadt, sah aufmerksam den Schwänen

nach, die langsam über den breiten Stadtgraben zogen, und verfolgte mit einer gewissen hartnäckigen Aufmerksamkeit ein Licht, welches er in einem der oberen Luftfenster des Theaters bemerkte. Seine schlanke, mittelgroße Gestalt hatte beim Gehen eine gewisse nachlässige Haltung, eine langsame Elastizität, die als großstädtisch hier vielleicht auffallen konnte — in dieser Handelsstadt, wo man meist nur den echt-amerikanischen Geschäftstrab bemerkte.

Ein Gedanke beschäftigte ihn eine Zeitlang.

„Wenn man wenigstens noch in Berlin wäre,“ murmelte er mit einem Seufzer, „aber daß es ein solches Nest ist, das einen zu Grunde gerichtet hat —“

Und er warf einen mißmutigen Blick auf die kleinen, schmalen Gäßchen, die auf große, unregelmäßige Plätze mündeten, auf die spitzen Giebel der alten Häuser, auf die düstere gigantische Masse des uralten romanischen Doms.

Er sah mit Mißbehagen einen leeren verlassenen Pferdebahnwagen an einer Stelle, wo der Verkehr durch Straßenarbeiten unterbrochen war, er sah in den Thüren der offenen Kramläden Leute stehen und schwagen — an verschiedenen Stellen sah er einen schlaftrigen Arbeiter damit beschäftigt die Gaslaternen auszudrehen. Und die Vision der Friedrichstraße stieg vor ihm auf mit ihrem feenhaften, elektrischen Lichtmeer, ihren Menschenströmen, ihren Wagenzügen, die über den Asphalt rollen . . .

Indessen die modernste Kultur hatte auch hier ihre Ableger. Von fern erblickte Otto Faber den Lichterglanz eines eleganten Wiener Cafés — unwillkürlich schritt er darauf zu.

„Wer weiß?“ dachte er, „warum soll ich mich da nicht zerstreuen? Vielleicht besser als auf diesem etwas patrizischen Ball.“

Das Café, ein prachtvoller neuer großer Raum mit Deckengemälden, vergoldeten gußeisernen Säulen und roten Sammetdivans, war gedrängt voll von Gästen. Es gehörte unter der Jeunesse dorée und überhaupt unter der Herrenwelt der reichen Handelsstadt zum guten Ton, nach einer Soirée oder einem Ball noch das Wiener Café aufzusuchen — eine moderne Sitte, die sich wie viele andere, erst neuerdings einzubürgern begann.

Otto Faber legte seinen Mantel ab und bestellte „eine Schale braun“, gleichgiltig seine Cigarette weiter rauchend. Es ist doch sonderbar, wenn man da durch den Rauch Menschen, Lichter, schöne Frauen, lachen und schwagen sieht, und wenn man weiß, daß morgen alles kühl und dunkel um einen ist . . . Schon der Gedanke löst uns halb los von dieser Welt, und wir sehen tausend Dinge, die wir vorher nicht beachtet haben. Wieviel nichtige Eitelkeiten,



miewiel eitler Glanz, miewiel hohle Masken sind in der Komödie des Lebens an uns vorbeigezogen! Aber wir haben es nicht bemerkt — wir waren selbst darunter.

„Ah, sieh da, Herr Bardewiel!“

„Wahrhaftig, Sie sind es, Herr Faber — wie geht's Ihnen? Wir haben uns lange nicht gesehen!“

Der Angeredete war ein junger Mann von etwa vierundzwanzig Jahren. Aber er sah viel älter aus, ein solcher Ernst, eine beinahe gewinnende Schwermut lag über seinem ovalen, frisch aussehenden Gesicht. Er hatte sehr frische Farben, das Gesicht eine weiße, helle, echt nordgermanische Haut, dazu ein langer blonder Schnurrbart und dichtes blondes Haupthaar, die im Verein mit der athletischen Gestalt dazu beitrugen, die Vorstellung höheren Alters zu erwecken.

Übrigens verriet eine kleine Narbe über dem Auge dieses Mannes, daß er ehemals studiert habe — solche Kennzeichen gehörten hier zu den Erscheinungen, die man nicht häufig sah.

„Ah, Sie kommen von Hamburg?“ fragte Faber mit mehr Interesse, als es sonst seine Art schien.

„Ja — ich habe meine Angelegenheiten in Kiel erledigt — war dann etliche Wochen in Hamburg, Sie wissen, ich mußte die Angelegenheit ordnen, das Erbe meiner verstorbenen Mutter, das ich erst jetzt in Empfang nehmen konnte — und bin seit heute morgen wieder zu Hause.“

„Nun, da haben Sie wohl alles unverändert getroffen?“ Otto Faber lächelte fast unmerklich bei diesen Worten.

„So ziemlich — nur mein Bruder, der ist ja jetzt auch zurückgekommen aus Indien — hat sich sehr herausgemacht, ganz sonnenverbrannt.“ Er entfernte die Asche seiner Cigarre am Rande des Aschenbechers und bemerkte bei dieser Gelegenheit die Cigarette des anderen. „Ah, Sie rauchen immer noch Ihre Cigaretten?“ sprach er lächelnd, „mit diesem großstädtischen Laster werden Sie aber hier im Comptoir Aufsehen gemacht haben —“

„In der That,“ erwiderte jener humoristisch. „Tabakkenner wie die Bremer wissen das nicht zu würdigen. Mein Gott, was wollen Sie, es ist hier ja nicht Berlin.“

„Sie sind ein unverbesserlicher Berliner! Ich finde, es ist anderswo auch sehr gut auszuhalten.“

„Nun, Sie kennen ja die Reichshauptstadt noch nicht.“ Ein leise ironischer Seitenblick streifte den jungen Bremer. Dieser schwieg. Es entstand eine Pause.

„Aber wie ist mir denn?“ begann Erich Bardewiel nach einer Weile, „sollten Sie nicht davon gehört haben? Gestern war an der Hamburger Börse die Konkursnachricht einer großen Frankfurter Firma Strehling und Co. — da waren Sie ja wohl eine Zeitlang engagiert, nicht wahr?“

Er sah ihn an. Otto Faber zuckte trotz seiner Selbstbeherrschung zusammen, und jener bemerkte es.

„In der That,“ erwiderte er mit etwas heiserer Stimme, die Cigarette abstreifend.

Erich Bardewiel fuhr fort: „Es soll eine ganz

wüste Spekulation gewesen sein, die sie zu Fall gebracht hat — ich habe Leute gehört, die Hunderttausende dabei verloren haben.“

Otto Faber hob den Kopf und sah ihn durchdringend an.

„Ich kann Ihnen noch genauer darüber Auskunft geben,“ sprach er ruhig. „Ich glaube, wir kennen uns lange genug, um offen gegen einander sein zu können — es ist dieselbe Spekulation, die mich total ruiniert hat!“

„Sie!?“

„Ich war dabei beteiligt. — Mein Gott, Sie wissen, dies Börsenspiel gehörte schon früher zu meinen unentbehrlichen Lebensbedürfnissen — und dies schien eine sehr gewinnbringende Sache zu sein. Kennen Sie —?“

„Nein — ich verstehe, wie Sie wissen, zu wenig von solchen Dingen!“

„Nun also — Strehling und Co. hatten unter der Hand das Gerücht verbreitet, die Valutaregulierung in Österreich stände nahe bevor, und der Hauptanteil an den dabei nötigen Transaktionen würde natürlich der größten Wiener Aktiengesellschaft, der Österreichischen Kreditanstalt, zufallen. Also Kreditaktien in Menge aufgekauft — das Publikum wurde animiert — ich ließ mich auch verleiten. Aber das Gerücht bestätigte sich nicht, die Kreditaktien fielen rapid — und es stellte sich bald heraus, daß Strehling und Co. schon lange faul gewesen waren, und sich durch diese Operation nur zu retten versucht hatten. Und ich, der ich sonst fast nur auf Prämie spekuliere, war gerade diesmal davon abgewichen —“

„Und jetzt?“

„Ich bin fertig. Strehling und Co. haben Konkurs gemacht!“

Erich sah einen Augenblick in die Luft.

„Sie können Ihre Differenzen nicht decken?“

„Nein!“

Dies „Nein“ war in einem sehr eigentümlichen Tone gesagt. Otto Faber fügte nichts weiter hinzu, aber ein herbes und müdes Lächeln legte sich um seinen Mund.

Beide sahen sich einen Augenblick schweigend an.

Erich Bardewiel kannte diesen bereits etwas blasirten Berliner, dessen Gang zu radikalen Entschlüssen, dessen nervöse Spielsucht und dessen gering-schätzigige Manier andere zu behandeln, ihn anfangs so sehr geärgert hatten. Aber aus dem Interesse war eine Art Freundschaft geworden — und diese ließ ihn jetzt ahnen, was in der Seele des jungen Mannes vorging.

Das Café füllte sich noch immer mit Gästen, schließlich erschien noch eine Gesellschaft Offiziere, welche sich in der Nähe des Buffets niederließ und der Geschäftsführerin allerlei Galanterien zuwarf. Im Nebenzimmer zankten sich ein paar Billardspieler, die sich gegenseitig beschuldigten falsch aufgeschrieben zu haben, während die Kellner mit gewohnter Ruhe zusahen . . .

Erich Bardewiel wandte sich wieder an sein Gegenüber.

„Haben Sie nicht nach Berlin geschrieben deswegen?“ fragte er leichtthin.

Otto Faber lachte kurz auf.

„Meine Angehörigen! Sie wissen ja, was die von mir halten nach meinen Streichen dort. — Und nachdem sie mich hierher geschickt haben, um im Comptoir des ehrwürdigen Hauses Bardewiek zahm zu werden! Wenn die wüßten, daß ich anstatt Tabak zu verkaufen, an der Börse spekuliere. — Nein, das ist nichts.“

„Bisviel betragen denn Ihre Passiva bei der Geschichte?“

„Nun — so gegen vierzigtausend Mark.“

Erich dachte einen Moment nach, dann sprach er langsam. „Nun wohl, ich kann Sie Ihnen verschaffen.“

„Sie? Sie wollten?!“

„Sie wissen, ich bin seit etlichen Tagen in den Besitz eines nicht unbedeutenden Kapitals gelangt, es trifft sich gerade günstig, daß ich Ihnen helfen kann. Ich kann Ihnen einigermaßen den Dienst vergelten, den Sie mir erwiesen haben.“

Otto Faber atmete tief auf. Hier kam ihm eine Rettung, an die er gar nicht mehr gedacht hatte. „Seine Familie hat doch recht, wenn sie ihn einen seltsamen Kerl nennt,“ dachte er bei sich, als er Erich Bardewiek ansah, ob es diesem auch Ernst sei mit seinen Worten. Dann ergriff er seine Hand und drückte sie lebhaft.

„Sie erweisen mir einen noch größeren Dienst als Sie glauben,“ sprach er, „ich stand schon im Begriff wegen dieser Geschichte zu einem Radikalmittel zu greifen.“

„Ich habe mir das gedacht,“ entgegnete Erich Bardewiek einfach, „ich kannte Sie ja.“ Nach einer Weile fuhr er halb lächelnd fort, „Sie werden natürlich deswegen nicht aufhören zu spekulieren?“

Jener zuckte ausweichend die Schulter.

„Ich glaube, ich kann gar nicht. Das gehört bei mir zum Leben. Und bisweilen ist es auch sehr einträglich — denken Sie doch an die große Operation in Spiritus vor zwei Jahren! Ah, wenn man bei uns erst soweit wäre wie in Amerika, ganze „Ringe“ zu bilden, die Börse zu beherrschen, die Preise zu machen, wie man will! Aber wir sind noch in der Kultur zurück.“

„Natürlich,“ um Erichs Mund zuckte es ironisch, „soweit sind wir noch nicht. Und in unserem soliden Bremen, wo der Warenverkehr an der Börse bei weitem die Hauptsache ist — à propos, haben Sie meinen Bruder schon gesehen?“

„Nein.“

„Er spricht von allerlei Unternehmungen, die er vor hat. Mich wundert nur, daß er das Klima da unten so gut vertragen hat.“

„Ja, ja, es geht mancher dabei kaput. Das Klimafieber. — Er wird doch jetzt hier bleiben?“

„Gewiß, ja. Ich glaube, er hat starke Absichten mich für das Geschäft zu gewinnen. Und wie Sie wissen, habe ich dazu im allgemeinen noch wenig Neigung.“

Otto Faber sagte nichts, sondern sah ihn aufmerksam an. Er dachte sich, daß, wenn man Sohn

einer der ersten Tabakfirmen von Bremen sei, man dann seine Stellung eigentlich besser ausnützen könne, als es Erich Bardewiek bisher gethan. Aus der einen Million, die man schon hat, werden dann mit Leichtigkeit zehn . . .

„Was haben Sie für eine Rose da?“ fragte Erich Bardewiek plötzlich und zeigte auf das Knopfloch von Fabers Frack.

„Die da — die ist von Ella Lürsen.“

„Ella Lürsen? Wer ist das?“

„Wie, Sie kennen Ella Lürsen nicht? Das pitanteste Geschöpf von ganz Bremen — eine Walküre mit rotblondem Haar und zugleich eine Pariserin an Geist und Grazie, herzlos wie eine Nixe und bezaubernd wie eine Sirene —“

„Da haben Sie mir vier Gleichnisse in einem Atem gegeben,“ bemerkte Bardewiek phlegmatisch, „daraus werde ich nicht klug. Ich dachte wirklich nicht, daß Sie noch so schwärmen können. Stellen Sie mir die Dame doch bei Gelegenheit vor.“

Otto Faber stand auf und reichte ihm mit einer pathetischen Armbewegung die Rose.

„Nehmen Sie — sie gehöre Ihnen! Sie können sie ihr, wenn Sie sie treffen, wiedergeben. Wenn ich Ihnen Ella Lürsen vorstelle, entledige ich mich eines Theils der Verpflichtungen, die ich gegen Sie habe!“

## II.

Erich Bardewiek sollte bald Gelegenheit haben den Namen Ella Lürsen noch einmal und in anderer Verbindung zu hören.

Es war dies bei einer kleinen zwanglosen Soirée, die in seinem väterlichen Hause am Dobben stattfand, ein prächtiges Gebäude im Villenstil, das allen Anforderungen des anspruchsvollen Bremer Komforts genügte. Eine von Karyatiden getragene Vorhalle, mit einem Säler, den eine zierliche Balustrade schmückte, die geräumige Veranda mit großen Topfpflanzen, das an der Seitenfront hervorragende Glasdach des Wintergartens — dies alles verlieh dem Hause jenen selbstbewußten aristokratischen Anstrich, den in diesem Stadtviertel alle Häuser trugen. Es war hier kein Haus, das nicht mit Vor- und Hintergarten versehen war, und es herrschte hier jene fashionable Ruhe, die an das Westend von London erinnert. Und doch war es noch nicht lange her, daß die großen Kaufleute die Comptoirstraße der inneren Stadt, die Langenstraße, verlassen hatten, um ihre Privatwohnungen in diese neuen Stadtteile zu verlegen, welche den Kern der alten Hansestadt umgaben.

Der Eindruck des behäbigen Reichthums stieg noch, wenn man ein Haus wie das Bardewieks betrat. Das war Komfort nach englischen Begriffen — bunte Läufer auf den weißen Treppen mit glänzenden Messingstangen; Marmorfliesen im Vorfaal, eine breite Treppe, die in den hinteren Garten führte, im Erdgeschoß der Speisesaal mit dunkelbraunem Getäfel, mehrere Empfangsräume, im oberen Stock die eigentliche Wohnung, ein Bibliothekzimmer, das früher Musiksalon gewesen war — im ganzen war dies Haus

mit einer behäbigen Raumverschwendung und einer gebiegenen, dunklen Pracht in Stoffen und Farben eingerichtet — man sah, daß die Bewohner vor allem dem Grundsatz der Bequemlichkeit hulbigten.

Im Hinterzimmer neben dem Speisesaal war ein engerer Kreis von Freunden des Hauses versammelt. Eine Glashür führte von hier auf die Gartenterrasse, von wo die sanften, einschmeichelnden Lüfte des Sommerabends herüberzogen. Mit ihnen kamen, gelockt von dem Lichte der großen etruskischen Lampe auf dem Tische, einzelne Motten und Nachtschmetterlinge, die betäubt um die Flamme flatterten. Aber man achtete nicht auf sie. Diese ernsten, meist schon in vorgerücktem Lebensalter stehenden Männer waren mit anderen Gedanken beschäftigt.

Erich Barbewiel, der eben eingetreten war, hatte der Reihe nach die einzelnen Gäste begrüßt — ein älterer Mediziner, der Doktor Hagenborn, zog ihn länger ins Gespräch; er musterte ihn mit aufmerksamen Blicken und fragte ihn scherzend, ob der Aufenthalt auf der Universität noch immer so bedenklich sei, wie er es früher unter Umständen gewesen sei.

Erich erwiderte ausweichend: „Sie wissen, wenn man dem eigentlichen studentischen Leben so fern gestanden hat wie ich —“

„Dho,“ meinte jener, „und dies akademische Signum da?“

Er deutete mit der Hand auf die Spur des Schmisses an Erichs Wange. „Das hat in der That eine besondere Veranlassung,“ erwiderte dieser halb lächelnd, „und wenn es Sie interessiert, kann ich es Ihnen erzählen. Es war —“

„Nein, aber wirklich, das geht doch zu weit! Da weiß man doch nicht, wo die Lächerlichkeit aufgehört und die Gefahr anfängt,“ ertönte in diesem Moment die laute, erregte Stimme eines älteren Herrn, der ein Zeitungsblatt in der Hand hielt. Es war der Großhändler Korfen, ein Jugendfreund von Barbewiel senior.

„Was giebt's? Was ist? Was haben Sie denn nur?“ fragte man von allen Seiten.

Korfen räusperte sich und sprach: „Hören Sie einen Auszug aus dem sogenannten Katechismus des Pariser Sozialisten André Berthot, den die Neue Preussische Zeitung abdruckt. — Nun, wir sprachen ja eben von der sozialen Frage — da können die Herren einmal sehen, wie weit diese Leute bereits gehen und wie sie ihren Zukunftsstaat gestalten wollen. Hören Sie nur diesen famosen Katechismus:

Frage: Was ist Gott?

Antwort: Ich weiß nicht.

F: Wer hat die Welt geschaffen?

A: Ich weiß nicht.

F: Woher kommt die Menschheit? Wohin geht sie?

A: Ich weiß nicht.

F: Wann und wie ist der Mensch auf die Erde gekommen?

A: Ich weiß nicht.

F: Was trifft uns nach unserm Tode?

A: Ich weiß nicht.

F: Errötest Du nicht über die Unwissenheit?

A: Es liegt keine Schande darin, das nicht zu wissen, was niemand je hat wissen können.

Der alte Herr ließ mit dem Ausdruck maßloser sittlicher Entrüstung das Blatt sinken.

Ein verwirrtes, aber empörtes Gemurmel, eine Stala von Ausrufen wie „Unglaublich! Frevelhaft! Zügellose Frechheit!“ durchwogte den kleinen Salon. Der Hausherr, eine imposante Gestalt mit bereits leicht ergrautem Haupthaar, runzelte die Stirn, ein etwas forpulerter Superintendent rückte unruhig auf seinem Sitz und lächelte dann mitleidig verächtlich, Doktor Hagenborn konnte ein ironisches Zucken um den Mund nicht verbergen — alle aber äußerten mehr oder minder ihren Abscheu.

„Aber schließlich stimmt die Sache doch!“ rief auf einmal eine angenehme gleichmäßige Stimme aus der Ecke bei der geöffneten Gartenthür. Es war Erich Barbewiel. Alle Köpfe wandten sich um, wie von einem Blitzschlag getroffen; das allgemeine Erstaunen über diese Interpellation hatte etwas Naives in seiner Überraschung. Barbewiel senior rief starr vor Entrüstung: „Aber Erich!“

Der junge Mann erhob sich und sich an die Thür anlehnd, sprach er langsam. „Nun — und? Ich meine, die Sache stimmt, das heißt wir wissen nichts zu antworten auf die Fragen, die da gestellt werden — ich lehne die Konsequenzen ab, welche jene Leute daraus ziehen, aber die Thatsache ist unumstößlich wahr, die ewig wiederholte: Ich weiß nicht.“

Die Gesellschaft hatte sich von ihrem Erstaunen erholt.

„Aber das ist denn doch —“

„Herr Barbewiel, ich hätte wirklich nicht geglaubt, daß in Ihrem Hause dergleichen geäußert würde.“

„Wie kann man nur auf solche Ansichten kommen?“

Der Superintendent geberdete sich am aufgeregtesten.

„Aber existieren denn nicht für Sie,“ rief er mit erhobenen Armen, „die Wahrheiten unserer heiligen Religion, die ewigen Offenbarungen Gottes und der Natur, die auf alles Antwort geben?“

Dieser Mann war bei seinen Amtsgenossen als liberal bekannt — und wie man sieht, mit Recht.

Erich Barbewiel warf einen Blick auf diese erregten Gesichter und sprach dann gleichmütig: „Was dieser Katechismus der Sozialisten ausspricht, ist doch nur das Resultat aller Forschungen der Philosophie und Wissenschaft seit Tausenden von Jahren. Meine Herren!“ fügte er mit einer abwehrenden Handbewegung hinzu, als er gewährte, daß der Sturm von neuem auszubrechen drohte, „seien wir aufrichtig! Bedenken Sie, wie unsere berühmtesten Gelehrten — und wer soll hier kompetent sein, wenn nicht diese? — über diese Fragen urteilen: Dubois-Reymond, Helmholtz, Virchow u. a. Dubois-Reymond giebt geradezu als Schlußwort der wissenschaftlichen Entwicklung „Ignorabimus.“

Es entstand eine kleine Pause. Man wollte sich doch nicht geradezu diskreditieren, indem man sich mit den Koryphäen der Wissenschaft in Widerspruch setzte. Der Superintendent lächelte mitleidig, daß man in solchen Dingen die Gelehrten anrufe.

„Aber es ist schlimm hieraus Konsequenzen zu ziehen,“ begann Doktor Hagendorf mit gedämpfter Stimme, „diese Herren vom vierten Stande gehen bereits unglaublich weit — man muß den Abgrund nicht noch vergrößern, der sich einem vor den Füßen öffnet.“

„Ich weiß nicht,“ begann ein junger Referendar, ein Verwandter des Hauses, zögernd, „man thut doch schon so schrecklich viel für diese soziale Frage — der Staat hat sie ganz in die Hand genommen; wir haben die Altersversicherung und die Arbeiterschutzgesetzgebung — was wollen denn diese Leute eigentlich noch!“

„Ganz meine Meinung,“ pflichtete der Hausherr eifrig bei — sein Auge flog mit einem raschen, unruhigen Blick zu seinem Sohne herüber, „nichts wie unnützes Geschrei, das etliche Demagogen veranlaßt haben. Unsere Gesetzgebung thut wirklich genug für den vierten Stand.“

Erich Bardewiel verzog etwas den Mund.

„Tropfen auf einen heißen Stein,“ rief er, „die Sozialisten aller Länder haben es feierlich abgelehnt mit den Regierungen über Reformen zu verhandeln! Und mit Recht. — Was die bevorzugten Klassen ihnen jetzt vorwerfen, ist ein Almosen — damit werden die Jahrzehnte alten Sünden der Bourgeoisie und des Manchesterturns nicht wieder gut gemacht. Der Sozialismus ist ein ganz naturnotwendiges Produkt der Industrie und des gepriesenen, modernen Fortschritts — vor den Eisenbahnen gab es keine Sozialdemokratie.“

Es entstand eine unbehagliche Pause. Erich blickte, wie im Banne seiner eigenen Gedanken gefangen, mit einem seltsamen Ausdruck vor sich hin. Sein Auge, das unheimlich scharfe Auge des Denkers und Grüblers, belebte sich erst, wenn er sprach — das Gesicht schien dann verändert — alle Muskeln und Nerven spannten sich; hieran, sowie an den raschen Bewegungen der weißen Hand, mit der er sich durch das volle Haar fuhr, konnte man bemerken, daß auch dieser hünenhaft gebaute junge Mann etwas nervös war.

„Glauben Sie mir,“ rief der Superintendent in gehobtem Tone, „es sind nicht alle Ideen gut, die da wie Modeströmungen in den Großstädten aufstauen.“

Erich verbeugte sich schweigend — wenn jener den Sozialismus als eine Modeströmung behandelte . . .

„Du scheinst in der That seltsame Ideen von der Universität mit hergebracht zu haben,“ sprach Bardewiel senior etwas scharf zu seinem Sohne.

„Ich glaube, daß sie richtig sind,“ entgegnete dieser fest.

„Ah, das sind so Jugendphantasien. — In diesem Alter muß man sich für irgend etwas begeistern. Und dies ist gerade Mode. Ich bin gewiß, in ein paar Jahren denkst Du ganz anders darüber.“

„Nein — und dann diese Sozialdemokraten,“ rief der Geistliche mit einem plötzlichen Aufwallen, „diese Leute, die an allem zweifeln und alles verneinen! Es wäre doch schrecklich zu denken, daß solche Ansichten je allgemein würden. — Ich bit-

Sie —“ Er sah Erich Bardewiel unruhig an — aber dieser erwiderte nichts, sein lebhaftes blaues Auge sah ihm mit durchaus formeller Höflichkeit entgegen.

„Na, vor allem bei uns in Bremen haben die Leute gar keine Aussicht,“ meinte der Großhändler Korfen mit einem halb verächtlichen, halbmitleidigen Blick auf den jungen Mann, „bei den gesunden Verhältnissen der Arbeiter hier —“

Es wurde in diesem Moment Thee mit etwas Badewert gereicht, und die Erörterung stockte. Der Hausherr versuchte ersichtlich das Gespräch in andere Bahnen zu lenken, aber eine leise Dissonanz klang immer wieder durch. Es war durch Erichs freimütiges Bekenntnis ein Miston in die Gesellschaft gekommen.

„Sie werden hier nicht viel Glück haben mit Ihren Meinungen,“ sprach halbblau der junge Referendar, sich zu Erichs Sessel hinüber beugend, er lächelte etwas ironisch, „daß man sich überhaupt für solche Sachen ernstlich erwärmen konnte.“

„Darauf gebe ich nicht viel,“ entgegnete jener kühl, „ich gehöre nicht zu den Leuten, die der gesellschaftlichen Höflichkeit Konzessionen machen, wenn es sich um solche Dinge handelt.“

Der junge Mann sah ihn von der Seite durch sein Monokel an. Der Sozialismus war für ihn auch nur eine Art ‚seltsamen Sports.‘

„A propos, ich habe Ihnen noch Grüße zu hinterbringen von Faber,“ sprach er, „er wollte Ihnen die Papiere in der bewußten Angelegenheit zustellen — ich weiß nicht, was er meinte —“

„Welche Angelegenheit?“ Erich besann sich, „ach so, ja — Haben Sie ihn auf unserm Comptoir aufgesucht?“ —

„Nein, Sie wissen, da riskiert man, daß man ihn zuweilen nicht trifft, ich sah ihn im Theater, mit seiner Dame —“

„Mit seiner Dame?“

„Nun ja, mit Ella Lürjen, der Tochter vom Hause, wo er wohnt, die er schon seit einiger Zeit fabelhaft pouffiert.“

Ella Lürjen — ah, das war der Name! Otto Faber hatte ihn selbst genannt. Erichs Neugierde war vorläufig nur wenig erregt.

„So, er pouffiert sie? Mit Erfolg?“

Der andere zuckte die Achseln.

„Man weiß nicht. Diese Ella hat den Ruf, ein sehr seltsames Mädchen zu sein, aber total unzugänglich. Na, und unseren Berliner kennen Sie ja: stilvoll, schneidig, pyramidal!“

Er lachte bei den letzten Worten geräuschvoll, im stillen beneidete er Otto Faber um seinen Ruf eines ‚verfluchten Kerls‘ sehr.

Erich schwieg, er hatte keine Lust dieses Gespräch wieder aufzunehmen, und für einen jungen Mann von vierundzwanzig Jahren interessierten ihn überhaupt die Frauen auffallend wenig, wenigstens nach dem Urteil seiner Bekannten.

Es war mittlerweile spät geworden, die Gäste begannen sich zu verabschieden. Bardewiel senior, der sie hinausbegleitet hatte,kehrte in den Salon

zurück, wo er mit unruhigen Schritten hin und herging, während die Bedienung aufträumte.

Es war in der ganzen stolzen und elastischen Haltung dieses Mannes mit schon ergrautem Haar, in dem kräftigen Körperbau und der raschen, energischen Sprechweise eine gewisse Ähnlichkeit mit seinem Sohne nicht zu verkennen, nur der tiefe, bisweilen verschleierte Glanz des Auges, die hohe Stirn und die weißen, weicheren Linien des Gesichts unterschieden Erich von seinem Vater. Man konnte sagen, daß die jüngere Generation von der Kultur deutlicher gekennzeichnet war als die ältere — zielbewußte, harte Arbeit stand in dem einen Gesicht, die nervösen Spuren der modernen Probleme las man in dem andern. Um den Vater zu zeichnen, hätte die trockene, scharfe Manier Helots genügt, der Sohn wäre ein Vorwurf für die tiefinnerliche Künstlernatur Rembrandts gewesen.

Auf einmal wandte sich der Hausherr zu seinem Sohne: „Erich, Du hast mich nicht angenehm überrascht heute abend. Wie kommst Du dazu, solche Ansichten zu äußern und vor allem sie selbst zu hegen?“

Der junge Mann legte gleichgiltig das Buch weg, in dem er geblättert hatte und antwortete: „Ob Ihr es nun heute oder ein andermal merktet, einmal mußte es doch kommen, ich teile diese Ansichten der Sozialisten.“ Er sprach das letztere mit halblauter Stimme.

Sein Vater schien es überhört zu haben. Unruhig seinen Gang durch das Zimmer fortsetzend, sprach er: „Erich, ich kann Dir nicht verhehlen, daß Du mir seit einiger Zeit Sorgen machst. Ich habe Dich nach Deinem Wunsche die vier Jahre studieren lassen, Du hast Dein Dokorexamen gemacht, obwohl ich nie begriffen habe, was Du mit Deinem philosophischen Studium neben dem juristischen und nationalökonomischen wolltest. Ich sehe jetzt leider, daß das seine Folgen gehabt hat.“

Er hielt inne, als ob er einen Einwurf erwartete. Dann fuhr er fort: „Ich habe gedacht, daß Du mit alle dem doch an einem praktischen Ziele anlangen würdest. Du kannst im Versicherungsfache eine sehr gute Carrière machen oder als Leiter industrieller Unternehmungen. Gerade das letztere ist sehr empfehlenswert. Am liebsten wäre es mir natürlich immer noch, wenn Du Dich am Geschäft beteiligen wolltest. Aber Du scheinst zu alledem keine Lust zu haben.“

„In der That.“ Erich war nahe an den Tisch getreten, um seine Cigarre an der Lampe anzuzünden, ein leise ironischer Ausdruck lag über seinem offenen, männlichen Gesicht.

„Ich weiß, daß Du Talent und Befähigung genug hast,“ sprach Bardewiel senior, „auch Wilhelm gesteht Dir das zu — glaubst Du also nicht, daß die praktische Laufbahn Dir genügen würde?“

Der Sohn trat an ihn heran und legte beide Hände auf seine Schultern. Ein tiefer Ernst sprach aus seinen Zügen.

„Ich glaube, daß Ihr ein Unrecht begeht mit all diesen Unternehmungen und Geschäften, ein Unrecht an der Gesellschaft, an Euren Mitmenschen; ich glaube, daß Eure ganze Betriebsweise ungerecht und schädlich ist, ich glaube, daß das, was Ihr die Früchte

Eurer Arbeit nennt, in Wahrheit die Früchte der Arbeit von so und soviel hundert andern sind, die sich für Euch anstrengen müssen. Das glaube ich und nun, gute Nacht.“

Er eilte hinaus, ohne eine Antwort abzuwarten, ohne daß sein Vater Zeit gefunden hätte, ihm auch nur eine Erwiderung zuzurufen.

Es dauerte eine Weile bis Bardewiel senior sich von seiner Erstarrung erholte. Er sah dem Sohne nach wie einer unerklärlichen Erscheinung, die da plötzlich vor ihm aufgetaucht war. Dergleichen hatte er noch nie gehört.

Das war, als wenn man an die Wurzeln seines Lebens die Axt legte. Seine Arbeit, diese ungeheure geschäftliche Thätigkeit eines überseeischen Großhandels, ein Unrecht gegen seine Mitbürger? Seine Anlagen, Comptoire, Fabriken eine Auslaugung der anderen? Aus welcher Welt stammten nur die Begriffe, die der junge Mann hatte?

Er lachte kurz und höhnisch auf.

„Wahnsinnige Phantasterien,“ murmelte er halblaut, „es war hohe Zeit, daß der Junge zurückkam.“ Dann versuchte er seinen Gang durchs Zimmer wieder aufzunehmen, eine steigende Unruhe beherrschte ihn.

Es war ihm, als ob mit den Worten Erichs etwas Fremdes, Unheimliches in das Zimmer, in das ganze Haus eingezogen sei. Das war der schwüle Hauch der Großstädte, der Atemzug der gährenden und brauenden Welt da draußen. Davon hatte man in dieser Stadt und in diesem Hause sonst noch nicht viel gespürt.

Seit mehr als vier Jahrhunderten waren die Bardewiels in der alten Handelsstadt ansässig. Man bewahrte im oberen Stockwerk in einem besonderen Zimmer noch mehrere dunkelgeschwärmte Bilder auf, welche irgendwelche Ratsherren und Bürgermeister in altdeutschen Baretts und geschlitzten schwarzen Wämfern mit Ketten um den Hals darstellten. Das waren die Ahnherren des jetzt lebenden Geschlechts. Zur Zeit der Hanse waren sie, wie es die Umstände erforderten, Kaufleute und Krieger zugleich gewesen, jetzt befaßten sie sich nur noch mit dem Großhandel und importierten Tabak aus allen Weltgegenden. Einer der Vorfahren Bardewiels hatte bei der Einnahme von Helsingborg in dem glorreichen Kriege der Hanse gegen König Waldemar von Dänemark hervorragende Heldenthaten verrichtet, man erzählte sich von einem seltsamen Zweikampf mit einem ausländischen Söldner des Schwedentönigs, und diese Anekdote erbte, jedesmal mit geheimnisvollem Schauer erzählt, durch Generationen in der Familie fort. Ein anderer Vorfahr hatte bei der städtischen Revolution in Bremen 1433, die die alte Ratsaristokratie wieder ans Ruder brachte, eine hervorragende Rolle gespielt. Man muß gestehen, daß sich für eine so langjährige Thätigkeit die Race ausgezeichnet konserviert hatte, und daß sie selbst in gewisser Weise die Theorien Darwins zu Schanden machte, denn sie hatte nach dem allgemeinen Beispiele der Bremer Aristokratie fast immer in der Familie geheiratet.

Bremen hatte nicht umsonst bereits in der Hansezeit den Ruf iprödester Absonderungsgelüste. Wie die

Stadt, so war jeder einzelne energisch, fleißig, unternehmend, aber immer für sich, man mußte etwas Apartes haben. Die ungeheure Tiefebene Niederdeutschlands von der Zuyder-See bis zum kurischen Haff ist nicht ohne Grund ein solches Charivari von Republikern, Fürstentümern, Bauern- und Patrizierstaaten gewesen. Die einzige zusammenhängende Macht die hier jemals gewesen ist, die Hansa, hat nie eine feste Urkunde oder eine geschriebene Verfassung gehabt. Man bindet sich nur schwer auf diesem Boden.

Die Bardewieks hatten vollständig den trotzigen, selbständigen Typus ihrer Landsleute, an dem eigentümlichen Bekenntnis, das der Kaufherr an diesem Abend von Erich hatte hören müssen, so sehr sich alles in ihm dagegen auslehnte, erkannte er doch immer noch seinen Sohn.

Unwillkürlich seufzte er auf. Das waren die Einflüsse von draußen, der Zug der Zeit in den Großstädten, all diese fremden, neuen Ideen, diese seltsamen Erscheinungen. — Er war in die Balkonthür getreten, wie um frische Luft zu schöpfen. Der Sommerabend strich voll und weich durch den Garten, durch die träumenden Magnolien und Palmen des Wintergartens, er füllte noch das Zimmer mit seinem einschmeichelnden Dufte. Von fern tönte das Geräusch einer Schmiede, wo man noch arbeitete, der regelmäßige Taktschlag niederfallender Hämmer. In den Straßen schien alles Leben erstorben, nur in einer Nebengasse war noch eine fröhliche Gesellschaft versammelt, man spielte Harmonika in der offenen Haustür, und man hörte das Auflachen frischer Mädchenstimmen und ihr rasches, stoßartiges Gepolauer . . . alles Glück und Frieden und Ruhe.

Der Kaufherr fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Er warf einen Blick über die Pracht seines Hauses; er sah an dem hohen Gebäude hinauf, als wollte er prüfen, wie fest es sei, er bedachte, wie Generationen gearbeitet hatten, um in seine Hände zu liefern, was er unablässig bewahrte und vermehrte. Ein Nebel, ein ertötender Frosthauch schien ihm über all dem zu liegen: das waren die wenigen Worte, die sein Sohn gesprochen hatte. Er beschloß sich zu wehren, so gut er konnte, gegen das Neue, das hier eingebracht war.

### III.

„Das ist zum Teufelholen! Wenn ich dies Frauenzimmer doch nur einmal irgendwo wiederträfe, ein Kopf wie gemacht für die Walküre, die ich brauche, und ich kann sie nicht wiederfinden.“

„Wer ist sie denn, diese Walküre?“ fragte Erich Bardewiek neugierig. Der Maler fuhr sich ärgerlich mit der Hand durch den dichten, schwarzen Vollbart.

„Ja, wenn ich das wüßte! Ich habe sie vor acht Tagen in einem dieser kleinen, holperigen Gäßchen gesehen, die hier in Bremen zum guten Ton gehören, ich eilte ihr nach und wollte sie anreden, — in solchen Fällen mache ich mir gar nichts aus etwas Unpassendem, wie Du weißt — da verschwindet

sie in einem Hausflur, und ich kann sie nicht wiederfinden, sacré nom de dieu!“

„War sie denn schön?“

Der Maler zuckte die Achseln.

„Schön, was heißt schön? Ich habe von ihr nur das Haar gesehen! das war sinnverwirrend, dunkelrotblond, diese richtige Mitte zwischen Tintoretto und Makart, immer neue Nuancen, je mehr man es ansah, und dann schien die Sonne darauf, der Anblick war göttlich schön!“

Erich lächelte und legte ihm die Hand auf den Arm.

„Nun, beruhige Dich, Fritz, Du wirst sie schon wieder finden. Eine zu große Auswahl auffallender Schönheiten ist hier nicht.“

Fritz Stedinger zuckte die Achseln und sah ziemlich verdrießlich auf die Kreidezeichnung, die vor ihm auf dem Tische lag. Es stellte den Entwurf einer Walküregestalt dar, aber noch sehr unfertig und nur flüchtig angedeutet.

„Komm, laß uns lieber bei diesem famosen Wetter noch etwas ausgehen,“ sprach er nach einer Weile mit einem Seufzer, „ich bringe heute doch nichts mehr fertig. Vielleicht daß man unterwegs auf andere Gedanken kommt. Es steckt in dieser Stadt mehr Rembrandtsche Poesie als in den Menschen!“

Beide brachen auf.

Fritz Stedinger gehörte schon seit Jahren zu den intimsten Freunden Erich Bardewieks. Von Geburt Süddeutscher (seine Eltern waren Schweizer) war er eigentlich in Berlin zu Hause, wo seine Bilder von Zeit zu Zeit im Ausstellungspark ebensoviel Lärm wie kopfschüttelndes Staunen erregten. Er huldigte einer seltsam fantastischen Richtung, für die der Realismus ebensowohl im Wert war wie der akademische Idealismus, modern durch und durch war ihm gleichwohl nichts mehr verhaßt, als äußerliche Geistreichigkeit, ein tiefinnerlicher Symbolismus ließ ihn überall das Wesen in der Erscheinung suchen, und an der grüblerischen Art erkannte man den Oberdeutschen, ebenso wie an der langsamen, durchdachten Sprachweise und an der tiefen, gemütvoll warmen Lebensanschauung, die zuweilen durch all den blendenden Reichtum der modernen Kultur durchblickte.

Darum berührte er sich in manchen Punkten mit Erich Bardewiek, den er in Hamburg kennen gelernt hatte; sie waren rasch Freunde geworden, und als Erich in seinem letzten Semester auf der Universität Kiel den Maler dort wieder antraf, der hier Ostseestudien machen wollte, bewog er ihn, es mit einer Reise nach Nordney zu versuchen, und sich dabei ein paar Wochen in seiner Vaterstadt Bremen aufzuhalten.

Sie schlenderten langsam durch die Straßen, welche bereits die ersten Farbentöne der Dämmerung zeigten. Das Treiben und Leben war um diese Zeit ziemlich geräuschvoll, und fast alle Typen der großen Handelsstadt zogen vor den aufmerksam beobachtenden Augen des Malers und seines Begleiters vorüber. Aber nicht bloß für diese, für die alten Architekturformen schien er noch mehr Interesse zu haben, und in der That, diese verwitterten, oft mit grünem Moos

überzogenen Steine, diese bemalten und verschönkelten Facaden, diese turmhohen, spizen Giebel in den alten Hauptstraßen, sie sprachen ihre eigene Sprache, sie erzählten von einer ruhmvollen Vergangenheit und von dem Wagemut der unerschrockenen, trotzigsten Naturen, die sie einst bewohnt hatten.

„Das mag alles richtig sein, und Du weißt selbst, daß ich Deine Anschauungen ganz teile,“ bemerkte Erich auf eine Behauptung seines Begleiters, „aber trotzdem wäre diese Stadt, und die ganze Hansa mit ihr, nichts geworden ohne die selbstsüchtige Aristokratie, die hier geherrscht hat; auf der Absonderung der Rassen ist das ganze Leben hier gegründet.“

„Und eben das muß man Euch austreiben,“ rief der Maler unmutig, „kann ich mir denken, Senatoren-wirtschaft, Ratsherrndünkel. Nein, mein Lieber, die Gegenwart und die Zukunft gehören unwiderrüflich der Demokratie, der Herrschaft der Massen, und wenn man das nicht einsehen will —“

„Die Sozialdemokratie wenigstens hat hier noch wenig Einfluß.“

„Sie werden sie schon noch spüren, Eure großen Kaufleute hier, einmal müssen sie diesem Rätsel der Zukunft auch ins Gesicht sehen. Es ist sicher voraus-zuberechnen — aber nein! Das ist sie, das ist sie wirklich! Nein, ich täusche mich nicht —“

„Was giebst? Was hast Du denn?“

„Da, meine Göttin, meine Walküre! Sie selbst in eigener Person.“ Er zeigte aufgeregt mit der Hand auf das offene Fenster eines kleinen zweistöckigen Hauses. Erich sah flüchtig das Profil eines Mädchenskopfes, nur flüchtig, denn derselbe verschwand sofort wieder, aber er erkannte das prachtvolle, rotgoldene Haar, von dem sein Begleiter gesprochen hatte. Dieser war ganz Feuer und Flamme.

„Diesmal soll sie mir nicht entgehen!“

Er sah nach der Etage und der Hausnummer und eilte darauf zu.

„Aber Fritz, bedenke doch —“

Jener hörte schon gar nicht mehr. Erich Bardewiel ging ihm nach, neugierig, was daraus würde. Auf einmal viel ihm undeutlich ein, daß dies das Haus sei, worin Otto Faber, ihr Volontär wohne. Als er hinaufkam, bot sich ihm und Fritz Stedinger ein seltsamer Anblick.

Die Bremer Häuser haben in der Regel keine abgeschlossenen Etagenthüren, die Zimmer liegen gleich am Flur, die Thür des großen Vorderzimmers war halb angelehnt, und durch diese sahen die beiden Freunde das junge Mädchen, mitten im Zimmer stehend, in der Hand ein altertümliches Schwert, (es hing noch ein anderes gleiches an der Wand) es warf zuweilen den Kopf zurück, wie wenn die dicke Flut des rotgoldenen Haares sie belästigte. Ihr feines, scharfes Profil zeigte einen energischen, verschlossenen Ausdruck, und ihre raschen Blicke musterten die Waffe mit seltsamer Neugier. Die ganze Erscheinung machte einen so unmittelbaren, ungewollt poetischen Eindruck, daß man wirklich glauben konnte, hier eine Walküre vor sich zu haben, eine Brunhilde, die das Schwert gegen Siegfried zieht.

Und ihr gegenüber am Klavier lehnte Otto Faber,

eine Cigarette rauchend, und die Blicke, mit denen er sie musterte, waren so sprechend, so berebt, daß Erich Bardewiel nicht erst an das zu denken brauchte, was ihm der junge Referendar gesagt hatte.

Da machte Fritz Stedinger eine Bewegung mit der Thür. Beide, der junge Mann und das Mädchen wandten sich wie erschrocken um, mit einem leisen Schrei und flammende Röte im Gesicht beeilte sie sich die Waffe da wieder aufzuhängen, wo sie sie herabgenommen hatte.

Otto Faber schien einigermaßen erstaunt, als er diesen Fremden in Begleitung Bardewiels sah. Aber ehe er etwas sagen konnte, war der Maler einen Schritt vorgetreten, und mit einer leichten Verbeugung gegen ihn sprach er zu dem jungen Mädchen: „Bardon, mein gnädiges Fräulein, wenn wir uns hier unceremonieller Weise eindringen, aber die dringendsten Interessen der Kunst zwingen uns dazu. Sie haben den schönsten Kopf zu einer Walküre, den ich je getroffen habe, und ich wage es sie um die Gnade zu bitten, ihn mir als Modell zu überlassen für das Gemälde, an dem ich arbeite. Vor acht Tagen hatte ich bereits das Glück Ihnen zu begegnen, und ich suchte Sie seitdem, bis mich der Zufall heute wieder begünstigte, hoffentlich zu meinem Glück!“

Während dieser etwas seltsamen Anrede hatte Erich Bardewiel das junge Mädchen gemustert. Sie konnte nicht älter sein als 19 oder 20 Jahre, aber was ihn überraschte war die seltsame Reize der ganzen Gestalt sowohl wie des Gesichtsausdrucks. Der Blick war nicht verlegen oder getrübt, oder von jener höflichen Indifferenz, die er Fremden gegenüber zeigen sollte, nein, er war fest, klar und kalt. Sie musterte genau den, der mit ihr sprach. Vielleicht etwas leicht abwehrend. Und dann die Gestalt, die bereits voll entwickelte Gestalt eines Weibes, groß und reif, Schultern und Büste beinahe üppig, das Kinn kräftig, der Mund festgeschlossen, in den Ecken bisweilen ein leichtes Zucken.

„Das ist wirklich ein Typus — es liegt Race darin!“ war Erichs erste Empfindung. „Diese Züge sagen etwas, aber es ist nicht alles gut, was sie sagen.“

Er sollte sich später noch oft an diesen ersten, momentanen Eindruck erinnern.

Das junge Mädchen antwortete nicht auf die Anrede des Malers. Sie warf einen Blick zu Faber hinüber. Dieser verstand. Er stellte zunächst Fräulein Ella Lürsen seinem Freunde Bardewiel vor, worauf dieser den Maler vorstellte, dem Erich bereits ansah, daß er über diese seiner Ansicht nach unnötigen „Formfazerien“ anfing ärgerlich zu werden.

Dann antwortete sie ruhig, mit einem leisen Anflug von Ironie: „Obwohl ich mich durch Ihre Bitte sehr geschmeichelt fühlen sollte, weiß ich doch nicht, ob ich so ohne weiteres nachgeben darf. Wenn Sie die Güte haben wollten mit meiner Mama zu sprechen.“

An ihrem Ausdruck merkte man, daß ihre Eitelkeit sich doch mehr geschmeichelt fühlte, als sie zugeben wollte.

„In diesem Falle werden Sie der Erfüllung Ihres Wunsches sicher sein, mein Herr,“ fiel Otto

Faber mit einem leichten Lächeln ein, „Frau Lürsen hat ein so lebhaftes Interesse für Kunst —“

Ella wandte sich zu ihm und warf ihm einen seltsamen Blick zu, den Bardewiek nicht recht verstand.

„Ich war eben im Begriff dem Fräulein die Waffen und die anderen Seltsamkeiten zu zeigen, die ich von Berlin mitgebracht habe,“ fuhr der Volontär, noch mit demselben Lächeln fort — er fühlte, daß er den Aufenthalt des jungen Mädchens auf seinem Zimmer erklären müsse, „aber wollen die Herren sich nicht setzen?“ Erich setzte sich in der That, der Maler blieb stehen und sprach: „Wenn ich mir also erlauben darf Ihrer Frau Mama meine Aufwartung zu machen? Ich würde mich sehr freuen — Sie haben in der That den vollkommensten Kopf der Brünhilde, gnädiges Fräulein.“

Sie hatte sich etwas dem Fenster genähert — das volle Licht des scheidenden Sommertages umspielte sie auf allen Seiten.

„Wirklich? Man hat mir das schon öfters gesagt.“

Das klang sehr kühl, sehr ruhig — beinahe etwas blasirt. Es hieß: um auf mich Eindruck zu machen, muß man andere Mittel aufwenden. Diese ablehnende, selbstbewußte Haltung paßte gar nicht zu dem ärmlichen Stile, in dem das ganze Haus gehalten war, zu dem mehr als einfachen schwarzen Kleide, das sie selbst trug.

Erich beschloß sie auf die Probe zu stellen.

„Es ist vielleicht hier Gelegenheit, Ihnen etwas zurückzuerstatten, was Ihnen gehört, mein Fräulein, und was ich unbefugterweise bei mir getragen habe,“ sprach er scherzend. Er zog aus der Rocktasche die verwelkte Rose, die Otto Faber ihm gegeben, und die er in der That aufbewahrt hatte.

Der Volontär warf ihm einen unzufriedenen Blick zu. Er merkte die Absicht.

Sie nahm die Rose mit einer spöttischen, etwas übermütigen Bewegung entgegen.

„Sehr liebenswürdig — Sie scheinen auf diese Kleinigkeit in der That mehr acht gegeben zu haben, als Herr Faber.“

Sie sah ihn, als sie dies sagte aufmerksam an — seine blonde hünenhafte Gestalt gewann ihr ein gewisses achtungsvolles Interesse ab.

„Nur,“ fuhr Erich immer noch scherzend fort, „sollten Sie als Walküre keine Rose tragen.“

„Was denn?“ fragte sie heiter.

„Nun — ein etwas mehr kriegerisches Kostüm, eine goldene Brünne, den Schild mit silbernen Bucheln, Adlerhelm u. s. w. — um in der Schlacht zu kämpfen und Beute zu machen.“

Sie hatte ihn mit einem leichten Lächeln angehört, während ihr Fuß sich nervös hin- und herbewegte.

„Dieses Kostüm wäre doch jedenfalls zu unmodern — wenigstens um Beute zu machen,“ sprach sie, „und dann wäre es noch kostspieliger als unsere sonstigen Toiletten, die man uns schon vorwirft. Aber entschuldigen Sie mich, ich höre, daß man mich da ruft — Herr Stebinger, wenn Sie also die Güte haben wollen —“

Und mit einem leichten Kopfnicken verschwand sie durch die Thür.

Die drei Zurückbleibenden schwiegen eine Weile. Es war klar, daß sie bei jedem einen anderen Eindruck hinterließ, und ebenso, daß ihn dieser Eindruck ungewöhnlich lange beschäftigte.

„Das ist also Ihre filia hospitalis?“ sagte der Maler ungezwungen zu Otto Faber, indem er sich aus der auf dem Tische liegenden Schatulle eine Cigarette nahm.

Der Berliner zog die Augenbrauen hoch. Unverkennbar gefiel ihm dieser Künstler mit den freien Manieren und der etwas burschikosen Ausdrucksweise nicht eben sonderlich.

„Ella Lürsen ist die ältere Tochter meines Wirtes,“ antwortete er leicht hin. „Sie haben noch eine zweite, eine blonde Nymphe mit viel Gemüt und sanften Augen, Hedwig mit Namen — das ist nichts gegen diese!“

„Was ist denn das für eine Familie?“ fragte Erich.

„Der Vater ist Agent einer Lebensversicherung — pauvre Verhältnisse — aber sie sind früher einmal wohlhabend gewesen. Die Mutter will immer mehr vorstellen als sie ist — schwärmt fürs Theater und rekommandiert die Häuslichkeit ihrer Töchter. Man merkt die Absicht — und —“

Er brach ab, indem er sarkastisch lächelte.

„Ja, ja, ich glaube, ich habe den Namen einmal bei uns im Geschäft gehört,“ bemerkte Bardewiek. „Übrigens haben Sie recht, diese Ella — sie sieht merkwürdig aus; gerade als ob sie nicht recht hier hereinkäme.“

Faber nickte.

„Ah, das weiß ich auch.“ Er piffte etwas durch die Zähne, „kann Ihnen sagen, die hat einen verdammten Appetit auf Theaterlogen, Soupers mit Sekt, Ausfahrten im Wagen u. s. w. Aber wenn man mit 150 Mark Haushaltsgeld auskommen soll, — Nun, Sie haben ja das schwarzvöllene Kleid gesehen.“

Erich Bardewiek sah ihn fest und nachdrücklich an.

„Sie leidet also auch unter dem Gelde,“ sprach er langsam.

„Was meinen Sie damit?“ fragte der Volontär, ihn verwundert ansehend. Er ging nach dem Tische, um sich eine neue Cigarette zu holen. Von Zeit zu Zeit warf er einen prüfenden Blick nach der Korridorsthür, als ob er da jemand vermute.

„Mein Freund Erich hat die Theorie, daß heute jeder unter dem Gelde leidet,“ fiel der Maler ein, „und er meint, daß alles Unglück der heutigen Welt davon herrührt, daß die jetzige Wirtschaftsordnung zum Tyrannen geworden ist, der alle maltrahiert — kurz gesagt.“

„Gewiß,“ sprach Erich bestätigend, „das ist allerdings meine Meinung.“

„Na, wollen Sie denn das Geld abschaffen?“ rief Faber lachend — er kannte die „sozialistischen Phantastien“ Bardewieks.

„Jawohl,“ erwiderte jener, „das wäre der einzige Ausweg. Anders geht es nicht. Das ganze



Gebäude der heutigen Gesellschaft steht und fällt mit dem Mörtel, der es zusammenhält, mit dem Gelde."

Otto Faber hatte sich in der Sofaecke zurechtgelegt und blies den Rauch seiner Zigarette vor sich hin. Die Frage schien ihn zu interessieren. „Das Geld ist die einzige Macht," sprach er. „Man drückt heute mit einer Ziffer den Wert des Menschen aus. Und das mit Recht — denn alle Lebenskräfte haben heute nur dies eine Ziel, alle Kultur dient nur dazu, Geld zu verdienen. Mit Geld erkaufen Sie alles: Genuß, Ehren, Titel, Rang und Macht —"

„Auch Liebe, Poesie?" fragte der Maler mit Bedeutung.

„Gewiß," sagte jener, „ich weiß das. So manches Verhältnis in der Großstadt wird angeknüpft auf Grund eines eleganten Soupers — oder beim Maskenball — und daraus kann sich ein sehr gemütvoller, auf beiden Seiten herzlicher Verkehr entwickeln. Aber ohne Geld geht das nicht. Und welche Poesie liegt in dem Treiben der Börse, in dem tollkühnen Hazard der Spekulationen, — wieviel Leidenschaft und Herrschsucht kann sich da austoben! Ah, wenn Sie das nicht Poesie nennen!"

Sein Auge glänzte lebhaft und angeregt, was man selten an ihm beobachten konnte — er machte mit der schmalen, weißen Hand, die er für gewöhnlich in den Taschen seines englischen Anzugs hielt, etliche nervöse Gesten, die seiner Gestalt eine eigene Pose gaben — etwas Rastignac und etwas Lovelace. Bei solchen Gelegenheiten sah man den Unterschied zwischen ihm und dem breiten, ruhigen, unheimlich innerlichen Nordwestdeutschen.

Erich Bardewiel lächelte.

„Auch Sie leiden unter dem Gelde. Was Sie vor allem dabei einbüßen, sind Ihre Nerven."

Otto Faber antwortete nicht.

„Und wenn Sie diese rücksichtslose Ausbeutung der anderen, dies Arbeiten mit Kapitalien, die oft gar keine reale Grundlage haben, dazu benutzen, um sich eine Machtstellung zu verschaffen, so kommt es auf den Erfolg an. Es könnte doch sehr leicht kommen, daß die Betroffenen das Spiel durchschauen."

Otto verbeugte sich ironisch lächelnd.

„Und dann haben wir den Sozialismus — oder vielmehr die Sozialdemokratie," sprach er, das letzte Wort absichtlich betonend.

„Gewiß."

„Nah, diese Krakehler!" Faber lachte kurz und verächtlich auf — über solche Sachen dachte er wie seiner Zeit jener preussische General: „Gegen Demokratien helfen nur Soldaten."

„Damit ist die Frage nicht erledigt. Wenn diese Leute einmal ihre Liquidation der Gesellschaft vornehmen, wird nicht nur das Schlechte, das vorhanden ist, fallen, sondern auch das Gute mit. Und darum verdienen die Fragen, welche jene anregen, eine Erörterung, eine Aufwendung aller Mittel, mit denen das Unglück verhütet werden kann."

Otto Faber warf ihm von Zeit zu Zeit einen erstaunt spöttischen Blick zu. Für ihn waren diese Ansichten ebenso unfassbar wie für Bardewiel seine, nur kannte er Erich schon länger und wußte, wessen

man sich von ihm zu versehen hatte. Als Sohn eines reichen Berliner Geschäftshauses war er von früh auf von allem Komfort des hauptstädtischen Luxus umgeben und beutete alle Vorteile, die ihm seine bevorzugte Stellung gab, schon sehr frühzeitig aus. Das merkte man an seinem blaffen, nervösen Gesicht und dem spärlichen in die Stirn fallenden Haar, das er stets stilgerecht geschneitelt trug. . . . Für ihn war das Geld nie etwas anderes als ein selbstverständliches Mittel, alle möglichen Genüsse auszukosten und die anderen seine Macht fühlen zu lassen. Er war schon von seinem zwölften Jahre an gewohnt Badereisen nach Ostende und Scheveningen zu machen, und die unausbleibliche Folge davon war eine Blasiertheit, die ihn überhaupt eigentlich für die Behandlung eines ernstes Gedankens unfähig machte. Mit vierzehn Jahren verbrachte er schon die Nachmittage regelmäßig im Café, dann kamen die Bummeleien in der Tanzstunde, hierauf die offizielle Laufbahn des Gymnasiums und das Einjährigenvjahr, das noch mehr dazu beitrug, die innerliche Robheit der Civilisation in ihm zu verstärken. Sein Vater ließ ihn eine Zeitlang in seinem Geschäft arbeiten, aber mit solchem Mißerfolg, daß er beschloß ihn seinem Freunde Bardewiel in Bremen als Volontär zuzusenden, damit er dort, wie der technische Ausdruck lautete, „zähm werde." Otto Faber war natürlich nur mit äußerstem Widerstreben von den Freuden der Hauptstadt geschieden. Was ihm seine Stellung in Bremen einigermaßen angenehm machte, war eben seine intimere Bekanntschaft mit dem Sohne seines Chefs. Erich Bardewiel fand in ihm stets einen liebenswürdigen, unterhaltenden Gesellschafter, dessen einigermaßen weltmännische Bildung ihn, wenn er wollte, mit allen Fragen spielen ließ — obgleich er sich im Grunde eigentlich für nichts interessierte. Nur für die Frauen besaß er einen psychologischen Scharfblick, eine dialektisch geschulte Fähigkeit, ihre Eigenheiten in der Theorie und in der Praxis zu studieren, die seinen Gedankengang in diesem Punkte bisweilen wirklich originell färbte.

Mit einem konnte sich jedoch Erich nicht befreunden; wenn gelegentlich der Berliner in ihm zum Durchbruch kam. Eine plötzliche „schonodrige Bemerkung," ein absichtlich angebrachtes Dialektwort, ein kleines arrogantes Achselzucken über „Provinz-nester" — dabei fühlte sich der junge Bremer jedesmal abgestoßen. Das war die naturgemäße Reaktion der Provinz auf die Präntensionen der Hauptstadt.

Otto Faber hatte auf die letzte Bemerkung Erichs nichts erwidert. Dieser schien es auch gar nicht erwartet zu haben; er sah träumerisch zum Fenster hinaus.

Der Maler mahnte ihn zum Fortgehen.

„Du wolltest ja noch an Deiner Brochüre arbeiten, Erich — das Ding ist ja wohl bald fertig?" Er steckte sich nochmals eine Zigarette an.

Otto Faber wandte sich langsam zu ihm hin.

„Sie schreiben eine Brochüre? Wohl etwas Sozialistisches?"

„Ja, ja," nickte Erich. Nach einer Weile auf-

stehend sagte er wie zu sich selbst: „Diese Ella Lürsen hat wirklich etwas Auffallendes —“

Der Maler sah ihn überrascht an. Es war selten, daß Erich Barbewiel irgend eine Bemerkung machte über eine Dame, die er eben kennen gelernt hatte.

Otto Faber lachte.

„Aha, also auch Sie —“

Barbawiel machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und lächelte leicht — aber er sah doch nachdenklich aus.

„So, also Sie sagen, die Verhältnisse der Familie sind bescheiden?“

„Bah — mehr als bescheiden. Ich sage ja, pauvre. Das hindert sie aber nicht, gelegentlich Soiréen, Abendgesellschaften zu geben, welche die Frau veranstaltet, und wobei verpulvert wird, was der Mann mühsam die Woche zusammenverdient. Cherchez la femme!“

„Und er ist früher einmal reich gewesen?“

„Ja — hat aber sein ganzes Vermögen an der Börse verloren.“ Otto Faber hielt auf einmal inne, ein unbehaglicher Gedanke huschte wie ein Schatten über seine Stirn. „Auch ist noch ein Sohn da — ein bescheidenes Weibchen, das stets im Verborgenen blüht und das man nie sieht — er studiert, ja er studiert Philologie — glaub' ich —“

Mit einem geringschätzigen Achselzucken setzte er ein Streichholz in Brand, um seine Cigarette anzuzünden.

„Also auch hier dieser ewige Kampf mit dem Dasein,“ murmelte Erich, „Not, die man nicht sehen lassen kann — enge Verhältnisse, die alles Aufkommen verhindern — ewig dieselbe Geschichte.“

Otto Faber lächelte ironisch.

„Sie werden das nicht ändern!“

Jener richtete sich auf, und seine straffe, energische Gestalt schien noch zu wachsen bei dem finsternen Ausdruck seiner Züge und dem lebhaften Glanze seiner Augen.

„Sie tragen alle ihre Vergeltung in sich,“ sprach er, „das Geld, die Sucht nach Gewinn — das ist für sie ein Tyrann geworden, der ihnen ihr ganzes Leben keine Ruhe läßt — die Großen töten die Kleinen, und dann töten die Großen sich untereinander. Und ehe diese angeblich so vortrefflich eingerichtete Welt nicht ganz umgekehrt ist, eher giebt es kein Glück.“

Faber, der ihn mit ruhiger Höflichkeit angehört hatte, reichte ihm die Hand zum Abschied. Er pflegte ihn fast nie in seiner „Manie“ zu stören. Von dem Maler verabschiedete er sich nur mit einer kühlen Verbeugung.

Langsam kehrte er in sein Zimmer zurück. Es gingen ihm allerhand seltsame Gedanken über Erich Barbawiel durch den Kopf. „Der reine Revolutionär“ murmelte er vor sich hin — er zuerst hatte diese Bezeichnung aufgebracht, die dem sozialistischen Sonderling in den Kreisen der Bremer jeunesse dorée seitdem blieb.

Auf einmal hörte er, während er am Fenster stand und auf die enge Straße hinaus sah, auf die

spitzen Giebel und die hohen altertümlichen Wände, die ihm entgegenstarrten — auf einmal hörte er vorsichtige Schritte auf dem Vorplatz.

Die Thür war noch halb angelehnt. Er lauschte. Es war Ella Lürsen, die zurückkam.

„Sind die Herren fort?“ fragte sie mit ihrer klaren, und doch raschen, gebieterischen Stimme. Sie trat ein und warf einen spähenden Blick um sich.

„Was haben Sie mit der Rose gemacht?“ fragte sie plötzlich, vor Faber hintretend — die Augenbrauen waren drohend emporgezogen.

„O, ein Scherz!“ erwiderte dieser ausweichend, „nichts von Bedeutung — ich war Barbawiel irgend etwas Angenehmes schuldig — und Ihre Rose war das beste, was ich bei mir hatte,“ fügte er mit einem Lächeln hinzu.

Sie zuckte die Achseln. Ihre Augen, die eben noch so drohend flammten, verloren plötzlich all ihren Ausdruck und man sah jetzt, was für einen resigniert-verbitterten Zug dies seine blasse Gesicht gewöhnlich trug.

„Das ist der Sohn Ihres Chefs, dieser Barbawiel?“ fragte sie weiter, „die große Tabakfirma?“

„Jawohl — d. h. der jüngere, der Doktor,“ erwiderte er nachlässig, „der älteste, Wilhelm, ist ein kompletter Geschäftsmann. — Nehmen Sie sich in acht, wenn Sie noch einmal mit ihm zusammen treffen, fängt er von der sozialen Frage an!“

„Er sieht aber wie ein Gentleman aus,“ meinte sie nachdenklich. Nach einer Weile plötzlich laut auflachend, rief sie ganz unmotiviert: „Nein, dieser Maler — haben Sie ihn eigentlich schon vorher gekannt?“

„Ich? Nicht im mindesten — sehne mich auch gar nicht danach. Erlauben Sie, daß ich mir noch eine Cigarette anstecke, Fräulein Ella?“

Sie nickte. Ihr Auge haftete auf den kostbaren Waffen, die an der Wand hingen, auf der bunten seidenen Decke über dem türkischen Divan, auf den Bronzestatuetten des Schreibtisches — lauter Sachen, die Otto Faber in seine Wohnung mitgebracht hatte — der Anblick des Reichtums und des Luxus schien sie wie immer zu fascinieren. Sie legte ihre Hände auf den glänzenden, schwarzen Rand des Klaviers, und dabei sah sie, daß diese Hände nicht weiß und fein waren, sondern grob und rot — so daß sie von allerlei Arbeiten erzählten im Hause und in der Küche. . . . Mit einer ungestümen Bewegung zog sie die Hände zurück.

Otto Faber musterte sie aufmerksam. „Was hat sie nur heute?“ sprach er, „sie scheint mir noch nervöser wie gewöhnlich.“

Wollen Sie sich nicht das neue Pariser Album ansehen, das ich bekommen habe, Fräulein Ella?“ sprach er laut. Er zeigte auf den glänzenden blauweißroten schimmernden Prachtband von Mars: Paris brillant.

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein — ich bin nicht in der Stimmung dazu. Und dann, zuviel kann man davon nicht vertragen — Sie haben mir erst neulich solche Zeichnungen

gezeigt.“ Sie lächelte, und das gab ihrem Gesicht einen eigenartigen, leise ironischen Ausdruck.

Otto Faber lachte.

„Sie haben wirklich recht. Nun, nehmen wir etwas ganz Zahmes — da habe ich die Thumannschen Illustrationen zum Buch der Lieder — dabei können wir nichts riskieren.“

„Wir? Nun für Sie giebt es doch schwerlich noch etwas Gefährliches!“

Beide streiften sich einen Moment mit einem flüchtigen Blick. Otto Faber wagte nicht etwas hinzuzufügen. Am Tisch neben ihr stehend, begann er mit ihr im Buche zu blättern — und von Zeit zu Zeit warf er einen Blick auf den seitwärts nieder gebeugten Nacken des jungen Mädchens — auf die Haare die da leise wie Goldähren sich bewegten — oder er musterte die elegante, feste Linie ihres Profils, und dann schoß es in seinen Augen auf wie eine glutheiße, verderbenbringende Flamme — er atmete schwer und wandte sich halb ab. Und sie bemerkte das wohl, aber keine Verlegenheit, keine Unsicherheit ließ sich auf ihrem Gesichte erkennen, und wer genau zugehört hätte, der hätte dort von Zeit zu Zeit ein flüchtiges Lächeln bemerkt.

Es war mittlerweile dunkel geworden, die Dämmerung begann das Zimmer ganz in ihren Schatten einzuhüllen, und das Leben auf der Straße erstarb nach und nach in leiser und immer leiser aufrauschenden Akkorden.

Auf einmal wandte sich Ella jäh von dem Buche empor.

„Wie ist denn Ihre Spekulation ausgefallen,“ fragte sie ohne Übergang, „von der Sie mir vor ein paar Monaten erzählten, mit einem Berliner Hause?“

Sie sah ihm dabei neugierig ins Gesicht.

„Es ist nicht geglückt,“ sprach er gleichmütig, „ich habe Unglück dabei gehabt.“

„Sie haben Unglück dabei gehabt,“ wiederholte sie mit einem seltsamen Ausdruck. Sie wollte eigentlich noch etwas fragen. Sie wußte, daß solche Spekulationen einen entweder zum reichen Mann machen oder einem den Hals brechen. Wie kam es, daß er so ruhig davon sprach?

Otto Faber hatte sich auf einen Sessel niedergelassen, und sie ansehend sprach er mit einem Lächeln, das höflich sein sollte, das aber viel mehr verriet:

„Wenn Sie wüßten, wie poetisch Sie ausgesehen haben, Fräulein Ella, in dem Moment als die beiden Herrn eintraten.“

Sie stand langsam auf und die Arme im Nacken kreuzend warf sie einen flüchtigen Seitenblick in den großen Pfeilerspiegel an der Wand. Dann sagte sie langsam:

„Ja, ich bin schön; und poetisch; Sie sagen mir das täglich — Sie entdecken das immer von neuem. Aber wissen Sie auch, daß die Poesie teuer ist heutzutage, und daß die Schönheit ihren vollen Preis haben will? Von einem wird es ja doch einmal bezahlt. Und wenn Sie sehr mächtig sind, Herr Faber, das heißt wenn Sie sehr reich sind, wenn

Sie der Schönheit alles zu Füßen legen können; dann —“

„Dann?!“ Der junge Mann war aufgesprungen, er bebte an allen Gliedern.

„Nun, dann werden Sie vielleicht dieser Eine sein!“

Und mit einer kurzen spöttischen Verbeugung war sie fort — gleich darauf hörte er Schritte auf der Treppe; es mußte ihr Vater sein, der abends nach Haus kam.

Otto Faber starrte ihr noch lange in Gedanken verloren nach. Endlich rief er sich los und ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Ein verheulenes Mädel — sie taxiert sich sehr hoch — aber sie taxiert sich richtig.“

Er warf unzufriedene Blicke auf den Luxus umher, auf die Stoffe und Möbel in kostbaren Formen und Farben — für seine nervöse Empfindung bedurfte dies alles erst eines Frauenlächelns, des wohlthuenenden Parfums eines Weibes, um recht zur Geltung zu kommen. „Und sie muß doch mein werden, früher oder später — ich will sie gewinnen.“ Und er dachte an diese und ähnliche Szenen, er beobachtete und analysierte ihr ganzes Benehmen, er gab sich über sich selbst Rechenschaft.

Aber seine Gedanken konnten nicht dabei haften bleiben. Er setzte sich hastig ans Klavier, um den einen Eindruck mit dem andern zu übertäuben. Ein Wühlen in den Partituren.

Aha. Offenbach, Pariser Leben — dazu war er jetzt gerade in der richtigen Stimmung. Und bald klang es wie eine Herausforderung zu Elsas Zimmer auf der anderen Seite hinüber.

„Ich komme aus der neuen Welt  
Ein Brasilianer und hab Geld —“

Er war im Begriff sich den Träumereien zu überlassen, die ihn hierbei so leicht befielen, von zukünftigen Reichtümern, von riesenhaften Spekulationen, die ihm glückten —

Auf einmal sprang er auf und klappte hastig den Deckel zu. Er dachte an seinen seltsamen Helfer aus einer hochnotpeinlicher Lage.

„Ist das ein märchenhafter Kerl, dieser Barbewiek! Kann zehntausend Mark Rente haben und befaßt sich mit der sozialen Frage!“

#### IV.

In der That Erich Barbewiek war nach den Begriffen seiner Bekannten mehr als ein Sonderling und etwas weniger als ein Überspannter.

Um seine Stellung vollauf würdigen zu können, muß man sich die geistige Atmosphäre jener alten Familien der Reichsstadt vorstellen — eine Stadt, in der sich bis zum Jahre 1866 keine Andersgläubigen als Protestanten niederlassen durften, eine Stadt in der die Gesellschaft nur aus Kaufleuten bestand und zwar mit solcher Ausschließlichkeit, daß ein Offizier oder Beamter damals so gut wie gar keinen Zutritt fand. Der abgeschlossene Charakter der Niederdeutschen traf hier mit der abgelegenen

Lage der Stadt fern von den großen Verkehrsstraßen zusammen, um eine ganz eigenartige Atmosphäre zu schaffen, die ebenso viele Vorteile wie Nachteile hatte. Man trieb Handel, häufte Reichtümer auf, versuchte sich in weitblickenden, selbst großartigen Unternehmungen — aber man lebte im Grunde mit England und Amerika in näherem Connex als mit Berlin und Preußen.

Das war früher. Die Zeit des kaiserlichen Deutschlands hat auch darin etwas Bresche geschlagen. Indes ist die Zufuhr moderner Ideen noch immer eine Art Contrebande, die mit Mißtrauen angesehen wird. Man schwört auf das Dogma des Liberalismus, etwa nach dem Programm von 1848, auf den Freihandel, auf den Protestantismus und sieht alle Versuche die Centralgewalt des Reiches zu stärken mit unverhohlenem Mißtrauen an — derart, daß man bei den Wahlen lieber oft zu Gunsten der Sozialdemokraten wählt als für die konservativen Kandidaten.

Diese Kaufleute, die sich mit dem Welthandel in großartigem Maßstabe befaßten, und die mit ihren Arbeitern, denen sie fürstliche Geschenke gaben, in gutem Einvernehmen lebten — für diese unermülich arbeitenden Naturen war die Ausbeutung der anderen eine so selbstverständliche Sache als atmen und essen. Für sie war eine Weltanschauung unfaßbar, welche die ganze Gesellschaft auf andere Grundlage stellen und die Thätigkeit des Einzelnen auf ganz bestimmte Bahnen beschränken wollte.

Erich Bardewiel war in dieser Atmosphäre aufgewachsen, und es schien anfangs nicht, als ob er sich gegen die Dogmen, die seine Umgebung ihm unablässig vortrug, auflehnen würde. Aber es lag ein seltsamer Gang zum Grübeln in ihm, und dieser Gang führte ihn weiter und weiter . . .

Es giebt Leute, bei denen der ganze Thätigkeitsdrang, der in einem gesunden und lebenskräftigen Organismus steckt, sich nach innen wendet, die in sich eine furchtbare Arbeit der Kritik und der Analyse verrichten und Welten aufbauen und zerstören, von denen diejenigen keine Ahnung haben, die mit ihnen täglich zusammen leben und essen und trinken.

Erich Bardewiel gehörte zu diesen Leuten. Mit einem warmführenden Herzen und einem durchdringenden Verstande begabt, stand er von früh auf immer allein. Was man ihm als Aufgabe bot, genügte ihm nicht — und wenn er von seinen Plänen etwas andeutete, schwieg man betreten oder man lächelte darüber. Für ihn bestand der Drang sich auszuleben in weltumfassenden Projekten, die der materiellen Not auf Erden ein Ende machen sollten und in einer liebevollen Teilnahme an dem Elend, daß in sieben Achteln der civilisierten Menschheit herrschte. Was ihn von den Posa-Naturen der vorigen Generation unterschied, war nur die Schärfe und Bestimmtheit seiner Anschauungen, und trotz allem hochfliegenden Idealismus eine richtige Beurteilung des Lebens, die auf seiner Erfahrung beruhte. Es hing das mit seiner kaufmännischen Familienanlage zusammen.

Als Erich Bardewiel dazu kam die Menschen

und das Leben zu beobachten, war das hauptsächlichste, was ihm in die Augen fiel, die schonungslose Herrschaft des Geldes. Es war das nicht bloß das natürliche Übergewicht des Mannes, der mehr Konsumtionsmittel in der Hand hat als der andere. Nein, er sah die zwecklose, blinde Tyrannei einer Betriebsweise, die die einen unverhältnismäßig bereicherte und die andern unverhältnismäßig verarmen ließ. Er sah, wie das Geld für die Gesellschaft am Ende des neunzehnten Jahrhunderts zu einem Gözen geworden war, dem alles geopfert wurde, und der doch die nicht glücklich machte, die sich ihm zu Füßen warfen. Er sah, wie der Fluch des Kapitals an dem Besitzenden selbst in Erfüllung ging, wie kein Glück an den Massenvermögen haftete. Er sah, wie diese letzteren ihre Besitzer zu tollkühnen Unternehmungen fortrissen, bei denen Menschenleben und Menschen Glück gering geachtet wurde — oder zu einem Luxus führten, der sich schließlich Selbstzweck wurde, nur um brutal die Macht des Geldes zu zeigen, zu einem Luxus ohne Geschmack, Poesie und Schönheit. Das Kapital schlang wie ein mörderischer Drache Arbeiter, Handwerker, Kleingewerbe in sich hinein, bis es schließlich zu solchen Rieservermögen anwuchs, daß sie sich beinahe gar nicht mehr übersehen und verwalten ließen. Erich wußte, daß das Vermögen der Familie Rothschild auf Tausende von Millionen geschätzt wird, und daß in Bremen ca. achtundsiebzig Prozent aller Einwohner keine Einkommensteuer zahlen das heißt, nicht so viel haben um die notwendigen Bedürfnisse zu bestreiten. Diese beiden Thatfachen genügten.

Er hatte in Bremen und auch in Hamburg Gelegenheit genug gehabt, diese Arbeit des Großhandels und der Großindustrie in nächster Nähe zu beobachten — er sah, wie sie ganze Klassen und Individuen aufrieb und alles in ordnungsgemäßer Weise durch die eigene Arbeit. Er sagte sich, daß doch irgendwo in dieser Organisation ein Fehler sein müsse.

Das waren die Gedanken, die sich in diesem jugendlichen Kopf festsetzten. Es waren ungefähr dieselben, die die Sozialisten aller Länder heute predigen — aber hier kamen sie von einem Angehörigen der bevorzugten Klassen aus eigener Lebenserfahrung heraus, von einem jungen Mann, der in Wohlhabenheit, ja Reichtum aufgewachsen war.

Es kam hinzu, daß er jenen radikalen, verschlossenen leidenschaftlichen Charakter besaß, bei dem die Phantasie sich stets in undurchsichtbaren Fernen ergeht, aber durch den berechnenden Verstand zurückgehalten wird. Es sind dann diese beiden Lebens-elemente zu gleichen Teilen gemischt, und für seine Bekannten erscheint ein solcher Mensch phlegmatisch und ruhig — weil er den Kompromiß zwischen seinem äußeren und seinem inneren Leben immer richtig herzustellen weiß. Aber in Wahrheit ist in solchen Seelen fortwährend wildflutende Bewegung, Stoß und Gegenstoß — sie müssen sich beständig kontrollieren und überwachen, um das Schwerste herzustellen, was es für reichbegabte Naturen giebt, nämlich alle Lebenskräfte auf ein Ziel zu konzentrieren. Erich Bardewiel war von jenen energischen Schwärmer-

naturen, die nicht zufrieden damit sind sich ideale Welten zurechtzukonstruieren, sondern die sie auch in die Wirklichkeit übersetzen wollen. Es lag das auch zum Teil daran, daß er im vollsten Sinne jene unerbittliche, grausame Wahrheitsliebe besaß, die sich so oft im niederdeutschen Charakter findet — eine Welt, die er theoretisch negierte, wollte er auch praktisch negieren. Er konnte nicht mit einer Lüge und einer Halbheit umgehen. Das ist jener unnachsichtliche Zwang des Gewissens, der für das Individuum so qualvoll wird in einer Zeit, wo neue Ideen die Seele überfluten und die alten Werte, mit denen man das Leben mißt, umgearbeitet werden müssen. Diese starken Naturen aber, die ganz ihrer Idee leben, erreichen am ersten, was anderen Menschen erst so spät zu Teil wird — sie streifen den kleinsten, persönlichen Egoismus ab, sie kennen jene fieberhafte Genußsucht nicht, der man das ganze Leben zum Opfer bringt, und die einen schließlich doch betrügt. Sie kommen am ersten heraus aus der unruhigen, nervösen „Weltlichkeit“, in der wir alle mehr oder weniger stecken.

Solch eine Natur war Erich Bardewiek. Er wollte alle glücklich sehen, er wollte das allgemeine Elend mildern, soweit er konnte, und mit der ganzen, ungebrochenen Kraft seines Charakters machte er sich zunächst daran seine Frage zu studieren, bevor er sie praktisch angriff. Er war in seiner frühesten Jugend das Opfer seiner religiösen Stimmungen gewesen — und auch da hatte er sich gegen die Brutalität der Zeit, gegen den Materialismus, aufgelehnt. Es wollte ihm nicht einleuchten, daß das tief sinnige Spiel des Lebens und der Menschenseele ein Produkt der chemischen Zusammensetzungen sei. Und andererseits hatte er den Gott verloren, den ihm seine Erziehung mit auf den Weg gegeben hatte, den Gott der Bibel und der Welterschöpfung — und alles, woran er nach Jahren anlangte, war die ahnungsvolle Stimmung des Faust: „Wer darf ihn nennen und wer bekennen —?“ Er hatte alle modernen Standpunkte durchprobiert: Darwin, Schopenhauer, Hartmann, Nietzsche — und er ahnte in ihnen die heraufdämmernde Erscheinung der Weltanschauung, die da kommen sollte, die Religion der Zukunft. Ohne sich vom Gespenst des Pessimismus schrecken zu lassen, fühlte er, daß in der Hingabe an die sonnenfrische Natur, in der Bethätigung aller Lebenskräfte zum Besten der Gesamtheit etwas liege, was wahrhaft des Lebens wert sei — und in allem ahnte er das große Geheimnis des Symbols, daß das Irdische, immer nur das Abbild, das Gleichnis sei des Ewigen und Transcendenten.

Er glich seinen Vorfahren, den Wikingern, die lachend die Gefahren aufsuchten, welche neue Welten ihnen boten, und welche mit unerschütterlichem Selbstvertrauen allem Trotz boten. Aber auch darin, daß

plötzlich nach langem, bedächtigem Schweigen eine wildbrausende, jähzornige Kraft in ihm entfacht wurde, die keine Rücksicht und keine Schranken kannte. Auch seine hanseatischen Vorfahren hatten diese Anlage gehabt. Kaufleute zuerst und dann Krieger. Auf dem Rathause zu Danzig stand nicht ohne Grund die Inschrift, daß Bürger von Danzig nur werden könne, wer Kaufmannschaft gut kenne und wer streitbar sei. Erich Bardewiek, der zuerst die Unversität Göttingen, dann Kiel besucht hatte, war wegen seines zurückgezogenen Lebens zuweilen von renommierten Kommilitonen über die Ähsel angesehen worden. Man hinterbrachte ihm einmal eine Äußerung, die ihn „Mutterjöhnchen“ betitelt hatte. Er ließ den Betreffenden fordern und setzte ihn auf der Mensur so zurecht, daß derselbe, nachdem er zwanzig Minuten mit aller Kraft gestanden hatte, ohnmächtig zusammenbrach. Das einzige Andenken, was Erich Bardewiek davon behielt, war die kleine Narbe über dem Auge. Er war ein vorzüglicher Fechter, und die Augenzeugen jener Mensur versicherten, sie hätten niemals jemanden mit so sorgloser Sicherheit einen anderen abfertigen sehen. Diese Sorglosigkeit um sich selbst war charakteristisch für ihn.

Und die so geartete Natur hatte als milieu, das sie zu bekämpfen hatte, als einen Damm, gegen den ihre Wogen fortwährend anprallten, die Kaufmannskreise der großen Handelsstadt, die eigene alteingesessene Familie. Hier mußte man nichts von einer notwendigen Reform der gesellschaftlichen Ordnung — hier arbeitete man und hielt alles, was darüber hinaus war, vom Übel. Diese große Zeitkrankheit, die fressende Erkenntnis, daß man etwas thun müsse für die Massen in der Tiefe, hatte hier noch nicht viel um sich gegriffen, einerseits, weil das Übel noch nicht weit vorgeschritten war, und andererseits weil diese rücksichtslosen Kaufmannsnaturen die letzten gewesen wären, die sich mit „philantropischen Sentimentalitäten“ abgegeben hätten.

Das war es auch, was Erich Bardewiek unter dem „Gelde leiden“ nannte. Das Geld machte hart und steinern — den Besitzenden sowohl, wie den Notleidenden. Denn der erstere dachte nur an seinen Gewinn, der letztere nur an seine Not; beide bekümmerten sich nicht um ihre Mitmenschen. Und vor seinen Augen schwebte das Traumbild einer Gesellschaft, ohne Geld, ohne Kapitalien, ohne Privatcredit — einer Gesellschaft, die ihre Bedürfnisse durch Anweisungen auf das Nationalvermögen deckt, und die ohne Nervosität und ohne den fortwährenden Druck der Konkurrenz ihre Arbeit verrichtet. Diese Gesellschaft würde allein imstande sein alle glücklich und alle gesund zu machen — auf das reich sein kam es dann nicht an, das mußte dann von selbst verschwinden.

(Fortsetzung folgt.)



# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## Goldhähnchen.

Ein altes Weltmärchen.

Von Oscar Sink.

Machtvoll rauschenden Fluges,  
Hoch und höher,  
Nah schon kreiste der Adler  
Dem flammenlobernden Herde der Sonne,  
Um niederzuholen den armen Menschen,  
Den frierenden Menschen die Spende des Feuers.  
Aber ihm, dem kräftigsten aller geflügelten Wesen,  
Versagte plötzlich die Kraft.  
Doch sieh,  
Während er niedersank, hob sich schwirrend  
Goldhähnchen von seinem Rücken hinan,  
Mit kühnem Schnäbeln zugreifend,  
Nißt' es hinein in die flammende Lohse  
Und brachte nieder einige Funken,  
Nimmer fürchtend den gierigen Anhauch  
Des tosenden Feuers,  
Nimmer auch achtend den Schmerz und die Wunden,  
Am eignen gebrechlichen Leibe.

Teilnahmsvoll und freudig mitteilend  
Kamen die andern Vögel und zupften sich  
Fiederchen aus, gaben sie ihm  
Zur wärmenden Hülle der Blöße  
Und saugen darauf ein Jubellied  
Von Sieg und Erlösung  
Aus den endlich gebrochenen Banden  
Dampf starrender, über Winternacht.  
Abseits saß allein die Gule,  
Trübsinnig sprach sie und mürrisch:  
Gutmütige Thoren, was habt ihr gethan?  
Hättet ihr nimmer den ersten, himmlischen Funken  
Vom flammenlobernden Herde  
Der Sonne herniebergeholt,  
Die armen, frierenden Menschen, sie wären  
Bald besser daran und besser auch ihr . . .

Laut lärmten die Vögel umher,  
Die Flügel rauschten, die Schnäbel drohten,  
Ein einziger Unwille durchbebt  
Ob dieser eiskalten Worte  
Die kleinen janges- und lichtfrohen Herzen  
Und die Gule mußte sich flüchten  
Für immerdar ins tiefste Dunkel der Wälder  
Mit ihres Verstandes trübsinniger Weisheit.

## Die Angeborenen.

Von Agnes Harder.

„Jetzt habe ich die ganze Frauenfrage satt!“

Mit einer energischen Bewegung wurden die „Grenzboten“ zur Seite geschleubert, und die schlante Gestalt lehnte sich in den Gartentuhl zurück, das blonde Köpfchen an die

graue Leinwand des Faullenzers schmiegend und die hübschen Lippen trotzig und verächtlich aufwerfend.

Ange, die ältere Schwester, hatte schon eine ganze Zeit lang über ihre Weißtückerei hinweg den wechselnden Ausdruck in den Zügen der Lesenden beobachtet. Jetzt faltete auch sie die feine Arbeit sorgfältig zusammen, rückte eine Schale voll köstlicher Walderdbeeren heran, füllte sich ihr Kristalltellerchen und sagte, den ersten Löffel der duftenden Früchte zwischen die frischen Lippen schiebend:

„Warum denn, Nelly? Ich finde es sehr heiter und belustigend, wenn ich lese, wie alle klugen Männer aller civilisierten Länder sich über unser Schicksal die Köpfe zerbrechen, wie sie so viel geistreiches Zeug und so viel! —“ hier senkte sie geheimnisvoll die Stimme — „Unsinn zusammenschreiben, um uns armen Mädchen eine Zukunft zu sichern; und die Streitbaren in unserem Geschlecht nehmen dann den Handschuh auf, unterschreiben sich „femme fin de siècle“ und machen den Männern ihrerseits den Standpunkt klar. Das sind dann allerliebste Geistesturniere; wer von gesicherter Tribüne zuschaut wie wir beide, dem können sich doch dabei kaum die Haare sträuben.“

„Den Herren am Schreibtisch sollten sie aber billigerweise zu Berge sehen.“

„Du, ich bin überzeugt, denen sind sie längst ausgefallen; ihre Gründe und Belege kommen mir alle so kahl und dürftig vor, so perückensehnsüchtig und käppchenhungrig.“

„Darum ziehen sie wohl so gern etwas an den Haaren herbei und ergreifen alles an der Stirnlocke.“

„Gieb wenigstens zu, daß die Frauenfrage bei der herrschenden Löckchenmode besonders dazu geeignet ist. Und nun — da, ich und erzähle, was Dich so erregt hat. Seit dem letzten Artikel in der Gegenwart oder irgend einem anderen Journal, der die Ehe aus reiner Neigung eine sich nur alle hundert Jahre erschießende Wunderblüte nennt, auf die kein Mädchen warten soll, habe ich den feierlichen Eid geleistet, vier Wochen lang nichts mehr über dies Thema zu lesen.“

„Also zuerst — wir sind den Herren der Schöpfung heutzutage alle zu klug.“

„Zu klug?“

„Nein, zu gelehrt.“

„Das ist ein Unterschied. Der Mann hat auch gar nicht ganz unrecht; eine kluge Frau ist wie eine frisch sprudelnde Quelle, eine gelehrte wie eine unergründliche Cisterne, vor deren Eingang Felsblöcke gelagert sind.“

„Wozu rechnest Du denn uns beide? Wir haben beide unser Lehrentumeneramen brillant bestanden, malen, singen, haben Sinn für ernste Bücher, sprechen leidlich englisch und unleidlich französisch —“

„Und sind in Gesellschaft meistens klug genug, nicht klug zu sein. Da liegt der Schwerpunkt.“

„Weil in der Gesellschaft ein dummer Wit allemal mehr Beifall findet, als eine geistreiche Bemerkung. Und übrigens — mit wem sollten wir geistvolle Gespräche führen? Mit unseren Tänzern? Mit diesen Herren der sogenannten besten Gesellschaft? Der einzige Unterschied zwischen ihnen ist der Rock; Uniform oder Frack. Wenn Bildung gleich

macht, dann stehen sie alle auf der Höhe der Kultur, denn sie ähneln sich wie die Erdbeeren auf dieser Schüssel."

In diesem Augenblick ging ein schmucker Offizier vorbei und sah länger als nötig nach dem von breitblättrigem Pfeifenraut umrahmten Balkon. Es bot sich ihm auch ein lieblicher Anblick. Beide Schwestern waren vornehme, eigenartige Erscheinungen. Wie Nelly jetzt auf den ehrerbietigen Gruß dankend den Kopf neigte, lief ein helles Rot bis unter die blonden Stirnlöcher. Ange bemerkte es und lächelte verschmüht.

"Desto klüger sind wir, wenn auch wir uns möglichst Mühe geben, in der Menge zu verschwinden. Besinne Dich doch auf das verblüffte Gesicht, das Professor Böhm neulich machte, als er Clara Heller ganz harmlos nach dem Namen einer Pflanze fragte, und sie das arme Blümchen sofort mit den Wurzeln ausriß, an seinen Blättern und Fasern kurz die Grundelemente der Botanik erläuterte, die verschiedenen Salben erwähnte, zu deren Bereitung sein Saft schon bei den Phöniziern diente und schließlich ihre Güte krönte, indem sie ihm Titel und Verlag eines Handbuchs über die Flora unseres Vaterlandes in sein Notizbuch schrieb. Ich habe deutlich beobachtet, daß er sich seit diesem Tage von ihr zurückgezogen hat, und ich habe ihm recht gegeben."

"Das war taktlos. Besetze ich mir aber die jungen Mädchen unseres Kreises, so kann ich den Wunsch nach Vereinfachung unserer Erziehung doch nicht begreifen. Der Durchschnitt ist doch so dumm, daß jeder Mann seine Freude daran haben sollte."

"Haben sie auch. Wißt Du nicht oft genug Zeuge davon, wie geschickt sie manchmal diese jungen Gesellen aufs Glatteis führen? Wie viel köstliche Wige mögen nicht bei jedem Staterfrühstück am Stammtisch die Runde machen!"

"Ja aber?"

"Wie man's also machen soll? Wie wir beide, denen Mutter Natur gerade die richtige Dosis Evasium verabfolgt hat. Man soll sich seine Leute hübsch ansehen. Mit den Stillen im Lande spricht man still und gemütvoll; mit den Klugen läßt man sein Licht ein wenig leuchten, nur muß man vorsichtig sein, daß man nicht einen Edison aufschraubt, wenn der andere vielleicht nur über Gas verfügt; mit den Geistreichen aber kannst Du funkeln und blitzen, soviel Du Lust hast. Solch ein Raketenfeuerwerk ist ja aber eine Ausnahme. Machen wir's nicht so?"

"Ja; und darum sind wir die begehrtesten Tänzerinnen, die gefeiertsten jungen Mädchen und werden vielleicht, trotzdem wir arm und verwöhnt sind —"

"Einen Mann bekommen," ergänzte Ange fast melancholisch, den Gruß eines Herrn erwidern, der in eleganter Equipage unten vorbeirrte.

Diesmal war die Reihe an Nelly, vielsagend zu lächeln und die Schwester von der Seite anzusehen.

"Übrigens, was heißt verwöhnt?" fragte Ange jetzt lebhaft.

"Das sagt Dir dieser unselige Artikel schwarz auf weiß: mit minimalem Interesse — der Schreiber liebt nämlich die Fremdwörter — für Stockbuch und Strickstrumpf, und mit frankhafter Manie für Wälle, Monts und Modejournale."

Ange nahm ihre Weißstickerei wieder auf. "Das stimmt bei mir nicht. Ich stricke sogar sehr gerne. In der Dämmerstunde kann man so schön über dem Strickzeug seinen Gedanken nachhängen. Neulich, auf dem Thee der alten Frau Mat, hat sie mich sogar gelehrt, eine Dacke einstricken — mehr kann niemand verlangen."

"Und ich koche ganz leidlich, jedenfalls würde ich mich vor keinem Mädchen blamieren. Aber möchtest Du jeden Vormittag am Herd stehen, Ange? Jetzt z. B. in der Hundstagshitze?"

"Nein; das ist ja auch gar nicht nötig. Ich halte nicht viel von den Hausfrauen, die alles selbst machen müssen, weil sie nicht im Stande sind, sich eine tüchtige Kraft heranzubilden. Aber, Nelly, möchtest Du Deinem Mann die — die —" sie sah sich vorsichtig um und flüsterte dann errötend, "die Weinkleider flicken?"

Nelly setzte das Glastellerchen hin, daß es nur so klirrte.

"Nie," rief sie entschieden. Und nach einer Pause wiederholte sie: "Nie! Meinetwegen die Uniform ausbürsten, die Knöpfe pugen, die Handschuhe waschen; aber das, nein, nie!"

Sie schwieg erschrocken, dennANGES belustigtes Gesicht verriet ihr, wie unvorsichtig deutlich sie im Eifer über ihre Zukunftspläne geworden.

"Möchtest Du es denn?" fragte sie kleinlaut.

"Bewahre, ich denke, das thut keine gern. Darin scheinen die Frauen der guten alten Zeit ebenso gedacht zu haben. Großmütterchen erzählte immer, sie hätte die ersten bitteren Thränen ihrer jungen Ehe über eine ähnliche Flidarbeit geweint. Man kann sich ja auch sonst so nützlich machen; bedenke nur, was man spart, wenn man die weißen Schlipse zu den Amtsröben selbst fertigt, den Sautbesatz gelegentlich ergänzt —"

Jetzt fing Nelly herzlich an zu lachen, Ange schwieg und sah sie verblüfft an. Dann aber bogen sich beide über das kleine, zwischen ihnen stehende Tischchen und gaben sich einen Kuß, der für schweizerliche Zuneigung ziemlich feurig war.

"Nun, und was sagt der Artikel weiter?"

"Die Männer hätten angesichts unserer modernen, geschürzten Erscheinungen die Lust zum Heiraten vollständig verloren."

"Bis wieviel Hochzeiten haben wir in diesem Jahr mitgemacht, Nelly?"

"Sieben Stück! Ich denke noch mit Entsetzen an die gelieferten Puffs, Fenstervorhänge und Nähtischdecken."

Und sie besah vorsichtig ihre schlanken Fingerspitzen, ob sich nicht noch verräterische Spuren der ungewohnten Arbeit an ihnen befänden.

Die praktischere Ange zuckte mit den Achseln. "Das ist mir gleich. Aber die Volterabendaufführungen mit ihren schlechten Versen, in denen man das Brautpaar feiert, als seien sie Adamos und Harmonia in Person, die Carmen, in denen die ewige und einzige Liebe zweier Menschen besungen wird, die im Grunde nichts zusammenführte, als materielle Interessen —"

"Das sagt ja der Artikel auch. Die Ehen würden einzig aus materiellen Gründen geschlossen, darum fehle ihnen die Weihe, und die aus ihnen hervorgehenden Sprößlinge trügen den Fluch innerer Unrast und Verfallenheit in die Welt hinaus."

Ange war ernst geworden.

"Man heiratet doch auch noch aus Liebe, meinetwegen aus Leidenschaft."

"Wie Trude Gerhard. Mit achtzehn begnügt man sich mit einer Hütte und einem Herzen; mit vierundzwanzig hat man fünf Kinder, Sorgen, graue Haare und einen Mann, der anfängt, Vergleiche mit Hübschereu zu ziehen."

"Ja, aber was sollen wir denn machen? Heiraten sollen wir alle, darüber sind die Gelehrten einig. Aber wie? Der

eine Leitartikel sagt: aus Leidenschaft! Jede ruhige Vernunftsehe ist eine Entweihung, eine Schmach und noch viel Schlimmeres. Der andere predigt: aus Vernunft! Eine Ehe aus Liebe ist Thorheit, kein Mädchen sollte auf sie warten. Irre ich mich nicht, so habe ich das letzte neulich bei Eduard Hartmann gelesen, und ich habe große Lust verspürt, dem unfehlbaren Philosophen seinen Aufsatz ins Gesicht zu werfen, wie Ritter Delorges es mit dem Handschuh seiner Dame that. Also, weshalb denn?"

Da erhob Nelly ihre schlanke, zarte Gestalt zu voller Höhe, stützte die eine Hand auf das gußeiserne Tischchen und sprach feierlich, jedes Wort betonend und mit einer sprechenden Bewegung der anderen Hand begleitend: „Um Kinder zu bekommen, sechs, zehn, ein Duzend, eine Mandel, ein Schock — ich weiß nicht, wieviel der ungenannte Schreiber dieser Zeilen verlangt, jedenfalls unverschämt viel, was sich ja leichter erklärt, wenn man bedenkt, daß er ein Mann ist, und daß er diese aus der Erde gestampften Regimenter nur auf dem Papier zu versorgen hat!"

Sie sank auf den Faulenzen zurück und führte das feine Batisttuch an die Stirn. Auge starrte sie betroffen an. Es blieb eine Weile ganz still auf dem Balkon. Dann rief Nelly, die offenbar ins Feuer gekommen war:

„Und dabei las ich neulich in einem national-ökonomischen Aufsatz, daß wir uns chinesischen Zuständen näherten, daß das Land nicht mehr im stande sei, die Masse seiner Bewohner zu versorgen, und daß, wenn die Handelsverträge durchgingen, zwanzig Prozent der Bevölkerung verhungern oder auswandern müßten!"

„Ja," sagte Ange nach einer Weile, „ja, aber siehst Du, kinderlose Ehen sind doch auch etwas Entsetzliches!"

„Kann ich nicht behaupten. Findest Du Lina Woodt unglücklich?"

„Findest Du sie etwa glücklich? Aber natürlich, wenn man als Mädchen schon Schopenhauer verschlingt, dann geht der Wille zur Verneinung des Lebens in Fleisch und Blut über. Laß sie meinetwegen für die Marlitt schwärmen, aber den unbewußten Blödsinn sollen sie aus dem Spiel lassen!"

„Hm," meinte Nelly, „wenn Schopenhauer so wirkt, dann hätte ich Lust —"

Aber jetzt sprang Ange auf, beschwörend streckte sie den vollen Arm aus und rief: „Verflüchtige Dich nicht an Deinen ungeborenen Kindern, Nelly! Du weißt, daß ich Mitlidsmitlein bin! Hierin einzig sehe ich auf jüdischem Standpunkt, lieber zwölf als keine!"

Nelly erbehte.

„Bewahre mich der Himmel! Nie mehr als zwei, einen Jungen und ein Mädchen; und am liebsten erst nach zehnjähriger Ehe!"

„Und ich," sagte Ange fast trotzig, „ich sage zwölf, sechs Jungen und sechs Mädchen. Und am liebsten in den ersten vier Jahren!"

Die sonst so friedlichen Schwestern glichen in diesem Augenblick täuschend zwei englischen edlen Kampfahnen, einem weißen und einem schwarzen, die im Begriff sind, aufeinander loszufliegen.

„Hast Du auch bedacht, was heutzutage die Erziehung von zwölf Kindern kostet?" Nelly fragte es scheinbar nüchtern. „Die Pensionen, Musik-, Gesang-, Mal-, Schnitz-, Sprach-, Kunstgeschichte-, Theoretik-, Tanz-, Anstandsstunden für die Mädchen? Die Kollegs für die Knaben, verbunden mit der

unendlich langen Zeit, in der sie den Eltern noch nach vollendetem Studium auf der Tasche liegen?"

„Meine Söhne werden nicht studieren!"

„Du wolltest mit den Traditionen unserer Familie brechen!" Die aristokratische Nelly bekam trotz der Hitze Schüttelfrost. „Hast Du vergessen, daß Papas Vorfahren seit länger als einem Jahrhundert im Justizdienst stehen, daß Mutters Mädchenname derselbe ist, den einer der Professoren trug, die König Friedrich I. nach der neugegründeten Universität Halle berief?"

„Trotzdem, oder vielmehr gerade deshalb werden meine Jungen Kunstschüler, Buchhändler, Ingenieur, Baumeister, Inspektor und Opernfänger. Da sind sie alle sechs versorgt und, wie Du zugeben wirst, mit wenig Kosten."

Beide Schwestern hatten offenbar vergessen, daß sie sich in einem Land des Traumes befanden. Nelly zog ihre blaßrote Sommerrobe vornehm an sich und bemerkte herablassend:

„So ist nur zu bedauern, daß der Verkehr zwischen den Bettern kein sehr lebhafter sein wird. Mein Sohn Winfried wird eine Professur für orientalische Sprachen in Berlin übernehmen. Ich habe von jeher eine besondere Vorliebe für Sanskrit gehabt."

Es fragte sich noch sehr, ob die kühne Sprecherin eine griechische Ausgabe des Sophokles von einer indischen der Weda hätte unterscheiden können.

„So kann ich Deinen Sohn eben nur bedauern."

„Und die sechs Töchter, sind die auch schon versorgt?" fragte Nelly spöttisch.

„Das ist noch bedeutend einfacher. Die Mädchen werden unter meiner Aufsicht bis zum vierzehnten Jahr von einer tüchtigen Lehrerin in den Elementarfächern gründlich unterrichtet. Dann lernen sie kochen, waschen, bügeln, nähen, flicken und etwas Gartenbau, und mit zwanzig Jahren werden sie an brave, tüchtige Männer verheiratet."

„Willst Du sie dazu nach Rußland auf den Heiratsmarkt schicken?"

„Durchaus nicht. Ich suche mir in Bekanntenkreisen den passenden jungen Mann aus — nicht älter als fünfundzwanzig, denn mit Junggesellenlastern sollen meine Töchter nicht zu kämpfen haben — lade ihn häufig ein, damit er das Mädchen nicht in seinen geselligen, sondern in seinen häuslichen Eigenschaften lieben lernt, und in ein paar Wochen ist die Sache gemacht."

„Und von all den herrlichen Geistesgenüssen, in denen wir so oft geschwelgt, willst Du diese Unglücklichen ausschließen? Weibliche Kaspar Hausers, sollen sie nicht ahnen, wie schön die Welt, wie groß der Menschengestirb ist? Sie sollen nie mit Schauern der Ehrfurcht vor einer Marmorgruppe stehen, mit nassen Augen ein herrliches Gemälde in sich aufnehmen? Sie sollen nicht erbeben vor dem gewaltigen Realismus eines Shakespeare, hinaufgezogen werden zu Schillers Idealität? O, die Beklagenwerten!"

Eine Thräne glänzte in den blauen Augen. Aber Ange strich mit den Händen, denen die Arbeit längst entfallen, glättend über den dunkeln Scheitel und sagte unter einem leuchtenden Aufstrahlen der braunen Augen:

„Nein, die Vencidenswerten! Glücklich werden und glücklich machen sollen sie! Ungezwängt durch den Wust halbverstandener Gelehrsamkeit folgen sie den natürlichen Instinkten des Weibes, sind geliebte Gattinnen, liebende Mütter — o, ich sehe sie walten in ihrem lichten Heim, wie sie ihre Kinder an meinen Lehnstuhl bringen, damit die Groß-



mutter ihnen jene halbvergessenen Märchen erzähle, die heute kein Kind mehr hören will, weil es sie albern findet!"

Die junge Großmutter schaute mit verklärtem Blick ins Weite, wo irgend ein unvorjchriftsmäßiges Loch im Schleier, der die Zukunft verbirgt, ihr diesen rührenden Einblick gestattete.

"Meine Dagmar wird Medizin studieren." Die Thräne war aus Nellys Augen verschwunden, verzehrt von dem hellen Licht, das die strahlende Fackel der Wissenschaft auf sie warf.

"Nelly, ich beschwöre Dich, Du willst dieses süße, blonde Geschöpf" — niemand hätte sagen können, wie Auge darauf kam, diese Dagmar der Zukunft süß und blond sein zu lassen — „der Nervenanstrengung eines medizinischen Studiums, dem freien Verkehr mit rüden Studenten preisgeben? Soll sie denn die Keuschheit ihrer Seele, den Duft weiblichen Empfindens einbüßen in rauchigen Hörsälen, in schlechtgelüfteten Anatomien?"

"Nein, aber sie soll beweisen, daß das Gehirn des Weibes vielleicht etwas leichter, aber dafür dehnbare ist, als das des Mannes, sie soll als ein weiblicher Pionier der Kultur bahnbrechend wirken auf einem Wege, den nach ihr Tausende beschreiten werden, und zum Schluß —"

"Einsam, alt, verbittert und unbefriedigt voll Neid auf jede Bauernfrau sehen, die ein strammes Kind an die Brust drückt."

"Durchaus nicht. Nach einigen Jahren praktischer Thätigkeit, nach ein paar glänzend gelungenen Operationen, ihre Hand irgend einer Leuchte der Wissenschaft reichen. Er fügt dann seinen Namen dem ihren hinzu, und vereint wandeln beide im gemeinsamen geistigen Genießen auf den Höhen der Menschheit, in der reinen Gletscherluft der Wissenschaft, wo —"

"Man sich einen tüchtigen Seelenschnupfen holt, der bei dauerndem Aufenthalt in Stockschnupfen ansartet," rief Ange ärgerlich.

Eben wollte Nelly etwas erwidern, als die Gestalt der Mutter im Thürrahmen erschien.

"Ich höre im Nebenzimmer seit einer halben Stunde Eure ungewöhnlich erregten Stimmen. Streitet Ihr denn, meine Kinder?" fragte sie sanft.

"Mama, Ange will ihre Kinder verbummen lassen."

"Mama, Nelly will mit ihren Kindern experimentieren!" Beide riefen es fast gleichzeitig.

Die Frau Geheimrat sah verständnislos von einer zur anderen.

"Eure Kinder? Welche Kinder denn?"

Ange und Nelly stutzten. Sie sahen sich an, und zum ersten Mal während ihres Gespräches wurde ihnen das Verfrühte, das Zwecklose ihrer Debatte klar. Aber damit zugleich erwachte auch das Verständnis für den Humor der Lage, und sie brachen in ein so frisches, herzliches Gelächter aus, daß die Mutter mit fortgerissen wurde.

"Mama," sagte Ange, eine Hand der Mutter ergreifend und herzlich küßend, "Mama, denke, wir stritten über die Angeborenen."

Nelly streichelte zärtlich die andere Hand. "Aber bei mir waren es nur zwei, Mütterchen. Ange dagegen thut's nicht unter einem Duzend."

Als die beiden Schwestern nach einem halben Stündchen das Haus verließen, um einen Besuch zu machen, unter ihren großen weißen Federhüten so frisch hervorlachend wie zwei Rosen, trafen sie den Assessor und den Lieutenant, die ganz zufällig wieder die Straße herauskamen.

"Zwei entzückende Mädchen," sagte der eine zum anderen, „flug und doch so natürlich; ohne eine Spur von moderner Überspanntheit."

Und die beiden zukünftigen Schwäger sahen sich verständnisvoll an, drückten sich die Hand, da sich ihre Straßen trennten, und gingen, der eine zum Erzerzierplatz, der andere ins Bureau, mit dem erhebenden Bewußtsein, daß für den klugen, erfahrenen Mann nichts so durchsichtig wäre, als der Charakter eines Mädchens, das man durch die Brille der Verliebtheit ansieht!

## Sehnsucht.

Von D. v. L.

(Aus „Erträumte Liebe.")

Sonnenhunger frißt an meiner Seele,  
Sehnsuchtssturm erregt des Blutes  
Flammenwellen, daß vom Herzen  
Sie hinauf zum Hirne branden.  
Nichts vermag ich mehr zu denken,  
Als nur Dich, Du Niegeschaut,  
Die Du schwebst durch meinen Traum.  
Schleier hüllen Dir das Antlitz,  
Doch ich sehe süßer Augen  
Goldverklärte Liebesglut.  
Ach, wo bist Du, Schwesterseele?  
Schreitest Du durch Nordlands Wälder,  
Gleiche Sehnsucht in der Brust?  
Oder wandelst unter Südens Palmen,  
Gleiche Glut in Deinem Haupt?  
Maunt auch Dir die Sternennacht  
Zauberlieder in das Herz,  
Jenes unerlöschte Märchen  
Von zwei armen Menschenkindern,  
Die des hohen Vaters Wille  
Für einander hat bestimmt?

## Die Entwicklung des deutschen Schrifttums (1880—1892).\*

Von Otto von Leizner.

### I.

Es sind vor allem zwei Mächte, die entscheidend wurden, innerlich aber eine Quelle haben. Es ist die moderne Naturwissenschaft mit ihren materialistischen Folgerungen, die alles Geistige ablehnten, und dann der Sozialismus.

Beide traten als Stimmung schon in den siebziger Jahren in das Bewußtsein der „Jüngsten“ ein; als Stimmung, nicht als feste Begriffe. Denn sonst hätte nicht gar mancher dieser gärenden jungen Geister sich auch für das neue Reich und für Erneuerung des Religiösen begeistern können. Aber ein mächtiger, wenn auch unklarer Drang war vorhanden.

\*) Als Probe aus der zweiten umgearbeiteten Auflage der „Geschichte des deutschen Schrifttums", die nächstens in Otto Spamer's Verlag, Leipzig, erscheint.

In diese Stimmungen flossen die Einflüsse Daudets, Zolas und seiner Nachfolger; an die Einwirkung Turgenjews schlossen sich, je mehr man den russischen Roman kennen lernte, die Dostojewskis, Pissemskis, Gontscharows und Tolstois an. Von Norden war zuerst Björnson gekommen, dann Ibsen und andre Norweger. So verschieden diese alle auch unter sich sein mögen, so verband sie doch ein Gemeinsames: die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden. Mehr oder minder sind sie alle Beurteiler der Zeit, der gesellschaftlichen Einrichtungen. So strömte mit ihren Schriften in die jugendlichen Gemüter ein ähnlicher Geist des Widerpruches wie bei Stürmern und Drängern des vorigen Jahrhunderts und bei den Jungdeutschen. Es war deshalb nicht zufällig, daß sich einzelne an Leuz und Klinger angeschlossen oder Gukow und Wienberg priesen. Aber während das „junge Deutschland“ seine stärksten Waffen der Philosophie entnahm, griffen die Dialektiker unter den Jüngsten zur Volkswirtschaftslehre und zu den Naturwissenschaften. Aber sehr selten als wissenschaftliche, durchgebildete Männer, sondern meist nur als bücherverschlingende Jünglinge, die oft nicht einmal die Mittelschule vollendet hatten. Sie begnügten sich, Sätze, die sich im Kampfe verwenden ließen, aus deutschen und fremden Werken herauszufuchen — und alles, was ihnen hinderlich sein konnte, als „überwunden“ hinzustellen. Es war wie eine parodistische Nachahmung des letzten Jahrzehnts des Hegeliums, als auch das „Überwunden“ eine so große Rolle spielte und oft zur vollen Verneinung aller Standpunkte geführt hat. So nahm man aus den Naturwissenschaften jene Begriffe, die sich auf die Dichtung am besten anwenden ließen; Darwin, Hückel u. a. standen mit unter den zahlreichen Vätern der Bewegung — neben Ibsen, der schon die Vererbung in das Drama eingeführt hatte.

Unter dem Einfluß der materialistischen Naturwissenschaft entwickelte sich die Verneinung jeder Metaphysik und Religion; der Atheismus wurde Mode, die überlieferten sittlichen Begriffe wurden nicht auf ihren Wesensgehalt untersucht, sondern einfach verworfen.

Aus der „Anpassung“ Darwins entwickelte sich allmählich der Lehrsatz vom „Milieu“ — den Namen hatte man von Frankreich hergeholt — d. h. jener Grundsatz, daß der einzelne nichts sei, als das Ergebnis der Einflüsse seiner Umgebung; das Wort im weitesten Sinne. Daß man damit die Vererbung leugnete, kam nicht zum Bewußtsein; ebenso wenig beachtete man die Erfahrung, daß der einzelne sich sehr oft im erst unbewußten und dann gewollten Gegensatz zum „Milieu“ entwickeln kann und somit dieses nicht allein herrschend sein könne.

Die Jüngsten waren auch oft berührt von dem frivolen Geiste der Genüßgier, die sich vornehmlich im Geschlechtlichen austobt. Die französische Litteratur hatte die Beziehungen der Geschlechter in den Vordergrund geschoben; Zola schilderte sie — ohne Lüsterheit seinerseits — in unverhüllter Nacktheit bis zu jenen Grenzen, wo sie in krankhafte Lüste übergehen; andre behandelten den Stoff mit faunischem Behagen oder mit jener Zerfaserung des Seelenlebens, die, an Balzac anschließend, überall die körperlichen Nervenschwingungen sichtbar zu machen sucht, welche die Empfindungen begleiten. Diese neue Psychologie zeigten auch die Russen. Zufälle spielten mit und vermittelten einigen der Jüngsten auch die Kenntnis mehrerer Werke Stendhals und Deaubelaires, auch griff man zu Swinburne und Musset.

In rascher Steigerung wurde nun die Bahn durchmesser;

mit ganzen und halben Dirnen, deren man wahrhaft im Drama und Roman und in der Lyrik hätte genug haben können, fing man an; die fleischlichen Beziehungen wurden zum Hauptstoff gemacht. Dann steigerte sich die „Nüchtheit“; die Darstellung ging immer weiter und endete zuletzt mit Wiedergabe von Ausschweifungen, die ins Zuchthaus oder in die Irrenanstalten führten. Mit alledem war Frankreich vorangegangen. Während die einen diese krankhaften Vorgänge mit der Kühle eines trockenen Berichterstatters darzustellen suchten, konnte man bei andern wahrnehmen, daß die eigne Erregung die ganze Wiedergabe beeinflusste, daß die Einbildungskraft der Urheber im Innersten durch obscöne Vorstellungen befeuert war. In gewissen Grenzen war der Schmutz ein Wiederbild des Lebens, das manche dieser Jüngsten führten, die schon als unreife Jünglinge sich in Schenken mit weiblicher Bedienung und mit Dirnen herumtrieben, halbnaive Lüftlinge, die nur das Weib überhaupt nach ihren „Erfahrungen“ mit „Weibern“ beurteilten.

Zu der Entwicklung dieser Stimmungen haben Mantegazza mit seiner „Physiologie der Liebe“ und dann Kraft-Ebing mit der „Psychopathia sexualis“ beigetragen. Beide Bücher sind viel in den Kreisen dieser Jugend gelesen worden, die nicht nur einzelne Züge daraus entnahm, sondern sogar in zwei Fällen Schilderungen Mantegazzas in Versen behandelt hat.

Dabei ließ sich sehr frühe wahrnehmen, daß in manchen dieser Jüngsten ein krankhafter Zug im Seelenleben vorhanden war, eine Reizbarkeit des Gefühls, die nicht mehr aus der Beweglichkeit einer gefunden Einbildungskraft stammte, sondern aus Hysterie. Es trat ein weibisches Verhalten nicht selten abstoßend hervor. Die „Stürmer und Dränger“ des vorigen Jahrhunderts waren oft sinnlich, aber selbst in den roheren Ausbrüchen der geschlechtlichen Empfindung liegt zumeist derbe Kraft. Das „Nervöse“ tritt schon entschieden bei den Jungdeutschen mehr hervor, bei manchen der Jüngsten ist es weit über diesen Grad gesteigert.

In dieses Gewirr von nur halb gedachten Gedanken und unklaren oder verzerrten Empfindungen verliert sich nun auch der Sozialismus in mannigfachen Spielarten. Das Mitleid mit den Gebrückten und das Bestreben, ihnen zu helfen, waren schon vorher in dem Schrifttum lebendig geworden; die „kaiserliche Volksschaft“ hatte die Strömung verstärkt. Zwar kannte kaum einer der Jüngsten bei seinem Eintreten in das Schrifttum die Arbeiter und deren Verhältnisse; sie entstammten Kaufmanns-, Beamten-, Künstlerfamilien, waren zum Teil wohlhabend. Aber eine jugendliche Begeisterung ergriff sie, in der Aufrichtigkeit und Schauspielerei sich oft gar seltsam vermißchten. Zuerst wirres Träumen nach einer Richtung; soziales Kaiserium; Deutschland als Löserin der Gesellschaftsfrage; Verwirklichung der Lehre Christi. Hier und da sozialdemokratische Anwendungen mit unbestimmten Vorstellungen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Allmählich ertönten diese Töne häufiger und schriller. Roman, Lyrik und Drama werden Formen der „Anklagelitteratur“; Spott und Hohn richten sich gegen alles Überlieferte, und einzelne Jüngste schließen sich ganz der Sozialdemokratie an. Auch hier wieder oft Wahrheit und Schauspielerei gemischt; neben warmherzigem Mitleid, neben rührender Liebe für die „Enterbten“, die oft in hellstem Licht dargestellt werden, die breitmäulige Phrase, der hohlste, mit Fetzen der Wissenschaft umkleidete Schwulst. Wellamys Buch vom Zukunftsstaate, Herzgas „Freiland“ be-

kräftigen die Träume von der neuen „Gesellschaft“. Und nun wirbelt in das Chaos von Vorstellungen der Wirbelwind aus den Büchern Fr. W. Nietzsche's (geb. 15. Oktober 1844), dieser Mischnatur von Dichter und Denker, die im Sterne frankte. Eine Menge von Schlagworten aus „Also sprach Zarathustra“, aus der „Fröhlichen Wissenschaft“ und „Jenseits von Gut und Böse“ flattert in die aufgeregten Köpfe. Die Vorstellung vom „Übermenschen“, der freier Herrscher ist über alles und jenseits von Gut und Böse lebt, von der „Herrenmoral“ — zum Unterschiede von der Knechtsmoral der Christuslehre — wirkten ein; einzelne griffen zu Proudhon (1809—1865), dem französischen Anarchisten, dem Verfechter der „staatlosen Herrschaft der Vernunft“, und zu seinem Geistesverwandten, dem Deutschen *AsparSchmidt* (Stirner), der in seinem Werke „Der Einzige und sein Eigentum“ (1847) ein ähnliches Leitbild aufgestellt hatte. Und nun vollzog sich in einer Gruppe die Wanderung von dem Sozialismus zur Anarchie.

Fast alle Gedanken und Vorstellungen, die bei den „Jüngsten“ auftauchten, und sich bei einzelnen zu unentwirrbarem Knäuel verknüpfen, waren schon vorhanden. — Aber sie traten zum ersten Male in das Bewußtsein dieser Jugend, die sie deshalb für neu hielt. So entwickelte sich bei vielen, besonders bei den Halbgebildeten, ein krankhaftes Selbstgefühl. Einige Zeit fühlte sich jeder, selbst siebzehn- bis achtzehnjährige Knaben, als „Messias“ der kommenden Dichtung, als Erlöser der Welt, und ließ diesem Bewußtsein Worte voll Prunk, die auf den ruhigen Beobachter komisch wirken mußten. Aber diese Überspannung des Selbstgefühls verriet auch, daß viel Krankhaftes in den Gemütern lag. Sie waren Ergebnisse jenes Größtswahns des „Jahrhunderts der Intelligenz“, das alle Tiefen und Formen erschöpft, das Geheimnis der Daseinskräfte gelöst zu haben glaubte, weil es für alles Formeln besaß.

Streitigkeiten über ästhetische Fragen begleiteten die Bewegung von Beginn an, wobei die Feder oft zum Knüttel anwuchs. Ein roher Ton, wie er selbst in der Sturmzeit und in den Kämpfen der Schweizer mit Gottsched nicht dagewesen war, wurde Sitte. Mit geradezu empörender Frechheit rissen halbe Knaben die Dichter der Vergangenheit in den Schmutz, ein Schiller wurde gleich einem Schuljungen als Hohlkopf behandelt, Schefel, Geibel, Vingg u. a. wurden verächtlich besprochen. Dabei aber hoben sich die Jüngsten anfangs gegenseitig in den Himmel.

Naturalismus und Idealismus bildeten zuerst die Stichworte; der letztere umfaßte alles, was man als hohl, unwahr, phrasenhaft begriff. Man bestritt der alten Kunstlehre, an der Schiller, Goethe, W. v. Humboldt mitgearbeitet hatten, und die von Kant, Schelling, Hegel, dann von Wücher, Carrière u. s. w. in Lehrgebäude gebracht worden war, jede Berechtigung und machte sich diese Verneinung dadurch leicht, daß man sie einfach verwarf, ohne sie zu lesen. Dafür wurde ein geistreichelnder Schwäber, der dänische Israelit G. Brandes, von manchen hochgerühmt. Trotzdem aber, wie im vorigen Jahrhundert, über die Regeln geipottet, die Freiheit des Genies gepriesen wurde, versuchte man im Anschluß an die materialistische Naturwissenschaft und mit Verwertung der Arbeiten von Bunt und Fechner eine neue Ästhetik zu gründen. Aber nur sehr wenige der Jüngsten besaßen genügende naturwissenschaftliche und philosophische Bildung; die meisten hatten nur einzelne Worte aufgelesen, mit denen sie prunkten. Auch in diesen Er-

örterungen, mit denen die Spalten der Parteiblätter zur Hälfte gefüllt wurden, zeigte sich oft jene Mischung von Naivität und Schauspielerei, die so oft sich auch in den Büchern der Jüngsten bemerkbar macht. Nur bei wenigen war ein ehrliches Streben nach Klärung der Begriffe vorhanden; die meisten stunkerten, oder folgten, mehr Dichter als Denker und Kunststrichter, der augenblicklichen Erregung des Gemüts.

(Schluß folgt.)

## Mus der Natur.

Von **L. Weber.**

1.

Wolken lagern  
Über dem Land.  
Wolken rollen  
Gleichmäßig und schwer  
Durch der Berge Reich.  
Unter den Wolken  
Fährt der Wind einher,  
Und weit, weithin  
Durch das Thal eilend  
Beugt er all überall  
Unter seinem Fluge  
Bäume und Sträucher.  
Traurig ernst  
Liegt die Landschaft,  
Erblaßt;  
So erblaßt ein Menschenantlitz,  
Das plötzlich ein Schmerz getroffen,  
Das sich plötzlich  
Vergeßnen Grams entsinnt.  
Schimmer und fröhlicher Glanz  
Schwinden daraus,  
Und tiefe Schwermut  
Senkt sich darüber,  
Wie wann ein seltsames  
Trauriges Leuchten  
Auf dunklen Wassern ruht.  
Der Wind singt  
Mit mächtigem Brausen  
Das Thal erfüllend  
Von der Vergänglichkeit.  
Die Menschenseele vergift,  
Vom Zauberlicde  
Schmerzlich gewaltig umrauscht,  
Daß es eine Wiederkehr giebt.  
Seliges Leid umwogt sie,  
In seltsames Träumen  
Verträumt sie sich,  
Verjinkt  
In mächtigen Fluten.

2.

Nun, da gesunken der Sonne Strahl,  
Goldwölklein heben zu glänzen an.  
Goldwölklein zieh'n auf des Himmels Bahn  
Über dem tiefen blauenden Thal.

Goldwölklein spielen allzumal  
Über dem abendlich dunkelnden Thal —  
So glänzt meiner Seele Freudigkeit  
Über Gedanken tief und weit.

3.

Es ist Dichterzeit!  
Auf nächtig Land der Himmel schaut so weit.  
Es schwimmt der Silbermond auf hoher Bahn  
Gleich einem Schiff der Sel'gen himmelan.  
Auf ernsten Höhen glänzt sein reiner Strahl  
Und stutet voll durch's sanft geschwung'ne Thal,  
Und in des Waldes finst're Hallen hinein  
Fließt wie hohes Denken still sein Schein.  
Die Sterne schimmern hell in freundlich linder Pracht,  
Als grüßten mich viel Liebe durch die Nacht;  
Und leuchtend liegt das All so still und weit. —  
Wir ist, als schaut ich in die Ewigkeit.  
Es ist Dichterzeit!

4.

Durch Waldes Schweigen  
Da strahlt ein Stern;  
Nun mußt Du Dich neigen,  
Gott ist nicht fern.  
Jetzt hebt sich leuchtend  
Der Mond zur Bahn —  
Gleich blinkenden Nebeln  
Vom Wiesenplan  
Steigt Wünschen und Denken  
Still himmelan.

## Aus dem Leben für das Leben.

Von D. v. L.

Man spricht heute wieder sehr viel von der „Kunst für Künstler“ nicht nur unter Malern, sondern auch unter Dichtern. Diese Kunst ist jene, in der alle Mittel — sei es nun Ton, Farbe, Sprache — mit größter Verfeinerung angewendet werden. Nur der Ausübende, der selber viel über die Technik nachgedacht hat und alle Schwierigkeiten kennt, vermag solche Leistungen zu würdigen. Das Streben hat seine Berechtigung solange, als diese verfeinerte Form einen Inhalt besitzt, der nicht Rätsel aufgibt. Sonst aber kann es dazu führen, daß selbst der kunstfähigste, feinstempfindende Teil der Genießenden von dieser überverfeinerten Kunst nichts mehr erhält, was ihn zu erfreuen und zu begeistern vermag. Eine solche Kunst endet zuletzt in Spielereien.

Ein Teil unserer besitzenden Gesellschaft, besonders in Berlin und anderen Großstädten, hat die „Dulbung des Schlechten“ zur Kunst ausgebildet. Jedes Mitglied kennt den Schmutz des andern; jedes schweigt mit vieljagendem Lächeln — und erhält zur Zahlung das gleiche famulische Zwinkern. Man verzeiht, weil man selber Verzeihung bedarf. Diesen Menschen gegenüber braucht man nicht einmal „Tugendbold“ zu sein, um sich mit Ekel von dem Sumpfe abzuwenden, in dem sie so vergnüglich plätschern. Wir haben heute nicht mehr nötig, die Verderbtheit von Paris zu beziehen; die heimischen Erzeugnisse übersteigen den Bedarf so, daß wir bereits auszuführen imstande sind.

Wer lügt, spinnt sich in ein Gewebe ein, das scheinbar von einem Hauche zerrissen werden kann. Aber ehe er es merkt, können die Spinnweben zu einem Neze eiserner Stäbe werden, das ihn von allen Seiten gefangen hält.

Manche Menschen gehen an dem Zauber zu Grunde, den sie auf andere ausüben. Sie lernen ihre Macht kennen und beginnen mit ihr zu spielen, bis die Folgen sich vernichtend gegen sie wenden.

Viele Menschen besitzen eine merkwürdige Fähigkeit. Tritt in ihr kleines Geistesheim ein Gedankenriesen, so schrumpft er sofort so ein, daß sie ihn als Nippsache verwenden können, mit der sie spielen.

Es giebt Menschen, die neben sehr guten Eigenschaften eine einzige böse Neigung haben. Es ist dann erschütternd, die Erfahrung zu machen, daß dieses einzige Böse sie Schritt für Schritt dem unentriunbaren Verderben entgegendrängt und wir sie trotz aller Liebe versinken lassen müssen.

Des kämpfenden Mannes bestes Ordenszeichen ist die Achtung der Feinde.

Der Zweifel ist ein Flügelpaar für den starken Geist und ein Bleigewicht für den schwachen.

## Vermischtes.

§ Jessen veröffentlichte im „Kunstgewerbeblatt“ Aufsätze, die das englische Kunstgewerbe behandeln. Er bespricht auch die Einrichtung der Wohnungen. Da ergibt sich manches, was für unsere besser gestellten Stände der Nachahmung wert ist.

Für die Deforation der Zimmer sind in den letzten Jahren die Vorschriften der Hygiene besonders einflußreich geworden. Namentlich auf der hygienischen Ausstellung von 1884 hat man durch Musterzimmer, Vorträge u. a. lebhaft agitiert. Seitdem ist der Sanitary Engineer nicht nur für die Wasserleitungen u. s. w. verantwortlich, sondern wird auch bei der Anlage und Einrichtung der Zimmer um Rat gefragt. In diesem Kampf gegen Staub und Krankheitskeime hat man nicht nur alle schweren Draperien und festgenagelten Teppiche beseitigt, sondern auch an Wand und Decke thumlichst alle plastischen Ornamente, jedes starke Relief, alle Tiefen, in denen sich der Staub sammeln könnte. Den Schmuck sucht man im Flachornament und in den Farben.

Die Decke ist meist flach und glatt, entweder einfarbig gestrichen, seltener schabloniert, oder mit einer Tapete beklebt, die unauffällig geometrisch gemustert ist, beliebt sind auch flache Relieftapeten aus Leinwand mit Stuck darunter (canva-plaster), auch wohl Vinoleum. Stets ist die Decke hell, vielfach weiß. In den Vorhallen zeigt man gelegentlich nach gotischer Art die offenen Tragebalken. Holzdecken gelten meist als zu düster für die trübe Stadtluft. Die unvermeidliche Mittelrossette unserer Mietswohnungen läßt sich im Einzelhaus vermeiden, wo man die Gasleitung der freieren Anordnung des Mobiliars anpassen kann.

Die Wand wird in reicheren Räumen, in denen man eine monumentale Wirkung erzielen will, wohl gelegentlich

ganz getäfelte, in Wohnzimmern dagegen meist nur bis zu mäßiger Höhe. Die moderne Schule gliedert diese Holztafelung selten durch reichere Architektur, legt vielmehr gleichmäßige, rechteckige Füllungen in bescheidenen Rahmenwerk, meist ohne Schnitzereien und tiefere Profile, um auch hier dem Staub keinen Halt zu bieten. Zu beleben sucht man das Holz wesentlich durch Anstrich, das Rahmenwerk dunkler, die Füllungen lichter, oft in kräftigen Tönen, so daß das Panneel den Grundton des farbigen Gesamteffektes angiebt. Ganz verpönt ist es, mit dem Anstrich die Holzmaserung nachzuahmen; dagegen lasiert man gern durchsichtig, so daß die Struktur des Holzes erkenntlich bleibt.

Die Farbe ist überhaupt in den Einrichtungen der heutigen Schule ein Hauptelement geworden. Die englische Kunst ist ja wesentlich Malerei, und gerade Koloristen sind die Führer im heutigen englischen Geschmack. Die Farben sind bald kräftig und kühn, bald zart und duftig, stets fein und originell gestimmt; gewisse Modefarben, wie Ochsenblutrot und Blaugrün, herrschen eine Weile lang; hie und da versucht es einmal jemand auch mit Schwarz und Weiß. Dieser hoch entwickelte Kolorismus hat bekanntlich nicht nur die Dekoration, sondern auch die Färbereindustrie in England zu einer sehr großen Mannigfaltigkeit der Nuancen gebracht.

Diesem Kolorismus entspricht in erster Reihe die Tapete, welche den Hauptteil der Wand, wenn nicht die ganze Wand bedeckt. Die nachgeahmte Panneeltapete unten, der „tado“, die früher allgemein beliebt war, wird jetzt als Imitation verachtet. Die Tapete, als Hintergrund für die Bilder, soll vor allem ruhig wirken; das Muster darf nicht herauspringen und sich nicht in auffälligen Akzenten wiederholen; das sind die Grundgesetze für Zeichnung und Farbe. Hier hat namentlich das moderne Pflanzenornament sein Bestes geleistet. Die Tapete schließt oben ein breiter Fries ab, gelegentlich in ganz flachem Stuckrelief, meist aber gleichfalls Papier, mit eigenen Mustern aus Blumen oder Figuren, oft von edelster Erfindung. Zwischen Fries und Tapete wird gern eine Holzleiste angebracht, von der mittelst eines verschiebbaren Messinghafens die Bilder herabhängen. Der Fries ist von der flachen Decke nur durch einige Hohlkehlen getrennt; unsere oft so übertriebenen Stuckvouten vermeidet man als falschen Prunk und als Staubfänger. Helle Farben werden auch für die Tapeten bevorzugt; der Fries ist dann noch heller als Übergang zur Decke.

Ihren eigentlichen Schmuck erhält die Wand durch gute Gemälde, welche in jeder ansehnlichen Einrichtung für unentbehrlich gelten. Man zieht sie mit Recht den nichtsagenden Prachtstücken oder den mittelmäßigen Antiquitäten vor, mit denen bei uns oft dieselben Gesellschaftskreise die Wände behängen. In den Bildern spricht sich der eigentliche Geschmack des Besitzers aus. Spiegel sind im Wohnzimmer zum Glück ganz verpönt. Ruhige, weite Wandflächen gewinnt der englische Architekt auch dadurch, daß er keine überflüssigen Flügelthüren einfügt, wo er mit einfachen Türen auskommt: unsere beliebten Aufsätze und Gebälke über den Türen sind ungewöhnlich und gelten als verkehrter und störender architektonischer Aufwand. Man will vor allem einfache, ruhige Flächen. Dagegen wird der reichere Schmuck thuknächst konzentriert an einzelnen lauschigen Plätzen, welche der geschickte Baumeister mannigfaltig zu gestalten weiß.

Zunächst in den Erkern und um die Fenster. Da die Wohnung sich ja nicht nach der Fensterzahl bewertet, wie

z. B. in Berlin, so sucht der Engländer nicht viele, sondern möglichst wenige, große Fenster, einheitliche Lichtquellen; er faßt wohl auch mehrere zusammen, am liebsten als Erker ausgebaut; solche „bay windows“ können dann mit Tisch und Sitzen zu behaglichen Winkeln ausgestattet werden. Die vielteiligen Fenster, oft mit bunten Scheiben durchsetzt, geben ein milbes Licht. Dagegen vermeidet man reich drapierte Gardinen; man will gerade Vorhänge mit geraden Kappen, keine „Ruzmacherarbeit“.

Wichtiger ist der Kamin. Bekanntlich kennt der Engländer keine Öfen. Der Kamin ist daher, so lange geheizt wird, der Mittelpunkt des Zimmers; das bleibt er auch im Sommer. Dementsprechend ist der Kamin auch der Mittelpunkt und das Hauptstück der Dekoration, ähnlich wie in unserem Wohnzimmer oft das große Sofa. Der Mantel, stets rechteckig geöffnet, wird mit Holz, Stein oder Fliesen einfacher oder reicher unkleidet, am häufigsten mit stattlicher Renaissancearchitektur, oder auch mit gotisierendem Tafelwerk; fast immer wird der Aufsatz über dem Kamin mit dem Mantel vereinigt, bisweilen als Gefassung eines Gemäldes, meist aber als reich gegliederter Aufbau mit vielen kleinen Fächern, die mit farbigen Tellern und Gefäßen besetzt werden. Hier konzentriert man gerne den Besitz an altem oder fremdartigem Geschirr, den keramischen Hausschatz, statt ihn wie bei uns über die Wände hin zu zersplittern. Oft liegen die Kamine an der Außenwand des Hauses; dann kann der Architekt sie leicht hinauschieben und den Kamin nischenartig einbauen, so daß ein trauter, warmer Raum entsteht.“

Eigentümlich ist nach dieser Schilderung der englischen Wohnung die „Hall“, der weite Flur, der als Vorzimmer und Versammlungsraum dient, weshalb er einen Kamin enthält, und malerisch mit der bequemen Treppe verbunden wird. Sie erstreckt nicht etwa eine monumentale Wirkung, diese Treppe, die nicht viel Raum kosten darf, sondern sie ist einarmig. „Hier und da“, heißt es weiter, „öffnet sich oben wohl eine Galerie gegen die Diele. Das Speisezimmer darf etwas schwerer im Gesamtkon gehalten sein, mit Ledertapete und stets mit Lederstühlen; in einfacheren Häusern, wo es zugleich als Wohnraum dient, bringt man auch hier auf Wohnlichkeit. Die Bibliothek, im bescheidenen Hause entbehrlich, ist mit Schränken oder Regalen besetzt, die durch mancherlei malerische Vorten und Ecken für bunte Gefäße u. a. unterbrochen sind. Die Wohnzimmer sollen vorwiegend heiter und licht dekoriert werden; hier herrscht die größte Mannigfaltigkeit, je nach Geschmack und Interessen der Bewohner. Auf die geräumigen Schlafzimmer sind natürlich die Vorschriften der Hygiene am sorgfältigsten angewendet worden; die Wände sind meist mit Wandschränken statt der Tafelung versehen und möglichst hell, am liebsten weiß gestrichen; die Betten sind aus Metall, die Vorhänge und der seltene Betthimmel möglichst glatt und schlicht aus Stann.“

### Inhalt der Nr. 1.

Heinrich Guise. Historischer Roman von Karl Verlow. — Ein Revolutionär. Roman von Otto Mora. — **Beiblatt:** Goldhähnchen. Ein altes Weltmärchen. Von Oskar Link. — Die Ungeborenen. Von Agnes Harder. — Sehnsucht. Von D. v. L. — Die Entwicklung des deutschen Schrifttums (1880—1892). Von Otto von Leizner. I. — Aus der Natur. Von L. Weber. — Aus dem Leben für das Leben. Von D. v. L. — Vermischtes.

# Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3/4 M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N<sup>o</sup>. 2.

## Heinrich Guise.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

### Viertes Kapitel.

Wie es der Herzog von Guise bereits für seine eigene Person erklärt hatte, war von der katholischen Partei fast niemand mit dem Siege von St. Barthélemy zufrieden, der sich mehr und mehr als eine unnütze Grausamkeit herausstellte. Statt durch den Überfall den Bürgerkrieg mit einem Male zu enden, drohte er von neuem hervorzubrechen, sobald die Protestanten sich nur einigermaßen von dem Entsetzen erholt, das sie anfangs gelähmt.

Zudem hatte die furchtbare Ungerechtigkeit, welche sich in dem Geschehen kundgab, der Partei der Unterdrückten auch unter den bisherigen Gegnern eine Anzahl ungeahnter Freunde erweckt. Man war sich keineswegs unklar darüber, daß nicht Religionshaß allein den Vorwand des Blutbades geliefert, daß jedes einzige der ersten Häuser Frankreichs von dem gleichen Schicksal betroffen werden könne, wie die Chatillons, wenn sie das Mißtrauen der Königin-Mutter, den Haß des ungeflümmten Königs herausforderten. Die Mißvergnügten am Hofe, und es gab deren eine große Zahl, waren daher geneigt, den verfolgten Calvinisten allen nur möglichen Beistand zu leisten, um dereinst auf ihre Dankbarkeit rechnen zu können, während andere ihrer Stellung, ihres Ranges sicher, mit den früher verheimlichten Sympathien jetzt offen hervortraten, gleichsam eine Warnung für den Hof, von welcher Seite ihm eine neue Gegnerschaft erwachse, wenn der Augenblick gekommen.

Außerlich herrschte in Paris wieder Ruhe, eine Ruhe vor neuen Stürmen, welche sich im stillen vorbereiteten.

In dem Hause der Vigneracs ging das Leben seinen gewohnten Gang, nur mit dem Unterschiede, daß es Jeanne jetzt freundlicher dünkte, als je zuvor, seit Angélique's sonnige Gestalt die Räume rings

umher erhellte. Wie sie sie liebte, die junge Fremde, die in ihren einsamen Tag wie ein Bote des erwachenden Frühlings getreten, wie sich der Wunsch in ihr befestigte, sie für immer behalten zu dürfen!

Aber ach! Das Schicksal dieses aufblühenden Kindes lag ja nicht in ihrer Hand. Ein anderer, dem auch sie sich zu beugen hatte, würde über sie verfügen, und dieser andere füllte Herz und Gedanken Angélique's aus, um sich blindlings seiner Führung unterwerfen zu wollen.

„Konnte es anders sein?“ dachte Jeanne Vignerac mit stillem Seufzen. Hier ein unerfahrenes, argloses Wesen, das mit dem Gefühle des Dankes für die eigene Rettung eine glühende Bewunderung für den Retter selbst verband, und dort der einundzwanzigjährige Jüngling, mit dem sieghaften Blicke, den einschmeichelnden Worten, den man nicht mit Unrecht einen der schönsten Männer seiner Zeit nannte.

Er kam, wie er es versprochen, jetzt fast täglich nach seinem Schützlinge zu sehen, oft nur auf einige flüchtige Minuten, einen Händedruck mit ihr zu wechseln, sie zu fragen, ob sie ihn vermißt habe, und diese Besuche bildeten für Angélique die Festzeit ihres ganzen Tages; sie gedachte ihrer, wenn sie des Morgens vom Schlummer erwachte und nahm die Erinnerung an seine Gegenwart abends in ihre Träume mit.

„Du bist heute nicht bei Deiner Arbeit,“ sprach Jeanne Vignerac, als sie soeben einige Stiche an der Stickerei des jungen Mädchens aufgetrennt, „was beschäftigt Dich, daß Du mir keine Antwort giebst?“

Angélique errötete. „Verzeihe mir,“ sagte sie, „ich war wohl eben recht unartig. Ich fragte mich —“

„Nun, was?“ forschte das alte Fräulein ernst.

„Ob Heinrich heute noch kommen werde; es ist schon später als gewöhnlich.“

Jeanne sah sie scharf an. „Heinrich!“ wiederholte sie, „ist er schon „Heinrich“? Und seit wann, Kleine?“

Das Mädchen barg schamerfüllt ihr Antlitz in den Händen.

„Er wünschte, daß ich ihn so nennen solle,“ stammelte sie, „und —“

„Und Dir scheint dies nicht schwer zu fallen, wie ich gewahre.“

„Jeanne!“

„Nun, was giebt es? Was streichelst Du schon wieder an mir herum, als sei ich Dein Liebster, während ich doch recht gut weiß, was dahinter steckt?“

„Jeanne, hast Du nie in Deinem Leben jemand so recht, recht lieb gehabt?“

Die alternde Jungfrau richtete sich empor. „Ja, meinst Du denn, ich hätte meine Eltern nicht geliebt, nicht meinen Bruder, für den ich seit zwanzig Jahren lebe, und noch einige mehr, die mir Gespielinnen in der Jugendzeit gewesen?“

„Ach, die meine ich nicht,“ erwiderte Angélique, „einen andern, der Dir noch lieber gewesen, als alle, die Du genannt.“

„Dazu hatte ich nicht Zeit, auch keine Gelegenheit,“ sagte Jeanne, eifrig weiter stehend, „bei den Eltern ging es schmal zu und ich mußte, was ich im Kloster gelernt, verwerten, um zum Hausstande etwas beizutragen. Schön war ich auch nicht, so sahen die Männer gar wenig nach mir und in Sorgen wird man frühe alt; die Jugend war mir vorüber, ehe ich es gedacht.“

„Arme, arme Jeanne,“ sagte Angélique, „so bist Du ja nie in Deinem Leben glücklich gewesen.“

„Kann man das nur sein, wenn man verliebt ist?“ fragte Jeanne. „Güte Dich, nichts bringt tieferes Leid, als die Liebe.“

Angélique schlang die Finger fest in einander; sie erwiderte nichts.

Jeanne zog sie näher an sich. O, daß sie sie warnen dürfte vor dem ritterlichen, heißgeliebten Manne, ihr es sagen, daß seine Liebe ein Vergehen an einer andern, daß es ihr Verderben, dem sie entgegengehe, in ihrem blinden, seligen Vertrauen, — doch das Gelöbniß, das sie und ihr Bruder dem Herzoge hatten leisten müssen, schloß ihr die Lippen; sie vermochte nichts zu thun, als für sie zu beten.

„Du auch thätest gut, den schönen Worten Monsieur d'Elboeufs nicht zu sehr zu glauben,“ sagte sie trotzdem, „wer weiß, was er Dir alles verspricht und denkt vielleicht nicht daran, es zu halten.“

„Er hat mir nie etwas versprochen,“ antwortete Angélique.

„Um so schlimmer,“ bemerkte Jeanne unwillkürlich.

„Weshalb, Jeanne? Und was sollte es sein, das er mir versprache? Er weiß ja, daß ich ihn liebe.“

„Leider!“ sagte das alte Fräulein kurz.

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Besser für Dich, daß Du es nicht thust.“

„Hast Du etwas gegen ihn? Du äufertest mehrmals, Du und Dein Bruder seiet ihm tief verpflichtet.“

„Wären wir es nicht, er sollte Dinge von mir zu hören bekommen, die ihm nicht gefielen.“

Angélique lachte belustigt. „Wie gut ist es dann, daß Du ihm nichts sagen kannst, was ihn kränken könnte. Ich würde es Dir nie gestatten und, — ah, da ist er!“ —

Sie warf in ihrer Hast das Tabouret um, auf dem sie gesessen, die Arbeit zu Boden und stürzte zur Thür ihm entgegen, dessen Schritt sie auf dem Hausgange vernommen, ehe noch Fräulein von Signerac ihn gehört.

„Heinrich!“

Der strahlende Ausdruck ihrer Züge sprachen ihm das Wort des Willkommen aus, das ihr Mund verschwieg; fast fühlte er sein Herz bewegt von dem Anblick ihres Glückes, ihrer Freude.

Er bemerkte nicht den ehrerbietigen Gruß Jeanne Signeracs, nicht den stummen Vorwurf, den ihr ganzes Wesen kennzeichnete, als sie sich zurückzog, er sah sich kaum allein mit Angélique, als er sie stürmisch in seine Arme schloß und ihr Antlitz mit Küßen bedeckte.

Sie wehrte ihm nicht; sie hatte es überraschend schnell gelernt, seine Liebkosungen zu dulden, zu erwidern, — war er nicht ihre Welt, in der sie, die Verwaiste, eine neue Heimat gefunden? Sie lebte in dieser Liebe wie in einem Traume dahin, in welchem es kein Erwachen giebt, kein Morgen, kein Aufhören.

Sie fragte auch nicht, wohin ihre Liebe führen sollte, — dies mußte er ja wissen, dem sie vertraute, der Große, der Gütige, der Einzige.

Heinrich Guise hatte auf einer Polsterbank des Zimmers Platz genommen und das junge Mädchen neben sich gezogen.

„Hast Du mich heute erwartet?“ fragte er zärtlich. „Fast fürchtete ich, nicht mehr kommen zu können.“

„Ich erwarte Dich immer, immer, immer,“ das „Du“ glitt schon so leicht von ihren Lippen, „deshalb kommst Du mir niemals überraschend. Ich lausche auf Deinen Schritt bei jedem Geräusche, das sich draußen hören läßt und all die langen Stunden des Wartens erscheinen mir kurz, wenn Du wieder bei mir bist.“

„Süßes, geliebtes Kind! Und wie oft dürfen es nur Minuten sein, mit welchen ich Deine Geduld belohnen darf.“

„Auch heute?“ fragte sie bange, sich an ihn schmiegend.

„Nein, heute darf ich eine ganze Stunde bleiben und gehe dann von hier aus in den Louvre, wo die Königin-Mutter eine Anzahl Gäste empfängt.“

Sie blickte ihn aufmerksam an; obwohl sein Rang ihr unbekannt war, empfand sie, daß ihr Geliebter eine ungewöhnliche Stellung einnehmen müsse.

„Nun, weshalb schaust Du mich so nachdenklich an?“ scherzte er. „Ist es Dir neu, daß ich zu den Begünstigten der Königin Katharina gehöre? Ich sagte Dir, daß ich im Dienste des Hofes stehe.“

„Dann bist Du mehr, als ich von Dir weiß und als mir Jeanne verraten möchte,“ sprach Angélique.

„Hast Du sie ausgefragt, meine Kleine? Und wozu? Für Dich bin ich nur Heinrich d'Elboeuf,

Dein Mutter, oder Dein Sklave, wie Du es willst, ein Mann nur, der Dich unendlich liebt."

Die Leidenschaft, mit der er sie von neuem in seine Arme zog, erschreckte sie nun doch; sie suchte ängstlich sich von ihm loszumachen und in einer Aufwallung von Großmut gab er sie frei.

Da war er wieder, der große, scheue, fragende Blick, der ihn in seine Schranken wies, der Kinderblick aus jener anderen Welt, die von der seinen so verschieden war. Wie schnell hatten die Frauen, mit denen er bisher verkehrt, seinem stürmischen Werden nachgegeben, bis ihn, trotz seiner Jugend, ein Ekel an ihnen ergriffen, — sie aber, Angélique, verstand ihn nicht.

In ihrer süßen, anbetenden Liebe hatte das Begehren noch keinen Raum gefunden; sie wich von ihm zurück, wenn er, wie jetzt, mit flammenden Augen sie umarmen wollte und schmiegte sich gleich darauf wieder Verzeihung bittend an ihn.

"Die Küsse eines Kindes," nannte er die zarten Liebkosungen, mit welchen sie ihn dann zu versöhnen suchte, aber in diesem Gemisch von Unschuld und hingebendem Gefühl lag für ihn der große und seltsame Reiz, der ihn um seiner Neuheit willen bezauberte und gleichzeitig eine Bewunderung vor der Reinheit dieses Mädchens erweckte, welche an Ehrfurcht grenzte. Zuweilen fühlte er sich geneigt, diesem jungen Geschöpfe zu zürnen, das bisher stets seine Siegerin geblieben, doch kaum entstanden, schmolz sein Zorn dahin, wenn sie wie jetzt vor ihm kniete, ihre Hände um die seinen geschlossen, die zärtlichen, liebenden Augen zu ihm emporgeschlagen, halblaut flüsternd: "Sei wieder gut!"

"Ich bin es," antwortete er, seinen Anmut überwindend, "und damit Du siehst, wie ernst es mir damit ist, will ich Dir mitteilen, was Dich erfreuen wird: daß Deine Mutter auf dem Wege der Besserung sich befindet."

"Dank dem gütigen Gotte," sprach Angélique aus tiefster Brust, "und Dank auch Dir, der so unermülich für uns Verlassene sorgte. Wann aber, — vergieb die Frage, — werde ich sie sehen dürfen und zu ihr zurückkehren?"

"In kurzer Zeit, so denke ich, werde ich es Dir gestatten dürfen, ohne eine Gefahr für Dich vorauszusetzen. Doch, Angélique, so wohl ich es begreife, daß Dein kindliches Gefühl Dich zurück zu Deiner Mutter zieht, wird es Dir denn so leicht, mich aufzugeben, Dich von mir zu trennen?"

"Dich aufzugeben, Geliebter?" wiederholte sie betroffen. "Warum sollte ich das? Wirst Du mich nicht in meiner Mutter Hause besuchen wie zuvor?"

Über des Herzogs Stirn glitt eine Wolke. "Nein, teures Kind, das kann ich nicht."

"Weshalb nicht, Heinrich? Ist es denn nur möglich, daß ich Dich nicht wiedersehe?"

"Es müßte sein, wenn ich Dich den Deinen wiedergebe."

"Nie, niemals," rief sie aus und ihre Arme schlangen sich um seinen Hals.

Er lächelte auf sie herab. Möchte sie sich auflehnen gegen ihn in ihrer herben keuschen Jung-

fräulichkeit, — ihre Seele war fein, mit unlöslichen Banden an ihn gekettet, — er hielt sie in seiner Hand.

"Begreiffst Du es endlich, weshalb ich mich nur schwer überwinden kann, Dich aus Deiner Gefangenschaft zu entlassen?" fragte er.

"Ja, ich begreife es jetzt," erwiderte sie, ihren Blick senkend.

"Und wirst dennoch darauf beharren, zu Deiner Mutter zu gehen?"

"O, Geliebter, ist es nicht meine Pflicht? Die Mutter hat jetzt niemand als mich."

"Noch hat sie nicht nach Dir verlangt; sie bringt ihre Tage in düsterem Sinnen zu, für keinen Trostspruch empfänglich."

"Meine Stimme wird in ihre Nacht bringen. Meinen Worten wird sie nachgeben, bis der bittere Kummer von ihr gewichen."

"Du liebst sie mehr als mich," rief Heinrich Guise vorwurfsvoll.

"Nein, Teurer," entgegnete Angélique sanft, "doch mich bedrückt es mit tiefer Gewissenspein, daß ich seit Wochen an Dich nur denke, an das Glück, von Dir geliebt zu sein, während fern von mir in dem einsamen Hause eine Trauernde weilt, die ein Anrecht auf meine Fürsorge, auf mein Leben hat."

"So muß ich Dich opfern und mit Dir diese Tage unaussprechlichen Glückes!"

"Es muß sein, Heinrich; zweifelst Du daran, wie schwer es mir fällt? Was mich treibt, Geliebter, ist das heilige Gebot, welches uns auferlegt, unser Glück der Pflicht zu opfern."

"Wer hat Dich so streng erzogen, um Deinem Kindesinne so ernste Lehren einzuprägen?"

"Meine Eltern, mein Bruder und alle die, unter welchen ich bisher lebte."

"Hugenottin, reizende Predigerin," scherzte er, sie unter seinen Liebkosungen fast erstickend, "wüßtest Du, wie entzückend diese feierliche Miene Dich kleidet, würdest Du vielleicht versuchen, selbst mich zu bekehren, den Du zum Gefangenen machtest, statt daß Du in seiner Haft Dich befindest."

"Nein, das würde ich nicht thun, mein Heinrich," sagte sie innig, "warum solltest Du nicht das behalten, was Du als gut und recht erkannt? Ich möchte Dich nicht anders haben, als ich Dich kenne, denn ich liebe Dich, so wie Du bist."

Er war vor ihren Worten unwillkürlich verstimmt. — Welch ein Herz war ihm zu eigen geworden, ohne daß er das Recht besaß, die Schätze desselben zu heben! Der Gedanke durchzuckte ihn, ob sie ihn noch lieben werde, wenn sie erführe, wer er sei, ob sie nicht vor ihm zurückschauern würde, vor ihm, dem Verfolger der Jhnen, dem Unbulsamsten unter den Feinden ihres Glaubens, dem Gatten einer anderen?

Doch der Herzog von Guise war nicht geneigt, sich über irgend eine ihm lästige Sache nutzlose Beschwerden zu machen; er war es gewohnt, mit voller Thatkraft in das Leben einzutreten, die vor ihm liegenden Schwierigkeiten zu bekämpfen und selten nur, einmal Geschehenes zu beklagen.



Gegenwärtig beschäftigte ihn allein die Sorge, wie es einzurichten sei, sich den Verkehr mit Angélique noch möglichst lange unentdeckt zu erhalten und sein erfinderischer Geist war nicht lange über ein entsprechendes Mittel verlegen.

„Ich gebe Dich nicht heraus, ohne daß mir die Bürgschaft von Dir selbst wird, Dich wie sonst zu sehen,“ erklärte er mit Festigkeit, „wir müssen einen Plan entwerfen, wie dies zu erreichen sei. Versprichst Du mir, alles Erforderliche mir zu überlassen und Dich in das zu fügen, was ich anordnen werde?“

„In alles, alles, Geliebter; was Du bestimmst, wird das beste sein.“

„Nun, so schenke mir und Jeanne noch einige Tage, bis ich einen Ausweg gefunden und jetzt lasse uns von anderem sprechen, als von der Trennung. Erzähle mir von Dir, von allem, was Dich jemals in Freud und Leid bewegte, von dem strengen Elternhause in la Rochelle und allen, die zu Dir gehören.“

Er kannte bis in seine Einzelheiten schon ihr früheres einfaches Leben, das sich in weltfremder Abgeschlossenheit, behütet von einem trefflichen Elternpaare in der Stille der Provinz abspielte, aber es machte ihm Vergnügen, den kindlichen Schilderungen zuzuhören, die ihm von jenen fernab gelegenen Kreisen sprachen, aus welchen dieses holdselige Wesen stammte, engumgrenzte Kreise, in denen es nur Pflicht, nur Tugend, nur Gottesliebe und opferfreudigen Glauben gab. —

„Sind die Menschen bei Euch alle so gut und edel, wie Du sie mir schilderst?“ fragte er neckend. „Giebt es keine schlechten unter ihnen, wie überall?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich habe noch keine schlechten Menschen kennen gelernt,“ antwortete sie ernsthaft, „alle, die mir je begegnet, waren gut und freundlich zu mir.“

„Kann es anders sein, Du süßes Märchenkind? Und doch sind sie, dort wie hier, von tausend Leidenschaften, von Ehrgeiz, Habgier, Haß und Rache bewegt, — nur Du siehst sie anders in dem Spiegel Deiner reinen Seele, die von keinem Arg weiß, weil sie noch von Liebe für die ganze Menschheit erfüllt ist.“

„Ja, ich habe alle Menschen lieb und wenn ich zuweilen denke, daß es grausame und böse unter ihnen gäbe, wie jene, die meinen armen Vater ermordeten,“ — sie erschauerte bei der Erinnerung, „dann bitte ich Gott, daß er diese Gedanken von mir nehme und dann kommt es über mich, daß er ja doch in seiner grenzenlosen Güte mehr für mich gethan, als ich verdiente, da er mir die guten Ligneracs sandte und Dich!“

Die Stunde war längst verstrichen, die Heinrich Guise für seinen Besuch bei Angélique festgesetzt, er hatte den heiseren Schlag der alten Stuhuhur auf dem Kamine überhört und wenn er ihn auch daran gemahnt, daß man ihn im Louvre erwarte, es würde ihn gleichgültig gelassen haben.

Ein Guise durfte sich erlauben, was keinem anderen verziehen worden wäre, die Könige sogar zu vernachlässigen, wenn es ihm gut dünkte. Sie bedurften seiner ja doch bei der nächsten, sich ergebenden

Gelegenheit, sie wagten nicht einmal, dem mächtigsten Vasallen Frankreichs ihr Mißvergnügen, ihre Unzufriedenheit mit seiner sich steigernben Annäherung offen zu zeigen.

### Fünftes Kapitel.

Der erlesene Kreis, den die Königin-Mutter mit ihrer Einladung ausgezeichnet hatte, war schon eine geraume Zeit versammelt, ohne daß der Herzog erschienen wäre. Seine Gemahlin blickte hin und wieder unruhig nach der Thür; sie begann sich zu sorgen, daß ihm etwas zugestoßen sein könne, — wer unter den Großen dieses Reiches, ja, diese vielleicht am wenigsten, war in einer solchen Zeit vor dem Dolche eines Meuchelmörders, der vergifteten Kugel des Gegners sicher?

Da, als sie ihre Unruhe kaum noch zu bemeistern vermochte, trat er plötzlich in Begleitung des Herzogs von Alençon in den Saal, — schön, elegant, lächelnder Miene, in offenbar glänzender Stimmung und völlig achtlos des Unwillens, den er erweckt haben konnte.

Mit seiner unnachahmlichen, nachlässigen Grazie schritt er durch die Reihen der Anwesenden, küßte der Königin-Mutter die Hand, begrüßte die Prinzessinnen und mischte sich unbefangen unter die übrigen Gäste, mit jedem einige Worte plaudernd.

Das junge Königspaar war nicht zugegen, dafür jedoch die kürzlich vermählte Königin von Navarra, Margarethe von Valois, deren Hochzeitsfeier die Brandstadel von St. Barthélemy ein schreckliches Denkmal gestiftet.

Zu ihr begab sich der Herzog zunächst und sie konnte es nicht hindern, daß sie bei seinem Nahen leicht erröthete. Sie hatte ihn sehr geliebt und er sie aufgegeben, weil seine persönliche Sicherheit ihm von größerem Werte war, als ihr Besitz, den man ihm mißgönnte, — so hatte man ihr berichtet. Jetzt brannte die Erkenntnis in ihr, daß er nie zu schätzen gemußt, was sie mit ihrer Liebe ihm geboten und machte sie geneigt, ihn zu hassen, während sein Erscheinen dennoch alle Fibern ihres Wesens erbeben ließ.

Heinrich Guise bemerkte nie, was er nicht sehen wollte, so gewahrte er auch nichts von der Erregung der jungen Fürstin, als er sich ehrerbietig vor ihr verneigte und mit seiner einschmeichelnden Stimme sprach: „Darf ich die Frage an Euch richten, wie es Euch ergeht, Madame? Mir wurde zu meinem Bedauern berichtet, daß Ihr Leidend gewesen.“

Margarethe hatte sich schon wieder gefaßt; kühl und ruhig erwiderte sie: „Ich danke Euch die teilnehmende Erinnerung; ich befinde mich vollkommen wohl.“

„Und glücklich,“ fuhr er fort, „aber der Bestätigung bedarf es nicht; die ersten Monate einer jungen Ehe pflegen ja stets auf Rosenwolken dahinzusliegen.“

„Sagt Ihr das aus eigener Erfahrung?“ entgegnete die Königin spöttisch.

„Meine Heirat ist schon eine geraume Zeit vorüber,“ antwortete der Herzog trocken, „unter wichtigeren Ereignissen, die dazwischen lagen, habe ich vergessen, wie ich die erste Zeit danach verlebte.“

„Das ist schmeichelhaft für Eure Gattin, mit der Ihr ein Jahr und zwei Monate verheiratet seid.“

„Welch ein bewundernswertes Gedächtnis Ihr für solche Dinge habt,“ bemerkte Heinrich Guise.

Ihr Auge traf das seine mit düster lodern dem Blicke; er verstand den Vorwurf und seine eigene Grausamkeit erschien ihm in diesem Momente unritterlich. Er zog sich ein Tabouret an ihre Seite und dämpfte seine Stimme, um von den übrigen nicht verstanden zu werden.

„Ich habe einen Grund zu fragen, ob ihr glücklich seid,“ sagte er. „Fast niemals, außer an dem Tage Eurer Hochzeitsfeier, sah ich Euch an der Seite Eures Gemahls. Wo ist der König von Navarra, Madame? Und warum ist er nicht hier?“

„Mein Gemahl,“ erwiderte Margarethe, „ist nicht in der Stimmung, Feste mitzumachen, Monsieur de Guise. Seit man ihm unter Todesdrohungen den Übertritt zu unserer Kirche abnötigte, ist er still und in sich gefehrt und verläßt seine Gemächer kaum.“

„Sagt ihm, daß er seinen Widerwillen gegen das ihm Auferlegte, nicht zu öffentlich bekenne,“ sprach der Herzog. „So lange er dies thut, ist ihm weder Leben, noch Freiheit gesichert. An die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung glaube weder ich, noch sonst jemand am Hofe, aber weil ich Euch wohl will, Margarethe, gebe ich Euch diesen Rat des Freundes, damit Eure Tage nicht durch neue Sorge getrübt seien. Werdet Euch klar, daß Eure Mutter Euren Gatten haßt, daß Euer königlicher Bruder in seinen Aufwallungen unberechenbarer, als zuvor. Lasset nicht das Mißtrauen beider festere Wurzeln schlagen. Denket, daß ich Euch in Wahrheit glücklich wissen möchte, statt Euch, wie bald vielleicht schon, im Witwenkleider zu sehen.“

Margarethe schlug ihren Fächer vor das Angesicht, um die aufsteigenden Thränen zu verbergen. Sie war ihm dankbar für seine Warnung, aber sie fühlte gleichzeitig, daß er längst aufgehört, sie zu lieben; wäre es ihm sonst nicht eine Pein gewesen, sie glücklich zu wissen an der Seite eines anderen?

„Werdet Ihr es thun?“ fragte er, als sie stumm blieb. „Ihr wirkt zu Eurem eigenen Besten, wenn Ihr Euren Gemahl von seinem trüben Sinnen abzulenken versteht. Eure Aufgabe ist bei seiner Anlage nicht schwer; seine Natur widerstrebt freundlicher Verlockung nicht.“

„Ich will es und ich danke Euch.“

Er verließ seinen Platz, um seinen Stiefvater, den Herzog von Nemours, aufzusuchen, der vor einigen Jahren die Witwe des großen Franz von Guise, die schöne Anna von Este, heimgeführt. Seine Schwester, die Herzogin von Montpensier, trat ihm entgegen, drohend gegen ihn den Fächer erhebend.

„Du verdienst Strafe,“ sagte sie.

„Von Dir, meine Schwester?“ lächelte er. „Was habe ich gegen meinen besten Freund verbrochen?“

Die Geschwister hingen mit zärtlicher Innigkeit aneinander. Katharina von Montpensier bewunderte den kühnen, hochstrebenden Bruder und er ließ sich von ihrem überlegenen und scharfen Verstande oftmals willig leiten.

„Nicht gegen mich, aber dort,“ sie deutete verstohlen nach der Richtung, wo die Königin saß. „Sie zürnt wegen Deines unverantwortlichen Ausbleibens.“

„Geschäfte, meine Schwester,“ erwiderte er. „Du weißt es kaum, wie ich in Anspruch genommen werde.“

Sie lachte ihn schelmisch an; wenn er alle anderen, auch seine Gattin zu täuschen vermochte, Katharina Montpensier täuschte er nicht.

„Geschäfte, die bis in den späten Abend dauern, sind lästige Dinge,“ sagte sie, „merkwürdig, daß sie Dich stets zur nämlichen Stunde fern vom Hause halten.“

„Woher weißt Du das, Allwisslerin?“

„Ich war schon einige Male zur gleichen Zeit bei Dir, ohne Dich zu treffen und keiner Deiner Edelleute wußte, wohin Du gegangen, Deine Frau ebensfalls nicht.“

„An dem letzteren zweifle ich kaum.“

„Sie aber wird an Dir bald zweifeln, wenn Du es so weiter treibst.“

„Auch dies vermag ich nicht zu hindern, noch über jeden meiner Schritte Auskunft zu geben. Katharina möge keine zu hohen Ansprüche an mich stellen; sie weiß, was wir bei unserer Heirat miteinander vereinbart haben.“

„Du bist unverbesserlich.“

„Ich habe mich niemals besser gefühlt, als seit den letzten Wochen und — niemals glücklicher,“ fügte er leise hinzu.

Sie betrachtete ihn forschend. Es war ersichtlich, daß ihn irgend etwas, das er erlebt, tiefer beschäftigte, als alles vorhergehende, das ihr teilweise bekannt geworden, doch ihre Nachsicht für ihn war groß genug, nichts Außergewöhnliches darin zu finden, daß er, verhältnismäßig kurze Zeit verheiratet, schon wieder neue Abenteuer aufsuchte. Die Anschauungen und Sitten am Hofe der Valois waren von weitgehendster Freiheit, die eheliche Treue ein Begriff, die Tugend das Wahngewand der Poeten.

„Wer ist es jetzt, Heinrich?“ fragte die Herzogin ohne Umstände.

„Geheimnis, meine Schwester,“ wehrte er ab. „Ein Engel, der zur Erde stieg, mich zu sich zu erheben.“

„Das sagen alle Verliebten, bevor sie aus dem Himmel fallen. Ich werde bald genug erfahren, wie dieser Engel geartet ist.“

„Niemals,“ rief Heinrich Guise lauter, als er beabsichtigt hatte.

„Bist Du so eifersüchtig auf Dein Glück, um niemand den Anblick davon zu gönnen?“

„Forsehe nicht, Katharina, doch sollte ich einst Deines Beistandes bedürfen, versprich mir, daß Du ihn gewähren wirst.“

„O, mein Bruder, wann in Deinen Verfehlungen auch, kämest Du jemals vergebens zu mir?“

Er drückte schweigend die Hand, die sie ihm

reichte. Die Herzogin wandte sich rasch von ihm und ging zu Madame Claude, der zweiten Tochter des Hauses Valois, die mit dem Vetter Heinrichs, dem regierenden Herzoge von Lothringen, in glücklichster Ehe lebte.

Katharina von Montpensier war nicht das Erbe der Schönheit zu teil geworden, welches so viele Mitglieder des Hauses Guise auszeichnete. Sie hinkte etwas und besaß eine hohe Schulter, doch gehörte sie, vermöge ihres blendenden Geistes, ihrer glänzenden Unterhaltungsgabe zu den gefeiertsten Damen des Hofes.

Auch jetzt bildete sich um sie schnell ein größerer Kreis, der den sprühenden Witzesfunken lebhaften Beifall zollte, welche sie in ihr scherzendes Wortgefecht mit der Herzogin verflocht und es war in solchen Momenten hoher Erregung, daß ihre Züge, geistdurchleuchtet und belebt, in dem Wechsel des Ausdruckes selbst die anerkanntesten Schönheiten in den Schatten stellten.

An dem entgegengesetzten Ende des Saales saß Königin Katharina neben ihrem Lieblingssohne, dem Herzog von Anjou, beide anscheinend in einem gleichgültigen Gespräche über verschiedene Kunstgegenstände, welche vor ihnen ausgebreitet waren. Doch unter ihren gelassenen Mienen barg sich tiefer Ernst, den beide, Meister in der Verstellungskunst, ihrer Umgebung zu verhüllen wußten.

Anjou hatte soeben das kostbare arabische Gewebe bewundert, welches die Königin mit anderen Geschenken von ihrer Tochter Elisabeth von Spanien erhalten; jetzt hörte er seiner Mutter Stimme halblaut sagen: „Du darfst nicht länger hierbleiben, mein Sohn; ich sprach vor einigen Stunden Deinen Bruder; er ist im innersten ergrimmt über Dich. Man hat ihm einen bösen Argwohn gegen Dich eingeflüßt, Dir ist es wohlbekannt, wie eifersüchtig er stets auf den Vorzug war, den ich Dir vor ihm einräumte und er ist in seiner jetzigen Stimmung zu allem fähig, wenn er gereizt ist.“

„Ich bin bereit, den Hof zu verlassen,“ erwiderte Heinrich von Anjou, „doch möchte ich zuvor das Verbrechen wissen, dessen man mich anklagt. Karl möge außer Sorge sein. Ich war noch nie an einem Komplott wider ihn beteiligt, habe auch ferner nicht die Absicht es zu thun.“

Aus den kalten, etwas vorstehenden Augen Katharinas brach ein Strahl mütterlicher Zärtlichkeit.

„Er mißgönnt Dir die Günst, die Du bei dem Volke genießest, wie er den Ruhm Dir neidet, den Du in offenem Felde Dir errungen und noch erwerben könntest. Mit Eifer faßt er den Gedanken auf, daß auf Dich die Königswahl von Polen fallen möge und er würde die größten Opfer bringen, eine solche durchzusetzen, nur um Dich von hier zu entfernen.“

Heinrich von Anjou unterdrückte ein Gähnen.

„Mich zieht nichts nach dem rauhen, unwirtlichen Lande, das gegenwärtig schon wieder in Verlegenheit um einen Herrscher ist,“ sagte er. „Und ich zöge es vor, unter allen Umständen in Paris zu bleiben.“

Er sprach mit angenommener Nachlässigkeit und

dachte mit Schrecken daran, daß man ihn von hier verbannen könne, wo ihn die schöne Gemahlin des Prinzen von Condé, eine jüngere Schwester der Herzogin von Guise, in ihren Fesseln hielt.

Vor seiner Mutter hatte er diese Liebe bisher sorgfältig zu verbergen geglaubt, ohne zu ahnen, daß Katharina einen weiteren Grund darin erblickte, ihn von Paris zu senden, nicht weil sie das Verhältnis mißbilligte, sondern weil sie Maria von Condé die Neigung dieses Sohnes nicht gönnte.

„Du wirst es selbst ermessen können, welch ein Opfer es mir ist, Dich von mir zu lassen,“ bemerkte die Königin, „und dennoch zu Deinem eigenen Heile muß es sein. Will sich die Königswahl in Polen allzusehr verzögern, so stelle Dich an die Spitze der Armee, die in nicht zu ferner Zeit Rochelle belagern muß. Die Huguenotten sammeln dort die Trümmer ihres Heeres und man muß ihnen nicht allzuviel Zeit dazu lassen. Deine Abwesenheit, mein Sohn, wird nicht lange dauern; Du wirst zurück kehren in Ruhm und Glanz, so wie ich es für Dich stets gewünscht.“

Mutter und Sohn wechselten einen raschen Blick; sie verstanden sich.

Heinrich ließ seine weiße, wohlgepflegte Hand, auf deren Schönheit er eitel war, durch das seideweiche Fell seines Schoßhündchens gleiten, das er in den Abendjirkel der Königin mitgebracht, um dann wie gelangweilt zu sagen: „Es begreift sich von selbst, daß ich den Oberbefehl der Truppen übernehme. Wer sollte es außer mir thun? Dem Guise gönne ich ihn nicht, dessen Anmaßung seit dem Tage von St. Barthélemy noch gestiegen und der sich jetzt unentbehrlich glaubt.“

„Wir wollen ihm den Beweis liefern, daß er es durchaus nicht ist,“ entgegnete Katharina sehr ruhig.

„Die Freiheiten, die er sich herausnimmt, übersteigen alle Grenzen,“ fuhr Prinz Heinrich etwas lebhafter fort. „Wie spät er heute bei Euch erschienen und jetzt seht ihn nur an, — mit welcher Herrschermiene er die Huldigungen derer empfängt, die ihn umgeben.“

Heinrich von Anjou und Heinrich Guise waren Rivalen, seit sie das Knabenalter verlassen und sie haßten sich, wie man am Hofe Katharinas zu haßen verstand, — mit lächelndem Munde, glatten Worten und im Innern Pläne zu des Gegners Verderben nährend.

Heinrich von Anjou besaß nur Ehrgeiz, ohne die Willensstärke, etwas Begonnenes zu einem glorreichen Ende zu führen, Heinrich Guise dagegen beides, gesteigert noch durch die Überzeugungstreue, welche seinen Handlungen, selbst den in den Augen der Welt verwerflichen, den Stempel der Gerechtigkeit aufprägte.

Zu Katharina von Cleves hatte sich der jüngste der Söhne des Hauses Valois gesellt. Er war der von der Natur am meisten vernachlässigte unter seinen Brüdern, von unscheinbarem Äußeren, schlaffer Haltung, podennarbig, einem bitteren Zuge um die Lippen, der von beständigem Getränkisein sprach.

Zu letzterem hatte er volle Ursache. Seine Mutter setzte ihn bei jeder Gelegenheit zurück, seine Geschwister folgten ihrem Beispiele. Er dürstete nach Thaten, doch man hatte ihn zur Thatenlosigkeit verdammt und ihn damit in die Reihen jener Unzufriedenen gebrängt, die bereit waren, bei dem ersten Anlasse den Hof und seine Umgebung zu beunruhigen.

Franz fühlte sich zu der Herzogin von Guise hingezogen, weil ihre stets milde und gleichmäßige Haltung befänstigend auf ihn wirkte und sie ihm weder seine Häßlichkeit zu fühlen gab, noch seine Annäherung mit ablehnender Kälte zurückwies. In Katharinas Charakter war ein tiefes Gerechtigkeitsgefühl das Vorherrschende. Sie empfand, daß sie durch ihre Freundlichkeit dem von allen gemiedenen Jünglinge ersetzen müsse, was die Mehrzahl der anderen ihm versagte, und wie leicht bereit auch sonst gehäßige Lästerung war, — vor Frau von Guises gehaltenem Wesen verstummten die unermüdblichen Zungen; der Hauch der fledenlosen Tugend, der die hoheitsvolle Frauengestalt umgab, war niemals noch durch die Verleumdung getrübt worden.

Sie ließ auch heute sich von dem jungen Prinzen erzählen, was ihm durch den Sinn flog, Jagdabenteuer, Erlebnisse bei dem Ballspiele, dazwischen nebelhafte Zukunftspläne, denen er mit Vorliebe nachhing und die er gerne mit einem bevorstehenden Kriege in Verbindung brachte, — dennoch aber schien sie ihm weniger aufmerksam zuzuhören, als sonst.

Die Unruhe zitterte noch in ihr, die sie um ihren Gemahl empfunden. Jetzt fühlte sie sich peinlich berührt, daß er des Grundes nicht einmal erwähnt, der ihn fern gehalten. Sie wußte, wie strenge die Königin-Mutter Übertretungen der von ihr geforderten Rücksicht zu ahnden pflegte.

Und Heinrich hatte sie, seine Gattin, kaum begrüßt, kaum vor den andern einige flüchtige Worte mit ihr gewechselt, — ein stechender Schmerz durchzuckte ihre Brust, gleich der Ahnung eines künftigen Verlustes. Sollte sein Herz, — das ach! ihr nicht gehörte, — einer anderen Bild in sich geschlossen haben, das seine Zeit, seine Gedanken einnahm, sie völlig von ihr abwandte? und wer mochte diese andere sein? kannte sie sie, stand sie ihr nahe, die über die liebende Frau triumphieren durfte?

Ihre Augen irrten suchend durch den Kreis, der so viel Schönheit, so viel Geist und Anmut vereinigte.

Die Königin-Mutter setzte einen gewissen Stolz darein, ihren Hof mit den lieblichsten Damen von ganz Frankreich zu schmücken.

Doch Heinrich Guise schien keiner der anwesenden eine besondere Beachtung zu schenken; er hatte sich auch Margarethe nicht wieder genähert. Schon seit geraumer Zeit sprach er lebhaft und angeregt mit seiner Mutter und der Schwester seiner Gattin, Henriette von Nevers. Sein übermütiges Lachen tönte bis zu ihr hinüber; war er nicht recht eigentlich der König in diesem Kreise, der stolze, schöne Mann, auf dessen Stirn Gott das Zeichen des Herrschers gedrückt zu haben schien?

Franz von Mençon verabschiedete sich endlich; die Herzogin trat in eine der tiefen Nischen des Fensters, welche durch einen schweren seidenen Vorhang halb verhüllt war und blickte in die Dunkelheit hinaus.

Der Ruf ihres Namens schreckte sie aus ihrem Sinnen; ihre jüngere Schwester, die Prinzessin Condé stand neben ihr.

„Du bist es, Maria,“ sagte sie sanft.

„Ich kam, um Dich zu fragen, weshalb Du heute abend so ungewöhnlich ernst bist,“ sprach die Prinzessin, „und ob Du einen Grund dazu hast, den Du mir vertrauen kannst?“

„Nein, meine Schwester, es sind nur Wahngelilde und daher nicht wert, Dir den Sinn zu beschweren, der heiterer angelegt als der meine und, wie ich sehe, der Stunde ihr volles Recht einräumt.“

Über die Wangen Maria Condés flog ein zartes Rot. „Ja, ich bin froh heute,“ bekannte sie, „froher, als seit langer Zeit.“

„So könnte auch ich Dich fragen, was Dir den Anlaß dazu lieferte. Ist Dein Gemahl beruhigt über das Schicksal der Seinen? Hat er sich in sein Los gefunden?“

Die Prinzessin schüttelte den Kopf.

„Nein, Katharina,“ sagte sie traurig, „mein Gemahl ist unglücklicher als je. Sein Übertritt bereitet ihm, gleich Heinrich von Navarra, Gewissensqualen, ohne daß er in der Zerstreuung der großen Welt darüber hinwegzukommen vermag.“

„Und Du teilst seinen Kummer nicht?“

Die Prinzessin schwieg.

„Maria,“ fuhr Katharina Guise fort, „ist es wahr, was unsere Schwester Henriette mir andeutete? Deine Neigung ist im Begriffe, sich Deinem Gatten zu entfremden, um einem anderen sich zuzuwenden, der ihrer weniger würdig, als er?“

Maria schaute sie stehend an. „Stehst Du so fest in Deiner unererschütterlichen Tugend, um Deiner auch dann gewiß zu sein, wenn die Versuchung sich Dir nahte, die stärker ist als Du?“

„Ich würde die Versuchung nicht an mich herantreten lassen, daß sie mir Gefahr brächte,“ war die Antwort der hochsinnigen Frau, „und stände ungeahnt sie vor mir, würde ich die Kraft haben, ihr zu widerstehen.“

„Du behauptest kühn, was Du niemals voraus wissen kannst.“

„Ich liebe meinen Gatten, dies ist mir Schutzwehr,“ sagte Katharina stolz.

„Und wenn Du erkennen müßtest, daß er Deine Liebe nie ganz zu schätzen wüßte, sie nie in dem Maße erwiderte, wie Du es verdienst?“

„So würde ich mich erinnern müssen, daß ich außer meiner eigenen Ehre auch die seine zu schützen habe, um des Namens würdig zu bleiben, den er mir gab.“

„Ich bin nicht heldenstark wie Du, meine Schwester, um so sprechen zu können.“

Ein fast mitleidiger Blick aus Katharinas dunklen Augen streifte Marias Angesicht.

„Wie vielen Schmerzen setzest Du Dich aus,

arme Verblendete," sprach sie schwermütig, „doch was vermag die Warnung gegen des Herzens Schwäche?"

Heinrich von Anjou hatte schon seit einiger Zeit nach einem Vorwande gesucht, den Platz neben seiner Mutter zu verlassen und unbemerkt sich Maria Condé zu nähern. Mit großer Bereitwilligkeit trat er vor dem Kardinal von Lothringen zurück, der mit der Königin-Mutter eine Unterredung wünschte, im nächsten Augenblicke hatte er die Fensternische erreicht, in welcher die beiden Schwestern standen.

Katharina gewahrte, wie das Antlitz Marias aufleuchtete, wie sie unwillkürlich eine Bewegung machte, dem Prinzen entgegenzugehen.

Seufzend wandte sie sich ab. „Er ist ihr Schicksal," flüsterte sie vor sich hin, „doch jenes grausame, unbarmherzige Schicksal, das in langer Dual zerstörend wirkt."

### Sechstes Kapitel.

Unweit des Ligneracischen Hauses, nur durch eine Querstraße von demselben getrennt, befand sich das Asyl, welches Heinrich Guise für die Mutter seines Schütlings hatte einrichten lassen. Ihm war es von Wichtigkeit, daß beide Frauen aus dem Gesichtskreise aller entschwanden, die sie in Paris gekannt, und so hatte er die Überführung der Kranken in eine andere Wohnung angeordnet, in welcher sie nur von einigen, ihm völlig ergebenen, Personen gepflegt und behütet wurde.

Dorthin geleitete Jeanne das ihr anvertraute Mädchen zu dem ersten Wiedersehen mit der Mutter, nach dem Angélique so oft verlangt, um in ahnender Furcht dennoch davor zurückzubeugen.

An der Thür, die zu dem Zimmer Frau von Rougemonts führte, empfing sie eine der Nonnen, die beständig bei der Kranken weilten.

„Können wir eintreten, Schwester Félicie?" fragte Jeanne.

Die Pflegerin machte ein bejahendes Zeichen. „Sie ist heut ruhiger als sonst," antwortete sie, „bleibt nicht zu lange und regt sie durch vieles Sprechen nicht auf."

Angélique umklammerte fester ihrer Gefährtin Arm. „D, Jeanne, Jeanne, wie werden wir sie finden?"

„Nur Mut, mein geliebtes Kind," tröstete Jeanne selbst beklommen. „Ich bin bei Dir."

In dem Gemache, welches sie zögernden Schrittes jetzt betraten, saß in einem Lehnstuhl am Fenster die Witwe des Barons von Rougemont, mit müden, leeren Augen dem Spiel der fallenden Blätter folgend, die der Herbstwind draußen von den Bäumen zu schütteln begann.

Das schmucklose schwarze Gewand ließ ihre Züge von geisterhafter Blässe erscheinen, die Witwenhaube verbarg fast völlig das ergraute Haar, die schmalen, bleichen Hände bewegten sich in ruhelofer Hast beständig, als suchten sie etwas, das sie nicht erreichen könnten.

Angélique stand wie gelähmt vor Schrecken einige Sekunden regungslos. War das ihre Mutter, die sie vor wenigen Wochen in der Fülle der Gesundheit und des Glückes an der Seite des Vaters zuletzt gesehen?

Dieses kranke, gebrochene Weib, in dessen frühgefurchten Zügen die Geschichte eines grenzenlosen Jammers geschrieben stand, der sie unempfindlich für die Gegenwart zu machen schien?

Ein unterdrücktes Schluchzen hob des jungen Mädchens Brust; sie näherte sich langsam der blassen Frau am Fenster und legte den Arm um sie.

„Mutter, meine Mutter."

Die Kranke machte eine schwache Anstrengung, sich aus der Umarmung zu befreien; ihr müder, schwerer Blick glitt gleichgültig über die Tochter dahin.

„Bist Du es, Angélique?" fragte sie mit klangloser Stimme. „Wo bleibst Du so lange? Auch der Vater ist noch nicht zurück."

Angélique warf einen Blick hilflosen Entsetzens zu Jeanne hinüber, die beruhigend ihre Hand ergriff.

„Sprich zu ihr, sanft und leise," sagte sie, „vielleicht kommt sie dann zu sich."

Angélique wollte es versuchen; es gelang ihr nicht; die Thränen erstickten ihre Worte, die jetzt heiß und unaufhaltsam über ihre Wangen rollten.

Die Kranke schaute auf. „Weshalb weinst Du, Kind?" fragte sie. „Du meinstest ja so selten, warst immer unser frohes Rögelein und unseres Hauses Sonnenstrahl, so ungleich dem Maurice, mit seinem düsteren Ernst und seinen strengen Sitten. Hast Du den Bruder nicht gesehen? Er sollte von der Hochschule schon heimgekehrt sein."

„Maurice ist in la Rochelle, meine Mutter," erwiderte Angélique, sich mühsam beherrschend. „Wir aber sind fern von ihm in Paris."

„Und der Vater?" fuhr Frau von Rougemont fort.

Angélique barg schluchzend ihr Haupt in der Mutter Schoß. „Gott nahm ihn uns," antwortete sie. „D, Mutter, Mutter, wisset Ihr auch das nicht mehr?"

Die matten Augen der Kranken erweiterten sich; es war, als ob sie ihre Erinnerungen sammeln wolle.

„An einem Sonntage war es," murmelte sie, „wir hatten früh den Gottesdienst besucht, die Unseren alle, nur nicht der Admiral, den man einige Tage zuvor verwundet. Dann war es plötzlich Nacht, an unser Thor dröhnten heftige Schläge und fremde Männer drangen in unser Schlafzimmer. Der Vater wollte sich verteidigen, — er hatte den Degen in der Hand. Da war es einer der Guisischen, der ihn mit seinem Schwerte durchstieß. Ich kannte ihn, den Mörder, ich schrie ihm zu, daß ihn mein Fluch verfolgen würde, wohin er immer ginge, — und den, der ihn gesandt. Sie sagten mir am nächsten Morgen, daß es der Guise selbst gewesen, der die Mordebuben vor unser Haus geführt. — Fluch, Fluch auch ihm und ihnen allen, die dieser Hölle entstammt."

Ihre Stimme hatte sich erhoben, ihre Augen rollten wild umher, die Besinnung schien für einige kurze Minuten ihr wiedergekehrt zu sein. Jeanne

Lignerac war in steigender Beängstigung ihren Reden gefolgt, ihr war es, als müsse sie das junge weinende Geschöpf von der Unglücklichen hinwegreißen, damit sie die schrecklichen Worte nicht höre, — sie vergaß in ihrer Aufregung, daß an Angélique die furchtbare Eröffnung eindruckelos vorübergehen müsse, weil sie nicht wußte, daß sie dem von ihr geliebten Manne galt.

Das Mädchen hatte sich von seinen Knien erhoben und beugte sich über die Leidende, die erschöpft zurückgesunken war.

„Denket nicht mehr jenes Schmerzes, jenes Grauens, süße Mutter,“ bat sie weich, „wir wollen Euch hegen und hüten, daß Ihr werdet wie früher, und mit uns wieder glücklich seid, die Gott Euch ließ. Seht, ich bleibe jetzt bei Euch zu Eurer Pflege, und wir sprechen von der Heimat, von Maurice und von allen, die wir lieben, bis Ihr überwinden lerntet, was Ihr verloren und wir mit Euch.“

„Gehen wir in die Heimat zurück?“ fragte die Kranke apathisch.

Angélique zuckte zusammen. „Noch nicht, meine Mutter,“ sagte sie unsicher, „Ihr dürftet noch nicht reisen, so lange Ihr krank seid.“

Frau von Rougemont schaute aufmerksam um sich. „Sind wir gefangen? Ich sah stets Fremde um mich, die mich nie allein lassen wollten.“

„Nein, wir sind nicht gefangen,“ tröstete Angélique, während ein warmes Rot in ihre Wangen stieg, „ein edler, gütiger Mann beschützt uns beide und sorgt für uns. Ihm dankst Du Deine Rettung und die Deiner Angélique.“

Die pflegende Schwester trat in das Gemach.

„Es ist Zeit, den Besuch zu enden,“ flüsterte sie Fräulein von Lignerac zu.

Jeanne nickte; ihr war es eine Erleichterung, aus diesem Hause hinwegzukommen. In kaum verhehlter Hast zog sie Angélique mit sich hinweg, die sich nicht von ihrer Mutter trennen wollte, während Frau von Rougemont müden und leeren Blickes, wie sie die Tochter empfangen, das Mädchen von sich scheiden sah.

\* \* \*

„Kennst Du den Herzog Heinrich von Guise?“ fragte Angélique an einem der nächsten Tage den Geliebten, der zur gewohnten Stunde sie zu besuchen kam.

Heinrich war durch eine Äußerung Jeanne Ligneracs auf diese Frage vorbereitet worden; dennoch berührte sie ihn von Angélices Lippen unangenehm.

„Ich kenne ihn, wie alle Cavaliere am Hofe ihn kennen,“ antwortete er ausweichend, „wie kommst Du, Liebchen, darauf?“

„Ich möchte wissen, wer er ist,“ sprach Angélique nachdenkend, „Jeanne, die ich über ihn befragte, rühmt ihn als den edelsten und besten Menschen, doch meine Mutter,“ sie hielt erschauernd inne.

„Nun, Deine Mutter?“ forschte Heinrich, „was sagt sie von ihm?“

„Sie nennt ihn den Mörder meines Vaters und unserer Brüder und fällt in Paroxysmen, wenn sie seiner gedenkt.“

Der Herzog schwieg.

„Was haben wir ihm zu Leide gethan, daß er uns verfolgt?“ fuhr Angélique fort. „Ich sah ihn nie, hörte seinen Namen nicht; jetzt ruft die Mutter täglich ihn mit einem Fluche aus und fleht zu Gott, daß er sein Blut vergießen lasse, wie er das der Unseren vergossen. Was weißt Du von ihm, Heinrich? Ist er so grausam und so hart, wie meine Mutter sagt? Und was kann ihn bewogen haben, so große Verbrechen zu begehen?“

Heinrich Guise war hinter den Sessel des Mädchens getreten und hatte seinen Arm auf die Lehne desselben gelegt.

„Die Fieberreden einer Kranken, deren Geist durch einen großen Schmerz umnachtet ist,“ sprach er ernst, „sind von keiner Bedeutung und dürfen auch auf Dich, geliebtes Kind, keinen Einfluß üben. Hast Du in Deiner stillen Heimat zu Rochelle niemals von den jahrzehntelangen Kämpfen gehört, die Frankreich erschütterten und deren Ursache die Religion gegeben, welche jede der Parteien mit ihrem Blute zu verteidigen sich bestrebte? Lehrte man Dich nicht, daß Dein und der Deinen Glaube der einzig wahre sei, der zu ewigem Heile führte, und bist Du nicht in dieser Zuversicht emporgewachsen, hast Du den Kampf der Deinen nicht als einen gottgefälligen, sie selbst nicht als Streiter für eine heilige Sache angesehen?“

„Ja, Heinrich, ich that es,“ erwiderte Angélique, „und ich meine auch noch jetzt, daß es das Rechte sei.“

„Doch glaubst Du nicht, daß Deiner Brüder Gegner von dem gleichen Empfinden beseelt waren und daß sie es noch heute, wie damals sind? Daß heiliger Eifer, Gott zu dienen, auch sie bewegte, sie unermüdblich machte in ihrem Thun und unempfindlich gegen das Leid, das sie über andere bringen mußten? Deine Glaubensgenossen, Angélique, erblicken in uns ihre Bedrücker, ihre Verfolger, gegen die sich zu erheben ihre Pflicht ist, wir aber in ihnen die Verbreiter einer verderblichen Lehre, welche eine Sünde gegen Gott und eine Schmäherung unserer Kirche ist. Und an dem Widerstreite solcher festgewurzelten Meinungen hat sich der Krieg entzündet, der seit so langer Zeit Bürger gegen Bürger bewaffnete, und den man mit einem Schlage zu enden hoffte, als man die Häupter der Hugenotten vernichten wollte.“

Angélique stützte den Kopf in die Hand. „Ich verstehe Deine Worte,“ sagte sie, „und ich will glauben, daß auch Ihr das Rechte zu thun meintet, obgleich es zum grenzenlosen Jammer für viele andere wurde. Seit einigen Tagen erfuhr ich durch die irren Reden der Mutter und durch unsere alte Dienerin, die sich zu ihr zurückgefunden, wie entsetzlich man mit uns verfahren. Du hieltest mich in Abgeschiedenheit von jener Nacht an, da Du mich gerettet; ich wußte nichts von dem, was sich in Paris ereignet hatte.“

„Und es war besser, daß es nicht geschehen,“

fiel der Herzog ihr ins Wort, „ich wünschte, Deinem jungen Gemüte wäre auch noch die Kenntniß des Vorgefallenen erspart geblieben.“

„Ich mußte es erfahren. Welch ein Recht befaße ich, daß es mir erspart bleiben sollte, den Schmerz der Meinen zu teilen?“

„Ich hätte Deine Liebe nicht gewonnen, wenn Du in mir einen Eurer Feinde erkannt. So nenne es Selbstsucht meines Herzens, daß ich vor Deinem Kummer zitterte.“

„Heinrich!“

Er küßte ihre Hände lange und innig.

„Du lächelst wieder,“ sprach er, „noch habe ich nicht verloren, was ich von Deiner Liebe zu besitzen hoffte.“

„Fürchtest Du, ich hätte Dich nicht zu lieben gelernt, wenn ich all das Schreckliche gewußt? Dich führte Gott zu mir in jener unvergessenen Stunde und lenkte Dein Herz, der Fremden, Hilflosen Dich zu erbarmen. Du hattest Mitleid und Geduld mit meinen Klagen, meinen Thränen und ich vergaß bei Dir, was ich betrauerte. Ich fühle mein Unrecht, daß ich in Deiner Nähe froh zu sein vermag, während meine Mutter leidet, und weiß dennoch nur, daß jeder Gedanke an Dich ein Gedanke des Glücks ist, und Dein Erscheinen die Sehnsucht meines ganzen Tages bildet.“

„Du glaubst an mich,“ rief er jubelnd, „o, keine Welt wird jetzt Dich mir entreißen, — Du bist mein.“

Und er zog sie mit beiden Armen zu sich empor.

\* \* \*

Am Hofe herrschte, statt der um diese Zeit gemohnten Feste, große Stille. König Karl war krank und sein Zustand, obwohl noch nicht gefahrdrohend, legte Katharina von Medici den lästigen Zwang auf, ihrer Sucht nach Zerstreuung und Vergnügen etwas Einhalt zu thun.

Der Anstand gebot es; Besorgnis um diesen Sohn lag ihr ferne, der ihr nur gleichgültig war, während sie Margaretha von Navarra und Franz von Anjou haßte. Jetzt war Karl nahe daran, ein ähnliches Gefühl bei ihr zu erwecken. Sein Anblick bildete seit St. Barthélemy einen stummen Vorwurf für sie, und Katharina liebte Vorwürfe nicht, wie sie sich selbst auch niemals einen zu machen pflegte.

Das bleiche, kranke Antlitz ihres Sohnes aber war ein solcher, den sie nicht einmal vor ihrem Gewissen ableugnen konnte; sein unstätes Wesen, die Ausbrüche maßlosen Zornes, wie düsterer Schwermut unbequem für sie, Grund genug, seine Gegenwart zu meiden und ihn den finsternen Geistern zu überlassen, die sie selbst heraufbeschworen.

Doch, wenn sie auch seine Nähe nicht aufsuchte, so sorgte sie dennoch dafür, ihn mit Spionen zu umgeben, die ihr ausführlich berichten mußten, welches seine Pläne, seine möglichen Absichten seien. Noch war der Herzog von Anjou in Frankreich und für diesen, ihren Liebling, bangte sie, wenn sie des Königs unberechenbarer Stimmung und seines Hasses gegen diesen Bruder gedachte.

König Karl verlangte nach seiner Mutter ebensowenig, als sie nach ihm. Seine Gewissensqualen über das Geschehene wurden durch das Bewußtsein nicht gemildert, daß er der Überredung, fast dem Zwange, nachgegeben. Er schauderte vor den listigen Nebekünften zurück, mit welchen Katharina sich von ihrer Unthat zu reinigen und ihn zu neuen Maßregeln gegen die verfolgten Hugenotten zu bestimmen suchte.

In den Stunden, die er einsam in seinem Krankenzimmer verbrachte, grübelte er über unklaren Entwürfen, die auszuführen ihm dennoch die Kraft gebrach.

„Wäre ich ihm gefolgt, dem greisen Manne, der es wohl mit mir gemeint,“ seufzte er, „hätte ich mein Heer gegen den türkischen Philipp senden können, ich selbst an der Spitze meiner Getreuen, Ruhm und Ehren erkämpfend, statt hier stich und wund zu liegen, unfähig zu jedem Handeln, unfähig auch zurückzurufen, was ich befohl.“

Aus dem Sessel neben seinem Ruhebetto erhob sich eine zarte, schlankte Gestalt, seine junge Gemahlin Elisabeth, welcher es beschieden war, statt des Glanzes des verheißenen Königs Thrones, den dunklen Leidenspfad des ihr erwählten Gatten zu teilen.

„Ihr werdet wieder gesund werden, mein Gemahl,“ sagte sie mit ihrer sanften, süßen Stimme, die seit jener Blutnacht stets wie von Thränen verschleiert klang, „und dann die großen Pläne ausführen, nach denen Eure Seele zu ihrer Heilung verlangt. Wollet Euch nur selbst ein wenig besser schonen und den Ratschlägen Ambroise Parés folgen, der Euch beständig mehr Ruhe vorschreiben möchte.“

„Ruhe,“ wiederholte der König schwermütig lächelnd. „O, wenn ich sie finden könnte! Seit der fürchterlichen Nacht ist sie von mir gewichen und ich bestrebe mich, wenn Ruhe nicht, doch Ermüdung zu finden, der die Bewußtlosigkeit des bleiernen Schlafes folgt. Aber auch im Schlafe lassen sie mich nicht, denen ich zu entfliehen trachte, sie drängen sich um mich im Traume und wenn ich angstgepeinigt emporfahre, stehen sie vor mir und weisen auf die Wunden, die ich ihnen schlagen ließ. Ihnen allen voran dem mit dem weißen Haar, der an mich glaubte und den ich verriet. Er sieht mich an mit seinen klaren Blicken und deutet auf sein blutig Haupt, auf seine Brust, die ihm die Dolche zerfleischten. Mein Vater, Coligny, ich trug nicht alle Schuld, sei mir barmherziger, als ich es Dir gewesen, und flehe Gott, daß er mir verzeihe, da er mein Gebet nicht mehr erhören will.“

Seine Stimme versagte, ein leises Stöhnen rang sich aus seiner Brust; die Königin trocknete mit einem Tuche die Tropfen kalten Schweißes, die auf seiner Stirn standen; sie bemerkte es nicht, daß es ihre eigenen Thränen waren, welche stets von neuem auf das Antlitz des unglücklichen Monarchen fielen.

Karl schien den Liebesdienst nicht zu gewahren, den ihm seine Gattin leistete, er starnte noch immer nach einer Stelle des Zimmers, wo seine erregte Phantasie die Erscheinungen zu sehen glaubte, welche ihn erschreckten.

„Sagte ich nicht, daß keiner, keiner mehr am Leben bleiben sollte, um mir einen Vorwurf je zu machen, nachdem es geschehen?“ murmelte er. „Nun sind sie alle, alle wieder da und klagen mich an, daß ich sie sterben ließ. Larochefoucauld, den ich so lieb gehabt, und Rohan, er war so lustig, so aller Scherze voll, und Taligny, so mild, so fügsam immer, sie sagten, daß sogar seine Mörder sich scheuten ihn niederzustößen. Dort hinter ihnen noch eine ganze Schar, o dieses Blut, das sich in Strömen zu mir heranwälzt, — siehst Du es nicht, Elisabeth? — jetzt ist es nah und näher, — hilf, hilf mir, ich ersticke.“

„Karl, komm zu Dir, mein teurer Gemahl,“ sprach Elisabeth, selbst unter den Schreckbildern zitternd, die ihn umgaben, „es ist ja nichts, wir sind allein, ein Fiebertraum nur ängstigt Dich. Soll ich die Diener rufen, Deinen Arzt, Ambroise Paré?“

Der König machte eine hastig abwehrende Bewegung; gewaltsam suchte er sich zu ermannen.

„Nein, rufe niemand,“ erwiderte er, „auch Ambroise Paré vermag mir nicht zu helfen, nur Du sollst bei mir sein; in Deiner Nähe müssen sie fliehen, die mich verfolgen und Deine Stimme klingt weich und sanft, fast wie Musik, die zuweilen mein Weh in den Schummer singt.“

Über das Antlitz der jungen Königin flog ein Ausdruck des Glückes. Wie war sie dankbar, ihm jetzt etwas sein zu dürfen, an dessen Zuneigung sie so oft zu zweifeln Ursache gehabt. Ihr schüchternes Gemüt hatte es nicht verstanden, ihn aus den Netzen seiner früheren Geliebten zu lösen und sie hatte unter der Erkenntnis gelitten, daß er ihr niemals ganz gehören werde. Jetzt aber dünkten die kindischen Neben Marie Touchets, ihre rastlose Beweglichkeit, die sonst sein Entzücken gewesen, ihm eine Pein; er flüchtete in die reine Nähe der stillen Frau, die man ihm gegeben und deren Wert er bisher kaum geschätzt hatte. Sie liebte ihn, er wußte es, mit besserer Liebe, als ihn Marie Touchet je geliebt. Er las auch heute in ihren klaren Zügen, was ihre Seele bewegte, sie, trotz aller Trauer, im tiefsten Innern beglückte.

„Ihr haltet treu zu mir, Elisabeth,“ sprach er nach einer Pause, „und dennoch gab ich Euch nie, was Ihr verdientet. Ihr seid aus Eurer Heimat in eine kalte Welt versetzt, Ihr arme Fremde, und habt hier nichts gefunden, woran Euer weiches Herz sich hätte ranken können.“

„Ich folgte dem Gebote meines Vaters, als ich hierher kam,“ antwortete die junge Königin ergeben, „und suchte meine Pflicht zu erfüllen, soweit ich es vermochte, Euch zu dienen, Euch zu lieben, Euch zu pflegen, jetzt da Ihr krank und traurig seid. Glaubt Ihr, mein Gemahl, daß mir dies jemals schwer fallen könnte?“

„Nein, ich weiß, es wird Euch nicht schwer und wird es ferner auch nicht werden, da es nicht mehr auf lange ist.“

„Karl, welch ein düsterer Gedanke faßt Euch an?“ rief die Fürstin.

„Nicht klagen, Elisabeth,“ sagte der König, „zum wenigsten nicht um den Tod, den ich ersehne,

weil er mir Erlösung bringt. Dann endlich werde ich schlafen können, von keinem Traume mehr gequält, der mir die Leiber der Erschlagenen zeigt. Ich ließ Navarra unlängst wecken, ihn zu fragen, ob er nicht ihr Stöhnen höre, ihr Angstgeschrei. Er stoh aus meinem Zimmer, wie von Furien gejagt, auch er glaubte zu vernehmen, was ich ihm mitgeteilt.“

„D heftet Euren Geist nicht beständig auf diese trüben Bilder,“ sprach Elisabeth, „und bittet mit mir Gott, daß er sie von Euch nehme. Sollte er nicht Gnade üben, wenn er Eure Neue sieht? Und war es Euer Wille denn, daß all dies Furchtbare geschehe? Ihr wurdet durch die Königin gedrängt, die Euch vorstellte, daß man Euer Leben bedrohe, daß eine Verschwörung wider Euch im Werke sei. Es kostete Euch einen harten Kampf, in jenen Befehl zu willigen.“

„Ich kämpfte lange, ja, es ist wahr,“ erwiderte der König, „ich kämpfte um meinen Glauben an die Menschen und ihren Wert. Ich hatte ihn zu lieben gelernt und mehr als das, zu verehren, den zu opfern man von mir verlangte, und ich fühlte, daß auch er mich liebte. Wie stand er vor mir, stolz und kühn, ein heldenhafter Streiter auf dem Schlachtfelde, ein Patriarch inmitten der Seinen, von reinen Sitten, mildem, gutigem Sinne und in der Brust, trotz seiner Jahre, ein feurig thatendurstiges Herz! Sie aber, die mich überredeten, sie waren mächtiger als ich und meine Mutter lachte, als ich den Befehl an Guise unterschrieb. So lachte sie auch, als Navarra und Condé ihre Religion abschwören mußten und so auch wird sie lachen, wenn ich tot bin und Anjou den Thron bestiegt, Anjou, der meine Tage vielleicht schon zählt, um meinen Platz einzunehmen.“

„Nicht doch, mein Karl,“ tröstete Elisabeth, „so tief kann einer Mutter, eines Bruders Herz sich nicht verlieren, um Euren Tod zu wünschen. Anjou geht jetzt nach Rochelle und wird in kurzem Frankreich verlassen, um König von Polen zu werden. Ist dies seinem Ehrgeize nicht genug, um Euch zu mißgönnen, was nach göttlichem, wie nach menschlichem Rechte Euer eigen?“

„Ihr kennt ihn nicht, der unserer Mutter Liebling ist, wie ich ihn kenne. Wäre ich frei, zu thun, wonach mein Sinn verlangt, ich ließe ihn gefangen setzen, oder sendete ihn unverzüglich aus dem Lande, ihn und den Alençon, der auch nur darauf wartet, sich mit den Unzufriedenen meines Reiches zu vereinigen, um ringsumher Verschwörung und Aufruhr anzustiften. Weshalb denn sollte ich die beiden schonen, da ich den Admiral nicht schonen, der mir wie ein Vater war?“ Er faßte nach seiner Gattin Hand. „Ich möchte, ehe ich sterbe, noch ein Gutes thun,“ fuhr er fort, „und jene damit strafen, die mich an diesen Abgrund brachten. Die Hugenotten sollen ihre Güter zurückerhalten und allen Schutz, den sie vor St. Barthélemy genossen.“

„Gott segne Euch für dieses Wort, mein Gemahl,“ sagte die Königin aus tiefster Brust, „Ihr werdet damit vieles Leid gut machen, das in Eurem Namen verübt wurde.“

„Ihr aber, Ihr Heilige und Reine, werdet für mich bitten, unablässig, wenn ich nicht mehr bin,



daß Gott ein gnädiger Richter mir sei und möchte er ein langes Leben Euch verleihen, Eurer Bitten Zahl zu mehren."

"Ich bete täglich für Euch, Karl, und werde nicht aufhören es durch mein ganzes ferneres Leben zu thun, daß er die Strafe, die Ihr fürchtet, von Euch wende und, ist dies nicht sein Wille, mich für Euch zum Opfer nehme."

"Ich glaube, daß Ihr es möchtet, denn Ihr seid eine jener wenigen Auserlesenen, die sich dahinzugehen sehnen um eines anderen willen. Bleibt bei mir, Elisabeth, die finsternen Geister haben keine Macht, wenn Ihr an meiner Seite steht."

Sie nahm ein Kelchglas mit einem kühlenden Getränk, welches neben ihr stand, und führte es an seine Lippen.

"Seid Ihr jetzt ruhiger, mein Gemahl?" fragte sie mild.

Er versuchte zu lächeln. "Ich traf Navarra gestern in seiner Bibel lesend, was er nicht lassen will, wie er mir sagte. Er las von jenem Könige, der in tiefe Schwermut gefallen, aus der ihn nur Musik für kurze Zeit befreien konnte. Mir war es, als sei es mein eigenes Schicksal, das in jenen Blättern mir erzählt würde. — Holt Eure Laute, Elisabeth, Ihr wisset so holde Weisen darauf zu finden, die aus meinen Schmerzen mich hinweg zum Frieden tragen."

### Siebentes Kapitel.

Am folgenden Morgen sah man den kranken König mit einer Anzahl seiner Edelleute hinaus in die Wälder von St. Germain jagen, den Tag mit seinem bevorzugten Vergnügen zuzubringen.

So wechselten bei dem unglücklichen Jünglinge die Zeiten tiefster geistiger Abspannung mit dem Verlangen sich durch heftige körperliche Anstrengung über die quälenden Vorstellungen hinwegzutäuschen, die ihn unablässig heimsuchten. Es war begreiflich, daß seine ohnehin schwache Gesundheit diesem Ansturm nicht gewachsen war und daß man in den dem Hofe nahestehenden Kreisen sich auf einen baldigen Regierungswechsel gefaßt machte, der von den verschiedenen Parteien, in welche Frankreich sich spaltete, kaum bebauert wurde.

In den letzten Lebensjahren Karls IX. gab es vier Parteien, deren eine, die reformierte, jetzt allerdings zersprengt war, während ihre Häupter, Heinrich von Navarra und Prinz Condé, in unwürdiger Gefangenschaft zu Paris festgehalten wurden. Der junge Béarnier half sich nach einiger Zeit, vermöge seines leichten, südländischen Temperaments, über das Mißliche seiner Lage hinweg und folgte ohne allzu großes Widerstreben den Lockungen der neuen Welt, die ihn umgab. Der ernster angelegte Condé jedoch empfand tiefer die Schmach, die man ihm angethan, und sann beständig darüber nach, wie es möglich sei, durch Flucht sich der ihm unerträglichen Lage zu entziehen, was für ihn bei der steten Bewachung, unter die man beide Prinzen gestellt, freilich nicht ausführbar war.

Einen, wenn auch nicht sehr zuverlässigen Beistand fanden sie an Katharinas jüngstem Sohne, dem Herzog von Anjou, der ihnen wiederholt versicherte, sich ihnen bei irgend einem Unternehmen anschließen zu wollen, inzwischen aber verschiedene andere Personen zu Vertrauten seiner Pläne machte und so jedes Beginnen schon in seinem Keime gefährdete.

Alle drei Prinzen unterhielten Beziehungen zu den, teils nach dem Süden, teils nach Rochelle und Sancerre geflüchteten Hugenotten, welche, trotz des gewaltsam erzwungenen Glaubenswechsels ihrer Führer alle Hoffnung auf sie setzten.

Dieser jetzt verfolgten und gemißhandelten Partei standen drei katholische gegenüber, mit aller Übermacht, die sie augenblicklich besaßen, weniger gefahrbringend für sie, als man es hätte erwarten sollen, da sie unter sich uneins, jede derselben einem anderen Ziele entgegenstrebend, ihre volle Kraft nicht zur gemeinsamen Anstrengung spornten, sondern, mißtrauisch auf gegenseitiger Hut, ihre Maßnahmen unter einander kreuzten und somit den Hugenotten Zeit gaben, von neuem zu erstarken.

Die einflußreichste dieser drei Parteien war zunächst die der Königin-Mutter, welche sich meist aus Italienern zusammensetzte; ihr gehörten die Brüder von Condi an, Albert von Condi, Graf von Retz, Peter, Erzbischof von Paris, Karl, Seigneur von la Tour, René von Birague, welcher den weisen und gemäßigten Kanzler L'Hôpital ersetzt hatte, und Ludwig von Gonzaga, der durch seine Heirat mit der Erbtochter des Hauses Nevers, Henriette von Cleves, Herzog von Nevers geworden.

Die zweite Partei war die der Montmorencys und ihrer weitverzweigten Familie, welche, obwohl katholisch, seit St. Barthélemy, sich zu den Protestanten hinneigten, denen sie sich thätlich auch in der Folge anschlossen. Sie waren den Chatillons nahe verwandt, verabscheuten die Bluttat, die man an dem Admiral begangen, und waren insgeheim entschieden, früher oder später dafür Rache zu nehmen.

Die Guisen bildeten eine Partei für sich selbst. Auch ihre Familie war zahlreich, ihre Verbindungen die weitgehendsten, ihr Ehrgeiz unbegrenzt.

Die Ziele, die sie sich gesteckt, verbargen sich vorläufig noch unter dem öffentlich geäußerten Vorhaben, die Interessen ihres Hauses zu wahren; dennoch bezweckten sie nichts Geringeres, als eine Vereinigung der beiden alteltischen Völkerstämme diesseits und jenseits des Kanales zu einem einzigen gewaltigen Reiche, welches in Europa der stets wachsenden Suprematie Spaniens das Gegengewicht bieten sollte.

Die Vermählung ihrer Nichte Maria Stuart mit dem jungen Dauphin von Frankreich schien diesen Plan begünstigen zu wollen. Elisabeth von England hatte, ihrer Ansicht nach, kein Recht, den Thron einzunehmen, das große Erbe mußte endlich Maria zufallen und unter ihrem Scepter das mächtige Nachbarreich dem alten Glauben zurückgeführt werden, den es seit Heinrich VIII. bereits zu verlassen begonnen.

Die stolzen Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen. Franz II. war, kaum zur Königswürde gelangt, als siebzehnjähriger Jüngling gestorben, Elisabeth hielt

mit starker Hand die Zügel ihres Reiches und führte ihr dankbares Volk zu Frieden, Ruhm und Größe, Maria Stuart war seit fast zehn Jahren schon eine Gefangene und alle ihre Anstrengungen, sich zu befreien, die königliche Nebenbuhlerin zu stürzen, scheiterten an der Wachsamkeit getreuer Räte und ergebener Diener Elisabeths.

So blieb den Guisen vorderhand zum Felde ihrer Thätigkeit nur Frankreich selbst, das von dem verabscheuten Gifte der Ketzerei zu reinigen, sie jetzt als ihre vornehmste Aufgabe betrachteten. Durch das Verdienst, welches sie mit einer solchen That sich erwerben mußte, es ihnen gelingen, von neuem die Gewalt in die Hände zu bekommen, die ihnen mit dem Tode Franz II. fast entglitten, die höchsten Stellen in dem Heere, wie in dem Räte, ihnen zu teil werden, um endlich, über das Geschlecht der Valois triumphierend, Frankreich nach ihrem Ermessen zu lenken.

Die Regentin Katharina war vielleicht die einzige, welche diese Pläne von ihrem Beginne an argwöhnte. Eifersüchtig auf den Einfluß, den die Guisen auf ihren ältesten Sohn geübt hatten, war sie darauf bedacht, während der Regierung Karls IX. keinen anderen, als ihren eigenen, aufkommen zu lassen, deshalb erwählte sie jene Politik der Milde und Mäßigung, zu welcher ihr L'Hôpital geraten, begünstigte, soweit es mit ihrer Klugheit sich vereinen ließ, die Protestanten und drängte allmählich die lothringischen Prinzen aus ihren gebietenden Stellungen hinweg.

Erst als mit der Erscheinung Colignys ihre Macht über ihren Sohn ihr ernstlich gefährdet dünkte, näherte sie sich den Guisen wieder, berief die von Paris Entfernten von ihren Gütern zurück und vereinigte sich mit ihnen zu einem Macheakte gegen den Admiral und die Seinen, der in seinen Folgen freilich auch ihre Forderungen überschritt, indem er der Welt das Bild eines Herrschers zeigte, der sich gegen sein eigenes Volk verschworen.

Daß es ihr nicht gelungen, ihre Mitschuld auf die Häupter der Guisen allein zu wälzen, mußte sie mit um so größerem Hasse gegen jene erfüllen, doch die drohend auflobernde Empörung der unterdrückten Protestanten, die voraussichtlichen Kämpfe, die nur des Anstoßes warteten, zwangen beide, ihre Feindschaft zu verbergen, um der Gefahr von außen wirksam begegnen zu können.

Die Vorbereitungen zu dem abermaligen Bürgerkriege begannen. Unter dem Oberbefehle des Herzogs von Anjou wurde ein Heer gegen La Rochelle gesandt. Das eigentliche Unternehmen leitete Marschall von Biron, um den Prinzen scharte sich die Blüte des französischen Adels, der begierig war, sich in diesem Kampfe besonders auszuzeichnen.

Auch der Herzog von Guise und sein Bruder, der Marquis von Mayenne, bereiteten sich, dem Zuge zu folgen; in beiden brannte der Thatendrang ihres Vaters, des großen Franz. Mit Ungebuld erwartete namentlich der junge Mayenne den Augenblick, der es ihm gestatten sollte, in das Feld zu rücken.

Heinrich teilte diese Ungebuld, wiewohl nicht in

dem gleichen Maße. Sein Kampfesmut drohte mit der Sorge in Streit zu geraten, die ihm das Schicksal Angélique Rougemonts und die Trennung von ihr verursachten.

Das junge Mädchen hatte mit einem Schrecken ohne gleichen die Kunde vernommen, daß ihr Geliebter zu der Belagerung der nämlichen Festung ausziehen wolle, in welcher unter den Verteidigern ihr Bruder sich befand.

Der Herzog suchte vergebens ihre Angst zu beruhigen, die ihr beständig den Verlust des einen oder des anderen vorspiegelte. Ihm fiel der Abschied von seiner eigenen Familie weit weniger schwer, als der von diesem jungen Geschöpfe, das sich weinend an ihn schmiegte und den Gedanken nicht zu fassen vermochte, ihn für unbestimmte Zeit entbehren zu sollen.

Angélique hatte seit kurzem das gastliche Haus der Signeracs verlassen, um zu ihrer Mutter zurückzukehren, deren Pflege sie sich jetzt völlig widmete. Frau von Rougemont empfand einen Abscheu gegen die sie umgebenden Nonnen und so hatte Angélique von ihrem Beschützer es sich erbeten, sie von der Kranken zu entfernen, was Heinrich Guise erst nach längerem Widerstreben bewilligte.

„Ich fürchte für Dich und Dein Wohl, Geliebte,“ antwortete er, „wenn ich Dich ausschließlich in dieser trüben Atmosphäre lasse. Deine Kraft ist nicht ausreichend, die Pflege der Kranken ganz allein zu übernehmen und ich ertrage den Gedanken nicht, daß ich durch meine Nachgiebigkeit schuld gewesen, Deine Gesundheit zu untergraben, Deinen Sinn zu verdüstern.“

Unter allen Beweisen der Zärtlichkeit, die der Mann zu geben vermag, ist für das Weib der süßeste: seine Fürsorge für ihr Wohl und Wehe. Sicher ruhen zu dürfen in der Liebe eines anderen, der ihr Glück, wie ihren Kummer, zu dem seinen zu machen bereit ist, oder mit lindernder Hand die Schatten zu entfernen weiß, die ihren Tag verdunkeln, kann das Leben Höheres gewähren? Angélique zweifelte daran. Ihre Dankbarkeit schmolz mit dem Gefühle der Bewunderung zusammen, die sie von Anbeginn für den schönen, ritterlichen Fremdling empfunden und machte ihn zum Gotte für sie, aus dessen Hand ihr nur Gutes und Segenbringendes kommen konnte.

Das einsame Leben, welches sie neben der geistesgestörten Mutter, getrennt von all den Thren, zu führen gezwungen war, trug nicht wenig dazu bei, dieses Gefühl zu vertiefen, mit um so größerer Inbrunst an den Gedanken sich schließen zu lassen, der sie aus dem trüben Einerlei des Krankenzimmers in den lichten Tag zu versetzen fähig war.

Einsamkeit und Kummer sind die Tropensonne, unter deren Strahle ungeahnt die glühende Blume der Leidenschaft sich entfaltet.

Aus der Finsternis, die uns umgiebt, auf das Giland des Glückes sich zu flüchten, welches die scheinbar gütige Hand des Schicksals uns eröffnet, — ist es nicht ein Recht, das wir zu besitzen glauben, um nicht in dem Meere des Schmerzes zu versinken? Wir gewahren es nicht, daß der Boden trügerisch, auf welchem wir stehen, daß das Licht, das uns so

freundlich winkt, ein täuschendes Irlicht war, daß die Wasser, denen wir zu entfliehen meinten, höher steigen und höher, — bis an die Seele, — bis an das Herz, das wild noch einmal aufschlägt und dann verstummt auf ewig.

Der Abschied Heinrich Guises von Angélique fand bei Jeanne statt, zu der das Mädchen täglich ging, um ihn zu sprechen oder eine Botschaft von ihm zu empfangen. Der junge Herzog hatte noch eine Menge Anordnungen für den nächsten Tag zu treffen, an welchem er mit seinen Edelknechten und Soldaten Paris verlassen sollte, dennoch erzwang er sich die Zeit zu einer längeren Unterredung mit Jeanne Lignerac und ihrem Bruder, um seine Befehle für die weitere Überwachung der Kranken zu geben und Angélique dem besonderen Schutze der Geschwister zu empfehlen.

„Und sollte Frau von Rougemont während der Abwesenheit von Monseigneur so weit hergestellt werden, um in ihre Heimat zurückkehren zu wollen?“ wagte Jeanne zu fragen, als er geendet.

„Nach Rochelle oder Nérac?“ rief der Herzog. „Das werdet Ihr verhindern, Jeanne. Angélique darf vor meiner Rückkehr an keine Abreise denken.“

„Ich fürchte, sie wird auch nicht geneigt sein, daran zu denken,“ bemerkte das alte Fräulein sorgenvoll.

„Warum fürchtet Ihr das?“ betonte Heinrich von Lothringen, die Brauen zusammenziehend. „Und weshalb macht Ihr ein Gesicht, als ob dies eine Trauerbotschaft sei?“

Jeanne Lignerac erhob mutig die Augen zu ihrem Herrn. „Weil ich ein Unglück ahne,“ antwortete sie entschlossen, „und weil ich das Kind lieb habe, das es vielleicht nicht einmal weiß, was über sie gekommen, noch für wen ihr armes kleines Herz so glüht und bebt.“

Über die Stirn des fürstlichen Jünglings schoß eine schnelle Röte; die erhaltene Mahnung war zu deutlich, um nicht verstanden zu werden.

„Ihr seid über die Jahre der Jugend hinaus, Jeanne, um es begreifen zu können, daß ich derartigen Bedenken nicht mein Fühlen opfern kann,“ sagte er, „deshalb verzeihe ich Euch Euer fürwichtig Wort. Wäre es Euch lieber, ich hätte der Wut von Tavannes' und meinen Leuten ihren Lauf gelassen und Angélique nicht gerettet? So findet Euch darein, wenn Ihr erkennen müßet, daß es für mich geschehen und hütet mir getreu, was ich Eurer Fürsorge empfahl.“

Er eilte hinweg; Gaspard Lignerac wandte sich zu seiner Schwester.

„Jeanne, wie durstest Du Dich erkühnen, unserem Herzoge ein ähnliches Wort zu sagen?“ rebete er vorwurfsvoll sie an. „Seinen Zorn herauszufordern in einem Augenblicke, da er von uns geht?“

Fräulein von Lignerac zerknitterte ungeduldig eine Schleife ihres Gewandes. „Ich kann es nicht mit ansehen, wie er dem Kinde da drinnen den Kopf verdreht,“ sprach sie still ergrimmt. „Hat er denn keinen Gedanken, wie er an ihr sich versündigt und an der Herzogin, die seine Frau geworden?“

„Das ist nicht unsere Sache und wir haben

uns nicht darein zu mischen,“ bemerkte ihr Bruder philosophisch.

„Ich aber werde mich darein mischen, so lange ich noch meine Zunge rühren kann,“ antwortete das alte Fräulein spitz. „Ich liebe das Kind und will es nicht, daß sie zum Zeitvertreibe eines hohen Herrn geopfert wird.“

„Wenn sie sich selbst nicht hütet, kannst auch Du es nicht.“

Jeanne versank in Nachdenken. „Wüßte ich, wie ich es anginge, daß sie in Nérac wäre, bevor er wiederkommt,“ seufzte sie.

„Auch dort wird er sie zu finden wissen und sie wird sich finden lassen,“ meinte Monsieur de Lignerac.

„Wenn sie es wüßte, wer er ist, sie würde aufhören, ihn zu lieben,“ sprach Jeanne.

„Wir gaben beide unser Wort, es ihr nie zu entdecken und thäten wir es dennoch, würde des Herzogs Rache uns treffen.“

Jeanne, geärgert durch den Widerspruch, warf ihrem Bruder einen zornigen Blick zu.

„Das sind die Kavaliere vom Hofe, die vornehmen Herren der großen Welt,“ sagte sie, „die kein Gewissen fühlen, wo es sich um ihr Vergnügen handelt, um ihren Vorteil oder um ihre Rache. Bin ich nur darum so alt geworden, um all die Greuel zu sehen, die in jüngster Zeit hier stattgefunden haben und noch stattfinden werden, so wäre ich Gott dankbar gewesen, er hätte mich nicht so lange leben lassen.“

„Du nimmst die Sache zu schwer, meine Schwester,“ tröstete Gaspard. „Trotz seines feurigen Daherstürmens lebt in unserem jungen Herzoge ein edler, hoher Sinn. Wie er ihn antrieb, jenes fremde Mädchen vor einem grausigen Geschehe zu bewahren, wird er ihn auch bestimmen, ihr Unglück, ihre Jugend, ihre Unschuld zu achten, wie er es bisher gethan.“

„Wohl ähnlich, wie sein jetziger Stiefvater, Monsieur de Nemours, Mademoiselle de Rohan achtete, als er es vorzog, die Witwe unseres verstorbenen Herzogs zu heiraten?“

„Jeanne, Jeanne, schweige,“ mahnte ihr Bruder, „wenn Dich jemand hörte!“

„O, daß die ganze Welt mich hörte und meinen Abscheu vor den Freveln, die darin begangen werden!“

„Die Welt, in der wir leben, ändert der einzelne nicht,“ sagte Herr von Lignerac. „Dazu bedarf es großer innerer Erschütterungen, gewaltiger Stürme, die mit der Wut der Elemente das Bestehende zertümmern und durch ihre reinigende Kraft ein ganzes Volk in eine andere Bahn zu drängen vermögen. Doch diese Zeit ist noch nicht da, meine Schwester, auch, die wir um uns sehen, noch nicht reif, sie zu ertragen. Und glaubst Du, wenn sie einst gekommen, der Schwere ihrer Heimfuchung werde es gelingen, für länger, als eine geringe Spanne die Menschen zu erheben, daß ihre Lasten nicht weiter, als bis an den Saum ihrer Gewänder streifen? Das Herz des Sterblichen bleibt dasselbe, Jeanne, auch wenn um seinen Signer die Verhältnisse sich wandeln; es bleibt erfüllt von Eigennutz, von Hoffart, von Haß, von Rache und leidenschaftlichem Verlangen, dem nur auf kurze Zeit ein Jügel angelegt wird. Es kann vergessen

über würdigeren Zielen, was es so ungestüm zuvor begehrte und wird zurückkehren zu seinem ersten Wunsche, sobald es mit sich allein seinen verborgenen Kämpfen preisgegeben. Du magst Jahrtausende später zu einem zweiten Leben erwachen und wirst die Welt vielleicht im Wissen fortgeschritten finden, doch in ihren Lastern gebessert nicht.“

„Mir wäre es gleich, wie es um die Welt im ganzen beschaffen sei,“ antwortete Jeanne, „wenn ich nur die glücklich um mich wüßte, die mir teuer sind!“

„Das Glück ist nur ein Wahn, der in dem Glauben an ein Etwas ruht, das wir nicht zuvor wissen. Wir würden es nicht Glück mehr nennen, wenn wir es sehen könnten, wie es nach wenigen Jahren, nach Monden, Wochen sich gestaltet.“

„Du magst recht haben, Gasparb, und für uns alte Leute ist ein solches Wort auch längst ein leerer Schall geworden. Uns ist ein sorgenloses und friedlich Lebesehende alles, was wir noch erhoffen können, doch anders ist es um das junge Herz dort drüben

bestellt, das jetzt seine Angst und seine Sehnsucht nach ihm ausweint, von dem ihr nichts als Trübsal kommen kann.“

„Und nimmst Du ihr den Wahn, an dem sie mit aller Kraft ihrer Seele hängt, wird sie sich unglücklicher fühlen, als sie durch ihn werden könnte. So lasse ihr den Glauben noch an ihn, bis es dem Schicksal gefällt, daß es ihn selbst zerstöre.“

„Du bist unerbittlich in Deinen Folgerungen, wie unbewegt von dem traurigen Zukunftsbilde, das Du für Angélique entrollst. Ich bin ein Weib und lernte es nicht aus den Lehren Deiner Meister, an dem Leide um mich her teilnahmslos vorübergehen, weil jedes, wie Du sagst, seinen Anfang in des Menschen Charakter selbst fände und daher auch sein Verderben nur eine notwendige Folge des ersten sei? So muß ich denn von der Gnade der Heiligen doppelt heiß erflehen, was ich für Angélique ersehne und mögen sie meine Bitten zu Gottes Thron emportragen, das Übel von ihr fern zu halten.“

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Revolutionär.

Roman

von

Otto Mora.

(Fortsetzung.)

Bisweilen ergriff ihn diese Stimmung so, daß er sich wie fremd in seinem eigenen behaglich eingerichteten Zimmer umsah, daß er verächtlich all diese schweren Stoffe, bunten Rippfächer und kostbaren Möbel musterte — es war ihm, als beginge er damit ein Unrecht an hunderttausend anderen, und als müsse dies Unrecht wieder gut gemacht werden, durch Buße, durch Askese. Der Gang zur letzteren wurde bei ihm bisweilen krankhaft. Er überschlug das Sündenkapitel der Zeit, den unaufhörlichen Zerfall der alten Religion, den Zweifel und die Verneinung, die unverhüllte Jagd nach Genuß um jeden Preis — und es war ihm, als könne das nur wieder gut gemacht werden durch eine große Buße, durch eine ganze Generation, die sich freiwillig in den Abgrund stürzte. Das war die Stimmung der ersten Christen, die unaufhörlich den Weltuntergang predigten. Die ganze Kraft, die im Menschen liegt, wird dann dazu angewandt, sich die Idee der Selbstvernichtung mit schwärmerischer Hingabe auszumalen und alle Vordemittel der Kultur sind dann nicht mehr imstande, solche in ihrer Leidenschaft fessellose Geister zur Weltbejahung zurückzuführen. Erich Bardewiel sagte sich, daß ja alle Bildung und Wissenschaft in der heutigen Welt auch nur durch die Herrschaft des Geldes zu erreichen sind, und daß der Arme unerbittlich davon ausgeschlossen ist — und er wäre imstande gewesen, mit dem fanatischen Eifer Savonarolas zur Verbrennung aller üppigen Pracht der Kultur aufzufordern, um zu

büßen für den Luxus und die Vermessenheit, in der man bisher gelebt.

Um seine Ansichten praktisch zu erproben und durchzuführen, hatte er in Hamburg mit mehreren Häuptern der socialdemokratischen Partei Verbindungen angeknüpft, die aber immer nur flüchtiger Natur blieben. Es offenbarte sich darin eine verhängnisvolle Tragik seines Charakters — so sehr er theoretisch mit den Leuten übereinstimmte, konnte er sich praktisch schwer mit ihnen auseinandersetzen. Er verlangte zuviel — von dem reinen, tiefinnerlichen Idealismus, mit dem er die Aufgabe angriff, bemerkte er wenig bei diesen Leuten. Eine Sache, an der er mit ganzer Seele hing, wollte er auch in großen Zügen behandelt wissen. Er begann zu schreiben und versuchte seine Ansichten auf diesem Wege zu verbreiten — indessen merkte er wohl, daß ihm die eigentliche Kenntnis großer Verhältnisse noch abgehe. Außer seiner Vaterstadt Bremen kannte er nur die beiden Universitäten Göttingen und Kiel, sowie Hamburg, das er vorübergehend besucht hatte. Und bisweilen, wenn er mit leuchtenden Augen und fiebernden Gedanken über das Problem nachsann, die Gesellschaft vom Fluche des Kapitals zu erlösen, bisweilen kam ihm dann eine Ahnung des Ungeheuerlichen, was er damit versuchte — das Bewußtsein, daß er sich loslöste von dem Boden, in dem er stand, von der Familie, von der Heimat — von all den heiligen Banden, die den Menschen fesseln.

Und war denn das, was er wollte, überhaupt mehr wie eine glänzende Phantasie, wie ein Phantom, das ihn abseits lockte? Erich hatte qualvolle Stunden des Zweifels.

Bei alledem galt er unter seinen Bekannten in der Vaterstadt als ein vielversprechender junger Mann. Sein Leben war ein zu innerliches gewesen — man wußte offiziell nur, daß er sich mit seinem Studium beschäftige, und man suchte über gelegentliche Seltsamkeiten die Ähsel. Die Mütter tagierten ihn in allen Gesellschaften sowohl wegen seines stattlichen Aussehens, als auch wegen seines voraussichtlich großen Vermögens als eine gute Partie. Es passierte ihm zu häufig, daß man die ruhige ironische Liebenswürdigkeit, die er entwickelte, ernst nahm, und da er sich stets zuvorkommend und hilfsbereit zeigte, (besonders in Geldangelegenheiten) galt er unter seinen Bekannten als a perfect gentleman.

Wenn sie doch einmal zufällig über ihn nachdachten, endigten ihre Reflexionen meistens mit der kopfschüttelnden Bemerkung Otto Fabers: „Wie kann man zehntausend Mark Rente haben und sich mit der sozialen Frage beschäftigen?“ Oder sie wiederholten lachend den Ausdruck, der sich über ihn eingebürgert hatte: „der reine Revolutionär!“

## V.

„Ja, ja, Du kannst mir glauben — die Sache wird gehen. Die Preise in Kentucky und Seebleaf sind in den letzten Jahren nicht so gewesen, daß wir davon viel zu fürchten hätten.“

Der alte Herr, der aufmerksam zugehört hatte, kratzte sich bedächtig hinter dem Ohre. „Ja wenn Du meinst — à propos, hast Du gehört, daß Tellmann und Deders gestern wieder fünfhundert Faß Kentucky auf einmal angekauft haben?“

„Von wem hast Du das? Von Hoffmann?“

„Jawohl.“

Wilhelm Bardewiel suchte die Ähseln und sah seinen Vater prüfend an, indem er die Cigarre langsam aus dem Munde nahm.

„Nun — da hast du's. Das wächst einem über den Kopf — und man könnte dem ja ganz gut entgegenarbeiten, wenn man —“

Er vollendete nicht, sondern sah jenen nochmals prüfend an. Beide schwiegen, als ob ihnen ein Gedanke, den sie schon oft geprüft und vorgenommen hatten, nochmals durch den Kopf ginge.

Der Bruder Erich Bardewiels hatte zwar nicht dessen große und stattliche Gestalt, aber er war nicht nur ein paar Jahre älter, sondern sah auch so aus. Sein Gesicht war von der indischen Sonne verbrannt, sein Teint braun, an der Stirn etwas in's röllliche spielend, und der an beiden Seiten beginnende Backenbart gab ihm ein entschieden englisches Aussehen. Das Auge hatte einen eigentümlichen harten und scharfen Ausdruck — und das gleiche konnte man von seiner Sprechweise sagen, die fast zurückhaltend, aber immer etwas gebieterisch klang. Man merkte die Manier eines Mannes, der sich daran ge-

wöhnt hatte, zu kommandieren — auch in seinem Auftreten und seiner Kleidung war mehr das Bestreben sichtbar, Eindruck zu machen und zu imponieren, als wirklichen Geschmack zu entwickeln.

„Unser Umsatz war ja im vorigen Jahre nicht schlecht,“ begann Bardewiel sen. mit halbblauter Stimme, „etwa ein und eine halbe Million — und mit dem Sumatra läßt sich ja noch viel mehr machen; nur weißt Du, wenn wir das verwirklichen wollen, was Du vor hast, müssen wir anfangs bedeutende Kapitalien hineinstecken.“

„Aber es wird sich rentieren, sicher!“ rief der Sohn mit der Miene eines Mannes, der von seiner Sache überzeugt ist. „es läßt sich nachher ein bedeutender Gewinn daraus ziehen —“ ich habe nicht umsonst die Sache an Ort und Stelle so genau studiert. Teufel, noch einmal, was diese Holländer an Gewinn herauszuschlagen, das können wir auch!“

Und nachdem er mit hastigen Schritten einen Gang durch's Zimmer gemacht hatte, fuhr er fort:

„Wir haben im vorigen Jahre allein für dreihundertfünzigtausend Mark Sumatra umgeseht, für hundertzwanzigtausend Mark Kentucky, für hunderttausend Mark Carmen, das gleiche für Virginia und Maryland — wir haben diese wichtige Verbindung mit Bahia angeknüpft und verkaufen Brasil in mehr wie zwanzig Sortierungen, wir haben zu unseren vorhandenen drei ein neues Schiff bauen müssen — Du siehst also, was wir von der Zukunft noch erwarten können. Aber die Hauptsache ist, das Geschäft ist Sumatra auszunützen. Übrigens habe ich meine Pläne Redders vorgelegt, der war ganz meiner Meinung. Er wollte nachher um elf im Comptoir vorsprechen.“

„Heute? Hier im Komptoir!“ Bardewiel sen. stand von seinem Schreibtisch auf. „Ja — wenn die Sache sich machen läßt, ich bin dabei. Am meisten freut es mich aber auch Wilhelm, daß Du Deine Zeit da draußen gut benutzt, und wirklich etwas gelernt hast.“

Jener machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, als wolle er das Kompliment ablehnen.

Beide überließen sich wieder ihren Gedanken, den Gedanken von Männern, denen Berechnungen, Kalkulationen, endlose Zahlenreihen vor Augen stehen — am Schluß das flüchtig auftauchende Trugbild einer glänzenden Bilanz — aber nur flüchtig, denn sie waren praktische Naturen und überließen sich keinen Phantasien.

„Beiläufig bemerkt,“ sprach Wilhelm Bardewiel nach einer Weile in gedämpfter Tone, „ich sehe, Du hast den früheren Kommis, den wir aus der Cigarrenfabrik übernommen haben, entlassen?“

Sein Vater nickte.

„Es scheint, er war nicht mehr zufrieden mit seinem Gehalt — ich bitte Dich, hundertfünfundzwanzig Mark monatlich! Gleich nach Neujahr kündigte er, offenbar meinte er, wir würden ihn halten — ich ließ ihn aber ruhig ziehen.“

Sein Sohn steckte sich eine neue Cigarre an und setzte sie in Brand. „Du hast ganz recht daran gethan,“ sprach er ruhig, „pah, jetzt wo wir die

Leute so billig bekommen können. Die sollen sich noch umsehen."

Und er setzte seine Lektüre der Weser-Zeitung fort, die er bei der Ankunft seines Vaters unterbrochen hatte.

Dies Gespräch fand statt im Comptoir der Firma Bardewiel auf der Langenstraße. Dieselbe gehört zu den ältesten Teilen der Stadt und bietet dem Historiker und Archäologen merkwürdiges in mehr als einer Beziehung. Es sind hier noch Häuser aus dem sechszehnten Jahrhundert, Häuser mit feingehauenen Engelsköpfen, mit vergoldeten Flügeln über der Hausthür, mit turmhohen spitzulaufenden Giebeln und mit rohen, halbverwischten Inschriften in der alten Landessprache, dem Platt, an der Fassade. Hier liegt ein Comptoir neben dem anderen, und im Laufe des Tages werden hier Millionen umgefekt. Die Weserkais, wo die Dampfschiffe landen, sind dicht in der Nähe, und fast der ganze Handel Bremens konzentriert sich hier auf einem Terrain von geringem Umfang. Die Straße ist eng und düster, und trotz alles modernen Lebens liegt ein Hauch Rembrandtscher Poesie darüber, wie über so vielen niederdeutschen Städten — träumerisches Halbdunkel, Weindunst, der aus alten Kellermöhlungen hervorbringt und der Farbensplanz der rotgoldenen Abendwolken, die über die phantastisch verschörkelten Giebel wegstreichen wie einsame Segel im grenzenlosen Ocean.

Das Haus Bardewiels mochte wohl auch seine drei Jahrhunderte alt sein. Es war im achtzehnten Jahrhundert einmal umgebaut worden, und man sah jetzt noch, daß es damals eine behäbige Bürgerwohnung gewesen war. An den Decken befanden sich geschmackvolle Gipsstudaturen in Rokoko-Schörkeln, der Boden war mit Parkett bedeckt, und die Fenster hatten jene großen und hellen Öffnungen, die dem damaligen Stil ein so heitres Aussehen gaben. Es gab ein Gewirr von Treppen, Gängen und verborgenen Öffnungen in dem alten Hause, das nur der Eingeweihte zu beherrschen vermochte — immer von neuem entdeckte man breite Entresols, weiße Holzgalerien, dunkle, bunt verzierte Schnitzereien, so daß man erstaunt war, welch eingehende Tiefe dies an der Front so schmale Haus besaß.

Im ersten Stock befand sich das Comptoir der Firma, im zweiten die Probezimmer. Das Badhaus, das die Lagervorräte beherbergte und früher direkt hinter dem Hause gelegen war, war abgebrochen worden, und man hatte dafür ein anderes am neuen Freihafen erworben.

Das Comptoir bestand aus mehreren großen und hellen Räumen, worin sechs junge Leute arbeiteten — ihre Federn flogen emsig krizelnd über das weiße Papier und bildeten die einzige Unterbrechung des monotonen Stillstehens, das hier herrschte. An den Wänden waren allerlei phantastische Reklamen amerikanischer Säe-Maschinen, Petroleum-Motore und ähnlicher interessanter Gegenstände — grellrote Wandzierraten, die von den „Jüngsten“, wenn sie unbemerkt waren, mit anmutigen Randzeichnungen geschmückt wurden. Sonst sah man noch riesige, sehr detaillierte Karten von etlichen Staaten der Union und von

Sumatra, wo die Tabakdistrikte lagen, mit denen die Firma in Verbindung stand.

In dem kleinen Nebenzimmer, das etwas eleganter ausgestattet war, arbeiteten Bardewiel und sein Sohn — hier empfingen sie die Besuche ausgewählter Kunden und Geschäftsfreunde, während andere schon von dem Comptoirpersonal expediert wurden.

In dem Moment, wo Otto Faber seine Chefs in ihrem Privatzimmer aufsuchte, um ihnen eine bedeutende Bestellung auf Maryland-Tabak mitzuteilen, betrat eine seltsam aussehende Figur die Schwelle, die nach der in Bremen allgemein üblichen amerikanischen Manier zur Begrüßung nachlässig an den Hut faßte.

„Ah, Sie sind's, Hoffmann!"

Es war ein Makler, der seit Jahrzehnten mit dem Hause Bardewiel verbunden war, — ein Individuum, halb Deutscher, halb Amerikaner, das einen Yankeebart, ein Paar auffallend karierte Beinkleider und einen Überzieher von gleichem Stoffe trug, während eine Art Panama auf seinem Kopfe balancierte. Er hatte in Amerika eine wechselvolle Laufbahn hinter sich, und in der That, wer seine kleinen, grauen, listig funkelnden Auglein und seine harten, gleichsam zerbürsteten Züge beobachtete, der mußte sich sagen, daß dieser Mann vollkommen den Eindruck dessen machte, was nach amerikanischen Begriffen das höchste Lob in sich schließt — er schien gehörig „smart" zu sein.

Er trat mit einer Art höflichen Grinsens auf den Chef zu.

„Habe gehört, was Sie vorhaben," rief er halblaut, „Geschäft soll großartig erweitert werden — alles, in Sumatra! Glaube, die Sache wird sich ‚managen', by Jove."

Wilhelm Bardewiel fragte etwas ärgerlich: „Von wem haben Sie das denn gehört?"

Jener hob begütigend die Hand.

„Von Redders, nur von Redders. — Konnte gestern nicht an die Börse kommen und sprang heute morgen bei ihm vor, um zu wissen, wie hoch der Diskonto gestern angepöflet war! Teufel auch, die Gelder sind immer noch flüssig. — Bin neugierig, wie lange es noch dauert."

Er rieb sich die Hände und lachte vor sich hin, dann begann er in seinem lauderwelschen deutsch-englischen Kaufmannsstil eine baldige Abnahme der Unternehmungslust zu prophezeien — seine Sprache fiel niemandem weiter auf, weil diese Anglicismen an den Bremer Comptoiren gang und gäbe sind. Man sagt nicht: „Was ist los?" sondern: „What is the matter?" — man „managt" eine Sache — und Hoffmann fragte den Commis seines Comptoirs, der seine Stahlfeder vielleicht verlegt hatte: „Haben Sie da meine Feder ge-üsed?" Man spricht auch nicht von Amerika, sondern man sagt einfach „Drüben."

„Haben Sie unsere neuen Javaprogen schon gesehen?" fragte Bardewiel sen., der öfters nach der Uhr sah, da er seinen Geschäftsfreund Redders erwartete.

„Nein. Kann sie mir ja einmal ansehen."

„Bitte, sie sind oben. Herr Faber, wenn Sie so gut sein wollen —“

Der Volontär nickte und ging mit jenem der Treppe zu, die nach dem zweiten Stockwerk führte, wo die Probezimmer lagen. Über einen Korridor, den eine alttümliche hölzerne Galerie einfaßte, kam man zu mehreren kleinen Räumen, die auf beiden Seiten des Ganges lagen. Sie waren getrennt, damit man eventuell mit dem Kunden in einem Zimmer verhandeln konnte, was der andere nicht zu hören brauchte. Der Großhandel hat seine kleinen Amtsgeheimnisse, die man nur flüsterweise laut werden läßt. An den Wänden dieser Zimmer sah man überall große Kisten, die inwendig mit Tuch ausgekleidet waren, um die Wärme drin zu erhalten — in diesen lagen die Tabakproben. Man sah hier alle Sorten, alle Farben und Nuancen, man bekam eine Vorstellung dieses Handels, der sich über alle Weltteile ausdehnte. Hier erblickte man den Kentucky, dunkelbraune, struppige Blätter mit hartem Geäder, Maryland, breite und große graubraune Blätter, Cuba, dunkelgrau in mehr länglichen Blattformen, den dunkel kakaofarbenen mexikanischen Tabak, die hellgelben fast runden Blätter aus der asiatischen Türkei, ferner den amerikanischen Kautabak, der mit Ochsenblut und Pflaumenmus zusammengepreßt ist und der sich oft nur mit dem Brecheisen lösen läßt — alle Spielarten der Tropenpflanze, auf der der Reichtum des Hauses beruhte, haben ihre Vertreter. Die eigentlichen Vorräte lagerten im Packhause.

Otto Faber war es indessen nicht sehr darum zu thun, dem Makler die neuen Savaprosben zu zeigen — er wußte, warum jener hergekommen war. Er überzeugte sich, daß sie allein waren, und sah ihm, am Fenster stehend, forschend ins Gesicht.

„Nun?“

Hoffmann zuckte die Achseln.

„Hab's Ihnen ja gleich gesagt, aber Sie wollten nicht. Die Diskonto Commandit sind gefallen.“

„Teufel! da hätte man fixen' sollen!“

Der Makler trommelte mit dem Finger auf den Tisch, indem er leise „Yankee doodle“ durch die Zähne pfiß. Otto Faber machte ein sehr enttäuschtes Gesicht.

Vor etlichen Tagen hatte ihm Hoffmann, den er gewöhnlich für seine Operationen brauchte, ein Geschäft in Diskonto Commadit vorgeschlagen — er rechnete ihm vor, daß man dabei Tausende herauschlagen könne. Der Berliner hatte das zurückgewiesen, obgleich ungern — aber er hatte noch zu schlimme Erinnerungen von seinem letzten Unternehmen — und dann huldigte er bei seinen Börsenspekulationen einem gewissen Aberglauben wie jeder andere Spieler. An bestimmten Tagen und mit bestimmten Leuten unternahm er nichts.

Aber jetzt — das hätte doch glücken können —

Der Makler las ihm seine Gedanken auf dem Gesichte ab und fuhr fort:

„Aber, hören Sie — Master Faber — ich kann Ihnen was anderes vorschlagen — es läßt sich ein großartiges Geschäft in Getreide machen, meine Berliner Firma hat mir Anträge gemacht — Sie können auf Kredit bis zu 60 — 80000 Mark rechnen —“

„Ah, haben Sie schon mit den Leuten davon gesprochen?“

Faber war lebhaft erregt. Und beide vertieften sich in riesenhafte Anschläge und Berechnungen — die Kalkulation eines jener echten Börsengeschäfte, bei dem in Wirklichkeit nicht gekauft und nicht verkauft wird, sondern wo nur die Differenzen ausgeglichen werden.

Hoffmann war darum in seinen Beziehungen zum Hause Bardewiek etwas kühler gestellt worden, seit man wußte, daß er sich mit solchen Geschäften viel abgab. Der Großhandel, das heißt der Warenhandel, wie er in Bremen zu Hause ist, perhorresciert die Spekulation und der Kredit einer Firma ist unwiderruflich vernichtet, die man auch nur im Verdacht hat zu spekulieren. Für Hoffmann waren dies ja aber gerade oft die Unternehmungen, die am gewinnreichsten waren.

Er redete dem jungen Mann eifrig zu. Und dieser sah durch all diese Vorschläge und Berechnungen durch, über diese trockenen Zahlen und das trockene Gesicht des Mannes vor ihm weg — nur die verlockenden Züge des jungen Mädchens, das er gewinnen wollte, diese Schönheit, die sein eigen sein würde, wenn er reich, sehr reich wäre — und er schlug ein.

Unten im Comptoir verhandelte man andere Gegenstände. Der Geschäftsfreund, Herr Nedders, war eingetroffen, und man schritt ohne weiteres zu der Sache, die alles zusammengeführt hatte.

Wilhelm Bardewiek, der nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Sumatra jetzt eben wieder nach Hause zurückgekehrt war, plante die Gründung einer großen Plantagengesellschaft auf der Insel. Man müsse all die vereinzeltten Unternehmungen zusammenfassen, den Tabaksbau in großartigem Maße erweitern und den Export von Holland ab immer mehr direkt auf Bremen leiten.

„Der gesamte Export von Tabak auf Sumatra,“ sprach er, „betrug in den letzten Jahren circa zwölf Millionen Kilogramm. Ich habe mich überzeugt, daß diese Zahl noch bedeutend steigerungsfähig ist. Es eröffnet sich uns da ein außerordentliches Ausbeutungsgebiet, das allerdings im Anfang großer Kapitalien bedarf. Aber der Gewinn ist sicher — Bedenken Sie, daß die Deli-Maatschappij ihren Aktionären mehrere Jahre hindurch eine Dividende von zweihundert Prozent gegeben hat!“

Er sprach dies alles in seiner festen und zurückhaltenden Weise — langsam und gleichsam alles im Kopfe noch einmal durchrechnend — in den breiten Rinnbächen und den leise sich bewegenden Nasenflügeln offenbarte sich bei ihm ein Zug brutaler Energie, die entschlossen ist, alle Hindernisse zu beseitigen. In dieser Unternehmung, die er plante, lockte ihn nicht nur der kaufmännische Gewinn, sondern auch eine uneingestandene Befriedigung seines Ehrgeizes — das nachlässige Selbstbewußtsein eines Mannes, der über Hunderte von Arbeitern, Matrosen und Kulis gebieten kann.

Nedders ging unruhig und mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Die Sache mag gehen,“ meinte er schließlich, „aber kosten wird das gehörig etwas, im Anfang — das kann ich Ihnen versichern, Bardewiel! Ich kenne das, all die Anlagen, die da nötig sind — und das Klimafieber, woran die Leute zu Grunde gehen wie Fliegen —“

„Nah, die Menschen sind da billig,“ sprach Wilhelm Bardewiel gleichmütig.

„Mag sein, mag sein — aber trotzdem, wir werden dafür gehörig zeichnen müssen —“

Bardewiel junior ließ ihn nicht ausreden. Es komme bei diesem Unternehmen alles darauf an, daß man sich konzentriere — auf anderen Gebieten weniger anlege, das habe er auch bedacht. Man müsse Geschäftszweige, die ohnehin nicht recht ergiebig seien, aufgeben, um sich mit ganzer Kraft auf dies Unternehmen werfen zu können. Er habe in Übereinstimmung mit seinem Vater beschlossen, die Cigarrenfabrik einzuschränken und die Löhne dort zu reduzieren.

Redders stuzte.

„Sie wollen die Löhne reduzieren?“

„Es wird nicht anders gehen,“ meinte Bardewiel senior, „und übrigens, warum auch nicht? Sie wissen ja, was das für ein Geschäft ist, eine Cigarrenfabrik. — Wenn wir das nicht damals bei der Erbschaft bekommen hätten, wir würden uns nicht viel darum kümmern —“

Redders wiegte bedenklich den Kopf.

„Es wird die Arbeiter unzufrieden machen — und sie sind ohnehin schon in schlechter Stimmung.“

„Nah, was wollen die Leute denn?“ rief Wilhelm Bardewiel, „werden sie nicht gut bezahlt? Sie bekommen 90 Mark monatlich, gute Sortierer bis 120 — da kann man ihnen ganz gut etwas abziehen. Das Geschäft verdirbt uns dabei nicht.“

Diese Cigarrenfabrik, in der Bardewiel und Sohn über 300 Arbeiter beschäftigten, lag außerhalb der Stadt — sie war vor einer Reihe von Jahren bei Gelegenheit einer Erbschaft an das Haus gekommen.

In der Regel befaßte sich der Importhandel nicht mit dieser weiteren Stufe des Tabakgeschäftes, ebensowenig wie er direkt mit dem „Oberlande“ (das ist in den Küstenstädten alles, was jenseits Hannover liegt) verkehrte — das ist alles streng geschieden und bildet wieder andere Geschäftszweige.

Auf dieser Basis kam man endlich überein. Wilhelm Bardewiel zählte die Namen noch anderer Tabakmagnaten auf, die sich ebenfalls günstig ausgesprochen hatten, und man beschloß, das Projekt zu realisieren, das dem bremischen Handel im allgemeinen, und ihnen, den Unternehmern im besondern, noch ungeahnte Reichtümer zuführen sollte. Alle drei empfanden mehr oder weniger unklar aber mit Stolz, daß ihre Stadt nicht ohne Grund der erste Welt-handelsplatz in Tabak war.

## VI.

„Wenn Sie die Güte haben wollten, heute Ihr sonniges Gesicht aufzusteden, Fräulein Lürsen,“ sprach der Maler mit seiner kühlen, ruhigen Stimme, indem

er das junge Mädchen ansah, das am Fenster saß, während er seine Blätter und Zeichnungen auf dem Tische ausbreitete.

Sie lachte.

„Kann ich denn das überhaupt?“ sprach sie. „Haben Sie mich schon mit einem sonnigen Gesicht gesehen?“

„O, zuweilen doch,“ erwiderte er scherzend, „allerdings, meistens giebt's Sturmsignale. Sie sind gerade wie die Nordsee, selten gutes Wetter, immer Sturm und Unruhe — aber wenn einmal die Sonne scheint — dann —“

„Nun — dann —?“ Sie beugte neugierig den Kopf vor.

„Dann lohnt es sich auch der Mühe,“ erklärte er lächelnd, „die Beleuchtung ist die Hauptsache im Leben.“

Es waren bereits mehrere Wochen her, daß Stedinger seit seinem kühnen Überfalle in regelmäßigen Zwischenräumen im Lürsenschen Hause zu erscheinen pflegte. Frau Lürsen hatte ihn, wie Faber vorher gesagt hatte, sehr liebenswürdig aufgenommen — gleich ihr erstes Wort, als sie hörte, daß er Maler sei, war: „Ach, ich schwärme so für die Kunst!“ dann begann sie vom Theater, von der Musik, von allem möglichen zu erzählen, flocht Schauspieleranekdoten dazwischen, sprach von Angelo Neumann und Richard Wagner (sie wußte offenbar von beiden nicht, wer der Komponist und wer der Theaterdirektor war) — und das alles ohne Zusammenhang, ohne auf seine Zwischenbemerkungen zu achten, in einem Strome von Worten, der wie ein Sturzbach auf ihn niederströmte. Sie war eine mittelgroße passable Erscheinung, die bei aller anscheinenden Bonhommie auch ein gut Teil berechnende Kaufmannsnatur verriet — wenigstens urteilte der Maler so, der seine Beobachtungen über das Haus und die Familie machte.

„In diesem Hause ist alles Talmi,“ sagte er einmal zu Erich Bardewiel, „alles ist mühsam noch einmal blank gepußt und soll nun für Gold gelten.“

Das war in der That die Signatur der Familie Lürsen. In dem Wohnzimmer, das nach der Straßenseite lag, stand ein Sofa von grünem Nips, das sehr stattlich aussah — wenn man aber die rotbunte Sofabede aufhob, war alles darunter zerrissen und beschädigt; auf dem Eckisch am Fensterrande sah man ostentativ zwei große Leuchten, die von Britanniasilber waren — der enormen Familienlampe fehlte schon seit Jahren der halbe Fuß, und die Bilderrahmen an der Wand waren fast alle blind geworden und an den Ecken abgestoßen. Kurzum, die Armut war überall nur mühsam verhüllt — sie zeigte sich wie ein höhrender Satyr in allen Ecken und Winkeln, und selbst wenn Frau Lürsen, um einem Zimmer ein künstlerisches Aussehen zu geben, ein paar billige blaue und rote japanische Fächer und Schirme kaufte, die an den Wänden aufgehängt wurden, so zeigte auch deren schwindfüchtiges Aussehen, daß man dabei über eine sehr geringe Ausgabe nicht hinausgehen durfte. Den Hausherrn bekam man nur selten zu sehen, da er sich schon morgens um acht an seine Geschäfte machte und das Haus verließ, dann mittags



auf eine Stunde wiederkam und bis spät abends wieder wegblieb. Otto Faber behauptete, ihn überhaupt nur zwei oder drei Mal erblickt zu haben, eine lange, schwächliche Gestalt in etwas abgetragenen Paletot, den Zylinder auf dem Kopf, mit dem er seinen Mieter immer sehr zuvorkommend grüßte.

Einen ähnlichen Eindruck machte sein Sohn, der Student, der immer nur in den Ferien zu Haus war, und der, wenn er den eleganten Volontär gewahrte, mit einem ganz verschüchterten, roten Gesicht den Hut vom Kopf riß — er schien sich nur mit seinen Studien abzugeben, und Otto Faber nannte ihn auch nie anders als verächtlich den „Büchermurm.“

Ihn interessierten in Wahrheit nur die beiden Schwwestern. Das heißt eigentlich ging sein ganzes Denken so vollständig in Ella auf, daß er ihrer Schwester Hedwig noch keine sonderliche Beachtung geschenkt hatte. Und doch hätte ein Physiognomiker und auch ein Ästhetiker mancherlei Beachtenswertes an dieser gefunden. Hedwig hatte jenen wundervollen, rosaweißen Teint, den man nur in diesen Landesteilen Deutschlands und in England findet — das Gesicht sieht aus wie mit dem feinsten Puder überhaucht, und doch ist das nur einfache Jugendfrische. Dazu paßte das helle, seidenweiche Haar und der schlankte Gliederbau der mittelgroßen Gestalt. Sie glich einer von jenen Blondinen, wie Terburg sie malt, mit ihrem ruhigen, harmonischen Gesichtsausdruck — bei denen höchstens das lebhaft Blau des Auges, das gelegentliche Lachen des frischen Mundes von dem inneren Leben spricht, das sie bewegt. Wenn Hedwig Lürsen sprach, begann sie langsam und schüchtern — bis zu einem bestimmten Punkte der Unterhaltung, wo es auf den, der mit ihr sprach, ankam, sie zu beleben, wenn er es vermochte. Dann wurde sie lebhaft, fröhlich, selbst mutwillig — ihr ganzes Wesen schien in lachenden Sonnenschein verwandelt. Wer diesen Schlüssel zu ihrem Wesen nicht besaß, auf den konnte sie noch nach jahrelanger Bekanntheit einen ganz unbedeutenden Eindruck machen.

An und für sich hätte Hedwig für eine hübsche, selbst für eine einnehmende Erscheinung gegolten. Die Schönheit ihrer Schwester aber machte sie unbedeutend, lenkte die Augen von ihr ab und entzog ihr von vornherein jede Aufmerksamkeit. Und sie ergab sich ruhig in dies Schicksal — fand sie es doch ganz selbstverständlich, daß Ella überall Bewunderung erregte. Überhaupt merkte der Maler bei jeder Gelegenheit, daß diese eigentlich die erste Rolle im Hause spielte. Es drehte sich alles um sie, man that, was sie wollte, und fügte sich ihren Anordnungen — ohne daß sie sich eigentlich besondere Mühe darum gab. Selbst bei dem Dienstmädchen richtete eine energische Kopfbewegung, ein kurzer Wink von Ella mehr aus, als der lange Wortschwall, den Frau Lürsen bei solchen Gelegenheiten vom Stapel ließ. Es war, als ob alle im Hause derjenigen ihre Huldigung darbrächten, die in ihren Augen das größte Kapital von Jugend, Schönheit und Geist repräsentierte.

Ella hatte bereits in den ersten Tagen den Maler frappiert durch den kühlen, geschäftsmäßigen

Ton, in dem sie von allem rebete — während sie andrerseits deutlich verriet, daß sie den phantastischsten Gedankengängen zu folgen vermochte. Er hatte ihr zum Beispiel von einem Gemälde erzählt, das er skizziere — die Psyche darstellend, die Gestalt eines schönen Weibes mit angstvollen Gesichtszügen, die einsam auf weiter Heide am Rande eines Brunnens sitzt, und am Horizont taucht das Gespenst des Todes auf, ein Reiter auf salbem Ros, auf diesen sind ihre Blicke unaufhaltsam gerichtet —

„Das ist keine Thumannsche Psyche,“ rief er im Eifer seiner Darlegung, „nicht diese fade Süßlichkeit — die menschliche Seele ist kein junges Mädchen, das sich lächelnd im klaren Bache spiegelt —“

Ella Lürsen hatte ihn aufmerksam mit großen, weitgeöffneten Augen angehört.

„Sie haben recht,“ sprach sie nach einer langen Pause, „das ist sehr albern, diese — diese Auffassung. Wie viel wird Ihnen das einbringen?“

Der Maler schwieg erst — dann entgegnete er geärgert: „Ich weiß noch nicht — so viel wie meine übrigen Bilder.“

„Also wird es so gegen fünf- bis sechstausend Mark wert sein,“ meinte sie halblaut. Das war für sie der nächste Gesichtspunkt.

Fritz Stedinger fuhr fort. „Wenn ich das Bild jahrelang in meinem Atelier stehen hätte, ohne etwas dafür zu bekommen — und wenn ich darüber alle meine übrigen Arbeiten stehen lassen müßte, ich würde es doch malen!“

„Sie würden es doch malen? Pah, wozu sollten Sie das thun, wenn es Ihnen nichts einbringt?“

Und das sagte sie mit ihren verführerischen, lachenden Augen, mit diesen Augen, die vollkommen denen einer Nixe glichen — grau-grün, mit einem dunklen, seltsamen Schimmer — sie kreuzte die vollen Arme im Nacken, und ein ironisches Lächeln flog um ihren Mund — sie konnte sich nicht vorstellen, daß man ein solcher Idealist sein könne.

„Glauben Sie denn, daß das Geld alles in der Welt ist?“ fragte der Maler bedeutungsvoll.

„Ja,“ rief sie aus vollster Überzeugung, „ja, das glaube ich! Das Geld ist alles, und ohne Geld ist der Mensch gar nichts wert. Man kümmert sich nicht um ihn, man zuckt die Achseln über ihn, man läßt ihn ruhig umkommen und verderben. Dagegen, wenn man Geld hat — o, da kann man sich alles gestatten!“

Sie sagte das beinahe mit einem feierlichen, andächtigen Ausdruck. Es lag in ihren Worten keine Verbitterung oder Unzufriedenheit. Man merkte, daß das, was sie sagte, ihr so selbstverständlich schien wie Luft und Wasser.

Fritz Stedinger antwortete darauf zunächst nicht. Er suchte diese Natur zu enträtseln, die so launenhaft und widerspruchsvoll schien, und die sich bei manchen Gelegenheiten so energisch und scharfsichtig zeigte. Er ahnte, daß an ihr ein ungeheures Unrecht begangen sei, begangen von der Gesellschaft, von der Familie, von allen denen, die sie umgaben. —

Übrigens war der Maler nicht selten von Erich Bardewiek begleitet, der von den Damen des Lürsen-

ſchen Hauſes gleichfalls ſehr zuvorkommend aufgenommen wurde, und den Frau Lürſen nicht verfehlte für einen der kleinen Leſezirkel zu preſſen, die ſie im Sommer zu veranſtalten pflegte — ſie hatte ihn anfangs um allerlei Bücher gebeten, bis es ſich einmal von ſelbſt machte, ihn einzuladen. Übrigens war das eins ihrer beliebteſten Mittel. Dieſe Leſezirkel ſind auch wie gemacht für Familien mit heiratsfähigen Töchtern — die jungen Leute lernen ſich kennen — die mehr oder weniger zarten Gefühle werden beim Leſen von Shakespeare oder Goethe ſtärker angeregt als es ſonſt der Fall zu ſein pflegt — und ſo wird oft die Verlobung unter dem Deckmantel der Poefie realiſiert.

Erich gab ſich gutwillig dazu her — er merkte mit Erſtaunen, daß ſein anfängliches Intereſſe für Ella größer war, als er vermutete, daß er mit einer gewiſſen angenehmen Notwendigkeit in Träumereien und Nachdenken über ſie verfiel, ja, daß er ſie ſogar zu vermiſſen anfang, wenn er ſie vierzehn Tage nicht geſehen hatte. Es fehlte ihm die kühle Betrachtungsweise des Malers, dem man die zehn Jahre anmerkte, um die er älter war. Übrigens ſah er, daß alle jungen Leute, die im Lürſenſchen Hauſe verkehrten, daß alle Bekannten Otto Fabers und auch ihres Bruders in derſelben Weiſe urteilten: „Ein verteuſeltes Mädel — und gar nicht beizukommen.“ Sie waren alle vernarrt in ſie.

Erich Bardewiek konnte bald bemerken, daß Ella gegen ihn zuvorkommender war als gegen alle anderen. Er teilte dieſe Beobachtung ſo beiläufig dem Maler mit, in der ſtillen Hoffnung, ſie von dieſem beſtätigt zu hören. „Sie weiß, daß Ihr reiche Leute ſeid — das iſt alles,“ entgegnete dieſer darauf trocken. Erich ſelbſt aber hatte einmal eine Scene mit ihr, die er nie vergeſſen ſollte.

Er war eines Nachmittags in der Abſicht Otto Faber aufzuſuchen, die Treppe zu deſſen Wohnung hinangeſtiegen. Auf dem Flur begegnete ihm Ella Lürſen, die ihm mitteilte, daß jener ausgegangen ſei, aber in kurzem zurückkehren werde. Er erklärte ſich bereit zu warten; als er ins Zimmer trat, bemerkte er, daß das junge Mädchen auf der Schwelle ſtehen blieb.

„Ah, ich habe meine Taſche da auf dem Tiſch liegen laſſen,“ ſprach ſie mit dem Anflug einer leichten Verlegenheit — die Taſche lag in der That dort auf dem Schreibtiſch. Erich ſah ſie aufmerkſam an, und um ein Geſpräch zu beginnen, ſagte er ihr etliche Komplimente über die Stickerien der Taſche.

Sie zuckte die Achſeln. „Ah, das iſt eine von jenen Nuß-Arbeiten, um die man nicht herumkommt,“ erklärte ſie mit einem leichten Seufzer, „eine meiner Freundinnen hat ſich verlobt, und für die Hochzeit muß man ihr doch was ſchenken.“

„Verlobt?“ ſprach Erich, betroffen von dem Ausdruck ihrer Stimme. „Sie ſcheinen von ihrem Loſe nicht ſehr erbaut zu ſein,“ fügte er lächelnd hinzu.

„In der That,“ meinte ſie ruhig, „gratulieren kann man ihr zu dieſem Bräutigam nicht — obwohl es eine ſogenannte gute Partie iſt.“

„Aber warum nicht, wenn ich fragen darf?“

ſprach Erich Bardewiek, den es intereſſierte, ſie hierüber weiter zu hören.

„Ah, das kennt man ja,“ ſprach ſie mit hartem, ſpöttiſchem Ton, „die jungen Männer von heute — und das, was man Liebe nennt. Wenn Sie Ihre ſogenannte Jugend ausgetobt, wenn Sie an allen Gefäßen genippt haben — wenn Sie, Gott weiß, wie viel Sorten durchgekoſtet haben, dann werfen Sie ſich eines Abends in den Sefſel, abgeſpannt und von allem angewidert: ‚Uff! Wie wär’s, wenn ich mich verheiratete?!‘ Aber dann müſſen Sie ſchon wirklich von allem satt ſein, denn Ihnen iſt ja alles geſtattet, Sie dürfen alles, während wir —“

„Aber, mein Fräulein,“ rief Erich dazwiſchen, „woher wiſſen Sie das?“ Er war ebenſo erſchreckt wie erlaut.

„Und wir müſſen uns dann noch gratulieren, ein ſo ausgezeichnetes Produkt der Kultur zu bekommen? Gehen Sie, Herr Bardewiek, das macht mich immer lachen, wenn dieſe Leute von Liebe bei der Heirat ſprechen.“

„Aber es giebt doch auch andere!“

„Gewiß,“ beſtätigte ſie, mit dem Kopfe nickend, „die gehen auf die reiche Mitgift aus. Das iſt ja für die meiſten der wichtigſten und auch wirklich der beſte Standpunkt.“

„Der beſte?!“

„Ja, weil da noch am wenigſten gelogen wird. Man ſagt dann: So und ſovieel tauſend Mark heiraten ſo und ſovieel tauſend Mark. Geſchäft iſt Geſchäft.“

Erich Bardewiek ſtand auf. „Gewiß — das iſt ganz richtig. Aber haben Sie auch ſchon einmal daran gedacht, Fräulein Lürſen, daß die meiſten jungen Männer heute darauf angewieſen ſind um Geld zu heiraten? Die diätenloſen Referendare und unbefoldeten Aſſeſſoren, die jungen Kaufleute, die ſehrlichſt wünſchen ſich ſelbſtändig zu machen, — die können ſich meiſt nur mit einem vermögenden jungen Mädchen verloben, deren Mitgift ſie vorwärts bringt. Glauben Sie, daß die Männer beſſer daran ſind?“

Sie ſah ihn mit großen Augen an. „Daran — habe ich noch nicht gedacht,“ erwiderte ſie zögernd. „Ja, jeder muß eben ſehen, daß er möglichſt viel für ſich herausſchlägt.“

Der junge Mann trat einen Schritt näher und ſah ſie feſt an.

„Und glauben Sie denn, daß das recht und in Ordnung iſt?“ rief er, „dieſe rückſichtsloſe Jagd nach dem Gelde und nach Gewinn? Wo einer den anderen niedertritt, um ihm ſeine Beute abzunehmen, bis er wieder von einem Stärkeren zu Boden getreten wird? Glauben Sie, daß die Menſchen dabei gut und glücklich ſind?“

Während er ſprach, ſah er ihre Augen leuchten — er fühlte, daß ſie das, was er ſagte, verſtand. Aber ihre Antwort enttäuſchte ihn.

„Glücklich iſt man nur dann, wenn man reich iſt,“ ſprach ſie mit einem eigenartigen Lächeln. „Wenn man viel Geld hat — o, dann kann man alles. Alle liegen einem dann zu Füßen. Ich möchte reich ſein, nur um die Menſchen meine Macht

fühlen zu lassen. Dafür könnt' ich alles thun, dafür könnt' ich —"

Sie brach ab und biß sich auf die Lippen. Wie ein Rainszeichen stieg eine leise, glühende Röte ihr auf die Stirn. Sie merkte, daß die wildstürmenden Gedanken da zu rasch hervorgetreten waren.

Erich Bardewiel lächelte. „Sie möchten glücklich sein — denn Sie sind es nicht. Aber ich sage Ihnen, daß die, welche Reichtümer und Macht haben, noch weniger glücklich sind.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Sie leiden wie unzählige andere,“ fuhr er fort. „Sie leiden an diesem Wahn vom Gelde — und wenn Ihr Göze Sie einmal erhörte, an diesem Tage —“

„Nun?“ Ein spöttisch grausames Lachen begleitete diese Frage.

„An diesem Tage würden Sie erst recht unglücklich werden.“

Sie sah ihm mit einem aufmerksamen Blick in die Augen. Nach einer Weile sprach sie mit einem Anflug mutwilliger Koketterie: „Wissen Sie, daß Sie anfangen mich zu interessieren, Herr Bardewiel?“

Er lachte. „Und wissen Sie, daß das, was Sie sagen, sehr gefährlich für mich ist?“

In ihren Augen blitzte etwas wie Kampfeslust — als ob sie Lust hätte, sich mit ihm in eines jener Wortgefechte einzulassen, die sie so sehr liebte, weil ihre Eitelkeit stets in der einen oder der anderen Form ihre Rechnung dabei fand.

„Ich meine nur,“ sprach sie mit einem leichten Lächeln, „weil Herr Faber mir einmal sagte, Sie wären Sozialist — was sind das eigentlich für Leute?“

Sie machte dabei eine Handbewegung, die ungefähr besagte: „Ich interessiere mich nur so beiläufig dafür.“

„Das sind Leute, die das Geld und das Privatvermögen abschaffen wollen, um dem Elend in der Welt abzuhelpen,“ erwiderte Erich.

„Um dem Elend abzuhelpen?“ Eine finstere Wolke huschte über ihre Stirn. „Können Sie denn das? Sehen Sie es denn überhaupt? Das schlimmste Elend ist das, welches man nicht sieht, und dem ist nicht abzuhelpen.“

Es entstand eine Pause, die Erich unterbrach:

„Aber es ist doch unsere Pflicht, daran zu arbeiten, zu helfen und zu verbessern —“

Sie unterbrach ihn ungeduldig: „Aber ich will das nicht — mich interessiert die Armut und das Elend nicht, das stößt mich ab. Ich will genießen, auskosten — o, man kann so viel haben vom Leben. Ich denke mir nichts schöner, als den ganzen Tag in Gold und Seide zu wühlen, in prächtigen Toiletten spazieren zu fahren und zu sehen, wie die anderen daneben zu Fuß gehen.“

Jetzt lächelte Erich Bardewiel nicht mehr. Er merkte, bis wohin der Wahnsinn des einen Gedankens, unter dem dies schöne Geschöpf stand, sie bereits getrieben hatte.

„Und wissen Sie, wie man das nennt, Fräulein Lürsen? Gefährliche Bahnen.“

Sie zuckte unendlich geringschätzig die Achseln. „Ah, das dachte ich! Natürlich die Moral und Sitte, die Sie erfunden haben, um uns zu zähmen — wir sollen schweigen und gehorfolam sein, während Sie nach Gutdünken über uns verfügen.“

„Das meint' ich gar nicht,“ sprach der junge Mann, „ich gehöre nicht zu denen, welche die Gesellschaft und ihre scheinheilige Moral stützen — im Gegenteil. Ich sage, gefährlich für Sie selbst. Daß Sie Ihre besten Anlagen zerstören, das Schönste und Höchste, was in Ihnen liegt, unterdrücken, das meine ich mit diesem Worte. Der lärmende Genuß und die Allmacht des Geldes sind nicht das Glück.“

„Das ist das Glück,“ beharrte das junge Mädchen und sie schüttelte den Kopf mit einer trotzigen zürnenden Bewegung, daß die roten Locken sie umflatterten wie eine Feuerwolke. Sie sah Erich Bardewiel fest in die Augen.

Und als dieser sie verließ, kam ihm der Gedanke, welch eine Aufgabe es sein müßte, dies Mädchen loszureißen von dem Druce, unter dem sie lebte, von den Gedanken, die ihrer Herr geworden waren. Auch hier die Erscheinung, daß der Fluch des Kapitals alles verkümmert und unterdrückt hatte. Das Gold, das blendende Gold, das dies ganze Jahrhundert hinter seinem Triumphwagen herzog.

Ella Lürsen blieb seitdem länger bei dem Maler, wenn sie Erich Bardewiel in seiner Begleitung sah, und sie erkundigte sich bei Otto Faber zuweilen so angelegentlich nach der Familie seines Chefs, daß der Volontär allen Grund gehabt hätte, eifersüchtig zu werden — wenn er seine Walfüre nicht gekannt hätte.

Aber mit einigem Erstaunen bemerkte er, wie Erich Bardewiel, wenn er mit ihm zusammentraf, kälter und einfülbiger gegen ihn wurde — endlich glaubte er bei einem Abend, den sie in der Familie Lürsen verbrachten, zu bemerken, daß Eifersucht auf ihn wegen Ella vielleicht der Grund davon war. Und er sagte sich mit einigem Mißvergnügen, daß jener eigentlich noch gar keine Ursache hätte, eifersüchtig zu sein.

## VII.

Es dauerte nicht lange, bis der zwischen dem Sohne des Hauses und dem Volontär schwebende Konflikt zum Ausbruch kam.

Sie saßen eines Abends im Café, nachdem sie sich im Theater getroffen hatten. Das Gespräch lenkte sich auf einen bekannnten sozialdemokratischen Agitator aus Berlin, der in einem großen öffentlichen Lokale Bremens einen Vortrag angekündigt hatte, und den jedermann mit Spannung erwartete.

„Denken Sie sich, der Student, Ella Lürsens Bruder, hat mir angekündigt, er wollte doch auch mal hingehen,“ bemerkte Faber lachend, „er wollte doch hören, was die Leute zu sagen hätten. Das fehlte auch noch, daß solche Köpfe sich dies Zeug hereinpfropfen lassen.“

„Die sind in der That gefährlicher als Fabrik-

arbeiter," erwiderte Bardewief, "aber eher kommt die Bewegung auch nicht vorwärts, als bis nicht auch der dritte Stand zu ihr desertiert ist."

"Ich wollte, wir kriegten ein noch zehnmal schärferes Sozialistengesetz, als wir gehabt haben," rief der Berliner ärgerlich, "wohin soll denn das führen, wenn die Leute wirklich einmal oben angekommen? Eine traurige Welt, dieser sogenannte Zukunftsstaat — keine Kunst, keine Poesie, kein Geschmack —"

"Aber Brot und Gesundheit — und die haben neun Zehntel der Menschheit nötig. Was Sie eigentlich auch nur bedauern," fuhr Erich mit einem feinem Lächeln fort, "ist, daß man Ihnen Zwang auferlegen wird, daß Sie Ihre Leidenschaften nicht mehr dazu benutzen dürfen, andere zu schädigen."

"Zu schädigen?!"

Otto Faber legte mit einer etwas ironischen Spannung den Arm auf den Tisch und nahm die Cigarette aus dem Munde.

"Der sozialistische Staat wird doch zunächst der gegenseitigen Ausbeutung ein Ende machen," fuhr sein Gegenüber fort, "der Ausbeutung in jeder Form."

Beide sahen sich an. Sie hatten beide auf einmal das gegenseitige Verlangen, sich zu demaskieren.

"Also Sie meinen hier speziell, daß ich Ella Lürsen —?" fragte Faber durchaus höflich.

"Gewiß. Nennen Sie es, wie Sie wollen. Sie wissen, daß das Mädchen arm ist und nützen ihre Lage aus — für Ihre Zwecke," sprach Erich, das letzte Wort betonend.

"Ich will mich nicht auf eine theoretische Erörterung darüber einlassen," erwiderte der Berliner noch immer verbindlich, "ich möchte Sie nur auf dies eine praktische Moment hinweisen, ich thue dem 'armen' Mädchen wie Sie selbst sagen, einen großen Gefallen damit. Sie ist stolz, ehrgeizig, lebenslustig. Sie wird aber bei ihren Verhältnissen niemals etwas vom Leben haben, wenn man ihr nicht jetzt —"

"Ich bedauere, mich Ihrer Auffassung nicht anschließen zu können," entgegnete Erich kühl, "in irgend einer Weise verläuft derartiges stets zum Schaden des Weibes."

Faber verstand. Die zwischen beiden schwebende Spannung hatte sich in einer vorläufig noch milden Weise entladen. Der Volontär benutzte die erste Pause des Gesprächs, um sich kalt zu verabschieden. Er lächelte etwas ironisch, als er das Café verließ und bedachte, daß ihr freundschaftlicher Verkehr nun zu Ende wäre. "Ein verbohrtter Idealist!" das war das Ergebnis seiner Betrachtungen. Wieder kam ihm die Vorstellung, daß Erichs Benehmen aus Eifersucht hervorgehen könne, aber er wies das sogleich zurück, da er jenen zu kennen glaubte.

Von da an sahen sich die beiden nur noch selten. Otto Faber glaubte übrigens damals seiner Sache bei Ella sicherer als je zu sein. Nie war sie liebenswürdiger, zugänglicher, aufmerkamer gegen ihn gewesen. Aber sowie er über eine bestimmte Grenze hinausging, ward sie wie früher, schroff, kalt und

ironisch — eine stachelige Jungfräulichkeit, wie er sie in seinen Monologen nannte.

Übrigens nahm er sich Zeit, sie zu studieren. Er analysierte ihren Charakter, ihre Bewegungen, ihre Stimmungen mit dem vollen Behagen eines Gourmands, der weiß, daß die Ahnungen und die Vorfreuden mitunter das Beste im Leben sind. Er hätte sie nur unter ganz bestimmten Umständen, mit ganz bestimmten Nuancen und nur in der und der Umgebung gewinnen mögen — so sehr hatte er diesen phantastischen Zug seiner Natur ausgebildet. Sein Gehirn hatte durch die fortwährende Berührung mit Frauen selbst etwas Weibliches angenommen.

"Das Pikanteste ist immer," hatte er einmal einem Freunde gesagt, "eine Frau so zu lieben, daß sie selbst die Begehrende ist — sie fortwährend zu reizen, sich lieben zu lassen! Man widersteht, wenn sie begehrt — und benutzt die kleinsten Anzeichen der Leidenschaft, um das Feuer wieder anzufachen, wenn man will."

Es war nicht schwer, diese Anzeichen der Leidenschaft bei Ella Lürsen herauszumerken. Wohl aber war es schwer, den Moment herbeizuführen, wo diese Leidenschaft über das kühl Berechnende ihrer Natur, über dies Merkmal ihrer Rasse, den Sieg davontragen würde. Otto Faber wußte recht gut, daß darin seine eigentliche Aufgabe lag. Bevor der Mensch sich losreißt von der Familie und von den Traditionen, in denen er groß geworden ist, muß sein Wesen bis in seine Tiefen erschüttert sein.

Er war vorsichtig mit ihr, er ging gefügig auf alle ihre Launen ein, um dann aber bei einem Punkte, an dem ihm wirklich etwas lag, fest auf seinem Willen zu beharren. Dadurch mißtrauisch gemacht, ging sie ihm oft tagelang aus dem Wege, um wieder zu erscheinen, wenn sie eine neue Operettenpartitur, ein neues Album oder Buch in seinem Zimmer bemerkte. Es war der Druck ihres öden, lichtlosen Lebens, das sie in den Hinterzimmern führte, der sie immer wieder zu ihm trieb.

"Spielen Sie mir das noch einmal," sprach sie oft halblaut in der Dämmerung zu ihm, wenn niemand zu Hause war — und dann tönten die lustigen Klänge eines Straußschen Walzers oder eines Marsches von Millöcker durch das Zimmer, und er fühlte, wie ihre Füße sich im Takte bewegten und wie ihr ganzes Wesen vibrierte. Wenn er aufblickte, sah er sie mit einer langsamen Bewegung die langen Wellen ihres Haares durch die Finger ziehen — diese blendende, rotblonde Flut, die stets alle seine Sinne gefangen nahm, und deren Duft ihm das Blut ins Gehirn trieb.

Wie zwei Kämpfer, die in einem Turnier ihre Kraft erproben, spielten sie unermüdet neue Wendungen, neue Mittel gegeneinander aus. Eines Abends führte er sie ins Theater — er hatte gegen ihren Willen eine Loge genommen. Man gab Dumas' Kameliendame und Otto Faber war gespannt, welche Wirkung das Stück auf sie haben würde.

Als sie sich in dem blendend erleuchteten Hause sah und bemerkte, wie sich die Operngläser im Parkett in die Höhe richteten, als sie den Arm auf die rote

Sammetbrüstung legte — als sie den Duft von Parfums, Blumen und guter Gesellschaft einatmete, der von unten heraufstieg, als sie die dienstfertige Miene ihres Begleiters wahrte, mit der er ihr Programm und Fußbank bringen ließ — da leuchteten ihre Augen auf. Sie wußte, daß sie schön war, und daß sie Aufsehen erregte. Sie atmete hier endlich auf von Armut und Dunkelheit, aber sie nahm dies alles mit der gleichgültig selbstverständlichen Miene entgegen, die Frauen fast stets eigen ist bei solchen Gelegenheiten.

„Wie gefällt Ihnen das Stück?“ fragte Otto Faber während des Zwischenaktes.

Sie hatte aufmerksam zugehört, aber er glaubte zu bemerken, daß zuweilen ein leichtes Lächeln ihre Lippen kräufelte.

„Sagen Sie, ist diese Welt, die da geschildert wird, wirklich so?“ fragte sie, ohne auf seine Frage zu antworten.

„Aha!“ dachte Otto Faber, „der Appetit auf die verbotene Frucht.“ Laut antwortete er:

„In Frankreich ja — bei uns noch nicht. Aber es wird allmählich bei uns auch so kommen.“

„Es wird auch so kommen,“ wiederholte sie leise. Dann sprach sie: „Ach, diese Freiheit, diese Ungebundenheit — das ist in der That beneidenswert. Jeden Abend Gäste um sich, Lärm, Musik — dazu Champagner, Tanz — das wäre ein Leben, das der Mühe wert wäre. Aber diese da ist ja viel zu sentimental. Das kommt ja gar nicht vor in Wirklichkeit.“

„Glauben Sie?“ Er konnte sich auf seine Kenntnis in dieser Hinsicht verlassen, „ich kann Ihnen versichern —“

„Nein, nein,“ rief sie energisch mit einer lebhaften Armbewegung, als wollte sie den Gedanken gar nicht aufkommen lassen, „bei diesem Leben wird man hart und rücksichtslos. Sie sieht doch, wie wenig die anderen taugen — wozu soll sie da Rücksicht nehmen? Marguerite Gautier hat für diese Männer wirklich zu viel Herz.“

Faber versuchte ihr auf anderem Wege beizukommen.

„Bedenken Sie, daß sie kränklich ist.“

„Ja, ja — sie ist von Natur schwächlich.“ Ella zuckte die Achseln. Kranke und Schwächliche hatten ihr stets ein unangenehmes Gefühl verursacht. Unwillkürlich hatte sie dabei einen Blick seitwärts in den Spiegel geworfen — wie, als wollte sie sich ihrer vollen, prangenden Gestalt versichern — sie die Tochter einer gesunden Rasse fühlte sich seltsam angeweht von dem Hauche, der von dieser Dichtung der Décadence aufstieg — es war, als nage und bohre etwas an ihr, das sie zu diesen Bacchanalien, zu diesen entnervenden Genüssen hinzog. Otto Faber beobachtete sie aufmerksam.

„Und fühlen Sie nicht, daß die Freiheit, die in dieser Welt beherrscht, gefährlich werden könnte?“ fragte er.

Sie sah ihn an, als wollte sie den Sinn der Frage herausbringen.

„Nein, nein — man kann da doch sagen, was

man denkt, und thun, was man will. Diese Leute haben doch nicht nötig, ein Blatt vor den Mund zu nehmen — wir müssen das immer thun. Ja es ist doch so. Von allen Seiten wird man gezwängt und zurechtgehoben, bis die Selbständigkeit heraus ist. Ich beneide beinahe ein kleines Kind, das in der Wiege liegt und sich ordentlich ausschreien darf — das hat doch noch einmal einen Willen, und alle müssen sich nach ihm richten. O, ich möchte mich einmal so ordentlich austoben,“ fügte sie mit einem Lächeln hinzu, das ihre Worte seltsam kommentierte.

Der junge Mann neigte sich näher zu ihr. Er fühlte sich wie fasciniert von dem Banne dieser ungestümen, herausprudelnden Natur.

„Aber wissen Sie, wie man das nennt, was Sie als Fesseln und Schranken empfinden? Pflicht, Ehre, Anstand —“ Er hielt inne.

„Ach so, ja — das sind die Worte!“

Sie sagte das fast tonlos müde, während sie gleichgültig den Fächer in der Hand hin- und herbewegte. Aber dabei fiel ihr ein Blick von ihm auf. Sie merkte, daß er sie Schritt für Schritt absichtlich so weit gebracht hatte, daß er ihr das Bekenntnis des Rechtes auf Leidenschaft, welches sie zu haben glaubte, entlockt hatte. Und sie deutete mit dem ruhigen Worte: „Ah, man merkt, daß das da Dichtung ist“, auf die Bühne — sie lehrte in die Wirklichkeit zurück und gab ihm zu verstehen, daß sie noch nicht so weit war, wie er glaube.

Otto Faber war einigermaßen darauf gefaßt. Er kannte die bewundernswerte Geschicklichkeit, mit der Frauen es verstehen, am Rande des Abgrundes zu wandeln. Noch einen Schritt weiter und sie sind verloren — aber diesen einen Schritt thun sie nicht. Und manche lieben nichts mehr als diesen Sport, der anfangs für die Männer etwas Verblüffendes hat, und der eines der geeignetsten Mittel ist, den armen Liebhaber immer von neuem zu verwirren und — zu fesseln.

Als beide an diesem Abend aus dem Theater nach Hause fuhren, sah er ihre Augen lebhafter glänzen und bemerkte, daß sie einsilbiger war wie gewöhnlich. Die Kameliendame war nicht ohne Eindruck geblieben. Er wußte, daß sie nicht ins Theater ging, um die Toiletten der Sängerinnen oder die schönen Augen des Tenors zu sehen — sie hatte einen gefährlichen Gang, sich in jede Dichtung, die sie wirklich packte, förmlich hineinzuleben.

„Treten Sie doch noch einen Augenblick ein,“ sprach er leicht hin, als sie oben in seiner Wohnung angelangt waren, „ich habe da etliche Abbildungen des Figaro-Salons, die Sie gewiß interessieren werden.“

Sie zauderte. Es war alles totenstill im Hause; weder ihr Vater noch ihr Bruder schienen daheim zu sein. Und wieder packte sie die Lust nach dem Verbotenen — das prickelnde Verlangen zu sehen, wie weit er gehen würde. Sie hatte sich das alles schon bei sich selbst ausgedacht: erst wird er das thun, und dann wird er das thun . . .

Schweratmend trat sie auf die Schwelle seines Zimmers. Er nahm ihr den Mantel ab und legte ihn auf einen der Fauteuils. Dann machte er Licht,

aber nur an dem Kronleuchter, der von der Decke herabhängt und an den beiden Lichtern des Pianos, so daß eine Art Halbdunkel im Zimmer herrschte.

Sie folgte aufmerksam seinen Bewegungen. Als er ihr den Mantel abnahm, hatte sie seine Hand zittern gefühlt — sie wußte, daß er in derselben Erregung war wie sie.

„Aber nehmen Sie doch Platz, bitte.“ Er rollte einen Fauteuil unter den Kronleuchter. „So — Sie erlauben doch, daß ich mir eine Cigarette anstecke? Und nun, wenn wir eine Flasche Sekt hier hätten, könnten wir das amüsante Souper aus der Kameliendame fortsetzen. Oder soll ich eine holen lassen?“

Er hatte sich im Scherz halb erhoben. Sie protestierte lachend. „Nein, nein — ich fürchte, Sie sind noch schlimmer wie Marguërite Gautier und ihre Verehrer. Wissen Sie, daß mir eine Cousine über das Stück gesagt hat: Es wäre unmoralisch.“

Otto Faber ließ sich seufzend wieder in seinen Sessel fallen. „Ach ja, das sind die Worte,“ sprach er, sie parodierend, „nur schade, daß alte Tanten und moralische Cousinen nicht viel wissen von dem, was Jugend und Schönheit zum Leben brauchen. Worin liegt denn die Poesie des Daseins, wenn nicht im Genusse?“ Sie blätterte in den illustrierten Heften, die er vor sie hingelegt hatte, aber während ihr Blick nur flüchtig die prächtigen Abbildungen streifte, hörte sie aufmerksam auf diese verlockenden Worte, die sie weiter und weiter führten . . .

„Wollen Sie nicht einmal eine Cigarette probieren, Fräulein Ella? Es ist eine ganz leichte Sorte!“ Er schob ihr mit seiner liebenswürdigen Unbefangtheit die Schachtel hin.

Das ist auch bedeutungsvoll, wenn ein junges Mädchen nach der ersten Cigarette greift. Es liegt ein seltsames gefährliches Gift in diesen dünnen parfümierten Seidenblättern, die den goldgelben Tabak umschließen — sie ahnt eine neue Welt, eine neue Poesie — diese Rauchwolken zaubern ihr das verbotene, unbekannte Leben vor, nach dem sie dürftet.

Ella Lürsen nahm die Cigarette. Er setzte sie selbst in Brand. „So bravo! Jetzt sind wir ganz chez nous!“ rief er mit einem Anflug fröhlichen Übermutes, „wollen wir jetzt noch etwas spielen?“

Er hatte sich auf den Stuhl vor dem Piano gesetzt.

„Um Gotteswillen,“ bat Ella, „bedenken Sie, daß schon alles in der Nachbarschaft zur Ruhe ist!“

„Nun gerade deswegen — Sie sind nicht logisch, Fräulein Ella.“ Er legte den Arm auf das Piano und sah sie an.

„Was haben Sie? Finden Sie mich wieder poetisch?“

„Poetisch waren Sie immer, aber es fehlte Ihnen etwas, etwas Modernes, Chic. Das haben Sie jetzt, in diesem Augenblick. Nein, nein, protestieren Sie nicht! Sie haben Talent für die Cigarette!“

Sie wandte sich lächelnd halb ab — auch um ihre schmerzenden Augen zu verbergen — denn das Rauchen machte ihr doch Schwierigkeiten. Auf einmal sah sie sich in dem großen Trumeau, der zwischen

den beiden Fenstern stand: die lede Gestalt mit der Cigarette im Munde, das Gesicht gerötet, die Augen glänzend. Sie kam etwas zur Besinnung . . .

„Was müssen Sie eigentlich von mir denken?“ sprach sie halblaut, Otto Faber ansehend.

Dieser, der pianissimo die Ouverture der blauen Donau heruntergespielt hatte, brach ab und wandte sich lebhaft um. Er ergriff ihre Hand, ehe sie es hindern konnte.

„Fräulein Ella,“ rief er mit vor Leidenschaft unterdrückter Stimme. „Ich denke, daß Sie Geist genug besitzen, um Ihr Leben nicht nach den Begriffen einer alten Gouvernante einzurichten — und daß Sie den Mut und die Energie haben, aus der Kinderstube hinauszutreten in das wirkliche Leben. Fühlen Sie nicht, daß das Glück in dem Genusse des Daseins liegt, und in der Macht eine Schönheit, wie Sie es sind?“

Er sah in ihre Augen — er fand darin die Antwort auf seine Frage. Sie wußte, welche Macht sie über ihn hatte. Und gerade darum hielt sie an ihrem Gedanken fest, dieser Gedanke, der bei ihr zu einer fixen Idee geworden war, daß eine Frau sich nur einmal in ihrem Leben, aber dann auch sehr teuer verkaufen müsse. Das war das mit echt norddeutscher Zähigkeit verfolgte Ziel bei all dem steigenden Kaufsch der Sinne.

Dieser Mann zitterte und bebte nach ihr — aber sie wollte noch nicht nachgeben. Sie mußte erst wissen . . . Und sie antwortete ihm leise, mit gesenktem Kopf: „Wenn ich Ihnen glauben könnte, würde ich Ihnen folgen in das Leben, das Sie mir zeigen. Ah, ich ersicke hier in dieser sonnenlosen schwülen Atmosphäre. Aber es ist noch nicht Zeit . . . Herr Faber,“ sprach sie mit einer ihrer gewöhnlichen unerwartet spöttischen Wendungen: „wir vergessen unsere Illustrationen!“

Und sie beugte sich wieder über die Hefte auf dem Tisch und von Zeit zu Zeit hob sie den Kopf, wenn sie auf seine Fragen antwortete — er sah ihre Nixenaugen leuchten und sie lachte, selbst wenn er eine etwas gewagte Bemerkung machte — sie hatte nicht mehr das verächtliche Achselzucken und die abweisenden Antworten, die er im Anfang von ihr gehört hatte . . .

Um diese Zeit kam ein abgespannt aussehender Mann die Treppe herauf, ein Bündel Papiere unter dem Arme — er hatte die kleine Gartentür nach seiner Gewohnheit geräuschlos zugemacht, so daß man sein Kommen nicht hatte bemerken können. Es war Ellas Vater, der heute auf seinem Bureau mit allerlei Rechnungen über die gewöhnliche Zeit hinaus festgehalten war. Oben auf dem Flur angelangt, sah er noch Licht in Otto Fabers Zimmer, dessen Thür in der Mitte ein ovales Glasfenster hatte, das mit einem Vorhange von innen verdeckt wurde. Aber dieser Vorhang war nicht völlig zugezogen — er ließ in der Mitte einen kleinen Zwischenraum und Lürsen warf, da er sprechen hörte, einen neugierigen Blick darauf. Da sah er . . .

Er sah seine Tochter mit dem jungen Mann am Tische sitzend, Cigaretten rauchend und mit erregtem

Gesicht ihm zuhörend, während er unter lebhaften Gestikulationen auf sie einredete. Und sie, die in der Familie stets so kalt und schroff und abweisend war, lachte fröhlich und schien in sehr liebenswürdiger und animierter Stimmung zu sein.

Lürsen ging mit langsamen, unhörbaren Schritten weg. Als er in dem Hinterzimmer angelangt war, das der Familie gewöhnlich zum Aufenthaltsort diente, setzte er sich wie mechanisch vor den Tisch, dessen brennende Lampe noch auf ihn gewartet zu haben schien. Er atmete schwer und starrte wie festgebannt auf einen Punkt vor sich hin. Seine Gedanken suchten vergebens, unruhig hin- und herflackernd, einen Stützpunkt — sie lehrten immer wieder zu dem einen Bilde zurück, das mit einer lähmenden Wucht auf ihm lastete.

Man sah diesem Mann an, daß er sein ganzes Leben lang in dem harten, unaufhörlichen Kampfe des Familienvaters verbracht hatte, der für die Seinen Brot schaffen muß. Das sind Kämpfe, in denen den Sieger nichts erwartet, als Ermattung und allmähliche Zerreißung — Kämpfe, die niemand beachtet, und die gleichwohl glorreicher sind als alle Heldenthaten auf dem Schlachtfelde. Er hatte mit dem unerbittlichen, immer schwieriger werdenden modernen Leben gerungen bis aufs Blut — sein Gesicht war dabei eingetrocknet und seine Gestalt zusammengeschrumpft. Und dieser Kampf fällt einem um so schwieriger, wenn man ihn sich nicht merken lassen darf, wenn man die Leute stets mit verbindlichem Lächeln empfangen und stets einen glänzend aussehenden Cylinder tragen muß. Man spricht heute viel von dem Elend des vierten Standes, man macht viel Geschrei von der Misere der Fabrikarbeiter, die mit bettelhafter Prahlerei ihre Lumpen zeigen — man sollte sich lieber mit dem geheimen Elend des dritten Standes beschäftigen, mit den Beamten- und Kaufmannsfamilien, die nicht zeigen dürfen, wie arm sie sind.

Der Agent Lürsen hatte einst im Wohlstand gelebt. Er war Besitzer einer Möbelfabrik gewesen, die einen ganz stattlichen Ertrag gab. Aber ein großes Unternehmen in demselben Fache, das in seiner Nähe entstand, und das von hauptstädtischen Kapitalisten mit gewaltigen Mitteln geleitet wurde, ruinierte ihn. Er konnte gegen diese Konkurrenz nicht aufkommen. Schon damals bekam er jenen Widerwillen gegen die „Berliner Juden“ wie er alles betitelte, was aus der Reichshauptstadt kam, gleichviel ob semitisch oder nicht. Er nahm dann eine Reifestelle an, reiste für verschiedene Häuser in verschiedenen Branchen, und konnte sich gerade immer über Wasser halten, bis ihm ein dienstwilliger Verwandter eine Auswanderungsagentur verschaffte — ein Geschäftszweig, der in Bremen mitunter ganz einträglich ist. Hier kam er wieder einigermaßen zu Vermögen, als es ihm einfiel zu spekulieren, um rascher Geld anzusammeln. Er wollte seine Frau und seine Kinder vor weiteren Schicksalsschlägen sichern. Aber er verlor alles und mußte so gut wie von vorn wieder anfangen. Die Stelle bei einer Lebensversicherung, die er durch ein Inserat in der Zeitung fand, war eine Rettung aus diesem Schiffbruch — sie gestattete ihm bei knappem

Einkommen gerade auszukommen, wenn noch die Miete der beiden Vorderzimmer dazu kam, die er in der ersten Etage seines kleinen Hauses zu vermieten pflegte — am liebsten an auswärtige junge Leute, die an den Bremer Comptoiren arbeiteten, da diese noch einigermaßen befriedigend zahlten.

Seine Kinder sollten es einmal besser haben wie er — das war der letzte Rettungsanker dieses gescheiterten Lebens. Für sie sparte und darbt er, für sie sorgte er durch eine Erziehung, die eigentlich über seine Mittel hinausging, und die ihm oft die größten Schwierigkeiten gemacht hatte. Der Sohn studierte; die beiden Töchter wurden gut ausgebildet und ihnen das Opfer einer wenn auch noch so beschränkten Gesellschaft gebracht, damit sich Gelegenheit zur Anknüpfung einer guten Partie fände. Sie sollten einmal eine hervorragende Stellung im Leben einnehmen — der Vater sah mit Stolz auf Elsas Schönheit und auf die Bewunderung, die sie überall hervorrief.

Aber als ihm jetzt dieses Bild wieder vor die Augen trat, das junge Mädchen im Zimmer des Berliners, die Cigarette im Munde — da zog es wie die Ahnung eines kommenden Unglücks durch seine Gedanken. Lürsen war durch das Leben zu erschüchtert und zurecht gestoßen, um noch rascher, kräftiger Entschlüsse fähig zu sein. Er hatte das kühle, trotzigere Wesen Elsas nie verstanden, diesen zurückgehaltenen Lebenstrieb, der jetzt über alle Dämme wegflutete . . .

Er sann und sann, und er merkte nicht, daß ihm, während er den Kopf in die Hand stützte, zwei schwere Thränen die Wangen herabrollten.

Sollte er den Berliner aus dem Hause entfernen? Das war wieder dieser großstädtische Hauch, vor dem er sich stets instinktiv gefürchtet hatte. Aber, das ging ja auch gar nicht — einen solchen Mieter, der so gut zahlte und die Rechnungen nie durchsah, fand man nicht so leicht wieder. Man konnte das nicht entbehren. Und dann war es auch vielleicht gar nicht so schlimm, wie die Sache aussah. Das ließ sich wohl alles noch ordnen.

Er merkte nicht, während er so da saß, daß sich eine schwächliche weiße Hand leise auf seine Schulter gelegt hatte, daß ein Gesicht sich zu dem seinen herabbeugte und bei dem bekümmerten Ausdruck desselben halblaut fragte:

„Was hast Du, Papa? Kann ich Dir in etwas helfen?“

Es war Georg, sein Sohn, der, als er den Vater kommen hörte, leise aus dem benachbarten kleinen Zimmer gekommen war, wo er bei seinen Büchern saß, fast den ganzen Tag lang. Sein blaßes, feines Gesicht ähnelte auffallend dem Lürsens, nur sah es bei seiner Jugend erschreckend resigniert aus — es war wie ein weißer Staub, der darüber lag.

Der Vater antwortete nicht. Er deutete schweigend auf die Vorderzimmer, wo Otto Faber wohnte. Und jener verstand ihn — er, der diese Schwester abgöttisch liebte, für den sie Kleopatra, Lesbia, Delia war, die Traumgestalten, die ihm seine römischen Dichter heraufbeschworen. Wie ein glückliches Kind lebte er fern von dieser modernen Welt, die mit ihrer höhnischen

Siegesgewißheit dies Familienleben auseinanderzureißen begann.

Und erst nachdem sie beide schon zur Ruhe gegangen waren, kam Ella Lürsen aus dem Zimmer des Berliners, mit erregtem Gesicht und mit glänzenden Augen, den Kopf voll von verlockenden Phantasien, wie sie bei ihr die Gespräche mit Otto Faber immer anregten — sie hatte oft einen prickelnden Durst nach diesen Gesprächen — und dabei das Bewußtsein, mit ihren halben Versprechungen bei ihm erreicht zu haben, was sie wollte. Ihr Einfluß auf ihn war noch immer im Wachsen. Auf einmal fiel ihr der Name Erich Bardewiel ein. Eine Erinnerung, die wie ein ernster Schatten über ihr Gesicht huschte. Dieser Mann hatte ihr etwas gesagt, was sie lange beschäftigt hatte. Aber sie war jetzt nicht in der Stimmung dazu. Er würde ihr nicht bieten, was sie vom Leben verlangte. Aber der andere — von dem konnte sie alles hoffen, — sie hatte sich den Glanz dieses Lebens schon ausgemalt, das sie dann führen wollte. Das war wie eine Fata morgana, wie ein buntes orientalisches Traumbild, so stieg die Welt vor ihren Augen empor, die Welt der Großstädte, des wirklichen Lebens. Aber sie wußte nicht, daß, wenn man näher kommt, das Phantom verschwindet, das Traumbild in nichts zerfließt.

### VIII.

„Ah, Herr Bardewiel, das ist wohl etwas von den neuen Sorten! Mahan Deckblatt, nicht wahr? Danke, wirklich sehr liebenswürdig!“

Der behäbige Konsul, dessen Glaze und feiste, schwerfällige Gestalt anzeigten, daß er die fünfzig schon überschritten habe, nahm das ihm von Wilhelm Bardewiel überreichte Streichholz mit einer dankenden Verbeugung entgegen. Die dargebotene dunkelschwärzliche Cigarre entzündend, blies er den Rauch andächtig vor sich hin und zog ihn mit der Miene des Kenners prüfend durch die Nase.

„Nein, dies Menu, großartig — Ich versichere Sie, Herr Bardewiel, nie in meinem Leben habe ich Meßer Hühner so gut gegessen!“

Der junge Mann lachte.

„Und das will etwas sagen, Herr Rittmeister!“ rief er, „wenn man wie Sie eine Zeit lang bei Wörte zu Haus war —“

„Und diese Entenbrüste mit Morcheln,“ fiel ein anderer Gast ein, eine lange englische Pastorenfigur, die sich aber nichtsdestoweniger auf die Freuden dieser Welt sehr gut verstand. „Herr Bardewiel — Ihre Küche non plus ultra!“

„Sie sind undankbar, meine Herren,“ bemerkte der Großhändler Korfen hinzutretend — er hielt eine kleine japanische Tasse in der Hand, „ein gutes Diner soll man eigentlich erst beim Kaffee bewundern — ich bin Ihnen um einen Genuß über!“

Genuß, genießende Ruhe, das war die Stimmung, die hier herrschte. Nur wenige Gäste, ältere Herren, saßen noch drüben bei der reichbesetzten Tafel — ein Durcheinander von zerknitterten Servietten, Kristall-

orken, dunkelroten Weinflaschen und glitzernden, blumengefüllten Metallovasen auf den weißen Damasttischern. Darüber goß der große Kronleuchter seine mächtige Lichtfülle. Dies ganze Speisezimmer strahlte mit seinen altdeutschen, braungelben Farbentönen, seinem dunklen Holzgetäfel, seinen schweren Eichensüßeln und prächtigen Teppichen die vornehme Behaglichkeit des Reichthums zurück — man hörte nur gedämpft sprechen und sah nur Leute mit ruhigen, wenn auch unter dem Eindruck eines behaglichen Diners etwas geröteten Gesichtern.

Es war eine ziemlich große Gesellschaft, die Bardewiel sen. heute zu Tisch geladen hatte. Man wollte gewissermaßen den Abschluß der Verhandlungen feiern, die Gründung der großen Plantagengesellschaft, die nun Thatsache geworden war und die dem Unternehmungsgeist des bremischen Handels ein neues Gebiet eröffnen sollte. Es waren fast alle Freunde des Hauses versammelt, auch etliche Fremde, ein amerikanischer Petroleumkönig, der mit Bardewiels verwandt war, ein junger Engländer, der am Comptoir arbeitete und ein spanischer Plantagenbesitzer aus der Havana, der aber englisch sprach, wie fast die Hälfte der Herren.

Man konnte sich nicht verbergen, daß trotz aller angeborenen Bedachtsamkeit eine gewisse unruhige Erregung bei Bardewiel sen. und bei seinen beiden Söhnen herrschte — es gab sogar scharfsichtige Beobachter, die sich fragten, ob sich das alte solide Haus Bardewiel bei diesem neuen Unternehmen nicht zu sehr engagiert habe. Das war die Strömung der Jugend, diese rücksichtslose Unternehmungslust von Wilhelm Bardewiel, die solche weitreichenden Geschichten eingefädelt hatte!

„Haben Sie gehört, daß Peters & Co. zwei neue Petroleum-Tanksschiffe nach Bremerhaven bekommen? Sind schon bestellt in Glasgow!“ flüsterte der altliche Konsul Leerhoff seinem Freunde Korfen zu.

„Teufel auch! Die können's machen. Ich sage Ihnen, ich war da neulich auf einem Ball — habe da zum ersten Male die neue Hauseinrichtung in der Kohlhöckerstraße gesehen. Das übersteigt alle Begriffe. 80000 Mark soll allein die Küche gekostet haben.“

„Ja, und dabei hat der Kerl als einfacher Krämer in Bremerhaven angefangen — man soll nicht sagen, was 'ne Sache ist,“ brummte Leerhoff vor sich hin mit einer Miene, aus der der Neid unschwer zu erkennen war. Korfen fuhr fort:

„Ich sage immer, das ist nur in Bremen möglich. — Hier kann es einer noch zu was bringen. In Preußen bleibt so einer immer in derselben Treitmühle, zu der er einmal gezwungen ist.“

„Na — und überhaupt —“ Und beide begannen eine kleine gemüthliche Stichelei auf den un-bequemen großen Nachbar, der die freihändlerische Handelsrepublik mit seiner Schutzzollpolitik hicanierte, der den Großhändlern seit dem Beitritt zum Zollverein mit seiner Kontrolle sehr lästig war, da sie die Zollbeamten überall in ihren Lagern und Comptoiren hatten — und der schließlich in seinem ganzen Wesen so wenig hatte, was ihren liberalen Idealen entsprach.



Denn liberal waren sie alle, selbst wenn sie konservativ wählten. Es war der echte Liberalismus, wie er in England und Amerika gelehrt, das heißt man ist überzeugt, daß alle Menschen von Natur gleich und Brüder sind, aber man ist entrüstet, wenn der eigene Bediente sich im Pferdebahnwagen neben einen setzt — man rühmt die Civilisation und den Fortschritt, den der Handel mit sich bringe, und man verkauft den Wilden das Feuerwasser und die Flinten, mit dem sie sich gegenseitig umbringen. Diese Aristokraten von Natur und Beruf gaben sich viel Mühe, ihre Mitmenschen zu überzeugen, daß sie ihnen wenigstens theoretisch gleich wären — da sie es ja doch praktisch nicht waren.

Erich Bardewiel lehnte träumerisch an einem Fauteuil im Rauchzimmer und unterhielt sich mit dem Mediziner Doktor Hagenborn, der sich in diese sonst fast ganz kaufmännische Gesellschaft verirrt hatte. Der junge Mann machte immer allerlei Beobachtungen bei solchen Gelegenheiten . . .

„Sehen Sie,“ flüsterte er jenem zu, „da bringt dieser Dehnhardt nun zum vierten Male seine ewige Phrase vor: Religion muß der Mensch haben, meine Herren, Religion muß der Mensch haben! Ein unerträglich oberflächlicher Schwärmer — wenn man ihn weiter fragt, folgt das fabelhafte Gewäsch, das Sie sich denken können!“

Der Mediziner setzte sein Lognon auf. Er warf Erich einen Seitenblick zu. „Was Sie sich über solche Dinge aufregen können!“ sprach er lächelnd.

„Nun, ja doch,“ rief dieser beinahe heftig, „das Höchste, das Wichtigste, was den menschlichen Geist beschäftigen kann — und dabei sprechen diese Leute darüber wie Polizei-Inspektoren — das Volk soll in die Kirche gehen und fromm sein, damit es wieder zahm werde — aber sie selbst, sie sind ja so erhaben über all diese Sachen — sie brauchen das nicht, sie sind ja gebildet und aufgeklärt!“

Er hatte mit einem Carlasmus gesprochen, den er nicht beherrschen konnte.

„Wonderful indeed, very nice,“ quälte der amerikanische Millionär, der sich von Wilhelm Bardewiel den kleinen Salon neben dem Rauchzimmer zeigen ließ. Er war deutscher Abkunft, sprach aber fast nur englisch — ein Englisch noch dazu mit der näselnden Aussprache und den saloppen Satzverbindungen des Amerikaners, und er machte insofobeden den Eindruck, als ob er in keiner der beiden Sprachen zu Haus wäre. Seine aufgeschwemmte Figur zeigte ein dickes, rotes, widerwärtig aussehendes Gesicht, dem der Frack und die weiße Krawatte ein um so groteskeres Aussehen gaben — trotz seiner Millionen war innerlich der Plebejer unverkennbar.

Dieser Salon, der sich im Erdgeschoß befand, war in der That sehenswert. Er war ganz mit orientalischen Waffen, Teppichen und Geräten ausgestattet — man sah in den Ecken riesige grünblaue Vasen mit chinesischen Malereien, bedeckt von bunten, schillernden Seidenstoffen, auf dem Fußboden Tiger-

und Bärenfelle als Teppich — in der Mitte ein Tisch ganz aus schwarzem Ebenholz, am Rande mit jenen bunten Holzinkrustationen verziert, wie sie der chinesische Geschmack liebt. Die Wände bedeckten zu Sternen oder Pyramiden geordnet, malaische Waffen, lange Speere aus Bambus, flammende Kris, arabische leicht gekrümmte Säbel nach Art derer, die die Seeräuber in jenen Gegenden tragen, runde metallene Schilde mit glänzenden, silbernen Buckeln — während von der Decke herab eine große geschnitzte Ampel aus dunklem Holz für Beleuchtung sorgte. Das Ganze machte einen verwirrenden, farbenblendenden Eindruck, zumal da nicht das Museum den Salon überwog und alles in der geschmackvollsten Weise geordnet war. Auch spürte man hier immer den Duft verbrannter orientalischer Wohlgerüche — jener Duft, der auf europäische Nerven einen so seltsamen beklemmenden Eindruck macht.

Das Ganze war aus verschiedenen Geschenken einheimischer Fürsten und aus den Ankäufen zusammengestellt, die in den Besitzungen der Firma in Sumatra gemacht waren.

„Indeed, very nice,“ wiederholte Mr. Telman, diese Herrlichkeiten mit einem flüchtigen Blicke musternd, „muß Ihnen ein schönes Stück Geld einbringen, Master Bardewiel, dies Sumatra!“

Er zwinkerte schlaue mit seinen kleinen, versteckten Auglein und schlug jenem fordbial auf die Schulter.

„Es geht,“ antwortete Wilhelm Bardewiel, flüchtig lächelnd, „kostet auch was, das kann ich Ihnen versichern.“

Der Amerikaner seufzte tief auf.

„Ja, ja, die Anlagen. — Aber Sie haben wenigstens da neues Land, das Sie ausbeuten können. So gut haben wir's nicht mehr drüben in Pennsylvania. Die Konkurrenz, sage ich Ihnen, die Konkurrenz! Das heißt was mich betrifft,“ er lächelte mit der Befriedigung des guten Gewissens, „Sie wissen, ich habe keine Konkurrenz zu fürchten. Die habe ich längst tot gemacht.“

Bardewiel neigte sich halblaut sprechend zu ihm herüber. „Nun, hier ist es doch bald ebenso. Wie lange dauert es, so haben Peters & Co. hier alle anderen unter? Das ganze Petroleum fast, das nach hier kommt, geht auf ihren Schiffen. Das liegt in der Natur der Verhältnisse. Solche Geschäfte kann nur ein großes Kapital machen. Und ist es erst einmal groß, so wächst es notwendig immer mehr an — die anderen können nicht mehr konkurrieren — pass, dann sind sie fertig.“

„Und Sie wollen das mit Tabak ebenso machen, Sie smart fellow! Ja, ja — leugnen Sie es nicht, habe mir das gleich gedacht, als ich von Ihrem Unternehmen hörte!“

Wilhelm Bardewiel legte den Finger auf den Mund.

„Pfi! Nicht so laut — man kann nicht wissen —“ Der Amerikaner machte eine abwehrende Handbewegung.

(Fortsetzung folgt.)



Er blickt sie an und geht weiter, wenn er nicht etwa tiefere Absichten hat. Der Kleinstädter aber stellt sich sonder Eigennutz vor dem Heim der Schönen auf, wartet, bis sie am Fenster erscheint, zählt, wieviele Hüte sie beim Spazierengehen abwechselnd ausführt, und ergeht sich in tiefsinnigen Vermutungen darüber, was wohl der Referendar empfunden haben mag, als er neulich am Geburtstagsfeste des Amtsrates bei Tische ihr Nachbar war.

Der Kleinstädter hält Hof um sie. Und das letztere eben ist es ja, was Ellida im Innern ihres sinnigen Herzens begehrt, und äußerlich mit tausend geschickten Mittelchen herbeizuführen bestrebt ist.

Sonst ist sie demüthig, mädchenhaft und zurückhaltend. Wer das nicht glaubt, leidet an böswilliger Begriffsstutzigkeit; Ellida muß man es lassen, daß sie alles thut, um die Menschheit von ihrer, der Lieblichen, lobenswerten Sinnesart zu überführen. Sie hebt die Lider nur mit einem wundervollen scheuen Augenaufschlag. Sie spricht in einem mädchenhaften Sippeltone. Sie trägt schlichte weiße Kleidchen und im Haare einzelne Rosen, die es zum Himmel schreien, daß Ellida ein so bescheidenes, als schönes und blutjunges Mädchen ist. Denn einzig eine hervorragende Schönheit wird vollständige Schmucklosigkeit wagen — das ist ein oft ausgesprochener Erfahrungssatz.

Ohne Frage dürfte Ellida überall und immer als eine beachtenswerte Erscheinung gelten. Doch leider läßt angeborne und anerzogene Eitelkeit sie ihre Vorzüge in einer Art zur Geltung bringen, die für den nachdenklichen Beobachter etwas Aufdringliches und Unehliches hat. Bei allen Bemühungen der Klugheit, den Schimmer holber Unbewußtheit um sich zu weben.

Ellidas Haar würde noch mehr bewundert werden, wenn man nicht bemerkte, daß es mit einer außerordentlichen Kunst zum Eindruck fast übergroßer Fülle zurechtgenestelt ist. Ihr Blick spiegelt eine volle Seele wieder, selbst wenn er sich nur überzeugt, wieviel Uhr es ist. Ihre Worte betonen allzuoft die eigene Jugend und Unbedeutendheit.

Wie sagt Robert Reinick in seinem Sinnspruch vom gefüllten Weilchen?

„Doch doppelte Bescheidenheit riecht schon ein klein wenig — nach Eitelkeit.“

Bei ihrer gegen jedermann bewiesenen Sanftmut ist es sonderbar, daß Ellida dennoch Feinde hat. Leute, welche in der That ungerecht viel des Faltschen an ihr sehen. Von der Vollendung der Gestalt an bis zu den weißen Mäusezähnen. Bedauernswerte, denen die hier erreichte, bisher noch nicht dagewesene Vereinigung alles Reizenden in einem Geschöpf anscheinend den Verstand geraubt hat!

Nie kommt eine kleine Bosheit über Ellidas Lippen. Nie spricht sie ungünstig über andere. Nie lacht sie laut. Sie zeigt sich stets zartfühlend, innig und minnig. Der leidhaftige Engel!

Sie ist auch außerordentlich begabt. Sie malt und geigt, declamiert und spielt Klavier. Mit kindlicher Offenheit und reizender Bescheidenheit erzählt sie überall von ihren kleinen Beschäftigungen. Sie kann auch Thee einschenken. Doch in der Schule hat sie schlecht gelernt.

Mit inniger Freude darf sie auf alte Obersten und vierzigjährige Jungfrauen, Freundinnen, Schuljungen und Licutenants hinblicken, die sämmtlich bereit sind; mit Eiden zu bekräftigen, daß sie niemals ein bezaubernderes Wesen gesehen haben, als Ellida. Dafür kokettiert sie auch mit Alt

und Jung, Männlein und Fräulein, und, falls lebende Zeugen ihrer Anmut nicht zur Stelle, sogar mit dem Handtuch an der Wand.

Allerdings giebt es, wie erwähnt, auch böse Menschen, denen sie umso unausstehlicher ist, je engelhafter sie sich zeigt. Reider ihrer Erfolge!

„Sie ist nicht wahr!“ sagen diese. „Nie bricht eine ungekünstelte Empfindung bei ihr durch. Wäre sie häßlich, würde sie uns angenehmer sein. Sie geht auf im Kultus ihrer Schönheit.“

Thoren, welche ein Ideal nicht begreifen!

Zu allen übrigen Vorzügen, welche ihr so bezaubernd lassen, hat Ellida auch den, eine unglückliche Liebe zu besitzen. Dieselbe ist schon zehn Monate alt. Er war Reichsfreiherr. Zwar noch sehr jung und nicht besonders schlau, aber „Reichsfreiherr“! Er wollte sie heiraten. Sie ihn auch. Seine Verwandten waren Ugeheuer. Packten ihn auf und ließen ihn eine Weltumseglung machen. Von Paris aus schickte er noch ein Bouquet, dann ließ er nichts mehr von sich verlauten.

Seitdem ist Ellidas Herz gestorben, wie sie selbst sagt. Mit rührendem Gelbenmut entzieht sie der Welt trotzdem nicht ihr holdes Bild, versäumt keinen Ball, läßt sich weiter anbeten und herrscht in Schönheit über ihre Vasallen. Milde und weiblich wie je, wartet sie auf den nächsten Reichsfreiherrn.

Vielleicht ist es sogar ein Graf! Weniger als „Freiherr“ dürfte er allerdings nicht sein. Ein so außerordentliches Mädchen muß zum mindesten siebenzadig lieben.

## II.

### Noch ein Weilchen.

Schon als Kind war sie unvergleichlich vernünftig. Sonst war nicht viel Erfreuliches an ihr zu bemerken. Ein ungelinktes Ding, braun und verschlossen! Ein Kind, das schwer lernte, das niemand bezog, dem man kaum etwas ansah von der Gefühlstiefe seiner kleinen Seele.

Ebenso ist es nicht zu leugnen, daß sie bei ihrem ersten Auftreten in der Gesellschaft mit dem Vernichtungsworte abgethan erschien: „Ist das arme Mädchen aber häßlich!“

Sie sah wirklich nicht einnehmend aus damals. Sie war unvorteilhaft gekleidet; die Befangenheit „of sweet sixteen“ Jahre, die schönen Gesichtern einen neuen Reiz verleiht, machte Hedwig langweilig und gab ihren starken Zügen etwas Altes und Mürrisches.

So schien sie der Laufbahn des Mauerblümchens geweiht zu sein. Niemand kümmerte sich um sie; ein Ball wurde ihr eine Marter. Ihre ehrgeizige Mutter war verzweifelt.

Eines Abends zeichnete sie doch einer aus. Halb aus Versehen, halb aus Mitleid. Hedwig atmte zum ersten Mal die Luft des Beifalls. Ahnungslos der Beweggründe ihres Tänzers, glaubte sie wirklich zu gefallen. Froh überrascht, wagte sie zu lächeln, zu sprechen.

Man sah jetzt, daß sie schöne Augen hatte, schöne Zähne.

Man wurde aufmerksam auf sie, man näherte sich ihr. Und da sie darüber wahrhaftig das Selbstvertrauen gewann, immer mehr Rede zu stehen, hatte man Gelegenheit, sich an ihren verständigen Antworten zu freuen, je öfter, je herzlicher.

Von jenem Ball kam Hedwig heim, beinahe weinend vor Seligkeit, beladen mit Blumen. In den zwei Wintern, die seither vergangen sind, ist sie der erklärte Liebling ihrer geselligen Kreise geworden. Alte und junge Leute schwärmen für sie, ihre Freundinnen wie der tanzlustige Student. Es fällt auch keinem mehr ein, sie „häßlich“ zu finden.

Seiner eine Erfolg hat mit einem Schlage ihr ganzes Wesen verwandelt. Man sagt, die Schwere sei schädlich. Aber ein junges Mädchen, das je die Schwere der Zurücksetzung ertrug, blüht im Beifall auf, wie eine im Keller verkümmerte Pflanze in Sommerluft. Und echtes Gold wird durch ihn an Wert nicht verlieren.

Das Jugendgefühl griff Platz in Hedwig. Es machte sie heiter und sicher. Verlieh ihren guten Eigenschaften Ausdruck nach außen. Es zauberte ihre Gesichtszüge weicher, ihren Blick hell. Es gab ihrer etwas schweren Art den Anstoß, sich allerlei Oberflächlichkeiten anzueignen, welche einer höheren Tochter wohlanstehen: gut zu tanzen, gefällig zu plaudern, sich hübsch zu kleiden.

Hedwig kann jetzt manchmal beinahe ausgelassen sein. Selbst dabei bleibt sie im Grunde höchst vernünftig. Sie zankt sich nie mit jemand, begeht keine Unüberlegtheit. Sie hat eine göttliche Bedächtigkeit, mit der sie erwägt, ehe sie handelt.

Da sie kein einziges Talent besitzt, ist sie ein musterhaftes Hausmütterchen geworden. Das Orakel für ihre kleinen Geschwister!

Selbstamerweise erweckt das vortreffliche Mädchen überall Wohlgefallen, doch nirgends eine heiße Neigung. Vielleicht ist sie auch dazu zu vernünftig! „Wer nicht brennt, der entzündet nicht,“ sagt die Weisheit des Volkes, und am Ende hat sie recht!

Ein einziges Mal ist Hedwig leidenschaftlich der Hof gemacht worden. Das war kurz nach ihrem ersten Siege auf dem Felde des Ballsaales, und damals war unser Urbild der Vernunft noch nicht ganz unerfütterlich in der Beherrschung aller Thorheit, die sonst in jungen Herzen wohnt.

„Er“ hätte sie geheiratet, wenn er sich nicht vor dem entscheidenden Schritte doch befann, daß er sich lieber noch einige Jahre vergnügen wolle, ehe er ins Joch der Ehe ging. So zog er sich zurück.

Nie hat sich Hedwigs Art mehr bewährt als hier, da sie ihre erste Neigung zur Wunschlosigkeit bezwang, ohne jede Bitterkeit. Ohne auch nur drei Wochen lang vor stummer bleischüchtern zu sein.

Sie wird nicht wieder einem gleichen Traume nachhängen. Dazu empfand sie den vergangenen zu tief. Eine gehorsame Tochter, die sie ist, wird sie auf den Wunsch ihrer Eltern irgend eine „passende Partie“ schließen und doch eine glückliche Frau werden.

Sie ist zu vernünftig, als daß sie nicht überall Freuden hochhalten, Gefahren umgehen und Unabänderliches begraben sollte. Viel zu brav, um nicht allerwärts ein Liebling zu sein.

### III.

#### Das gute Ding.

Erst recht eine Enterbte! Wenn anders man die Fähigkeit, durch eine Zusammenstellung von Frische, Schmuck, Spigen, kleinen Hänken und großen Augen, Männer zu erweichen und Frauen rasend zu machen, für ein berechnetes Besitztum derjenigen lieben Erdengeschöpfe halten will, welche man „junge Mädchen“ nennt.

Henriette hat die Eigenheit, daß sich nie und niemals und nirgend jemand um sie kümmert. Weder Mann, noch Weib; weder Greis, noch Jüngling.

Ist sie kompromittierend arm und unbekannt? — Das nicht. Müllers sind mäßig wohlhabend, und man muß anerkennen, daß sie sich bestreben, ihre Tochter auf so viele und

so viele Välle zu führen, als sie ihnen nur irgend erreichbar sind. In ihrer letzten Gesellschaft soll es sogar Sekt gegeben haben.

Ist Henriette häßlich? — Wenigstens giebt sie sich alle Mühe, ihrer an sich nicht gerade verblüffenden Schönheit aufzuhelfen. Sie trägt bald ein mit Gold, bald ein mit Silber gezieres Kleid, bald einen weißen Hut, bald einen rosa Schleier.

Hat sie einen üblen Leumund? — Aber! Wir sind in guter Gesellschaft! Kein Mann kann ohne lästerlichen Frevel behaupten, er habe auch nur die kleinste Gunst von ihr erungen.

Nun, jedoch was ist dann mit ihr? — Ja, wenn man das ergründen könnte!

„Ich weiß nicht, was das Mädchen macht: immer bleibt sie übrig!“ ist der Stoßseufzer ihrer Mutter. Und Leute von wohlwollender Gemüthsart erzählen, um doch etwas Lobendes von ihr zu sagen, mit Begeisterung, daß Henriette sich im Hause recht tüchtig anstellt. „Und überhaupt ist sie ein gutes Ding!“

Aber nur wegen seiner Dummheit läßt man doch niemand laufen? —

Nein, sonst ist das nicht Brauch in der Gesellschaft.

Doch — —

Zawohl, Henriette ist ein gutes Ding, weil und solange sie keine Gelegenheit hat, Unheil zu stiften. Sie scheint auch wirklich nicht darauf angelegt zu sein, irgendwie gefährlich zu werden mit ihren blöden Augen, ihrem blöden Verstande, ihrem gänzlichen Entblößtsein von Geist und Witz.

Doch der in ihr tochende Neid und die Bosheit einer kleinlichen Seele ersetzen die ihr mangelnde Klugheit in ungeahnter Weise. Darum sind beschränkte Menschen leicht so niedrig in ihrer Gesinnung, weil ihr Denken nicht hinaufreicht bis zu den abstrakten Begriffen, die unser Bestes bilden. Sie stecken mit allen Sinnen im Gewöhnlichen, sie erziehen sich nicht selbst. Und das Gewöhnliche für den un-erzogenen Menschen ist der Neid. Das Selbstgefühl, das eine begabtere Natur zum Anstand der Gesinnung zwingt, fehlt ihnen.

Sie sind zu bedauern. Aber „gut und dumm“? Das gehört nicht so unbedingt zusammen, als man es behaupten hört. Infolge sonstiger Gedankenarmut hat Henriette Muße, ihre Aufmerksamkeit völlig ihren Mitmenschen zuzuwenden. Sie scheint hundert Augen und Ohren für ihre Umgebung zu besitzen. Sie sieht alles, was da ist, und noch einiges dazu. Ihre Beobachtungen sind freilich fast immer falsch, und das ist damit zu entschuldigen, daß sie durch mangelhaftes Fassungsvermögen gewöhnlich nicht recht versteht, was sie erblickt. Doch dafür kann sie nichts, und sie entwickelt zur Entschädigung einen furchtbaren Eifer, auch der übrigen Welt zur Kenntnis zu bringen, was sie bemerkt zu haben glaubt.

Wenn Du neue Handschuhe trägst, erzählt sie, Du seiest verlobt und beschafftest Deine Ausstattung, und wenn Du sagst, Du frierst, weiß sie, Du hast kein Hemd an.

Wo immer jemand ihr Gehör schenkt, befreit sie ihr Herz von Nachrichten dieser Art, und sie wirft ihre Bemerkungen so dumm, so nüchtern und äußerlich harmlos hin, daß anscheinend nicht sie, sondern erst der Nächste in Ent-riistung gerät und die Sache empörend findet. Und daß, faßt wirklich ein leichtgläubiger und lebendiger Kopf die Erzählung auf und stellt sie in witziger Schärfe dar, niemand darauf kommt, daß bei dem guten Dinge der Ursprung der

föhllichen, wenn auch vielleicht für die Betroffenen verhängnisvollen Geschichte zu suchen ist.

Oft richtet Henriette allerdings nicht Unheil an. Im allgemeinen sind ihre Neuigkeiten zu langweilig, als daß man dieselben wiederholen möchte. Sie ist zu geistlos, als daß man groß acht hätte auf das, was sie sagt.

Sie thut nicht viel Schaden, bei all' ihrem Gange, solchen zu stiften. Also ist sie ein gutes Ding.

## Glosse.

D laß die finstern Eiferer schelten  
„Die jämmerliche aller Welten!“  
Du darfst sie doch die gute nennen,  
Wenn sie Dich lehrte, Gott erkennen.

Wenn in der Jugend sonn'gen Tagen  
Die andern Dir von Leiden sagen,  
Von Qualen und von Seelenschmerzen,  
Die diese Welt wohl schlägt dem Herzen:  
Dann sprichst ungläubig Du nicht selten:  
„D laß die finstern Eiferer schelten!“

Doch wenn in trostlos hängen Jahren  
Du selbst den herben Schmerz erfahren,  
Dann sprichst Du wohl: „D Welt voll Qualen,  
Wo Treue sie mit Falschheit zahlen,  
Lieb', Freundschaft mit Verrat vergeten, —  
Du jämmerlichste aller Welten!“

Doch wendest Du als Greis die Blicke  
Auf überstandnes Leid zurücke  
Und findest unter tausend Leiden,  
Die diese Welt Dir bot, der Freuden  
Nur eine rein: Du mußt bekennen,  
„Du darfst sie doch die gute nennen!“

Und würd' die Welt Dir selbst versagen,  
Das eine Glück, nicht sollst Du klagen  
Und wollte sie Dir auch noch rauben  
An Menschenlieb' und Treu' den Glauben,  
Du darfst zu ihr in Dank entbrennen,  
„Wenn sie Dich lehrte, Gott erkennen.“ —

Marie Benq.

## Die Entwicklung des deutschen Schrifttums (1880—1892).

Von Otto von Reigner.

(Schluß.)

Gegen Ende des neunten Jahrzehnts begann in Frankreich, immer mehr sich ausbreitend, der unausbleibliche Kampf gegen den Naturalismus, wie ihn vor allen Zola besonders in zwei seiner kritischen Schriften „Le roman expérimental“ (1880) und in den „Documents littéraires“ (1881) dargestellt hatte. Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat schon vor Jahren es ausgesprochen, daß der Naturalismus Zolas seinen Ausgang in der Romantik habe und sich an Victor Hugo und Balzac anschleße, und daß die Bewegung in eine neue Romantik auslaufen werde. Schon in Zola liegt sie im Keime nicht nur, sondern entfaltet in dem symbolisierenden Zuge seiner Einbildungskraft, der in „Nana“, „Germinal“

und in „L'assommoir“ klar hervortritt und den Grundsatz vom „experimentierenden Roman“ auflöst. Man begann sich gegen die Anschauung, daß die Kunst als Wissenschaft betrieben werden müsse, zu wehren; man empfand zuerst, dann sprach man es aus, daß die Phantasie frei sei, auch von der sogenannten Wirklichkeit, die doch nur ein Stück Welt, „gesehen vom Standpunkt eines Temperaments“, darstelle, also im Wesen die Empfindung des Dichters selber ist. In fieberhafter Eile wechselte man die Standpunkte: „Symbolisten“, „Décadents“, „Magier“, „Sataniker“ u. s. w. traten auf, und es entwickelte sich ein Herensabbat von ästhetischen und dichterischen Standpunkten. So konnte es schließlich dahin kommen, daß in Frankreich etwas Ähnliches eintrat, wie bei uns in den Jahren 1883—85. Auf allen Gebieten, voneinander ganz unabhängig, traten Gelehrte, Romanschriftsteller und Dichter gegen den materialistischen Geist auf; für eine Neubelebung des Religiösen, gegen die Darstellung geschlechtlichen Wahnsinns, gegen den Allmachtswahn der Naturwissenschaft — kurz für eine idealistische Weltanschauung, die dem Geiste und der Phantasie ihre uralten Rechte wiedergiebt.

Allgemein verbreitete sich die Abwendung vom Naturalismus, den man mit Spott übergießt; das „Théâtre libre“, in dem Stücke des linken Flügels der Naturalisten gegeben wurden, arbeitete mit steigendem Mißerfolg; rein idealistische Romane, wie die von M. Prévost, gewannen große Erfolge; die Arbeiten der „Symbolisten“, zum Teil von tollster Phantastik eingegeben, wurden Mode, und die Teilnahme wandte sich sogar der Lyrik wieder zu. Und im Januar 1892 sprach ein französischer Berichterstatter über die jüngste Bewegung der Geister es aus, daß „der Sturmwind des Idealismus“ („la tempête idéaliste“) bevorstehe.

Alle diese Kämpfe wurden bei uns beobachtet. Einige junge deutsche Dichter lebten sogar gerade in diesen letzten Jahren in Paris, und mancher davon, der als Saulus des Naturalismus hinfam, ist als Paulus heimgekehrt.

Man begann sofort bei uns die Moden, die so rasch in Paris wechselten, mitzumachen — für Monate. Die Schlagworte „Symbolismus“, „fin de siècle“ kamen auch zu uns, aber außer einigen krankhaften Erzeugnissen ergab sich daraus nur eine Erkenntnis: der Naturalismus müsse „überwunden“ werden.

Zu ihr hat am meisten etwas Andres als die künstlerische Einsicht geführt. Die ganze Bewegung der Jüngsten hat sich — wenige Werke abgerechnet — fast nur innerhalb der Schriftstellerwelt abgespielt. So großen Lärm sie auch machte, die wirklich Gebildeten haben sich in Deutschland fast gar nicht um die Werke dieser Gruppe bekümmert. Wo Teilnahme vorhanden war, stammt sie nur zu geringem Teil aus künstlerischem Mitgefühl für die strebende, gärende Jugend, sondern oft aus Beweggründen, die mit der Dichtung an sich wenig zu schaffen haben. Ein Teil der Gefolgschaft der „Freien Bühne“ in Berlin suchte nur Sinnentgelde, ein anderer freute sich an dem gesellschaftsfeindlichen Geiste, der aus manchem der aufgeführten Stücke sprach. Wie wenig man für die literarischen Streitfragen Teilnahme hatte, beweist die Thatsache, daß die vielen Zeitschriften der „Jüngsten“ eine nach der andern nach kurzem Bestehen an Mangel an Abnehmern eingingen, und das einzige Blatt, das sich hielt, nur durch Zuschüsse eines Privatmanns bestehen kann.

Aber auch das Ungeheuer, mit dem verschiedene Schriftsteller des jüngsten Geschlechts für die äußersten Standpunkte

eintraten, Vaterland, Staat, Religion und Ehe, als veraltete Einrichtungen angriffen, scheuchte selbst freier Denkende zurück. Nicht zuletzt hat die Kampfweise gegen die Gegner oft geschadet. Kritische Schärfe ließ man gelten; als aber mehrere Jüngste Berufsgenossen, die in entschiedener, aber sachlicher Weise die Übertreibungen — und nur diese — tabelten, in Streitschriften und Romanen in den Schmutz gezerrt und ihre bürgerliche und Mannesehre besudelt hatten, verurteilten alle anständig Gesinnten diese Kampfsmittel.

So konnte es geschehen, daß sich in weiten Kreisen ein Vorurteil gegen dies junge Geschlecht bildete, daß man vergaß, wie leicht werdende über die Stränge schlagen, und nicht einmal mehr gelten ließ, daß bedeutende Begabungen trotz aller Verirrungen unter den Jüngsten vorhanden seien.

Unstreitig haben die unnützen Kämpfe, die Neigung zur Anlagelitteratur, die Plänkereien um Schlagworte viele Kräfte verbraucht und geschädigt. Aber Talent war und ist vorhanden, sogar reichlich, und ein unbefogenes Urteil muß anerkennen, daß der ganzen Bewegung ein Kern der Berechtigung innewohnt.

Die Jugend hat das Recht, für ihre Vorstellungswelt sich die Formen zu suchen, und das, was sie innerlich bewegt, auszusprechen. Stets beginnt der Kampf gegen das Vorhandene mit Übertreibungen und Ungerechtigkeiten. Das Neue, oft nur scheinbar neu, blendet; die Unrast und Unreife der Jugend läßt es nicht zu, daß sie das Berechtigte im sogenannten Alten erkenne. Das Kraftgefühl, mag es auch oft nur in Selbsttäuschung begründet sein, verwirrt das Urteil und macht unmöglich jene Erkenntnis, die da lehrt, daß auch das werdende im Gewordenen wurzelt und auch im Geistesleben das Gleiche gelte, wie in der Natur. Wohl tritt in der Entwicklung der Kunst ein Mächtiges hervor: die Freiheit des Einzelgeistes, der aus den verborgenen Quellen seines tiefsten Wesens ein Neues zu bringen vermag, das sich nicht aus der bloßen Entfaltung des Vorhandenen erklären läßt. Aber auch die größten Genien sind in einem gebunden; indem sie in der geschichtlich gewordenen Sprache ihres Volkes, in den vorhandenen Formen ihrer Volkskunst schaffen, werden sie mit hineingezogen in den Bann des geschichtlichen Werdens. Ohne Keim keine Blüte, ohne Blüte keine Frucht. Die Jugend meint wohl, oft weil sie das Alte nicht genügend kennt und erkennt, daß sich Neues mit Willen schaffen lasse; sie meint auch, daß Bündnisse Gleichstrebender den Gang des Werdens unterbrechen können. Aber derartige „Schulen“ sind stets nur eine vorübergehende Erscheinung. Sie sind zugleich in ihrem Wesen der deutschen Eigenart widersprechend, die nach freier Entwicklung des einzelnen drängt.

Auch bei uns hat sich wieder für kurze Zeit eine „Schule“ gebildet. Zufälle mancher Art führten eine Anzahl junger Begabungen in Berlin zusammen. Der Lärm, den sie machten, dazu die tatsächlich vorhandenen Anlagen einzelner, wirkten anziehend auf die jungen Kräfte außerhalb der Reichshauptstadt, in Österreich und in der Schweiz. Einige gemeinsame Unternehmungen, die Herausgabe einer großen Anthologie, die Mitarbeit an einigen Zeitschriften („Die Gesellschaft“, „Der Zeitgenosse“, „Die Moderne“ u. a.), die Gründung der nach Pariser Vorbild eingerichteten „Freien Bühne“ in Berlin, und vor allem ein mit Leidenschaft unterhaltener Briefwechsel der Anhänger des „Neuen“ stellte für einige Jahre einen Zusammenhang her, der fester erschien, als er war. Die „Jüngsten“ suchten sich gegenseitig auf

jede Art zu fördern, rühmten ihre Arbeiten, schrieben einer dem andern Vorreden. Einzelnen gelang es auch, die schillernden Grundsätze in gelesenen Tagesblättern vor weiteren Kreisen zu verfechten. Einige jüngere Kunststrichter, die aus der Schule des Litteraturgeschichtschreibers W. Scherer hervorgegangen waren, so die begabten Otto Brahm und Paul Schlenker, schlossen sich zum Teil der Bewegung an, die trotz einzelner Gegnerschaften einige Zeit ziemlich geschlossen erschien. Aber die Teilnehmer waren ebenso, wie einst die Göttinger oder die Jungdeutschen, innerlich viel zu verschieden geartet, als daß sich der Zusammenhang nicht hätte lockern sollen. Die Gruppe zerfiel in Sippen, und das, was man als „Berliner Schule“ bezeichnete, löste sich allmählich auf.

Man mag alle Übertreibungen noch so scharf beurteilen, ganz umsonst war diese Sturmzeit der Jüngsten nicht. Ich habe es versucht, die Einflüsse, die auf das Werden der Bewegung eingewirkt haben, in allgemeinen Zügen darzustellen. Aber auch die äußeren Verhältnisse haben zu ihr beigetragen. Die gewöhnliche Alltagslitteratur, die von der Mode getragen war, lastete wie auf den ersten Dichtern des älteren und mittleren Geschlechts, so auch auf den Jüngsten. Die große Menge der sogenannten Gebildeten gab sich mit den Durchschnittsleistungen nicht nur zufrieden, sie jubelte den Machern und Halbtalenten zu. Für das jüngste Geschlecht hatte sie gar keine Empfindung, auch dort nicht, wo ehrliches Streben und wirkliche Begabung hervortraten. So mußte sich in den Jüngsten eine Art von Haß gegen die bestehenden literarischen Verhältnisse entwickeln, und dieser führte allmählich zu Übertreibungen mancher Art.

Aber der Gegenkampf war doch nicht ohne Erfolg. Wurde auch wahllos alles, was nicht mit den Jüngsten ging, als „idealistisch“ verfehmt, so haben doch manche verständige Erwägungen und Erörterungen der Jüngsten in engeren Kreisen die Erkenntnis geweckt, daß im „Alten“ vieles tatsächlich nur Schablone sei. Der französische Einfluß, dessen üble Folgen schon erwähnt sind, hatte auch sein Gutes, selbst jener Zolas, denn er schärfte den Blick für das Tatsächliche. Auch die Beschäftigung mit dem Lose des vierten Standes war von Vorteil, insofern sie das Gebiet des Stoffes erweiterte.

## Warum?

Von L. v. Oberhofen.

Im Schlehborn am Wege ein Vögelein sang  
Eine eigenartige Weise,  
Doch plötzlich lönte sie scheu und bang  
Und verklang verzagend ganz leise. —  
Warum?

Es gab ein thörichtes Menschenherz,  
Das gegrübelt lang und gesonnen,  
Und als es geläutert war vom Schmerz,  
Hat die Liebe von neuem begonnen.  
Warum?

Was eine Seele so mächtig erfüllt,  
Kann sie niemals aus sich mehr verbannen;  
Eine Sehnsucht, die nimmermehr gestillt,  
Ob Tag und Jahre verrannen.  
Warum?

Der Herbststurm braust durch die Lande weit,  
Verwehte ein Blatt vom Baume;  
Eine Wunde hat noch kein Herz geheilt —  
Leis verklang mir die Weise im Traume. —  
Warum?

### Im Herbst.

Wie die Blätter rauschen im Walde! — Immer noch rauschen, obwohl der Lebensdrang in ihnen schon längst erstorben ist! Und der Wind weht so frei und leicht, und die Sonne lacht so goldig auf die bunte Herbstpracht hernieder, als müßte sie, daß es zum letzten Mal sein könnte, daß dort unten nun bald der Tod sich ausdehnen wird, weiß und weit und in feierlicher Stille. Goldglänzend und purpurn flattert es an den Zweigen, goldglänzend und purpurn wirbelt es durch die Luft, um dann mit sanftem Wehen zu Boden zu sinken. Horch! ein Vöglein zwitschert hell auf: Blätterrauschen und Vogelsang, blauer Himmel und Sonnenschein und Gold und Purpur allüberall — will es denn noch einmal Frühling werden? — Glück auf! Jauchze, mein Herz! Der Lenz, dein Lenz, er kehrt wieder! — Ich will mein Haupt mit Blüten kränzen, ich will ihm Lieber singen, ich streckte ihm selig lächelnd die Arme entgegen: Willkommen, du schönheitsstrahlender Sieger, du Liebling sondergleichen, willkommen, willkommen! — So jauchze doch, Herz, daß deine Lust durch alle Welt und hinauf bis zum Himmel bring, brich doch hervor, du Lieberquell, singe doch, Mund, der in Sehnsuchtsräucher lange geschwiegen! Und die Blüten, wo sind sie, daß ich sie mit vollen Händen über Haupt und Herz und um mich her streue, daß ich mich schmücke, den Lenz, den Lenz zu empfangen! Die Blüten, ja — wo sind die Blüten — wo? —

Dahin — längst dahin! Und auch der Lieberquell, er ist verstiegt, und der Mund hat das Singen und das Herz hat das Jauchzen verlernt. Alles dahin! — Armer Thor, vergaßest du denn, daß der Lenz gegangen und auch der Sommer schon geschieden und dann der Herbst gekommen ist und — daß auf den Herbst der Winter folgt? Und lausche doch nur, wie müde das Rauschen klingt! Immer das gleiche Sausen sanft schauernder Sehnsucht! Ist denn das der klangreiche, freudenvolle Hochgesang, welchen des Lenzes Odem in üppiger Laub- und Blütenfülle weckt? Hier ein stolzes, kraftschwellendes Aufbrausen, dort ein leichtes, lustiges Säuseln und dort wieder seliges Flüstern — hier heller Lerchenjubel, dort fromm-fröhliches Schwalbenzwitschern und dort wieder der süße, wunderbare Nachtigallenlaut — und alles harmonisch zusammenklingend zu einem Liede voller Wohlklang, das im Herzen jauchzenden Widerhall wachrief! — Die Blüten wehten vom Baum hernieder und durchwebten dein Haar, duftiger Hauch umschmeichelte berauschend deine heißen Wangen, und dein ganzes Wesen durchflutete Sonnenglanz — Klarheit — Kraft — Glücksegefühl.

Und dann kamen die Träume! —

Die Wimper sank nieder und durch dein in rätselhaft wonnigem Weh selig in sich erschauerndes Herz klang eine süße Weise — immerfort, immerfort; die verhieß — ich weiß nicht was, die lockte — ich weiß nicht wohin, denn, ach! ehe ich ihren Sinn erfahst, war der Lenz vorüber!

Ja, vorüber! — Nun stehe ich auf welchem Laube, unter halbentblätterten Zweigen. Goldglanz und Purpur, ihr thut

mir weh, denn ihr seid nur die bunten Fezen, welche erstorbene Leben zur Leichenschau schmücken, — — die vielleicht schon morgen beginnt! Und du, lachender Sonnenschein, ich darf dir nicht trauen! Steigt dort nicht schon die dunkle Wolke auf, hinter der du dich, treulos entfliehend, wieder verbergen wirst? —

Ihr kennt doch die Geschichte von der kleinen Wiesenblume?

Es war einmal eine kleine Blume, die stand auf einer großen, großen Wiese, ganz versteckt und verdeckt unter hochragenden Gräsern und Kräutern. Nie drang ein Sonnenstrahl zu ihr hindurch. Der Lenz und der Sommer schwanden dahin — alle Blumen hatten in Schönheit geprangt, aber die arme verborgene Blume war nicht zum Blühen gekommen. Tief senkte sie ihre Wurzeln hinein, weithin spann sie schützende Ranken, stillbeglückt in ihrem Werden und Wachsen und Wirken — aber — von der Seligkeit des Blühens wußte sie nichts. Da kam der Herbst. Blatt um Blatt verwehte, Halm um Halm verborrte; das Laubdach über ihr ward lichter und lichter, und eines Tages sah sie den blauen Himmel. Und dann kam der Sonnenschein, ein einziger warmer Strahl — o, war das schön! Gewiß, das war der Lenz, von dem die andern soviel geflüstert und geraunt! — Und die kleine Blume fühlte einen wunderbaren Drang in sich und fing an zu knospen und — zu blühen. Und dann — ja, wie war doch das Ende? Wer sagt es mir? — — —

Laß ab, Sonnenschein! Was willst du von mir, was lächelst und lockst du, daß die süße Rastelweije wieder zu tönen und das Herz hastig zu pochen beginnt in sehnüchtigem Verlangen — wonach? Wenn du wieder gehst, — das Lieb, es wird verklingen, aber mein Herz wird weiter pochen, und wie bring' ich es dann zur Ruh? — — — — —

Ich will die Augen schließen, ich will deinen trügerischen Schimmer nicht sehen! — — — — —

Ein Windstoß geht durch die Zweige der Eiche über mir. Blätter wirbeln herab und eine Eichel fällt vor meine Füße nieder. Ein Keim zukünftigen Lebens mitten unter den Zeichen der Vergänglichkeit! — — Herz, hast du die Lehre verstanden? — — — — —

Ich hebe die zierliche Frucht auf und wandle gedankenvoll heimwärts, meiner stillen Klausur zu. — — — — —

Es ist spät geworden: draußen geht ein kalter Wind, er faust in den Baumwipfeln, er rüttelt an meinen Fenstern, er wirft kalte, schwere Regentropfen gegen die Scheiben — ich höre es kaum. Ich blicke auf die kleine braune Frucht vor mir auf dem Tische und — träume, ja, ich träume! — —

Bild an Bild zieht vorüber! — Frühling, Sommer, Herbst und Winter — und dann, was folgt dann? Frühling, Frühling, auf jeden Winter folgt wieder ein Frühling! — — Ja, auf jeden Winter. Und der Tod birgt immer schon den Keim neuen Lebens in sich. Herz, hast du den Trost erfahst, der hierin beschlossen liegt? — —

Ob auch mancher Keim verdirbt, ob auch manche Knospe verborrt, was thut's bei so unerlöschlicher, nie versiegender Fülle? Was der Verwesung anheimgegeben ist, es zerfällt ja nur zu Staub, um dormalinst in neuer Form und Gestalt wieder ins Dasein treten zu können. — — — — —

Saufe nur, ob kalter Herbstwind! Rüttle immer hin an meinen Fenstern! Und ob du auch schon in dieser Nacht die letzten goldfarbigen Blätter von den Zweigen reißest und über den Boden verstreuest, und ob du Wolken über Wolken türmst, als sollten Himmelsblau und Sonnenschein für immer

darin begraben sein — was kümmert's mich? Ich sorge nicht drum, ich hange nicht mehr!

Mir ist es so leicht und so warm und wohl tief innen im Herzen — — Ich träume vom Frühling! —

**Th. Westphal.**

## Wacht am Rhein.

Von B.

Im Spätherbst, wenn die Nebel erglüh'n  
Im goldigen Sonnenschein,  
Dann zieht's mich so wunderbar zu Dir,  
Du herrlicher, deutscher Rhein!

Da möchte ich sitzen vom frühen Tag  
Bis spät hinein in die Nacht;  
Da möchte ich halten beim Becherklang  
Eine selige, fröhliche Wacht!

Und käme dereinst der Feind heran,  
Der Deine Trauben begehrt,  
Dann spräng' ich empor vom Trinkgelag  
Und griffe vom Becher zum Schwert!

Und eher nicht ruh'n in der Scheide sollt's,  
Wis daß sie's gestünden ein:  
Sie sind wohl doch zu sauer für uns  
Die Trauben am deutschen Rhein!

## Aus dem Leben für das Leben.

Von D. v. L.

Schmeicheleien sind zumeist Fallen, welche die Selbstsucht stellt. Das wissen kluge Leute — und doch fallen sie oft hinein. Ihre Eitelkeit macht es ihnen schwer, zu denken, daß man ihnen unverdient schmeicheln könne.

Ein Meerestier, die *Saculina*, besitzt sechs zur Bewegung im Wasser geeignete Füßchen. Es bewegt sich sehr geschickt, kann sich Nahrung suchen und seinen Feinden entkommen. Findet es aber einen Einsiedlerkrebs, so bringt es in ihn ein, um auf seine Kosten zu leben. Da fallen die Füße ab, Fresswerkzeuge, Gesicht- und Gehörorgane verschwinden, und das Tier wird zu einem sackartigen Gebilde, das nur mehr verdaut. So geht es auch Menschen, die sich ganz in einen fremden Geist hineinleben: ihre Freiheit schwindet, sie hören nicht mehr, noch sehen sie mit dem eigenen Geist. Niessche und seine Verehrer.

Wenn die schaffenden Künstler sich überlegten, daß es für sie nur ein Wirkliches giebt: den empfindenden Geist, so verstummt der Streit über Naturalismus und Idealismus sehr bald.

Gewisse Dinge bleiben dem unbefangenen Rechtsgefühl des Volkes stets unverstänlich. Ein Geldmann z. B. hat das Zutrauen seiner Mitbürger in der gemeinsten Weise getäuscht. Um seiner Genuß- und Prunksucht zu fröhnen, vergreift er sich an angelegten Geldern. Endlich kracht der Schwindelbau zusammen. Schon die ersten Vernehmungen

offenbaren die ehrlose Gesinnung des Mannes. Trotz allem wird es ihm gestattet, in der Untersuchungshaft verhältnismäßig luxuriös zu essen und zu trinken und gute Cigarren zu rauchen. Das Gesetz erlaubt so, was das Rechtsgefühl als Unrecht empfindet.

Es giebt für mich wenig Schöneres als Greifenaugen, in denen aus dem reinen Blau der Geistesklarheit Strahlen jugendfrischer Begeisterung leuchten.

„Aus dem, was wir thun, erkennen wir, was wir sind.“ So ungefähr sagt Schopenhauer. Aber der Spruch ist nur teilweise berechtigt für den, der so handelt, wie sein erstes Gefühl verlangt. Sonst, meine ich, darf man sich nicht nach dem beurteilen, was man thut. Gar oft sind die Handlungen von Einflüssen bestimmt, die nicht in uns liegen. Jedesmal, wenn eine That oder eine Handlung sich für uns als notwendig ergiebt, taucht ein bestimmtes Gefühl in uns auf und verdichtet sich sofort zu einem vorgestellten Thun. Dieses hat nun im Innern weiterzuwandern; entweder wird es vor den berechnenden Verstand oder vor das Gewissen oder vor die Leidenschaft geführt. Diese entscheiden, ändern, verwerfen, sodaß vielleicht eine ganz andere Handlung hervortritt, als die dem ursprünglichen Gefühl entsprechende. Darum aber scheint mir für die Selbsterkenntnis gerade dieses das Wichtigste zu sein.

Das Denken bewegt nichts, als sich selbst; das Gefühl bewegt das All. Und in diesem Gefühl herrscht eine Logik, zwingender, als die des Verstandes. Und aus ihr hervor gehen die lebendigen Begriffe, Freiheit, Unsterblichkeit und Gott nicht als bloße „Postulate der praktischen Vernunft“, nicht als Glaubenssätze, sondern als Gewußtes, weil Erlebtes. Unsere Zeitbildung giebt das allerdings nicht zu. Das ist aber noch lange kein Gegenbeweis.

Es ist viel leichter für andere, als für sich weise zu sein.

Die Eitelkeit lockt die Schmeichler an, wie der Honig die Bienen.

Wer nach dem Hören eines tiefempfundenen Dichterverkes sofort Matschen kann, hat es nicht in seiner Tiefe verstanden. Der wahrhaft Ergriffene schweigt.

Nur gemütsarme Zeiten sind sehr witzig.

Trau niemals einem Menschen, der sich die Haare färbt. Er färbt auch seine Gefühle.

Schüchterne Menschen sprechen machen zu können, ist der beste Beweis für ein liebenswürdiges Herz.

Nimmst Du der Welten Gesetz als den Willen des lebenden Gottes,  
Hast Du das schwerste Geschick mit dem Gemüte versöhnt.

Auch das Menschenherz hat seine Geologie. Langsam bildet sich Schicht auf Schicht und bewahrt Abdrücke des



Erlebten. Und dort, wo eine Blütenwelt von phantastischen Bäumen und Pflanzen im Blutstrom der Leidenschaft verbrannt worden ist, dort findet der Herzensforscher oft die köstlichsten Diamanten. Aber er wird mit Überraschung wahrnehmen, daß in mancher Schicht unvermittelt Gedanken- und Gefühlsformen auftauchen, die in den vorhergehenden keine Ahnen aufweisen.

### Sprüche.

1.

Zwei Wege gilt es zu unterscheiden,  
Und wählen mußt Du einen von beiden.  
Der eine leitet empor zur Höhe  
Und zeigt Dir ein Ziel in der Sonnennähe;  
Der and're liegt dunkel und tief im Schatten,  
Doch führt er ins Thal zu friedlichen Matten.  
Drum, kannst Du nicht handeln und kräftig wagen,  
Dann lerne dulden und still entsagen! —

2.

Wo nicht Blut an Blut entbrennt,  
Wahre Herz und Sinn;  
Wo man ihren Wert nicht kennt,  
Gieb nicht die Perle hin.

3.

Wie des Friedens lichter Bogen  
Erst nach Sturm und Regenkut,  
Wenn das Wetter sich verzogen.  
Auf des Thales Hüften ruht —  
Also wird das Menschenleben  
Erst mit Dornen rauh gekrönt,  
Eh das Herz in seinem Leben  
Mit dem Schicksal sich versöhnt!

4.

Nicht nach der Reime Klang und Verbindung  
Sollst Du als Dichter einzig bestrebt sein,  
Doch nach der Wahrheit Deiner Empfindung;  
Die besten Gedichte wollen erlebt sein!

5.

Es brausen die Stürme und dräu'n voll Macht,  
Du wandelst daher in Leidensnacht,  
Öfne der Hoffnung das Herzensthor —  
Die Stürme bereiten den Frühling vor!

S. S.

### Vermischtes.

**Geist und Körper.** Es ist merkwürdig, daß eine sehr große Anzahl der bedeutendsten Männer körperlich unter dem Mittelmaß zurückgeblieben sind oder es eben erreicht haben.

Unter den Feldherren und Fürsten waren von Julius Cäsar über Attila zu Friedrich dem Großen ungemein viele von kleinem Körperbau; so auch Wellington, Nelson, Napoleon.

Von Dichtern und Malern sind zu nennen: Horaz, Milton, Dickens, Swift, Racine, Voltaire, Rousseau, Klopstock — Michel Angelo, Raphael, Kaulbach, Snaus, Menzel u. s. w.

Calvin, Luther, Melancthon, Erasmus von Rotterdam waren von kleinem Wuchs; ebenso eine Reihe der größten Philosophen.

**Bequem.** Der spanische General Morillo begann seine kriegerische Laufbahn als gemeiner Soldat und war bei dem Ausbruch der Revolution wider die Franzosen nicht als Sergeant bei der Marine. Bald darauf wurde er, wegen seines guten Benehmens, Alferez (Fähnrich) und brachte so viele bewaffnete Bauern, als möglich, zusammen, mit denen er Vigo angriff. Nachdem er hier den Franzosen in einem Treffen eine Niederlage beigebracht und sie in die Stadt zurückgetrieben hatte, forderte er sie auf, sich zu ergeben. Der französische Kommandant weigerte sich, dies zu thun, einzig aus der Ursache, weil er gehört habe, daß bei dem Feinde kein Offizier von hinlänglich bedeutendem Range sei, mit dem er unterhandeln könne. Morillo ernannte sich daher selbst zum Obristleutnant und ließ den Franzosen wissen, Obristleutnant Morillo werde seine Kapitulation annehmen, worauf auch der Platz übergeben ward.

Als die Regierung diese Eroberung und die Art, wie solche bewerkstelligt war, erfuhr, erteilte sie ihm darüber nicht nur die verdienten Lobsprüche, sondern autorisierte ihn auch, den Rang, den er sich selbst beigelegt hatte, ferner zu behalten.

**Frügel-Statistik.** In Nr. 280 des „Allg. Anzeigers der Deutschen“ von 1820 berichtet ein Dr. Wetter über das Tagebuch eines Schulmeisters, der alle im Laufe seiner Thätigkeit verabreichten Strafen aufgezeichnet hat (durch 51 Jahre und 7 Monate). Die Aufstellung ergab folgende Zahlen:

Stoßschläge . . . . .	1 572
Rutenhiebe . . . . .	124 010
Pfötken, Klaps und Knipse . . . . .	20 989
Handschmisse . . . . .	176 716
Maulschellen . . . . .	10 235
Ohrfeigen . . . . .	790
Kopfnüsse . . . . .	1 116 800
Notabenes mit Bibel, Gesangbuch und Katechismus	22 763
777 mal mußten die Knaben auf Erbsen knien . . . . .	777
613 Knaben auf einem dreieckigen Holze Buße thun	613
5001 den Esel tragen . . . . .	5 001
1707 die Rute hoch halten . . . . .	1 707

Mithin betrug die Summa der ausgetheilten Strafen, ohne diejenigen, die er vergessen hatte aufzuschreiben . . . . . 1 480 973

### Inhalt der Nr. 2.

Heinrich Guise. Historischer Roman von Karl Berkow. Forts. — Ein Revolutionär. Roman von Otto Mora. Forts. — **Beiblatt:** An eine Verlorene. Von Leon Vandersee. — Junge Mädchen. Von Gabriele von Lieres. — Glosse. Von Marie Benz. — Die Entwicklung des deutschen Schrifttums 1880—1892. Von Otto von Leizner. Schluß. — Warum. Von L. von Oberhofen. — Im Herbst. Von Th. Westphal. — Wacht am Rhein. Von B. — Aus dem Leben für das Leben. Von C. v. L. — Sprüche. Von S. S. — Vermischtes.

# Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3 $\frac{1}{2}$  M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N $\text{^\circ}$ . 3.

## Heinrich Guise.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

Heinrich Guise erinnerte sich auf dem Wege nach seinem Palais, daß er seiner Schwester noch einen Besuch versprochen und eilte daher in das Hotel Montpensier, von der Herzogin einen schnellen Abschied zu nehmen.

„Wie lange ich auf Dich gewartet!“ begrüßte ihn Katharina vorwurfsvoll.

Es waren fast dieselben Worte, mit welchen Angélique ihn empfangen; er war es gewohnt, daß man seinem Erscheinen mit Sehnsucht entgegen sah.

Nur gleichgültige Menschen kommen stets zu früh; der Liebling der gesamten Frauenwelt nahm derartige Äußerungen wie einen ihm gebührenden Tribut hin; er wußte, daß er stets erwartet werde.

„Die Vorrichtungen zu dem morgenden Auszuge nahmen mich in Anspruch,“ erwiderte er, „ich war bei unserem Oheim Numale, mich mit ihm zu besprechen.“

„Doch schon vor länger als zwei Stunden,“ sagte die Herzogin, ihn scharf anblickend, „denn als ich heute nachmittag dort war, erfuhr ich, daß Du ihn längst verlassen.“

Der Herzog lachte. „So mühe Dich, eine andere Erklärung für mein Fernbleiben ausfindig zu machen,“ sprach er belustigt.

„Als ob dies für mich notwendig wäre,“ entgegnete Katharina. „Möchtest Du mir vielleicht sagen, was Dich antreibt, jetzt so häufig Gaspard Lignerac und seine alte Schwester zu besuchen?“

„Ich erörtere mit ihm philosophische Probleme,“ antwortete Heinrich Guise übermütig.

„Du warst auch heute bei ihm.“

„Warum nicht, Duälgeist Du?“

„Mein Bruder!“

„Was wünschst Du von mir?“

„Ist es wahr, daß Du in jener Nacht die Tochter eines Regers vom Tode errettet hast?“

Heinrich wandte sich unangenehm berührt um. „Wer sagte Dir das?“

„Charles d'Entragues, der es mit ansah, wie Du sie aus einem der Häuser oder Gärten hinwegtrugst.“

„Der alberne Schwäger,“ murmelte der Herzog zwischen den Zähnen.

„Du leugnest es demnach nicht?“ fragte Katharina.

„Weshalb sollte ich es? Du weißt, daß ich der Mißhandlung wehrloser Frauen in jenen Tagen mehr als einmal entgegentrat, daß selbst L'Hopitals Tochter eine Zuflucht bei unserer Mutter fand. Jenes Mädchen, sie war ein halbes Kind noch, — ihr Anblick rührte mich; was hatte ich mit ihr zu thun? Die Rache, die wir auszuüben gingen, galt nicht ihr.“

„So ist sie es, die jetzt Deine Gedanken beherrscht, Dich plötzlich unempfindlich gegen alle anderen Frauen macht?“

„Und wenn es so wäre?“

„Schäme Dich, Heinrich, eine Regerin zu lieben.“ Er schien keinen Anlaß dafür zu finden.

„In der Liebe giebt es nur eine Religion, die der Schönheit, welche unsere Anbetung erweckt.“

„Leichtsinniger Mensch! So sage mir wenigstens, wer sie ist?“

„Du verrätst mich!“

„Dich!“ sprach sie mit Nachdruck und alle leidenschaftliche Zärtlichkeit, die sie für diesen Bruder empfand, klang durch das eine Wort.

Er küßte ihre Hand. „Ich weiß, daß Du meine getreue und stets aufopfernde Schwester bist,“ sagte er, „doch bringe vorläufig nicht in mein Geheimnis, das Deine klugen Augen so schnell durchschauten. Sollte mir in diesem Kriege etwas zustossen, so wird Dein Herz Dir vorschreiben, was Du für sie zu thun hast, die ich mehr als alles in der Welt geliebt.“

Sie nickte. „Und Deine Frau?“

Er schüttelte unwillig seine Locken zurück. „Erinnere mich doch in diesem Augenblicke nicht gerade an das Marmorgebild,“ rief er. „War es jemals mein Wunsch, Katharina von Cleves zu heiraten?“

Ich mußte es thun, wollte ich mein Leben vor den Nachstellungen des Königs sichern. Du wirst es wissen, wie Ihr alle in mich dranget, mich so schnell als möglich mit Porcians Witwe zu vermählen."

Sie mußte es sehr wohl und sie beurteilte es daher auch mit großer Milde, daß Heinrich sich von Anbeginn seine Ehefesseln so leicht als möglich zu machen verstanden. Unter den Großen Frankreichs wäre es ja ohnehin eine unerhörte Ausnahme gewesen, wäre irgend ein Gatte seiner Frau treu geblieben.

"Sahst Du den König?" fragte sie, das Gespräch ändernd.

"Ich verabschiedete mich bereits gestern. Er ist der Gleiche stets, zwischen Wutausbrüchen und düsterer Schwermut schwankend. Es sollte mich nicht wundern, wenn wir bald einem neuen Herrn zu hulbigen hätten."

"Anjou wird ein besserer Regent sein, als er," bemerkte die Herzogin. "Er besitzt persönlichen Mut, einen hohen Verstand und große äußere Vorzüge."

Jetzt waren es Heinrichs Augen, die forschend auf seiner Schwester ruhten.

"Meinst Du, Katharina?" entgegnete er. "Ich will es wünschen, daß Du Dich nicht in Deinen Erwartungen täuschest. Trotz der geringen Gunst, die mir Karl erwiesen, hätte ich zu seinem Charakter mehr Vertrauen, als zu dem Anjous."

"Aus welchem Grunde? Er war Dir stets freundschaftlich gesinnt."

"Die Freundschaft, die er giebt, kann nicht anders als nach dem Beispiele seiner Mutter sein, deren Lieblingssohn er ist."

"Dein Vorurteil macht Dich ungerecht, oder ist es Eifersucht auf des Volkes Gunst, die Ihr miteinander teilt?"

"Wie dürfte ich eiferlütlich auf meinen künftigen König sein? Er ist der Herr, ich der Vasall."

Sie ließ ihre Hand durch sein reiches Haar gleiten. "Dieses Haupt wäre gleicherweise geschaffen, eine Herrscherkrone zu tragen," sprach sie stolz.

"Thorheit, meine eitle Schwester, obwohl ich zu manchen Zeiten einen ähnlichen Gedanken in mir austauschen fühle."

"Die verborgenen Wünsche unseres Herzens sind es, die zuweilen unser Schicksal verkünden," sagte Madame de Montpensier. "Was opferte ich nicht, sähe ich Dich auf dem Throne, zu welchem Du wie niemand berufen bist?"

"Lieber als Anjou, Katharina, der mir dann weichen müßte?"

Sie errötete. "Vielleicht," entgegnete sie trotzdem fest, "denn es giebt niemand auf Erden, den ich so groß und glücklich wissen möchte, als Dich."

#### Achtes Kapitel.

Zu La Rochelle, dem jetzt fast einzigen Bollwerke der Protestanten, währte die Belagerung bereits mehrere Monate, ohne den Angreifern ein Ergebnis oder auch nur einen nennenswerten Vorteil verschafft zu haben.

Umsonst waren die Anstrengungen gewesen, welche der Herzog von Anjou mit seinem beträchtlichen Heere machte, die uneinnehmbar scheinende Festung zu erobern, umsonst die Tapferkeit, welche die Belagerer aufboten, die starkbewehrten Mauern zu erstürmen. In dieser ununterbrochenen Reihenfolge von verwegenen Heldenthaten, erbitterten Einzelkämpfen, blutigen Wagetüden waren die Hugenotten bisher stets Sieger geblieben.

Stadt und Festung La Rochelle wurden von nur 1500 Soldaten, von 200 bewaffneten Bürgern verteidigt. Doch der Opfermut, die Glaubensstreue der Bewohner waren geeignet, jeden einzigen derselben zu einem Helden zu machen. Sah man doch selbst Greise, Weiber und Kinder auf den Wällen, teils beschäftigt den Verteidigern Lebensmittel und Munition zu bringen, teils bei plötzlichen Angriffen der Belagerer in den Reihen zu stehen, Steine auf die Anbringenden zu schleudern oder siedendes Öl, geschmolzenes Blei hinabzugießen.

Unerschütteret durch die täglich sich erneuernden Anstürme erklärte der tapfere Befehlshaber La Noue, daß die Vorräte noch ausreichend, die Mauern noch fest genug seien, um die Belagerung weit über ein Jahr hinauszudehnen und die Bürger, wie die Truppen der Stadt, stimmten ihm begeistert bei, sich eher unter den Trümmern ihrer Festung begraben zu lassen, als dem Feinde sich zu ergeben.

Es war in den ersten Tagen des März, als der Kommandant die Führer und angesehensten Bürger zu einem Kriegsrat versammelte.

"Mir ist die Nachricht zugegangen, meine Getreuen," begann La Noue, "daß man für morgen einen Angriff auf den Boulevard de l'Evangile, wie auf den Turm de Cognes zu unternehmen gedenkt. Es ist das erste Mal, daß man von dieser Seite her den Sturm wagen will und ich kann es Euch nicht verhehlen, daß wir damit vielleicht der Entscheidung entgegengehen. Der Herzog von Anjou, welcher nichts eifriger verlangt, als seinen Kriegsruhm mit der Eroberung von La Rochelle zu befestigen, wird nichts unterlassen, den morgenden Kampf zu einem der heftigsten zu machen, und sind seine Truppen diesmal besser geleitet als all die Zeit zuvor, müssen wir gewärtigt sein, zu unterliegen. Vom Könige ist mir unlängst von neuem die Aufforderung zugegangen, unsere Waffen zu strecken und unter Gewährleistung der persönlichen Sicherheit die Stadt zu übergeben. Ich weiß zuvor, wie Eure Antwort sein wird, meine Braven, und dennoch halte ich es für meine Pflicht, Euch dieses Anerbieten mitzuteilen. Sprecht, wollt Ihr es noch einmal, selbst mit Opferung des Lebens versuchen, den Angriff zurückzuschlagen, oder wollt Ihr die Vorschläge des Königs annehmen, die Euch seine Gnade verheißt?"

"Niemals, niemals!" Der Ruf, von dreißig, vierzig Stimmen ausgestoßen, durchhallte wie ein einziger Schrei das Gemach. "Wir wollen sterben auf den Trümmern unserer Stadt, nur keine Gnade jenem heuchlerischen Könige verdanken!"

"Ihr sprecht für Euch, meine Freunde," fuhr La Noue fort, als sich die Ruhe wieder hergestellt

hatte, „und ich habe keine andere Antwort erwartet. Doch nicht Ihr allein seid es, die bei dem Fall von La Rochelle untergehen. Unsere Stadt birgt außer ihren waffenfähigen Männern noch eine Anzahl Schwacher, Schutzbedürftiger, Eure Frauen, Eure Jungfrauen, Eure Kinder. Ihr wisst, welch ein Schicksal ihrer harren würde, wenn die Stadt von Anjous Truppen erobert wird. Es ist des Führers Pflicht, Eure Aufmerksamkeit auch auf dieses zu lenken, nicht Euren Mut zu lähmen, nur Euch an die zu erinnern, die sich selbst nicht schützen können, wenn Ihr nicht mehr seid.“

Es herrschte einige Minuten Schweigen in dem Saale. Die Mahnung des Befehlshabers konnte nicht ohne Eindruck auf die Versammelten bleiben. Sie rief ihnen die schauervolle Eroberung von Sancerre in das Gedächtnis, die Greuelszenen, welche sich nach ihrer Einnahme abgespielt hatten.

Aus der Zahl der Führer trat jetzt ein junger Mann hervor. In dem bleichen, ernsten Antlitz, welches von straffem schwarzem Haar umrahmt war, flammten dunkle Augen, die schlanke, mittelgroße Gestalt war hoch emporgerichtet.

„Mein Kapitän,“ sprach er, „die Nachricht, die Euch Eure Späher überbracht, kam zeitig genug, um uns in den Stand zu setzen, uns darauf zu rüsten. Noch scheint mir die Gefahr für unsere Festung nicht so groß, um kampfslos sie aufzugeben. Das Bollwerk, welchem der Angriff gelten soll, ist stark und wohlbesetzt, und laßt Ihr die größere Zahl der Truppen dorthin werfen, bin ich gewiß, daß wir den Sturm zurückschlagen werden, wie es jedes einzige Mal bisher geschehen.“

„Die Feuerseele Eurer Jugend spricht aus Euch, Maurice de Rougemont,“ erwiderte La Noue nicht ohne Wohlgefallen, „doch fragt, die um Euch sind, die nicht allein sind, wie Ihr, die Frauen und Töchter besitzen, welche ihnen teuer sind, ob sie Eurer Meinung, ob sie nicht vorziehen würden, sich dem Worte des Königs zu vertrauen.“

Die düsteren Augen Maurice de Rougemonts schienen Blitze zu sprühen.

„Wollt Ihr in Wahrheit Euch dem Worte dessen vertrauen,“ wandte er sich an die Anwesenden, „dem das Gegebene niemals heilig war? Der mit seinen falschen Schmeicheln Eure Brüder in sein Netz gelockt und Coligny ermorden ließ, den er so oft seiner Gnade, wie seiner Freundschaft, versicherte? Seid Ihr diesmal gewiß, daß er halten wird, was er gelobt, daß Ihr nicht zu der Schmach, die Stadt ihm ausgeliefert zu haben, den Schmerz zu tragen hättet, die Euren gemordet zu sehen, die Ihr leichtsinnig seinem Schutze, seiner Gnade empfahlet? Mut, meine Gefährten, wir kämpfen nicht um eitle Güter, nicht Ehrsucht, Habgier hat die Waffen uns in die Hände gedrückt, — wir kämpfen für das Heiligste auf Erden, unseren Glauben, für unsere Heimat, unser Recht. Laßt ihnen, die auf unseren Schutz seit Monden bauen, zeigen, daß wir ihres Vertrauens würdig sind, — Gott ist mit uns in diesem Streite, — wer darf noch gegen uns sein?“

Er stand inmitten seiner Freunde und Kriegs-

genossen, die Augen zum Himmel erhoben, die blassen Wangen in Begeisterung gerötet, und diese Zuversicht, die fast prophetisch die Herzen der Hörer traf, war stark genug, sie mit sich fortzureißen.

„Rougemont hat recht,“ rief ein silberhaarer Bürger, an sein Schwert schlagend, aus; „hier ist die einzige Erwiderung auf des falschen Königs Gnadenwort. Wir werden unsere Wälle zu schützen wissen wie bisher, und denken alle, so wie ich, denen das Haar grau geworden, während das Herz ihnen jung geblieben, so fehlt es nicht an Waffenfähigen in dieser Stadt.“

Die Schwerter fuhren klirrend aus den Scheiden. Mit erhobenen Armen, lauten Stimmen gelobten sich die Verteidiger von La Rochelle von neuem treues Ausharren bis in den Tod; nicht mutlos und nicht müde zu werden in dem fast hoffnungslosen Kampfe und Gottes Beistand es anheimzustellen, ob ihnen Rettung werde aus ihrer großen Not.

Mit kaltblütiger Ruhe erteilte La Noue seine Anordnungen, dem erwarteten Sturme zu begegnen.

„Der Turm von Cognes und seine Umgebung wird sich als der gefahrvollste Platz erweisen,“ fügte er hinzu, „ich ließ mir sagen, daß der Herzog von Anmale sich diesen Punkt zum Angriff ausersehen, um eine Niederlage gut zu machen, die er unlängst erlitten. Wer will die Führung dort übernehmen?“

Abermals trat Maurice von Rougemont vor. „Gestattet mir, den Boulevard de l'Evangile zu verteidigen,“ sagte er fest. „Ich sprach das erste Wort des Widerstandes aus, und mir fällt die Verantwortung auch zu, wenn ich zu viel gewagt.“

„Ihr sollt den Platz erhalten,“ sprach der Kommandant gelassen, „für Eure Gefährten giebt es außerdem noch übergenuß zu thun.“

Maurice wandte sich an einen jungen Mann, der in seiner Nähe stand. „Du wirst, wie immer, auch morgen an meiner Seite sein, Eustache?“

Der Gefragte drückte seine Hand. „Wie immer dort auch, sei es im Siege, oder im Tode,“ antwortete er.

Der Kriegsrat wurde beendet, die Führer und Bürger hatten sich an die ihnen überwiesenen Posten zu begeben; auch Maurice und sein Freund verließen das Gebäude, in welchem La Noue seine Wohnung aufgeschlagen, und gingen durch die stillen, menschenleeren Straßen dem Boulevard de l'Evangile zu, der morgen vielleicht der Schauplatz eines verzweifeltten Kampfes sein sollte.

„Bleibst Du die Nacht bereits dort?“ fragte Eustache.

„Ich halte es für besser,“ erwiderte Maurice. „Es ist leicht möglich, daß die Feinde ihren Plan ändern und den Überfall früher wagen, als der Spion ausfragte.“

„Doch Du hast, wie ich weiß, heute noch kaum etwas genossen; willst Du nicht zuvörderst nach Hause gehen, Dich für die lange Zeit zu stärken?“

„Ich teile mit meinen Soldaten das Brot, welches sie noch übrig haben,“ sagte Maurice, „in meinem Hause finde ich nicht mehr als dort, da niemand da ist, der für etwas Sorge trägt.“

Eustache schwieg einige Minuten. „Wie lange ist es her, seit Du von Deiner Mutter, Deiner Schwester nichts vernommen?“ fragte er leiser.

„Ich weiß nichts mehr von ihnen seit dem Tage von Barthélemy,“ antwortete Maurice düster. „Man teilte mir mit, daß mein Vater ermordet, meine Mutter und Angélique verschwunden seien, niemand wisse, wohin. Seit dem September vorigen Jahres bin ich in La Rochelle und selbst, wenn mich die Pflicht nicht hielte, — einem Hugenotten öffnen sich die Thore von Paris nicht, wie Du weißt.“

„Ist die Belagerung zu Ende, veruche ich es, in einer Verkleidung, sei es der eines Bettlers oder eines Mönches, einzubringen und nach den Deinen zu forschen,“ erklärte Eustache.

„Ich hatte einen ähnlichen Voratz, doch so lange ich nicht sicher bin, diese Mauern lebend zu verlassen, kenne ich bei jedem Schusse, den die Meinen abfeuern, nur den Gedanken: daß er das Herz eines meiner Feinde treffen möge, zur Rache für die, welche jener Unthat mir entriß.“

„Hätte Angélique Deine Eltern wenigstens nicht begleitet,“ sagte Eustache, „welches Schicksal mag ihre Jugend, ihre Schönheit ihr bereitet haben?“

Maurices Zähne knirschten aneinander. „Erinnere mich nicht dessen. Möge der barmherzige Gott ihr den Tod als Befreier zuvor gesendet haben!“

„Lasse uns lieber hoffen, daß sie einen Schutz gefunden, ehe sie das Schlimmste traf,“ bemerkte Eustache, „kann sie zum Verderben bestimmt gewesen sein, sie, die so schön, so jung, so gut war?“

„Frage unsere Feinde, ob bei ihnen Barmherzigkeit wohnt, der Jugend, der Unschuld, der Schönheit gegenüber?“ sprach Maurice bitter. „Ich erwarte nichts, als ihre Gräber zu finden, führt mein Weg mich einst in jenes Babel, welches die Hauptstadt Frankreichs heißt.“

Sie waren an dem Boulevard angelangt; Maurice prüfte im Verein mit seinem Freunde sorgfältig die getroffenen Verteidigungsanstalten, die Stärke der Besatzung, die Vorräte an Munition, die Stellen des Mauerwerks, welche ihm am schwächsten dünkten.

„Ich bitte Dich, Eustache, sofort zu dem Gouverneur zu gehen, ihn zu bestimmen, mir noch einige Leute zu senden,“ sprach er, als der Rundgang beendet war, „der Turm von Cognes ist unter allen Umständen zu mangelhaft geschützt. Die Bürger sollen, wenn es nicht anders möglich, einige ihrer Waffenfähigen schicken, auch Alte und Schwache können uns, den Kämpfern, noch wirksam beistehen, wie sie es schon mehrmals thaten. Willst Du noch eine Stunde oder zwei vor dem Nachtdienst ruhen, so hast Du Zeit. Ich sehe, daß bis jetzt alles in Ordnung ist.“

„Ich werde einen Umweg vorbei an Hennequins Hause machen,“ entgegnete Eustache, „und Irène sagen, daß sie Dir einen Imbiß in die Kasematten bringt; das Brot der Soldaten reicht wohl nicht aus.“

Das ernste Antlitz Maurices erhellte sich ein wenig.

„Die Gegenwart des tapferen Mädchens ist in

der Mitte unserer Scharen jederzeit willkommen, auch wenn sie mit leeren Händen käme.“

Die Freunde trennten sich; Eustache von Soignac begab sich zu dem Kommandanten und dann nach dem genannten Hause, das einem reichen Sieur der Umgegend gehörte, der seine Person, wie seine Mittel freiwillig in den Dienst der guten Sache gestellt hatte.

Irène de Hennequin, eine verwaiste Nichte des Edelmannes, war eine Jugendgepielin Angéliques gewesen und von Maurice wie eine zweite Schwester lieb und wert gehalten.

Die Aufforderung, trotz der vorgerückten Stunde noch heute hinaus in die Schanzen zu kommen, überraschte sie nicht. Die Frauen und Jungfrauen von La Rochelle kannten in dem Gefühle ihrer Aufopferung nicht Furcht noch zauderndes Bedenken. Sie eilte zu ihrer Tante, sich die Erlaubnis zur Mitnahme der gewünschten Vorräte zu erbitten und trat kurze Zeit darauf in Begleitung einer Dienerin, beladen mit verschiedenen Körben den Weg zum Boulevard de l'Évangile an.

Die Soldaten, an welchen das junge Mädchen vorüberschritt, grüßten ehrerbietig die ihnen wohlbekannte und liebe Erscheinung. Wie oft hatte sie in diesen verfloffenen Monden in ihren Reihen gestanden, an der Verteidigung teil zu nehmen oder mit geschickter Hand die Wunden zu verbinden, welche die Kämpfer erhielten. Ihr Anblick, meinten sie, gäbe allein schon Mut, das Äußerste zu wagen und sie und alle anderen zu schützen, die gleich ihr als hilfreiche Engel unter den feindlichen Geschossen in der Mitte der Kriegerleute erschienen.

Maurice befand sich in dem zu ebener Erde gelegenen Wachtzimmer einer der Kasematten, als die Thür sich öffnete und Irène atemlos unter ihrer Last eintrat.

„Gott zum Gruß, Maurice,“ rief sie trotzdem heiter, „heut abend hast Du mich sicherlich nicht mehr erwartet. Doch sieh her, was wir alles bringen, ich und die gute Maria, die sich so arg abgeschleppt: das Abendessen für Dich und Deine wackeren Leute, denn denke nur nicht, daß der Inhalt all dieser Körbe für Dich allein bestimmt sei.“

„Ich hätte ihn auch schwerlich angenommen, Irène, wenn ich mit meinen Getreuen nichts zu teilen gehabt,“ sprach Maurice herzlich. „Nun danke ich Dir doppelt, daß Du gekommen bist, und will Dir bei dem Auspacken helfen.“

Die Körbe wurden auf den Tisch gesetzt; die außer dem Chevalier anwesenden Offiziere und Cornets beeilten sich, der anmutigen Spenderin ebenfalls ihre Dienste anzubieten. In kürzester Frist war die willkommene Beschäftigung vorüber; ein jeder hatte seinen Anteil erhalten. Irène nahm mit lächelnder Miene den Dank entgegen, der ihr von allen Seiten ausgesprochen wurde und wandte sich wieder zum Gehen.

„Wohin willst Du so schnell, Irène?“ fragte Maurice.

„Hinaus zu den Posten, Fleisch, Wein und Brot an sie verteilen; Du siehst, der größte der Körbe hier ist noch gefüllt.“

„Doch nicht allein jetzt in der Dunkelheit?“  
 „Weshalb denn nicht? Wer würde mir etwas anhaben?“

„Ich begleite Dich. Der Weg durch die Schanzen ist zu solcher Stunde nicht für ein Mädchen Deines Alters geeignet.“

„So wollen wir alle mitgehen,“ sagte einer der übrigen Offiziere, „es ist die beste Form des Dankes, den wir unserer Wohlthäterin darbringen können.“

„Und zugleich die angenehmste,“ meinte Eustache de Loignac, der in diesem Augenblicke in der Thür erschien, „aber wisset Ihr denn, ob das Fräulein Euch zur Begleitung will?“

Frène schaute unbefangen in dem Kreise der Edelleute und Offiziere umher.

„Wenn die Herren die ihnen notwendige Ruhe einem kurzen Gange mit mir opfern wollen, wüßte ich nicht, weshalb ich mich dessen nicht freuen sollte,“ erwiderte sie.

Eustache dachte unwillkürlich, daß es ihm nicht sehr erwünscht sein würde, in der Begleitung von acht bis zehn anderen Männern den Gang anzutreten, wenn er sich an Maurices Stelle befände und an seiner Seite statt Frène, Angélique von Rougemont hätte.

Doch der Freund schien seine Ansicht nicht zu teilen. Er winkte einem der Troßknechte, den Korb mit Schwaaren zu tragen, die bei den Posten ihre Verwendung finden sollten, und schritt mit Frène den Gefährten voran, zur Thür der Kasematte hinaus in die Schanzen.

Die Nacht war kühl und nebelig, eine jener feuchten Frühlingsnächte, die erfolglos mit der Herrschaft des Winters ringen. Die Wachtfeuer, welche man zum Schutze gegen die Kälte entzündet, schimmerten rötlich durch die trübe Atmosphäre, der gleichmäßige Schritt der Posten hallte auf dem gefrorenen Boden wieder.

Maurice hatte des jungen Mädchens Arm in den seinen gelegt, um sie besser über die Unebenheiten des Terrains führen zu können.

„Du frierst?“ fragte er besorgt, als er sie leise erzittern fühlte.

„Nein, nicht im mindesten,“ erwiderte sie standhaft, „ich schauderte nur bei dem Gedanken, was der morgende Tag Euch bringen könne, die Ihr so Schwerem entgegen geht.“

„Uns, Frène?“ wiederholte der Chevalier, „an Dich denkst Du nicht?“

„Unser Schicksal, Maurice, das im Hinblick auf die große Sache so gering und nichtsbedeutend ist, darf uns wohl zu dieser Stunde nicht bewegen. Gott wird es lenken, wie es ihm gefällt.“

„Du bist zur Heldin geboren, ich sagte es stets,“ bemerkte Maurice.

„Nicht ich allein, so wie ich denken alle meine Schwestern in der ganzen Stadt. Sie bitten für Euch, daß er den Sieg Euch schenke, nicht für uns.“

„Er wird es thun, Frène; und in unserem Siege liegt auch Euer Heil.“

Sie schritten schweigend eine Weile nebeneinander her.

„Ist es Dir recht, wenn ich morgen wiederkomme?“ fragte Frène zögernd.

„Gewiß, zu jeder Zeit, nur nicht, wenn wirkliche Gefahr vorhanden ist.“

„Du mißverstehst mich; ich meine während des Sturmes.“

„Was willst Du dann?“

„Euch helfen, wie ich und die Gefährtinnen es schon öfters thaten.“

„Ich darf es nicht gestatten, es könnte morgen der letzte sein.“

„Eben darum!“

Er antwortete nicht.

Frène wandte sich zu ihren Begleitern, die in einiger Entfernung hinter dem jungen Paare gingen. „Entscheidet Ihr es, Ihr Herren,“ rief sie entschlossener, „da Maurice mir seine Erlaubnis verweigert. Ist es nicht unsere, der Frauen Pflicht, am morgenden Tage in den Schanzen gegenwärtig zu sein, mit unseren schwachen Kräften Euch beizustehen und, wenn das Blut fließt, Wunden zu verbinden?“

„Nicht eine Pflicht, doch eine Opferung,“ antwortete einer der Kapitäne ehrerbietig; „wer würde es wagen, einem so edlen Drange schöner Menschenliebe ein ‚Nein‘ entgegenzusetzen?“

„Du siehst, Maurice, Dein Weigern hilft Dir nichts,“ sagte Frène triumphierend. „Könntest Du es vor Dir selbst verantworten, wenn Du die Deinen hilflos, ungepflegt in ihrem Blute liegen ließeßt? — Ich komme morgen, ob mit, ob wider Deinen Willen und jetzt blicke nicht so finster; wir sind zur Stelle. Deine Braven haben sicher schon längst nach einer Stärkung ausgeschaut, die ihnen nun sofort werden soll.“

Bei dem Scheine der Wachtfeuer und der Fackeln wurden von Posten zu Posten die mitgebrachten Gaben verteilt. Die Verpflegung der Truppen zu La Rochelle hing von dem guten Willen und der Freigebigkeit der Bürger ab. Eine außergewöhnliche Zuwendung, wie diese, war daher stets hochwillkommen, besonders auf die lange regnerische Nacht hinaus, die vor den Soldaten lag.

Frène spähte von dem Walle aus, den sie mit den Männern erstiegen, hinüber nach dem feindlichen Lager. Auch dort schimmerten, gleich trüben, rötlichen Punkten, durch das Nebelmeer die Wachtfeuer, unzählbar fast, in stets sich fortsetzenden Reihen. Ihr mutiges Herz begann von neuem zu erbeben, — wie groß die Übermacht und wie gering das todesmutige Häuflein derer, die gewillt waren, bis zu ihrem letzten Atemzuge die Stadt zu verteidigen.

Maurice erriet, was sie beschäftigte, als er sie jetzt sorglich den Wall hinabgeleitete.

„Die Zahl der Feinde ist der unseren weit überlegen,“ sagte er, „aber dennoch nicht so gefahrvoll, als Du meinst. Ihre Führung ist eine schlechte, wie es alle unsere Ausfälle bewiesen, in welchen sie nicht ein einziges Mal siegten, Krankheit und Tod haben ihre Reihen schon bedeutend gelichtet. Auch herrscht die Einigkeit nicht bei ihnen, die oftmals die Bürgerschaft des Erfolges zu sein vermag. Man hat von Paris alles in das Heer geschickt, was dort als verächtlich galt und damit viele Unternehmungen von

Anbeginn geschädigt, weil sich dem Willen der Anführer ein stiller Widerstand entgegensetzte. — Darum sei getroßt; wir stehen in fester Reihe geschlossen jenen gegenüber, von einem Willen nur, von einem Empfinden beseelt, bereit, uns für einander dahinzugeben, gestählt durch die Überzeugung unseres heiligen Rechtes.“

Sie schaute stumm zu ihm empor, der von dem flackernden Scheine des Feuers beleuchtet vor ihr stand. Wie groß erschien er ihr in seiner heldenhaften Zuversicht, der biblischen Kämpfer einer, von welchen ihr Oheim den Seinen aus dem Buche der Bücher kündete.

„Leb' wohl, ich muß nach Hause,“ sagte sie gepreßt, „mir scheint es, als habe ich zu lange schon hier gezögert.“

„Niemals zu lange,“ entgegnete er ruhig, „denn Deine Gegenwart ist tröstend wie das Sternenlicht.“

Sie reichten sich zum Abschied die Hände; die Hand des Mädchens war unruhiger, heißer, als die des Mannes, den nur der eine Gedanke voll und ganz beherrschte: die Rettung seiner Stadt und seiner Glaubensbrüder.

Die Offiziere begleiteten die Jungfrau bis zu dem Ausgange der Schanzen; weiter noch mitzukommen, war nicht möglich. Irène selbst dachte nicht daran, daß es notwendig sein könne, durch die dunklen Straßen einen anderen Schutz zu haben, als den der Hausmagd, welche im Verein mit ihr die Körbe getragen. Die hugenottische Bevölkerung von La Rochelle zeichnete sich durch eine hohe Sittenstrenge aus; es wäre niemand in den Sinn gekommen, ein schußloses Weib zu beleidigen, zu schreien.

War es doch auch die stolze Tugend der calvinistischen Edelleute, welche sie an dem leichtfertigen Hofe Katharinas ganz besonders verhaßt gemacht hatte. — Welch ein Recht besaßen diese verblendeten Kecker, mit so hochmütiger Verachtung auf ihre Standesgenossen herabzusehen, nur weil diese das Leben um so vieles leichter nahmen und sich ihre Sünden ohne große Gewissensbisse bei einem duldsamen Beichtvater vergeben ließen?

Unangefochten legte Irène auch heute den ziemlich weiten Weg nach des Oheims Hause zurück. Mr. de Hennequin saß mit seiner Gattin am Kaminfeuer, bei dessen Scheine die Edelfrau die Spindel tanzen ließ. Der Eintritt der Nichte unterbrach für einen Augenblick nur das Gespräch, welches beide geführt, Irène küßte Oheim und Tante die Hände und setzte sich dann mit einem Korbe Leinenzug zu ihnen, neben die Flamme. Sie schnitt Verbände zu recht, welche am morgenden Tage ihre Verwendung finden sollten und hörte dabei aufmerksam mit an, was Mr. de Hennequin seiner Frau über die Aussichten und Hoffnungen der Belagerten mittheilte. Er wandte sich endlich zu ihr.

„Nun, hast Du Deine Vorräte glücklich angebracht, Mignonne?“ fragte er freundlich. „Unsere wackeren Verteidiger können sie wohl gebrauchen, denn sie bedürfen der Kräfte für den kommenden Morgen. Wen sahest Du von unseren Freunden in den Schanzen?“

Irène nannte die Edelleute, welche sie im Wohnzimmer gefunden, zuletzt mit einer kleinen Zögerung Maurice von Rougemont.

„So, so, auch Maurice?“ lachte Mr. de Hennequin. „Ich glaubte schon, Du habest ihn nicht angetroffen und das würde ihm doch leid gewesen sein und Dir vielleicht auch.“

Irène errötete, faßte sich jedoch schnell.

„Den lieben Gefährten aus der Kinderzeit durfte ich doch nicht vergessen,“ antwortete sie, sich zum Scherze zwingend. „Saget Ihr nicht, mein Oheim, daß er an besonders gefährvoller Stelle stände?“

„Ja, das sagte ich allerdings, und es ist auch richtig, aber er hat es sich ja selbst ausgebeten. Ihn treibt noch etwas mehr dazu, als nur die Liebe zu seinen Brüdern, der Wunsch ihrer Rettung. Das Verlangen verzehrt ihn, den Tod der Seinen an denen zu rächen, die ihm morgen gegenüberstehen werden, — die Guisen sind es, die sich vorgesezt, die Stadt von jener Seite zu erstürmen, der Herzog von Anmale leitet den Angriff; so sagten die Kundschafter, die sich zu uns hereingeschlichen.“

„Maurice wird sie bestegen,“ rief Irène leuchtenden Auges aus.

Der Oheim zuckte die Achseln. „Das, Kind, vermag niemand im voraus zu sagen,“ meinte er, „wenn es von der Tapferkeit, der Hingebung der Unseren abhinge, hätten wir längst das Heer dort draußen in die Flucht geschlagen. Doch unsere Feinde wollen ihre Ehre nicht vor unseren Mauern begraben, und deshalb werden wir auf eine lange Zeit uns noch zu wehren haben, wenn wir nicht zum Untergange bestimmt sind.“

„O, mein Oheim, das kann Gott nicht wollen,“ sprach Irène aus tiefster Überzeugung, „ist es nicht für ihn, für sein heiliges Wort, daß wir leiden und kämpfen?“

„Das glauben jene draußen vor den Thoren auch von sich, mein Mägdelein, und so lange wir uns darüber nicht einigen, wer im Rechte ist, hört unser Streit nicht auf.“

„So zweifelt Ihr daran, Antoine,“ mischte sich Madame de Hennequin strengen Tones in das Gespräch, „daß unsere Religion die allein rechte sei?“

„Ich nicht, Alison,“ entgegnete der Hausherr ruhig, „wie hätte ich sie sonst aus freiem Willen angenommen, aber wir, die wir uns dazu bekennen, haben über die Gemüter unserer Gegner keine Macht und sind zuvörderst noch in der Minderheit.“

„Ein einziges Samenkorn der Wahrheit vermag hundertsältige Frucht zu bringen,“ sagte Frau Alison, „und ungeahnt kann uns der Herr die Hilfe senden, die uns aus Geknechteten, Verfolgten zu Gebieteren jener macht.“

„Könnte es geschehen,“ seufzte Mr. Antoine, „doch woher sollte eine solche Hilfe uns kommen? König Heinrich und Prinz Condé sind Gefangene.“

„Und wissen wir es auch noch nicht, woher der Retter uns erscheine, es wird der Herr sein Allmachtswort einst sprechen und uns Bahn brechen durch die Scharen der Bedrücker.“

Mr. de Hennequin schwieg; ihm war das Herz

in Erwartung des Kommenden von Sorgen schwer. Er vermochte die fast religiöse Zuversicht seiner Glaubensgenossen von dem Siege der gerechten Sache nicht immer zu teilen.

„Ihr sagtet, Antoine, daß Ihr durch die kundschafter einen Brief aus Paris zugestellt erhalten,“ bemerkte die Edelfrau nach einer Pause. „Sind Dinge darin, die auch wir erfahren dürfen?“

„Ich habe keinen Grund, sie Euch vorzuenthalten,“ antwortete ihr Gatte. „Die Nachricht betrifft nicht uns selbst, sondern unsern jungen Freund, Maurice Rougemont.“

Frène blickte lebhaft interessiert auf; sie unterdrückte den Ausruf, der ihr auf den Lippen schwebte.

Der Oheim beachtete sie nicht. Er zog aus einer Falte seiner Sammetshaube ein arg beslecktes und zerfrittertes Schreiben hervor, dem man es ansah, daß es lange Zeit gebraucht, um an sein Ziel zu gelangen.

„Der Brief kommt von einem Kaufmann aus Paris, der für den verstorbenen Rougemont und mich verschiedene vorteilhafte Geschäfte abgeschlossen und auch noch kurz vor seinem Tode René gesehen. Er teilt mir mit, daß er seit kurzem über den Verbleib der Mutter und der Schwester Maurices Sicheres erfahren, daß sie der Mordnacht entgangen und in tiefer Verborgenheit noch in der Hauptstadt leben.“

Frène ließ ihren Leinenstreifen fallen; sie umklammerte des Oheims Arm.

„O Gott, wenn es möglich wäre,“ sagte sie, vor Erregung bebend.

„Halbin stellt es als gewiß hin,“ fuhr der Oheim fort, die Hände des jungen Mädchens sanft klopfend. „Er behauptet, Angélique sogar gesprochen zu haben. Doch drückt er sich am Schlusse seines Schreibens wieder unklar und geheimnisvoll aus. Es muß etwas nicht in Ordnung mit den beiden sein; Susanne Rougemont scheint infolge der Ereignisse geistesverwirrt geworden.“

„Das wäre nicht zum Erstaunen,“ bemerkte Frau Alison, „und Angélique?“

Der Edelmann zögerte.

„Nun, was ist mit ihr?“ forschte seine Gattin.

„Sie scheint einen Beschützer gefunden zu haben, mit dem es eine eigene Bewandnis hat; ich verstehe nicht, was Halbin damit meint.“

„Vielleicht ein katholischer Freund ihres Vaters, der es nicht wagt, sich offen zu den Ausgestoßenen zu bekennen,“ meinte Frau Alison arglos.

„So wird es sein,“ erwiderte beruhigt Mr. Antoine, dem es unlieb war, daß seine junge Nichte den zweiten Teil der Unterhaltung mit angehört. „Die Hauptsache bildet ja immerhin, daß beide dem Tode entgangen sind.“

„Wie wird Maurice glücklich sein,“ rief Frène froh. „Darf er es erfahren, teurer Oheim?“

„Nicht sogleich morgen, Kind,“ entgegnete der Oheim, „eine Nachricht, wie diese, wäre imstande, ihm die notwendige Ruhe und Besonnenheit zu rauben, deren er jetzt mehr als je bedarf.“

„Ihr habt recht, mein Gatte,“ bestätigte Frau Alison. „Es würde ihn auch hinweg zu den Seinen

ziehen, die er aus der schrecklichen Stadt befreien möchte. Deshalb nur Susanne mit ihrer Tochter sie nicht sogleich verlassen?“

„Das konnten sie vermutlich nicht, weil Frau von Rougemont nach Halbins Worten schwer erkrankte, auch mag es ihnen an den notwendigen Mitteln und vor allem an einem Schutze gefehlt haben, um die weite Reise zurückzulegen.“

„Ist die Belagerung vorüber und wir noch am Leben, gehen wir nach Paris die Armen heimzuholen, falls Maurice es nicht kann.“

„Das wollen wir,“ sagte der Hausherr entschieden, „es ist nicht mehr als unsere Pflicht, die wir gegen die Überlebenden unseres wackeren Freundes erfüllen.“

Frène sagte nichts; ihre sonst so fleißigen Hände ruhten noch unthätig in ihrem Schoße; sie dachte an Maurice und welche Seligkeit es für sie sein müsse, dürste sie ihm die Freudenbotschaft von der Errettung der Seinen überbringen.

## Neuntes Kapitel.

Der andere Morgen sah die Einwohnerschaft von La Rochelle fast vollzählig auf den Wällen versammelt, die Verteidiger der belagerten Stadt zu unterstützen, die schon seit Stunden mit ihren Angreifern in erbittertem Kampfe rangen.

Zweimal bereits war der Sturm zurückgeschlagen worden, doch immer neue Truppen führten die Belagerer zum Angriffe herbei, es war, als wenn die Zahl der Feinde aus dem Boden hervorstübe, des kleinen Heeres zu spotten, das sich hinter jenen Bollwerken barg.

Dort jene grünen Feldabzeichen, die hoch über den anderen ragten, gehörten den Lothringern, dem Hause von Guise an. — Deutlich unterschied Maurice von Rougemont die beiden reichgekleideten Ritter, welche den anderen voran sich in den Graben warfen. Das war der junge Herzog Heinrich und sein Bruder Mayenne, er drückte krampfhaft Eustache de Voignacs Hand, der neben ihm stand.

„Da sind sie beide,“ raunte er ihm zu, „die Mörder von St. Barthélemy. — O, nur im Zweikampfe einem von ihnen gegenüberstehen und die Genugthuung erleben, jenes Blut fließen zu sehen, wie sie das der Meinen vergossen. — Lasse das Falconett dorthin richten, wo sie sind; ich sehe nichts, als diese verhassten Gesichter, die aus dem Leben weichen müssen, wo ich bin.“

Voignac gehorchte. Das Zielen war durch die raschen Bewegungen der Kämpfenden drunten in den Laufgräben erschwert. Jetzt wälzte sich das Getümmel gegen den Turm von Cognes, auf dessen Mauerwerk die Frauen standen, einen Hagel von Steinen auf die Anstürmenden zu schleudern und siedendes Öl hinabzugießen, eine Art der Verteidigung, welche selbst die mutigsten der feindlichen Soldaten zurückweichen machte.

Maurice Rougemont bemerkte mit innerem Triumphe, wie die Anführer vergebens ihre Truppen



zu erneutem Vordringen anzueifern suchten; kalten Blutes leitete er das Feuer der Geschütze von dem Bollwerke her, auf welchem er sich befand. Eine Kugel streifte seinen Arm, ihm eine tiefe Fleischwunde reißend, er achtete dessen nicht; er sah vor seinen Blicken immer nur die grüne Helmszier wogen, die seinen Feind kenntlich machte. Irène Hennequin stand plötzlich neben ihm.

„Du blutest, bist Du verwundet?“ rief sie besorgt.

„Nicht doch, ein Streifschuß nur, ich spüre es kaum,“ entgegnete er, den nächsten Erdbügel erklimmend, um besser sehen zu können.

„Söhne Dir einen Augenblick nur Ruhe, die Wunde zu verbinden,“ bat Irène, „der Blutverlust ist zu groß; es könnte eine Schwäche Dich übermannen.“

Er fühlte es selbst; das Blut strömte unaufhaltsam aus der empfangenen Wunde; Irène schlug ein Tuch darum. Sie stand inmitten des Kugelregens, der von allen Seiten auf sie eindrang, doch ihre Hand zitterte nicht, die in dem Liebeswert thätig war.

Maurice auch erinnerte sich ihrer Gefahr nicht. Da war er wieder, der grüne Helmbüsch, den er sich zum Ziele seines Geschosses ausersehen, — jetzt ganz in seiner Nähe unterhalb des Turmes von Cognes. — Hastig machte er sich von Irène los, die den Verband noch nicht vollendet hatte, dem Falkonett selbst die gewünschte Richtung zu geben, dem Söldner neben ihm die Lunte aus der Hand zu reißen.

Der Schuß krachte; es war ihm, als ob er drüben den Getroffenen wanken, stürzen sehe, doch die Schwäche, welche er bisher unterdrückt, kam plötzlich heftiger als zuvor über ihn — halb besinnungslos sank er neben dem Geschütze nieder.

In dem Laufgraben drunten lönte durch den Lärm des Kampfes verworrenes Geschrei, das Getümmel schien einen Moment zu stocken, auf den Wällen ging die Nachricht von Mund zu Munde, daß einer der Feldherren gefallen sei; die Verwirrung benutzend, welche durch den Tod desselben entstanden, suchten die Belagerten ihr Feuer zu verdoppeln.

„Wer ist es? Wer ist getroffen?“ fragte Maurice mit einem schwachen Versuche sich aufzurichten.

„Einer der Anführer stürzte, der Herzog von Numale,“ antwortete Irène, die neben ihm knieend, seinen Armel auseinanderschnitt, die Wunde noch einmal sorglicher, als zuvor zu verbinden.

„Einer von ihnen also dennoch,“ murmelte Maurice, vor Blutverlust und Erschöpfung bewußtlos werdend.

Irène sprang empor, einige der zum Krankendienst anwesenden Bürger zu bitten, den Ohnmächtigen hinwegzutragen, doch die Wut des Kampfes schien sich allen jetzt mitteilen zu wollen, den Sieg zu vollenden, der den Eingeschlossenen winkte.

Vergebens suchten Heinrich Guise und Marschall von Tavannes die Truppen wieder zu sammeln, Mayenne war bereits von mehreren Schüssen verwundet, kampfunfähig geworden, — die Soldaten weigerten sich, noch einmal dem mörderischen Feuer, den Güssen siedenden Wassers, dem Hagel von Stei-

nen sich auszusetzen, mit zornestrichter Stimme mußten beide Feldherren endlich den Befehl zum Rückzuge geben, — der Sturm des heutigen Tages hatte sich zu einem glänzenden Triumph für die Bewohner von La Rochelle gewandelt.

In einer der Kasematten, wohin man ihn endlich gebracht, schlug Maurice Rougemont die Augen wieder auf. Sie trafen das Antlitz der Jugendgepielin, die an seinem Lager saß.

„Wie steht es draußen?“ fragte er, sich emporrichtend. „Ich höre nur vereinzelt Schüsse fallen.“

Irène neigte sich zu ihm, die großen, klaren Augen thränenschimmerkend.

„Gerettet, Maurice,“ jauchzte sie, „so Gott es will, für immer, — der Angriff ist vorüber und Du warst Sieger.“

„Irène!“

Er machte eine Bewegung, als wolle er in dem Jubel über diese Kunde mit dem unverletzten Arme sie zu sich niederziehen. Sie wich in keuscher Scham zurück, und er ließ den erhobenen Arm wieder sinken. Hatte er doch auch kein Recht zu solcher Zärtlichkeit, die hier vielleicht mehr dem Rausche der Siegesfreude, als dem Aufwallen eines wärmeren Gefühles entsprungen wäre.

So begnügte er sich ihre Hand an seine Lippen zu ziehen und in seinem gewohnten ruhigen Tone zu sagen: „Ich danke Dir die Freudenbotschaft und alle Mühe, die Du Dir um mich gemacht.“

„Sie war nicht groß, denn Deine Wunde ist nur leicht; der Blutverlust hat die Ohnmacht hervorgerufen, weiter nichts.“

„Gott sei gelobt; so kann ich in einigen Stunden wieder auf meinem Posten sein,“ sprach er befriedigt.

Die Offiziere und Edelleute aus den Schanzen drangen herein und umgaben in geräuschvollem Triumph das Lager des jungen Mannes. Der Sturm war glänzend abgeschlagen; man hoffte, daß nach dieser Niederlage die Feinde nicht so bald wieder einen zweiten Versuch würden.

Der Tod des Herzogs von Numale, eines Oheims Heinrich Guises, bestätigte sich. Der König war um einen tapferen Feldherrn und erfahrenen Kriegsmann ärmer geworden, für die Rocheller ein weiterer Grund mit diesem Tage zufrieden zu sein.

Inmitten des immer lebhafter werdenden Gespräches entschwand Irène leise aus dem Zimmer, um im Verein mit den andern Frauen und Jungfrauen für die übrigen Verwundeten zu sorgen.

Doch während sie mit geschickter Hand ihres Samariteramtes waltete, stand vor ihr unverändert das Antlitz Maurice Rougemonts, wie er hellleuchtenden Auges zu ihr emporgeschaut, wie er, — ja, hatte er denn wirklich die Absicht gehabt, sie an sein Herz zu ziehen?

Sie fühlte all ihr Blut in die Wangen strömen, stets hatte sie daran gezweifelt, ob er sie lieb habe, lieb wie sie ihn, den sie seit so langer Zeit schon in ihrem Herzen zu einem gottgeweihten Helden erhoben, — erst heut, — heut, — auf diesem Tage des Ruhmes, des schrankenlosen Jubels schien es wie eine Offen-

barung über sie zu kommen, daß jenes ernste Männerherz ihr angehöre, — o, war es denn möglich, daß die Erde ein solches Glück für sie bereitete, daß Gottes Güte ihr soviel vor anderen voraus schenken wollte?

\* \* \*

Der Sieg, den die Bewohner von Rochelle an jenem heißen Tage erfochten, sollte sich in der Folge als bedeutsamer erweisen, als sie selbst es im Anfange meinten. Im königlichen Heere überzeugte man sich, daß die Standhaftigkeit der Hugonotten aller Anstrengungen der Gegner spottete, und man mußte sich darauf gefaßt machen, daß die Belagerung eine noch langwierigere und zugleich hoffnungslose werden könne.

Wie sich aus diesem Grunde die Stimmung in der eingeschlossenen Stadt hob, so mußte sie in dem Heere der Belagerer sinken. Der Herzog von Anjou zumal begann dieses fruchtlosen Kampfes müde zu werden, der stets neue Schwierigkeiten, aber keinerlei Erfolge bot.

Die Unzufriedenheit unter den einzelnen Führern trat immer offener zu Tage. In jedem einzigen Unternehmen fast fehlte es an der notwendigen Einigkeit. Der Herzog von Nevers beklagte sich über die Unbankbarkeit seiner Anverwandten aus dem Hause Guise, die lothringischen Prinzen über das zaubernde Vorgehen ihres Schwagers Montpensier, der dagegen häufig Grund besaß, die beiden Brüder von tollkühnen Wagemüthen zurückzuhalten.

Alle aber waren in ihrem Mißvergnügen dem Herzog von Anjou gegenüber einig, der es kaum noch verhehlte, daß er nur nach einem Vorwande verlangte, diese zeit- und menschenraubende Belagerung aufzuheben und die ihm gebotene Königswürde in Polen anzunehmen.

Seinen Soldaten gelang es nicht einmal, das Einlaufen der Schiffe zu verhindern, die unter Montgommerys Führung der bedrängten Stadt von Königin Elisabeth zur Unterstützung gesandt wurden. Vergebens hatten sich die lothringischen Prinzen mit einer Anzahl fühner Männer bis hinaus in das Meer gewagt, auch ihr Feuereifer mußte endlich an der Nutzlosigkeit dieser Kämpfe erlahmen, und Herzog Heinrich erklärte ohne Scheu, sich mit den Seinen an keiner Unternehmung mehr beteiligen zu wollen.

So schlug mit dem beginnenden Frühling den schwergeprüften Einwohnern von La Rochelle die Stunde der Erlösung. Das Heer verließ den Umkreis der Stadt, ohne den geringsten Vorteil über sie errungen zu haben, — die Stärke der Feinde war an dem letzten Bollwerke gebrochen, das die verfolgten Protestanten zu behaupten trachteten, wie man um ein Palladium kämpft.

Es war ein Tag des Jubels und der Wonne, als man endlich die Befreiung der Stadt in öffentlichen Dankgebeten feiern durfte. Die Kirchen waren mit frischem Grün geschmückt, von den Häusern wehten bunte Fahnen, und in den Straßen wogte eine festlich gekleidete Menge, die zu ihren treu verteidigten Altären strebte.

Kaum vermochten die Gotteshäuser die Menge der Gläubigen zu fassen, die ihres Herzens Dank an die geweihte Stätte zu tragen kamen, — wie brauste machtvoll der Lobgesang zum Himmel empor, der die Feier einleitete, er mußte wohl das leise Schluchzen übertönen, mit dem so manche unter den Versammelten ihrer gedachten, die heute an dem Freuden- und Ehrentage von Rochelle in dem Siegeszuge ihrer Brüder fehlten.

Antoine de Hennequin und einige der wohlhabenden Bürger hatten nach der Kirche Festmähler für die tapferen Verteidiger ihrer Vaterstadt veranstaltet.

In der Halle seines Hauses, selbst bis in den Garten hinein hatte der erstere die Tafeln decken lassen, und Irène mit ihren Gespielinnen eilten in froher Geschäftigkeit hin und her, die Gäste bedienend, wie sie im Kugelregen zwischen ihnen gestanden oder den hungernden Soldaten in den Schanzen Lebensmittel ausgeteilt hatten.

Es war ein anmutiges Bild, die schlanken, jugendlichen Gestalten in ihren weißen Festgewändern, frische Blumen in den langwallenden Haaren, für die Geladenen thätig zu sehen, und mehr als einer der versammelten Gäste hätte gerne seinen Platz verlassen, sich in den Dienst der reizenden Helferinnen zu stellen, ein Dankeswort von den rosigten Lippen als Lohn sich zu erobern.

Auch Maurice Rougemont, der einen Ehrenplatz zwischen dem Gouverneur und dem Gastgeber einnehmen durfte, sagte sich im stillen, daß es hübscher sein müsse, statt neben den würdigen Männern zu sitzen, Irène an die Hand zu gehen, den Weinkrug ihr abzunehmen, den sie soeben herbeitrug, um die Becher zu füllen, die Teller ihr zu reichen, welche leer geworden, und in ihren braunen Augen stets von neuem den Widerschein des Glückes zu lesen, das ihn besetzte.

Seit kurzer Zeit erst war er durch Monsieur de Hennequin unterrichtet worden, daß ihm Mutter und Schwester noch lebten, die er als verloren betrauert hatte. Sein gütiger väterlicher Freund hatte hinzugefügt, daß er mit den Seinen nach Abschluß des Friedens nach Paris reisen werde, sie heimzuholen und daß er hoffe, des Chevaliers Dienst werde es ihm gestatten, ihn zu begleiten.

War es nicht alles wie ein Traum? Der Sieg über das feindliche Heer, die Befreiung der Stadt, die Mutter und Angélique ihm wiedergeschenkt?

Eine sanfte Stimme schlug an sein Ohr. „Du lässest die Speisen kalt werden, die ich Dir brachte, auch Dein Becher ist stets voll, — ist Dir nicht wohl, daß Du nichts genießen magst?“

Sein ernstes Antlitz überflog ein Lächeln, als er zu der Sprecherin auf sah. „Ich bin zu glücklich heut, um essen zu können,“ antwortete er, „viel lieber möchte ich Dir in Deinem hilfreichen Amte beistehen; Du bist sicherlich ermüdet.“

Das junge Mädchen warf einen schüchternen Blick zu Monsieur Antoine hinüber.

„Wenn Ihr es erlaubt, mein Oheim,“ sprach sie zögernd.

Monseigneur de Hennequin strich ihr leicht über die glühenden Wangen.

„Ei, freilich muß ich es erlauben,“ sagte er gutgelaunt. „Dem Maurice wird schon längst die Zeit mit Schneckenangang geschlichen sein, die er bei uns alten Männern sitzen muß, und ihm wohl besser gefallen, wenn er mit Dir davon kann.“

Der wohlgemeinte Scherz war nicht nach dem Geschmacke Maurice Rougemonts, doch konnte heute in der gehobenen Feststimmung sein Unmut nicht lange Stand halten. Er begab sich mit Irène an den Anrichtentisch der Halle und half ihr und den Gefährtinnen die großen Bratenstücke zu zerlegen, die auf riesigen Platten soeben wieder aus der Küche herbeigetragen wurden, den Fisch auszuteilen, der dazwischen gereicht werden sollte, und die Körbe mit Zuckergebackenem für den Nachtmahl zu füllen.

Dann aber, als das Mahl sich seinem Ende nahte, und man es den Dienern überlassen konnte, die letzten Speisen aufzutragen, entschwand ein Teil der anwesenden Jugend in den Garten, in der Abendkühle unter den neubelaubten Bäumen sich zu ergehen und später auf dem großen Rasenplatze in der Mitte einen Tanz zu versuchen.

Auch Maurice trat mit Irène in die Reihen, aber er that es nur, um nach der ersten Pause ungestört mit ihr plaudern zu können; seinem gehaltenen Sinne waren laute Freuden von je zuwider gewesen.

Irène wußte dies, und sie war sogleich bereit, sich aus den Reihen der übrigen zurückzuziehen, obwohl sie Freude am Tanze hatte.

„Ich fand in diesen letzten, reichbewegten Tagen noch nicht Gelegenheit, mit Dir zu sprechen, Irène,“ begann Maurice, als er sich mit ihr allein sah, „und dennoch ist das Herz mir voll von dem, was mir der Dym zu meinem höchsten Staunen mitgeteilt. Meine Mutter, meine Schwester, — ich soll sie wiederfinden, sie schützte Gott unter jenen Schrecknissen des Todes! Wußtest Du es bereits und hattest Du die Überwindung, es mir so lange vorzuenthalten?“

„Mir sagte es der Oheim an dem Tage, ehe der letzte Sturm stattfand,“ erwiderte Irène mit bewegter Stimme. „Er glaubte, es sei besser, Dich in jener verhängnisvollen Zeit, die Dir Körper- und Seelenkräfte erschöpfen mußte, nicht mit einer Nachricht, wie diese, zu erregen. Könnte ich Dir es ausdrücken, welche eine Festigkeit ich anwenden mußte, Dir darüber nichts zu verraten.“

„Du konntest nicht anders, als dem Gebote des Oheims gehorchen,“ entgegnete Maurice mild. „Vielleicht war es so besser, wie er es geordnet. — Doch jetzt, — Monsieur Antoine hat die Absicht nach Paris zu gehen, wenn ich nicht sofort es könnte, — wirst Du die Deinen begleiten?“

„Ich glaube es annehmen zu dürfen, und ich ginge gern mit. Mich zieht mein Herz zu Angélique, — wieviel muß sie gelitten haben und noch leiden!“

„Arme Schwester!“ sprach Maurice düster. „Ja, furchtbar muß ihr Los seit jener Blutnacht gewesen sein. Der Oheim sagte mir auch, daß sie Schuß gefunden, sie und die Mutter, die so schwer erkrankte. Wer mag es sein, der sich der Armen angenommen,

und was vermöchte ich jemals zu thun, einen solchen Edelmut zu vergelten?“

„Wir werden alles Dir genau und treulich berichten, sobald wir sie gesehen,“ versicherte Irène herzlich. „Ist Angélique nicht meine Schwester, so gut, wie die Deine, und Deine Mutter mir nicht gleicherweise teuer und verehrungswürdig?“

Sie waren bis an das Ende des Baumganges gelangt, der von dem Rasenplatze gegen den Ausgang des Gartens führte; aus der Ferne erklangen die Töne der Musik, nach welcher die Paare tanzten, und frische Stimmen sangen die Weise mit.

„Ich folge Euch nach Paris, so schnell ich es vermag,“ sprach Maurice, „der Gouverneur ist mir wohlgesinnt; er wird mir die Erlaubnis nicht verweigern.“

„Könntest Du nicht sogleich mit uns abreisen?“ fragte Irène und bereute schon im nächsten Augenblicke das unbedachte Wort.

Er hatte ihre Hand gefaßt und hielt sie in der seinen, auch als sie weiterschritten.

„Würdest Du es wünschen Irène?“ entgegnete er, und seine Stimme klang nicht so sicher, als sonst.

Das Mädchen schwieg; nur ihre Hand bebte in der seinen, als wolle sie sie ihm entziehen; es gelang ihr nicht. Er hatte jetzt auch seine Linke noch auf die schlanken, weißen Finger gelegt; die dunklen schwermütigen Augen senkten sich in die ihren mit seltsam sonnigem Blicke.

„Lasse sie mir, Irène, diese liebe und gesegnete Hand,“ bat er weich. „Füge zu der Freude dieses Tages noch die eine höchste, die die andern alle übertrifft: die Hoffnung künftigen Glückes.“

Über die Wangen der Jungfrau rollten zwei klare Thränen. „Maurice, bin ich es denn wert, daß Du mein begehrt?“ stammelte sie leise.

Er wollte etwas erwidern; aus dem Seitengange tönten Stimmen. Antoine von Hennequin in Begleitung zweier seiner Gäste tauchte vor dem überraschten Paare auf.

Maurice und Irène schreckten auseinander, doch des Oheims scharfem Blicke entging die sichtliche Befangenheit beider nicht.

„So allein?“ rief er neckend. „Und so fern von den Tanzenden dort drüben, die Euch sicherlich schon arg vermisst? Was gab es so Wichtiges denn zu berichten, daß Ihr die Einsamkeit suchen mußtet?“

Maurice von Rougemont hatte sich Irène wieder genähert und ihre Hand erfaßt. Er fühlte, daß er die Jungfrau keiner Mißdeutung vor den Männern aussetzen dürfe.

„Wichtiges, Ihr habt es erraten, mein väterlicher Freund,“ sprach er, „hatte ich in diesem Augenblicke Irène zu vertrauen, doch es war nicht meine Absicht, es vor Euch zu verhehlen, und so frage ich Euch zur Stelle in Gegenwart dieser ehrenwerten Männer, die ein Zufall zu Zeugen Eurer Antwort macht: ob ich zu viel von Eurer Gunst und Gnade hoffe, wenn ich meine Augen kühn zu Eurer holden Nichte erhob, ob Ihr sie mir gewähren wolltet als mein vielgeliebtes Weib, das in Ehren und Treue ich hüten möchte durch mein ganzes ferneres Leben?“

Die Blicke des alten Edelmannes wanderten von dem Sprecher zu seiner Nichte, die geneigten Hauptes, schamerglühend neben ihm stand; er legte seine gewaltige Hand auf ihren Scheitel.

„Wilst Du ihn, mein Mägdelein?“ sagte er, die Rührung, die ihn ergriffen, unter einem Scherzworte bergend. „Doch, was frage ich danach, wo ich es schon seit langem weiß, wie es um Euer beider Herzen steht und auch weiß, daß keiner mir als Sohn lieber wäre, als dieser. Nimm sie denn, Maurice, die wir nur ungern lassen und doch froher Zuversicht erfüllt, einst ziehen heißen werden, da wir sie in Deinem Arm geborgen wissen.“

Die Verlobten küßten des gütigen Mannes Hände; La Noue war es, der ihnen den ersten Glückwunsch darbrachte. Bald auch fanden sie sich von den übrigen Festgenossen jubelnd umringt. Frau Alisons strenge Züge schienen wie in Sonnenschein getaucht, als sie das Geschehene erfuhr.

Maurice war ein Mann nach ihrem Herzen, in der Festigkeit seiner Gesinnung, in dem hohen Ernst der Pflichterfüllung, in der unerschütterlichen Glaubensstreue. Welch ein seliger Los durfte sie dem Liebling ihres Hauses wünschen, als an der Hand dieses Gatten ihren Weg zu gehen?

Jrène kniete an diesem Abende lange auf dem Schemel neben ihrem Bette in Gebet versunken, doch durch ihre Dankesworte ging stets wiederholt eine einzige Bitte: „Gieb mir Kraft, mein Glück zu tragen, allliebender Vater; gieb mir Tugend seiner würdig zu sein.“

### Zehntes Kapitel.

Die Truppen waren nach Paris zurückgekehrt und mit ihnen Heinrich Guise. Die schlechte Stimmung, die ihn über die Mißerfolge seiner Waffen beherrschte, wich, je näher er der Hauptstadt kam; sein leichtbewegliches Herz schlug bereits wieder froh und erwartungsvoll, als er die Türme von Paris vor sich erblickte. Hinweg, hinweg, ihr finsternen Unmuthschatten; dort hinter jenen Mauern harrete seiner in heißem Sehnen das holdeste Weib; ein Lächeln ihrer Lippen dünte ihm jetzt wieder begehrenswerter, als der Lorbeer, den er vergebens erstrebt hatte.

Er befand sich kaum vierundzwanzig Stunden in der Stadt, als er zu Jeanne Vignerac eilte, nach dem Ergehen Angélique's sich zu erkundigen. In seiner Sorge, sich das Glück des Verkehrs mit ihr unentdeckt zu wahren, hatte er es sogar vermieden, einen seiner Diener in das Geheimnis zu ziehen.

Die Mitteilung, die er empfing, war keine günstige. Frau von Rougemont war von neuem erkrankt; sie litt an Fieberanfällen, welche sich in kurzen Zwischenräumen wiederholten und es Angélique schwer, fast unmöglich machten, das Haus zu verlassen. Auch zu den Vigneracs kam sie nur selten und Jeanne gestand es, daß sie sich vor der Kranken scheue, daher es unterließe, ihre einstige Schutzbefohlene zu besuchen.

Herzog Heinrich verbarg seine Enttäuschung nicht. Es gab für ihn nichts Unerträglicheres, als das Warten.

„Ihr müßt sie überreden herzukommen, Jeanne,“ sagte er ungeduldig. „Ich will sie wiedersehen und sei es für wenige Minuten. Schickt eine Pflegerin, statt ihrer, zu der Kranken, damit sie einige Zeit frei wird. Ich warte nicht länger, als bis heute Nachmittag, sonst gehe ich selbst in die Wohnung ihrer Mutter und suche Angélique zu sprechen.“

„Um aller Heiligen willen, nein,“ rief Jeanne erschrocken, der der Haß Frau von Rougemonts gegen den Herzog einfiel.

„Nun, wenn Ihr das so fürchtet, helfet Mittel und Wege ersinnen, Angélique ein wenig Freiheit zu verschaffen. Sie darf nicht in der dumpfen Luft des Krankenzimmers verkümmern. Gätte ich ihr doch die Rückkehr zu der Irren nie erlaubt! — Auf heute Nachmittag denn in der fünften Stunde! Ich mache Euch verantwortlich, wenn ich vergebens komme.“

Wenn er in diesem Tone sprach, half keine Weigerung. Jeanne erkannte, daß sie dem Gebieter sich fügen müsse. Gehorsam nahm sie Mantel und Schleiertuch und begab sich auf den Weg nach der Wohnung der Hugenottinnen.

Angélique saß mit einer Stiderei neben dem Bette der schlafenden Mutter, als Jeanne eintrat. Sie hatte in fieberhafter Spannung ihr Erscheinen bereits erwartet. Wußte sie doch, daß ihr Geliebter in diesen Tagen eintreffen müsse und gleich ihm verzehrte sie die Sehnsucht, ihn wiederzusehen. Die Aufforderung Jeanne's, an dem nämlichen Nachmittag sich bei ihr einzufinden, stieß daher auf keinen Widerstand. Frau von Rougemont fühlte sich etwas besser, als sonst; sie konnte ihre Pflege für einige Zeit der alten Dienerin anvertrauen, die bei ihnen war.

Wie langsam doch die Stunden dahinschlüchelten, die bis der zu einen verfließen mußten, dachte Angélique, als sie nach Jeanne's Entfernung ihren Platz am Krankenbette wieder eingenommen. Sie vermochte nicht zu arbeiten, ihre Hände falteten sich zusammen; sie schloß die Augen, vor welchen sein Bild erstieg in seiner berückenden Schöne, seiner stolzen Männlichkeit.

„Heinrich, Geliebter; und ist es ein Unrecht, daß ich meine Pflicht versäume um Deinetwillen, den ich so unaussprechlich liebe? O gewiß, es kann kein Unrecht sein. Gott führte Dich zu mir, er wollte, daß ich Dich lieben lernen sollte, er gab Dich mir in meines Lebens dunkelsten Kummerstunden, damit ich nicht, in Verzweiflung sinkend, sein vergessen sollte.“

Die Kranke begann sich leise zu regen; sie murmelte, wie es ihre Gewohnheit war, abgerissene Worte vor sich hin, die sich erst allmählich zu einem Sinne gestalteten.

„Geh nicht fort, Kind,“ sagte sie jetzt halblaut, „der Weg ist weit und steinig, Du könntest Schaden leiden.“

Angélique zuckte zusammen, ahnte die Fiebernde, daß sie sie verlassen wollte?

„Ich bin bei Euch, teure Mutter,“ sprach sie beruhigend, „und bleibe auch noch hier. Nur später will ich eine kurze Stunde fort, etwas Luft zu schöpfen.“

Frau von Rougemont schlug matt die Augen auf. „Wo warst Du, Angélique?“ fragte sie ungewiß. „Ich sah Dich eben durch den Wald gehen um Mitternacht, und Schlangen ringelten sich um Deinen Fuß. Geh nicht dorthin; der Wald ist finster und Du bist allein.“

„Wir sind ja nicht im Walde, süße Mutter,“ tröstete Angélique, „und hier ist keine Gefahr vorhanden. Die Mauern umgeben uns, und gute Menschen werden uns beschützen. Seid außer Sorge und versucht zu schlafen, es droht uns nichts.“

„Die Menschen sind nicht gut hier in Paris,“ sagte die Mutter, „oh warum sind wir hierher gekommen?“

Es waren die nämlichen Dinge, um welche unaufhörlich die Gedanken dieses halbunmündigen Geistes kreisten; Angélique bemühte sich oftmals durch ihren sanften Zuspruch die Mutter davon abzulenken, heute fiel es ihr schwerer als sonst, auf die oft wirren Reden einzugehen. Sie hätte gerne sich ungestört in die Träumereien versenkt, welche das Wiedersehen mit dem Geliebten zum Gegenstande hatten, mit halbem Ohre nur hörte sie, was ihre Mutter sprach.

„Da stehen sie wieder,“ sagte die Fiebernde, mit der mageren Hand in eine Ecke des Gemaches deutend, „das ist der Guise mit seinem gleißenden Gesicht und dort der Anjou, der Tavannes, wie sie bei Heinrichs Hochzeitsfeier an der Kirchthür von Notre-Dame standen. Da planten sie den Mord wohl schon an den Arglosen, die sie in die Falle gelockt und ihre Kreaturen lieben ihnen den Beistand dazu. O Gott der Rache, trifft kein Blitzstrahl sie, die Glenden, ist keines Mörders Stahl für sie, für sie geschliffen?“

Angélique drückte leise ihre Mutter in die Kissen nieder und glättete die Decke, welche sie einhüllte. Frau von Rougemont schaute zu ihr empor.

„Dir träumte vorhin, der Guise schleppe Dich als Gefangene mit sich hinweg,“ sagte sie in einem ihrer lichten Momente. „Bleib dicht an meiner Seite, Kind. Er könnte Dir in den Straßen begegnen und Du fändest kein Erbarmen bei ihm.“

„Ich kenne den Herzog nicht, von dem Ihr sprecht,“ antwortete Angélique, „und habe ihn nie gesehen. Wie käme er dazu, ein armes Mädchen wie mich, zu verfolgen?“

Die Mutter seufzte. „Wer mag es wissen?“ entgegnete sie. „Mir ist das Herz so bange und schwer um Dich. Ich gehe von Dir, Angélique, wie bald schon, und Du bist dann allein, so jung, so ganz verlassen in der großen, schlimmen Stadt.“

Das Mädchen küßte der Kranken die bleichen Hände.

„Ihr werdet bei mir bleiben, süße Mutter, lange, lange noch, so Gott es will, und ganz verlassen sind wir ja, trotz unseres Unglücks, beide nicht. Seht, heute, da Ihr wieder aus klaren Augen blicket, könnt Ihr es verstehen, daß sich ein gütiger, edler Mann unserer angenommen, der mich in jener Nacht vom Tode errettete und seitdem unermüdet für uns sorgte.“

„Und wer ist er? Wie ist sein Name?“

„Er möchte nicht genannt sein, doch ich will ihn

bitten, daß er Euch einmal besuche und vielleicht merdet Ihr dann ruhig, wenn Ihr aufhört, für uns beide zu fürchten.“

Sie bereute im nächsten Augenblicke schon, ihr Geheimnis zur Hälfte preisgegeben zu haben. Die Mutter sah so seltsam forschend zu ihr auf, so angsterfüllt.

Zu ihrer Erleichterung trat die Dienerin in das Gemach der Kranken, die Mittagssuppe zu bringen und überhob sie einem Verhör in betreff des unbekanntes Schützers. Der irre Geist der Leidenden schweifte bei dem Anblick der alten Margot zurück in die Vergangenheit, die jene geteilt hatte; Angélique fand Gelegenheit, unbemerkt aus dem Zimmer zu schlüpfen, mit ihren Gedanken wenigstens für kurze Zeit allein zu sein.

Als Nachmittags die Mutter schlummerte und Margot ihren Platz an dem Bette eingenommen, stahl sich Angélique leise davon, in das Haus der Freundin zu gehen. Es war früher, als sie hoffen konnte, den Erwarteten zu treffen, aber sie wollte ihn durch ihre Pünktlichkeit überraschen, und dann konnte sie ja mit Jeanne von ihm sprechen; nach den Tagen der Entbehrung, die sie als Pflegerin der kranken Mutter zubrachte, war ja dies schon ein Glück zu nennen.

Sie hatte um ihrer zitternden Ungebuld Herrin zu werden, sich zu Jeanne an den Stidrahmen gesetzt, an einer kunstvollen Arbeit ihr zu helfen, die jene seit einigen Wochen begonnen. Angéliques geschickte Hände wußten die Nadel fast eben so sicher zu führen, als ihre Lehrmeisterin.

„Für wen arbeitest Du eigentlich diese prächtige Pferdebede?“ fragte das Mädchen plötzlich. „Fast könnte man glauben, sie sei für den König oder einen seiner Brüder bestimmt, so reich und schön ist sie.“

„Eine vornehme Dame bestellte sie für ihren Gemahl, der aus dem Kriege heimkehrt,“ antwortete Jeanne ausweichend. „Was liegt daran, ob Du den Namen weißt?“

Angélique zog behutend den goldenen Faden auf und nieder, mit dem sie soeben die Herzogskrone in eine der Ecken stückte.

„Wäre ich reich und hätte ich Zeit, so mühevollen Sachen zu fertigen, ich schenkte Heinrich eine solche Decke für sein Pferd,“ sagte sie. „Es muß gar schön sein, jemand etwas geben zu können, den man so liebt, wie ich ihn.“

Jeanne stückte eifrig weiter, ohne etwas zu erwidern.

„Ich würde sie aber nicht auf grünem Sammet arbeiten,“ fuhr Angélique unbefangen fort.

„Nicht?“ sagte Jeanne aufschauend. „Was hast Du gegen die Farbe einzuwenden? Die Gold- und Silberranken nehmen sich auf diesem Grunde, dünkte ich, besonders gut aus.“

„Grün ist die Farbe der Lothringer,“ entgegnete Angélique, „ich kann sie nicht mehr sehen, ohne daran zu denken, was sie wider uns verschuldet.“

„Es wäre besser, Du hättest es nie erfahren,“ bemerkte Jeanne. „Dein Herz ist noch zu jung, um es mit Haß zu beschweren.“

„Das sagte Heinrich auch oft, und zuweilen fühlte

ich wie Ihr beide, aber wie wäre es möglich gewesen, die Kenntniss des Vorgesallenen mir zu ersparen? Was mir der Mutter Phantasieen verrieten, wurde mir durch die Erzählungen der alten Margot und Mathieu Galdins ergänzt, der meinen Vater und unsere Freunde zu Rochelle kannte.“

„Erwähnest Du nicht einmal, daß Du noch einen Bruder hättest?“

„Ja, er diente unter dem Prinzen Condé in dem Heere unserer Glaubensgenossen und muß jetzt die Belagerung mitgemacht haben. Ich hörte nichts von ihm, seit er sich kurz vor des Königs Hochzeit hier von uns trennte.“

Der Klopper an der Hausthür ließ sich vernehmen. Angélique sprang empor.

„Sollte er es sein?“

Sie eilte atemlos, mit pochendem Herzen hinaus, um gleich darauf enttäuschten Antlitzes wiederzukehren.

„Jeanne, zwei fremde Damen sind draußen, die Dich zu sprechen wünschen.“

Fräulein von Lignerac schickte sich an, dem Besuche entgegenzugehen, doch schon wurde die Thür ihres Zimmers geöffnet; zwei reichgekleidete Frauen wurden auf der Schwelle sichtbar, bei deren Anblick Jeanne bestürzt ihren Schritt hemmte.

„Nun, Jeanne,“ rief die kleinere der Besucherinnen munter, „Du starrst uns ja an, als ob wir zwei Geister aus einer anderen Welt wären. So ängstige Dich doch nicht in Voraussetzung unseres Zornes; wir wissen es schon, daß Du mit Deiner Arbeit noch nicht fertig sein kannst.“

Sie war behende auf den Stidrahnen zugehüpft; das leichte Hinken, welches sich bei ihrem Gange bemerkbar machte, schien der Anmut ihrer Bewegungen keinen Eintrag zu thun.

Auch ihre Begleiterin hatte sich der Arbeit genähert, sie prüfend zu betrachten. Jeanne, welche beide Damen mit einem so tiefen Knize begrüßt, daß es Angélique dünkte, sie werde sich von dem Erdboden nicht wieder erheben, schlug jetzt das Tuch zur Seite, welches die fertigen Teile der Stiderei verhüllte.

„Madame kommen sich zu überzeugen, wie weit die Arbeit fortgeschritten, die zu vollenden mir leider bisher unmöglich war,“ sprach sie unterwürfig. „Möchte, was ich daran geleistet, Ew. Gnaden Beifall erringen.“

„Es ist nicht Deine Schuld, meine Jeanne,“ sagte die größere der beiden Damen gütig, „der Krieg war ja zu unser aller Freude schneller zu Ende, als wir es meinten und mein Gemahl ist daher früher heimgekehrt. Ich hoffe, daß auch ein verspätetes Willkommensgeschenk von ihm freundlich angenommen werde und daß die Decke bei der Einholung der polnischen Gesandtschaft ihre Verwendung finden darf.“

„O bis dahin, erlauchte Frau, ist sie sicherlich fertig,“ beteuerte Jeanne, „es fehlt wohl kaum der vierte Teil noch und die Ranken hier sind auch schon unterlegt.“

„Ja, Du bist eine Künstlerin,“ rief die andere Dame lebhaft. „Sahet Ihr schon etwas Schöneres, Katharina, als diese prachtvolle Zeichnung, von der

man nicht weiß, ob man den Entwurf oder die Ausführung mehr bewundern soll?“

„Ihr habt recht, meine Schwägerin; auch ich bin entzückt von der Arbeit unserer guten Jeanne und bebaure nur, daß ich sie nicht gestern schon zum Empfange Eures Bruders hatte. Doch wen haben wir denn dort?“ wandte sie sich zu der Ecke, in welche Angélique sich scheu zurückgezogen. „Welch reizenden Besuch verbirgst Du uns?“

Jeanne gab dem jungen Mädchen einen Wink, näher zu treten.

„Es ist die Tochter einer mir befreundeten Familie aus der Nachbarschaft,“ sprach sie mit etwas unsicherer Stimme, „die ich im Stiden unterweise. Sie hat erst heute mir an dieser Decke geholfen und Madame werden ihre Arbeit kaum von der meinen zu unterscheiden vermögen.“

Die Dame erwiderte mit freundlicher Herablassung den ehrerbietigen Gruß der jungen Hugenottin.

„So haben wir der erwünschten Hülfe zu danken, wenn die Decke für meinen Gemahl früher fertig wird,“ sagte sie. „Wie heißest Du, mein liebes Kind?“

„Angélique von Rougemont,“ erwiderte die Befragte.

Die zweite der Damen rief ihre Schwägerin wieder zu dem Stidrahmen, während sie jedoch ihre Ansicht über die Farben des Wappens, die Zusammenstellung der Embleme entwickelte, hasteten ihre klugen Augen mit durchbringendem Blicke auf der holdseligen Erscheinung Angéliques, die sich die stumme Prüfung nicht zu deuten wußte. Das Mädchen sah heute ungewöhnlich lieblich aus; Ungehuld und Erwartung hatten ihre Wangen rosig überhaucht, ihren Augen ein erhöhtes Feuer gegeben, das lichtblaue Gewand, welches sie dem Geliebten zu Gefallen angelegt, hob ihre zarte Gestalt vorteilhaft hervor; das blonde Haar ergoß sich, einer goldenen Flut gleich, über Schultern und Nacken.

Der Klopper an der Hausthür ertönte abermals; Angélique zuckte zusammen. Jeanne's strenge Miene, ihr leises: „Du bleibst,“ hinderte sie wie zuvor hinauszueilen, nachzusehen, ob es der Ersehnte sei.

Dem Fräulein von Lignerac zitterten die Kniee; sie erwartete mit Entsetzen, im nächsten Augenblicke den Herzog von Guise eintreten zu sehen und ihre Besucherinnen, in die Bewunderung der Stiderei versunken, machten keine Anstalten, sich zu entfernen.

Gott sei gelobt, es war der Herzog nicht, es war ihr Bruder, der von einem kurzen Ausgange heimkehrte.

Die Beratung über die fernere Ausschmückung der Decke schien zwischen den beiden Damen endlich zu einem Schlusse zu gelangen. Sie reichten Jeanne die Hände zum Kusse, nickten der jungen Hugenottin zu und verließen, von dem Geschwisterpaare geleitet, das Haus.

Jeanne sank erschöpft in einen Sessel, als sie zu Angélique zurückkam, die sich das sonderbare Wesen der Freundin ebensowenig zu enträtseln vermochte, wie das seltsame Interesse, welches die eine der Fremden an ihr zu nehmen schien.

„Wer waren die beiden schönen Damen, die zu Dir gekommen?“ fragte sie endlich.

„Die Herzogin von Guise und ihre Schwägerin von Montpensier,“ antwortete Jeanne, sich die Tropfen kalten Schweißes trocknend, die auf ihrer Stirn standen.

„Die Herzogin von Guise,“ wiederholte Angélique betroffen. „Dann ist die Decke hier für den Herzog, den meine Mutter so haßt? Jeanne, weshalb sagtest Du mir das nicht?“

„Weil ich es für überflüssig hielt, daß Du es wüßtest,“ stöhnte Fräulein von Lignerac.

„Wie konntest Du?“ rief Angélique vorwurfsvoll. „Nicht einen Stich hätte ich für ihn gearbeitet.“

„O, wer weiß, was Du noch einst für ihn thun wirst,“ murmelte Jeanne kaum verständlich.

Angélique schaute staunend zu ihr hinüber; sie wollte eine weitere Frage an sie richten, doch ein wohlbekannter, rascher Schritt ließ sich jetzt im Hause hören, — ach, welche Ewigkeit war denn vergangen, seit sie ihn zuletzt vernommen, — keine Gewalt der Erde hätte sie mehr halten können, ihm entgegenzutürzen, der soeben das Zimmer erreichte, — lachend und weinend zugleich flog sie in seine Arme.

Weber Heinrich, noch das Mädchen beachteten es, daß Jeanne Zeugin ihres stürmischen Wiedersehens war; Angélique zumal hätte eher Freude empfunden, die Vertraute ihres Sehnsuchtschmerzes, ihrer Sorge um den Entfernten nun auch an ihrem Glücke teilnehmen zu lassen, Jeanne jedoch verlangte nicht danach. Sie entwich mit verlegener Miene, scheuen Blicken aus dem Gemache, um sich in die Küche zu begeben, wo sie den Abendimbiss für ihren Bruder bereiten wollte.

„Gott, mein Gott,“ sprach sie vor sich hin, „habe ich jemals eine schwere Sünde auf mein schuldiges Gewissen geladen, Du suchest sie jetzt heim an mir, indem Du mich in dieses Gewebe von Lug und Trug und ewiger Verstellung fallen liehest.“

In der tiefen Nische des Fensters, welches auf den blühenden Garten hinausging, saßen währenddessen Herzog Heinrich und Angélique eng aneinander geschmiegt, im hastigen Austausch ihrer Erlebnisse, der in jedem Momente wieder von leidenschaftlichen Zärtlichkeiten unterbrochen wurde.

„Deine Wangen sind erbleicht in den langen Monden, seit ich Dich nicht sah,“ sprach Heinrich Guise, das zarte Antlitz des Mädchens zwischen seine Hände nehmend. „War es die Sorge um mich, die diese Rosen blasser werden ließ oder die trübe Zeit, die Du mit der kranken Mutter durchlebtest?“

„Beides, Heinrich,“ antwortete sie, einen leisen Kuß auf die geliebte Hand hauchend, „doch ich werde jetzt wieder froh und gesund werden, nun ich Dich wieder habe.“

Sie dachte nicht über die Seligkeit dieser Stunde hinaus, die ihn ihr neu geschenkt; es gab für sie keine Zukunft, als die, welche er bestimmte. Wie selbstlos sie ihn liebte, daß in ihrem sonnenlosen Leben nicht einmal die Hoffnung Gestalt gewann, es könnte anders zwischen ihnen werden, als es heute war!

Ein fremdartiges Gefühl der Behmut durch-

schauerte, wie oftmals in dem Beisammensein mit ihr, des Herzogs Brust. Die ihn bisher geliebt, vergaßen nie in ihm den Träger eines stolzen Namens, den zu erringen mehr als einmal das Ziel des Ehrgeizes gebildet, auch Katharina von Cleves hatte die Vorteile nicht unterschätzt, die eine Verbindung mit dem Hause Guise ihr bringen konnte, — nur Angélique wußte von ehrgeizigen Träumen und Berechnung nichts. Sie fragte nicht nach seiner Herkunft, seinem Reichthum, seinem Range, ihr galt sein Selbst allein, ihr Herz ihm ganz zu schenken und demütig entgegenzunehmen, was seine Liebe ihr in Erwidern der ihren geben wollte.

„Würde es Dir nicht schwer, die lange Zeit in einer fremden Stadt auszuharren, in der Du mit niemand verkehren konntest?“ sprach er nach einer Weile.

„Nicht so schwer, als Du es vielleicht fürchtest. Ich besuchte Jeanne zuweilen, mit der ich von Dir sprechen konnte und die Pflege meiner Mutter nahm ja meinen Tag vollauf in Anspruch.“

„Armes Kind, wüßte ich einen Ausweg, Dein Los zu erleichtern, ja, könnte ich handeln, wie ich wollte, zu Deinem Glücke und zu dem meinen!“

Der Gedanke war ein qualvoller, der plötzlich in ihm aufstieg, — nein, seine Hände waren gebunden, — er konnte nichts, nicht das geringste für das verlassene junge Wesen thun.

Hastig streifte er die weichen Arme von sich, die ihn umschlungen hielten, und schritt erregt einige Male im Zimmer auf und nieder. Zerstreut blieb sein Auge endlich auf der Stickerei haften, welche Fräulein von Lignerac vergessen sie verhüllen.

„Was arbeitet Jeanne hier für ein Wunderwerk?“ fragte er, mehr um sich gewaltsam von den Bildern loszureißen, die vor seine Seele traten, als aus Interesse an der Sache.

„Es ist eine Paradebede für das Pferd des Herzogs von Guise,“ erwiderte Angélique, „seine Gemahlin bestellte sie und war kurz zuvor hier, sie anzusehen.“

Heinrich wandte sich röm. „Die Herzogin war hier?“ rief er aus. „und soeben erst?“

„Ja, sie wollte sich von dem Fortschritte der Stickerei überzeugen,“ sagte Angélique harmlos. „Kennst Du sie? Sie ist eine schöne und gütige Dame.“

„Das ist Ansichtssache,“ entgegnete der Herzog kurz. „War sie allein?“

„Ihre Schwägerin, Madame de Montpensier, war mit ihr.“

„Verdammt, auch sie, die Neugierige,“ knirschte Heinrich Guise zwischen den Zähnen. „Und sie sahen, sprachen Dich?“ fügte er lauter hinzu.

„Ich war zufällig im Zimmer und wagte, nachdem sie einmal eingetreten, es nicht zu verlassen. Ist es Dir unlieb, daß ich mit den hohen Frauen zusammentraf?“

Er suchte sich zu beherrschen. „Es geschah ohne Deine Schuld,“ sagte er, sie wieder an sich ziehend. „Doch sieh, ich bin so eifersüchtig, daß ich Deinen Anblick niemand gönnen möchte, auch jenen wiß-

begierigen Frauen nicht, die aus, der Himmel weiß, welchem Grunde, hier eingedrungen. Welch ein Glück, daß mich der Marschall Biron noch eine halbe Stunde aufhielt, und mich davor bewahrte, mit ihnen zusammenzutreffen."

Sie lächelte. „Magst Du sie so wenig leiden, um dies durchaus vermeiden zu wollen?“

„Ich mag sie an keiner Stelle, wo es sich um Dich handelt; ich scheue alles, was Dich mir rauben könnte, wie jetzt auch Deinen Bruder, der nach erfolgtem Frieden nicht säumen wird, hierherzukommen, Dich zu suchen.“

„Mein Bruder, Geliebter? Was weißt Du von ihm?“

„Daß wir uns bei der Belagerung von Rochelle mehr als einmal feindlich gegenüberstanden, daß er es war, der die meisten meiner Unternehmungen zu Schanden machte, daß er mich noch in meinem letzten Angriffe auf die Stadt besiegte und daß ich ihn nicht einmal dafür hasse, weil ich seine Schwester so liebe.“

Angélique blickte strahlend zu ihm auf. „Mein Heinrich!“

„Aber trotzdem kann ich den Gedanken seines Daseins auf dieser Erde nur ertragen, so lange ich ihn fern von Dir weiß,“ fuhr er leidenschaftlich fort, „wenn er wirklich käme, Dich zwingen wollte, mit ihm zu gehen, — wohin verberge ich Dich, — Dich mir zu retten und würden Späheraugen nicht überall Dich entdecken?“

„Mein Bruder würde Dir aber dankbar sein, für das, was Du für mich und unsere Mutter thatest,“ erwiderte Angélique, „es wäre ja nur seine Pflicht.“

Heinrich Guise war von dem Gegenteil überzeugt; nie zuvor waren seine Fesseln ihm so drückend erschienen, als zu dieser Stunde. Wie würde der sittenstrenge Hugenot, sein Gegner, den er trotzdem achten mußte, seine Handlungsweise beurteilen, ja, sollte es ihm beschieden sein, beschämt vor einem Manne zu stehen, auf den er bisher in stolzer Überlegenheit herabgesehen?

„Versprich mir eines nur, Geliebte,“ sagte er endlich.

„Alles, alles, was Du willst!“

„Gieb mir Dein Wort, daß Du Dich nicht überreden lässest, mit Deinem Bruder von hier zu gehen, sollte er es, wie begreiflich, wollen.“

„Ich verspreche es Dir, doch, Teurer, er ist seit meines Vaters Tode unseres Hauses Haupt; er hat das Recht, Gehorsam von mir zu verlangen.“

„Und ich habe kein Recht an Dich; das ist wahr,“ sagte er bitter.

Sie hatte sich auf die Fußspitzen erhoben, um zu ihm emporzureichen.

„Warum hast Du keines?“ flüsterte sie so leise, als scheue sie sich, daß er die Frage hören sollte, die erste von ihren Lippen, die ihn daran erinnerte, daß sie von dem Manne ihrer Neigung die natürlichste Lösung ihres Verhältnisses erwarten dürfe.

Er aber fühlte, daß er ihr Vertrauen betrog mit jedem Worte, das ihr von seiner Liebe sprach, mit jedem Kusse, der sie fester an ihn kettete, daß er die leise Hoffnung, die in ihr aufgekeimt, in längerer oder kürzerer Frist unbarmherzig zerstören müsse, — er hatte ihr nichts zu gewähren, als Gegengabe für das Geschenk ihres ganzen Sein, das er verlangte, nicht seinen Namen, nicht den Schutz des Gatten, nicht ein Heim, — die Dinge, die das ärmste Bürgermädchen von dem Manne begehren durfte, der sie liebte und achtete.

Angélique las in des Herzogs verdüsterten Zügen, daß ihn die Frage peinlich berührt haben müsse.

„Vergieb mir, wenn ich etwas sagte, das Dir mißfiel,“ bat sie schüchtern.

Er beugte sich zu ihr herab. „Ich habe Dir nichts zu vergeben,“ sprach er weich. „Du selbst hast mir zu verzeihen, wenn ich Dir heute keine Antwort auf die Frage gebe, zu der Du voll und ganz berechtigt bist. Du wirst die Aufklärung einst erhalten, weshalb ich mir das Recht nicht fordern kann, Dich Deinem Bruder gegenüber als mein Eigentum zu behaupten und dann, Angélique, wird es sich erweisen, wie stark Deine Liebe zu mir ist, um die Prüfung zu überdauern, die ihr damit auferlegt ist.“

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Revolutionär.

Roman

von

Otto Mora.

(Fortsetzung.)

„Nun, meine Sache ist's ja nicht. Mir soll's recht sein. Habe heute morgen mit Ihrem Herrn Vater gesprochen, Master Bardewiek — famosser Geschäftsmann muß ich sagen — überhaupt, ohne Schmeichelei, seit den dreißig Jahren, daß ich zuletzt hier war, hat sich Ihre Firma brillant herausgemacht. Sie verdienen wahrhaftig Amerikaner zu sein.“

Er blickte Wilhelm Bardewiek an, als er dies höchste Lob aussprach. Dieser entgegnete kühl:

„Nun, wir würden doch keinesfalls besser sein als jetzt, wo wir eine deutsche Firma sind. Noch eine Cigarre gefällig, Master Zelman?“

Etwas verblüfft nahm dieser die dargebotene — das Selbstbewußtsein dieses „Dutchman“ berührte ihn eigentümlich. In Amerika bekam er so etwas nicht zu hören. Und er hatte doch geglaubt ihm ein Kompliment zu machen. Nach einer Pause fuhr er fort:



„Sehen Sie — wie bei uns, so großartig kann man hier in Deutschland ja doch keine Geschäfte machen! Wenn sich drüben so ein „Ring“ bildet, der einen ganzen Zweig in der Hand hat, dann scheidt er auch seine Abgeordneten wie er will, ins weiße Haus — da werden die Gesetze zu seinen Gunsten gemacht und das ganze Land muß so nach der Pfeife von zwanzig bis dreißig großen Geschäftsleuten tanzen. Zeitungen, Minister, Deputierte werden alle bezahlt — und bis es dann einmal zum Krachen kommt, hat man Millionen in die Tasche gesteckt!“

Er lachte geräuschvoll — die Beine behaglich übereinander gesteckt — die ganze innere Selbstzufriedenheit des Mannes, der seine Schäfchen gründlich geschoren hat, lag auf seinem Gesichte. Von ihm galt dies „Millionen in die Tasche stecken“ in der That in volstem Maße. Man schätzte sein Vermögen auf ca. 150 Millionen Dollars, und Wilhelm Bardewiel wußte, wie diese Riesenkapitalien zusammengesommen waren.

Telman hatte zu der Zeit, als er nach Cleveland in Pensylvanien kam, ein winziges Kramgeschäft, von dem er gerade existieren konnte. Durch einen Arbeiter aber aus einer Petroleumraffinerie lernte er ein verbessertes Raffinierungsverfahren kennen, und er errichtete mit diesem eine kleine Raffinerie, die bereits beträchtliche Gewinne abwarf. Nun ist das rohe Öl am Produktionsorte selbst beinahe wertlos, es kommt also bei diesem Geschäft alles auf die Transportkosten an. Es war nun gerade zu Telmans Zeit, daß die Eisenbahnen von allen Seiten nach dem Ölgebiet vordrangen, da diese wichtigen Transporte viel versprochen. Der gewiegte Geschäftsmann gründete, ohne seine Person anzugeben, eine anonyme Gesellschaft, welche geheime Frachtverträge abschloß mit den Eisenbahnlagen, denen man kolossale Frachtrabatte zusicherte, wofür diese nur das Öl von Telman u. Co. beförderten. Auf diese Weise entstand die Great Oil Company, die nun mit tödlicher Sicherheit alle anderen Unternehmungen vom Boden wegsetzte. Die anderen Raffinerien wurden zu Grunde gerichtet und dann um einen Spottpreis angekauft — von achtundfünfzig Raffinerien, die 1872 in Pittsburg waren, gelangten so sechsundfünfzig in die Hände der Great Oil Company von Telman.

Dies war die Geschichte eines Vermögens und eines Mannes zugleich, denn die Mittel, die der Petroleumkrönus bei seinem Emporkommen angewendet hatte, waren, wie man wußte, wenig skrupulös.

„Na, Master Telman, haben Sie einen Zufluchtsort gesucht? Wollen wohl den jungen Leuten Unterricht geben, wie man Billionär wird, was?“

Es war Bardewiel sen., der hinzutrat. Seine gewöhnliche Reserve war heute durch einen Anflug jovialer Heiterkeit gemildert — er verstand es, seine Gäste liebenswürdig zu unterhalten und ihnen bei allem Luxus das Gefühl der Behaglichkeit in seinem Hause zu verschaffen — das Vornehm-Nuhige seiner Erscheinung kam neben der plumpen und dabei doch nervösen Figur des Amerikaners mehr als je zur Geltung.

„Wissen Sie, was ich da habe?“ frug der Kauf-

herr nach einer Weile lächelnd, auf eine kleine Kiste deutend, die auf einem Nebentischchen stand.

„Nein, was denn?“

„Neu-Guineatabak! Die erste Probe von unseren neuen Kolonien!“

„So, taugt das denn etwas?“

Bardewiel zuckte die Achseln. „Nicht gerade hervorragend. Ich glaube nicht, daß sich damit wird viel machen lassen —“

„Überhaupt diese ganzen Kolonien,“ fiel der Amerikaner ein, „ich glaube, Sie haben sich da eine böse Suppe eingebrockt, besonders in Ostafrika.“

„Ja, was das betrifft,“ Wilhelm Bardewiel begleitete seine Worte mit einem verächtlichen Achselzucken, „diese Kolonialpolitik, wie sie sie in Berlin machen, patriotischer Aufschwung, und dann mangelhafte Unterstützung, unnütze Streifzüge und militärische Demonstrationen anstatt Dampferlinien zu begründen, die dort vor allen Dingen nötig wären, das ist nicht die richtige Manier —“

Bardewiel sah seinen Sohn an.

„Dafür haben die Berliner Zeitungen uns, den Bremern und Hamburgern, noch neulich wieder vorgeworfen, daß wir viel zu lau in diesen Dingen wären,“ sprach er halblaut.

„Ja, warum?“ fuhr Wilhelm Bardewiel auf, „weil wir uns eine Sache ansehen, bevor wir uns engagieren. Wir stecken unsere Kapitalien hinein, und die Herren Journalisten haben eine billige Gelegenheit, sich mit ihrem Patriotismus breit zu machen! Damit erweist man aber den Deutschen einen schlechten Dienst, wenn man sich in sechs Unternehmungen verzettelt und keine gründlich durchführt! Und dies Klimafieber, wobei fünfzig Prozent der Leute kaputt gehen —“

„Nein, mit Berliner Gardelientenants läßt sich das nicht machen,“ stimmte sein Vater kopfnickend bei, in dem Ausdruck seines Gesichtes lag jener Zug mitleidiger aber immer noch höflicher Verachtung, der bei Wilhelm noch mehr hervortrat, wenn er eine Frage behandelte, die ihn interessierte — dieser gewann es selten über sich, seinem Gegner gerecht zu werden.

„Nun, Erich?“ fragte Bardewiel sen. sich an seinen Sohn wendend, den er in der Nähe bemerkte, „immer noch als träumerischer Philosoph? Hat er Sie mit seinen sozialpolitischen Plänen genugsam geödet, Herr Doktor?“

Hagendorf setzte lächelnd sein Vorgehen ab.

„Nein, diesmal haben wir etwas Religiöses diskutiert,“ antwortete er, „und ich muß gestehen, das ist just meine stärkste Seite nicht —“

„Ja, es ist wunderbar, wie er es versteht, sich immer an die unzeitgemäßesten Themata zu halten,“ sprach der alte Herr mit einem Seufzer und wandte sich ab. Dieser Sohn machte ihm mehr Unruhe als er andern eingestehen wollte.

Die meisten Herren hatten sich bereits im Rauchzimmer eingefunden — andere waren noch mit dem Kaffee beschäftigt. Man trank aus winzig kleinen, grünblauen japanischen Tassen und präferierte auf chinesischen Tablett die Krystallflaschen mit goldhellem Cognac oder dunkelgrünem Chartreuse. Für anderen

Geschmack stand der purpurne Curaçao, auch Allasch und Absinth bereit. Blaue Rauchwolken lagerten sich bereits in Schichten durch das Zimmer, und die Gesichter verrieten jene nervöse, anregende Spannung, wie sie der Kaffee nach einem guten Diner hervorbringt. Man sprach lebhafter, gestikuliert mehr, alte Bekannte des Hauses begannen von Geschichten und Personen zu erzählen, die seit zwanzig Jahren tot waren, der Amerikaner berichtete merkwürdige Anekdoten von den Mississippi-Dampfern und selbst Gemüter, die sonst ganz zugeknöpft waren, gestatteten sich den Luxus einer politischen Debatte, oder sie erzählten irgend ein Erlebnis aus ihrer Vergangenheit. Nur etliche alte Herren waren bei einem Thema geblieben, das in diesem Lebensabschnitt sehr beliebt ist, sie erzählten sich von ihren Krankheiten, wobei Beispiele aufgerechnet wurden, daß der und jener, der auch ihr Leiden gehabt habe, noch lange rüstig gelebt hätte, — mit jener ängstlich-gleichgültigen Miene, die man bei solchen Gelegenheiten beobachten kann. Und ein liberaler Pastor, der mit dem Grobhändler Korfen sprach, fuhr fort mit einem tiefen, aber immer noch „maßvollen“ Seufzer, mit bedauernden, aber immer noch „maßvollen“ Ausdrücken die neue Schulgesetzgebung in Preußen zu beklagen, wodurch ja nun wieder alle Hoffnungen auf eine freisinnigere Ära vernichtet würden. Sonst war aber alles in der besten Stimmung, ja die Lustigkeit war sogar eine etwas lebhaftere geworden, man merkte Männer heraus, die sich außer mit ihren Geschäften auch noch mit der Jagd, dem Spiel und mit guten Weinen befaßten. Die Lebensfreude, die man hier kannte, war eine etwas derbe, so wie man sie auf den Rubensschen Gemälden findet, — alles trug hier die wuchtigen Farben von Rubens, die schweren, blonden Gestalten der Männer, die dunkelroten, schillernden Vorhänge, die leuchtenden, bunten Teppiche, die den Boden bedeckten, alles tief gesättigt und gleichsam wiedergeboren aus der aristokratischen Pracht der alten Niederländer.

Wilhelm Bardewiek, dessen Blick schon seit längerer Zeit seinen Bruder suchte, hatte diesen gebeten, einen Augenblick mit ihm in den orientalischen Salon zu treten, in dem sich gerade niemand aufhielt. Er biß sich öfters auf die Unterlippe, ein Zeichen, daß er erregter war wie gewöhnlich.

„Höre, Erich,“ sprach er halblaut, aber in eindringendem Tone, „ich muß leider hier mit Dir etwas besprechen, das uns dringend am Herzen liegt. Auch Papa hat mich gebeten . . . Ist es wahr, was wir gehört haben, diese Associationen, von denen jetzt so viel die Rede ist, und die auch unsere Cigarrenarbeiter bei sich einführen wollen, — daß Du Dich öffentlich dafür ausgesprochen hast?“

Erich sah ihn ruhig lächelnd an.

„Das ist wahr. Ich war bei einer der Debatten, die hierüber geführt wurden, und da — diese Associationen siehst Du, halte ich für das einzige Mittel, wie die Leute sich selbst helfen können gegen die Übermacht der großen Kapitalien und der kapitalistischen Unternehmungen.“

Wilhelm ging ungeduldig hin und her, öfters

siehen bleibend und den Fuß nervös auf- und ab-bewegend.

„Aber ich bitte Dich, laß Dich doch nicht jetzt gerade auf solche Geschichten ein, gerade jetzt, wo die Arbeiter ohnehin in einer so erregten Stimmung sind infolge der Lohnreduktionen! Das kann doch für uns sehr nachteilige Folgen haben. Was ist denn übrigens wirklich an der Sache?“ fügte er nach einer Weile ruhiger hinzu.

„Ich halte im Prinzip diese Associationen für kein gutes Mittel,“ erwiderte Erich, „sie sind nicht gründlich genug, mehr oder weniger giebt das wieder Kasten- und Zunftverhältnisse, aber einstweilen sind diese Genossenschaften für die Arbeiter wenigstens ein Mittel gegen — gegen —“

„Gegen uns,“ fiel Wilhelm schroff ein, die Arme über der Brust kreuzend — ein höhnisches Lächeln bewegte dabei seine Lippen.

Erich stand auf und sah ihm fest in die Augen.

„Ja, gegen Euch,“ sprach er langsam, „die Rassen dieser Genossenschaften geben ihnen ein Mittel, um den Kampf mit dem Kapital durchzuführen. Wenn unsere Arbeiter auch nur einen Beitrag von 40 oder 20 Pfennig pro Woche und pro Mann einzahlen, läßt sich in wenigen Jahren ein Kapital ansammeln —“

„Das sie widerstandsfähig macht, nicht wahr?“ unterbrach ihn der Bruder halblaut. Er hatte die Stirn zusammengezogen, und sein Blick haftete mit einem seltsamen Ausdruck auf Erich.

„Erich, Du mußt doch wissen, wohin das führt,“ sprach er immer noch in demselben gedämpften Tone, „Du gehörst doch zu uns und nicht zu diesen — diesen Leuten. So lange Deine sozialistischen Liebhabereien eben nur Liebhabereien waren, — meinetwegen! Solche Pläne sind ja theoretisch ganz schön. Aber hier handelt es sich doch um ernste Dinge. Diese Associationen sind von einem sozialdemokratischen Agitator aus Berlin angeregt, der hier in seinen Reden einen baldigen Umsturz prophezeit, eine völlige Katastrophe — und was dieses phantastischen Unsinns mehr ist —“

Er hatte seine Hand ergriffen und hielt sie fest. In seinem Gesicht lag ein Ausdruck, den man bei diesem kühlen Geschäftsmann nicht oft sah, ein tiefes Gefühl für den Bruder, beinahe Besorgnis, diese natürliche Empfindung einer Zusammengehörigkeit, die nie zu lösen ist.

Erich Bardewiek schwieg noch immer. Er sah, das Gesicht an die Scheiben gedrückt, in den Garten hinaus, sein Blick startete ins Leere, als ob er dort eine Vision, eine Idee verfolgte. Und seine Lippen murmelten fast tonlos, das Wort des Bruders wiederholend: „Eine Katastrophe — wenn sie doch endlich käme, um uns von diesem Druck zu befreien. Es ist einem immer zu Sinn, als sähe man den Abgrund vor sich, der alles um uns einmal ver-schlungen wird.“

Wilhelm Bardewiek zuckte die Achseln. Nach einer Weile verließ er schweigend das Zimmer. Er scheute es, sich mit seinem Bruder in eine weitere Diskussion einzulassen.

Erich blieb noch lange am Fenster stehen, von

Zeit zu Zeit warf er einen aufmerksamen Blick in den Rauchsalon hinab, wo er die Herren sitzen und rauchen sah. Daß keiner dieser Köpfe für die Gedanken empfänglich war, die ihm so einfach und selbstverständlich erschienen! Es war die Entfugung, die Buße, die jeder heute an sich vollziehen mußte und wodurch diese schuldbeladene Welt vielleicht gerettet werden konnte. Aber statt dessen wurde die rücksichtslose Erwerbsucht immer wilder entfesselt, statt dessen ging diese egoistische Ausbeutung der Natur und der Menschen immer weiter, bis einmal der große Zusammenstoß stattfinden mußte zwischen denen, die besaßen, und denen, die darboten, und die Schlacht würde um so erbitterter werden, weil beide Parteien glaubten im Rechte zu sein.

Entfugung, hilfreiches Mitleid mit anderen, — nur da lag der Friede mit sich selbst, nur so wurde man frei von dem Lebensfieber des Besizes und des Genusses.

Auf einmal schreckte Erich Bardewiek aus seinem Sinnen empor. Frei! War er denn wirklich noch frei von dieser verzehrenden Weltlichkeit, die er immer als etwas Fremdes, Verächtliches von sich gewiesen hatte? Seit einiger Zeit beschäftigte ihn ein Bild unausgesetzt, das Bild Ella Lürsens mit ihren dunklen, trostigen Augen, die nach der Welt und ihrer Herrlichkeit lechzten. Und doch schien es ihm oft, als ob er sie noch losreißen könne von den Gedanken, die sie beherrschten. — Noch vor etlichen Tagen hatte er gemerkt, daß er anfang eine gewisse Macht auf sie auszuüben. Frau Lürsen hatte eine schreckliche Scene mit ihrer Tochter. Diese hatte von Otto Faber Offenbachsche Partituren entlehnt, und Frau Lürsen bemerkte, daß sie unausgesetzt den ganzen Tag aus der „Schönen Helena“ und aus „Orpheus“ spielte. Ihr entsetztes protestantisch-norddeutsches Gemüt entlud sich in einer heftigen Strafpredigt, die Ella wie gewöhnlich erst recht aufbrachte. Sie eilte auf die Straße, und dort fand sie Erich Bardewiek. Er merkte, daß sie im Begriff war ein Café aufzusuchen, wohin Otto Faber sie um ein Rendezvous gebeten hatte. . . . Seinen Neben gelang es, sie davon abzubringen und sie zunächst vor einem Skandal zu schützen, dessen Folgen gar nicht abzusehen gewesen wären. Er merkte bei dieser Gelegenheit, daß sie Vertrauen zu ihm habe. Übrigens sagte sie ihm, daß sie in der nächsten Zeit mit einer verwandten Familie nach Norderney ginge, und dabei fragte sie, ob er seinen Ausflug mit dem Maler dorthin schon gemacht habe?

Er hatte in der That bei sich beschlossen, sie dort aufzusuchen. Die Absicht ihrer Frage fiel ihm auf.

Er fuhr aus seinem Brüten empor, da er in der Nähe Stimmen hörte.

„Nein, glauben Sie wirklich, daß die ‚Transatlantic‘ dies Jahr gar keine Dividende giebt?“ hörte Erich seinen Vater leise fragen. Es war der Konsul Leerhoff, mit dem er sprach.

Die Transatlantic war eine große Rhederei-Gesellschaft, die größte in ganz Europa und Amerika, die den ganzen Auswandererverkehr nach den vereinigten Staaten in Händen hatte, und eine der

wesentlichen Stützen des bremischen Handels war. Erich wußte, daß sein Vater einen großen Teil seines Vermögens in den Aktien dieser Gesellschaft hatte.

„Ich weiß es mit ziemlicher Bestimmtheit,“ erwiderte Leerhoff, „die Gesellschaft hat zu viel Verluste gehabt das letzte Jahr. Die Frachten haben abgenommen — und die hohen Kohlenpreise seit dem Streik. Ach, und dann wissen Sie, seit das ganze Geschäft in Berlin ist —“

Bardewiek seufzte leicht auf.

„Ja, es ist wahr, die meisten Aktien sind jetzt schon in den Händen der Berliner Juden. Hoffentlich erholt sich die Gesellschaft bald wieder. Sehen Sie, mit der ‚Transatlantic‘ bin ich groß geworden. Ich war dabei, als 1858 die ersten Dampfer nach New-York gingen, ich habe alle bösen und guten Tage mitgemacht, und wie haben wir darüber gewacht, immer die ersten zu sein, keine Konkurrenz aufkommen zu lassen!“

„Haben Sie auch, haben Sie auch,“ versicherte Leerhoff emsig, „sind ja noch immer die ersten, die Hamburger Paketfahrt-Gesellschaft kommt immer erst noch in zweiter Linie.“

Der Hausherr machte ein paar Schritte durchs Zimmer, dann fuhr er mit einer resignierten Handbewegung fort:

„Ja, aber nun haben wir seit 1870 das Reich und Preußen auf dem Hals, diese ostasiatische Linie, bei der wir immer zusehen, die Subvention und andere ‚Segnungen‘ von Berlin —“

Er lächelte ironisch bei den letzten Worten.

„Ja, es war doch noch ganz anders in unserem alten Bremen,“ stimmte Leerhoff mit einem Seufzer bei, „und dabei muß man immer bauen und bauen, einen Schnelldampfer nach dem andern, und durch wen kriegt man die Anleihen zu stande? Wir sind schließlich abhängig von der Gnade von Schwarzfelder und Veilenthal in Berlin.“

„Trösten Sie sich, Herr Konsul,“ sprach Erich Bardewiek, der leise näher getreten war, „dies Schicksal teilen Sie mit aller Welt. Ohne das Volk Israel wird kein Geschäft mehr gemacht in allen fünf Weltteilen.“

„Und doch,“ murmelte sein Bruder halblaut, „für das Geschäft, wie wir es hier haben, ist das Volk Israel doch nicht tauglich — auf der See und in den Tropenplantagen wird's ihm zu ungemütlich!“

Der behäbige Konsul lachte laut auf und schlug ihm jovial mit der Hand auf die Schulter.

„Da haben Sie recht, Herr Bardewiek,“ sprach er, „aber wer weiß, vielleicht machen sie sich auch noch daran! Ist das denn so gefährlich?“ Der junge Mann lächelte.

„Die vertragens nicht — das Klima und die Arbeit —“

„Ja, sagen Sie, wie ist das denn eigentlich mit der Einrichtung einer solchen Plantage? Man hat doch schließlich weiter nichts zu thun, als die Tabakblätter einzuernten und trocknen zu lassen.“

Wilhelm Bardewiek wies ihn mit höflicher Sachkenntnis zurecht. Er zeigt ihm, welche sorgsame Pflege beinahe für jede einzelne Pflanze nötig sei,

wie man die abgenommenen Blätter zunächst in die Trockenscheune bringe, wo sie freischwebend an Querkhölzern aufgehängt würden, um bei gleichmäßiger Temperatur und Feuchtigkeit zu trocknen — wie sie sodann in die Fermentierscheune kämen, wo die Chinesen sich mit dem Sortieren des Tabaks beschäftigten, auf einer Estrade werden die Tabakstapel, daneben gleich die Presse aufgestellt —

In diesem Moment wurden sie unterbrochen. Ein Diener rief Bardewiel senior auf einen Augenblick hinaus. Er entschuldigte sich bei seinen Gästen und verschwand.

Nach kurzer Zeit kam er zurück, ein kleines Papier in der Hand. Sein Gesicht sah verändert aus, und er biß sich öfters die Unterlippe. Man wagte nicht ihn zu fragen — aber als seine Söhne einen Augenblick unbeflüchtigt waren, bat er sie mit ihm in das Rauchzimmer zu treten, wo er ihnen das eben erhaltene Schreiben zeigte.

In diesem Schreiben teilte ihm der „Meister“ der Cigarrenfabrik mit, daß die Arbeiter sämtlich, 340 an der Zahl, die Arbeit niedergelegt hätten, weil sie zu den neuen Löhnen nicht arbeiten wollen.

Es war der Streik in aller Form, und zwar ein Streik, der seit langem vorbereitet, überall zugleich in Hamburg und Bremen, ausbrach, und der die Tabakindustrie zunächst total lahm legen mußte.

Der soziale Kampf war in sein erstes Stadium getreten.

Bardewiel senior sah seine Söhne einen Augenblick schweigend an.

Erich zuckte die Achseln — er erwiderte seinen Blick fest und ruhig; dieser Blick sagte: „Ihr habt das provociert — an Euch ist die Verantwortung.“

Wilhelm warf das Papier auf den Tisch und bemerkte mit einem kalten Lächeln: Sie streiken! Um so schlimmer für sie!“

## IX.

„Und da gebot der König Frobi den Riesenweibern, die er zu seinem Dienst gewonnen hatte in der Schlacht, daß sie ihm die Wundermühle mahlen, die ein Fremdling ihm dargebracht hatte als Gastgeschenk. Sofort knarrte die Mühle, und das glänzende Gold rollte heraus wie Sand am Meere, und wie der König das sah, überkam ihn der Dämon, daß er immer mehr und mehr begehrte. „Nicht länger sollt ihr ruhen, nicht länger rasten, als bis der Hauskuckuck schläft und das Lied erschallt,“ sprach er zu den Mägden. Wie Frobi gebot, schlangen sie die mächtigen Schrotsteine der knarrenden Mühle und sangen im Unmute: „Wir mahlen ihm Gold, das lange Jahre im Schachte schlief. Nun erwacht es am Lichte und flammt glührot wie lodernes Feuer, das Hof und Habe gierig frißt und Hütten und ragende Burgen. So schlief lange Jahre die maßlose Gier in des Königs Brust, wie die Abgrundschlange in des Meeres Tiefe. Nun bäumt sie sich auf vom Goldhort geweckt und zehrt Gut, Blut und Leben. Wehe Dir, Frobi, daß Du vorwissende Frauen

kaufest — sie mahlen ein Wikingsheer, das des Friedens nicht achtet. Es steigt herauf vom Strande, Mysingr führt es, der Wolf der Meere, mit Speer und Schwert und Schild bewehrt. Die Flammen lodern in Burgen und Städten, die Völker bluten, der König fällt. Genug gemahlen haben wir nun — es ist Zeit zu rasten — Mysingr gib die starken Mägde los!“ Was die Riesenweiber im Unmute gesungen, das war schon vollbracht, der König gefallen, Mysingr Herr des Goldes und der Mägde. Er aber sprach zu ihnen: „Ihr sollt nicht ruhen, nicht rasten — mahlt weiter des Goldes Fülle, nach dem ich begehre.“ Und sie mahlen weiter im Riesenzorn und mahlen des blinkenden Goldes mehr und mehr, berghoch in Haufen. Und die Mahlstange brach, der Mahlstein barst mitten entzwei, die Langschiffe sanken von des Goldes Menge, und mit ihnen der Wiking samt dem Heere. Und wo die Mühle versunken war in den wirbelnden Fluten, sprang der Maßstrom schäumend hervor, verderblich den Werken der Menschen . . .“

Ella Kürsen ließ das Buch sinken, in dem sie die alte Sage gelesen hatte — es war die Edda; die Menschen und Götter, von denen dort die Rede war, schienen jetzt noch zu leben — und in der Brust eines Jeden saß noch der Dämon des Goldes — sie wußte es; er nagte und wühlte an ihr selbst — und wenn er Herr über sie wurde, würde er wie eine lodernde Flamme sie selbst und ihr Leben verzehren.

Zu ihren Füßen breitete sich das Meer aus — die weite, leuchtende See, über welche weiße Wölkchen am tiefblauen Himmel dahinstoßen wie Segel vor dem Winde — und in ihren erhitzten Gedanken sah sie auch hier die Fluten strömend von Gold — all der unendliche Reichtum, den er den großen Kaufleuten gebuldig zutrug. Die kleinen verschlang der Ocean; die Fischer, deren kärgliches Dasein von den Rußschalen abhing, die der Sturm zertrümmerte, während er die Riesendampfer der Handelsherren verschonte. Die Natur war erbarmungslos wie die Menschen.

Gold! Gold! Der leuchtende Himmel und die glitzernde See schienen den Ruf dieses Dämons zu wiederholen, der nicht weichen will aus dem Menschenherzen, und der laut ausruft, daß er alles vermöge, daß er allein glücklich mache . . .

Dem Stärksten, dem Rücksichtslosesten gehört die Welt. Pflichten und Ehre, das waren Worte, welche die Gewalthaber erfunden hatten, um, wenn sie sich mit ihrer Beute zur Ruhe setzten, die anderen zu hindern nun ebenfalls über sie herzufallen.

So fraßen sich die Gedanken immer tiefer in diese junge, stürmende Menschenseele. Sie hatte das nirgendwo anders gesehen — vor dem, der Erfolg gehabt, und der andere ausgeplündert hatte, vor dem beugte man sich — man kannte nur einen Götzen, das Gold — die maßlose Gier saß in der Menschen Brust wie die Abgrundschlange in des Meeres Tiefe nach den Worten der Edda. Und das junge Mädchen wußte wohl, daß die Nachkommen der alten Wikinger noch lebten — mit ihrer verdorrten Thatkraft, mit

ihrer schweigenden Trotz, der kein anderes Gesetz kennt, als den eigenen Willen.

Und was sie fühlte, ohne es sich sagen zu können, war, daß sie auch zu ihrer Klasse gehörte . . .

Alles das durchkreuzte ihren Kopf, als sie auf dem weißen Dünenfande liegend den frischen Seewind ihr Gesicht und ihr Haar durchwühlen ließ — dies Haar, das sofort allgemeine Aufmerksamkeit in Norderney erregt hatte, dies Haar, das ihr bereits so viel blutende Nadelstiche und so viel lächelnde Unannehmlichkeiten eingetragen hatte. Sie war von wohlhabenden Verwandten hierher mitgenommen, und unglücklicherweise hatten diese eine Tochter, die es nicht ertragen konnte, beständig von der schönen und bewunderten Cousine in den Schatten gestellt zu werden und die sie nun bei jeder Gelegenheit merken ließ, daß man sie bloß mitgenommen habe . . . Aber Ella hatte diese Reise nach Norderney, die sie fast jedes Jahr machte, nicht missen können — und auch ihre Mutter bestand darauf, daß die Töchter sich in dem großen und eleganten Seebade zeigen müßten — und so war auch Ellas Schwester, Hedwig, ihr ein paar Tage nachher gefolgt. Es war gerade die Zeit der Hochsaison, und Norderney wimmelte von Fremden aus allen Ländern Europas.

Auch Otto Faber war hier — und das alte Spiel zwischen ihnen hatte schon non neuem begonnen — wie zwei Gegner, die am Rande eines Abgrunds ringen und sich gegenseitig hinabzureißen suchen — beide lebensdurstig und beide grausam; wenn sie das Leben genossen hatten, würde nur noch das Recht des Stärkeren zwischen ihnen entscheiden. Und ihre Gedanken schreckten gar nicht davor zurück — sie fühlte sich so frei und kraftvoll wie nie im Anblick dieser großartigen Natur, dieser alten germanischen See, die selbst in der größten Ruhe nicht aufhört, rollend und tosend gegen die einsame Insel anzuschlagen. „Die deutsche See“ heißt sie bei allen umwohnenden Völkern, und in der That, der ruhelose Charakter der Norddeutschen, voll ungestümmter Kraft, scheint gleichsam erzeugt von dem kräftigen Atem der ewig stürmenden Nordsee.

Ella türste richtete sich halb auf und warf einen Blick auf die landeinwärts liegenden Dünen, zwischen denen sich die gepflasterte Fahrstraße durchzog; dort bemerkte sie eine Gestalt in hellen Sommerkleidern, die auf sie zusam, es war Hedwig, ihre Schwester. Ella winkte ihr lächelnd zu mit dem Schirme. Das junge Mädchen erklimm die Anhöhe, bis sie atemlos, das rosige Gesicht ganz erhitzt, vor ihr stand.

„Du bist aber gut, Ella — gehst des Morgens allein weg und liegst hier stundenlang in den Dünen. — Und wir suchen Dich überall —“

„Wer sucht mich?“ fragte die Schwester mit leichter Ironie.

„Nun ich — und die Herren — es ist doch heute unser Lawn-tennis-Tag — wir mußten schließlich die Partie aufgeben, da Klara Marschall auch nicht kam. Die Herren waren übrigens ziemlich hohliert —“

„Ah, die —“ Ella zuckte übermütig mit den Achseln, „bin froh, daß ich die einmal los bin. Sieh doch die Sonne da und das Meer — und dann ver-

lange von mir, ich soll ewig dies langweilige Geschwätz anhören.“

Und mit einer Art leidenschaftlicher tiefer Sehnsucht hefteten sich ihre Blicke auf die glitzernde Meeresfläche — sie, die für die Eindrücke des Schönen eigentlich nur selten empfänglich war, wenn sie ihr in einfacher und reiner Form gegenübertraten, die aber das Großartige immer angezogen hatte.

Hedwig blickte sie etwas erstaunt von der Seite an.

„Aber was hast Du nur, Ella? Gestern warst Du doch noch ganz freundlich mit den Herren. Und dann weißt Du doch — daß Mama uns besonders empfohlen hat —“

„Was denn? Ich weiß nicht —“ Ella zeichnete nervös mit der Spitze ihres Schirmes im Sande.

„Wegen des Referendars Blumenhoff — daß Du Dich gut mit ihm stellen mögest — es scheint, daß er ernstliche Absichten hat und dann weißt Du doch, daß er sehr reich ist.“

Auch diese jungen, unschuldigen Lippen sprachen das Wort Reich! mit einer Art ehrfürchtiger Andacht.

Ella schwieg. Nach einer Weile rief sie plötzlich ausbrechend, die Hand ihrer Schwester ergreifend:

„Aber ich mag ihn nicht! Und dann diese ernstlichen Absichten — ah, das kenne ich! Sag, Hedwig, findest Du es denn nicht eigentlich widerwärtig, daß man sich so einem Manne, der einem ganz gleichgültig ist, gewissermaßen anbieten soll, daß man alles Mögliche thut, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, auf seine Liebhabereien, seine Schwächen eingeht — und wenn einem das noch so peinlich und noch so unangenehm ist? Da ist man doch schließlich nichts anderes als ein Stück Ware, das verkauft wird — wer den höchsten Preis zu zahlen scheint, den muß man am freundlichsten anlächeln. Ach, wie ich das satt habe!“

Der müde, verdächtige Ausdruck trat wieder hervor auf ihrem Gesichte. Ihr Atem ging stürmisch, und ein fliegendes Rot zog von der Schläfe über die Stirn — alles an ihr war in Erregung.

„Aber Mama meint es doch gut!“ brachte Hedwig etwas zögernd heraus.

„Nein — das alles ist eine Quälerei, die ich satt habe,“ rief Ella, eine verächtliche Geberde mit der Hand machend, „und diese Männer! Wie wichtig und albern — und was für Bemerkungen sie untereinander über uns machen! Die Blicke mit dem Borgnon — nein, wenn das Glück sein soll, auf diese Weise will ich nicht glücklich sein, ich will nicht!“

„Ella, Du bist aufgeregt — komme doch nur zur Besinnung!“

„Lieber gehe ich nach Berlin!“ fuhr sie leise fort, und ein seltsam böses Lächeln flog über ihr schönes Gesicht, „lieber —“

„Ella!“

„Ja, Du — Du hast gut reden, wenn Du geduldig und sanftmütig sein willst — ich aber lasse mich nicht los schlagen wie eine Ware an solch ein frisiertes und gelecktes Stuzergesicht, das einen vorher und nachher und vielleicht sogar während der Hochzeit noch obendrein betrügt; man gestattet ja diesen jungen Herren alles, während wir — ich aber

habe auch meinen eigenen Willen, und ich will auch etwas vom Leben.“

Hedwig schwieg. Jetzt wagte sie ihrer Schwester selbst nicht zu antworten. Das waren Gedanken, die auch ihr bisweilen aufgestiegen waren, wenn sie an dem einem Abend sich mit dem und dem Herrn besonders freundlich unterhalten mußte oder feinetwegen Toilette machen sollte — und dabei war dieser Herr irgend ein Assessor oder wohlhabender Kaufmann mit einem verlebten Gesicht und einer Glase, und er fand ein Vergnügen daran, sie fortwährend erröten zu machen . . . Das erste Mal hatte sie das empört, aber ihre Mutter hatte ihr gesagt, das wäre kindisch; die Herrn liebten das nun einmal so —

Und dann diese Scenen zwischen der Mutter und dem Vater, wenn sie diesem vorwarf, daß er nicht genug für seine Töchter sorge, daß er sie nie an den Mann bringen werde, daß seine ewige schüchterne Miene nicht genüge, um Aufsehen zu erregen, ja, daß er die Leute abschrecke — und der arme Mann sah, wenn er dies anhörte, noch schüchterner aus wie gewöhnlich, und er fühlte sich wirklich beinahe schuldbewußt . . .

Ella hatte immer ein eigenes, ironisches Lächeln bei solchen Gelegenheiten. Diese jungen Leute, auf die ihre Mutter spekulierte — pah, die wußten ja doch alle, daß sie kein Geld hatten. Das war immer dieselbe Geschichte.

Hedwig antwortete leise, als ob sie sich vor ihren eigenen Worten fürchtete.

„Ich glaube, Du hast recht, Ella — aber was läßt sich dabei thun? Vielleicht werden wir nie glücklich. Und siehst Du, wir dürfen es den andern im im Hause nicht schwerer machen, als sie es schon haben.“

Sie dachte in der That nie an sich selbst. Sie bemühte sich stets den andern ihre Last zu erleichtern, und sie war der Sonnenstrahl, der dies trübe, harte Familienleben vergoldete.

Ella seufzte schwer auf, und ihre Lippen preßten sich aufeinander.

„O, nur einmal glücklich sein!“ entrang es sich ihr, „nur einmal ganz grenzenlos glücklich!“

Dann auf einmal wieder lebhaft wandte sie sich an Hedwig.

„Du sagst, die Herren waren chotiert?“

„Sehr.“

„Ah, ich will sie heute Abend entschädigen — wir gehen zum Ball im Kurhause. O, ich will Aufsehen machen — ich sage Dir, Hedwig, ich bin in einer tollen Laune — ich möchte das alles herunter haben, was mir auf der Seele liegt. Wenn man Walzer tanzt, vergißt man wenigstens.“

Ella Lürsen machte in der That Aufsehen an diesem Abend. Nie war sie so verführerisch, so reizvoll gewesen — nie hatte man ihre Blicke vielsagender, ihre Worte einschmeichelnder und liebenswürdiger gefunden.

Es war eine von jenen zwanglosen Tanzvergnügungen, wie sie die Gesellschaft in einem großen Seebade zu veranstalten pflegt. Der Saal des altertümlichen Kurhauses war ziemlich belebt, und auch

in dem hell beleuchteten Garten promenierte eine dichtgedrängte Menge, die an dem warmen Sommerabend bei den Klängen der Musik über alles Mögliche schwappte, Toiletten ausstellte und ihre Mitmenschen durchhechelte. Die Bremer bildeten wie gewöhnlich ein Hauptkontingent der Badegesellschaft — man erkannte sie an ihrem zugeknöpften Wesen und an der nachlässigen Miene, mit der sie sich gegenseitig grüßten, denn sie kannten sich fast alle — und sie hielten in Nordberney von jeher zusammen. Nicht umsonst führt dort ein ganzes Quartier den Namen „Bremer Häuser.“

Ein zweites hervorstechendes Element der Nordberneyer Kurgäste sind die vielen jüdischen Finanzaristokraten aus Berlin — ein Element, das am besten zählt und trotzdem bei den Insulanern durchaus unpopulär ist — gewiß eine für die heutigen Verhältnisse auffallende Thatsache.

„Sie sieht aus wie die schöne Thais, als sie den heiligen Pachomius versuchen wollte,“ flüsterte der Maler Erich Bardewiek zu, als sie Ella in den Saal treten sahen.

Sie trug ein Kleid von prachtvollem hellfarbigem Merveilleug — ein Kleid, das ihr früher einmal ein älterer Onkel von etwas leichtem Geschmack geschenkt hatte, und das ihre Mutter sie nie hatte tragen lassen wollen — und dazu so tief defolletiert, daß die blendende Fülle von Hals und Schultern voll zur Geltung kam — im Haar nur eine einzige weiße Rose — die ganze Erscheinung wirkte derart, daß sofort alle Fächer der Damen, alle Lognetten der Herren sich in Bewegung setzten, daß ein Geflüster von einer Ecke des Saales in die andere ging.

„Donnerwetter, ein schneidiges Frauenzimmer,“ flüsterte der Referendar Blumenhoff Otto Faber zu, der neben ihm stand, „ichade, daß sie so wenig Charakter hat.“

Unter „Charakter“ verstand die damalige Kunstsprache der jungen Leute natürlich Vermögen.

Otto Faber zuckte verächtlich die Achseln. Für ihn war es beinahe eine Beleidigung von einer Frau, die schön und geistvoll war, noch Geld zu verlangen. In dem Punkte war er durchaus Epitaurier, das hielt er streng auseinander.

Er näherte sich dem Kreis von Herren, der sie umschwärzte — er fürchtete schon nicht durchzubringen, aber ein Blick aus ihren Augen, der ihn traf, ermutigte ihn.

„Haben Sie einen Walzer für mich frei?“ fragte er.

Sie senkte die Stimme.

„Ich hatte für den Anfang einen für Sie reserviert — aber ich habe mir überlegt, Sie sollen ihn erst später bekommen. Es ist besser so,“ sprach sie flüsternd.

Er verstand und entfernte sich lächelnd. Aber seine Blicke verschlangen förmlich das schöne Weib, das ihn so vor den andern auszeichnete, und das ihm bald, wie er hoffte, niemand mehr streitig machen würde. Wer weiß, wie bald schon — Er kannte das Unvermutet-Eruptive der Frauennatur, und er beschloß sie heute abend nicht aus den Augen zu

lassen; ihm entging es nicht, in welcher künstlich gesteigerten Erregung sie war.

Ella Lürjen war bewundernswürdig an diesem Abend. Sie schien in der heitersten, ausgelassensten Laune — ihr Dialog sprühte von Epigrammen, von geistreichen Printen — und sie wußte allem, was sie sagte, durch den Ton, durch einen Blick, durch eine Geste, noch etwas Besonderes zu geben, das dem Betreffenden gestattete, noch viel mehr dahinter zu erblicken. Sie hatte im höchsten Grade jene Gabe der Koketterie, des Flirt, die alles Kleinliche verliert, die nur als die höchste durchgeistigte Kraft der Frau erscheint.

Otto Faber sah sie tanzen, im Walzer dahinfliegen, und sein Blut ging schneller durch die Adern, sein Herz klopfte rascher und wilder. Und die Blicke der Männer hafteten an ihr mit jenem Ausdruck, der so viel sagt, und doch das Meiste verbirgt — ein jeder schien zu lechzen nach diesem Stück berauscher Poesie, das sich da zeigte. Sie wußte das. Ihre Augen sagten ganz deutlich: „Ihr seid reich, voll Talent und Kraft und Geist — und doch würdet Ihr alles hingeben um meinetwillen — der ganze Wert Eures Lebens scheint Euch nichtig, wenn ich Euch fehle!“

Der Volontär traf sie einen Moment, als sie eine Pause im Tanze machte, und der Herr sie an einen Tisch in seiner Nähe führte.

„Sie sind äußerst aufgeregt,“ sprach er, als er sie atemlos, mit glühend erhitztem Gesicht sah, „fühlen Sie sich ab — soll ich Ihnen etwas besorgen?“

Sie sah ihn an.

„Aufgeregt?“ fragte sie, wie erstaunt. „Ah, Sie wissen nicht, wie mir zu Mute ist, so leicht, so frei — Ich möchte so weiterstürmen in den Himmel, in die Sonne hinein — Es ist mir, als lebte ich jetzt erst. O, jetzt hinaus auf die See, auf das stürmische Meer — auf einem Drachenschiff mit blutroten Segeln, wie die Edda erzählt — und dann möchte ich das Schiff anzünden und in den prasselnden Flammen verlodern — Können Sie sich vorstellen, wie es in mir aussieht?“ fragte sie plötzlich laut auf lachend und in das Taschentuch beißend, das sie in der Hand hielt.

Er sah sie seltsam an.

„Ella!“ sprach er leise, „vergessen Sie nicht, noch sind Sie nicht frei. Noch haben Sie Rücksichten —“

„Rücksichten!“ rief sie außer sich, „ah, ich will keine Rücksichten — wie das Wort mir verhaßt ist! Kommen Sie, führen Sie mich zum Buffet, Ihre Freunde erwarten uns da schon!“

In der That, sie waren alle da, der Referendar Blumenhoff, der Sohn des Konsuls Dierksen, Mr. Dobson, ein melancholischer junger Engländer, der Assessor Ellerbrock — alle umringten sie, man huldigte ihr mit dem Weinglas in der Hand — schon fielen die gewagtesten Redensarten — das war bereits mehr als die zwanglose Ungebundenheit des Seebades, es war der seltsame Eindruck, den Ella den ganzen Abend gemacht hatte.

Die älteren Damen waren empört. Etliche waren aufgebrochen, andere hielten ihren Unwillen nicht zurück und machten Bemerkungen über das

junge Mädchen, die nicht sehr schmeichelhaft waren. Hedwig saß mit rotem Kopf und mit umflorten, ängstlichen Augen bei einer Freundin — sie begann für ihre Schwester zu fürchten. Aber sie machte nicht einmal den Versuch, sie zurückzuhalten, so wenig hatte sie sich jemals irgend welchen Einfluß auf Ella zugetraut.

„Gnädiges Fräulein, Sie sehen bezaubernd aus,“ sprach der Assessor, ein bereits etwas vom Zahn der Zeit angenagter Lebemann, „habe die Reichers-Kindermann als Walfüre gesehen — war aber nichts gegen Sie, parole d'honneur!“

„Wären Sie doch wirklich eine Walfüre,“ brachte Blumenhoff mit sentimentaler Miene heraus, „um —“

„Um Sie nach Walhalla zu führen,“ fiel sie ein, lachend und mit bligenden Augen, „seien Sie unbesorgt — Wenn ich nach Walhalla ginge, ließe ich Sie hier.“

Otto Faber lächelte. In dieser Weise hatte sie schon manchen abgelehnt — Aber sie wußte, je boshafter man diese Leute behandelte —

„Was sollten Sie in Walhalla?“ sprach er, „einstweilen haben wir Sie hier noch nötiger. Und Sie würden uns dort wohl sehr rasch vergessen —“

„Ah, wie heiß mir ist,“ murmelte Ella, nach ihrem Fächer greifend. Ihr Gesicht glühte in der That. Sie hatte bereits zwei Gläser schweren Burgunders getrunken — die Erregung des Tanzes, und ihre eigene tolle Laune thaten das übrige.

„Lassen Sie uns im Garten weiter tanzen,“ schlug Blumenhoff vor, „da ist es wenigstens kühl — wird Effekt machen, kann ich Ihnen versichern.“

„Einen Schlußgalopp nach Pariser Manier,“ rief der Assessor dazwischen, der zur Weltausstellung in Paris gewesen war, und dort seine Studien in Moulin rouge gemacht hatte. Er trällerte leise das bacchantische Finale aus dem zweiten Akt von Orpheus in der Unterwelt vor sich hin.

Ella fand die Melodie sehr hübsch. Unwillkürlich bewegten sich ihre Füße in dem prickelnden, sektartig berausenden Takte.

Otto Faber zuckte die Achseln.

„Ihr seid nicht übel mit Euren Ideen,“ rief er wegwerfend, „hier vor den Augen all dieser braven Familienmütter, die uns jetzt schon mit Blicken durchbohren — Wir brechen alle nach der Weinstube von Niemand am Strande auf und dort, im Angesichte des Meeres wollen wir trinken, schwärmen — und der Schönheit huldigen, in deren Dienst wir alle stehen!“

Er sprach das letzte mit einer leichten Verbeugung gegen Ella — seine leuchtenden Augen suchten die übrigen.

Der tolle Vorschlag wurde einstimmig angenommen. Ella nickte lachend Zustimmung — sie reichte dabei dem Volontär die Hand, und dieser fühlte, wie brennend heiß sie war. O, es sollte ein köstliches Bacchanal werden — dies königliche Weib — in der Erregung, die sie beherrschte — Schon flogen seine Gedanken weiter; jene Weinstube war (was Ella natürlich nicht wußte) berichtigt wegen

solcher Abenteuer, und es war von da aus nicht weit bis zu seiner Wohnung —

Er ließ gleich jetzt Champagner bringen, und bald klangen die Gläser mit dem weißen Gischt an einander — der tolle, sprühende Wein begann in den Köpfen zu rumoren. Ella Lürsen hatte sich in einen Sessel geworfen — sie hörte mit strahlendem Gesicht die Improvisationen des jungen Referendars an, der das komische Couplet von Lindemann vortrug —

Auf einmal erklangen die Takte eines Walzers.

„Ah, erst noch einmal tanzen,“ rief sie aufspringend — gepackt von der vibrierenden Lebenslust des Tanzes, von dieser Empfindung, der kein echtes Weib widerstehen kann.

„Darf ich Sie bitten, Fräulein Lürsen — wenn Sie nicht schon in Anspruch genommen sind?“

„Ah, Herr Bardewiel!“ Ein Ausruf der Überraschung entrang sich Ella — aber sie neigte zustimmend den Kopf — sie traten zum Walzer an —

Es war Erich, der sie seit einer Stunde beobachtet hatte, und der sich in diesem Moment sagte, daß es Zeit sei dazwischenzutreten, wenn nicht etwas nie wieder gut zu Machendes geschehen solle. Er sah Ella Lürsen mit fast gelöstem Haar, mit flammenden Augen, mit Gedanken, die wie Fieberschauer ihr Gesicht und ihren ganzen Körper erschütterten — und in diesem Moment ward es ihm auch klar, daß er dies Mädchen liebe, mit der ganzen heißen Kraft seiner Seele — daß er sie schützen wolle vor den Mächten, denen sie schon verfallen schien.

„Hören Sie mich,“ sprach er leise in den Pausen des Tanzes, „hören Sie mich aufmerksam an — ich werde nicht viel sprechen, man beobachtet uns. Sie sind im Begriff sich wegzuwenden an Leute, die Ihrer unwürdig sind — an Hohlköpfe, die gar nicht fassen werden, was Ihr Leben ausmacht — Sie werden den nächsten kleinen Schritt, den Sie jetzt noch thun, unendlich teuer bezahlen — und, ich wiederhole es Ihnen, man wird Sie um den Preis betrügen.“

Er verbeugte sich vor ihr — sie blieb schweratmend stehen; ihre Blicke hefteten sich fest auf sein Gesicht, als suchten sie dort eine Antwort auf die Schicksalsfrage, deren sie sich in diesem Moment bewußt wurde.

Im Eingang des Nebensaales, wo sich das Buffet befand, standen noch die anderen Herren, erstaunt und das Paar, das da zusammen stand, fragend anblickend.

Auf einmal nahm Ella Lürsen Erichs Arm und schritt mit ihm in den Garten hinab, und dort ging sie langsam auf und nieder, den Blick zu den funkelnden, gleichgiltigen Sternen emporgerichtet, während ihr Begleiter allerlei zu ihr sprach — sie hörte es kaum, aber es beruhigte sie, daß er an ihrer Seite war, sie wußte, daß sie nun ihrer selbst Herr werden würde.

Als Otto Faber, das Sektglas noch in der Hand, mit vielsagenden Blicken am Eingang des Ballsaals erschien, um sie abzuholen, erklärte sie ihm gleichgiltig, mit fast tonloser Stimme, sie habe Kopfweh und wünsche nach Haus zu fahren — Herr Bardewiel werde ihr den Wagen besorgen —

Der Volontär verabschiedete sich von ihr mit einer kalten Verbeugung, aber der Blick, den er Erich nachsahnte, war deutlich — — —

Am anderen Morgen ging Ella Lürsen allein, mit blassem, abgepanntem Gesicht am Badestrande vorbei. Es wehte ein frischer Wind, und am äußersten Horizont hingen grauschwarze Wolkenfetzen, die von den Wellen auseinandergerissen schienen. Alle Gesichter sahen frisch rot aus, wie zerbürstet vom Seewinde, der das Gras auf den Dünen niederbeugte, durch das offene Haar der jungen Mädchen fuhr, die am Ufer Krodet spielten und die weißen Segel der kleinen Yachten blähte, die in den Wogen auf und niedertanzten. Auf den zierlichen Pavillons von Glas und Eisen flatterten lustig die Fahnen im Winde, und weiter unten sah man schon zahlreiche Gruppen vom Bade zurückkommen. Am Ufer standen dicht nebeneinander gereiht die Badekarren von altertümlicher Bauart mit ihren großen, aufbringlichen Kummern, und zwischen ihnen war es ein ewiges Kommen und Gehen, ein Auftauchen und Verschwinden von Gestalten, die sich kühn den anrollenden weißkämmigen Wogen entgegenwarfen oder vor ihnen auf den weichen Sand flüchteten, der sich glatt wie Marmor den Strand hinaufzog.

Am lebhaftesten war aber das Treiben in den Strandkörben, wo Hunderte sich mit nichts anderem beschäftigten als mit dem Anblick von Meer und Himmel, also mit der Aufgabe, ihre Zeit möglichst gesundheitsfördernd totzuschlagen. Hier sah man alle Typen, alle Gestalten. Dickbäuchige Hamburger Handelsherrn mit englischem Badenbart und englischem Aussehen, Bremer Patrijier, Berliner Finanzgrößen — alle gedankenlos in den Körben sitzend, ihre Zeitungen lesend, oder mit ostentativen Atembewegungen am Ufer auf- und abgehend. Man begriff, wenn man diese heruntergekommenen, großstädtischen Physiognomien sah, die schwere Aufgabe Neptuns, all diesen Kehrlicht und diese Schwachlichkeiten wegzuspülen. Und das gelang hier nur zum Teil, denn die Leute fuhrten auch im Seebade fort von ihren Geschäften und von der Politik zu reden — als ob sie zu Haus wären.

Von Fremden sah man hauptsächlich Engländer und Amerikaner — unter den letzteren etliche sehr hübsche Mädchengestalten, die sich eifrig im nationalen „kirt“ übten, Lawn-tennis spielten und für Richard Wagner schwärmten. Das letztere schabete ihnen bei der jungen Männerwelt oft mehr als sie ahnten. Die Engländerinnen waren häßlich und langweilig wie fast überall auf dem Kontinent — und es scheint ein gefegliches Privileg John Bulls zu sein, seine hervorragenden weiblichen Schönheiten bei sich zu Haus zu behalten. Es ist allerdings die Frage, ob das sehr nützlich oder sehr unterhaltend für die Engländerinnen ist . . . Die junge Männerwelt war hier wie überall — man machte den Damen in einer etwas schmerzlichen und gleichgiltigen Weise den Hof und hatte dabei doch den Gedanken, daß man beim Frühschoppen oder beim Stat seine Zeit nützlicher anwenden könne . . .

Ella Lürsen achtete wenig auf das Leben um sie



her. Ihre Gedanken umstürzten sie wie die grauen, flatternden Seemöven, die aus den Wellen aufzufliegen schienen — und deren höhnisches Geschrei Unheil bringen soll, wie die Seeleute sagen — sie fühlte sich müde und abgespannt.

Das war das Natürliche nach der tollen Reizung, nach der Betäubung, die ihren ganzen Organismus gestern beherrscht hatte. Das Gefühl, das sie gestern getrieben hatte, war dasselbe, das der Schwimmer kennt, der sich halben Leibes über eine grundlose Tiefe beugt — es zieht förmlich nach unten — man verliert alles Gefühl der Außenwelt, das Blut strömt zum Herzen, nur hinab, hinab — und wenn man dann noch zurückgerissen wird, ist der Körper wie vom Fieber geschüttelt.

Sie war zurückgerissen worden.

„Liebt er mich? liebt er mich nicht?“ das war die Frage, die sie sich vorlegte, als sie Erichs seltsamen Blick, als sie die Berührung seiner Hand spürte. „Aber ich liebe ihn nicht — ich liebe überhaupt nichts — ich will nur herrschen über alle, sie demütigen, ich will bewundert und beneidet werden — wenn ich reich bin, sehr reich —“

Sie sagte sich das selbst mit einer grausamen Wahrheitsliebe, mit jener Rücksichtslosigkeit, die in ihrer Rasse lag.

Der Badestrand lag bereits hinter ihr — noch immer schritt sie langsam durch den weichen Ufersand und warf zuweilen einen zerstreuten Blick auf die Wellen, die sich brausend überschlugen, heranrollten und wieder zurückfluteten — rechts die hohen Dünen, dicht mit Gras bewachsen, zwischen dem man zuweilen einen Schatten huschen sah, eines von jenen unzähligen Kaninchen, die in den Sandbergen haufen.

In der Strandhalle, einem pavillonartigen Gebäude, etwa in der Mitte der Insel, aber nahe beim Ufer gelegen, erwartete sie Erich. Sie hatte es ihm versprochen müssen unter dem Vorwand eines Spazierganges sie dort aufzusuchen — sie hatte Ja gesagt, denn sie hatte gestern abend gefühlt, daß sein Wille stärker war als der ihrige. Sie fand ihn draußen am Ufer, auf einer Landzunge stehend — in einen Mantel gewickelt, den er fest um sich zog, denn es wehte hier heftig. Er deutete lächelnd auf das Wetter, das von Westen heraufzog und bereits die Klämme der Wogen anschauern ließ.

„Möchten Sie jetzt hinaus — da?“ fragte er, auf die offene See deutend.

Sie schüttelte den Kopf. Die dunklen Ringe um ihre Augen schienen noch dunkler zu werden — Ermüdung, Abspannung, Überdruß, alles war darin zu lesen.

„Ich aber“ fuhr er fort, seine Gestalt emporredend, „je toller, desto lieber wäre mir's — ich hab' jetzt ein Verlangen nach Gefahren, nach Schwierigkeiten — ich könnte mich durch alle Hindernisse durchsetzen, wie die Engländer sagen. Sie sehen, das Meer steckt an mit seiner Freiheit und seiner wilden Kraft,“ fügte er lächelnd hinzu, die weißen Zähne unter dem blonden Schnurrbart zeigend.

In diesem Moment betrachtete Ella ihn aufmerksam. Sein frisches, gerötetes Gesicht, die leb-

haften Augen, die athletische und doch ebenmäßige Gestalt ließ unwillkürlich an Mörder denken, von dem die nordischen Sagen erzählen, daß er die Meerflut beherrscht, „der Männerfürst von untadeliger Schönheit“. Unwillkürlich fuhr es ihr durch den Kopf: Er ist doch eigentlich viel stattlicher als Otto Faber! Und sie entsann sich gewisser Schwächen und eigentümlicher Toilettenkünste des letzteren — die Erinnerung wirkte unangenehm auf sie.

„Warum haben Sie mich gestern abend zurückgehalten der Einladung zu folgen?“ fragte sie plötzlich und ohne Übergang.

„Weil ich Sie vor einer großen Gefahr behüten wollte,“ sprach er ernst, „Sie übersehen nicht mehr, was diese Einladung zu bedeuten habe.“

Sie antwortete nicht sogleich. Ihre Blicke irrten, während sie weiter schritten, ziellos aufs Meer hinaus.

„Und doch wird es nichts nützen, bis nicht der ganze Gedanke bei Ihnen beseitigt ist,“ fuhr Erich nach einer Weile beinahe träumend fort.

„Welcher Gedanke?“

„Ah, der Gedanke an die Welt und ihre Herrlichkeit, das Flimmern des Goldes, das Sie geblendet hat, alles dies — das nervöse Hasten nach dem, was Sie für Glück halten — im Grunde ist das nur Genuß, und immer wieder Genuß; diese Weltlichkeit, die muß in uns allen vernichtet und zerstört werden.“

Er schwieg und sah vor sich hin, als ob er eine Antwort gar nicht erwartete. Ella sah ihn betroffen an — es dauerte eine Weile, ehe sie diesen Gedanken überhaupt fassen konnte, diesen Gedanken, der etwas Ungeheuerliches für sie hatte.

„Ich will glücklich sein,“ antwortete sie, „ich habe ein Recht darauf so gut wie jeder andere.“

Erich nickte mit dem Kopfe.

„Ja, das glauben Sie. Sie haben eben Ihre Begriffe, wie sie jeder heute hat — heute, wo alle Wörter ihren richtigen Sinn verloren haben, wo man von Genuß spricht, wenn man sich ruiniert, von Freiheit, wenn man andere ruiniert und von Wohlstand, wenn man die zukünftigen Generationen ruiniert.“

„Sie meinen, wir hätten alle falsche Begriffe?“

„Das meine ich. Und zwar sind diese so eingewurzelt und der menschliche Geist ist davon so angegriffen und durchwühlt, daß diese alte Welt wahrscheinlich in einer einzigen ungeheuren Katastrophe versinken wird — wie die Götterdämmerung, von der unsere Vorfahren erzählten.“

„Warum? Was haben wir denn gethan?“ Ein höhnisches Lächeln kräuselte ihre Lippen, als sie das fragte — der gewohnte Troß regte sich wieder bei diesen Worten, die sie doch seltsam berührten.

„Warum? Weil die Gier nach Reichtum Sie — und nicht bloß Sie — blind und taub gemacht hat für das Elend der Massen, für die Leute, die verhungern inmitten dieser prächtigen und glänzenden Civilisation! Und Sie wissen wohl, Fräulein Ella, daß um des kostbaren Seidenstoffs willen, den Sie tragen, um der weißen Federn an ihrem Hüte, um den feinen Schleier, den Sie so grazios aufgebunden haben — daß darum so und so viel

andere hungern müssen. Wer den Nutzen von der sozialen Sünde hat, nimmt auch die Schuld auf sich."

"Und Sie wollen das alles ändern? Sie? Sie wollen alle reich und zufrieden machen?"

Er zuckte die Achseln und ein finsterner Schatten flog über sein Gesicht.

"Reich! Schon wieder das Wort — Mit Güterverteilung, mit Brot- und Geldspenden ist nichts gethan. Bei dem Menschen selbst, bei unserem eigenen Hochmut und unserer Genußsucht muß die Umkehr anfangen — oder das Strafgericht wird hereinbrechen über Nacht und uns 'dahinraffen in unserer Sünden Blüte' wie der Dichter sagt!"

Erich hatte heftig, ohne anzuhalten gesprochen, seine sonst so ruhige Natur belebte sich, die Hände gestikulierten, und man sah, er lebte die Worte mit die er sprach.

Das junge Mädchen hatte ihm nicht ohne Beklemmung zugehört. Für Abstraktionen war sie nicht empfänglich, und das Allgemeine, was er sagte, schien ihr fremd und seltsam, aber bei manchen von diesen Gedanken war es ihr, als ob sie dieselben auch gehabt, dunkel empfunden hätte. . . Früher hatte sie sich zuweilen auch gefragt, warum ihr Vater so unablässig und schwer arbeiten müsse, während andere nur 1 bis 2 Stunden täglich sich in ihrem Comptoir aufhielten und dabei Tausende verdienen. Dann war es ihr so vorgekommen, als ob das Geld für sich arbeite, als ob die tausend Goldstücke, die Einer habe, mit unfehlbarer Sicherheit von selbst wieder tausend andere heranzögen, wie der zauberhafte Armring in den arabischen Märchen, über den man nur zu streichen brauchte, und sofort fielen drei andere gleiche Ringe zur Erde. Das war es, das Geld, wenn man es sich erst dienstbar gemacht hatte, war die Wunschelrute, mit der es alles herbeizog. Es arbeitete von selbst.

"Warum sagen Sie mir das alles?" sprach Ella auf einmal, dem jungen Mann voll in die Augen sehend, "warum interessieren Sie sich so für — für meine Gedanken, wie Sie sagen?"

Erich ergriff ihre Hände, die sie ihm nicht entzog.

"Ich sage Ihnen das, weil ich nicht will, daß Sie sich wegwerfen. Weil ich nicht will, daß Ihr Geist von dem fressenden Gift dieses modernen Wahns beherrscht wird und in blinder Zerstörungswut sich selbst vernichtet. Es sind Tausende von Seelen, die zu Grunde gehen an der Gefahr, in der Sie schweben! Und wenn man frei und groß und schön ist, wirft man sich nicht weg an diesen ekelhaften, hohlköpfigen Göken! Sie könnten —"

"Was könnten ich?"

"Ja, Sie könnten viel leisten," fuhr Erich halb laut fort. "Sie könnten mithelfen an dem Aufbau dieses neuen Werkes, das so nötig ist. Heutzutage sind die Frauen dazu viel geeigneter und viel tüchtiger als wir Männer. Nein, schütteln Sie nicht den Kopf. Wir müssen die schwerste Arbeit vollziehen, die eine Generation haben kann, die Einkehr in uns selbst, die Entäußerung aller eigenwilligen Leidenschaften, die bisher die Welt unglücklich gemacht haben:

— und da hilft uns das Lächeln einer Frau, ein tröstendes Wort von ihr über vieles weg —"

Ella biß sich auf die Lippen. Das war nicht das, was sie erwartet hatte; ihre echt weibliche Natur, die am Vorliegenden haften blieb, hatte geglaubt, seine Empfindungen für sie würde sich in einem leidenschaftlichen Erguß Luft machen — aber alle diese Ideen — Sie fühlte ein heftiges inneres Widerstreben dagegen.

"Entsagen! Verzichten — das kann ich nicht, will ich auch gar nicht," rief sie, und ein dunkler Blick aus ihren Augen traf ihn, "wozu das? Wenn das Leben keine Genüsse mehr hat, verlohnt es sich nicht der Mühe. — Und Sie selbst, der Sie der Armut helfen wollen, Sie leben in Reichtum und wenn Sie das Geschäft Ihres Vaters hätten, wer weiß, ob Sie dann nicht auch Kapitalien aufhäufte und sich um nichts anderes kümmerten!"

Sie riß mit einer hastigen Bewegung den Schleier zurück, den ihr der Wind entführt hatte — was in ihren letzten Worten lag, war wieder der Haß der versteckten Armut gegen den Reichtum, der Zurückgesetzten gegen die Privilegierten der Gesellschaft.

"Wenn ich das Geschäft meines Vaters hätte," sprach Erich dumpf, "so wäre es mein Erstes, es aufzulösen und den Arbeitern das Vermögen auszuverteilen, oder vielmehr Anlagen herzurichten, bei denen sie alle in gleicher Weise Anteilsscheine bekämen."

Sie sah ihn an. Was er sagte, klang nach landesüblichen Begriffen so unerhört: dies jahrhundertalte Geschäft auflösen, den Namen der Firma vernichten, in die Generationen ihren Stolz gesetzt hatten, daß sie den Ernst seiner Worte nicht glauben mochte.

Er erriet ihre Gedanken.

"Es muß sein, das Opfer muß gebracht werden," wiederholte er nachdrücklich, aber mit jenem schwermütigen Ausdruck, der ihm so oft eigen war.

"Und womit soll man sein Leben ausfüllen?" fuhr sie fort, nicht ohne ein ironisches Zucken um den Mund, "sind die Leute, für die Sie sich opfern, denn überhaupt wert, daß man ihnen ein Opfer bringt?"

Erich zog die Stirn in Falten.

"Erinnern Sie mich nicht daran. Wenn die Massen des vierten Standes Ihnen jetzt Abscheu erregen, wenn sie schmutzig, unwissend und lasterhaft sind, wer ist Schuld daran? Wir, die Herrschenden — denn wir haben sie so gelassen — und zwar absichtlich, zu unserem Vorteil. Das ist die Lüge der Civilisation, sie spricht von Fortschritt und baut Maschinen, um die Arbeiter entbehrlieh zu machen und sie dem Hungertode zu überliefern. Und wir müßten alle unsere Kräfte daran setzen, diesen Tausenden das Leben erst lebenswert zu machen — den Sonnenschein in ihr Dasein zu bringen — und dabei können Sie, die Frauen, am ersten mithelfen — und —"

Sie waren in diesem Moment am Ende der Insel angelangt, wo sich der Leuchtturm erhebt. Der Regen und der Wind hatten aufgehört, und die Sonne brach durch ein Gewirr von zackigen Wolken durch, deren Ränder sie mit einem Lichtstreifen vergoldete. Es war zuerst, als ob ein Schleier, ein Nebel von

Sicht auf das Meer fiel, der dann immer heller und heller wurde und schließlich wie in einer goldblutenden Bewegung auf den zitternden Wellen haften blieb. Die weißen Segel, die noch draußen sichtbar wurden, leuchteten grell auf, und bisweilen glaubte man am äußersten Rande des Horizonts, leichte schattenhafte Profile zu sehen — die Umrisse der Nachbarinsel.

Es zog wie ein frischer, kräftiger Duft vom Land und aus der See heraus — dieser Salzatem des Meeres stärkte die Nerven und spannte die Muskeln; er gab jenes unverwüßliche Gefühl von Kraft und Frische, dem man nirgends sonst in solchem Grade begegnet.

Ella Kürsen war diesem Gefühl zugänglich wie wenig andere. Sie hatte diese Einwirkung der See auf sich gefühlt vom ersten Tage an — das dämonische der Natur wirkt unmittelbar auf die Sinnlichkeit, und bringt jenes Kraftgefühl hervor, das nach Bethätigung verlangt.

Sie warf dem jungen Mann einen beobachtenden Seitenblick zu. Das Verlangen des Weibes erwachte in ihr, ihn sich unterthänig zu machen, ihn diesem Ideal abwendig zu machen, das mit solcher Macht seinen ganzen Organismus beherrschte. Das wurde für sie ein persönlicher und doch unfaßbarer Feind, dies Ideal — sie wollte sehen, wer stärker wäre . . .

Und sie ging auf seinen Gedankengang ein mit jener Schnelligkeit und Gewandtheit, wie es nur Frauen verstehen, sich dem Wesen des anderen anzupassen — und wenn sie sah, wie er an ihren Lippen hing, leuchteten ihre nigenähnlichen Augen auf, und sie erwiderte leise den Druck des Armes, der ihre Hand hielt. Nachdem sie den Leuchtturm besichtigt hatten, schlug er vor, die Promenade auf der andern Seite der Insel zu vollenden, sie nickte ihre Zustimmung zu — aber ihre Blicke konnten sich einweilen von dem majestätischen Bilde, den das Meer hier an der Landspitze bot, nicht trennen —

„Wissen Sie, was Heine sagt?“ rief sie plötzlich: „ich liebe das Meer wie meine Seele.“

Erich lachte.

„Das klingt recht schön — aber es sagt eigentlich gar nichts,“ erklärte er offen, „um das Meer wirklich zu lieben, muß man in seiner Nähe aufgewachsen sein.“

„Aber unsere Seele hat doch immer eine Verwandtschaft mit der Natur, die sie umgibt,“ beharrte sie, „es giebt Leute, die scheinen wie ausgegraben aus dem Wald, aus den Bergen — und so auch mit der See. Man kann sich vorstellen, daß da unten Wesen leben, die ähnlich sind wie wir.“

Er sah sie aufmerksam an. Auch seiner grüblerischen Natur lag dieser Gedankengang nicht fern. Sie kam ihm selbst vor wie die sagenhaften Töchter des Meeres, verlockend in ihrer eigenartigen Schönheit, in ihrem phantastischen, blendenden Geiste — aber falsch und treulos, — empfindungslos wie die Natur selbst.

Er hatte jetzt Momente, wo ihm das Gefährliche auch seiner Situation klar wurde — wo ihm die Nähe des Weibes bis ans Herz drang und all sein

Blut rascher strömen machte. Und um so eifriger vertiefte er sich in seine Arbeiten, in den Dienst seiner großen Aufgabe, als fürchtete er, die Frau könne ihn davon abwendig machen.

Das ist die alte Geschichte, Delila verdirbt Simson.

Der Rest des Spaziergangs verlief schweigend und ziemlich einförmig — beide standen unter der geheimen Einwirkung, die sie aufeinander ausübten, und in solchen Fällen ist jedes Gespräch nur Lidenbüßer.

Indessen brach nach kurzer Zeit das Wetter wieder los, und der Regen strömte heftig nieder — beide sahen sich genötigt, in die Dünen zu flüchten, um Schutz vor dem Winde zu suchen. Dort verloren sie indes den Weg, und das fortwährende Steigen über die Sandhügel wäre ziemlich mühsam gewesen, wenn sie nicht einen Eingeborenen getroffen hätten, der sie ein Stück geleitete und sie nach der Fahrstraße zurückbrachte.

Es war ein Fischer, der von seinem auf dem Schlick liegenden Fahrzeug zurückkam — es lag hier wie die ganze Fischerflotte der Insel den Sommer über unthätig da, um dann in der rauhen Jahreszeit in See zu stechen und die Meerestiefen zu plündern, wie man im Sommer die Kurgäste plünderte. Eine lange, derbknochige Gestalt mit einem trockenen, harten Gesicht, aus dem zwei kleine Augen vorsichtig und mißtrauisch hervorsahen — auf dem Kopfe trug er einen mächtigen Südwester, und die ganze Gestalt war in einen wasserdichten Mantel gewickelt — im ganzen machte er einen verschlossenen und nicht allzu vertrauenerweckenden Eindruck, wie die friesischen Inselaner alle. Nachdem Erich aber ihm ein paar kleine Geldstücke zugesteckt hatte, ward er gesprächiger und er erzählte von seinen Fahrten und den Fischereien, die jetzt nicht mehr so ergiebig seien wie früher — und zwar in ziemlich reinem Hochdeutsch, wie man es auf dem überkultivierten Norderney überall hören kann.

„Die Fische sind scheu geworden,“ sagte er mit nachdenklicher Miene, „sie ziehen sich zurück — das ist nicht mehr wie früher. Es ist gerade wie mit den Walfischen, die kamen vor hundert Jahren noch bis vor die Weser- und Elbmündung — jetzt sind sie längst fort — weit oben weg. Die andern machen's bald auch so.“

„Aber die Regierung thut doch viel für die Hebung der Fischerei,“ warf Erich ein, „und es giebt doch noch viele, die reich dabei werden.“

Der Inselaner zuckte die Achseln. Nun ja, das sei richtig, die Gewässer wären sicherer wie früher — früher hätte es immer förmliche Schlachten draußen gegeben zwischen den holländischen, englischen und deutschen Fischerflotten — und es käme auch jetzt noch vor — besonders die Engländer mit ihren Trawlnezen, wenn die über so eine einsame Bark herfielen, der Besatzung den Schädel einschlugen und die Ladung ausraubten, da krähte kein Hahn nach — aber seit die Reichskommissarien aufpaßten, sei es im allgemeinen doch sicherer. —

Von da kam er, einmal redselig geworden, auf

Steuern und Militärdienst, auf die Unbequemlichkeiten, die das Reich mit sich bringe — und überhaupt seien die Zeiten so schlecht, die Lebensmittel so teuer geworden, daß man nicht wisse, wo das enden solle.

„Aber es wird ja nun bald ein Ende nehmen,“ fügte er mit den Augen blinzeln hinzu, „die Reichen werden alles hergeben müssen und es wird an die Armen verteilt werden — da wird man endlich sein Brot in Ruhe und Zufriedenheit essen können.“

Erich und das junge Mädchen sahen sich schweigend an. Der erstere veruchte vergebens aus diesem beschränkten Kopfe etwas Näheres herauszubringen, wie er sich das denke. Es war nur eine Ahnung, ein letztes Vibrieren der großen Zeitfrage, die diesen Friseur auf der entlegenen Insel noch getroffen hatte. Vielleicht hatte er etwas von den kaiserlichen Erlassen gehört oder irgend ein Bruchstück einer sozialdemokratischen Rede gelesen, und er hatte sich seine Vorstellungen davon gebildet wie die meisten seines Gleichen — dumpf und unklar, aber gefährlich für die Reichen und Mächtigen.

Seit diesem Tage sahen sich Erich Bardewiel und Ella Dürsen öfter, so lange noch ihr Aufenthalt auf Nordberney dauerte. Der Ballabend im Kurhaus lag auf ihnen wie eine gemeinsame Erinnerung, die sie hüten mußten.

Fritz Stedinger, der Maler, machte übrigens seinem Freunde öfters Vorwürfe über seine Vorliebe für Ella.

„Sie ist herzlos,“ erklärte er, „es ist bei ihr alles Phantasie, blendendes Feuerwerk, das sie aufsprühen läßt — und dahinter ein schroffer, rücksichtsloser Wille. Übrigens,“ fügte er achselzuckend hinzu, „das ist die alte Geschichte, daß Männer Deiner Art für solche Frauen empfänglich sind. Nimm Dich in acht. — Wie sagten die alten Kirchenväter: Diabolus in femina — Frau Satan in moderner Übersetzung.“

Erich erwiderte nichts auf dergleichen Bemerkungen — er hatte dabei stets ein abweisendes Lächeln um den Mund, das deutlich zu erkennen gab, er würde seinen Weg für sich gehen.

Übrigens beschäftigten ihn in diesen Tagen die Nachrichten viel, die er von Hause bekam, und die keineswegs günstig lauteten. Der Streik dauerte fort, und auch die sonstige Geschäftslage schien wenig zufriedenstellend zu sein. Es war eine Veränderung eingetreten, die Erich noch nicht übersehen konnte, über die er aber beschloß, sich Klarheit zu verschaffen.

Er verfolgte den Kampf der Arbeiter in den Hansestädten gegen das Großkapital mit größter Spannung, und er war im geheimen bereits zu Entschlüssen gelangt, die seine Familie in Entsetzen jagt — wenn sie eine Ahnung davon gehabt hätte.

Als er eines morgens in der Zeitung von einer tumultuarischen Scene in ihrer eigenen Fabrik las — eine Anzahl Arbeiter hatte kapitulieren und die Arbeit wieder anfangen wollen, war aber von der Mehrzahl der Genossen verhindert worden, da reiste er mit dem nächsten Dampfer nach Bremerhaven ab.

Er wollte selbst sehen, wie die Dinge lagen.

Und vor allem — er wollte selbst eingreifen, er wollte praktisch bethätigen, was ihn Jahre lang in innerster Seele bewegt hatte.

## X.

Erich Bardewiel traf seinen Bruder in vollster Thätigkeit, ganz mit seinen Plantagenanlagen beschäftigt — er war den Tag über nicht mehr als ein paar Stunden zu Hause. Von dem Streik sprach er mit der verächtlichsten Gleichgültigkeit. „Sie sollen schon zur Vernunft kommen,“ murmelte er durch die Zähne, „wenn sie hungern, müssen sie nachgeben.“ Als Erich ihn fragte ob er schon einigermaßen Ersatz gefunden habe, antwortete er ausweichend. Es stellte sich heraus, daß der Betrieb der Cigarrenfabrik so gut wie ganz ruhe, und obwohl derartige Anlagen immer große Lagervorräte haben, die nun geräumt werden konnten, so mußte das auf die Dauer doch nicht angehen.

Bardewiel sen. schien weniger beruhigt über die Sachlage. Es fehlte ihm etwas von der modernen Schroffheit und der entschiedenen Art Wilhelms. Doch war auch er entrüstet über die „Undankbarkeit und Unverschämtheit der Arbeiter“ und wollte nicht auf die Einwendungen Erichs hören, daß man den Leuten gerade jetzt in einer Zeit allgemeiner Teuerung der Lebensmittel nicht hätte den Lohn verkürzen dürfen.

Einer der ersten Gänge des jungen Mannes war nach der Cigarrenfabrik, die etwa eine halbe Stunde außerhalb der Stadt lag. Da sah es wüst und leer aus. Fast gar kein Leben in dem großen aus Ziegelsteinen erbauten Gebäude — etliche Fenster des Saales waren zertrümmert, ob durch den Wind oder ob durch mutwillige Steinwürfe war nicht zu unterscheiden.

In dem kleinen Bureau rechts vom Eingang, wo sonst immer so viel Leben und Thätigkeit geherrscht hatte, saß nur noch ein Buchhalter mit ziemlich gelangweiltem Gesicht — er sah ein paar Leuten nach, die mit gedrückter Miene die Steintrappe hinabgingen — offenbar Arbeitern, die wegen einer nochmaligen Anfrage hergekommen waren.

Sie erkannten Erich und warfen ihm einen gleichgiltig-troztigen Seitenblick zu — er seinerseits konnte sie nicht ohne Mitleid betrachten. Ihr äußeres Aussehen verriet die Not, die vorgeschrittenen Stadien des Kampfes ums Dasein. Ihnen half niemand, wenn sie sich nicht selbst halfen.

Der junge Mann kannte die Fabrik noch sehr wohl von früher her, wo hier alles voller Arbeiter war — und auch da war ihr Los kein beneidenswertes gewesen. In den beiden großen Sälen saßen in jedem über einhundertundfünfzig Arbeiter; jeder hatte einen Tisch vor sich, auf dem er die Tabaksblätter verarbeitete. Zuerst wurde der „Widel“, das Innere, hergestellt, dann schnitt man aus dem feineren Tabak den „Decker“, der um erstes gerollt wurde, und der der Cigarre die Qualität und den Namen giebt. Die größte Arbeit, das Wegnehmen der Mittelader aus den Tabaksblättern, das sogenannte „Strippen“ besorgten Kinder, die auch schon mit ar-

beiten mußten. Für ein Mille, daß der Arbeiter herstellte, bekam er nach den früheren Preisen sieben und eine halbe Mark, jetzt hatte Wilhelm Bardewiel dieselben auf sechs Mark reduziert.

Aber wach' eine Arbeit! Den ganzen Tag die ununterbrochene, gebückte Haltung am Tisch, dazu der viele Staub, den man schluckte — da starben viele an der Schwindsucht. Über fünfzig Jahre wurde man überhaupt selten alt bei dieser Beschäftigung. Diese Arbeiter hatten alle ein blaßes, angegriffen aussehendes Gesicht, selbst die kräftigste Konstitution mußte sich hierbei ab. Diese Art der Tabaksindustrie ist in der Regel noch schädlicher als die Hausarbeit, wie sie in den westfälischen Distrikten üblich ist.

Ja — Erich Bardewiel kannte diese Industrie und ihre Arbeiter. Diese abgezehrten Gestalten und die prunkvollen Renaissancemöbel in dem Hause am Dobben, dieser schweigende Troß in den verhärteten Gesichtern und der luxuriöse Wintergarten des Kaufherrn — das stand in einem gewissen Zusammenhang. Für einen nachdenkenden Kopf, für eine warmfühlende Empfindung gab es hier keine Ausflucht und kein Wenn und Aber.

Erich verließ die Stätte mit aufeinander gepreßten Zähnen, mit einer tiefen, schweigenden Empörung im Innern. Er hatte Erkundigungen eingezogen, und selbst der Buchhalter gab ihm halblaut und in ausweichenden Redensarten zu verstehen, daß er eigentlich den Arbeitern recht gebe.

Was war hier zu machen? Hier gab es keinen anderen Ausweg als den offenen Kampf gegen die Privilegierten. Aber dieser Kampf, das war für ihn ein Kampf gegen die eigene Familie, den eigenen Stamm, die eigene Klasse — er mußte alles von sich abreißen, womit er zusammenhing — und was ihm trotz alledem so teuer war.

Er senkte schweigend den Kopf, als er daran dachte. Er mußte es längst, daß die neue Lehre dies Opfer von ihm fordern würde.

An diesem Tage brachte er es nicht über sich nach Hause zu gehen. Der Anblick des Luxus und des Reichtums hätten ihn empört — die Gedanken Savonarolas kamen wieder über ihn wie ein fressender Feuerstrom, vor dem der ganze Goldsitter der Kultur zusammenfällt in ein nichtiges Häufchen Schlacken und Asche.

Gegen Abend fielen ihm große rote Plakate auf, die an die Litfasssäulen angeheftet waren. Es war eine Versammlung der Streikenden und der Arbeitslosen im Tivoli einberufen, einem bekannten großen Etablissement — ein Herr Dorfheld aus Berlin würde eine Rede halten über die momentane Notlage der Arbeiter und die Fortführung des Streiks.

Erich starre lange die Bekanntmachung an. Er beschloß hinzugehen. Aber vorher mußte er noch einmal nach Hause, da er in seinem gewöhnlichen

eleganten Anzug solche Versammlung nicht besuchen konnte.

Im Schreibzimmer seines Vaters traf er Wilhelm, der eben einen älteren bescheiden gekleideten Mann verabschiedete, mit dem er noch in seiner kurzen, etwas brüsten Weise parlatentierte. Erich wußte, daß es der „Meister“ der Cigarrenfabrik war, in dem man an Sprache und Wesen sofort den Westfalen erkannte; es fiel ihm auf, daß derselbe ihn nur flüchtig und in einer gewissen scheuen Manier grüßte, als er das Zimmer verließ.

„Ich komme von der Fabrik,“ begann Erich nach einer schwülen Pause, „es sieht da böse aus.“

Wilhelm zuckte die Achseln.

„Was fällt den Leuten auch ein jetzt zu streiken? Gerade jetzt — glaubst Du, die Sache kommt mir gelegen? Da habe ich zudem noch die Nachricht erhalten, daß einer unserer Dampfer auf St. Catherines Point in Wight festfährt — auf den Felsen gefahren. Es wäre höchst unangenehm, wenn das Schiff verloren ginge.“

Er trat ans Fenster und Erich bemerkte, daß er ein noch tintenfeuchtes Stück Papier in der Hand hielt, das er hin- und herschwenkte, um es abzutrocknen.

„Was hast Du da?“ fragte er.

„Wenderoth hat mir die Liste der Arbeiter geben müssen, die zuerst en bloc die Arbeit niedergelegt haben,“ erklärte jener, „von ihnen wird nachher keiner wieder angestellt, wenn sie zu Kreuze kriechen.“

Ein eigenartiges Lächeln flog dabei über sein Gesicht — die Lippen traten etwas zurück, so daß nur der vordere Rand der Zähne sichtbar wurde.

„Wilhelm!“ rief der Bruder heftig, „wozu diese Härte? Die Leute hungern — sie haben kein Brot. Den ganzen vorigen Winter habt Ihr schon wenig arbeiten lassen — und nun nehmt Ihr diesen Existenzeng, die ewig mit der Sorge ums Leben ringen, noch einen Teil ihres Lohnes.“

Wilhelm Bardewiel richtete sich hoch auf — er sah jenen mit einem schneidenden Ausdruck an.

„Und ich? Hab' ich etwa keine Sorgen? Arbeite ich weniger als sie? Ich bin des Morgens um halbneun auf dem Comptoir und verlasse es nach acht Uhr des Abends — wie der geringste unserer Commis,“ rief er. „Was diesen Leuten ihr kümmerliches tägliches Brot ist, ist mir unsere kaufmännische Ehre — dafür muß ich auch kämpfen und wenn wir uns in diesen Zeiten nicht mit aller Kraft anstrengen, wächst uns die Konkurrenz über den Kopf. Gerade weil unser Geschäft hier seit Generationen respektiert wird, müssen wir feststehen.“

Er brach ab und ging mit schnellen Schritten auf und nieder. Im Innern fühlte er sich schon etwas beschämt, sich in solche Auseinandersetzungen eingelassen zu haben. Das waren doch alles selbstverständliche Dinge.

(Fortsetzung folgt.)

# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## Allein.

Von **Wilhelm Bence.**

Er hatte geliebt sie manches Jahr,  
Mit flammendem Herzen treu und wahr.  
Sie hatte an seiner Brust geruht  
Und liebt' ihn so innig und war ihm so gut.  
Er mühte sich ab in bitterem Schweiß,  
Doch laßt ihm kein Glück, doch ward ihm kein Preis.  
Es stand ihm zur Seite das Elend nur,  
Da gab er zurück ihr der Treue Schwur.  
Er starb im armseligen Kämmerlein,  
Sie prangte in Gold und Edelgestein.  
Ihm folgte kein Mensch auf der letzten Fahrt,  
Begraben ward er nach Armenart.  
Grab' fuhr sie zur Hochzeit, so schön wie der Mai,  
Karossen ihr nach eine ganze Reih'.Der Leichenwagen hielt wackernd an,  
Aus ihrem Aug' eine Thräne rann.  
In all ihrem Glück, in all ihrer Lust  
Auf einmal sie bitterlich weinen muß'.  
Und als sie trat in den Hochzeitsreih'n,  
An des Gatten Arm — sie fühlt sich allein.  
Allein sie war, allein sie blieb —  
O, Du unvergeßliche Jugendlieb'!

## Ein Schlangelächeln.

Von **Karl Prüll.**

Nach dem langgedehnten Mahle gab die Hausfrau, welche ihre Bekannten zu einem kleinen Feste vereinigt, das Zeichen zum Erheben von der Tafel. Man reichte sich höflich die Hände, wiederholte das nichts sagende Gewohnheitswort „Mahlzeit!“ welches die Gedankenarmut des Gesellschaftsmenschen bezeugt, und strengte sich für die beginnende Zwanglosigkeit an. Die Bequemsten lobten oder tabelten die einzelnen Gänge, denen sie ihre verzehrende Thätigkeit gewidmet; andere sprachen über die letzten Theater Vorstellungen, Konzertaufführungen und dergleichen.

Alle trachteten, bald in das Fahrwasser eines persönlichen Klatsches einzulenken. Boshafte Bemerkungen und parfümierte Zweideutigkeiten wurden ausgetauscht. Der überladene Magen findet dadurch seine Arbeit erleichtert, denn nichts bringt dessen Säfte besser in Fluß, als einige Körnchen Schadenfreude. Das Tier streckt sich nach dem Fraße träge hin, der Gebildete zerlaut den Ruf des Nächsten, um den Verdauungsprozeß zu beschleunigen.

Hellmuth Romer, ein junger Maler, welcher zum sozialen Tafelauffatz des vornehmen Hauses gehörte, hatte sich von seiner geschwägigen Tischnachbarin verabschiedet, nachdem er sie zu einem Fauteuil und zu einem blasierten

Nichtshuer hingeleitet. Er zog sich in eine Fenster niche zurück und musterte die Festgäste, um einige Eindrücke zu gewinnen, welche ihm vielleicht für seine Kunstübung nützen konnten.

Seine Blicke lenkten sich zuerst auf Fräulein Konstanze, die Tochter eines höheren Beamten, mit welcher er bei einem Sommerfeste der Künstler schaft flüchtige Anknüpfung gewonnen. Er betrachtete das bekannte Gesicht von edlem Schnitt, das diesmal durch ein fremdartiges Lächeln viel von seinem Zauber verlor. Das Lächeln galt einem runden Kahlkopfe mit gewöhnlichem, ja brutalem Ausdruck, dessen schmagende Lippen vermuthlich irgend eine Tagesanekdote mittheilten. Es war schwer zu erraten, ob die Geschichte den Beifall Konstanzens fand oder ob diese nur artig ihren Verdruß über die neupatentirte Plathheit verbergen wollte. „Jedenfalls,“ dachte Romer bei sich, „möchte ich sie mit diesem erzwungenen Lächeln nicht malen. Das ist, wie wenn niedergedrückter Schlotrauch über ein Gewässer hinwegzieht und die darin ruhenden Spiegelbilder verdunkelt. Man sollte die Menschen eigentlich nur am Morgen und im Sonnenschein, nicht in der Mitternachtsstunde beim Gasdunst beobachten. Aber wie bleich und müde dürfte dieses vornehme Mädchen nach dem Erwachen aussehen, da diese gefellige Hezjagd doch keinem gesunden Schlaf Raum giebt!“

Konstanze schien den jungen Künstler in seinem Verstecke erpäht und zugleich erraten zu haben, daß er mit unzufriedener Miene nach ihr ausschaute. Sie nickte Hellmuth leicht zu. Als er seine Stellung nicht änderte und damit den Willen verriet, auf eine Annäherung zu verzichten, biß sie sich auf die Unterlippe, ließ den Anekdoten-Stolporteur stehen und begab sich zu der Gruppe, welche sich um die Frau des Hauses gebildet.

Die ältliche, überlebhaftige Dame in bunter Gewandung, welche gleichfalls den Einsamen bemerkte, rief diesen zu sich mit dem lauten Tone einer huldvollen Gebieterin, welche weiß, daß sie gesellschaftliche und künstlerische Ehren zu vergeben habe. Romer gehorchte, obwohl er im Stillen bereits den Fluchtplan erwogen, der ihn aus der unbequemen Umgebung wegbringen sollte. Die Frau Kommerzienrat stellte eine Reihe Fragen an Hellmuth, welche den bevorstehenden Künstlerball sowie die etwaige Mitwirkung ihres Zwangsschüglings betrafen. Die übrigen fielen mit Zwischenbemerkungen ein, nur Konstanze bewahrte Schweigen. Sie meinte, Romer würde es nicht unterlassen können, ihre ausersessene Erschelung für die festliche Vorstellung des Abends zu gewinnen und in diesem Sinne eine Bitte an sie richten.

Allein Romer hielt absichtlich zurück, Konstanze aufzufordern und ihr, wie bei dem letzten Zusammensein, Klatschläge über Kostüme und dergleichen zu erteilen. Das fremdartige Lächeln, das sich jetzt wieder auf dem jungfräulichen Antlitz zeigte, stand zwischen beiden und Hellmuth vermied es instinkartig, sich in die Winkelgäßchen dieser weiblichen Seele hineinzuwagen, die ihm bei der ersten Begegnung ein nicht gewöhnliches Interesse eingeklobt. Als er von dem Gefolge der Hausfrau inquiriert wurde, welche Damen er und seine Kollegen für die in Aussicht genommene „spanische Prozeßion“ wählen würden, sagte er gleichmütig: das wiße er noch nicht. So etwas ergäbe sich am besten von selbst.

In Konstanze fraß sich stiller Ärger hinein und sie erwog, ob sie den Künstler gänzlich ignorieren oder ihn in einer feinen Weise strafen sollte. In diesem Augenblicke klang ein Walzer aus dem benachbarten Salon herüber. Der Klavier-Virtuose, welcher vor dem Souper durch Vortrag eines Nocturno gegläntzt, hatte sich durch die Bitten seiner Verehrerinnen bewegen lassen, die leichten Weisen aus den Tasten hervorgleiten zu lassen. Die tanzlustigen Füßchen der Damen regten sich. Die Hausfrau, welche sonst nur von älteren Herren und Damen umringt war, sagte zu Homer: „Sie würden meinen Wünschen entsprechen, wenn Sie mit Fräulein Konstanze den Reigen eröffneten, damit das zaubernde junge Volk erkennt, daß ich die Bahn freigebe. Wir andern ziehen uns in eine Blaubecke zurück und sehen zu.“

Was blieb Hellmuth übrig, als vor Konstanze ein Kompliment zu machen und hinzuzufügen: „Darf ich um dieje Tour bitten?“ Konstanze zog ein etwas schiefes Mäulchen, überlegte sich jedoch, daß man einen Tanz nicht versäumen dürfe, und daß sie dabei die richtige Gelegenheit fände, den gleichgültigen Künstler abzukanzeln. Sie ließ sich von ihm in den Saal führen und um die Hüfte fassen. Das junge Paar wirbelte dahin. Hellmuth wurde lebhafter, als er die schöne Last in seinen Armen hielt und gewahrte, daß statt des gespitzten Lächelns, das seinen Sinn abgestoßen, ihn ein warmer Atem aus den halbgeöffneten Lippen Konstanzens anwehte. Sie gab sich jetzt ungeteilt dem Tanzvergnügen hin. Die Züge gewannen den seelischen Einklang, dessen Mangel ihn früher gestört hatte. Seine Augen prüften diese Veränderung so sorgfältig, daß sie veranlaßt war, die eigenen niederzuschlagen. Das gab ihr einen neuen Reiz. Der Maler tanzte nun unverdroffen mit der Umgewandelten an der Spitze des kleinen Haufens.

Konstanzens Atem ging kürzer und kürzer; endlich mußte er ihr eine Ruhepause gönnen und sie zu einem Stuhle führen. Er blickte in das fröhliche Treiben hinein, als es zu ihm hinaufklang:

„Herr Homer, warum betrachteten Sie mich nach der Tafel so feindselig und warum verschmähten Sie jede Annäherung? Wir kennen uns doch schon seit einem halben Jährchen. Ohne das Kommando der Kommerzienrätin würden Sie mir wahrscheinlich fern geblieben sein. Nennen Sie aufrichtig die Ursache.“

„Nun, wenn Sie das wissen wollen, es sei. Ich bemerkte einen seltsamen, mich fremd berührenden Ausdruck in Ihren Zügen, der mich abschreckte. Dieses steif gewordene, menschenverachtende Lächeln paßt nicht zu Ihrer sonstigen Erscheinung.“

„Es verurteilt mich also in Ihren Augen. Keine Entschuldigung, Ihr Künstlerinstinkt hat Sie richtig geleitet. Aber ich möchte wenigstens nicht mißverstanden werden und darum theile ich Ihnen etwas mit, in der Überzeugung, daß Sie als Ehrenmann sich darüber anschweigen werden. Ich bin heute nicht nach eigenem Gutdünken in diese Gesellschaft geraten. Meine Mutter liegt schwer krank darnieder und mein Platz wäre an ihrer Seite, nicht hier in diesem lärmenden Gewoge. Allein sie gebot mir, hierherzukommen, in der zutreffenden Voraussetzung, daß jener selbstgefällige Alltagsmensch, den Sie bei mir sahen, auch da sein werde. Er bemüht sich um meine Hand und die schwer gebeugte Mutter möchte die Sache zum Abschlusse bringen, um mich nach ihrer Meinung ‚gut versorgt‘ zu wissen. Der schlecht erzogene und gemüthlose Emporkömmling hat genug des

Geldes, um mich mit allem Luxus zu umgeben. Das schafft ja nach hausmütterlicher Vormeinung das wahre Glück. Es war ein Lächeln der Selbstverachtung, das wie eine Maske sich mir aufdrängte, als ich meine Lage überdachte und meine Schwäche, mich durch einen tapferen Entschluß daraus zu befreien. Ich mußte der älteren Freundin, die mich hierher begleitet, vorliegen, die Mutter wäre erst im letzten Augenblick unpäßig geworden; ich mußte die leeren Nebenarten und falschen Bewunderungs-Flöseln über mich ergehen lassen; ich mußte endlich den hartnäckigen Werber anhören, der unbedingtes Vertrauen in sein Gold setzt, kraft dessen er mich als Beutestück heimzutragen glaubt. Und als Sie mich absichtlich vernachlässigten, da erwachte meine weibliche Eitelkeit, die bei uns in den schwersten Stunden nicht erlischt, und ich grollte Ihnen aufrichtig. Sie hätten mich wenigstens fragen können, ob ich an dem Festzug der Künstler mich beteiligen wolle. Ich würde sicherlich einen plausiblen Vorwand gefunden haben, mich diesem Ansinnen zu entziehen. Aber Sie haben mir nicht einmal diese kleine Genugthuung bereitet und dadurch jene Stimmung erzeugt, der ich mich eigentlich schämen sollte. Hier endet meine Weichte, strenger Schönheitsrichter. Ich erwarte nicht einmal Ihre Vergebung, denn die Männer verzeihen uns die Offenheit am letzten, welche sie allezeit fordern.“

Hellmuth hatte mit Staunen und einiger Bestürzung zugehört. Der Ton, in dem diese Mittheilungen gemacht wurden, klang aufrichtig — nur hie und da schien es, als ob eine falsche Taste gegriffen würde, welche die Wirkung des seelischen Ergusses abschwächte.

Homer konnte seine Verlegenheit nicht bemeistern und stammelte, als die schöne Bühlerin geendet, nur die ungehobelten Worte hervor:

„Verzeihen Sie mir, Fräulein Konstanze. Sie sind ein Engel!“

Ein scharfer, kaltfunkelnder Blick streifte ihn, zu dem sich jedoch die wehmüthige Erklärung gesellte: „Ich fürchte, daß das, was ich mir vom Herzen geredet, Sie nicht zu dieser Erklärung meiner Persönlichkeit berechtigt.“

„Doch, doch,“ fiel er ein. „Und nun darf ich Ihnen auch gestehen, daß es mich beglückt hat, als beim Tanze jenes weltverachtende Lächeln von Ihren Lippen schwand und Sie sich mir offenbarten, wie Sie wirklich sind. Fräulein Konstanze, wollen wir uns wieder in den Reigen stürzen, damit ich dieses Glück nochmals erlebe. Der Kummer darf zu ein wenig Selbstvergessenheit seine Zuflucht nehmen.“

Hätten nicht die schöngeringelten, aschblonden Lösschen des Nackens jetzt das Auge des formentrunkenen Malers gefesselt, so würde er eine Miene des Triumphes bei Konstanze erlautht haben. Sie folgte jedoch der Aufforderung und legte sich voll süßer Hingebung in den Arm des naiven Salonkinde's. Und der Tanz und der hübsche Tänzer machten Konstanze auch wirklich Vergnügen, dem sich jetzt eine besondere Spannung beigeistelt hatte. So mag es dem Angler zu Mute sein, welcher spürt, daß es am Angelhaken zu zappeln beginnt, und der abpaßt, bis er den beschuppten Thoren mit einem kühnen Schwung der Schnur ins Trockene reißt.

Das Klavier schwieg und Konstanze hat ihren Tänzer, sie in den Nebensaal zu der übrigen Gesellschaft zu bringen. „Es würde zu sehr auffallen, wenn wir beide immer beisammen blieben,“ hauchte sie vor sich hin. Das war ja ein deutlicher Hinweis, daß sich bereits ein stilles Einverständnis angebahnt.

Hellmuth hatte seit dem Tanzreigen seine zuwartende Besonnenheit eingebüßt; sein scharfäugiger Kopf befand sich — figürlich gesprochen — schon auf der Schüsself dieser „modernen Herodias“.

Der selbstgefällige Emporkömmling mit der Haarentblöpfung drängte sich wieder an Konstanze heran und bat dieselbe um die nächste Tour, die sie ihm nicht abschlug. „Sie opfert sich wohl für ihre Mutter,“ beschwichtigte sich der wieder kühler werdende Maler, der aber doch eine unangenehme Empfindung nicht bemeistern konnte. Und jetzt zeigte sich neuerdings das schlangenartige Lächeln im Gesichte Konstanzens, ja, es schien sich förmlich gegen ihn zu richten. Betroffen drehte er sich um, als wenn er damit die Illusion der letzten Viertelstunde vor Zerstörung bewahren könnte und befand sich der Hausfrau gegenüber. Diese sprach ihn an:

„Es tanzt sich gut mit der schönen Konstanze, die doppelt vergnügt ist, wenn ihre grämliche Mutter sie nicht überwacht. Die Frau Geheimrätin ist diesmal wieder von ihrer, aus zu vieler Vornehmheit erwachsenen Migräne befallen worden und so darf sich unsere Satonnire nach Belieben herumtummeln. Geben Sie Acht, Herr Romer, die stiehlt Männerherzen ebenso unbekümmert, wie wilde Knaben die Obstbäume plündern.“

Hellmuth überlief es kalt und er stotterte in seiner Ungewandtheit hervor: „Aber die Frau Geheimrätin soll ja schwer krank darniederliegen.“

„Nun, sie wird sich bis übermorgen erholen, wo der Subskriptionsball stattfindet und sie ihren Hochmut daran weiden kann, in der Nähe der höchsten Herrschaften und der Hofdamen aufmarschieren zu dürfen. Sie haben sich übrigens zu sehr angestrengt, Romer. Sie sind jetzt völlig blaß geworden. Gehen Sie zum Büffet und stärken Sie sich mit einem Glas Punsch oder, wenn Sie das vorziehen, mit bayrischem Biere. Denn diese Unsitte haben uns die Männer von heute in die Salons eingeschleppt.“

Hellmuth verbeugte sich wortlos und begab sich zum Büffet, weil er nichts Besseres zu thun wußte, auch seine Aufregung nicht bemeistern konnte. Er ließ sich von dem Diener ein Glas Grog reichen. Dabei mußte er das Zwiesgespräch zweier Männer anhören, welche sich bequem an die Brüstung lehnten und mit echtem Hofbräu ihre Stühlen erquickten.

Der eine sagte: „Du, wann heiratet endlich die flatterhafte Konstanze ihren Gelbjad?“

Nachlässig erwiderte der andere: „Das hängt von der Beförderung des Geheimrats zum Wirklichen Geheimrat ab, die im Laufe des Sommers erfolgen kann. Früher darf die geheime Verlobung nicht öffentlich verkündigt werden, weil man in den höheren Kreisen starke Vorurteile gegen diese Verschwägerung der Bureaukratie und Maklerkratie hegt. Mehr als ‚Wirklicher‘ wird aber die alte Register-Nummer nicht werden, denn weiter hinauf gelangt auch die kluge Unterthänigkeit nicht. Dann krönt Hiller sein Lebenswerk durch die Selbsterhebung zum Schwiegervater von ‚Klübermann und Compagnie‘. Die süße Lügenarrin Konstanze wartet übrigens bereits mit Ungeduld darauf, ihr eigenes Biergespann nach Charlottenburg oder Hoppegarten hinauslenken zu dürfen.“

Romer ließ das halbe Grogglas stehen, ging in den Vorgang hinaus, schlug sich unwillkürlich an den Kopf, als wollte er ihn wieder an die richtige Stelle rücken. Nach dem

falschen Lächeln und nach dem Anblick, auf dem es seine Stätte gefunden hatte, trug er nicht mehr Begehr. Er suchte seinen Überzieher, Schirm und schlug den Klapphut empor. Der leichte Knall, den dies verursachte, erinnerte an springende Champagnerpfropfen. „O! es giebt auch Menschen, welche knallen, aber es schäumt kein innerlicher Tropfen aus ihrem Gemüte hervor. Warum hat dieses Modellweib, das zufällig in feinere Gesellschaftskreise hineingeboren wurde, mir eine gefühlvolle Komödie vorgespielt? Was hatte denn Konstanze davon, daß sie mir eine sentimentale Lüge zwischen zwei Tänzen zum besten gab? Wohl nur das Vergnügen, mich vorübergehend zu narren. Es muß schließlich für Parasitenpflanzen ihrer Art ein großer Genuß sein, sich vom Marke männlicher Willenskraft zu nähren. Aber künftighin schwöre ich wieder auf meinen ersten Eindruck. Dieses Schlangelächeln hatte mich gewarnt und dennoch schlug ich diese Warnung thöricht in den Wind. Ein Glück, daß ich so rasch wieder geheilt worden bin. Morgen beginne ich eine Sirene zu malen, die von einem Fischer mit braunem Erzgesicht und riesigen Händen ausgelacht wird, welcher nicht, wie der zu gebildete Odysseus, sich erst vor ihr die Ohren zu verstopfen braucht.“

## Naturbilder.

Von Otto von Leiguer.

### I.

#### Mittagschweigen.

Es steh'n die Eichen regunglos —  
Mittagschweigen, heilig, groß.  
Blauer Himmel, sonnigjung,  
Schaut in grüne Dämmerung,  
Wirft Sonnengold durchs Blätterdach;  
Es gleitet nieder allgemach  
Und fällt hinab auf weiches Moos —  
Mittagschweigen, heilig, groß.

### II.

#### Herbstnahren. (Schwarzwaldb.)

Der Herbst auf leichten Höhen,  
Er schwebte schon verstoßen  
Durchs enge Thal;  
Das Lannicht stand in Träumen,  
Ließ sich das Haupt umsäumen  
Vom Abendsonnenstrahl.  
Es war wie sanftes Scheiden,  
Gefast auf nahe Leiden,  
Was um mich wob —  
Und aus den stummen Wipfeln  
Und von der Berge Gipfeln  
Es sich ganz leise hob:  
Ein Schleier, zart gefaltet  
Und wunderbar gestaltet  
Aus Licht und Luft —  
Das Lied von Sommers Scheiden,  
Vom Wandern und vom Weiden  
Zog durch die Luft.



## Die Schale des Königs.

Von Hugo Krause-Görner.

Fern in Indien lebte einst ein König, dessen Macht schier unüberwindlich war. Die an den Grenzen seines Reiches wohnenden Völker waren ihm tributpflichtig. Die Beamten seines Staates, seine Höflinge und Unterthanen sahen mit Ehrfurcht und Liebe zu ihm empor. So weit sein Szepter reichte, beugte sich alles willig unter seine starke Hand; denn seine Waffen waren Weisheit, Milde und Herzengüte. Nur eines Blickes seiner Augen, eines Winkes seiner Hand bedurfte es, seinen Willen zu vollstrecken und Tausende auf den Gipfel des Glückes zu erheben.

Nur einen gab es, über den er nicht herrschte, dessen trotzigen Sinn er nicht zu beugen vermochte, an dem seine alles beherrschende Macht abprallte, wie der Pfeil an einem ehernen Schilde: den Erben seines Thrones.

Das Herz des Königssohnes war verstockt und verberbt bis in seine tiefsten Tiefen. Er hatte sich vom Guten abgewendet, er haßte das Edle und Schöne, das Erhabene und Götliche und liebte das Schlechte und die Laster.

Die Seele des Königs war tief betrübt. Die Himmlischen hatten ihn mit ihren Gaben überschüttet, er besaß alles, was den Meid der Sterblichen wachzurufen vermag, — das Herz des Sohnes besaß er nicht. Seine Macht erstreckte sich über Millionen, nur nicht über den, der seinem Herzen am nächsten stehen, der seine Hoffnung, sein Stolz sein sollte. O, wie beneidete er den ärmsten seiner Unterthanen, der einen Sohn hatte, eine Stütze und eine Hoffnung!

Alles hatte er versucht; er hatte ermahnt, gestraft; er hatte das Herz des Sohnes zu rühren versucht und ihm Thränen gezeigt. Alles umsonst! Die Thränen des Vaters vermochten nicht, das Herz des Sohnes zu erweichen. Da hatte der König ihn verbannt von seinem Angesicht. Der Königssohn tröstete sich darüber mit den Genossen seiner bösen Thaten. Der König verbannte jene Jünglinge vom Hof. Darüber wurde der Erbe seiner Krone aufgebracht. Er konnte nicht leben ohne sie, und plötzlich fand er Mittel, heimlich mit ihnen zu verkehren. Das Herz des Vaters war ihm nichts, die Gefährten seiner Tage konnte er nicht entbehren.

Als der König dies erfuhr, ergrimmete er im höchsten Zorn und verurteilte den Sohn zum Tode. Doch gab er ihm noch eine Frist von sieben Wochen, damit er sich zum Sterben vorbereite.

Entsetzt flohen die Freunde den Sohn des Herrschers und überließen ihn ohne Trost seinem harten Schicksale. Denn die Gemeinschaft der Schlechten ist immer nur von kurzer Dauer und auf Selbstsucht gegründet. Sie flohen ihn; denn sie hatten von dem dem Tode Geweihten nichts mehr zu hoffen und suchten in jämmerlicher Feigheit ihr eigenes Leben vor dem Zorn des Mächtigen zu retten.

In den Tempeln des Landes steheten die Priester zu Brahma, den Sinn des Königs zu erweichen und das Herz des Prinzen zum besseren zu lenken.

Verlassen von denen, an welchen sein Herz gehangen, dem Kummer und dem Harm hingegeben und den gewissen, baldigen Tod beständig vor Augen, suchte der Königssohn dahin. Seine Gestalt verfiel, und seine Züge trugen den Stempel des Leidens und der Todesangst.

So erschien er an den Stufen des Thrones, mit

schlotternden Knien und bebenden Lippen, um auf Befehl des Königs aus dessen eigenem Munde noch einmal sein Todesurteil zu vernehmen, bevor er sich anschickte, den letzten Gang zu thun.

„Wie ist es zugegangen,“ redete der König den Jüngling an, „daß Du so verändert vor mir erscheinst?“

„Mein König und Vater,“ antwortete dieser, „wie könnte es anders sein? Hatte ich doch sieben Wochen lang Tag für Tag und all die schlaflosen Nächte den gewissen Tod vor Augen.“

„Wenn Du Dich ernstlich gebessert hast,“ erwiderte der König milde, „so will ich Dir die Strafe erlassen. Aber bewahre Dir diesen neuen Sinn hinfort und auf ewig.“

Der Jüngling streckte abwehrend die Hände aus und wandte das Gesicht ab. „Nein, nein,“ rief er, „das kann ich nicht, das ist zu schwer für mich. Wie sollte ich den Reizen und Versuchungen des neugeschenkten Lebens widerstehen können?“

Da befahl der König, daß man ihm eine Schale und ein Gefäß mit Öl bringe, und als sein Befehl vollzogen war, stieg er von seinem Thron und füllte eigenhändig die flache, mit edlen Steinen besetzte Schale von Gold mit Öl bis zum Rande und reichte sie seinem Sohne.

„Nimm diese Schale,“ sprach er zu ihm, „und trage sie durch alle Straßen der Stadt. Zwei Männer mit gezücktem Schwert werden Dir auf dem Fuße folgen, und wenn Du nur einen Tropfen von dem Öl verschüttest, so wird in demselben Augenblick Dein Kopf auf den Weg hinrollen.“

Der Königssohn erschauerte. Aber er ergriff mit festen Händen die Schale und verließ langsamen, doch sicheren Schrittes den Palast, gefolgt von den Knechten seines Vaters, die mit gezückten Schwertern hinter ihm schritten und jede Minute bereit waren, ihm den Kopf abzuschlagen, sobald nur ein Tropfen des Oles den Boden berührte. Die Augen unverwandt auf die gefüllte Schale gerichtet, durchwandelte er langsam die große Königsstadt und erschien, ohne auch nur einen Tropfen verschüttet zu haben, wieder vor seines Vaters Thron.

„Sag an, mein Sohn,“ redete dieser ihn an, „wie sieht es aus in meiner Hauptstadt? Was sahen Deine Augen bei Deiner Wanderung durch die Straßen?“

„Nichts, mein Vater, habe ich gesehen!“

„Nichts? — Und doch herrscht reges Leben in der Stadt!“

„Ich habe dennoch nichts gesehen; denn meine Augen waren unablässig auf das Öl in der Schale gerichtet. Mein Leben hing an der Spitze des Schwertes. Die Henker folgten mir auf dem Fuß, und es wäre um mich geschehen gewesen, hätte ich nur einen Tropfen Öl vergossen.“

„So beherzige, was Du in dieser Stunde gelernt,“ sagte der König mit ernster Stimme. „Wie die ölgefüllte Schale, so trage beständig Deine Seele in Deinen Händen. Nichte Deine Gedanken aus der Zerstreung der Sinne, die sich in den Dingen dieser Erde ja so leicht verlieren, hin auf das Ewige und Unvergängliche; dies allein hat Wert. Vergiß es nie, daß auch ohne die Henkersknechte der Tod Dir stets auf den Fersen folgt, und das Schwert über Deinem Haupte schwebt. Sei stets dessen eingedenk, was Deiner Seele frommt, und hüte Dich vor dem alten lasterhaften Wesen, das ins Verderben führt.“

Der König stieg herab von seinem Throne und küßte seinen Sohn, der gerührt in seine Arme sank. Der Königssohn

aber freute sich des wiedergewonnenen Lebens, er merkte sich die Lehre, lebte tugendhaft und wurde glücklich.

### Wetterrahn.

Es zog der Tag verstoßen  
Sein blankes Goldnetz ein,  
Dann ging auf scheuen Sohlen  
Der Abend durch Felder und Rain.

Ein schwüler Windhauch blähte  
Sich noch den Weg entlang —  
Die Telegraphendrähte  
Surren und klirren bang.

Ein Himmel ohne Sterne  
Die Erde überdacht —  
Es leuchtet aus der Ferne  
Blauglimmende Wetternacht.

Franz Evers.

### Auch ein Held.

Von A. M. W.

Wie kahl und winterlich der Thiergarten dalag! Fröstelnd starrten die Bäume in die Nebelkluft, und die Blätter drehten sich auf der Erde im tollwüthelnden Kreise. Einsam krächzte ein Rabe, und trübselig suchten vereinzelt Sperlinge, ob sich irgendwo ein Körnchen für sie verirrt habe. Die Gaslaternen waren schon angezündet. Ein Knabe von ungefähr 12 Jahren läuft mir beim Wrangelbrunnen über den Weg, und bittet mich mit heiserer Stimme, ihm einen Hampelmann abzulaufen. Da ich Junggeselle bin und keinen Bedarf an Spielsachen habe, schlage ich ihm seine Bitte ab, — ein seltsames Etwas in den Augen des Kindes zwingt mich aber, ein Fünfstückpfennigstück in seine Hand zu legen und ein Gespräch mit ihm zu beginnen, das nur zu häufig von einem trockenen, pfeifenden Husten seinerseits unterbrochen wird.

Er erzählt mir, indes wir die Viktoriastraße nach der Potsdamerbrücke zuschreiten, daß er und seine Schwester, zu Lebzeiten der Eltern bessere Tage gekannt haben; seine Ausdrucksweise und sein Benehmen bestätigen es. Die Kinder sind von der Stadt ausgethan, und ihre augenblickliche Beschäftigung besteht darin, die Hampelmänner, welche ihr Pflegevater verfertigt, zu verkaufen. „Du hättest aber in diesem Wetter heute nicht ausgehen dürfen,“ kann ich mich nicht enthalten, bei einem neuen, furchtbaren Hustenfall zu bemerken.

„Ach nein, lieber Herr, das geht nicht an,“ lautet die Antwort des Knaben, „meine Schwester hat vom Frost offene Wunden an den Füßen und muß schon zu Haus bleiben, beide dürfen wir nicht das Geschäft versäumen, und ich habe es den Eltern versprochen, für sie zu sorgen.“ „Du wirst aber krank werden und dann doch nicht fortkönnen.“

Ein eifriger Wind läßt den Knaben in seinem dünnen, ärmlichen Anzug zusammenschauern. „Ach nein, mir ist schon viel besser,“ versucht er zu behaupten, die eigene Angst zu ersticken. „Ich habe versprochen, daß ich meiner Schwester so viel als möglich helfen soll, — das thue ich auch,“ setzt er hinzu. Mir that das Kind leid, ich fragte noch, wo er

wohnte, und betrat dann das Bierlokal, wo ich eine Verabredung getroffen hatte.

Nach acht Tagen führte ich meinen Vorsatz aus und begab mich nach der Göbenstraße. Ein Armenleichenwagen hielt vor dem Hause, man brachte einen schmucklosen, gelben Sarg hinaus.

„Wer ist gestorben?“ fragte ich einen älteren Mann, der gleichgültig im Hausflur stand und zusah, wie der Sarg auf den Wagen gehoben ward.

„Ein Knabe, der von der Stadt aus, hier bei einer armen Familie in Kost war — der Junge hatte schon ein halbes Jahr den fürchterlichsten Husten, aber er wollte nie krank sein, dann hätten sie die Schwester in die Kälte hinausgeschickt, und das litt er nicht. Nun ist er vor 3 Tagen gestorben.“

Ich wußte, daß es mein kleiner Verkäufer war. In demselben Moment kommt mit vieler militärischer Begleitung der pomphaste Leichenzug eines Offiziers die Straße entlang. Der Mann, der mir Rede gestanden hat, wendet sich diesem glänzenden Schauspiel zu und ruft pathetisch aus: „Das ist eine schöne Leiche! da wird aber auch ein Held begraben!“

Und es ahnte niemand, daß auch der schmucklose, ärmliche Sarg, ohne Blumen, ohne Begleitung einen kleinen Helden barg, der die Größe seines Herzens durch seine That bewiesen hatte.

### Es war des Sternes letztes Leuchten.

Ich sah Dich hin im Brautschmuck schreiten  
An fremder Seite zum Altar;  
Es schlug mein Herz wie einst vor Zeiten,  
Da ich noch glücklich, glücklich war.

Du nahmest meinen Wunsch und Segen  
Und danktest mir in stummer Qual,  
Und einsam auf verlor'nen Wegen  
Zog heimwärts ich durch's stille Thal. — —

Ich sah Dein Auge hell sich feuern,  
Und zittern fühlt' ich Deine Hand —  
— Es war des Sternes letztes Leuchten,  
Der einst mir hoch zu Häupten stand.

Albert Kohl.

### Vermischtes.

Moriz Carriere hat jüngst in der „deutschen Revue“ (Trewendt, Breslau) einen Aufsatz „Giebt es noch Halbwilde in Europa?“ veröffentlicht, der allgemeine Beachtung verdient. Folgende Sätze sind ihm entnommen.

Ist nicht etwa das Tier im Menschen entkettet und in ganzer Wildheit offenbar, wenn heute die Anarchisten, um ihre Kraft spielen zu lassen, um im Stampf ums Dasein die jittliche Weltordnung, die ihn mildert und sittigt, zu verleugnen, durch Raub und Mord sich ruchlos bethätigen, wie wir dies schauernd auch in Deutschland erlebt? Die Verwilderung zeigt sich darin, daß diese Ganzwilden ihre selbstfüchtigen Gelüste mit der Theorie verbrämen, als ob sie für die Befreiung der Menschheit aus dem Zwang widervernünftiger Zustände, als Vorkämpfer der Armen und Unterdrückten arbeiteten, indem sie das, was einfach Diebstahl,

Muschelmord oder viehische Brunst ist, mit dem Namen der Anarchie oder der freien Liebe verzieret. Oder sie benutzen die Erfindungen der Naturwissenschaft, um die Gebilde der Kultur zu zerstören, wie sie schon zur Zeit der Kommune in Paris drohten, und wie Navachol und Genossen gegenwärtig mit ihren Dynamitpatronen wirklich thun.

Ja, mir scheint es wie eine Verlockung zur Ganzwildheit, wenn ein hoch und reich begabter, aber durch Überhebung in Größenwahn geistig umnachteter Deutscher „jenseits von Gut und Böse“ den „Übermenschen“ züchten will und dafür als einer der größten Denker, als der Philosoph der Zukunft gepriesen wird. Es ist traurig, aber wahr: die geistvollen Schriften des noch klarbewußten Nietzsche wurden wenig beachtet; aber was er im beginnenden Wahnsinne schrieb, das ward den guten Berlinern von einem dänischen Juden als licht- und heilbringende Weisheit empfohlen, daran hielt sich ein Schwedischer Roman- und Dramenschreiber, und sofort hatten die „Jüngsten“, die, um „modern“ zu sein, von einer ausländischen Verkehrtheit zur andern nachahmend taumeln, sie hatten, sage ich, einen frischen Gögen, und selbst blausrümpfliche Mädchen schwärmten für den Schriftsteller, der das Weib verachtet und in ihm nur „ein Brunstobjekt“ für den Mann sieht. Hatte Schopenhauer im Mitleid den Quell der Sittlichkeit gesucht, so soll der höhere Mensch nunmehr mitleidslos hart werden; hatte das Christentum die werththätige Hilfe für die ihrer Bedürftenden gepredigt, so heißt es nun: stoße die Hand zurück, die nach dir sich ausstreckt, denn die Schwachen sollen zu Grunde gehen, damit der Starke immer stärker werde. Der „Sklavemoral“, der Demut, Ergebung und Liebe wird die „Herrenmoral“ des Hochmuths, der Selbstsucht als das Heilbringende gegenüber gestellt. Ja, der Noble soll durch grausame Jagd auf Tiere zur notwendigen Härte gegen die Menschen erzogen werden; denn als Herr muß er dem Böbel Schrecken einjagen können; und was geht die oberen Tausend der Schmerzensschrei der Niederen an, wenn nur die Wurzeln des Abels aus dem Volksblut einen zuträglichen Saft für's eigene Wachstum saugen, damit aus ihnen der Übermensch entstehen kann! Der Unmensch, der Ganzwilde, das Raubtier in Menschengestalt, das „jenseits von Gut und Böse“ seine Gelüste befreibt!

Als Halbwilde, Halbverwilderte stellen mir alle die sich dar, welche die in langer geschichtlicher Skulturarbeit errungenen Gesetze des sozialen Lebens, der Kunst und Sitte für Spinnweben halten, welche sie als kräftige Fliegen durchbrechen, oder für Schranken, über welche sie als mutige Füllen hinwegsetzen müßten, um sich frei zu fühlen, sich der Welt als frei zu erweisen. Da wird gemalt, als ob die Farben nicht mit dem Pinsel, sondern mit der Maurerkelle aufgetragen wären, da werden in der Dichtung die rohsten und gemeinsten Ausdrücke gewählt, da wird, um ja einer leeren Eleganz einer hohlen Schablone zu entgehen, statt der Schönheit Wahrheit gefordert, und durch diese Scheidung beider, die doch zusammengehören, die unschöne Wahrheit, die Häßlichkeit auf den Thron erhoben; und während den Wilden das Bunte, Grelle, Schreiende ergötzt, kugelt der Halbwilde seinen überreizten Gaumen mit dem Hautgout des Krankhaften, Angefaulten, Verkümmerten; das Sternhafte, Gesunde, Normale dünkt ihm langweilig, die großen Meister der Vorzeit werden als veraltet, die Ideen von Gott, Freiheit, Unsterblichkeit als blöder Bahnhauseit geschoben, und während der Wilde vor seinem Fetisch niederkniet, in welchen er das

EWIGE und Unendliche, nach dem seine Seele sich sehnt, phantastisch hineinsehnt, erklärt der Halbwilde die Gebilde des religiösen Gemüthes für Gespenster, an die kein moderner Mensch glaube, wenn er sich auch heimlich in stiller Nacht vor ihnen fürchtet.

Und so giebt es bereits wieder Halbwilde in Europa, die nach der Seele suchen, die sie durch die Halbbildung des Materialismus verloren haben, und wie die Halbwilden Asiens sich an ihre Schamanen wenden, um Geister beschwören und sich Kunde aus einer andern Welt bringen zu lassen, so laufen sie zu den Verkäufern von Geisterphotographien und lassen sich durch vorgebliche Medien mit Platon oder Schiller unterhalten, statt offenen Auges die Offenbarungen dieser Geister in ihren Büchern zu lesen. Ja, der französische Dichter läßt den Liebhaber bereits seinen Doppelgänger entsenden, um von Paris aus die geliebte Nürnbergerin zu umarmen, nachdem er einmal im Mondenschein den Schatten ihres Beines mit magischem Dolche berührt hat. Da es die Art in sich haltloser Deutscher ist, bald die Scandinavier, bald die Russen, bald die Franzosen nachzuahmen, so werden wir wohl bald auch von Berliner Halbwilden ähnliche Ausgebirten einer überreizten Phantasie zu sehen bekommen. Die Erforschung der menschlichen Seele auch in der Nachtseite der Natur, in Hypnotismus und Somnambulismus, die Mystik, welche im Unendlichen die Wurzel des Endlichen und damit den inneren Zusammenhang aller Dinge im gemeinsamen Lebensgrunde erblickt, mit Skant in der Geisterwelt eine große Republik ahnt, der wir angehören, — das ist das Wahre, das von den Halbwilden in lächerliche Spukgeschichten und Taschenpielererei verzerrt wird.

Es ist unerhört in der Weltgeschichte, daß eine große Partei (d. h. die Sozialdemokratie) innerhalb des Staates nicht bloß auf einzelne Verbesserungen der Verfassung, sondern auf die Beseitigung der ganzen staatlichen Ordnung hinarbeitet, und es dient zum wirklichen Beweis für den Rechtsstaat, den sie sogar noch leugnen und zum Polizeistaat herabsetzen, daß solches möglich ist. Aber hat der Staat nicht am Ende das Recht der Nothwehr? Hören wir nicht bereits darauf hinweisen, wie nicht bloß der Besitz von Sprengstoffen, sondern das Anarchistenbekenntnis gerichtlich verfolgt werden soll, zumal wer die Gesetzlosigkeit predigt, sich damit außer dem Gesetze stellt und gewalthätig die Gewalt gegen sich herausfordert? Und wird die dem Staate aufgedrungene Nothwehr nicht schrecklich werden, sobald es zu offenem Kampfe kommt? Wir verjagen uns den Gedanken daran, wir wissen, daß die Mißstände unsres sozialen Lebens, wie sie in Not und Elend des Leibes und der Seele furchtbar genug vorhanden sind, doch zumeist von innen herausgeheilt werden müssen, daß die soziale Gesinnung geweckt und gepflegt werden muß, welche einsieht: wir sind allzumal Glieder eines Leibes, wo, wenn eines leidet die andern mitleiden, und alle darum ihr Wohl im Gemeinwohl suchen und finden. Dagegen bei den Mitleidenden den Klassenhaß zu schüren und sie zum Neid und zum Kampf gegen die Bekleidenden aufzustacheln, ist eben so unmenschlich, eben so wild wie jene unmenschliche Herrenmoral, welche die Starken lehrt, die Schwachen auszubeuten und unbarmherzig verkommen zu lassen. Die Selbstbehauptung, welche der große, edle Zarathustra, der Prophet des guten Geistes, in der Lichtreligion der Iranier so kühn der Selbstentfugung der Inder entgegenstellt, die im Brahmanentum, in der Selbstquälerei der Büßer gipfelt, die Selbstbehauptung und Selbstvervollkommnung

ist auch meine, ist auch die christliche Ansicht; aber sie schließt die Liebe nicht aus, die Erkenntnis nicht aus, daß wir als endliche Geister im Unendlichen erstehen und bestehen, demnach in Wesengemeinschaft mit allen Lebendigen stehen, Glieder eines göttlichen Organismus, eines Gottesreiches sind, das Gott selber nicht schaffen kann, weil es nur durch die Freiheit der Menschen möglich ist, die sich selbst erfassen und zugleich die Selbstsucht überwinden, mit eigenem Willen den allgemeinen Willen thun. Das ist echtes Menschen- und Christentum, das ist das Ziel der Geschichte, und die ein Gottesreich mit Zwangsanstalten, mit Dogmen und Bekenntnisformeln, mit der Inquisition aufrichten oder erhalten wollen, gehören ebenso zu den Halbwilden wie jene, die nur den Individualismus predigen und das gemeinsame Leben der Liebe, der Gottinnigkeit für einen Wahn erklären, von dem sie sich lossagen, den sie verhöhnen.

Die Selbstherrlichkeit des Menschen, der in seinem eigenen Willen und Gewissen die Macht und das Maß seines Lebens trägt und durch keine äußere Gewalt oder Autorität sich binden läßt, sie ist ja das Ideal, dem wir nachstreben; aber der Anarchist verkehrt es zum entgegengerichteten Zerrbild, wenn er nicht das allgemeine Weltgesetz anerkennt, die sittliche Weltordnung nicht in seinem eigenen Wesen findet und ihr sich anschließt, wenn er seine Willkür an die Stelle der Freiheit und der Liebe setzt; wenn er wie Schiller's Karl Moor oder wie die französischen Jakobiner die Tugend durch den Schrecken zur Herrschaft bringen will. Und wenn der Sozialdemokrat die Not des Lebens heben, alle zum Genuß der Lebensgüter führen will und dies für verwirklicht hält, sobald das Privateigentum aufgehoben und die gemeinsame Arbeit eingerichtet sei, so daß man keine Obrigkeit mehr brauche, weil nun nicht mehr gestohlen, gemordet oder ehebrecherisch gesündigt werde, so vergiftet er ganz die Macht des Bösen, der eigenwilligen Leidenschaft im Menschen, vergiftet, daß ja doch einer dem andern die Arbeitscheine stehlen kann, die zum Genuß berechtigen, daß ja doch das sinnliche Gelüste nach der Geliebten eines andern und der gewaltthätige Geist erwachen kann, der zum Totschlage fortreibt, um so mehr fortreibt, wenn keine äußere Schraube dem rückwärtslofen Affekte gezogen ist.

### Sprüche.

Von Hans Nordes.

#### I.

Die Sonne borgt nur ihres Lichtes Schein  
Dem Mond, doch Wärme nicht; sein Strahl bleibt kühl:  
Du magst von andern Dir Gedanken leih'n,  
Doch nie Gefühl.

#### II.

Du wirst vielleicht nicht jedem Gutes thun,  
Wenn Du ihn liebst, doch sicher wirst Du lernen  
Zedweben lieben, dem Du Gutes thust.

#### III.

Vielleicht, daß es einen Menschen giebt,  
Der keine Seele auf Erden liebt,  
Doch nimmer ist auf Erden einer,  
Der selber würde geliebt von keiner.

#### IV.

Kein Ideal in der Jugend beseelt,  
Wenn ein Idol in der Kindheit fehlt;  
Wer nicht als Knabe vergöttern kann,  
Liebt auch nicht wahr und tief als Mann.

#### V.

Willst das Gewürm und den Pilzenschwarm  
Mehren Du sicher und schnelle:  
Decke den Mantel der Liebe nur warm  
Über die faulige Stelle.

### Kleinigkeiten.

— Die selbstfüchtigen Grundsätze, welche Fontenelle oft im Gespräche äußerte und welche seine Lebensregel zu sein schienen, veranlaßten einst Madame Tencin, ihm, indem sie auf seine Brust zeigte, zu sagen: „das ist kein Herz, was da in Ihnen klopft; es ist ein zweites Gehirn.“

Das hatte aber keinen Einfluß auf seine Äußerungen. Bald darauf erklärte er in einer großen Gesellschaft: „Um glücklich zu sein, müßte man durchaus einen guten Magen und ein schlechtes Herz haben.“

„Das ist abscheulich!“ riefen alle. Aber sein Wiß und seine Verebtsamkeit siegten; man schwieg, nur sein Freund Brunel beteuerte mehreren, er wolle Fontenelle bald zum förmlichen Widerruf bringen.

Das Gespräch nahm eine andere Wendung. Nach einer halben Stunde winkte Brunel seinen Freund beiseite und erzählte ihm als eine Tagesneuigkeit, daß ein berühmter und achtbarer Gelehrter, den Fontenelle nicht persönlich kannte, aus Paris verwiesen und dadurch seine Laufbahn für die Zukunft gehemmt sei, mit dem Zusatz, daß er sich in der höchsten und drückendsten Geldverlegenheit befände.

Mit freudiger Geschäftigkeit rief Fontenelle aus: „ich habe heute gerade 1200 Franken eingenommen, die ich entbehren kann. Spielen Sie ihm solche doch in die Hände.“

„Er behüte!“ antwortete Brunel: „was haben Sie dazu für einen Beruf?“

„Schöne Frage!“ erwiderte Fontenelle: „Ihm geschieht unrecht, er ist in Not; und Sie können noch fragen, was ich für einen Beruf habe, ihm beizustehen? Nehmen Sie das Geld.“

Brunel weigerte sich, aber Fontenelle fuhr fort: „Ich werde nicht eher ruhig, bis ich weiß, daß ihm geholfen ist. Ich fühle mich so glücklich, daß ich's kann, und Sie sollen mich nicht daran hindern.“

„Fontenelle hat widerrufen!“ rief jetzt Brunel der Gesellschaft zu; „er hat mir soeben erklärt, er fühle sich so glücklich, Gutes thun zu können.“

Er erzählte nun die ganze Unterredung. Viele befestigten Brunel's Nachricht; sie war auch gegründet, und der Verwiesene bekam die ganze Summe.

— Der Prinz von C... war ein großer Freund der Musik und des Gefanges. Er gab daher oft Konzerte in seinem Hotel, und lud zuweilen die vorzüglichsten Sänger und Sängerinnen zur Tafel ein.

Es befand sich damals eine beliebte Sängerin in Paris, Demoiselle Giorgi. Er ließ sie bitten, in einem Konzerte bei ihm zu singen, und sie versprach, sich einzufinden.

Der Tag und die Stunde erschienen, wo dies Konzert

stattfinden sollte. Alle Tonkünstler, Sänger und Sängerinnen hatten sich eingestellt; die Versammlung war sehr zahlreich; das Konzert begann, Demoiſelle Giorgi kam nicht. Sie war übler Laune, denn es war ihr eingefallen, daſ sie noch nicht die Auszeichnung genossen, bei dem Prinzen zu speisen; sie fand in dem Gedanken einen Genuß, wie man nur nach ihr fragen, um sie in Verlegenheit und besorgt sein würde, daſ sie erkrankt oder ihr sonst ein Unfall zugestoßen sei. So fand sie ein Bedienter des Prinzen, den er nach ihr geschickt hatte.

„Mein Gott!“ rief sie aus: „Sie sehen es ist unmöglich. Ich bin noch im völligen Negligee; ehe ich meine Toilette mache, ist das Konzert längst zu Ende. Ich muß es mit Beschämung zugestehen, ich habe es ganz vergessen, was ich Seiner Hoheit versprochen hatte.“

Damit war die Sache abgethan, und es verfloßen mehrere Wochen. Nun wurde die Vergeßliche von dem Prinzen zu einem Diner geladen.

Geschmückt wie eine Fürstin, schön wie eine Hebe und in der frohsten Laune fuhr sie zu dem Prinzen. Sie wird in ein Vorzimmer geführt, niemand lat sich dort von den Gästen sehen; ungeduldig und frierend — denn es war im Winter und das Zimmer nur wenig geheizt — wartete sie über eine halbe Stunde. Endlich erschien der Kammerdiener des Prinzen und bringt ihr mit Bedauern die Nachricht, Se. Hoheit hät den Einladungs ganz vergessen und speisten heute bei Hofe.

— Bei Eröffnung eines Testaments waren die sämtlichen Interessenten zu der Schwester des Erblassers, einem sehr reichen aber geizigen Frauenzimmer, beschieden worden.

Ein heftiger Hagregen stürzte vom Himmel, als die Eingeladenen dort versammelt waren, und dieses verhinderte den Gerichtsbeamten sich punktlich einzustellen.

Darüber verging wohl eine gute Stunde, und alle Eingeladene saßen wartend in dem Zimmer der targen Frau, ohne daß sie ihnen die geringste Erfrischung anbieten ließ.

Endlich sagte einer sarkastisch: „Es ist doch ein großes Vergnügen, wenn es draußen so unaufhörlich regnet, so trocken zu sitzen, wie hier.“

— Ein junges Frauenzimmer beichtete ihrem Seelsorger, daß sie vom Hochmutstempel sehr geplagt werde.

„Sind Sie reich?“ fragte der Geistliche.

„Ach nein!“

„D, da können Sie ganz ruhig sein, es giebt sich gewiß recht bald von selbst.“

— „Von meiner letzten Brochüre sind in einem Monat vier Auflagen verkauft worden, wie mir mein Verleger versichert,“ sagte ein Pamphletschreiber zu Piron, sich brustend, „von der ersten Auflage Ihrer Metromanie hat der Verleger noch Vorrat genug.“

„Hm!“ versetzte Piron, „man kann mit Bestimmtheit annehmen, daß jährlich viele tausend Fische mehr verzehrt werden, als Ananas; aber wer thut es?“

— Als man (1825) in Paris in einer Gesellschaft von einem Konvertiten sprach, sagte die geistreiche Frau von \*\*\*: „Heutzutage dient man nicht Gott, aber man bedient sich seiner.“

— Ludwig XV. machte einst Briffac Vorwürfe über die Strenge gegen seine Gattin, die sich eben nicht durch eine musterhafte Aufführung auszeichnete.

„Sire!“ erwiderte er, „mir fehlt gänzlich der Mut der Schande.“

— Unter der Regierung Karls IX. von Frankreich spielte man zu den Tänzen bei Hofe die Moloben von den Psalmen Davids. Der König selbst tanzte am liebsten nach der Weise des 129sten Psalms:

Sie haben mich gebrangt von meiner Jugend auf.

### An die Einsender.

Der Unterzeichnete ist zurückgekehrt. Seine Bitte an die Mitarbeiter, in den Wochen bis Oktober nichts zu senden, hat keine Beachtung gefunden. Die Fruchtbarkeit dieses Herbstes scheint auch auf dem Felde der Litteratur sehr groß gewesen zu sein; besonders die Lyrik hat unter ihr viel gelitten. Ich muß wegen der Entscheidung und Zurücksendung um Geduld bitten. Diese fehlt sehr vielen, besonders ein Fräulein aus F. ist sehr leidenschaftlich, da sie schon nach acht Tagen „dringend“ anfragt, ob ihre Märchen „noch immer nicht“ gelesen seien. Innerhalb vierzehn Tage können alle Einsender ihre Antwort brieflich oder im Briefkasten erhalten.

D. v. L.

### Briefkasten.

Frl. D. S. in M. Zu meinem Bedauern keine Spur von Anlage. Es wäre strafvershwendung, wenn Sie auf schriftstellerischem Gebiete weiterarbeiteten. — Frl. Hanna C. . . r in G. b. J. „Daheim“ kommt vielleicht. Die drei andern Gedichte sind mißlungen im Rhythmus. — Fr. S. Sp. in D. Gewiß lat sich der Stoff symbolisch in einem Märchen behandeln, wie fast alles, aber leicht wird es nicht sein. Gerade diese Form verlangt große Durchsichtigkeit, damit der Gedanke klar hervorscheint. Versuchen können Sie es ja. — Herrn Dr. H. A. in H. Herzlichen Dank für die freundlichen Worte, die mich aufrichtig erfreut haben, da dem Brief weder ein Gedicht noch ein Aufsatz beigelegt war. — Herrn C. E. in M. Das neue „Abels- und Salonblatt“ wird in Verlage von Goedecke und Gallinek in Berlin N. Friedrich Str. 105a erscheinen. Es will die Interessen der Geburts- und Geistesaristokratie vereinigen. Wir wunischen, daß ihm das gelingen möge. — Verschiedenen. Das Preisauschreiben des „Vereins der Bücherfreunde“ Berlin, F. Pfeilstucker fordert die Manuskripte bis zum 1. Jan. 1893 ein. Umfang etwa 400 Seiten zu 30 Zeilen. Herrn A. F. in M. noch die Bemerkung, daß schon veröffentlichte Arbeiten nicht berücksichtigt werden können. — Frl. C. B. in Str. Es soll nach Ihrem Wunsche geschehen. — Gemischtes Kränzchen in W. Herzlichen Dank. Der Aufenthalt im Schwarzwald hat mich sehr gekräftigt. Hoffentlich dauert die günstige Wirkung den Winter über an — wenn nicht zu viel schlechte Gedichte einlaufen. Denn solchen kann auch die Kraft eines Simson nicht lange Widerstand leisten. Beste Grüße an Sie alle. —

### Inhalt der Nr. 3.

Heinrich Guise. Historischer Roman von Karl Verlow. Fortf. — Ein Revolutionär. Roman von Otto Mora. Fortf. — **Beiblatt:** Allein. Von Wilhelm Vennede. — Ein Schlangenschatzen. Von Karl Bröll. — Naturbilder. Von Otto von Leirner. — Die Schafe des Königs. Von Hugo Krause-Görner. — Wetterhahnen. Von Franz Evers. — Auch ein Held. Von A. M. W. — Es war des Sternes letztes Leuchten. Von Albert Wohl. — Vermischtes. — Sprüche. Von Hans Mordeck. — Kleinigkeiten. — Briefkasten.

# Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3<sup>1/2</sup> M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N<sup>o</sup>. 4.

## Heinrich Guise.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

### Elftes Kapitel.

Als Angélique nach längerer Abwesenheit in ihre Wohnung zurückkehrte, empfing die alte Dienerin sie mit der Botschaft, daß sich der Zustand ihrer Mutter bedeutend verschlimmert habe. Aus ihrem Schlummer erwachend, hatte sie die Tochter vermißt und war dadurch in eine so hohe Aufregung versetzt worden, daß Margot, welche wohl daran gedacht, Angélique heimzuholen, sie nicht allein zu lassen wagte.

So hatte sie mehrere angstvolle Stunde nichts anderes thun können, als die Leidende halb mit Gewalt, halb durch beruhigendes Zureden in ihrem Bette festzuhalten, das jene beständig zu verlassen strebte, um ihre Tochter zu suchen.

Es fiel Angélique wie ein schwerer Vorwurf auf das Herz, um des fremden geliebten Mannes willen ihre Pflicht veräußert zu haben und sie legte es sich gleichsam als Strafe auf, den Wünschen Heinrich Guises nicht nachzukommen, der sie an einem der folgenden Tage im Hause der Ligneracs erwarten wollte.

Doch diese Entsagung war nicht nach dem Sinne des ungeflüchten Liebenden, der nicht leicht ein Hindernis gelten ließ, welches sich seinem Willen entgegenstellte. Schon am zweiten Morgen erschien er selbst in dem Hause seiner Schützlinge nach dem Ergehen Frau von Rougemonts sich zu erkundigen und Angélique zu sehen.

Der Arzt, den er der Kranken gesandt, hatte ihm erklärt, daß die Tage derselben gezählt seien; in der kurzen Unterredung, die er mit Angélique hatte, bestand er darauf zu ihrem Bestande eine der Nonnen holen zu lassen, die Frau von Rougemont schon einmal gepflegt.

Der Vorfall war unausführbar, da die Kranke

gegen die klösterlichen Erscheinungen eine so heftige Abneigung zeigte, daß Angélique den Geliebten anfehen mußte, seinen Befehl zurückzuziehen. Sie und Margot teilten sich, wie zuvor, in die immer schwieriger werdende Pflege der dahinsiechenden Mutter.

Täglich mußte Heinrich Guise jetzt eine Viertelstunde zu erübrigen, um zu Angélique zu eilen, dem hartgeprüften jungen Mädchen durch seine Gegenwart Trost in die dunkle Leidenszeit zu bringen, die sie durchkämpfte. Oftmals, wenn die Kranke bei Besinnung war, wagte er nur bis zur Treppe, oder in die bescheidene Küche der Wohnung zu kommen; das geschärfte Ohr der Fiebernden vernahm jeden Laut, der in dem Hause hörbar wurde und ein jedes ungewöhnliche Geräusch, der Ton einer fremden Stimme vermochte sie bis zur Raserei zu erregen.

Über zwei Wochen waren seit seiner Rückkehr aus dem Felde vergangen, als der Herzog eines Abends später als gewöhnlich zu Angélique kam. Er erfuhr von ihr, daß die Mutter schon seit Stunden in einem totenähnlichen Schlafe liege und er war vorsichtig in das Krankenzimmer getreten, sich von ihrem Zustande zu überzeugen.

Auch ihn mußte die Wahrnehmung berühren, daß er eine langsam Sterbende vor sich habe. Arme Angélique! Ob sie es bereits wußte, was ihr abermals an einem schmerzlichen Verluste bevorstand? Ob er es ihr sagen sollte, damit der Schlag sie nicht unvorbereitet treffe? Unwillkürlich schlang sein Arm sich um das Mädchen, das mit hange fragenden Augen zu ihm aufschah. Er küßte die Thränen hinweg, die an ihren Wimpern hingen.

„Sei getrost,“ flüsterte er, „ich bin bei Dir.“

In dem Mitleid, das er für sie hegte, versank die Leidenschaft; niemals vielleicht hatte er sie mit reinerem Empfinden geliebt, als in diesen letzten Tagen, da er in ihr die trauernde Tochter, die so bald Verwaiste erblickte.

Ein dumpfer Schrei ertönte von dem Bette her; erschreckt wandten beide sich um. Frau von Rougemont war erwacht; mit weitgeöffneten, geisterhaften Augen starrte sie auf den jungen Fürsten, ihre Hände griffen in das ergraute Haar.

„Angélique, — hinweg von ihm,“ rief sie mit schriller Stimme, „was will der dort bei Dir? Wie darf seine Hand es wagen, Dich anzurühren?“

Angélique eilte zu ihr. „Mutter, Mutter,“ sprach sie beschwörend, „nicht diese harten Worte. Kommt zu Euch, es ist unser Beschützer, mein Retter, dem wir alles, alles danken und von dem ich Euch erzählte.“

„Es ist der Guise, — kennst Du ihn nicht?“ rief die Kranke. „Der Mörder Colignys und Deines Vaters! Siehst Du das Blut nicht an seiner Hand, das Brandmal nicht auf seiner Stirn? Rette Dich und mich, — er kam, uns zu verderben.“

Aber Angélique hörte sie nicht mehr. Einen einzigen Blick nur hatte sie nach der furchtbaren Enthüllung auf den Geliebten geworfen, der unter den Worten Susanna von Rougemonts unbeweglich stand, dann brach sie mit einem dumpfen Wehlaute bewußtlos auf dem Boden des Zimmers zusammen.

Heinrich Guise gehörte zu den wenigen Menschen, die auch bei dem Unerwarteten niemals die Überlegung verlieren. Ohne der Verwünschungen der kranken Frau zu achten, beugte er sich rasch zu Angélique, sie emporzuheben und in das Nebengemach zu tragen. Dann rief er Margot, die auf das Geräusch in der Schlafkammer der Herrin angstbleich herbeigeeilt kam.

„Seht nach Eurer Dame und bringt mir eine Schale frischen Wassers herbei,“ befahl er kurz, „Euer Fräulein ist ohnmächtig geworden.“

Die Alte gehorchte. Heinrich Guise schloß die Thür zu dem Krankenzimmer, aus dem noch immer die Schreie und wilden Reden der Mutter erschallen und bemühte sich Angélique in das Leben zurückzurufen, die selbst einer Leiche ähnlich, vor ihm lag.

Sie schlug nach einer ihm endlos dünkenden Zeit die Augen auf, doch nur, um mit einem Ruf des Abscheues ihn von sich zu stoßen, der neben ihr kniete und ihre kalten Hände rieb.

„Was wollt Ihr noch bei mir?“ murmelte sie, sich abwendend. „Ihr täuschtet mich mit Euren falschen Schmeichelworten. — Sagt aus Barmherzigkeit, daß es nicht wahr sei, was sie behauptet, — Ihr seid der Guise nicht, den man mich zu hassen lehrte.“

„Ich bin es, Angélique.“

„Der Gatte jener fremden Frau, die ich bei Jeanne gesehen?“

„Ja!“

„Und ich, ich mußte Euch lieben, Euch, den ich nicht lieben durfte, — Euch, der mich belog, betrog, wie er die eigene Gattin hinterging.“

„Schilt mich, Angélique, ich verdiene Deine Vorwürfe, doch nie wirst Du mich dahinbringen, mein Vergehen zu bereuen.“

Sie sprang von dem Lager empor, auf das er sie gelegt. „Lasset mich, — ich muß zu meiner Mutter,

die ich um Euretwillen so oft vergaß, versäumte, und deren Tod diese Entdeckung veranlaßt haben kann.“

Er gab ihr ohne Zögern Raum.

„Ich verlasse Dich jetzt, Angélique,“ sprach er ernst, „und bringe nicht in Dich, die Verzeihung mir zu gewähren, die Deinem Herzen gegenwärtig noch allzu schwer fallen würde und welcher ich dennoch gewiß bin, wie ich Dich kenne. — Du wirst der Kraft bedürfen für die kommenden Stunden und deshalb will ich Deinen Kampf nicht bitterer noch machen. Erinnerere Dich jedoch, daß ich bereit bin, zu Dir zurückzukehren, wenn Du nach mir verlangst und lasse mich Jeanne für die heutige Nacht Dir senden, Dich zu unterstützen.“

Angélique schüttelte heftig den Kopf. „Nicht Jeanne,“ sagte sie abwehrend. „Sie war mit Euch im Bunde, sie täuschte mich, gleich Euch.“

„Du mußt Dir ihre Gegenwart gefallen lassen,“ entgegnete er gebietend, „ich dulde es nicht, daß Du allein mit einer Rasenden bleibst. Wenn ich auch meinen Anblick ihr entziehe, ihr Zorn kann sich gegen Dich wenden und wenn Du mich zu hassen vorgiebst, — ich liebe Dich genug, um Dich vor jedem Übel bewahren zu wollen.“

Die Befürchtung war nicht grundlos; Frau von Rougemont erkannte die Tochter nicht mehr, die jetzt mit wankenden Schritten an ihr Bett trat; sie suchte sich mit der Kraft der Verzweiflung der eingebildeten Feinde zu erwehren, die sie um sich zu sehen meinte, und durchlitt noch einmal die Schreden jener blutigen Nacht, die ihr den Gatten und, wie sie gewöhnt, auch die Tochter geraubt hatte.

Jeanne Lignerac kam eine halbe Stunde, nachdem der Herzog sich entfernt; Angélique mußte, trotz ihrer Abneigung gegen ihr Erscheinen, ihre Hilfe als eine Wohlthat für sich selbst erkennen. Den vereinten Anstrengungen der drei Frauen gelang es, die Kranke zu überwältigen, bis ihre Kraft endlich gebrochen war und sie in tiefe Erschöpfung sank.

Als sie wie in leichter Betäubung zu ruhen schien, näherte sich das Fräulein von Lignerac Angélique.

„Zürne mir nicht,“ sagte sie, ihr die Hand entgegenstreckend.

Angélique beachtete die Bewegung nicht. „Warum sollte ich Dir zürnen?“ fragte sie bitter. „Ihr triebet beide Euer Spiel mit einem einfältigen Mädchen, das ich bin, und ich glaubte, was der fremde Mann mir sagte. Du hättest mich warnen können, Du thatest es nicht.“

„O, Angélique,“ schluchzte Jeanne, „was sollte ich thun? Mein Bruder und ich leben von des Herzogs Gnade und wir hatten ihm unser Wort geben müssen, Dir seinen Namen und Rang nicht zu verraten. Gott weiß, wie schwer mir das Versprechen geworden ist.“

„Du warst in Deinem Rechte, ich sehe es ein,“ sagte das gequälte Mädchen müde, „mein ist die Schuld, — warum mußte ich ihn so sehr lieben?“

Jeanne streichelte leise ihr goldenes Haar. „Armes, armes Kind,“ flüsterte sie vor sich hin.

„Ach, wo war hier die Schuld zu suchen? Ein unglückseliges Verhängnis nur erblickte sie in der

Fügung, die ihren Gebieter mit diesem Mädchen zusammenführte, die Liebe beider in ihrem Reime vom ersten Momente an in sich tragend.

Die Kranke begann sich wieder zu regen. Angélique und Jeanne eilten zu ihr, in der Besorgnis, daß ein neuer Anfall über sie kommen werde.

Frau von Rougemont schüttelte zornig die Hände hinweg, die sie halten wollten.

„Verbergt ihn nicht,“ rief sie unwillig, „dort steht er wieder, der Guise, — mit seinem Hoffartslächeln, seiner blutigen Hand. Wie Du zitterst, Angélique, für ihn, weit mehr, als Du jemals für die Deinen gezittert. Du möchtest ihn retten, der nicht einmal Dein ist; — gieb nur nicht zuviel hin, thörichtes Kind, — Du kämpfst einen guten Kampf, doch er ist mächtiger als Du, — er träumt sich Sieger überall, — wie bei den Wehrlosen von Barthélemy. — Nur einer ist es, dem auch er erliegen muß, — so klug, mein Herzog, und doch nicht klug genug, seinen Schlingen zu entgehen?“ Sie lachte grell und schneidend auf.

„Mutter, hab' Erbarmen, sprich nicht weiter,“ flehte Angélique, der die Reden der Fiebernden tödliche Qual bereiteten. Sie warf sich neben dem Bette nieder, den Kopf in die Kissen vergrabend, um ihr Weinen zu ersticken.

„Ja, ja, so wirst Du vor ihm liegen,“ fuhr die Mutter fort, „und ihn ansehen, Dich zu hören, doch er, der Hochmüthige, erhört Dich nicht. Er fühlt sich bereits auf der Höhe, von der er jenen anderen stoßen möchte, und streckt die Hand nach einer Krone aus. — Was weinst Du so, Angélique? Du mußt ihn endlich ja aus Deinen Armen lassen, — dort drüben graut der Tag, und an der Pforte steht der Tod, den Du nicht abzumenden vermagst. — Verblendet Volk da draußen, traure um Deinen Söhnen, — wie er so stolz den letzten Weg dahinschreitet. — Sind es noch Rosen, die er an der Brust trägt, die Rosen Deiner Liebe, die er brach? Nein, es sind Wunden, — zwei, drei, — mehr noch, — ich kann sie nicht zählen, — jetzt sinkt er nieder auf den Purpurteppich, den sein Blut gefärbt, — Vergeltung, Gott der Rache, — endlich Vergeltung, — es war Deine Hand, die ihn schlug, — er ist tot.“

Angélique hatte ihr Haupt erhoben, in lähmendem Grausen der entsetzlichen Vision zu folgen, welche der Mutter Worte vor ihr entrollten, Jeanne Lignerac legte mit bebenden Händen kühlende Kompressen auf die heiße Stirn der Kranken. Auch ihr starker Geist drohte dem Schauer zu erliegen, den diese Stunde ihr bereitete. Sie wußte nicht, für wen von beiden, die Mutter oder die Tochter, sie mehr fürchten sollte.

„Höre nicht auf sie, es tötet Dich, mein Liebling,“ flüsterte sie Angélique zu.

Das junge Mädchen antwortete nicht; es war ihr, als ob nach dem, was sie seit dem Abend durchlebt, der Tod ihr eine Erlösung sein müsse. Aber sie hatte kein Recht, jetzt an sich und ihren Schmerz zu denken. Mit Jeanne und der Dienerin mühte sie sich, die sich steigenden Leiden der Sterbenden zu lindern, bis gegen Morgen die Ruhelosigkeit derselben sich in langem leisem Schlafe auflöste. — Der irre Geist

hatte den Weg zum Frieden gefunden, — im Erdenkampfe schutzlos und allein die junge Tochter zurücklassend.

Es war am Tage nach dem Begräbnisse Susannas von Rougemont. In ihrer tiefen Trauerkleidung, das blonde Haar in einen einfachen Knoten geschlungen, saß Angélique an ihrem gewohnten Plage in dem Zimmer Jeannes und sah gleichgültig der Arbeit der letzteren zu, ohne, wie sie es sonst gethan, ihre Hilfe ihr anzubieten.

Nein, sie mochte nicht sticken, an der Decke wenigstens nicht, welche unter Jeannes geschickten Händen jetzt der Vollendung entgegenging. Die Arbeit war ja für ihn, an den sie nicht mehr denken wollte, und der es ebenfalls vermieden, seit jenem Tage der Entdeckung sich ihr wieder zu nähern. Auch Jeanne sprach nicht von ihm. Sie wußte, daß sie in Angéliques Herzen neue Wunden aufreißen würde, wollte sie ihr erzählen, daß seine Fürsorge sich auch jetzt nicht für ihre Schutzbefohlene verleugnete, sowie er alle die vergangenen Monate hindurch die Mittel zu dem Unterhalte der Kranken gewährt hatte.

Angélique in der Stumpfheit ihres Schmerzes fragte nicht danach. Sie hatte nach der Mutter Tode willenlos von Jeanne sich hinwegführen und wie einst ihre Pflege, ihre Wohlthaten sich gefallen lassen. Was hätte auch ihr Sträuben, ihr Auflehnen gekränkter Stolz ihr genügt? Sie wußte ja nicht, wohin sie hätte gehen sollen, wenn Jeanne sich ihrer nicht annahm, — sie besaß keine Freunde, keine Helfer in der weiten, weiten, fremden Stadt.

Es hatte lange Zeit tiefes Schweigen zwischen beiden geherrscht; Jeanne erhob endlich in plötzlichem Entschlusse den Kopf.

„Mir fällt es schwer, es Dir zu sagen, Kind,“ begann sie, „aber ich muß gehorchen, selbst wenn ich Dir damit wehe thun sollte. Unser Herzog will Dich heute sprechen, er müßte seinem Worte nach schon hier sein.“

Angélique fuhr empor. „Ich aber will ihn nicht sprechen,“ rief sie heftig, „weshalb verfolgt er mich noch?“

„Die Teilnahme an Deinem neuen Unglück wird ihn herführen,“ erwiderte Jeanne, „und diese darfst Du nicht zurückweisen.“

„Auch seine Teilnahme ist mir jetzt eine Qual; er möge sie andern schenken, nur mir nicht.“

„Du magst dies selbst ihm sagen,“ war die gelassene Antwort, „und es steht bei Dir, wie Du Dich ihm gegenüber verhalten willst, nun Du erfahren, wer er ist.“

„Ich hasse ihn, o, hätte ich ihn nie gesehen,“ rief das Mädchen leidenschaftlich.

„Man spricht so leicht vom Hass, wenn man sich gegen eine übergroße Liebe sträubt, doch will ich annehmen, daß es Dir Ernst damit sei,“ bemerkte das alte Fräulein. „Mir liegt es auch fern, unsern Herrn verteidigen zu wollen, der jung und feurig, ein verbotenes Glück begehrt, und keine andere Entschuldigung dafür hat, als eben seine Jugend und sein heißes Blut. Du aber, Angélique, sollst ihn



nicht härter verdammen, als er es verdient, denn Du hast ihm seinen Sieg über Dein Herz nicht schwer gemacht."

"Er rettete mich in jener schrecklichen Nacht und trug Sorge für mich und die Mutter; kann ich dies vergessen?"

"Nein, und es ist gut, daß Du Dich erinnerst, was Du ihm zu danken hast."

Angélique atmete tief auf; sie erwiderte nichts.

"Du hast mir einen Vorwurf gemacht, daß ich that, was mir befohlen war," fuhr Jeanne fort, "mir ist ein Stein vom Herzen, seit Du alles weißt. Ich habe für Dich oft gezittert, wenn ich Dich in Deinem blinden Vertrauen, Deiner seligen Liebe sah, — jetzt ist der Kindertraum Dir zerflossen, den selbst er so hoch geachtet, um ihn Dir nicht zu zerstören und es beginnt der andere Kampf für Dich, den Du mit sehenden Augen kämpfen wirst. Denke nicht, daß sich so leicht aus dem Herzen reißen lasse, was fest darein gewurzelt ist, noch daß Du gefeit gegen die Versuchung bist, die Dir in anderer Gestalt nahen wird als zuvor. Das Wort des Hasses ist auf Deinen Lippen ein leerer Schall und der Dir gegenübersteht, ist Heinrich Guise."

"Wäre mein Bruder hier," seufzte Angélique, "er würde mir sagen, was ich beginnen sollte."

Jeanne nickte. "Es wäre das beste, wenn er Dich mit in Eure Heimat nähme," sprach sie, "doch hörst, — es kommt jemand. Ich gehe; mich verlangt nicht danach, mit unserem Herrn zusammenzutreffen."

Sie eilte durch die entgegengesetzte Thür davon; gleich darauf trat in seiner gewohnten, ungedulbigen Art Heinrich Guise ein.

"Angélique," sagte er sanft, als er vergebens eines Grußes, eines Wortes gewartet hatte.

Sie wich einen Schritt zurück. "Monseigneur!"

Er warf unmutig das Federbarrett auf den nächsten Tisch.

"Ich muß es mir gefallen lassen, von Dir jetzt so genannt zu werden; kommt Deinen Lippen das fremde Wort nicht hart an? — Ich wähnte bis vor wenigen Tagen noch, Du liebtest mich."

"Ich wußte bis dahin nicht, wer Ihr seiet."

"Und diese Thatsache ist genügend, in Deinem Herzen zu vernichten, was ich darin zu besitzen meinte? Heinrich von Lothringen ist Deiner Liebe nicht mehr wert, die Du dem Unbekannten fragelos schenkest."

"Ich erblickte in dem unbekanntem Manne, zu welchem ich in höchster Angst mich flüchtete, den edelherzigen Retter, der sich der Verfolgten, Bedrängten annahm. Ich konnte nicht ahnen, daß ich den Herzog Heinrich von Guise vor mir hatte, der in meines Vaters Haus die Henterschar geführt, der ich zu entfliehen strebte."

"Du wählst Deine Ausdrücke übel, die ich dem getriebnen Geiste Deiner Mutter, nicht aber Dir verzeihen kann," erwiderte der Herzog streng. "Was mich bewog, an jenem Strafgericht mich zu beteiligen, das eine Ausdehnung gewann, wie ich sie niemals wollte, entzieht sich Deiner Beurteilung, der eines unerfahrenen Mädchens, das die Gründe meiner

Handlungsweise nicht zu unterscheiden vermöchte. Dich lehrte man den Admiral als einen Helden, einen gottgeweihten Streiter zu verehren, — mir aber sagte man, als man mich, den zwölfjährigen Knaben, an meines Vaters Leiche führte, daß Coligny den Mörder an ihn abgesandt, und man hat den Gedanken der Rache seit meiner Kinderzeit in mir gepflegt, die in jener Nacht zur Ausführung kam. Ich bin in dem Glauben meiner Väter erzogen, wie Du in dem Deinen, und ich fühle mich berufen, die Kirche, der ich angehöre, vor den Übergriffen zu schützen, zu verteidigen, die jene neue Irreligion über sie verhängt. Dies wird mein Streben sein, so lange ich atme und ich werde nicht aufhören, diesem Kampfe alle Kräfte meines Lebens zu weihen. Mich treibt kein persönlicher Haß mehr gegen die Vertreter Eures Glaubens, nur die Überzeugung, daß ein Weitergreifen desselben unserer Kirche, wie unserem Lande unheilbringend sei. Lasse Dir von anderen erzählen, daß es mein Haus war, in welches sich in der Nacht von Barthélemy über hundert Hugenotten flüchteten und daß sie Schutz und Obdach dort vor ihren Verfolgern fanden. \*) Der entfesselten Leidenschaft der übrigen vermöchte auch ich nicht mehr zu gebieten, — noch würde ich es jemals leugnen, daß mich zunächst das Verlangen bewegte, meines Vaters Tod zu rächen, als ich dem Rufe der königlichen Mutter und Karls Befehle folgte. — Ist dies alles, was Du an Vorwürfen gegen mich zu erheben hast, obwohl Du wußtest, daß ich als Katholik in jener Nacht zu Euren Feinden gehörte? Du liebtest mich einst genugsam, um dessen nicht mehr zu gedenken."

"Ich liebte Euch und würde nicht aufhören Euch zu lieben, wie sehr der Mutter Worte Euch täglich angeklagt," sprach Angélique mit thränenersüchteter Stimme, "doch weiß ich jetzt, daß es eine Sünde war, Euch mein Herz zu schenken, den heilige Bande an eine andere fesseln."

"Ah, also das noch? Ich konnte es erwarten, daß auch dieses kommen werde. Ich täuschte Dich in Deinen Hoffnungen, da ich Dich nicht zu meiner Gattin machen kann."

Zum ersten Male, seit sie vor ihm stand, bligte es in ihren Augen auf.

"Ich dachte nicht an mich und an zukünftiges Glück," sagte sie fest, "ich war zufrieden und beseligt durch das, was ich von Euch empfing und fragte nicht, wie sich mein Los gestalten könne, denn ich vertraute Euch, der ja nur wollen konnte, was er für mein Bestes erkannte."

Er wandte sich schweigend ab; es lag eine Anklage in den Worten des Mädchens, die ihn tiefer traf, als er es sich gestehen mochte.

"Doch hat man mich in meinem Elternhause, in meiner Abgeschiedenheit von der großen Welt gelehrt, fuhr Angélique fort, "daß man ein geschlossenes Ehebandnis unverbrüchlich treu zu halten habe und daß es eine schwere Sünde sei, ein gegebenes Gelübde

\*) Dies wird allerdings von den Biographen des Herzogs berichtet, doch legte man der seltsamen Handlungsweise die Absicht unter, aus den Geretteten Parteigenossen des Hauses Guise zu machen.

zu verlegen, welches man an Gottes Altar abgelegt. Ich sah in unserem einfachen Hause Liebe, Eintracht und Vertrauen um mich her; der Vater hielt die Mutter hoch und in Ehren und nichts erreichte je mein Ohr, das mir davon gesprochen, es könne anders in den Häusern sein, die uns befreundet nahe standen. Ich hörte nur, es sei gegen Gottes Gebot, den Gatten einer anderen zu lieben, — o Vater, mein Vater, weißt Du es, wie sehr ich mich versündigt und wie groß meine Schuld?"

Es war ihm gelungen, sich einer ihrer widerstrebenden Hände zu bemächtigen.

„Die Schuld, Angélique, die Dich bedrückt,“ sprach er milder, als zuvor, „ich nehme sie allein auf mich und will es nicht versuchen, sie in Deinen Augen zu verkleinern. Sie trifft nicht Dich, die ahnungslos der unseligen Kette, die ich trage, mit ihre süße Liebe schenkte und mich dadurch nicht glücklicher nur, nein, besser machte, als ich es je gewesen. Und wenn ich allzuschnell dem Zauber nachgegeben, der mir aus Deinem Wesen sprach, — willst Du so strenge mit mir in das Gericht gehen? War es nicht Deine holde Unschuld, Deine Keine, Deine Unkenntnis der großen sündigen Welt, die mich gefangen nahmen, mit jedem Worte, das von diesen Kinderlippen kam? Ich kannte vor Dir nichts, was Dir ähnlich gewesen, was mich neben leidenschaftlichem Begehren mit Ehrfurcht und Anbetung erfüllte und mich wider meinen Willen zwang, jenes stets von neuem hinabzukämpfen, um mein schüchtern Neh nicht zu erschrecken.“

Ihre Hand riß sich in zuckender Bewegung aus der seinen; sie wick den Blicken aus, die wieder auf ihr ruhten wie in vergangenen Tagen, — bittend, beschwörend, befehlend.

„Eure Gemahlin, Monseigneur, liebt Euch und sie hat ein besser Recht dazu als ich,“ sagte sie mühsam, „welch einen Schmerz müßte es ihr bereiten, erführe sie, daß Ihr Euch von ihr gewandt.“

„Meine Frau, Du entzückende Moralpredigerin, heiratete den Herzog von Guise, weil ihr der Witwenstand nicht länger behagte, und ich war gezwungen, mich in höchster Eile zu vermählen, weil der König es wollte. Ein Bündnis, das Berechnung auf beiden Seiten schloß, hat nicht den hohen Anspruch einer ewigen Treue.“

„Ich verstehe Eure Anschauungen darüber nicht,“ entgegnete Angélique. „Ich fühle nur, daß wir uns trennen müssen.“

Er griff mit kaltem Ausdruck nach seinem Barett.

„Du magst es als Gebot Deiner Pflicht empfinden, so zu handeln, um vor Deinem Gewissen gerechtfertigt zu sein,“ sagte er, „ich aber füge mich Deinem Willen nicht so schnell. Meinst Du, ich sei gesonnen, Dich ohne Widerstreben zu opfern, den Anteil an des Lebens Glücke, den ich mir erkämpfen will mit dem Rechte des Herzens, das seiner eigenen Wahl zu folgen sich nicht entreißen läßt? Ich gebe Dich nicht auf, Angélique, wenn Du auch jetzt Dich mir entziehen möchtest. Hast Du den Mut, die Kraft nicht, mir das Opfer Deiner Liebe zu bringen, — die Zeit wird kommen, da Deine Sehnsucht mächtiger sein wird, als die schwache Schutzwehr Deiner Grund-

sätze, die Dein kindlicher Sinn bisher nur nachempfunden, nicht an sich selbst in Kampf und Sieg erprobte. — Versuche es, mich zu vergessen, es wird Dir nicht gelingen; Dein Herz wird stumm und kalt für eines anderen Mannes Werben bleiben, und die Erinnerung jener traumseligen Tage, in denen Du Deine Liebe zu mir erwachen fühltest, wird Dich mit unwiderstehlicher Gewalt zu mir zurückführen. — Dann sind es Kinderlippen nicht mehr, die das erlösende Wort mir sprechen werden, dann hast Du es empfunden, daß das Gesetz der Welt versunken ist vor der Forderung des Herzens.“

Sie erbebt in instinktiver Furcht vor den ihr kaum verständlichen Worten, wie sie vor seinen Flammenblicken zurückgebebt war, die sie zu ihm zu ziehen schienen mit jener Allgewalt der Liebe, auf die er vertraute.

„Barmherzigkeit,“ flüsterte sie fassungslos.

„Ich übe sie,“ sprach er, „ich thue es noch heute, da ich von Dir zu gehen vermag, ohne ein Wort der Versöhnung und dennoch ohne Groll. Rufe mich, wenn Du meiner bedarfst; — auch jetzt noch wird meine Fürsorge unermülich für Dich sein, bis andere Hände sie mir abnehmen, denen Du mehr vertrauest, als mir. Und so leb' wohl!“

Er verließ, ohne ihr die Hand zum Abschiede zu bieten, das Gemach. Angélique machte keine Bewegung, ihn zurückzuhalten; sie hatte beide Arme um die hohe Lehne des Sessels vor ihr geschlungen, als bedürfte sie des Haltes, ihm nicht nachzueilen, dessen Schritte im Hausgange verhallten. Als die Thür hinter ihm in das Schloß fiel, rang sich ein stöhnendes Schluchzen aus ihrer Brust.

Sie hatte so oft von den Ihren gehört, daß das Bewußtsein der unter schwerer Überwindung erfüllten Pflicht das höchste Glücksgefühl auf Erden in sich schließe, ihr aber war es, als ob ihr Herz unter der tödlichen Pein dieser Stunde gebrochen sei.

## Zwölftes Kapitel.

In dem Hinterzimmer eines Bürgerhauses von Paris saßen in ernstem Gespräche zwei Männer zusammen.

Der eine war der Besitzer des Magazines zu ebener Erde, Monsieur Galbin, der andere Maurice von Rougemont, welcher tags zuvor mit seiner Braut und deren Anverwandten in der Hauptstadt angelangt war.

„Ihr berichtet mir Dinge, die mich tief und schmerzlich berühren müssen,“ sagte der junge Edelmann, als er längere Zeit der Erzählung seines Gastfreundes zugehört. „Meine Mutter tot und — meine Schwester? Drückt Euch deutlicher aus, ein unbekannter Ritter hat sich ihrer hilfreich angenommen, ihr ein Asyl verschafft, als sie verwaiste? Wer kann es sein? Meine Eltern hatten, außer ihren Glaubensbrüdern, keine Freunde hier und diese wurden ermordet, oder entflohen dem Gemetzel, soweit es noch möglich war.“

Mathieu Galbin hustete etwas verlegen.

„Das Fräulein, ja, sie war seit Barthélemy wie verschwunden,“ sagte er zögernd, „die edle Frau jedoch, Eure Mutter, wurde von zwei Nonnen in einem Hause der Nachbarschaft verpflegt. Dann kam endlich auch Eure holde Schwester wieder; sie war bei einem Geschwisterpaare verborgen gewesen, Monsieur und Mademoiselle de Lignerac vom Hause des Herzogs von Guise.“

„Von Guise?“ fuhr Maurice auf. „Und wie gelangten sie dazu, meine Schwester zu beschützen?“

„Weiß nicht, wie das geschehen,“ erwiderte der Kaufmann vorsichtig. „Es hatte sie wohl einer zu ihnen gebracht, der ihnen befehlen konnte und der das Fräulein retten wollte.“

„Und dieser eine? Weiter, weiter,“ drängte Maurice. „Habt Ihr ihn je gesehen?“

„Ja, einige Male, als die Frau Mutter schon sehr krank war, kam er am hellen Tage in das Haus, blieb freilich nur ganz kurze Zeit. Ich weiß es genau, denn ich paßte ihm hinter meinem Ladenfenster auf, als er hineinging und wieder herauskam. Das ist ein Seltenes ja, wenn ein so hoher Herr in unsere Straße kommt.“

„Halbin, verstehe ich recht,“ sagte Maurice, in welchem eine schreckliche Ahnung aufzusteigen begann, „der Mann von welchem Ihr sprecht, der meine Schwester verbergen ließ, — sie beinahe öffentlich besuchte, es war, — es war —“

„Der Herzog Heinrich von Guise,“ antwortete Mathieu Halbin leise.

Maurice sprang auf. „Der Glende! Er wagte es, die Augen auf meine Schwester zu werfen?“ rief er zornsprühend aus. „In des Verführers Blute will ich diesen Schimpf abwaschen.“

„Nun, nun, beruhigt Euch, Monsieur de Rougemont,“ sprach der Kaufmann, „die Sache ist vielleicht so schlimm nicht, als Ihr meint. Ich fragte, als ich ihn erst einmal gesehen, die alte Margot aus, denn mir war selbst bange um das schöne Kind geworden, doch Eurer edlen Mutter Dienerin schwört darauf, daß das Fräulein rein von jeder Schuld geblieben, wie sie hierher nach Paris unter der Eltern Obhut kam.“

Maurice blickte düster vor sich hin. „Könnte ich es glauben,“ sprach er, „doch wie soll ich einem der Raubgeier vom Hofe des Königs eine solche Schonung zutrauen? Ich muß meine Schwester sehen, sie selbst verhören, — wisset Ihr, wo sie jetzt weilt?“

„Sie ist in das Haus der Ligneracs zurückgelehrt. Das Fräulein hat mütterlich für sie gesorgt, und man sagt von Mademoiselle Jeanne, daß sie so ehrbar, wie rechtschaffen sei.“

Maurice zuckte die Achseln; es war ihm genügend, in ihr eine Anhängerin des Hauses Guise, eine Katholikin zu wissen, um alle Vorurteile erstehen zu fühlen, die ihn gegen die Partei seiner Glaubensfeinde beherrschten.

Er vermied es auch, bevor er seine Schwester aufsuchte, Irène und ihre Pflegeeltern zu sprechen, die in dem Hause Halbins Unterkunft gefunden hatten. Er scheute sich, die bange Besürchtung ihnen mitzu-

teilen, welche unter des Gastfreundes Worten ihn ergriffen.

Jeanne Lignerac, welche ihm die Thür öffnete, hätte keiner Kennung seines Namens bedurft, um in ihm den Bruder Angélique zu erkennen. Dieses schmucklose Gewand, das puritanerhaft geschnittene Haar, der strenge Ernst der Züge konnten nur einem Hugonotten eigen sein.

Sie führte ihn ohne Ankündigung in das Zimmer, in welchem Angélique sich befand, die, kaum seiner ansichtig, mit einem Freudenschrei ihm entgegeneilte.

„Maurice, o Gott sei gelobt, daß Du gekommen!“

Er wehrte die Arme ab, die ihn umfassen wollten; seinem stets beherrschten Wesen war jeder Ausbruch der Zärtlichkeit zuwider und hier zumal, wo er gekommen, der Schwester Handlungsweise zu prüfen, ehe er in brüderlicher Liebe sich ihr wieder nahte.

„Ich habe zu meinem Schmerze erst jetzt die Reise hierher antreten können,“ begann er, „die lange Belagerung, welche wir in Rochelle zu erdulden hatten, hielt mich fern. Du kannst es nicht ermessen, in welcher Sorge ich um Dich gewesen. Die Nachricht von der Ermordung unseres Vaters und unserer Glaubensbrüder drang zu uns, — über Euer Schicksal nichts.“

„So weißt Du nicht einmal, daß unsere Mutter starb?“ fragte Angélique leise.

„Ich erfuhr es vor einer Stunde durch Mathieu Halbin, auch daß ihr Geist seit jener Frevelthat ungnädig war, die ihr den Gatten auf eine so grausame Weise geraubt. — Du aber, Angélique, — wo weilst Du inzwischen, da man mir sagte, daß Du nicht immer bei der kranken Mutter warst?“

Angélique bewegte sich unruhig auf ihrem Sessel hin und her.

„Ich war hier bei Jeanne Lignerac, wo Du mich auch heute findest.“

„Und gleichzeitig unter dem Schutze des Feindes unserer Eltern, meines Feindes, des Herzogs von Guise.“

Angélique erblaßte leicht. „Wer verriet es Dir?“

„Hast Du einen Grund, ein Geheimnis aus diesem befremdenden Schutze zu machen?“ lautete die Gegenfrage.

Sie erhob voll die Augen zu ihm. „Nein, Maurice, nein.“

Seine verfinsterten Züge glätteten sich ein wenig. „Erzähle mir, wie es zuging, daß dieser Mann sich Dir zum Schützer aufwarf.“

Sie gehorchte. In kurzen Worten entwarf sie eine Schilderung jener fürchterlichen Nacht, in der sie vor den eindringenden Söldnern Hilfe bei dem unbekanntem Ritter gesucht, der ihr im Garten entgegengetreten, und der Ereignisse, welche sich an die Begegnung geknüpft.

Maurice hörte aufmerksam zu; ihm entging das heiße Rot nicht, welches während der Erzählung in ihr schönes Angesicht stieg.

„Der Herzog von Guise hat großmütig an Dir gehandelt,“ sagte er, als sie geendet, „doch thut es nicht not, seine Freigebigkeit für Dich ferner anzu-

nehmen. Du wirst noch heute dieses Haus verlassen. Madame de Hennequin, welche sich mit ihrem Gatten und ihrer Nichte in Paris befindet, wird Dich unter ihre Obhut nehmen, Trène Dir eine liebende Schwester sein. Sie ist seit kurzem meine verlobte Braut.“

Angélique schien die letzte Mitteilung zu überhören; die rosige Blut war plötzlich wieder aus ihrem Antlitz gewichen; es zuckte um den reizenden Mund, wie unterdrückter Schmerz. Die Trennung, die sie vor wenigen Tagen selbst ausgesprochen, — sie sollte jetzt zur Thatsache werden; — die Trennung von ihm: Dem strengen Bruder entging nicht die leiseste Veränderung ihrer Züge.

„Ich dachte Dir eine angenehme Eröffnung mit der Nachricht zu machen, daß Du Dich von den Feinden Deines Glaubens loslagern dürftest, um endlich wieder zu Deinen Freunden zu kommen,“ bemerkte er, „Dir aber scheint dies schwer zu fallen.“

„Jeanne Lignerac und ihr Bruder haben sich mir nie als Feinde erwiesen,“ entgegnete Angélique fest, „ich werde es niemals leugnen, daß sie mir lieb und wert geworden.“

„Und der Herzog?“ fragte Maurice gelassen. „Gilt auch ihm Dein Bedauern?“

Angélique preßte beide Hände zusammen; sie wagte kein Wort zu erwidern, aus Furcht in Thränen ausbrechen zu müssen.

Des Hugonotten Blicke ruhten durchdringend auf ihr. „Ich sehe, daß ich die Ritterlichkeit des Mannes, der Dich gerettet, überschätzte,“ sprach er. „Es bedarf für mich Deines Geständnisses nicht, mir zu sagen, daß er sich Deine Liebe erschlich.“

„Du urtheilst hart, Maurice, so hart, wie Du es stets gewesen,“ erwiderte Angélique vorwurfsvoll. „Ich schuldete ihm alles, alles, mehr als das Leben, — rechte nicht mit mir, daß ich ihn lieben lernte.“

„Ich staune, daß Dir nicht die Scham die Lippen versengt, dies zu bekennen; er ist ein vermählter Mann. Sagte man Dir dies nie?“

„Nein, ich wußte bis vor kurzem seinen Namen nicht einmal.“

„Der Nichtswürdige! Und als Du es erfuhrest, wandtest Du Dich mit Abtheu nicht von ihm, der Dich so berechnet hinterging?“

„Ich sagte ihm, was ich in jenem Augenblicke an Schreck und Schmerz empfunden, auch daß wir nun für immer scheiden mußten,“ antwortete Angélique einfach.

„Du thatest, was Pflicht und Ehre Dir geboten,“ entgegnete Maurice sichtlich erleichtert, „es ist mir eine Beruhigung zu hören, daß Du diese sündige Liebe so mutig überwunden.“

„Überwunden, Maurice?“ wiederholte sie schmerzlich. „Ist es so leicht zu überwinden, wenn man wirklich geliebt hat?“

Seine Stirn faltete sich von neuem. „Ich hoffe nicht, daß Du damit ausdrücken willst, Du liebtest ihn noch,“ sagte er mißbilligend.

Sie schloß die Augen, seinem zürnenden Blicke nicht zu begegnen.

„Ja,“ sprach sie trotzdem kurz und entschlossen. „So ist dies ein Grund mehr, Dich keine Stunde

länger in diesem Hause zu lassen,“ erklärte er unbewegt. „Du magst mich sofort begleiten. Was Du jetzt besitzt, empfindest Du ja wohl von ihm; es ist nicht notwendig, daß Du es mit Dir nimmst.“

„Lasse mich nur einmal noch ihn sehen, ihm danken für das, was er für mich und die Mutter that,“ flehte sie.

Maurice war weit entfernt einer solchen Bitte nachzugeben, die ihm gleichbedeutend mit einer neuen Gefahr für seine Schwester war.

„Er wird dessen gewiß sein, daß Du nicht undankbar bist,“ sagte er trocken. „Im übrigen kann ich ihm Deinen Dank übermitteln. Ich bin ein Edelmann, so gut wie er; die Herablassung seinerseits wäre keine zu große, mich anzuhören. — Gehe Dich, Angélique, nimm Abschied von Deiner Gastfreundin. Ich werde daheim von Hennequins erwartet und es ist mir lieb, Dich ihnen sofort zuführen zu können.“

Gegen den ausdrücklichen Willen des ernstern Bruders gab es kein Auflehnen. Angélique hatte nur noch Zeit, sich in die Arme Jeanne Ligneracs zu werfen, Gaspard ein Wort des Lebewohls zu sagen, dann zog Maurice sie mit sich hinweg, — von dem Abgrund, wie er es im stillen nannte, hinweg, an welchem sie stand.

Angélique empfand des Bruders rasches Vorgehen als eine Unbarmherzigkeit. Sie erkannte es nicht einmal an, daß er von seinem Standpunkte aus recht habe, sie einer ferneren Versuchung durch den fortgesetzten Verkehr mit dem sündig geliebten Manne zu entziehen. Sie fühlte nur, daß sie jetzt von ihm gerissen sei, für lange Zeit, — für immer, für ein ganzes Leben, und an dem Schmerze, den sie dabei empfand, erkannte sie, daß sie ihre Kraft überschätzt, die kurz zuvor das Wort der Entsagung auszusprechen vermocht, ohne die Größe eines solchen Opfers je ermessen zu haben, das nun in seiner grellen Drohgestalt sich ihr zeigte, — eine endlose Kette täglich sich erneuernder Pein.

Und wie es Heinrich Guise in richtiger Erkenntnis des liebenden Herzens vorausgesagt, stieg etwas in ihr auf, das sich gegen die Satzungen der Welt, die Gebote der Kirche auflehnte unter dem Druck ihres Wehes, — gewaltiam das Glück begehrend, das ihr das Geschick versagte, das Recht der andern neidend, die ihm gehören durfte, und alles Leben ihrer Seele schien endlich in der Sehnsucht nach ihm auszufließen, der niemals ihr eigen sein sollte.

Die Stimmung, welche sie beherrschte, machte sie gleichgültig gegen das Wiedersehen mit den Freunden ihres Elternhauses, der neuen Schwester, welche Maurice ihr entgegenführte. Sie hörte mit halbem Ohre nur die milden Worte, mit welchen Monsieur Antoine sie begrüßte und beachtete es nicht, daß sogar Frau Alisons Antlitz von einer ihr sonst fremden Weiße verklärt war.

Man nahm mit Nachsicht ihr gänzlich verändertes Wesen auf und schrieb ihre Versunkenheit der Trauer um die Mutter, den schrecklichen Erlebnissen zu, deren Zeugin sie gewesen.

Trène wurde nicht müde, durch zarte kleine Aufmerksamkeit den Versuch zu machen, sie zu erheitern.

„Wieviel mehr müssen wir Dich jetzt lieben und hegen, Dir zu ersetzen was Du verloren,“ sagte sie warm.

Angélique blieb stumm; sie wußte, daß dies unmöglich war, daß alle Freundschaftsbeweise ihrer neuen Anverwandten ihr nicht zu ersetzen fähig sein würden, was diese letzten Tage in ihr zerstört und was jene nicht einmal ahnten.

Sie hatte auf dem Wege hierher Maurice geloben müssen, niemand, auch Irène nicht, Herzog Heinrich als ihren Retter und Beschützer zu nennen. Dem Stolz des Hugonotten erschien es ein Martyrium, eine Verpflichtung dem Feinde gegenüber oder, schlimmer noch, seiner Schwester Neigung zu dem letzteren einzugestehen.

Angélique hatte auch kein Verlangen, dies zu thun. Die glückliche Braut an ihrer Seite würde schmerzlich den Zwiespalt und die Kämpfe ihres Inneren verstehen. Maurice's strenge Ansichten über die Verletzung göttlicher Gebote wurden ja von ihr ebenso, wie von ihren Pflegeeltern, geteilt.

„Du rüfdest Dich zu einem Ausgange,“ hörte sie Monsieur de Hennequin zu ihrem Bruder sagen. „Wohin willst Du heute noch?“

„Zu unserem Könige, Heinrich von Navarra, ihm eine Botschaft la Noues und Montbruns zu überbringen,“ antwortete der Chevalier.

„Der früheren Glaubensbrüder, die er verraten und verlassen,“ schaltete Frau Alison herbe ein, „wer weiß, ob er geneigt ist, Euch anzuhören.“

„Er wird es,“ erwiderte Maurice ruhig, „er ist unserer erhabenen Königin Sohn, um die noch heut wir alle trauern. Er wird sein protestantisch Herz von neuem fühlen, wenn er von den Getreuen vernimmt.“

„Vorausgesetzt, daß ihn das üppige Leben am Hofe nicht schon ganz und gar verdorben,“ meinte Frau von Hennequin.

„Noch stärker, als die Lockung eitler Freuden ist die Stimme ernster Pflicht,“ entgegnete der junge Hugonott.

„Auch diese kann erstickt werden, wenn die Sünde mächtiger ist, als menschlicher Wille,“ gab Frau Alison hartnäckig zurück.

Ihr Gatte schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Ich hege, gleich Maurice, ein festes Zutrauen zu unserem teuren jungen Fürsten,“ sagte er ernst, „was er gethan, es geschah unter dem Zwange drückender Verhältnisse. Er kehrt zu uns zurück, dessen sei gewiß, mein Weib, und unter seiner Fahne werden wir siegen lernen über die, welche uns bisher unterjochten.“

Heinrich von Navarra war durch einen seiner Vertrauten von dem Besuche seines einstigen Glaubensgenossen benachrichtigt worden und hatte ihn bereits mit Ungeduld erwartet. Ihm war Maurice von Rougemont aus den gemeinsamen Kämpfen früherer Tage wohlbekannt; er schätzte ihn, wie alle ihn schätzten, die dem jungen Führer im Heere Colignys näher standen und es ergriff ihn wie Wehmut, als er ihn jetzt vor sich sah, von dem ihn das Gebot der Mächtigeren getrennt, denen er sich unterwerfen mußte.

„Endlich, Chevalier, endlich,“ rief er, ihm die Hand zum Kusse reichend, „wie habe ich die Stunde ersehnt, die Euch mir wiederbrachte, mit Euch die Heimat, die man mir genommen, mit Euch die Freiheit, die man mir versagt.“

Maurice hatte vor dem Fürsten ehrerbietig ein Knie gebeugt.

„Die Heimat, mein Herr und König,“ sagte er, „sendet Euch durch mich die Grüße Tausender von treuen Herzen. Ob sie den Wünschen Ausdruck geben dürfen, die sie bewegen, es bleibt der Gewährung Ew. Majestät überlassen.“

„Wünsche an mich von meinen Unterthanen?“ entgegnete Heinrich melancholisch. „Was kann ein Gefangener, wie ich, den Seinen noch gewähren und was erbitten sie von mir?“

„Daß Ihr zurück zu ihnen kehren möget, mein teurer, vielgeliebter Fürst,“ sprach Maurice Rougemont mit blitzenden Augen, „daß Ihr die unwürdige Knechtschaft abschütteln wollet, in der man Euch gefesselt hält, den tapferen Führer jenen zurückbringen, die eine verlorene, zersprengte Herde sind, ohne Euch, den Mut der Hoffnung ihnen wieder schenken durch Eure Gegenwart.“

„Mein tapferer und getreuer Ritter, und glaubst Du, daß man mich ziehen ließe, wenn ich die Absicht äußerte, zu Euch zurückzukehren?“ fragte der König. „Von Späheraugen rings umgeben kann ich nicht einen Schritt unternehmen, der nicht sofort entdeckt würde und selbst eine Flucht wäre unausführbar, weil ich keinen weiß, der mir dazu behülflich wäre, ohne mich zu verraten.“

„Versucht es dennoch, mein König,“ drängte Maurice, „jetzt seid Ihr nicht mehr allein. Hier diese Briefe von dem Gouverneur von La Rochelle und von dem Ritter von Montbrun aus Niort sagen Euch, daß sich die Unseren zu Eurem Schutze sogleich zu sammeln bereit sind, wenn es Euch gelingt, Paris zu verlassen. Gebietet über uns; es ist für mich ein Leichtes, einige meiner Waffenbrüder in Verkleidungen hierherkommen zu lassen; der Friedensschluß ermöglicht es uns Protestanten die Stadt zu betreten, ohne Verfolgung fürchten zu müssen. Wir stehen zu Euch mit Gut und Blut; wie freudig opferte es ein jeder, erkaufte wir Euch damit von unseren Feinden zurück.“

„Und gerne folgte ich dem Rufe auf das Feld der Ehre, statt hier in schwelgerischem Wohlleben die Tage zu versäumen,“ sprach Heinrich gedankenvoll, „man mißtraut mir, wohin ich mich auch wende; wohl ahnt man, daß es mir mit meiner Befehlung nicht ganz ernst gewesen.“

„Was man bei Euren Bedrückern als ein Unrecht rügt, — es ist ja das, was uns, die Ihr verlieset, unlöslicher an Euch kettet,“ erwiderte Maurice. „Nein, nein, es konnte nicht anders sein; nur äußerlich habt Ihr von uns Euch abgewendet und Gott, der Euer Herz sah, hat Euch verziehen, was Ihr thatet, uns Euer teures Leben und unseren einzig wahren König zu erhalten.“

„D. könnte ich es von mir schütteln, das schmachvolle Geständnis, das ich in jener unseligen Stunde leistete,“ rief Heinrich von Navarra aus. „Ein Fremdling

blieb ich unter ihnen, die mir es abgerungen und immer wieder zog es mich zu Euch, denen ich gehörte und die ich im Verzweiflungskampfe wußte, ohne ihnen beistehen zu können. O, einmal noch ein Schwert in meiner Hand und um mich die Getreuen, an deren Spitze ich gestanden, einmal noch der Heimat Luft zu atmen und in der Freiheit meiner Berge zu vergeffen, daß ich ein Sklave fremder Willkür ward."

"Ihr werdet Euch befreien, mein Fürst," sagte Maurice zuversichtlich, "die Zeit ist nicht mehr fern, da wir Euch in unserer Mitte sehen. Gesegnet sei die Stunde, die uns diese Hoffnung schenkt!"

Heinrich von Navarra sprang von seinem Sessel auf und durchmaß mit raschen Schritten das Gemach.

"Wir müssen es in Erwägung ziehen," sprach er in plötzlichem Entschlusse, "Du darfst Paris nicht früher verlassen, als bis dies geordnet ist. Es muß sich ein Ausweg finden, — ah, wer kommt da? Wie Ihr mich doch erschrecket, Margarethe, ich hörte nicht, daß Ihr eingetreten."

Auch Maurice von Rougemont hatte sich betroffen umgewandt. In der Thür des Zimmers stand ein blendend schönes Weib, wie eine Erscheinung aus fremder Märchenwelt.

Die herrliche Gestalt war in ein kostbares Gewand gehüllt, dessen tiefer Ausschnitt den Hals und einen Teil der Büste freiließ. Perlschnüre schimmerten in ihrem vollen Haare und rieselten in reicher Fülle an dem Sammet ihres Kleides nieder.

Maurice starrte wie gebannt auf das berückende Weib, das jetzt mit silberheller Stimme einige Worte sprach, die er nicht verstand. Er hörte nur, wie der König sagte: "Verzeiht, Madame, daß ich Euer Kommen nicht bemerkte und gestattet mir, daß ich Euch den Chevalier Maurice de Rougemont vorstelle, der mir Grüße von meiner Schwester aus Nérac überbringt."

Königin Margarethe lächelte huldvoll dem Genannten zu.

"Ich hoffe, daß meine vielgeliebte Schwester auch mich in diese Grüße eingeschlossen," sagte sie. "Ich würde traurig sein, hätte sie mich schon vergessen."

Maurice suchte gewaltfam den Eindruck zu überwinden, den ihm die Erscheinung der Fürstin verursachte. "Wäre es möglich, daß man Ew. Majestät vergäße?" fragte er, wie unwillkürlich.

Heinrich von Navarra lachte fröhlich auf. "Die erste Schmeichelei, die ich während meines ganzen Lebens von dem Chevalier höre," rief er. "Euch, Margarethe, gebührt das Verdienst, sie ihm entlockt zu haben."

Maurice fühlte sehr wider seinen Willen sich erröten; die Königin schien jedoch seine, sowie ihres Gatten Äußerung, mit Wohlgefallen aufzunehmen. Wie alle koketten Frauen liebte sie es Bewunderung zu erregen und ungekünstelter schien ihr noch keine dargebracht zu sein, als die aus jenen ernsten staunenden Augen des fremden Mannes ihr entgegenstrahlte.

"Was mich hierhergeführt, mein Gemahl," sagte sie unbefangen sich zu Heinrich wendend, "war die

Absicht Euch zu erinnern, daß man uns bei meiner Mutter erwartet. Ihr seht mich bereits geschmückt."

"Ja, und besonders prächtig heute," erwiderte der König, "Wen wollet Ihr durch Euren holden Anblick bezaubern?"

Margarethe ging, ohne die Gegenwart des Ritters zu beachten, zu einem Spiegel, eine Blume in ihrem Haar zurechtzurücken. Abermals ruhten die Blicke Maurices auf ihr. Welch ein Weib, Welch eine Königin, die Gemahlin seines Herrn, die er heute zum ersten Male sah!

Gab es denn wirklich solch eine Schönheit auf Erden, oder war er in seinem streng abgepflogenen pflichterfüllten Leben für die Reize der Frauen bisher blind gewesen? Die Anmut ihrer Züge schien ihm fast noch von dem Ebenmaß des Körpers übertroffen, der mattweiße Hals, wie aus Marmor gemeißelt, hob sich leuchtend von dem roten Sammet des Gewandes hervor. Die Büste, die weit entblößten Arme konnten nicht vollendeter gedacht werden. Dem jungen Asceten kam es nicht einmal in den Sinn, wie empört er es getadelt haben würde, wenn in der Heimat eine der Jugendgespielfinnen oder der Frauen ihre Reize in dieser Weise zur Schau gestellt hätte.

Die Königin schien mit ihrem Kopfsputz nicht fertig zu werden. Sie lächelte ihrem Spiegelbilde wiederholt zu, aber sie that es eigentlich nur, um dem fremden Manne Gelegenheit zu geben, sie länger bewundern zu können, während sie mit ihrem Gemahl weiter plauderte.

"Ich wollte durch meinen Anzug Euch Ehre machen, Heinrich," scherzte sie, "die polnischen Gesandten erscheinen heute, welche unserem Bruder von Anjou die Königskrone anzutragen kommen. Ist dies nicht Grund genug, mein prächtigstes Kleid anzulegen?"

"Vielleicht," gab Heinrich in gleichem Tone zurück, "wenn man die Herzen so gerne bricht, wie Ihr."

"Mit Ausnahme des Euren, das sich uneinnehmbar erweist," antwortete Margarethe, nicht ohne leise Bitterkeit.

"Nicht," sagte Heinrich, "habt Ihr ja nicht Ursache mehr zu ewiger Qual und Schwächen zu verurteilen, denn mir ward ja das Glück, Euch zu besitzen."

Sie wußte, daß sie dieses Glück mit mehreren anderen teile. Seltsam genug war ihre anerkannte Schönheit nicht nach dem Geschmade ihres Gatten; er hatte sich ihr schon in den ersten Monaten ihrer Ehe entfremdet und sie sich darein gefunden, wie sich alle ihre Mitschwester am Hofe in Ähnliches fanden, nur mit dem Unterschied, daß Margarethe nicht lange zögerte, sich einen Ersatz zu suchen.

"Wenn Ihr mit Eurem Kopfsputz in Ordnung seid, könnten wir uns zu Eurer hohen Mutter begeben," fügte Heinrich hinzu, dem die berechneten Wendungen der üppigen Gestalt vor ihm nicht entgingen. "Ich danke Euch für Euer Kommen, Chevalier, und erwarte Euch morgen zu der gleichen Stunde. Ihr müßet mir noch viel von meiner Schwester und der Heimat erzählen."

"Und mir ebenfalls," fiel Margarethe ein. "Ich

bin begierig, von meiner künftigen Residenz zu hören, in welche mein Gemahl mich in kurzem führen soll. Ihr seid daher willkommen, Chevalier, so oft Ihr Euch bei mir ankündigen lasset."

Sie reichte ihm die weiße, edelsteingeschmückte Hand, auf welche er seine Lippen drücken durfte; ihm war es, als ob ein Schwindel ihn ergriffe, als er sich erhob.

Margarethe lächelte abermals.

"Welch eigentümliche Parteigänger Ihr habt, mein Gemahl," bemerkte sie, während sie mit Heinrich den Korridor dahinschritt. „Sollte man nicht glauben, dieser düstere Hugonott mit seinem unbeweglichen Gesicht und seiner trotzig schmudlosen Gewandung sei gradewegs aus einem Büberhause entflohen?"

"Ich habe bisher an dem Chevalier nichts Ungewöhnliches entdeckt, das ihn von unseren — ich wollte sagen — von seinen Glaubensgenossen unterschiebe," antwortete Heinrich ablehnend, "Maurice Rougemont kommt nicht aus einem Büberhause, deren es auch weder zu Rochelle, noch zu Nérac giebt, sondern aus dem Felde, wo er sich als ein tapferer Krieger auszeichnet hat, ja, einen großen Teil zur Behauptung seiner Heimatstadt beitrug, wie Euer Bruder von Arjou und Euer einstiger Freund, Heinrich Guise, Euch bestätigen können. An Schmutz und Tand, wie Eure Höflinge hier, wird er dort kaum gedacht haben und wer durchlebt, was er erlitt, mag auch Ursache haben, ernst zu sein."

"Es wäre eine lohnende Aufgabe, es zu versuchen, ob dieses Steinbild sich durch nichts erweichen läßt," lachte die schöne Königin, "labet ihn zu Hofe ein; die reizendsten unserer Edelräulein will ich zum Sturme auf sein Herz ihm entgegen senden."

"Ich muß Euch bitten, dies zu unterlassen," erwiderte Heinrich entschiedener noch als zuvor, "zu Spott oder Mutwillen ist Maurice nicht hergekommen und was Eure Hoffräulein anbelangt, so werden sie sich vergebliche Mühe mit ihm geben, da er mit einer Jugendgespielin sich unlängst verlobte; seine Braut und ihre Angehörigen haben ihn hierher begleitet."

"Um ihn vor Gefahren in dem schlimmen Paris zu behüten," warf die Königin spöttisch hin, "ob er wohl auch der Verlobten ein so finsternes Gesicht macht, wenn er mit ihr spricht?"

Der König blieb die Antwort auf den Scherz schuldig, der ihm mit jeder Minute mehr mißfiel. Obgleich selbst in das wilde Treiben seiner jetzigen Gefährten gezogen, lebte in ihm eine tiefe Achtung vor dem sittlichen Ernste der Glaubensgenossen, von welchen er sich losgesagt.

Margarethe wußte um diese Empfindung ihres Gemahls, die wie das Heimweh nach entschwundenen Glückstagen an ihm nagte, der sich in seiner jetzigen Stellung herabgewürdigt und gesunken fand, aber sie begriff ihn darin nicht und dieses mangelnde Verständnis riß die Luft weiter und weiter, die zwischen den jungen Gatten fast mit dem Tage ihrer Vereinigung entstanden.

Sie begriff auch nicht, warum er jetzt so unmutig aussah. Sie dachte nur daran, wie unterhaltend es sein müsse, einen der hochmütigen Hugen-

notten, die so verachtend auf die Verfehlungen anderer herabschauten, aus seiner stolzen Ruhe zu reißen, als Sklaven ihres Willens ihn zu ihren Füßen zu sehen.

### Dreizehntes Kapitel.

Maurice traf, als er aus dem Louvre heimkehrte, die Seinen um den Tisch versammelt, auf welchem die Abendmahlzeit hergerichtet war. Er wurde von den Anwesenden, mit Ausnahme seiner Schwester, freudig begrüßt und durfte neben seiner Braut einen Platz einnehmen. Die Unterhaltung war bisher nicht besonders rege gewesen; Angélique's stumme Trauer lastete auf ihren neuen Anverwandten, die sich vergebens mühten, sie aus ihrem trüben Sinnen zu reißen.

Das Erscheinen Maurice's löste den drückenden Bann; man forderte ihn auf, von seinem Empfange bei dem Könige zu erzählen.

Der junge Mann kam den lebhaft geäußerten Wünschen gerne nach. Durfte er doch für sich und seine Glaubensbrüder neue Hoffnungen an die Begegnung mit dem Könige knüpfen. In beredten Worten schilderte er die Eindrücke, welche er aus der Unterredung mit Heinrich gewonnen, bis er damit schloß, daß der Eintritt der Königin das Gespräch unterbrochen.

"Und sie? Wie findet Ihr die Tochter Katharinas?" fragte Frau Alison, nicht ohne Ironie. "Ohne Zweifel verleugnet sie ihre Abstammung aus dem Hause Valois nicht."

"O, sie ist schön, wie ich noch niemals eine Frau gesehen," sprach Maurice feuriger, als es seine Art war.

"Das glaube ich wohl," sagte seine Braut voll Interesse, "hörte doch auch ich schon in der Ferne von ihrer Schönheit viel Preisens und Rühmens." "Ich ebenfalls," schaltete Frau Alison trocken ein, "aber viel Gutes war nicht dabei."

"Weshalb nicht, meine Tante?" fragte Maurice, den die Bemerkung unangenehm berührte. "Was wisset Ihr von der Gemahlin unseres Herrn?"

"Nun, was mir unsere teure Königin, Johanna d'Albret, mitteilte, die mich, wie Euch bekannt, ihres Vertrauens würdigte. Sie schrieb mir, als sie zu ihrem Unheil in Paris eingetroffen, daß ihr die zukünftige Braut ihres Sohnes nicht in dem Maße gefiele, wie sie sich es wünschte. Sie habe ihre Jugend, wie es ihr nach ihrem Benehmen erschiene, in der schlechtesten Gesellschaft verlebt, auch ihre Schönheit sei zur Hälfte Kunst. So arg geschminkt und geschnürt habe sie noch kein Mädchen dieses Alters je gesehen."

"Mir ist dies beides nicht aufgefallen," antwortete der junge Hugonott kurz.

"Die Königin war eingenommen gegen alles, was von den Valois kam und wer möchte ihr dies verargen?" sagte der Oheim. "Hoffen wir, daß Prinzessin Margarethe ihrem Gemahl eine liebende und getreue Gattin geworden; das ist die Hauptsache."

„Das wäre auch noch die Frage,“ entgegnete Frau Alison mit ihrer gewohnten Hartnäckigkeit, „ungern genug hat sie ihn genommen. Erinnerst Ihr Euch nicht, wie sie vor einigen Jahren ihre Mutter nach Bayonne begleitete und was man von dem jungen Guise sagte, der im Gefolge war?“

Zum ersten Male während des Gespräches blickte Angélique empor, um gleich darauf ihr Antlitz wieder über den Teller zu neigen, auf dem die Speisen unberührt geblieben.

„Ich gab niemals besonders acht auf derartige Schwägereien,“ erwiderte Herr von Hennequin, „die leicht dem bösen Willen oder der Schmähsucht anderer entspringen. Warum soll ein junger Ritter, wie der Herzog von Guise, nicht mit einer so schönen Prinzessin verkehren?“

„Der Admiral erzählte nach seinem ersten Besuche in Paris sogar, daß sie sich heiraten wollten,“ fuhr seine Gattin fort, „der König aber möchte es nicht dulden, weil ihm der Herzog als Bewerber um seine Schwester zu geringe war.“

„Da hatte er auch vollkommen recht,“ erklärte Maurice, „welche Anmaßung von diesem hochfahrenden Lothringer, seine Hand nach einer solchen Königstochter auszustrecken.“

„Sein Vetter jedoch hat die ältere Prinzessin Claude erhalten,“ bemerkte Irène.

„Dafür ist er der regierende Herzog von Lothringen und Heinrich ist nichts, als ein eingebildeter und begehrtlicher Gek.“

Irène fragte sich, weshalb die Geschwister, Angélique und Maurice, jetzt einen beinahe feindlichen Blick mit einander austauschten; begütigend legte sie ihre Hand auf die des Verlobten.

„Warum erzürnst Du Dich?“ sprach sie sanft, „Uns kann es ja so wenig berühren, was in jenen Kreisen sich abspielt, zu denen wir nicht gehören. Die junge Königin beklage ich, wenn sie gezwungen war, um ihres Ranges willen, den Traum ihres Glückes aufzugeben. Wie schwer käme es mir an, Dich zu opfern, träten vielleicht Rücksichten zwischen uns, für immer uns zu trennen.“

Die Worte Irènes gaben Maurice das Gleichgewicht der Stimmung wieder; es war ja auch unbegreiflich, sich durch die Erinnerung an den gehafteten Guise und die Bemerkungen Frau Alison's über die bewunderte Königin aufbringen zu lassen.

Das Bild der märchenschönen Frau stand vor ihm, auch als das Gespräch sich anderen Dingen zuwandte. Zum ersten Male betrachtete er prüfend seiner Verlobten Angesicht; er hatte sich nie Rechenschaft darüber abgelegt, ob er Irène schön fände; sie war ihm lieb und vertraut, seit der Kindheit Tagen und für ihn die Verkörperung aller Tugenden, die er sich bei seinem künftigen Weibe wünschte. Heut entdeckte er plötzlich, daß sie eigentlich nicht schön sei, daß ihren Zügen die Regelmäßigkeit fehle, daß die Stirn zu niedrig, die Nase zu groß, die Lippen etwas aufgeworfen seien und daß ihr Äußeres keinen Vergleich mit der Erscheinung seiner Schwester auszuhalten vermöge, deren Liebreiz durch die dunkle Trauerkleidung noch erhöht wurde.

Nun, dergleichen Mängel waren ja nebensächlich; er besaß dennoch einen Schatz an ihr, dessen Wert er mit jedem Tage mehr erkannte. In wenigen Wochen verließ er in Begleitung der Familie Irènes Paris und im Spätherbste sollte die Hochzeit gefeiert werden.

Wäre es erst so weit! Was wollte die dunkle Ahnung, die ihn von hier drängte, als lauere in den Mauern der großen, großen Stadt das Unglück seiner?

\* \* \*

Der folgende Tag brachte den Bewohnern von Paris ein glänzendes Schauspiel. Der königliche Hof begab sich mit der polnischen Gesandtschaft in feierlichem Zuge in das Hotel de Ville, wo Heinrich von Anjou die Urkunde unterzeichnen sollte, welche ihm als Nachfolger Sigismunds, des letzten Jagellonen, die Königswürde von Polen übertrug.

In den Straßen, durch welche der Zug gehen sollte, wogte schon Stunden zuvor eine neugierige Menge; die schaulustigen Pariser ließen sich nicht leicht irgend eine Gelegenheit entgehen, etwas Außergewöhnliches sehen zu dürfen.

Auch Antoine von Hennequin wollte seinen Mädchen das seltene Vergnügen bereiten, bevor sie wieder in die Stille der Provinz zurückkehrten, und sogar Frau Alison hatte sich, trotz ihres Sträubens entschließen müssen, die Ihren zu dem sündhaften weltlichen Gepränge zu begleiten. Die schlichtgekleidete Familie des calvinistischen Edelmannes hatte sich unter das Volk gemischt, welches die Stufen umlagerte, die zu dem Hotel de Ville emporführten.

Maurice, der im Auftrage des Königs von Navarra einige Glaubensbrüder aufgesucht hatte, welche im Verborgenen in Paris lebten, erreichte die Seinen erst unmittelbar, bevor der Zug am Ende der Straße auftauchte.

Eine Abteilung der königlichen Garde sprengte voran. Ihnen folgten Herolde mit flatternden Bannern, dann die Gesandten Polens in ihren goldstrotzenden, phantastischen Gewändern, deren Erscheinen einen Ausbruch der Bewunderung bei den Zuschauern hervorrief, lebhafter noch, als der Jubel, den man den Mitgliedern des königlichen Hauses darbrachte.

Die Fremden aus der Provinz hörten jetzt auch die einzelnen Namen der hervorragendsten Persönlichkeiten nennen. Dort jener bleiche Mann, der so gebeugt auf seinem Pferde saß, als trüge er eine Last auf sich, war der schwermütige König Karl, dort seine Brüder Heinrich und Franz von Anjou, denen sich die Prinzen von Orléans und die Herzöge von Nemours, Nevers, der jüngere Almale und andere angeschlossen. An das Ohr Angéliques schlugen die tönenden Namen, welche die Blüte des französischen Adels bezeichneter, sie achtete nicht darauf; ihr Auge hing wie gebannt an einem der Edelleute, der auf prächtig geschirrtem Rosse den Königen voranritt.

Er trug ein Gewand aus weißem Atlas mit reicher Perlenstickerei, um den Hals eine große



Ordnungskette, auf dem blonden Haare einen schwarzen Sammethut, dessen Federzier eine Diamantagraffe hielt.

„Das ist der Guise,“ so ging es wie ein Murren der Hulbigung durch die Reihen, „wie herrlich er aussieht, wie stolz er blickt.“

„Er darf dem Herzog von Anjou das Schwert vorantragen.“

„Das macht, er ist Oberceremonienmeister, wie es sein Vater gewesen.“

„Er wird noch mehr werden.“

„Das wolle der Himmel geben!“

„Gott schütze ihn und lasse ihn groß und gewaltig werden, wie es sein Vater war.“

Unwillkürlich schob sich die Schar des Volkes vor, den jungen Herzog, der sich ihrer Günstigkeit erfreute, aus größerer Nähe zu betrachten; auch Angélique wurde weiter gedrängt; sie stand in der vordersten Reihe, als der lothringische Prinz vorüberkam — sein Blick fiel jetzt auf sie, blißesgleich, versengend, als wolle er sich in diesem flüchtigen Momente in ihre Seele tauchen.

Er hielt sein Roß an, scheinbar um den vor ihm Befindlichen Raum zu geben, doch schon war die Treppe des Hotel de Ville erreicht, die Gardien postierten sich zu beiden Seiten des Einganges, die Stallmeister und Pagen eilten herbei, während der kurzen Ceremonie droben im Saale die Pferde zu halten. Niemand beachtete es, daß in der Menge der Zuschauer ein junges Mädchen ohnmächtig zusammengebrochen, gerade, als der Herzog von Guise vorüber war, daß sie unter die Hufe der Pferde gekommen wäre, wenn nicht eine ältere Frau sie rechtzeitig zurückgezogen und sie in ihren Armen gestützt hätte.

Maurice von Rougemont drängte sich erschrocken herbei. „Angélique, um Gotteswillen, komm zu Dir,“ sagte er halblaut zu ihr.

Frau Alison, welche das bewußtlose Mädchen noch immer hielt, schüttelte den Kopf.

„Die hört Euch nicht,“ sagte sie ruhig, „habt keine Sorge indessen. Helft mir, sie in das erste beste Haus tragen; sie wird in kurzem wieder erwachen.“

Maurice gehorchte. Die Umstehenden machten Platz, als sie das Geschickene gewährten. Der junge Hugenott erreichte in Begleitung Frau Alison's mit seiner Schwester eines der nächsten Häuser, wo ihnen bereitwillig Beistand für die Ohnmächtige zu teil wurde.

Angélique erwachte langsam nur, nach angestrengten Bemühungen ihrer Helfer. Sie erhob die schweren Lider, umflort den Blick um sich zu schauen. Ein ähnliches Empfinden, wie das heutige, hatte sie erst unlängst gehabt, als sie unter dem Beistande des Geliebten zu sich kam, in welchem sie mit Entsetzen den Herzog von Guise erkannte. Die vergangene Stunde schien mit der gegenwärtigen zusammenzufließen; war er nicht wieder bei ihr, mit seinen Liebesworten die Qualen ihres Herzens verstummen zu machen? Sie streckte beide Hände aus.

„Es ist nicht wahr, Heinrich,“ murmelte sie, „wir sind nicht für ewig getrennt. Du bist nicht jener fremde, stolze Mann aus einer fernen Welt,

nicht jener Guise, vor dem ich schauderte, mein Heinrich nur, der mir allein gehört.“

Die Worte, obwohl abgebrochen hervorgestoßen, tönten vernehmlich zu den Anwesenden hinüber. Frau Alison heftete einen staunenden Blick auf Maurice's erbleichendes Angesicht.

„War das der Grund, der sie besinnungslos werden ließ?“ fragte sie bedeutsam.

„Ja, teure Frau, es bleibt mir nichts, als es Euch zu bekennen, was mir die schmerzlichste Sorge meines Lebens giebt,“ antwortete Maurice.

Alison Hennequin war eine Frau, die sich nie über Gefühle äußerte, wo es zu handeln galt. Sie unterdrückte daher ihren Abscheu, ihre Entrüstung über die Entdeckung von Angélique's strafbarer Liebe und zog den Verlobten ihrer Nichte in eine entfernte Fensternische.

„Seid Ihr gewiß, daß er sie nicht mehr sieht?“ forschte sie.

„Ich hoffe, nein, so lange ich sie unter Eurer Obhut weiß, und deshalb brachte ich sie am ersten Tage meines Hierseins schon zu Euch. Doch gegen ihre Liebe habe ich vergebens Bitten und Ermahnungen verschwendet.“

„Ihr müßt sie verheiraten,“ entschied Frau von Hennequin nach kurzem Besinnen. „Gegen Krankheiten, wie diese, ist es das einzige Mittel.“

„Sie wird sich dagegen sträuben,“ bemerkte Maurice.

„Wir alle wurden in unserer Jugend nicht gefragt, ob wir den heiraten wollten, den unsere Eltern uns ausgewählt, und wir sind glückliche Frauen geworden,“ meinte Frau Alison gelassen. „Wisset Ihr unter Euren Freunden keinen, der Eure Schwester zur Gattin haben möchte?“

„Eustache de Voignac fragte noch vor kurzem bei mir an, ob er sich um sie bewerben dürfe, falls ich sie wieder fände.“

„Rufet ihn her, oder benachrichtigt ihn auf irgend eine Weise, daß er ihre Hand erhalten könne.“

„O meine zweite Mutter, seid Ihr gewiß, daß ich nicht zu hart damit gegen sie verfare?“

„Die Härte ist in diesem Falle der höchsten Güte gleich,“ erwiderte die Hugenottin unbewegt.

Ein Ruf von dem Divan her, auf dem Angélique lag, ließ beide zu ihr gehen. Das Mädchen war emporgefahren und schaute verflört um sich.

„Ich träumte wohl,“ sagte sie beklommen, „was sprach ich denn soeben, Maurice?“

„Gleichgültige Worte, die dem Gefunden von keiner Bedeutung sind,“ entgegnete Frau von Hennequin statt des Gefragten. „Fühlst Du Dich stark genug, können wir nach Hause gehen? Das Schaugepränge draußen hat ohnedies keinen Reiz für mich.“

Sie half ihr, sich emporrichten und führte sie kräftigen Armes durch die belebten Straßen, ihrer Wohnung zu. So, sagte sie sich, würde sie sie auch dem Hafen des Friedens entgegenführen, dessen diese junge Seele zu ihrem ferneren Glücke bedurfte. Was gab es denn im Leben, das ein starker Wille nicht zu unterdrücken vermochte? Mit Schlimmerem schon

war sie fertig geworden, als mit einer Mädchen-  
schwärmerei.

Sie dachte nicht daran, daß Selbstgerechtigkeit bewußter Tugend am leichtesten ihr Können überschätzt und niemals noch das ehernen Schicksalsrad aufgehalten, das zermalmend über den hinwegzugehen bestimmt, dessen Namen, als der eines dem Unheil Geweihten, in den Sternen geschrieben stand.

\* \* \*

Maurice von Rougemont hatte, dem Befehle des Königs von Navarra folgend, sich am Nachmittage in den Louvre begeben und dort im Gespräch mit seinem Herrn länger als eine Stunde geweilt.

Lebhafter, als am vorhergehenden Abende, war zwischen beiden der Gedanke einer Flucht erörtert worden und Maurice empfand es mit frohem Stolze, daß die Hoffnungen, mit welchen er nach Paris gekommen, keine vergeblichen gewesen, daß es ihm gelingen werde, in kürzerer oder längerer Frist den Glaubenskämpfern ihren Führer wiederzugewinnen. Von neuer Zuversicht erfüllt verließ er die königlichen Gemächer und war im Begriffe durch einen ihm von seinem Herrn bezeichneten Seiteneingang den Louvre zu verlassen, als ihm eine ältere Frau entgegentrat.

„Meine erhabene Gebieterin, die Königin von Navarra, läßt Euch, Herr Ritter, zu sich entbieten,“ redete sie ihn an. „Ich wartete bereits geraume Zeit auf Euch.“

Maurice zuckte leicht zusammen; die Königin verlangte nach ihm, doch zu welchem Zwecke? Er war sich nicht klar, ob die erhaltene Botschaft ihm Freude oder Schrecken bereiten solle, als er sich auch schon anschickte, der Botin zu folgen, die ihn durch einen schmalen Korridor in die Gemächer Margarethas führte.

Die Königin war heute, im Gegensatz zu ihrem gestrigen Prachtgewande, mit ausgefuchter Einfachheit gekleidet und wieder weiltens des Hugenotten Augen in wortloser Bewunderung auf ihr. Er hatte nicht geglaubt, daß sie noch schöner sein könne, als in jener ersten Stunde, da sie ihm entgegengetreten. Sie war ein Feenweib, eine Zauberin, die tausendfältige Gestalt anzunehmen vermochte, arme Sterbliche zu berücken.

„Ihr seid erstaunt, Chevalier,“ begann Margarethe mit ihrem versüßerten Lächeln, „daß ich Euch rufen ließ. Habt Ihr doch eine lange Zeit bereits bei meinem Gemahl zugebracht, und sicher zog es Euch schon längst aus dem Schlosse hinweg, der holden Braut entgegen, die Eurer harret.“

„Das Glück, meinen königlichen Gebietern zu dienen,“ erwiderte Maurice, „ist zu groß, als daß ich nicht auf jedes andere verzichtete. Auch meine Verlobte wird darin mit mir einer Meinung sein.“

„Es ist schön, daß Ihr so denkt,“ sprach Margarethe, „und so wird Euch die kurze Viertelstunde nicht verdrießen, die Ihr gezwungen seid, mir zu schenken.“

„Ew. Majestät möge über mich befehlen und jedes Dienstes versichert sein, den ich, sei es bis zur Opferung meines Lebens, für Euch leisten würde.“

„Der Dienst, zweifelt nicht, Chevalier, wird sich dereinst finden; man nimmt ihn gerne an, wenn er uns in einer solchen Weise geboten wird. Vielleicht liegt es mir vorderhand nur daran, Euch in Freundschaft und Ergebenheit an mich zu fesseln.“

„Euer erlauchter Gemahl ist mein Fürst und Herr,“ entgegnete Maurice, „ich diene mit ihm in der gleichen Waffenschule. Möge Ew. Majestät versichert sein, daß nichts in meiner Treue für ihn mich wankend machen könne.“

„Für meinen Gemahl, ach nein,“ seufzte Margarethe mit vortrefflich gespielter Wehmut, „aber wollt Ihr mir es verübeln, wenn auch ich meinen Anteil daran haben möchte? Sind wir nicht beide arm an wahren Freunden, er und ich, und wiegt ein Mann wie Ihr, der sich, wie ich vernahm, an ernster Stelle stets bewährte, nicht Hunderte von solchen auf, die uns umgeben?“

Wäre Maurice heimisch in den Kreisen gewesen, in welchen Margarethe lebte, das seltsame Begehren nach seiner Freundschaft hätte ihn misstrauisch machen müssen. Doch in dem Ernste des Lebens aufgewachsen, der von der gleichenden Außenseite sich abwendet, war er arglos und wahrhaft geblieben, wie er es von seinen Vorbildern sah. Er fragte sich daher auch jetzt nicht, welch verborgener Sinn hinter Margarethas Worten lauere, er empfand nur das berauschende Glück, von dem Vertrauen der schönsten Königin im weiten Erdenrund ausgezeichnet zu werden.

„Ew. Majestät überschüttet mich mit einer Gnade, welcher kaum eines meiner Verdienste je entsprechen könnte,“ sagte er. „Doch um so hoher Gabe würdig zu werden, darf ich nur die eine Bitte wagen: gebt mir Gelegenheit, Euch zu beweisen, daß meine Treue und Ergebenheit nicht allein meinem Herrn und Könige gilt, nein, Euch auch, seiner angebeteten Gemahlin, dem herrlichsten Edelsteine in seiner Krone und seiner künftigen Unterthanen gutem Engel.“

Seine Begeisterung hatte ihn unwillkürlich fortgerissen; mit einiger Beschämung wurde er sich dessen bewußt.

Die Königin verbarg ein Lächeln leisen Spottes. Wie blieben alle Männer, die ihr je begegnet, sich doch so gleich! Auch dieser starke Glaubensheld, der sittenstrenge Hugenott war bereits auf dem Wege, ihren Verführungskünsten nachzugeben.

Sie fand es an der Zeit, das Gespräch in eine andere Bahn zu lenken.

„Ich möchte an Euch die Frage richten, welcher besondere Grund es war, der Euch hierhergeführt,“ sprach sie unbefangen. „Vielleicht aber ist es Euch unlieb, ihn zu verraten.“

„Ich wußte meine Schwester in Paris, die seit dem Tage von St. Barthélemy schutzlos zurückblieb, ohne daß ich im Stande war, sie heimzuholen,“ antwortete Maurice, die Sendung an den König verschweigend, welche ebensowol seine Reise veranlaßt hatte. „Erst nach abgeschlossenem Frieden konnte ich zu ihr, sie wieder in meine Obhut nehmen.“

„Im Hause Gaspard de Ligneracs sah die Herzogin von Montpensier ein Mädchen, das sich

Angélique von Rougemont nannte. War dies Eure Schwester?"

"Sie war es, hohe Frau."

"Katharina Montpensier mußte nicht genug von ihrer Lieblichkeit zu erzählen. Wollet Ihr mir Eure schöne Schwester nicht einmal bringen? Sie ist im voraus meiner Gunst versichert"

"Angélique würde sicherlich beglückt durch Eurer Majestät huldvollen Befehl sein, doch ich wage kaum demselben nachzukommen. Meine Schwester ist schüchtern und wenig gewandt im Verkehr mit fürstlichen Personen, wie auch ich es bin. Sie möchte Ew. Majestät Mißfallen erregen."

"Seid ohne Sorge deshalb und nicht so neidisch, mir den Anblick Eurer holden Schwester zu entziehen," scherzte Margarethe. "Ober ist vielleicht ein anderer noch da, dem sie mehr, als Euch gehorchen muß?"

"Angélique ist noch frei, wird es indessen nicht lange mehr sein. Einer meiner Jugendfreunde soll ihr in kurzem anverlobt werden."

"Den sie liebt, wie ich hoffe?" fragte Margarethe mit Betonung.

"Sie wird es lernen; er verdient es, soweit ich ihn kenne."

Die Königin schwieg einige Sekunden. "So herrscht bei Euch der nämliche grausame Brauch, die Herzen aneinander zu schmieden, ohne um ihr Fühlen zu fragen?" bemerkte sie. "Ich glaube, nur auf unferer kalten Höhe sei dies üblich, weil man als Preis geschickter Berechnung uns dahingiebt."

Der Schmerz, der aus ihren Zügen sprach, war diesmal kein geheuchelter. Maurice erinnerte sich dessen, was man ihm von ihrem erzwungenem Ehebündnisse mit König Heinrich erzählt, arme Fürstin! Die Bewunderung, die er für sie empfand, stritt jetzt mit seiner Teilnahme für die trauernde Frau vor ihm und wie zornige Erbitterung stieg es in ihm auf, daß es abermals der verhasste Guise gewesen, dem das Erglühen dieses Herzens gegolten hatte.

Der Chevalier von Rougemont kehrte an diesem Abende nicht zu seinen Angehörigen zurück. Es war ihm unmöglich Irène zu sehen. Er wanderte, nachdem Margaretha ihn entlassen, noch stundenlang in den dunklen Straßen von Paris umher und dachte, daß es schön sein müsse für jene königliche Frau etwas zu vollbringen, dessen niemand außer ihm fähig wäre, ja, für sie zu sterben, wenn über seiner Todesstunde jenes Lächeln stände, das sie ihm heute geschenkt.

#### Vierzehntes Kapitel.

Der Herzog von Anjou hatte Frankreich verlassen, um sich nach seinem fernen, rauhen Lande zu begeben, wo ihn der Enthusiasmus seiner neuen Unterthanen empfing. Er gestattete es ihnen gerne, in schwelgerischen Festen ihn zu feiern und ihm die erste Zeit seiner Regierung möglichst wechselnd zu gestalten. Ahnten sie doch nicht, daß er die Dauer seiner Königswürde nur als eine vorübergehende betrachtete, daß vor seiner Seele beständig der Augen-

blick stand, da er einen anderen Thron besteigen sollte, der ihm seit Jahren schon begehrenswerter dünkte, als der, welchen er jetzt einnahm.

Er mußte auch, daß er nicht lange mehr zu warten haben würde.

Im Königsschlosse zu St. Germain lag schon seit Monden ein todkrankter Mann, der seinem Ende mit gelassener Ruhe, ja, mit einer Art von resignierter Sehnsucht entgegen sah. Karl IX. siechte an einem Leiden hoffnungslos dahin, vor welchem die Kunst der Ärzte ratlos stand.

Er lächelte zuweilen, wenn die Männer der Wissenschaft um ihn sich versammelten, ihre Meinungen über seine Krankheit auszutauschen, oder Mittel zu ihrer Linderung zu versuchen. Er konnte lächeln jetzt, denn er empfand es ja deutlich, daß ihre Mühe fruchtlos war, daß er keine Verlängerung seiner Qualen mehr zu fürchten habe. Nein, nein, er durfte ohne Sorge sein. Bald war es ja zu Ende, dieses ruhelose Dasein, das ihm so wenig Glück gegeben. Bald auch die Pein zu Ende, die er ach, so endlos scheinende Zeit schon trug. — Sie riefen ihn nicht mehr zurück, seine Kette weiter zu schleppen, der Tod war barmherziger als die Menschen, die sein Lager umstanden; er zeigte ihm den Weg aus des Lebens Irreal, den Weg zur Freiheit, den er so oft vergebens gesucht.

Er war nie frei gewesen, seit er zu denken vermochte; man hatte seinen Willen stets gehemmt, dort ihm die Hände gebunden, wo er das wollte, was er als gut- und heilbringend erkannt. Es war sie, die gebieterische Frau, die ihn beherrschte, seit jenem Tage, da man ihn als Herrscher zu begrüßen vorgegeben. Sie sah ihn an mit ihren durchdringenden Augen, sie sprach zu ihm mit der Gewalt ihrer Rede und er. — er beugte sich vor dieser stärkeren Macht, die so klug seine Schwäche auszunutzen mußte.

Und that sie das nicht heute noch, den Dahinsterbenden mit Schreckbildern naher Gefahren zu ängstigen? Was lag ihm daran, daß sein Bruder Alençon, unruhigen Geistes, wirre, thörichte Pläne entwarf? Den er weit mehr, als jenen fürchtete, sein Bruder Anjou war ja fern, — und Heinrich von Navarra? Ihm traute er nicht's Böses zu. Ihn liebte er, wie alle, die ihn kannten, den frohgemuten Sohn der Berge liebten. In seiner Nähe konnte er zuweilen seinen Schmerz vergessen.

Aber Heinrich von Navarra hatte den Hof nicht nach St. Germain begleitet; er war unter einem Vorwande in Paris zurückgeblieben. Karl vermifste ihn und hatte noch überdies ihn gegen die Anschwärmungen seiner Mutter zu verteidigen, die dem Ausbleiben ihres Schwiegersohnes verräterische Absichten zu Grunde zu legen sich bemühte.

Es war nach einer solchen Unterredung mit dem Könige, die fast mit einer Entzweiung geendet hatte. Der kranke Monarch war endlich unwillig geworden und hatte seine Mutter ersucht, ihn mit Beschuldigungen seines Schwagers in Zukunft zu verschonen. Jetzt saß er wieder, wie so oft, allein in seinem Zimmer, als einzige Gesellschaft einen seiner Lieb-

lingshunde bei sich, die ihn in früheren Tagen zur Jagd begleitet.

Seit längerer Zeit konnte er nicht mehr in die Wälder hinaus; sein müder Körper vertrug nicht die geringste Anstrengung mehr, — es war vorüber damit, wie alles für ihn vorüber war, und er beklagte auch dies nicht einmal.

Er hatte lange regungslos in seiner halb liegenden Stellung verharrt; oft war es schwer jetzt für ihn eine Lage zu finden, in der die unaufhörlichen Schmerzen seiner Glieder ihn nicht peinigten. Heute ging es etwas besser, wie ihm dünkte. Er richtete sich langsam empor, um durch einen Schlag auf die neben ihm stehende Silberglocke einen seiner Diener herbeizurufen.

„Ich möchte die Prinzessin sehen,“ befahl er, als der vertraute Kammerdiener erschien.

Wenige Minuten später wurde von ihrer Hüterin ein kleines, weißgekleidetes Mägdelein in das Gemach des Königs gebracht, sein noch nicht dreijähriges Töchterchen, das einzige Kind seiner Ehe mit Elisabeth von Oesterreich.

Karls Angesicht erhellte sich, als er die Kleine erblickte, die jauchzend auf ihn zulief und ihm die runden Ärmchen entgegenstreckte, ja, ein bei ihm ungewohntes Lächeln umspielte seinen Mund, als das Kind, von der Wärterin auf seine Kniee gehoben, schmeichelnd seinen Hals umschlang.

„Du magst sie in einer halben Stunde wieder holen,“ sagte er zu der Pflegerin der Prinzessin, die rosigten Händchen, welche ihn zu lieblosen versuchten, an seine heißen Lippen drückend.

Die Beschäftigung mit der Kleinen bildete den letzten Sonnenstrahl, der auf seinen lichtlosen Weg fallen durfte, doch auch dieser wurde ihm nur sparsam noch zu teil. Nicht immer vertrug er des Kindes Lebhaftigkeit, wie in dieser Stunde, da er den stammelnden Lauten antwortete, welche sie an ihn richtete, und ihrem Spiele die auf dem Tischchen neben ihm befindlichen Gegenstände überließ.

Das Mägdelein mußte in des Vaters Zimmer zu Hause sein; sie kannte die verschiedenen Kleinigkeiten vor ihr mit Namen; ihr hauptsächlichstes Interesse jedoch erregte eine goldene, reichverzierte Dose, auf die sie wiederholt mit dem Finger, deutete. Der König öffnete die bezeichnete Bonbonniere, sein Töchterchen mit einigen Süßigkeiten zu belohnen, was einen neuen Ausbruch der Zärtlichkeit bei ihr zur Folge hatte.

Karl preßte das Kind an sich. „Du bist es, deren Liebe die Scheu zu mir noch nicht gelernt,“ sagte er halblaut, „die Scheu, die ich auf allen Angesichtern um mich lese und die ich in den Zügen derer fand, die meine Unterthanen sind, seit sie erfuhren, daß ich ihre Brüder morden ließ. Du weißt davon nichts, Du geliebtes Kind, und möge Gott Dich gnädig davor bewahren, einst von Deines Vaters Schuld zu hören.“

Er blickte aufmerksam in der Kleinen Antlitz, das ihrer sanften Mutter ähnlich war.

„Bald wirst Du eine Waise sein, mein Kind, und dennoch wird Dein Leben lichter sein als meines. Ich gebe Dir das dornenreiche Erbe einer Krone nicht, und danke es als eine Himmelsnade, daß ich es nicht kann. Als Du geboren wurdest, beklagte man es, daß Du kein Sohn seiest. Mein Mägdelein, Gott hatte es besser mit Dir im Sinne, daß er Dir gestattet, fern von dem Throne Deiner Eltern Dein Leben zu verbringen. — Möge er in seiner Barmherzigkeit an friedenvollen und glücklichen Tagen Dir hinzufügen, was er mir versagte.“

Das kleine Mädchen, welches bisher mit einem elfenbeinernen Riechbüchchen gespielt, wandte plötzlich den Blick empor. Es war auf ihre Stirn ein Tropfen gefallen, sie wußte nicht, was es sei, nicht, daß aus ihres Vaters Auge sich brennend und schwer eine Thräne gelöst, die Thräne des Mannes, die sich aus der tiefsten Qual des Herzens emporringt, ohne jemals Linderung zu bringen.

Die Wärterin trat leisen Schrittes herein, zu fragen, ob sie die Prinzessin holen dürfe. Karl trocknete hastig mit seinem Tuche des Kindes Stirn.

„Nimm sie hinweg,“ sprach er müde, „und jende mir meine Diener; ich will frühzeitig zur Ruhe gehen.“

Er wurde, von seinen Dienern unterstützt, in sein Schlafzimmer geleitet. Die Frühlingsluft, die zu dem geöffneten Fenster hereinwehte, war so eigentümlich schwer heute. Ob er in dieser Nacht wohl einmal schlafen würde, den tiefen, traumlosen Schlaf, nach dem er sich so sehnte, und der ihn immer hartnäckiger floh? Ob er nichts hören würde, was ihn beängstigte, — jenes dumpfe Glockenläuten in der Ferne, das Wehklagen der Verfolgten, den letzten Schmerzensschrei der Sterbenden?

Er wußte, daß dies alles nur in seiner Phantasie lebte, und doch, er schauderte vor jenen wirren Träumen jeden Abend, wenn er sich zur Ruhe legte. Es kam unfehlbar wieder, ihn mit schrecklichen Erinnerung zu martern, und vergebens kämpfte er gegen jene finsternen Gewalten an.

Es fehlten wenige Minuten bis Mitternacht. Der Schlaf hatte sich endlich des kranken Königs erbarmt, zum ersten Male seit langer Zeit, auch die gefürchteten Träume waren nicht gekommen, — im Schlosse herrschte tiefe Stille, — da plötzlich tönte Stimmengemurmel in dem Korridor, der zu den königlichen Gemächern führte, eiliges Hin- und Wiedergehen, — die Thür des Schlafzimmers wurde aufgerissen, — im Nachtgewande trat aufgeregten Schrittes Katharina herein.

„Erwachet, Karl,“ rief sie mit starker Stimme, „Ihr müßet augenblicklich nach Paris, sonst seid Ihr binnen wenigen Stunden ein Gefangener.“

(Fortsetzung folgt.)

# Ein Revolutionär.

Roman

von

Otto Mora.

(Fortsetzung.)

„Ja, Ihr glaubt recht zu haben,“ sprach Erich halblaut, „und sie glauben auch recht zu haben. Aber wenn man hungert, giebt es keine logischen Erörterungen mehr — und es könnte sein, daß alle diese Leute einmal zu der naturwüchsigsten Logik griffen, zum Knüppel und zu den Fäusten. Es wäre doch aber eigentlich besser, wenn die Frage vorher gelöst würde, nicht wahr?“

Er lächelte bitter und verabschiedete sich kurz von seinem Bruder. Er sah, daß mit jenem nicht weiter zu verhandeln sei.

Das Lokal, in dem sich die Arbeiter versammeln wollten, lag nicht weit. Trotz seines bedeutenden Umfangs hatte es den Anschein, als ob es die Menge nicht fassen könne, die an diesen späten Abendstunden noch hineinströmte, und deren gleichgültig-harte oder finster-gebrückte Physiognomien das elektrische Licht über dem Eingang beleuchtete.

In dem schlecht von ertlichen Gaslampen erhellten Saale war vorn eine Tribüne freigelassen für die Redner und die Repräsentanten der bewaffneten Macht. Der ganze Raum vorn und an den Seiten war von Arbeitern angefüllt, ebenso die Galerien im oberen Stockwerk. Es war trotzdem ziemlich ruhig, und was einem überhaupt auffallen konnte, war, daß hier nicht junge, halbwüchsige Burschen waren, wie sonst immer bei solchen Gelegenheiten, sondern ältere Männer, zum großen Teil Familienväter — Männer, denen der Ernst des Lebens auf der Stirn geschrieben stand.

Es war in der Stimmung der Leute eine gewisse ängstliche Unschlüssigkeit, eine dumpfe Unruhe nicht zu verkennen. Der Streik war ihnen von auswärtigen Leitern hauptsächlich aufgenötigt worden, und ohne die Lohnreduktion, welche nach dem Beispiel Wilhelm Bardewieks, die großen Fabrikbesitzer eintreten ließen, hätten sie wahrscheinlich nicht losgeschlagen. Sie waren zu wenig gewöhnt an diese großen Zweikämpfe zwischen Kapital und Arbeit, wie sie in den Hauptstädten bereits zur Tagesordnung geworden waren — es kam die schwerbewegliche Natur des Nordwestdeutschen hinzu, der eine Sache lange überlegt, ehe er zur That übergeht. Und ihr nüchternen, rechnenden Verstand sagte ihnen, daß sie jedenfalls den eventuell eintretenden Erfolg zunächst mit Entbehrungen bezahlen mußten. So kam es, daß Strömungen unter ihnen sich bemerklich machten, die zum Nachgeben bereit waren — teils aus angeborenem Abhängigkeitsgefühl gegen die Brotgeber, teils aus Abneigung gegen ein Zusammengehen mit den Hamburgern und Berlinern. Sie hatten keine Ahnung von der Macht einer Organisation, keine Begriffe von

einem gemeinsamen Vorgehen der sämtlichen Arbeiterschaft.

Neben der Tribüne an einem kleinen Tische bemerkte man eifrig mit dem Berichterstatter plaudernd und zuweilen einen aufmerksamen Blick in den Saal werfend eine Erscheinung in modernem, schwarzem Jacket mit einem Spitzbart und dem Kneifer auf der Nase, an dessen Schnur der Betreffende eifrig laute. Er hatte ein nervös-unruhiges, aber energisch aussehendes Gesicht — seine großen Hände gestikulierten in der Luft umher — die ganze Persönlichkeit verriet in Manieren und Aussprache sofort den Berliner östlicher Herkunft. Das war Dorfheld, der sozialdemokratische Agitator, dessen Rede auf dem Programm des Abends stand.

„Na, Willemsen, Sie sind auch hier?“ fragte Erich Bardewiek, einem hohen kräftigaussehenden Manne anfang der vierziger, der vor ihm stand, auf die Schulter klopfend. Er hatte seinen Standort seitwärts unter den Kolonnaden, welche die Galerie trugen, genommen.

Der Angeredete drehte sich um und grüßte den jungen Mann mit sehr betroffener Miene. Man sah, daß ihm die Begegnung nicht so recht nach dem Herzen war. Es war das einer von den guten Arbeitern der Fabrik, der schon Jahre lang dort war und für den geschicktesten Sortierer galt.

„Na, sind Sie denn viele hier?“ fragte Erich weiter, „ich habe auch schon eine Menge Auswärtige gesehen!“

„Ach ja, Herr Bardewiek — viele sind von Hamburg herübergekommen, aber die meisten sind hier aus den Fabriken — und das ist ja auch ganz natürlich — da wir nun einmal die Arbeit niedergelegt haben, wollten wir auch wissen, was nun weiter zu thun wäre —“

Und durch die Teilnahme des jungen Mannes rebellig geworden, verfiel er mit einem Male wieder in sein gewöhnliches Platt — es machte ihm ersichtlich Mühe, seine Gedanken in Hochdeutsch richtig wiederzugeben. Er legte ihm offen ihre Misère dar.

Die Lebensmittel seien seit zwei Jahren um das dreifache gestiegen — und das alles nur, weil sie in Berlin die hohen Zölle eingeführt hätten — früher hätten sie doch wenigstens das billige amerikanische Rind- und Schweinefleisch gehabt, da sei jetzt aber auch die Einfuhr verboten — und in diesem Jahre wäre es nun noch an die Brodpreise gegangen — dabei wären die Löhne nicht mit gestiegen, sondern eher heruntergegangen, die Arbeiter würden massenhaft entlassen, weil die Fabriken nichts zu thun hätten, was sie denn machen sollten? Man wolle doch schließlich leben. —

Erich lächelte leise bei diesen Worten. Ja, leben wollten sie alle — der Kampf war in dieser überfüllten und egoistischen Gesellschaft zu einem erbitterten Handgemenge geworden — einer stieß den anderen beiseite.

„Ja, und nun wollen wir einmal hören, was der Mann da zu sagen hat,“ schloß Willemßen seine mühsamen, von langen Pausen unterbrochenen Ausführungen, während sich der Saal umher immer mehr füllte.

„Na, und die Sozialdemokraten, haben die Euch denn nicht gesagt, daß das Elend bald aufhören wird?“ sprach Erich, ihn ausforschend, „daß die reichen Leute ihr Geld hergeben sollten, und daß alles verteilt wird?“

Der Mann sah ihn erst lange unschlüssig an — wie um herauszubringen, ob das Ernst oder Scherz wäre — dann stieß er ein leises, kurzes Lachen aus und schüttelte den Kopf. Ja, das hörte man wohl, aber das wären doch alles Redensarten . . .

Es war jedenfalls klar, daß er noch nicht viel Vertrauen zu den Phrasen der sozialdemokratischen Agitatoren hatte, daß ihm das alles viel zu schön klang, und daß er sich diesen Leuten bloß anschloß wie viele seinesgleichen — weil es die einzigen waren, die ihnen zu helfen versprochen.

Erich biß sich auf die Lippen. Wenn solche Leute wie diese, die keineswegs anspruchsvoll und durchaus nicht exaktiert waren, über Not klagten, dann stand die Sache in der That schlimm. Der Mann klagte eigentlich direkt niemand an — er konnte nicht übersehen, wie seine Misère mit dem allgemeinen Elend zusammenhing — aber er fühlte diesen Druck, der von Tag zu Tag unerträglicher wurde.

„Und Ihr Bruder, ist der auch hier? Was macht er denn jetzt?“ fragte er zerstreut, um seine Gedanken abzulenken. Er hatte diesen Bruder gekannt, da er ihn vor Jahren einmal bei einer Segeltour nach Helgoland begleitet hatte.

Willemßen sah ihn eigentümlich an. Er zögerte mit der Antwort.

„Mein Bruder — wissen Sie denn das nicht, Herr Bardenwiel —?“

„Was ist damit?“ Erich war noch immer von seinen Gedanken in Anspruch genommen.

„Nun, das war doch vor ein paar Monaten — der Fall auf der ‚Eider‘ —“

Erich wandte sich halb ab, beschämt, daß er in der Zerstreuung dem Mann diese Geschichten, die damals ein unliebsames Aufsehen machte, wieder vor Augen geführt hatte.

Dieser Bruder, auch Cigarrenarbeiter, war nach Amerika gegangen, hatte es dort aber zu nichts bringen können und entschloß sich, als er vollständig mittellos war, nach Europa zurückzukehren. Um sich die Rückreise zu ermöglichen, verdingte er sich auf dem Transatlantischdampfer ‚Eider‘ als Kohlenzieher — eine Beschäftigung, der die wenigsten gemachsen sind. Der Schiffsarzt erklärte ihn nach der körperlichen Untersuchung für tauglich. Aber schon am dritten Tage konnte er die Arbeit nicht mehr aus-

halten — er hat den Maschinisten um andere Beschäftigung. Dieser, ein geborener Engländer, schlug ihm mit einer Stange ins Gesicht und schickte ihn an seinen Platz zurück. Willemßen biß die Zähne auf einander und sagte nichts, beschwerte sich auch nicht. Abends um sieben vermißte man ihn, er war über Bord gesprungen, wie sich nachher zu spät herausstellte.

Übrigens sind solche Fälle ziemlich häufig. Die Selbstmorde der Kohlenzieher gehören zu den ständigen Angelegenheiten des Seeamts Bremerhaven.

Erich wollte den Arbeiter noch über etwas anderes ausfragen — da hörte er, daß die Versammlung eröffnet wurde. Trotz der zahlreichen Zuhörer wurde es mäuschenstill, als Dortfeld, der als Redner angekündigt war, vor den Tisch trat und zu reden begann — übrigens nicht ohne eine gewisse arrogante Bewegung des Kneifers und einen leisen Seufzer zu dem Berichterstatter hinüber, der still vor sich hinlächelte. Man mußte unwillkürlich an die beiden Auguren denken, von denen Cicero rebet.

Er sprach etwas zu schnell, aber gewandt und fließend mit volltönender Stimme — mit den richtigen Accenten an der richtigen Stelle und in einer Sprache, die er offenbar diesen Leuten anpassen wollte. Man merkte die Übung des Volksredners von Beruf. Und doch machten seine Worte so gut wie keinen Eindruck. Es waren manche phrasenhafte Wendungen darin, die dem halbgebildeten Berliner Vorstadtpublikum imponiert hätten, die aber bei diesen nüchternen und sachlich-scharfen Naturen abfielen. Auch merkte man, daß er gar keine Kenntnis der Bremer Verhältnisse hatte — entweder sprach er im allgemeinen von der Arbeiter-Internationale, die zusammen halten mußte, oder ging von Verhältnissen der Reichshauptstadt aus, die man hier gar nicht kannte. Beides war falsch.

Man hörte einige verstreute ‚Bravos!‘ und ‚Sehr richtig!‘ — aber das Publikum als solches blieb kühl und stumm.

Nach ihm trat noch ein anderer Redner auf, ein Einheimischer, der eine Zeit lang in einer Fute-spinnerei gearbeitet, und es dort zu einer guten Stellung gebracht hatte. Er warnte vor übereilem Vorgehen, riet von allen Demonstrationen ab und schlug vor, durch eine Petition an den Senat um die Vornahme von Arbeiten für die Beschäftigungslosen zu bitten und dann das Weitere abzuwarten. Es war klar, daß dieser etwas mehr Beifall erhielt als der vorige — der große Teil der Furchtsamen, die sich immer in solchen Versammlungen befinden, fiel ihm zu — andere zischten und schrien dazwischen; denen — und das war die Mehrzahl — die mit dem Gefühl ihres unterdrückten Rechts und ihrer ausgebeuteten Stellung hierher gekommen waren, hatte er nicht nach dem Sinne gesprochen.

Der Vorsitzende fragte hierauf in schleppendem und offenbar ziemlich gleichgültigem Tone:

„Wünscht noch jemand zur Tagesordnung das Wort zu ergreifen?“

Es entstand eine lange Stille, eine dumpfe Unruhe — und dann sah man plötzlich einen hochge-

wachsenden, jungen Mann sich mit raschen Schritten der Tribüne nähern und um das Wort bitten. Es war Erich Bardewiek.

Während der letzten Minuten hatte sich ihm unwiderstehlich, mit zwingender Gewalt der Entschluß aufgebrängt zu reden, dieser unentschlossenen Menge das Dogma aufzunötigen, das ihm als Schicksal seines Lebens vor Augen stand. Er wußte, was das hieß. Das erste Wort, das er hier sprach, war der Bruch mit seinem Haus und seiner Familie. Aber er mußte. Mit diesem plötzlichen Entschluß entschied er, was so lange in ihm lag — und es ist eine häufige Erfahrung, daß das Leben in dieser sprunghaften Weise arbeitet, anstatt mit „langen, inneren Kämpfen“, die viele Beobachter als Regel annehmen.

Die Aufregung, in welche die Versammlung geriet, als man Erich Bardewiek oben am Rednertisch stehen sah, war ungeheuer. Manche kannten ihn, andere flüsterten sich in die Ohren, wer er war, alle stießen sich an — wie eine Welle lief die Unruhe von einer Ecke des Saales in die andere. Diese junge, blonde Erscheinung mit dem vornehmen Anstrich des geborenen Aristokraten, der zu ihnen sprechen wollte, faszinierte alle. Man hörte zwar etliche Rufe „Raus!“ oder „Nicht reden hier!“ — aber diese waren rasch niedergezischt — es war ersichtlich, daß die allgemeine Spannung, was er sagen würde, sich jedes bemächtigt hatte.

Erich, sobald man ihm Ruhe verschafft hatte, trat möglichst weit vor und warf einen scharf-aufmerksamen Blick auf die Versammelten. Es war, als wollte er sich noch einmal vergewissern, was ihn mit all diesen Köpfen verband — und er begann zu sprechen ohne die geringste Befangenheit wie alle jene Leute, denen die Idee, die sie beherrscht, keine Zeit läßt, an die Außenwelt zu denken.

Er sprach, indem er den Arbeitern rasch zusammenfassend ein Bild ihrer Lage vor Augen führte, von der Notwendigkeit, den jetzt einmal begonnenen Kampf fortzusetzen bis ans Ende. Mit jener unendlich einfachen und doch tief einschneidenden Analyse der Gesellschaft, wie er sie oft in seinen einflamen Stunden geübt hatte, wies er ihnen nach, daß der jetzt bestehende Staat ewig nur die Interessensrichtung der einzelnen Klassen verfechten werde — und daß er dies gar nicht anders könne. Sie hätten von keinem Parlament etwas zu erwarten. Sie hätten aber auch von sich selbst einzeln nichts zu erwarten, wenn sie nicht eine eiserne Organisation bildeten, welche schließlich das ganze Produktionsverfahren ändern könne. Damit werde dem Unternehmertum ein Ende gemacht, und das sei, wie sie auch an dem vorliegenden Falle sehen könnten, die einzige Quelle ihrer Leiden.

„Vor etwa vierzig Jahren,“ schloß er seine Worte, „begann die großartige Ausbeutung der Welt, die Ihr jetzt noch seht. Von da an sind alle die Dampfer, Eisenbahnen, Maschinen in die Höhe gestiegen, die Euch, die Menschenkräfte, entbehrlich gemacht haben. Seitdem sind die Kapitalien bei einzelnen in unermeßlicher Menge aufgehäuft und der allgemeinen

Zirkulation entzogen, die sie so nötig braucht. Und man lag dazu, daß man Euch ja an dieser Ausbeutung teil nehmen lasse — man erfand das lügnerrische Schlagwort vom freien Spiel der Kräfte — man verhöhnte Euch, indem man Euch plünderte. Ihr waret ja zu arm und zu unwissend, um Euch wirklich an dem allgemeinen Gewinn beteiligen zu können, und das wußte der Liberalismus der Bourgeoisie recht gut. Und wenn Ihr mit ihm verhandeln wolltet, anstatt Euch zusammenzuschließen, anstatt selbst Kassen und feste Organisationen zu gründen — dann verdientet Ihr das Joch, das man Euch übergeworfen hat!“

Er sprach zu ihnen in erregten, leidenschaftlichen und doch genau auf die Sachlage präzisierten Worten — mit jenem flammenden Hauch tief innerlicher Idealität, der auf die Menge stets Eindruck macht, weil sie ihn nur halb versteht aber ahnt, daß das die Macht ist, die sie lenkt. Und endlich, er sprach zu seinen Landsleuten in seiner Sprache — der Aristokrat zum Volke, der nicht will, daß die Leute seines Stammes gemißhandelt und ausgebeutet werden.

Und das war es, was diese Arbeiter, die noch keine Großstädter waren, empfanden — er gehörte zu ihnen, und sie hatten ihn verstanden — er machte den Eindruck auf sie, den der Berliner nicht erzielt hatte.

Als Erich Bardewiek geendet hatte, herrschte eine sekundenlange Stille — die Stille von Betäubten, die etwas Unerhörtes vernommen haben. Dann aber brach ein wahn sinniger Lärm, ein Beifalls- und Bravorufen los (man hatte ihn gar nicht unterbrochen) — die Spannung entlud sich — Viele eilten auf Erich zu, um ihn zu begrüßen und ihm die Hände zu schütteln, alle sprachen und schrien durcheinander.

Keiner hatte erwartet, daß dieser junge Mann, der Sohn einer alten Patrizierfamilie, sich so entschieden für die Arbeiter und für den Kampf mit dem Kapital aussprechen werde.

Wer am aufmerksamsten Erich Bardewiek gemustert hatte, als er auf der Tribüne erschien, und wer am eifrigsten seiner Rede gefolgt war, war dortselbst, der sozialdemokratische Agent. Das war ein sonderbarer Abschluß, den die Versammlung durch diesen distinguiert aussehenden jungen Mann gefunden hatte. — Er hatte bei dem Journalisten, der die Stadt kannte, Erkundigungen eingezogen über den jungen Mann — der Fall war in der That eigentümlich. Welche Reklame ließ sich daraus schlagen, der Sohn einer der ersten Familien der Stadt trat zu den revolutionären Parteien über — das mußte ausgenutzt werden! Dortselbst entwarf schon im Geiste die passende Ausschmückung der Sache, wie er sie in seinem Journal vorbringen wollte.

Auch war der Eindruck, den Erich auf ihn machte, wirklich überraschend — eigenartig packend. So hatte er noch nie jemand reden hören. Das erinnerte beinahe an Lassalle. Derselbe Feuergeist, der die elementaren Worte kennt, welche zündend einschlagen in die Massen, die nur den Druck fühlen und kein Mittel zur Befreiung kennen.

Als Erich Bardewiek im Begriff war die Tribüne

zu verlassen (ein Teil der Versammelten begann schon aus dem Saale zu strömen), erhob sich Dortfeld eilig und reichte ihm die Hand.

„Sie haben brillant gesprochen,“ sagte er zu ihm, „Sie gehören zu uns.“

Erich lächelte und machte eine abwehrende Handbewegung.

„Noch nicht,“ antwortete er.

„Nun, so werden Sie zu uns gehören,“ rief jener eifrig, „bei Ihren Überzeugungen. — Wir schulden Ihnen den größten Dank, daß Sie dieselben so mannhaft bekannt haben, Sie erweisen uns dadurch einen Dienst, der alle Anerkennung verdient.“

Erich verbeugte sich leicht und sprach:

„Sie werden bemerkt haben — es handelte sich heute Abend einfach darum, die Leute bei der Fahne festzuhalten — man mußte ihnen den Streik unter dem großen Gesichtspunkt zeigen, der ihn rechtfertigt und ich glaube, das haben sie auch verstanden.“

Dortfeld sah ihn aufmerksam an. Das war auch für ihn eigentlich eine ungewohnte Sprache, die großen Gesichtspunkte. Dann erwiderte er eifrig:

„Gewiß, gewiß — Sie haben die ganze Sachlage in der einzig richtigen Beleuchtung gezeigt, und zwar in einer Form — o nein, ich mache Ihnen keine Komplimente! Sie sollten nach Berlin kommen — das wäre doch ein ganz anderer Wirkungskreis für Sie! Großartige Verhältnisse, großartige Ausichten für die Zukunft. Was kann man denn hier machen bei diesem Kastengeist in der Bevölkerung und bei solch' beschränkten Köpfen wie diese Arbeiter —“

Erichs Stirn war leicht gerunzelt, als er ihn unterbrach:

„Bitte, es sind meine Landsleute!“

Dortfeld machte seinerseits eine leichte, höflich zustimmende Verbeugung, die nicht frei von Ironie war. Er witterte etliche zurückgebliebene Ansichten, die man schonen mußte.

„Nun, vielleicht werden Sie sich meinen Vorschlag überlegen,“ sprach er lächelnd, „sien Sie jedenfalls sicher, daß wir tüchtige Kräfte wie Sie immer mit Freuden aufnehmen werden.“

Erich machte darauf eine ausweichende Bemerkung, er wollte sich in keiner Weise verpflichten, aber schon öfters war ihm der Gedanke an Berlin aufgestiegen, wo jetzt die Kämpfe zwischen der sozialdemokratischen Bewegung und der kapitalistischen Gesellschaft auf der ganzen Linie tobten, wo das alles einen freieren, großartigeren Anstrich hatte.

Er schlug jedenfalls die Bitte Dortfelds nicht aus, ihn in ein benachbartes Café zu begleiten und dort saßen sie noch lange, ihre Ansichten austauschend wobei der Agitator nicht unterließ in geschickt nachlässiger Weise stets auf die Reichshauptstadt zurückzukommen und er glaubte zu bemerken, daß seine Worte nicht ohne Eindruck blieben.

## XI.

Die Cigarrenarbeiter beschloßen also den Streik fortzusetzen und den Forderungen der Fabrikbesitzer nicht nachzugeben. Es ließen sich sogar in der Presse,

die sonst ganz in den Händen der großen Kapitalisten war, Stimmen zu ihren Gunsten vernehmen, und man merkte an den stürmischen Debatten hüben und drüben, daß die modernen Konvulsionen sich auch in die Verhältnisse der alten Hansestadt verpflanzt hatten. Es zeigte sich zum großen Erstaunen der selbstzufriedenen liberalen Geschäftswelt, daß die Arbeiter, die kleinen Angestellten, ja, daß sogar ihre eigenen Commis über ihre bescheidenen Lohnverhältnisse keineswegs so patriarchalisch dachten, wie man eigentlich von ihnen vorausgesetzt hatte.

Es kam die allgemeine Geschäftslage hinzu, um den Druck der Verhältnisse noch fühlbarer, um die Menschen immer mehr zu Sklaven ihrer wirtschaftlichen Lage zu machen.

Deutschland hatte, um seine Ausgaben für Heer und Flotte zu decken, zu einer Schutzollpolitik gegriffen, welche der ärmeren Bevölkerung erst die Genußmittel, dann aber auch die notwendigen Lebensmittel, schließlich selbst das Brot zu immer höheren Preisen hinaufsteigerte. Zugleich lag die Industrie in einer Krisis, welche durch die Überproduktion früherer Jahre hervorgerufen und durch die fortwährenden Streiks beständig unterhalten wurde. Viele Fabriken mußten ihre Tätigkeit einstellen, die Arbeiter wurden brotlos, veranstalteten in den großen Städten gefahrdrohende Demonstrationen und begannen, von der sozialdemokratischen Agitation aufgestachelt, ihre Forderungen an die Gesellschaft mit immer größerer Dringlichkeit vorzubringen.

Zu dieser wirtschaftlichen Depression kamen noch Anzeichen der bedenklichsten moralischen Zersetzung in allen Schichten der Gesellschaft. Es war, als wenn jetzt gerade in dieser Epoche eine Fäulnis bloßgelegt würde, die jahrelang unter der Decke gefressen hatte. In Berlin häuften sich Skandalprozesse wegen Unterschlagung, Stellen- und Ordensverkauf, und Steuerhinterziehung — und die Namen, die hierbei kompromittiert wurden, erregten Kopfschüttelndes Staunen. Eine Anzahl großer Bankiers machte Konkurs, und die gerichtliche Untersuchung ergab, daß sie die ihnen anvertrauten Depots in der frivolsten Weise vergeudet hatten, es entstand beinahe eine Panik in der Bevölkerung, die noch lange sich in einer allgemeinen Geschäftsunlust und einem weitverbreiteten Mißtrauen äußerte. Die Börsen kamen nicht zur Ruhe. Man hörte von nichts als von Fallissements, von Selbstmorden, die die Folge davon waren, vom Zusammensturz großer Unternehmungen — an manchen Orten wurden die Banken geradezu gestürmt von denen, die ihre Depots zurückverlangten — und mehr wie einmal waren die wegen Veruntreuung Verhafteten in Gefahr der Lynchjustiz zum Opfer zu fallen.

Die Blätter der revolutionären Sozialdemokratie wiesen mit Genugthuung darauf hin, daß eine Gesellschaft, in der solche Zustände aufgedeckt würden, sich selbst das Urteil spreche. Aber sie selbst vermochten ebenso wenig die großen wirtschaftlichen Fragen zu lösen — die Fragen, wie in dem überfüllten Reiche die Massen zu ernähren seien, die sich in den großen Städten zusammendrängten, und die von niemand



mehr im Zaum gehalten und von übertriebenen Ansprüchen erfüllt, allmählich zu einer bedenklichen Gefahr wurden.

Die Wellen der ganzen Bewegung schlugen von Berlin aus ihre Kreise bis nach der Seestadt an der Weser hinüber. Die Geschäftskrisis und die Arbeitslosigkeit machten sich in dieser handeltreibenden Bevölkerung sehr fühlbar. Und es zeigte sich, daß auch hier die oberen Klassen, Familien, welche seit Generationen hindurch unter den Patriziern saßen, daß auch diese nicht frei geblieben waren, von der Genußgier und der nervösen Erwerbssucht der Zeit. Das wirtschaftliche Übergewicht, die pekuniäre Herrschaft des Weltmarktes Berlin machte sich eben immer mehr geltend in Bremen — alle Schwankungen, die jenes erschütterten, zitterten auch hier nach, die Hanfsstädte, die früher nach England und Amerika gravitiert hatten, sahen jetzt nach Osten. Das war gleichsam eine Revanche dafür, daß die alte Hanfa einst die Slavenlande mit dem Schwerte verheert und schonungslos mißhandelt hatte — die halbslavische Metropole Berlin rächte sich an den Nachkommen der germanischen Eroberer.

Der Konflikt, die neue Lehre, welche den Brand in die Welt geworfen hatten, spalteten überall ganze Landschaften und einzelne Städte, Familien und Geschlechter, die lange innig zusammengehört hatten. Das war es, was in Erich Bardewiek emporjuckte, als er auf der Tribüne stand und für die Arbeiter rebete, deren Not er sah. Das Nächste, was für ihn daraus erfolgen mußte, war der unheilbare Bruch mit den Seinigen.

Als Erich am Abend des Versammlungstages nach Hause kam, wußte man dort natürlich nichts von dem Schritt, den er gethan hatte. Am folgenden Tage war er beständig abwesend — ein Studienfreund, der nach Berlin reiste, hatte ihn an den Bahnhof bestellt und er verbrachte seine Zeit damit mit ihm die Stadt zu durchstreifen. Die Abendzeitungen, das wußte er, würden den Bericht über die Versammlung und damit seine Rede bringen — sein Vater und sein Bruder mußten jetzt alles erfahren.

Ein sonderbares Gefühl beschlich ihn, als er an diesem Abend nach Hause kam. Es war ihm in der That, als gehöre er nicht mehr hierher. Er bemerkte die veränderte, sonderbar gespannte Miene des Dieners, der ihm den Mantel abnahm, offenbar mußte dieser bereits etwas erfahren haben. Auch andere, denen er auf den Treppen begegnete, blieben stehen, sahen ihm nach — er hätte über diese Physiognomien gelächelt, wenn er nicht in zu ernster Stimmung gewesen wäre.

Er fand niemand unten, obwohl er von draußen Licht bemerkt hatte. Man sagte ihm, sein Vater sei in seinem Arbeitszimmer im oberen Stockwerk, er zauderte einen Moment, als er im Begriff war die Treppe hinaufzusteigen. Es war ihm, als müßte er sich erst daran gewöhnen, daß alles hier ihm von nun an fremd, vielleicht sogar feindlich sein würde.

Und es kam noch hinzu, daß Erich persönlich wenige Männer so achtete wie seinen Vater. Dieser

war allen modernen Ideen, der ganzen aufgeregten Stimmung der Zeit stets fern geblieben, der Ideen-zusammenhang mit seinem Sohne war daher, besonders in der letzten Zeit nur locker gewesen — und seine Weltanschauung hatte zuweilen sogar etwas von dem Trivialen der früheren rationalistischen Generation, wo man mit dem Satz „Thue recht und scheue niemand“ alle Weisheit erschöpft zu haben glaubte. Bardewiek sen. war eben alles in allem ein Sohn der manchesterlichen Zeit, der in dem guten Glauben lebte, daß mit den Worten Pflicht, Arbeit und Fortschritt das menschliche Dasein begrenzt sei.

Trotz alledem achtete Erich Bardewiek diese konsequente, sichere Haltung, die sein Vater in allen großen Angelegenheiten des Lebens bewiesen hatte, und die bei dem modernen Menschen der Großstädte immer mehr schwindet, diese kühle Reserviertheit, die sich besinnt, ehe sie jemand die Hand giebt, aber dann diese Hand auch festhält, dies aristokratische Innichselbstberuhen, das vor allem in der eigenen Familie alle Disharmonien und Erschütterungen schweigend verbirgt, um seine Stellung nach außen zu behaupten — und auch diese Eigenschaft ist in der zügellosen Demokratisierung der heutigen Gesellschaft fast ganz verloren gegangen.

Und vor allem, was Erich mit seinem Vater verband — er war frei von dem Weltgiste, der Genußsucht. Er war hart gegen andere, aber auch hart gegen sich.

Als ihm dies alles durch den Kopf ging und er bedachte, daß er, der jüngere Sohn es war, der dies Familienleben auseinander riß, der an dem alten, festgegründeten Hause rüttelte, da seufzte er tief auf.

Rasch eilte er nach oben und trat bei seinem Vater ein. Er erblickte ihn am Fenster stehend, vor ihm auf dem großen Diplomaten Schreibtisch lag ein Zeitungsblatt. Als Bardewiek sen. die Thür sich bewegen hörte, wandte er sich um und fehrte dem Eintretenden das Gesicht zu.

Der Ausdruck dieses Gesichtes sagte dem Sohne alles. Ein wilder Schmerz drang diesem einen Augenblick wie ein siedender Strom zum Herzen, als er diese veränderten, fast erdfahlen Züge sah. Er wußte, was dazu gehörte diese stolze, ruhige Erscheinung derart zu erschüttern.

An den Schreibtisch gehend, nahm er das Zeitungsblatt und vor dem Vater stehen bleibend, sprach er schweratmend, mit kaum vernehmbarer Stimme:

„Du hast das gelesen — da?“

Bardewiek sen. richtete sich hoch auf und die Hand zurückweisend, die jener ihm entgegenstreckte, rief er:

„Ja, ich habe gelesen, daß Du Dich von uns los sagst — weil Du uns für Räuber und Verbrecher an unseren Mitmenschen hältst, daß Du Dich zu Anarchisten und Proletariern gesellen willst, die offen den Umsturz predigen, daß es endlich soweit mit Dir gekommen ist, daß Du öffentlich diesen sozialistischen Wahnsinn predigst.“

Erich hörte ihn mit gesenktem Kopf an, seine Stimme klang dumpf, als er antwortete:

„Was ich gesprochen habe, ist meine Überzeugung.“  
 „Ich weiß, ich weiß,“ fiel sein Vater mit schneidendem Hohn ein, „Deine Überzeugung — ah, das seid Ihr jungen Leute, wenn die Zeit kommt, daß man eine Stütze, eine Ehre der Familie an Euch zu haben hofft, dann laßt Ihr Euch von dem Größenwahn Eures Eigendünkels zu derlei verleiten!“ Der junge Mann lächelte bitter, er wollte ihn unterbrechen, aber jener fuhr hastig fort:

„Größenwahn — nichts weiter wie dieser verbrecherische Wahnsinn, der heute in den Köpfen steckt, am Heiligsten zu rütteln, alle Autorität abzuwerfen — das ist alles, was in dieser Bewegung steckt. Wer seine Familie, sein Vaterland in dieser Weise öffentlich angreifen kann, der hat kein Gefühl für das, was er seiner Ehre schuldig ist — der verdient, daß man ihn an die Leute verweist, zu denen er sich zählt, ich sage Dir das Wort und Du wirst es nicht zum letzten Mal hier in Bremen hören: ehrlos!“

In maßloser Erregung hatte der alte Herr die Zeitung ergriffen und sie dem Sohne vor die Füße werfend, sah er ihn mit einem Blicke an, in dem sich der ganze bis dahin zurückgehaltene Zorn entlud.

„Vater!“

Erich war totenblaß geworden bei den letzten Worten. Aber er bezwang sich; es war sein Vater, mit dem er sprach. Die Arme über die Brust kreuzend, atmete er schwer und tief auf — es entstand eine lange, schwüle Pause.

Nach einer Weile begann der junge Mann mit festsam ruhiger Stimme:

„Ich könnte mich rechtfertigen, aber ich weiß, daß meine Rechtfertigung vor Euch doch nicht gelten wird. Ich habe Euch stets gesagt, daß Ihr unrecht thut an Euren Arbeitern, zumal jetzt, wo ihr in einer Zeit der Teuerung ihnen den ohnehin länglichen Lohn noch mehr reduziert nur um für Eure Geminnsucht noch mehr Kapitalien bei der Hand zu haben! Und Ihr seid nur durch ihre Arbeit reich und groß geworden! Das ist ein Unrecht, was Ihr gethan habt, Ihr ebensogut wie tausend andere, und das ist die große Frage unserer Zeit, daß das nicht länger mehr geduldet werden soll. Wir werden uns in diesem Kampfe bald alle scheiden in hüben und drüben. Ich habe meinen Entschluß gefaßt. Und ich wäre nicht Dein Sohn, wenn ich nicht nach dem handelte, was ich denke.“

Beide schwiegen. Es giebt Momente, wo man nicht den Mut hat noch ein Wort auszusprechen, wo jeder Buchstabe, der den Lippen entgleitet, sich mit Zentnergewichten an den Unseligen heftet, dessen Schicksal mit dem Jünglein der Wage hin- und her schwankt.

Erich blieb am Schreibtisch stehen, das Gesicht noch blaß vor Erregung, er sah seinen Vater an, der mit hastigen Schritten auf- und abging.

Nach einer Pause fragte er leise:

„Also Ihr wollt nicht nachgeben? Oh, wenn ich könnte, ich würde zu Euch sprechen im Namen all der Hunderte, die Ihr vielleicht brodblos macht, weil —“

Der alte Herr unterbrach ihn, er sprach mit

seiner kalten, ruhigen Stimme, aber sein Auge bligte auf: „Wenn wir diesen Leuten nachgäben, wenn wir die Frechheit dieser Forderungen anerkannten, würden wir uns ebenso schuldig machen wie Du, der Du sie öffentlich in Schutz nimmst! Wir würden wie sie Ehre und Gesetz mit Füßen treten, wir würden — ah, wie sagte ich Dir doch? hast Du das Wort nicht gehört? — wir würden es ehrlos finden, vor dem Geschrei dieser Proletarier einfach zurückzugehen.“

Das alles war ganz ruhig, mit einer so grausamen, äzenden Schärfe gesprochen, Bardewiel sen. sah seinen Sohn nicht einmal an dabei, aber Erich fühlte all sein Blut zum Herzen strömen.

„Es ist gut,“ sprach er, beinahe tonlos, „ich werde nicht lange mehr in einem Hause bleiben, wo mir derartiges gesagt wird. Ich stelle nur noch eine Frage an Dich: teilt Wilhelm Deine Ansichten über diese Angelegenheit vollständig?“

Sein Vater legte gleichgiltig die Zeitung auf die Etagère und musterte flüchtig ein illustriertes Album, das ein Buchhändler zur Ansicht geschickt hatte.

„Ich glaube, ich bin über diesen Punkt nicht zweifelhaft,“ antwortete er auf Erichs Frage, „übrigens kannst Du ihn selbst sprechen, er ist allerdings jetzt wenig zu Hause, Du wirst ihn auf der Börse treffen; wir erwarten noch die letzten Nachrichten von der ‚Suevia‘, die wohl verloren sein wird.“

Die „Suevia“ war der größte Dampfer der Firma, derselbe, der bei Wight auf die Klippen geraten war. Sein Vater hatte das ohne alle Schärfe gesagt, aber Erich fühlte den Vorwurf, daß er jetzt, wo das alte Geschäft auf allen Seiten bedrängt war und Kräfte zur Erhaltung verlangte, daß er da jetzt offen seine eigene Familie bekämpfte.

Er antwortete mit mühsamer Fassung und die Lippen aufeinanderbeißend; er wollte vor seinem Vater auf keinen Fall eine Schwäche sichtbar werden lassen.

„Gut, ich werde ihn also dort sprechen, und ich kann Euch dann ja noch Nachricht von mir zukommen lassen.“

Er ging hinaus, mit dem gewöhnlichen Gruße, den Bardewiel sen. erwiderte; wer sie beide beobachtet hätte, würde geglaubt haben, daß es sich um die gleichgiltigste Angelegenheit handelte, und doch war zwischen ihnen alles vorbei und sie fühlten das wohl. Bardewiel sen. zeigte dasselbe ruhige, kalte Gesicht wie immer, er setzte sich hin um noch etliche Briefe zu schreiben und ging dann in das Bibliothekszimmer, um ein paar Zeitschriften anzusehen, die er sich hatte kommen lassen, alles mit demselben festen, gleichmäßigen Schritt, — er durfte sich nicht merken lassen, wie sehr er innerlich litt durch diesen Sohn, der sich von ihm und dem Hause lossagte, in dem er aufgewachsen war.

Erich verbrachte die Nacht schlaflos.

Am anderen Morgen beschloß er seinen Bruder noch einmal aufzusuchen; vielleicht, daß durch diesen eine Ausöhnung möglich war. Übrigens hatte er mit der zähen Entschlossenheit seiner Rasse, die immer gleich alle äußersten Konsequenzen in Betracht nimmt, seinen Plan gefaßt.

Mit einer seltsamen und doch innerlich einigen Empfindung machte er sich auf den Weg. Das war ein grauer, trüber, bereits herblich angehauchter Morgen, dessen Eindrücke sich bei ihm besonders lebhaft festsetzten — er sollte ihn noch lange nicht vergessen. Die Sonne war von Nebeln verhüllt, und alle Augenblicke drohte ein feiner grauer Regen herabzuriefeln, der bereits ein Gefühl des Fröstelns erregte und alles wie mit einem dämmerigen Schleier überzog.

Unwillkürlich verfiel Erich Bardewiek in jene melancholischen und doch so nutzlosen Reflexionen, die sich stets aufdrängen, wenn man das Gefühl hat an einem Lebensabschnitt zu stehen. Es fuhr ihm sonderbar durch den Kopf. „Da ist etwas in uns, was uns treibt und unser ganzes Leben bestimmt, und alles, was wir zu Anderen reden, ist eigentlich wie für Blinde und Taube gesprochen, denn sie kennen jenen einen Punkt nicht, — und so ist alles Schicksal und Notwendigkeit, und man kann nur die Achseln zucken, wenn die Menschen von Glück oder Unglück sprechen.“

Aber es war keine Zeit zum Träumen, es galt jetzt zu handeln und er suchte seinen Bruder an der Börse auf, wo derselbe um diese Zeit anwesend war.

Es war schon ziemlich lebhaft dort. Das war ein ungeheures Gebäude im modernen gotischen Stile erbaut im Zentrum der Stadt, wo ein großer Teil des Handels sich abspielte, der von Bremen aus seine Fäden über alle Weltteile erstreckte. Sie ist eigentümlich, beinahe geheimnisvoll die Beziehung, in der die moderne Börse zum modernen Menschen steht. Sie ist ein Symbol seiner nervösen Weltlust, seines phantastischen und dabei unerbittlich grausamen Schöpfungsdranges, der zerstört, nur um zu zerstören, aufbaut, nur um aufzubauen, alles mit dem empfindungslosen Mechanismus einer Organisation, die nicht planmäßig, sicher und ruhig ihren Gang geht, sondern launenhaft, wild und unberechenbar, heute denselben als Bettler in die Menge zurückschleudernd, den sie gestern als Millionär aus dem Staube hervorzog. In der Sprache früherer Zeiten hätte man gesagt, ein Teufel, der sich einen Tempel aus Stein erbaut hat und der in die Zahlen, die der Menge als Werte gelten, Glück und Verzweiflung, Ehre und Schande, Paradies und Hölle hineinlegt. Auf den Stufen der Börse spielt die moderne Tragödie eine ihrer ergreifendsten Scenen. Stets und mit unmittelbarer Schnelligkeit wirft die Wirklichkeit, das ganze aufgeregte Leben der heutigen Welt, alle unsere Kriege, Revolutionen, Katastrophen, alles das wirft sofort seinen Reflex auf die Börse, wie auf einen ungeheuren Hohlspiegel, und in den Schwankungen ihrer Werte steigt das Glück ganzer Familien und ganzer Länder auf und ab. Sie ist die Poesie von heute, wie die Arbeit heute nur Prosa ist, eine erbarmungslose und aufreibende Prosa, die nichts mehr hat von der idyllischen Zufriedenheit früherer Generationen.

Aber die Börse ist auch darin ein Reflex der Wirklichkeit, daß sie am unverhülltesten alle Schwächen der Decadence, alle Schäden der Epoche aufdeckt, die

vor der sozialistischen Götterdämmerung steht. Sie ist die Schöpfung einer Gesellschaft, die nicht mehr in den soliden übersehbaren Handelsverhältnissen von früher lebt, die nicht mehr Werte gegen Werte austauscht, sondern bei der bereits ein großer Teil des Warenhandels Spekulation ist, bei der nicht nur Genußmittel, sondern selbst notwendige Lebensmittel und Brodstoffe in großen Mengen von einem „Ringe“ Unternehmer aufgekauft und zurückgehalten waren — zum Schaden der Gesamtheit und zum Nutzen Einzelner. Sie ist die Schöpfung einer Gesellschaft, in welcher die Bodenbearbeitung immer mehr zurücktritt vor der Unmenge industrieller Unternehmungen, die nicht auf wirklichem Bedürfnis beruhen, sondern die nur das Unternehmertum bereichern, in welcher der Moloch Industrie den freien Bauern bereits umstrickt und umschnürt hat, in welcher die Ausfugung des platten Landes den Großstädten all jene Tausende von Proletariern zugeführt hat, die schließlich an den Fundamenten des Staates rütteln. Der Mensch von heute ist stets mehr oder weniger das Produkt seiner wirtschaftlichen Verhältnisse. Die Börse hat eigene Nerven, eigene Individuen, eigene Typen geschaffen, die überall erkennbar sind in der modernen Gesellschaft. Sie hat ihre eigenen Funktionen, ihre eigenen Manieren, sie hat natürlicherweise ihre eigene Sprache, und sie hat auch ihre eigenen Poeten gefunden, wenn auch nicht in Deutschland, wo man noch immer oft die Meinung hören kann, dieser gewaltige Machtfaktor der modernen Welt sei nichts weiter als eine „Spielhölle.“

Sie ist der Katalog alles dessen, was um uns geschieht, ein stets lebendiger und nie versagender Auszug aus der Wirklichkeit. Erich Bardewiek hatte oft das Treiben der Börse beobachtet mit jener halb träumenden, halb beobachtenden Art, die ihm eigentümlich war, er hatte da die verderblichste Leidenschaft studiert, die im modernen Menschen durch seine Erziehung groß gezogen wird, die Gier mühelos reich zu werden — er hatte da Existenzen aller Art auftauchen und verschwinden sehen — Leute, die er in einem Jahre in einer Theaterloge sah, wo sie einer Oper zuhörten, von der sie nichts verstanden, und die er im nächsten Jahre unter den Bögen des Rathhauses traf, wo sie ihre guten Bekannten um ein paar Mark anbettelten.

Im großen Saale der Börse, der mit einem prächtigen Wandgemälde, die Kolonisation der Ostseeprovinzen durch die Hanse, geschmückt war, und der über den Säulenkapitälern der gotischen Seitengänge die Wappen fast aller deutschen Städte zeigte — in diesem weiten, menschenfüllten Raume herrschte bereits ein lebhaftes Treiben. Es ging hier nicht im entferntesten so geräuschvoll zu wie an den Börsen von Berlin und Paris, aber man atmete trotzdem eine erstickende Luft, sah erhitzte, rote Gesichter, Hände, die in der Luft umhergestikulierten, laute Ausrufe und heftige Zwischenbemerkungen, je nach der Stimmung, wenn eine aufregende Depesche ihren Weg durch die Menge nahm. Erich drängte sich, auf allen Seiten beengt und gestoßen, hindurch.

„Mais hunderteinunddreißig, prompte Ware —“

„Hansa fester!“

„Wollen Sie geben? Aiba-Hütten wieder um drei Prozent gefallen!“

So wogten die Reden und Gegenreden um ihn herum, er sah flüchtig ins Depeschbureau — der Streik dauerte in Hamburg ebenfalls fort — es war offenbar noch kein Ende abzusehen.

An der gewohnten Säule (die Standorte der großen Firmen sind fixiert und gemietet) traf er seinen Bruder im Gespräch mit dem Makler Hoffmann.

Als er Erich erblickte, flog ein seltsamer scharfer Blick ihm entgegen. Er verließ den Makler und zog seinen Bruder beiseite — sie standen in einer jener tiefen Nischen, welche von den hohen gotischen Fenstern an der Marktseite gebildet werden.

„Ich weiß alles, was passiert ist,“ begann er ohne weitere Einleitung, indem er die Arme über die Brust keuzte, „Deine Rede bei den Streikenden, Dein Ruhm als sozialdemokratischer Agitator; Du wirst uns glauben, daß wir schon genug darüber gehört haben. Es war für alle Kreise hier ein Skandal, wie er noch nicht dagewesen ist —“

Erich unterbrach ihn, den mitleidigen, spöttischen Ton, den sein Bruder stets bei solchen Gelegenheiten anschlug, konnte er nicht ertragen, übrigens begannen seine Nerven auch, durch die Ereignisse der letzten Tage gereizt, allmählich in Aufregung zu geraten.

„Höre mich an,“ sprach er, Wilhelms Hände ergreifend, „ich bin jetzt nicht in der Verfassung, mich mit Dir in lange Auseinandersetzungen einzulassen, es handelt sich jetzt sowohl um die Arbeiter als um mich, ich habe mich ihrer angenommen, und ich werde mit ihnen stehen und fallen. Ihr werdet also bei Euren Löhnen bleiben?“

Der Bruder zuckte nur geringschätzig die Achseln, „gewiß!“

Erich sah ihn an und biß die Lippen auf einander.

„Ihr scheint nicht einmal einen Begriff davon zu haben, wie sehr Ihr mit diesem Unternehmertum Eure Vaterstadt und Euer ganzes Land schädigt,“ sprach er.

„Ich weiß nicht, ob diejenigen ein Recht haben von ihrer Vaterstadt und ihrem Lande zu reden, die sich mit Unstürzlern und Anarchisten verbünden,“ entgegnete Jener mit kühler Ruhe. „Da Du doch einmal bei diesem Thema bist — auf unserer Arbeit, auf unserer persönlichen Gefahr und Anstrengung beruht der deutsche Handel und der deutsche Reichtum; wenn man in anderen Weltteilen von Deutschland spricht, so kennt man es durch unsere Schiffe und durch unsere Flagge. Was Ihr proklamiert, hat mit nationaler Ehre und mit nationalem Ruhme nichts zu thun. Doch das ist ja alles — ah, einen Augenblick, ich sehe da Redders stehen —“

Er brach ab, in dieser steten Eile des Geschäftsmannes, der beständig auf dem Sprunge steht und vielleicht ein wenig froh ein Gespräch abzubrechen, bei dem er fürchtete sich in Allgemeinheiten zu ergehen.

Erich sah ihm mit düsteren Blicken nach. Er hatte gehaut, daß ihm sein Bruder so antworten

würde, und er wußte, daß die angesehensten und ersten seiner Landsleute nicht anders urteilen würden.

Nach einer kurzen Weile kam Wilhelm zurück. Er sah seinen Bruder lange und aufmerksam an, bevor er begann:

„Erich, der Vater hat heute noch einmal mit mir in dieser Angelegenheit gesprochen. Wir erwarten, daß Du durch eine öffentliche Erklärung die Sache noch rückgängig machst und besonders Deine Beziehungen mit dem Agitator aus Berlin nicht fortsetzt.“

Der junge Mann lächelte nur leise. Er antwortete ruhig:

„Ich werde das nicht thun. Ich habe vor, meine ganzen Kräfte jetzt nur noch dieser Sache zu widmen. Die Rede an dem Abend hat alles entschieden.“

„Dann —“

„Ich weiß, was Du sagen willst — und ich erspare Euch lieber das weitere; ich werde Bremen verlassen und nach Berlin gehen.“

Wilhelm schwieg. Er verließ ihn mit einem Achselzucken, aber er glaubte im stillen nicht an den Ernst dieses Entschlusses. Er kannte mehr wie jeder andere die tief eingewurzelte Liebe Erichs zu seiner Heimat und zu den Seinigen, und er glaubte, derselbe würde doch noch zur „Vernunft“ kommen.

Einstweilen war die Kluft zwischen ihnen nicht zu überbrücken, das fühlten beide.

Als Erich Bardewiel sich dem Ausgangsportal zubrängte, bemerkte er an der Tafel, wo die Depeschen angeschlagen waren, eine aufgeregte Gruppe Menschen, die kopfschüttelnd den Inhalt eines eben eingetroffenen Telegramms sich mitteilten. „Also doch! Wer hätte das gedacht? — Und ich versichere Sie, das Ausfuhrverbot ist in Berlin schon lange bekannt gewesen!“

„Vielleicht früher als in Petersburg?“

„Wer weiß? Ist alles möglich!“ In der Geste, die der Betreffende machte, lag der ganze fatalistische Skeptizismus des echten Börsianers. Der junge Mann achtete nicht darauf. Seine Gedanken waren viel zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt.

Da sah er aus der Gruppe Menschen, die am Eingang des Depeschbureaus standen, eine Gestalt sich lösen. Es war Otto Faber. Er blieb einen Augenblick auf der großen Freitreppe oben stehen und sah in das Menschengewühl am Markte hinab, indem er sich mit affektierter Gleichgültigkeit die Handschuhe anzog und leise eine Melodie zwischen den Zähnen pfiß. Sein Gesicht schien ruhig-gleichgültig — aber wer genau zugehört hätte, der hätte bemerkt, daß die Augen von einem seltsamen tiefen Glanz belebt waren — dem Widerschein einer großen Freude oder einer großen Erwartung. Als er Erich Bardewiel bemerkte, zauderte er einen Augenblick, dann trat er grüßend auf ihn zu.

„Sie werden bald nach Berlin gehen,“ begann er ohne Umstände, „es wird mich freuen, Sie dort begrüßen zu können.“

Erich war überrascht.

„Woher wissen Sie —?“

„Nun, nach der Rede bei den Streikenden,“ sprach der Volontär in seiner schleppend-nachlässigen

Weise, „das ist ja ganz natürlich — mit so etwas macht man sich ja unmöglich hier. Ich werde auch nicht lange mehr hier bleiben; meine Operationen hier sind glücklich beendet,“ fügte er mit einem Lächeln hinzu.

„Ah — Sie haben — Ihre Spekulationen —“ Erich wurde von einer seltsamen bösen Ahnung ergriffen.

Otto Faber nickte.

„Wir wollen jetzt realisieren und unsere Avancen sicherstellen. Die Sache ist ausgezeichnet geglückt — ich habe mit Mittländer u. Co. in Getreide spekuliert, und wir schließen jetzt ab mit einem Gewinn von circa zehn Millionen Mark.“

„Und wieviel beträgt Ihr Anteil an der Sache?“ fragte Erich anscheinend ruhig.

„Nun — so gegen vierhunderttausend Mark!“

Otto Faber sah ihn dabei an, als wollte er ihm die ganze Bedeutung dieses Vermögens, das die blinde Göttin ihm, dem Glücksspieler, in den Schoß geworfen hatte, klar machen. Es lag ein gewisses ironisches Mitleid in dem Blick und noch etwas anderes, das Erich verstand.

Er dachte mit einem jähen plötzlichen Schreck an Ella Lürsen, und er entfernte sich von jenem, ohne noch ein Wort zu sagen, wie der Abergläubige den Seher verläßt, der ihm eine böse Prophezeiung zugerufen hat.

Otto Faber sah ihm mit triumphierendem Lächeln nach.

## XII.

Die Spekulation, die der Berliner auf Hoffmanns Rat unternommen hatte, war in der That geglückt — dies ganze Unternehmen war von einer Verwegenheit gewesen, die den Betreffenden im Falle des Mißlingens den Hals gebrochen hätte.

Die Firma Mittländer u. Co. in Berlin hatte von Frühjahr an Getreide in großen Massen aufgekauft, da sie auf Hausse spekulierte. Es trat richtig sehr schlechtes Wetter ein, die Ernte mißglückte in einem großen Teil Europas vollständig, und die Preise für Weizen und Roggen gingen enorm in die Höhe. Nun kam noch hinzu, daß Rußland, von dessen Kornvorräten der westeuropäische Markt zum Teil abhängig ist, ein Ausfuhrverbot für Getreide erließ — und damit war das Glück der Spekulanten gemacht. Die Angabe Fabers war richtig, man berechnete den Gewinn nach Millionen.

Das Gerücht davon verbreitete sich rasch an der Börse, und man wußte, daß der junge Volontär daran beteiligt war — wie es immer geht, staunte man den verwegenen Spieler an, dem durch „Berechnung der Umstände“ ein solches Vermögen zugefallen war.

Erichs erster Gedanke war Ella Lürsen gewesen. Jetzt, da Otto Faber reich, sehr reich geworden war, fiel ihm wieder die Gefahr ein — ihr Verlangen nach der Welt, ihre wilde Lebenssehnsucht.

Er beschloß zu ihr zu eilen, sich ihr zu erklären — um sie von dem Äußersten zurückzuhalten.

Als er zu Lürsens kam, traf er die beiden jungen Mädchen in Promenadetoilette, und er hatte kaum Platz genommen, so kam Frau Lürsen hereingestürzt, die ihn gleich in Beschlag nahm; sie wollten nämlich zur Ausstellung, und es sei reizend, daß sie nun doch Begleitung hätten — er hätte gar nicht gelegener kommen können — das Wetter hätte sich ja noch glücklich aufgeklärt! —

Die Stadt Bremen hatte damals eine Gewerbeausstellung veranstaltet, die erste in ihrer Art, die viel besucht wurde, von Einheimischen sowohl wie von Fremden. Ella erklärte übrigens, sie hätte vorher noch einen Besuch bei einer Freundin zu machen, sie werde aber nachkommen, man möge nur immer vorausgehen. Während der ganzen Zeit vermied sie beständig, Erichs Blick zu begegnen — sie schien es nicht zu hören, wenn er direkt das Wort an sie richtete — und er bemerkte eine gewisse nervöse Aufregung an all ihren Bewegungen, an der Art, wie sie den Mantel zuknöpfte, wie sie das Band des Sonnenschirms festheftete und die Handschuhe anzog — ihre Augen glänzten, aber unnatürlich, fieberhaft erregt.

„Sie wird bereits wissen, was geschehen ist,“ sagte er sich, die Lippen aufeinanderbeißend.

„Sie werden kommen, ich bitte Sie darum,“ flüsterte er ihr leise zu, als sie in der Thür stand und von den Ihrigen Abschied nahm, „ich muß Ihnen etwas Wichtiges mitteilen — hören Sie, etwas Wichtiges!“

Sie hörte ihn an, als verstände sie ihn nicht; aber sie sagte kein Wort. Langsam ging sie der Treppe zu, und auf der ersten Stufe wendete sie sich um und sah ihn an, dann eilte sie rasch aus dem Hause.

Dieser Blick ließ Erich in einer entsetzlichen Unruhe zurück. Er mußte sich entschließen, Frau Lürsen und Hedwig in die Ausstellung zu begleiten, und fast mechanisch antwortete er auf den ununterbrochenen Nebenfluß der geschwägigen Frau, die ihm von einem Konzert in der Union erzählte, wo sie vorgestern gewesen seien. Nein, dieser Trauermarsch von Beethoven, das sei doch zu reizend!

Hedwig sah ihn mehrere Male aufmerksam an; sie schien zu merken, in welcher Stimmung er sich befand.

Und während er mit fast unbeweglichem Gesicht auf die Fragen von Frau Lürsen hörte, die fast niemals eine Antwort beanspruchte, fuhr es ihm schwer durch den Sinn.

„Welch eine Macht hat dies junge Mädchen bereits über mich erlangt — unbewußt habe ich stets diese Erinnerung an Ella mit mir herumgetragen — und ich habe früher gelacht über die, die dem Einfluß der Frauen verfielen!“

In der Ausstellung angekommen, ließ man sich auf der Konzertterrasse des sogenannten Parkhauses nieder. Das war ein prächtiges, neuerbautes Gebäude in italienischem Renaissancestil, dessen Terrassen stufenweise in den Park hinabführten. Eine österreichische Kapelle hatte in einer bunt ausgemalten Rotunde Platz genommen, und bei ihren Klängen pflegte sich hier unter den grünen Bäumen jeden Abend eine

große Menge zu versammeln. Nach vorn hatte man die Aussicht auf große Bassins mit Kaskaden und Springbrunnen, deren Wasser in dem bleichen Schimmer des elektrischen Lichtes glänzte, rings begrenzt von den flaggengeschmückten Gebäuden der eigentlichen Ausstellung.

Erich hörte vergebens die einschmeichelnden Klänge dieser Walzer und Polkas — seine Gedanken brannten wie im Fieber, und in seinem Kopfe wirbelte es wie ein Orkan.

Unaufhörlich legte er sich die Frage vor, ob er auch diesmal wieder seinen alten Einfluß über sie behaupten werde, ob sie Kraft genug haben werden, der Versuchung zu widerstehen — dieser Versuchung, die ihr Reichthum und Genuß versprach. Er analysierte ihren Charakter bis ins einzelne — er rief sich jedes Wort ins Gedächtnis zurück, das Otto Faber zu ihm gesprochen hatte — er glaubte aus allem, aus jeder Bewegung, jedem Blick Schlüsse zu ziehen — und in seiner Selbstqualerei kam es ihm schließlich wie eine unmögliche Aufgabe vor, diese unjämbare und lebenskräftige Natur loszureißen von dem Weltgift des Genußes. Er machte alle Höllenstadien des Zweifels und der Ungewißheit durch.

Aber es konnte noch alles wieder gut werden — wenn sie nur erst käme, wenn er nur erst mit ihr gesprochen hätte. Er wartete und wartete.

Da bemerkte er unter der vorbeiströmenden Menge auch seinen Bruder, der sich spähend umsah. Wilhelm hatte ihn in der That noch einmal auffuchen wollen und hatte erfahren, daß er in die Ausstellung gegangen sei. Auf die Einladung Frau Lürsens, mit der er ebenfalls oberflächlich bekannt war, setzte er sich an ihren Tisch.

Es herrschte eine gespannte Pause zwischen den Brüdern, die Frau Lürsen ausfüllte, indem sie ein Gespräch mit Erich begann.

„Haben Sie gelesen, Herr Barbewiek, die Sozialdemokraten haben eine Versammlung hier angefangt, aber die Polizei hat sie unterfagt; es soll dabei einer verhaftet sein, weil er freche Redensarten gegen den Kaiser gebraucht hat! Was müssen das für schreckliche Menschen sein!“ fügte sie mit einem Seufzer hinzu, langsam den Kopf schüttelnd.

Wilhelm sah seinen Bruder an.

„Ja, es sind Leute, die das Unterste zu oberst lehren wollen bei uns,“ sprach er mit Betonung, „aber Gott sei Dank — es wird noch Mittel geben, mit ihnen fertig zu werden.“

„Was wollen sie nur eigentlich? Man begreift gar nicht, was sie wollen,“ fuhr Frau Lürsen mit großer Zungengeläufigkeit fort, „bei dem ewigen Krakehlen ist noch nie etwas herausgekommen — das sind Leute, die nicht arbeiten wollen und Schnaps trinken.“

„Es wäre auch schlimm, wenn sie etwa aufkämen,“ sprach Wilhelm lächelnd, „sie wollen uns alles wegnehmen und es an die Armen verteilen. Das wäre eine schöne Geschichte. Was meinen Sie dazu, Fräulein Lürsen?“ fragte er im Scherz, sich an Hedwig wendend.

Diese sah ihn belustigt an. Die Sozialdemokraten mußten ihr außerordentlich komisch vorkommen.

„Ach Gott, wenn sie mir nur mein Taschengeld lassen,“ antwortete sie, dann können sie meinetwegen machen, was sie wollen.“

Alle lachten — die Spannung, die über dem Gespräch lag, war durch den naiven Ausbruch des jungen Mädchens etwas gebrochen. Es giebt Momente, wo man nichts wohlthuerender empfindet, als ein Aueruhen im Gespräch mit einer anspruchslosen, einfachen Natur, wo man selbst Trivialitäten gern hört, wenn man weiß, daß die Augen und der Mund, die sie aussprechen, nicht lügen können. Und Hedwig schien sich ihrer eigentümlichen Aufgabe bewußt zu sein; sie war selten so lebhaft wie an diesem Abend. Frau Lürsen schaute sie mehrere Male überrascht an; ihr feines rosiges Gesicht war gleichsam erhellt von dem Widerschein der reinen, unschuldigen Lebensfreude, die sie beseelte. Der warme, verbäuernde Abend, der noch einmal alle Pracht des scheidenden Sommers zeigte; die einschmeichelnde Musik, all die fröhlichen Menschen, das Leben um sie her — das waren Genuße, die ihr selten zu teil wurden. Zu Hause hieß es arbeiten und immer wieder arbeiten — einsame, harte Stunden, die sie aber kaum als solche empfand, da sie es nicht anders gewohnt war.

Ach, das war so schön, dies behagliche Aueruhen an den eleganten Tischen, bei diesen Klängen inmitten dieser hellen Sommertoiletten — und alle Menschen schienen so glücklich und zufrieden; sie selbst fühlte ihr kleines Herz sich so unendlich ausdehnen, sie hätte alle glücklich machen können.

Und während sie träumerisch mit zurückgelegtem Kopf durch die grünen Zweige der Bäume zum Himmel empor sah, wo bereits die ersten Sterne sich zeigten, bemerkte sie nicht, wie Wilhelm und Erich etwas abgewandt leise miteinander sprachen, wie ihre Augen aufflammten und ihre Lippen sich aufeinander preßten bei diesen wenigen hastigen, inhaltschweren Worten. Der ältere Bruder wollte zum letzten Mal versuchen, jenen, den er als einen Verlorenen betrachtete, zum „rechten Wege“ zurückzuführen.

Auf einmal wandte er sich mit einer kurzen, plötzlichen Bewegung um; er sah, hier war jedes weitere Wort unnütz.

„Wie schön das ist,“ murmelte Hedwig leise, indem die Musik eine Sonate von Mozart spielte, eins jener Stücke, in welchem gewinnende Grazie und sanfte Harmonie den Hörer unwiderstehlich fesseln, von einer Schönheit, wie sie nach ihm keiner jemals wieder hervorgebracht hat.

„Lieben Sie die Mozartsche Musik?“ fragte Erich, um seine Gedanken abzulenken — er sah ihren Gesichtsausdruck.

„O, ich schwärme dafür,“ erwiderte sie mit der Lebhaftigkeit eines jungen Mädchens, „das ist alles so wunderbar schön — man träumt dabei — Lieben Sie sie denn nicht?“

„Ich muß gestehen, ich bin mehr für die moderne Richtung,“ erwiderte er gezwungen lächelnd, „Wagner besonders!“

Sie zog beinahe die Stirn in Falten.

„D, gehen Sie mir mit Wagner — dieser Lärm, man wird ja betäubt davon. Und dann war Wagner ein schlechter Mensch, er hatte kein Herz und Gefühl.“

Wilhelm lachte.

„Ja, ja,“ wiederholte sie eifrig, „ich habe einmal von ihm gelesen, wie undankbar und rachsüchtig er war. Und einen rachsüchtigen Menschen kann ich nicht ausstehen.“

„Sie könnten gewiß niemals rachsüchtig sein, Fräulein Lürsen?“ fragte Wilhelm Bardewiel mit Betonung.

Sie sah ihn gleichsam erstaunt an mit großen forschenden Augen. „Ich begreife eigentlich nicht, wie man es sein kann,“ sprach sie ernst, „ich glaube, wenn man jemand haßt und in Feindschaft mit einem anderen lebt, macht man sich das Leben schwer genug.“

Der junge Mann antwortete nichts, aber er neigte achtungsvoll den Kopf. Er sprach weiter mit ihr, und je mehr er sie kennen lernte, desto mehr stieg seine Sympathie mit dieser jungen, sonnigen Natur, die meist so unbeachtet blieb, weil die ältere Schwester sie stets in den Schatten stellte. Das war wie ein Garten, in dem alles blüht und duftet, die Seele dieses jungen Mädchens voll unbekannter Harmonien, voll hingebenden Vertrauens, das sie ihren Hörer entgegenbrachte. Mit jener verborgenen opferwilligen Leidenschaft, der nur Frauen fähig sind, war es seit Jahren ihr einziges Bestreben gewesen, anderen das Leben leichter zu machen, die Kontraste des Daseins abzuschwächen, deren dumpfen Druck sie auf allen Seiten fühlte. Man sah es an der Art, wie sie lächelte, daß sie niemals den Eindrücken des Gemeinen, des Unedlen zugänglich gewesen war, daß dasselbe ihr stets als etwas Unmögliches, ja Undenkbares entgegentrat, und die Manier, wie Frauen lächeln ist oft gleichsam die Illustrierung des Textes, der in ihrem Gesicht geschrieben steht. Bei Hedwig war es ein verhaltenes, herzliches Lachen, das Bemühen, den andern heiter zu stimmen.

Und Wilhelm Bardewiel merkte im Gespräch mit ihr, wie sehr sie sich nach jemand sehnte, mit dem sie sich aussprechen, dem sie sich anvertrauen konnte. Sie sprach mit ihm erst wirklich, als sie empfand, daß er ihr Sympathie und Interesse entgegenbrachte und sie hatte eine solche Furcht in ihren Gedanken und Empfindungen nicht verstanden zu werden, daß sie sich stets scheu zurückzog, sobald bei dem andern die Antwort nicht genau das enthielt was sie erwartet hatte.

Es war die Natur des Weibes, die in diesen ersten jaghaften Lebensäußerungen erwacht war, die Natur des Weibes, die der rauhen Kraft des Mannes entgegen zitterte, in der jeder Nerv bebt nach dem be rauschenden Glück sich an seine Brust zu flüchten, ihn glücklich, selig zu machen bis zur Selbstvergessenheit. Und das allein ist Liebe, die Liebe, die die Welt erlöst und den Tod fesselt.

„Sie kommt nicht! Sie kommt immer noch nicht!“ flüsterte Erich, als sie in der Pause eine Promenade durch den Garten machten, seine Lippen waren heiß und trocken; und sein Gesicht brannte.

Er dachte an Ella.

Sein Bruder trat an ihn heran und flüsterte ihm zu, von Hedwig sprechend:

„Und von dieser hast Du mir nie gesagt! Das ist ja ein famoseres Mädel, Herz und Verstand auf der richtigen Stelle! Geh mir doch mit der andern, das ist ja nichts wie Eigensucht!“

Erich zuckte die Achseln.

Und doch wußte er, als er einsam durch die beleuchtete Allee ging und von fern das Lachen und Plaudern hörte, als die warmen Lüfte des Abends seine Stirn umstrichen und er jenen Hauch von Harmonie empfand, der alles in uns heilt und kräftigt, er wußte, daß diese Einfachheit und Aufopferung für andere die einzige Rettung ist aus den Wirbeln des Lebens — das einzige Ziel, zu dem Menschenkraft und Menschenstreben sich hindrängen sollte. Es lag in den reinen und großen Zügen seiner Natur, daß er das mehr empfand als jeder andere. Aber jetzt merkte er, wie das Weib alles in ihm verkehrt und umgewälzt hatte.

Er hörte die Musik und seine Pulse stockten, all sein Blut dränate sich zum Herzen. Das war der Faustwalzer von Gounod, jene bestrickende Symphonie der Versuchung, jenes Stück, in dem die dämonische Lust, die Poesie der Sünde, die in der menschlichen Natur steckt, entfesselt wird. Alles ist heißes Begehren, rücksichtsloses Verlangen, was in diesen Tönen das Ohr fesselt, sie sprechen von jauchzendem Glück, von den Freuden tollen Genusses, und der Gedanke Satans, daß auch hierin menschliche Kraft, menschliche Größe hege, schleicht sich in das Herz des Unseligen, der diesem Sirenenliebe verfällt. Und während Erich lauschte, stieg ihre Gestalt vor ihm auf, ihre dunklen, verheißungsvollen Nixenaugen, das schimmernde üppige Haar, der ganze Zauber ihrer kraftvollen, ungebändigten Schönheit. — Er stöhnte laut auf und seine Faust preßte sich gegen die Stirn. Und noch immer wartete er und wartete er.

Aber Ella kam nicht.

### XIII.

Während ihre Familie im Ausstellungskonzert auf sie wartete, hatte Ella Lürsen rasch noch einmal ihr Haus betreten, um mit der nervösen Gast, die sie den ganzen Tag beherrschte, allerlei zu ordnen und zurechtzulegen. Dann blieb sie tiefaufatmend an der Schwelle stehen und sah nach dem Zimmer Otto Fabers hinüber.

Derselbe war nicht zu Haus, aber das junge Mädchen wußte, wo er zu treffen war. Sie hatten sich verabredet für diesen Abend, als sie sich nach der Unterredung trennten, die sie heute Mittag mit ihm in seinem Zimmer gehabt hatte. Er hatte ihr gesagt, daß er jetzt reich sei, sehr reich — er hatte ihr von allem gesprochen, was das Leben ihnen jetzt bieten würde; von Berlin, von den Herrlichkeiten des großstädtischen Daseins . . . Und als er ihr am Schluß in die Augen sah und sie leise fragte: „Also heute Abend in dem Weinrestaurant von

Telhofer?“ da hatte sie ein kurzes, hastiges Ja! geklüffert. Sie war entschlossen.

Ihr Kopf war wie geblendet. Das sollte jetzt alles ein Ende nehmen, das Vegetieren in dem ärmlichen Hinterzimmer, die Arbeiten in der Küche, das ewige Debattieren um das bißchen Haushaltsgeld mit den unaufhörlichen Lamentationen der Mutter, was Georgs Studium in Berlin alles koste, jetzt begann das Freie, das Große und Ungebundene, wonach sie sich immer gesehnt hatte. Es war ihr zu Mute, als trete sie eine Fahrt an in ein schönes, herrliches Land voll Sonnenschein und glänzender Fernsichten.

An einer verabredeten Stelle traf sie sich mit Otto Faber. Er nahm ihren Arm, und sie sprachen mit leiser Stimme mit einander — allerlei gleichgütige Dinge, denn sie hatten den Kopf zu voll von dem, was sie sich nicht sagen mochten.

„Wissen Sie noch, was ich Ihnen damals den Abend im Theater sagte, als wir in der Kameliendame waren?“ fragte er lächelnd, „wie gefährlich all diese Ungeheuer aussehen, die die Gesellschaft am Eingang der verbotenen Welt aufpflanzt: Pflicht, Ehre, Anstand u. s. w.! Aber wenn man furchtlos darauf zugeht, schwinden diese Ungeheuer immer mehr zusammen, und man merkt, daß das wirkliche Leben erst in der Freiheit beginnt.“

Sie fühlte sich seltsam bewegt.

„Die verbotene Welt,“ wiederholte sie halblaut.

„Nun ja,“ rief er ungestüm, „so nennt man das. Aber nur Kinder lassen sich von Worten bange machen, nicht wahr Ella?“ Er sah ihr mit einem heißen Blicke ins Gesicht.

Sie antwortete nicht sogleich. Der Gedanke an Erich Bardewiel fuhr ihr in diesem Moment durch den Kopf. Aber mit einem ungestümen Ruck kämpfte sie die Erinnerung nieder. „Nein, nein,“ dachte sie „er versteht mich nicht, er wird im Grunde nie wissen, was ich will, dieser dagegen.“

Und sie erwiderte Otto Fabers Blick, ihre Augen besteteten sich verheißungsvoll auf sein Gesicht und wenn er ihren Arm an den seinigen presste, widerstrebe sie nicht, sondern erwiderte den Druck. Er erzählte ihr von seiner Spekulation, von der Aufregung der letzten Woche, als die Preise immer mehr stiegen, von den Manövern der Kontremine, die durch Ausbreitung falscher Gerüchte den Gang der Operationen zu hindern suchte und sie, die von all diesen Dingen wenig verstand, interessierte sich doch dafür, sie empfand mit dem den Frauen angeborenen Realitätsinn die allmächtige Macht des Goldes, das aus all diesen Worten, diesen Papieren und hazardspielähnlichen Geschäften hervorrieselte.

Als sie an der Thür des eleganten Weinrestaurants von Telhofer angelangt waren, leuchteten seine Augen auf. Das war die Siegesfeier dieses großen Tages, das Souper mit dem schönen Weibe, das er schon so lange begehrte. Er hatte über alle anderen triumphiert, und er holte sich jetzt den Preis.

Und er wußte, daß sie jetzt nicht mehr zurückweichen würde, daß sie sein war mit Leib und Seele. Er sah das an ihrer ganzen Stimmung, an der Überreizung ihrer Nerven, an der Bewegung ihrer

feberheißen Hand, als sie ihren Arm aus dem seinen löste, um einzutreten.

Das Restaurant, das erste der Stadt in seiner Art, war mit allem modernen Luxus ausgestattet und wurde von der besten Gesellschaft besucht. Otto Faber und Ella Kürsen nahmen in einem der kleinen Nebensalons Platz, die durch dichte Vorhänge vollständig von den Haupträumen abgetrennt waren. Hier wie überall war der Boden mit roten Teppichen belegt die jeden Tritt unhörbar machten, die Säulen von buntem Marmor waren mit grünem Laub umwunden und die hohen, vergoldeten Kapitäle trugen Bogen, deren Wölbungen mit prachtvollen Freskogemälden ausgestattet waren. Die Beleuchtung lieferte elektrisches Glühlicht, das in Form teils von weißen, teils von bunten Blütenkelchen angebracht war und überall seinen nervösen, prägnant modernen Schimmer verbreitete.

Diese ganze Einrichtung war vollständig neu und erst vor kurzer Zeit nach dem Muster eines berühmten Berliner Weinrestaurants eingeführt.

Ella kannte dergleichen gar nicht, sie war hier zum ersten Male, aber mit der angeborenen Schmiegsamkeit der Frau wußte sie sich bald all dem Flimmer und Blitzen anzupassen, und sie ließ sich von dem herbeiteilenden Garçon bedienen, als ob sie jeden Abend hier soupierte. Aber sie konnte sich nicht enthalten zu murmeln „ah, wie schön das ist!“ als sie auf dem roten Sammet des Divans Platz nahm und sie nun allein waren — alles vornehmer Luxus, ahnungsvolle Ruhe um sie her, aus der man nur von Zeit zu Zeit ein leises Gespräch draußen auftauchen hörte.

Otto Faber ergriff ihre Hand, die er an seine Lippen führte. „Und dies Leben werden wir jetzt jeden Tag führen!“ rief er, „jetzt gehört die Welt uns — wir sind reich, und wir sind glücklich, Ella!“

Und ihr von dem gebrachten roten Bordeaux einschenkend, stieß er mit ihr an, auf Brüderschaft, wie er sagte, und ohne weiteres das trauliche Du ihr gegenüber brauchend, erinnerte er sie an den alten Brauch, daß man sich auch küssen müsse, wenn man sich so fürs Leben verbinde. Sie sah ihn an, und als er den Arm um ihren Nacken schlang, schloß sie die Augen und hielt ihm die Lippen hin — er fühlte das Beben ihres Atems — aber die Lippen, die er küßte, waren noch kalt und unbeweglich.

„Das fehlt noch — die Betäubung — die Empfindung des Liebesrausches“, dachte er bei sich. Und mit einem seltsamen Lächeln sie ansehend, fragte er laut:

„Sag', Ella — Du hast nie jemand geliebt?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein — ich wollte nicht — ich habe Furcht davor gehabt — und sie fuhr mit einem Zucken um den Mund fort: „Was nennt Ihr Liebe?“

Er blickte ihr fest in die Augen.

„Liebe ist sich hingeben!“

Ein Blick schoß aus ihren dunklen Augen zu ihm herüber.

„Das ist's — ah, ich kann das nicht — sich



aufgeben, sich selbst verlieren! Nein, nein, ich muß oben bleiben!"

"Aber jetzt! Du liebst mich doch —" sprach er, ihre Hand ergreifend, "nicht mit der Liebe von alten Tanten und Gouvernanten — nein, Dein freier Wunsch — den, den Du willst! Die wahre Liebe hat keine Verpflichtungen gegen einander!"

Ein Wort schwebte ihr auf der Zunge, aber sie unterließ, es auszusprechen. Sie wußte, er verstand sie ohnehin — sie hatte das aus seinen letzten Worten ersehen. Und mit einer plötzlichen Bewegung ihn an sich ziehend, küßte sie ihn auf die Lippen, — heiß, heftig, mit einer bacchantischen Glut — daß ihm der Kopf wirbelte, und er einen Augenblick fassungslos war vor diesem Ausbruch verhaltener Leidenschaft, den er nicht erwartet hatte.

"O, wenn es das gäbe," flüsterte sie leise, "das müßte herrlich sein — ein Sturm, der alles vor sich nieder wirft — etwas, das Einen in den Himmel erhebt, eine Empfindung, so schön, so wunderbar, wie ein glänzend goldener Traum. Und man nennt das Liebe — wenn es das gäbe!"

Während sie das sprach, mit zurückgelehntem Kopf und halbgeschlossenen Augen, blickte er sie scheu verstoßen von der Seite an. Es kam über ihn wie Furcht — wie Angst, dieser Liebe nicht das bieten zu können, was sie verlangte. Er sah sich in dem runden Wandspiegel gegenüber, mit abgelebtem, schon sehr mitgenommenem Aussehen — er dachte an die verpufften und verzettelten Kräfte, an die verlorenen Empfindungen, die hundert Lippen, die er schon geküßt hatte. Und da trat ihm ein naturkräftiges Leben gegenüber und verlangte voll pulsierende Kraft auch von ihm.

Er fühlte die Schande des modernen Menschen nicht lieben zu können.

Inzwischen hatte der Kellner den verlangten Sekt gebracht, und sie stießen an. In dem geschliffenen Kelch, den der matte Schimmer des Glühlichts beleuchtete, perlten die weißen, berausenden Tropfen.

Das junge Mädchen, das vielleicht erst zwei- oder dreimal den dämonischen Wein gekostet hatte, fühlte sein Blut rascher durch die Adern fließen und sein Herz ungestümer klopfen. Sie sprach schneller, und ihr Lachen klang lauter und voller.

"Auf unser Glück! Und unsere Liebe!" sprach er, ihr in die Augen sehend.

Jetzt loberte es in ihren Blicken wie eine Flamme — sie hatte gekostet von der Sünde.

"Wenn wir erst in Berlin sind" fuhr er langsam fort. "Dann werden wir —"

"Wenn wir in Berlin sind?" Sie unterbrach ihn, fragend, aber fast mechanisch — es lag kein eigentliches Erstaunen mehr über diesen Gedanken in dem Ausdruck ihrer Stimme.

"Nun ja," sprach er ruhig, "Du wirst doch nach dieser Geschichte nicht mehr hier bleiben können, mein Kind? In diesem gelobten Lande, wo die Philister so dicht gesät sind, wie Sand am Meer? Ich weiß,

was sie jetzt schon über Dich gesagt haben, arme Kleine!"

Er streichelte ihre Hand in jener leisen, einschmeichelnden Weise, wie es sonst nur Frauen können.

"In der That," antwortete sie nach einigem Zaudern, "ich habe selber daran gedacht — und ich bin auch darauf eingerichtet —"

"Nun siehst Du," rief er, "ich wußte ja, daß Du ein energischer, kleiner Kopf bist! Übrigens kannst Du ganz beruhigt sein — ich werde Dir eine famose, ruhige Halbetage mieten — in der Jägerstraße weiß ich eine, die frei ist — prächtiges Meublement, wir wollen uns herrlich einrichten —"

Sie lächelte, hingerissen von der lebhaften Art, in der er seine Zukunftspläne entwickelte.

"Und abends eine Loge im Theater," sprach sie eifrig, ihre Hand auf seinen Arm legend, "das ist so hübsch, diese Sammetstühle, ganz allein, für sich — morgens möchte ich gern Spazierfahrten machen, und mittags dinieren wir im Weinrestaurant, weißt Du — und dann werde ich endlich eine ordentliche Toilette tragen — ich sah neulich ein Changeant-Kleid, großartig, sag' ich Dir —"

"Alles, alles," rief er lachend, "Du sollst alles haben, Ella — wir können uns alles erlauben, wir sind jetzt reich. Und wir werden glücklich sein, mein Lieb!"

"Wir werden glücklich sein!" wiederholte sie leise, mit glänzenden Augen, als ob eine Vision in der Ferne sie blendete.

Auf einmal zuckte sie zusammen. Irgend eine unliebsame Erinnerung — was war das nur? Sie sann und sann, ihr Blick irrte umher, bis er auf die große Uhr fiel, die im Hauptsaal überall sichtbar hing. Ah, das war die Stunde in der ihr Vater heimzukehren pflegte, ihr Vater, den sie betrog und verließ, für den sie die Schande zurückließ — und dieser Vater, der ihr so viel Opfer gebracht hatte —

Sie biß die Zähne aufeinander. Sie wollte endlich, endlich einmal frei und glücklich sein — und mit der echten Hartnäckigkeit ihrer Rasse kämpfte sie die aufsteigende Neue nieder, sie wollte sich nicht eingestehen, daß das, was sie that, frevelhaft und nichtswürdig wäre. Sie hatte dasselbe in sich, was die Sagen der Edda von Angantyr und Ragnir erzählen — jenen wilden nordgermanischen Troß, der sich gegen die ganze sittliche Ordnung der Welt aufbäumt und der sich sagt: "Wenn ich verloren bin, will ich's auch ganz sein!"

Otto Faber glaubte ihre Gedanken zu erraten und etwas wie ein ironisches Lächeln zuckte um seinen Mund.

"Fühlst Du Dich nicht glücklich, Ella?" sprach er leise, "nun sind wir so weit, wie wir lange gewünscht haben!"

Sie lachte hell auf und griff nach dem Weinglas.

"Ja, wir haben gewonnen — und wenn Du nun verloren hättest an der Börse?"

Er machte eine humoristische Bewegung — das Knüpfen eines Strickes um den Hals.

(Fortsetzung folgt.)

# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## Serbst.

Von **Karl Faber.**

Nieder legt ihr schläfrig Haupt  
Die Natur nun, um zu sterben;  
So bricht alles, was uns freut,  
Was uns tröstet, bald in Scherben.

Wie der Baum aus müder Hand  
Blatt um Blatt läßt rauschend fallen,  
So verlöschen Glück und Stern,  
Lust und Liebe so verhallen.

Trübe wird's; der Nebel senkt  
Kalt und feucht sich auf die Felder;  
Regenschauernd zieht der Wind  
Durch die Einsamkeit der Wälder.

Alles trauert, alles schweigt  
In den Bäumen, in den Lüften;  
Alle Freuden schlafen tief  
Nun in winterlichen Gräften.

All' die Lieder sind verstummt,  
Die so froh geklungen haben;  
Auch das Herz ist lange schon  
Wie gestorben und begraben.

## Stwas von den Erzengefn.

Kleine Familiengeschichte von **Marie Schwarz.**

Herr Johannes Leberecht war zwar bei seinen Statfreunden, namentlich wenn sie ihn sehr reizten und er nicht die nötigen Jungens in der Hand hatte, um das aushalten zu können, als etwas jähzornig bekannt; seinem Frauchen gegenüber bewahrheitete sich aber wieder einmal des Volkes Stimme, das da behauptet, alle Dicken seien gemüthlich. Aus Herrn Leberecht — Lebeslecht, jagten witzige Freunde — hätte man nämlich gut dreimal seine kleine Ehehälfte als Schöpfer machen können. Er liebte sie herzlich und that ihr alles zu Gefallen. Alles? Nein! Manchmal nur das nicht, was er sich gerade in seinen Dickkopf gefest hatte. Dann hieß es: Biegen oder brechen! Eigentlich war aber gar nichts zu biegen, denn die kleine sanftmütige Frau Lina kam in solchen Ausnahmefällen, wo Herr Johannes sich ostentativ als Haupt der Familie, die noch gar nicht da war, aufspielte, erst gar nicht zu Wort. — So ging es auch, als nach sechs-jähriger, kinderloser Ehe ein freudiges Familienereignis eintrat. Die brave Frau Lina hatte es gleich recht gut zu machen und von dem Versäumten etwas nachzuholen gedacht. Die zur Hilfe herbeigeeilte Schwiegermama konnte Papa Leberecht, der darüber vor Staunen ganz runde Augen machte, gleich in jeden Arm ein herziges Bübchen legen. Ja, ja, ein richtiges Zwillingspärchen war per — fast hätt' ich gesagt Telephon — Storch angekommen!

Der urplötzlich so reiche Vater schwamm in Seligkeit. Er hatte nun vorher schon immer beteuert, wenn's ein Junge

sei — an Jungens hatte er bescheidenerweise natürlich gar nicht gedacht! — dann wollte er sich denselben aber einmal zu einem recht forschten, frischen Bengel erziehen, so wie er selber gewesen, dem kein Baum zu hoch zum Erstklettern und kein Schlammgraben zu breit gewesen sei, um — wenn er bei der Wahrheit bleiben wollte — unzählige Mal hinein-zuplumpfen. — Ein Stubenhocker und Mutterföhnchen dürfe ihm der Junge beileibe nicht werden! Und nun, da der Erziehungsobjekte gleich zwei da waren, hatte er sich zum nicht geringen Schrecken der kleinen Mutter darauf gesetzt, daß die beiden unschuldigen Lämmer, die noch nicht bäh und mäh sagen, also auch nicht hiergegen protestieren konnten, Max und Moriz heißen sollten. Das, meinte er, wären zwei vorzügliche Namen für ein Paar derbe, fröhliche Jungens; und lustig und guter Dinge müsse ein rechter Junge immer sein; auch unartig dürfte er sein, nur nicht schlafmützig, denn das sei ihm ein Greuel! — Und dem ersten seiner Söhne, der ihm demaleinst einen rechten Schalkstreich mache, über den man sich einen Buckel anlachen könne, dem schenke er einen blanken Thaler in die Sparbüchse. — Vergebens wies Mama mit sanften Worten darauf hin, daß wenn man die Kinder äußerlich schon durch jene verfehmten Namen mit Gewalt zu Bösewichtern stempelte — ja, ja, es hieße, das Schicksal förmlich herausfordern! — man schwerlich Freude an ihnen erleben werde. Sie dürften dadurch zuletzt der Schrecken des Hauses wie der ganzen Nachbarschaft werden. Sie kam endlich schüchtern damit heraus, man möge den süßen Kleinen doch lieber die Namen Michael und Gabriel geben, mit denen sich gewiß dereinst leichter die ewige Seligkeit erwerben lasse. Aber da kam sie schön an. Papa Leberecht tobte ordentlich bei diesem Vorschlag zur Güte und versicherte mit großer Festigkeit, daß er sich seine Söhne zu nichts weniger als zu Scheinheiligen und Heuchlern erziehen wolle und dazu prädestinierten solche weidlichen Namen geradezu. Da er auch kein Priesterseminar bei sich anzulegen gedächte, bliebe er bei Max und Moriz und damit basta!

„Aber Männchen,“ wagte Frau Lina begütigend noch zu erwidern, „Du heißest doch auch Johannes, wie des Herrn Lieblingsjünger, und bist deswegen doch kein Scheinheiliger geworden!“

„Ja wohl,“ fuhr der Johannes ohne Heiligenschein sie giftig an, „eine Großtante oder anderes verrücktes Weibervolk, was weiß ich, hatte es richtig durchgesetzt, daß ich diesen verdrehten Namen erhielt. Mein Vater aber, der ein vernünftiger Mann war, so wie ich, paralyalisierte das. Er dachte: Wart Johannes, Dich werd ich schon zurecht kriegen, daß Du mir nicht die Augen verdrehst! Und weißt, worin sein Gegengift bestand?! Darin, daß er mich jener Tante oder Base zum steten Ärger immer nur Hannes rief! Du kennst doch den Hannes, den Schinderhannes, der jener berühmte Räuberhauptmann war? Und sieh, Weibel,“ schloß er tröstend, „trotzdem bin ich ein ganz civiler Mensch geworden und habe mein Lebtag keinen Menschen totgeschlagen! Wenigstens bisher noch nicht!“ setzte er etwas unsicher hinzu.

„Daß Gott erbarm!“ seufzte die kleine Frau Lina erschrocken und sah ihren korpulenten Eheherrn ordentlich furchtjam an, hatte sie doch bis dato noch gar nicht gewußt, daß sie

einen so gefährlichen Mann besitze, „nun weiß ich doch endlich, warum Du öfter schon nahe daran warst, mir die Braten-schüsseln zu zerbrechen, wenn der Braten einmal zäh geraten war! Das hat also der Hannes in Dir gethan! Nun, da siehst Du's ja! O, ich unglückliche Mutter.“

Ja, es half aber alles nichts, auch nicht der feierliche Protest der Schwiegermama, die schwer entrüstet meinte, der Herr Schwiegerjohn — Herr sagte sie nur, wenn sie sehr giftig war! — sei ein so prächtiges Zwillingsspärgchen gar nicht wert und warum er sie nicht lieber gleich Münchhausen und Don Quixote nennen wolle! Sie wurden doch — arme Würmer! — auf die gottlosen Unglücksnamen getauft.

Der Herr Pfarrer machte zwar ein ganz verzwicktes Gesicht, als der glückliche Vater ihm Max und Moriz als Taufnamen für seine Söhne angab, konnte aber nicht gut widersprechen, wie er ersichtlich gern gethan; waren es doch zwei ganz gangbare Namen, einzeln sogar recht beliebt und nur in dieser schandbaren Vereinigung für die gestittete deutsche Wickeljugend verpönt. Es war wohl pure Zerstretheit, daß er noch fragte: „Watersnamen der Kleinen ist wohl Busch?“ Denn eine Malice kann man solch geistlichem Herrn doch nicht gut zutrauen.

Mit stillem Behagen, ja, innerlicher Bönne wartete nun Vater Leberecht darauf, daß seine forschen Jungen, sein Max und Moriz ihren ersten dummen Streich machen sollten. Und als der eine Zwilling seiner Wärterin einmal die Milchflasche aus der Hand geschlagen hatte, wahrscheinlich weil er schlauerweise argwöhnte, diese Person habe einen viel zu großen Zug daraus genommen, statt nur zu probieren, da meinte Papa wohlgefällig schmunzelnd, der Maxel, dieser Taufendbassa, würde wohl mal der größere Taugenichts werden. Doch diesen wohlfeilen Ruhm machte ihm Bruder Moriz streitig, als sie ungefähr ein Jahr alt waren und schon ein bißchen herumzutreiben anfangen. Er hatte eines Tages mit Mamas großer Zuschneidesehere, welche diese unvorsichtigerweise auf der Erde liegen gelassen, zwei große Löcher in sein Hemdchen geschnitten, guckte schelmisch mit seinen Blauaugen hindurch und lachte: „da—da—da!“ — Damit wollte er wohl darauf aufmerksam machen, daß er Großmütterchens Spängelöden, die ebenfalls auf der Erde logiert hatten, recht hübsch in lauter Schnitzel kleingeschnitten habe.

Sein Vater wollte sich hierüber totlachen und fing dann ernsthaft darüber nachzudenken an, ob er diese Jugendstreiche nicht selbst in Verse bringen, von Busch illustrieren und von jemand, na — zum Beispiel von Ignaz Brüll, der wohl der geeignetste Komponist für zwei solche kleine Brüllaffen war, in Musik setzen lassen sollte. Er beschloß endlich, noch die nächsten beiden dummen Streiche, denn der „zweite folgt bekanntlich jogleich“ abzuwarten. Doch da konnte er heute noch warten! Von da an, diese ersten Jugendseleien abgerechnet, entwickelten sich Märchen und Morizchen, so vielversprechend sie ihre Laufbahn als enfants terribles angefangen hatten, ganz normal. Das heißt, sie waren nicht unartiger, nein, sogar noch etwas weniger unartig als andere Kinder. Es wurden trotz der ominösen Namen und Mamas bangen Ahnungen ein paar recht sanftmütige Bübchen aus ihnen, die ganz nach Muttern zu schlagen schienen. Sie prügelten weder einander, noch waren sie jemals bei irgend einer Keilerei aktiv thätig gewesen, höchstens derart, daß sie die streitenden Mächte rückwärts zu ziehen suchten und sie beschworen, es genug des grausamen Spiels sein zu lassen.

Vater Leberecht ärgerte sich darüber nicht wenig. Nun

hatte er sie mit so hübschen Namen aufs beste fürs Leben ausgestattet, für ein recht lustiges nämlich, und keiner der einfältigen Bengels wollte auch nur den kleinsten, dummen Streich machen! Er schalt und räsonnierte über diese zacke Wesen und sagte oft grämlich, wenn sie mit Schaf- oder Gelsmilch groß gefüttert worden wären, dann könnte man sich's schon eher erklären, woher das käme. Und eines Tages, als die Jungen schon in die Schule zu gehen anfangen und auch dort die reinen Probemuster für andere unnütze Schlingel waren, sagte er, um seine lieben Kinderchens etwas aufzumuntern: „Jungens, wer von Euch mir jetzt den ersten, dummen Streich macht, aber einen recht schönen, soll von mir zehn Mark in seine Sparbüchse bekommen!“

„Na! das würde sie doch wohl ein bißel anfeuern, daß er die erst beabsichtigte Prämie von drei Mark für den besten Dummenjungenstreich also anständig erhöht hatte, und sie endlich aus diesem verfligten Schlendrian herausbringen! Max und Moriz hatten den Vater aber nur verständnislos mit ihren frommen, großen Kiuderaugen angesehen und waren dann Hand in Hand friedlich und manierlich wie sonst zur Schule abgetrottet. Der Vater hatte diesen Blick seiner Zwillinge aufgefangen und komisch — heut war es ihm fast, als müsse er sich vor seinen eigenen Kindern schämen, daß er durchaus ungezogene Jungen aus ihnen machen wollte. „Wie zwei kleine Heilige haben sie mich angeguckt!“ murmelte er lächelnd vor sich hin. Heute passierte nichts Besonderes. Anderen Tages aber kamen die beiden Kleinen freudestrahlend aus der Schule gelaufen und riefen atemlos: „Papa, Papa, heut haben wir aber wirklich mal einen, nein, gleich zwei dumme Streiche gemacht! O, solche große, dumme Streiche! Nun mußt Du uns jedem unjere fünf Mark geben!“

„Na, was denn, mein Putthänesen?“ fragte der Papa vergnügt, während Mama ein ängstliches Gesicht machte. „Na, nun erzählt mal!“

„Als wir heut früh nach der Schule gingen, Papachen,“ berichtete Max eifrig, „da — da“ — „Sahen wir auf dem Trottoir ein Zwanzigmarkstück liegen!“ nahm Moriz dem Bruder das Wort vom Munde. „Ich wollt's schon aufheben, da sagte Maxchen aber“ . . .

„Ja, ich sagte,“ fuhr Maxchen triumphierend drein, „laß es liegen, Morizchen, dann haben wir doch einmal einen dummen Streich gemacht, wie ihn Papa so gern hat! Ich ließ es also liegen, und wir gingen weiter. War das nicht ein recht ordentlich dummer Streich, Papachen? Als wir uns aber noch einmal danach umsahen,“ erzählte Maxchen weiter und sah den Vater fröhlich mit seinen frommen, blauen Augen an, „wir hätten nämlich doch gar zu gern mitgenommen! Da bückte sich eben ein armer, zerlumpter Junge danach und sprang vergnügt damit davon. Ach, ich kenne ihn, seine Mutter liegt schon so lange krank, und er hat noch fünf kleine Geschwister, die immerfort essen wollen, so sagt er wenigstens! Und nun freuten wir uns doppelt, daß wir's für ihn gerade hatten liegen lassen. Ach, nicht wahr, Papa, nun werden die fünfse doch mal genug bekommen?“ Und Maxchen klatschte vergnügt in seine Hände und sprang wie ein Beseffener im Zimmer umher. Herr Leberecht hatte stillschweigend seinen Kopf bei dieser Erzählung von Maxels dummem Streich geschüttelt. Doch er schien ihn sich fast herunterzuschütteln zu wollen, als nun Morizchen freudig sagte: „Und nun hör mal erst, Väterchen, was ich aber ausgeführt habe! Als mein Nebenmann, das heißt mein Nebenjunge der Friß stahle, heute während der Stunde plauderte und

der Lehrer fragte, wer da wieder den Mund nicht habe halten können und dabei den Frik so scharf ansah, da zupfte mich der am Jäckenzipfel, und da — da konnt ich nicht anders! Ich sagte, ich sei's gewesen und ließ mir für ihn vom Herrn Lehrer, der sehr böse war, vierundzwanzig mit dem Lineal auf die Hände zählen, denn soviel, hatte er vorher gedroht, bekäme der, der sich's noch mal unterstünde. Es hat ein bißchen sehr weh gethan. Da, sieh nur die Striemen!" Und er wies dem Vater mit einer Art Märtyrerstolz seine unschuldig mißhandelten Päckchen hin. „Aber ein hübsch dummer Streich war das doch von mir, nicht, Väterchen, mich zu den Prügeln zu melden, da ich's gar nicht gewesen war!"

Und auch Morizel hätte vermutlich nach diesem Bericht einen Siegestanz im Zimmer aufgeführt, wenn ihn nur nicht seine Handflächen so arg geschmerzt hätten.

Herr Leberecht aber zwickerte verdächtig mit beiden Augen, als sei ihm etwas hineingeflogen. Dann ging er mit stark gerötetem Gesicht stillschweigend hin, holte sich ein Glas Wasser und goß es, reblich verteilt, mit feierlicher Miene seinen hoffnungsvollen Sprößlingen in die erwartungsvoll und freudegerötet zu ihm erhobenen Gesichtchen. Verbüßt fuhren die Zwillinge zurück und husteten und prusteten nicht schlecht. Frau Lina aber, der so etwas schwanen mochte, als ob ihr Eheherr übergeschnappt sein müsse, rief ganz erschrocken, und halb befürchtend, daß auch sie gleich ihr Glas Wasser ins Gesicht bekommen würde:

„Aber, Männe, was soll denn das nun heißen?"

„Das soll heißen," entgegnete Herr Leberecht mit starker Stimme, „daß ich unsere Jungens, die mir für ihre Namen doch zu zahm sind, hiermit feierlich umtaufe. Kinder!" sagte er gerührt zu den Brüdern, „ein Max und Moriz wie sie in Buchens lustigem Buch stehen, werdet Ihr doch nie, das seh ich nun wohl ein. Frische, fröhliche Jugendlust hat Euch der liebe Gott blutwenig ins Herz gelegt, dafür aber umso mehr Gemüt gegeben, na, und das ist auch was wert, nein, daß ich nicht undankbar bin, viel, sehr viel sogar! Also Du, Märchen, sollst hinfort Gabriel heißen und Du, Morizel, Michael! Dummer Michel, verstehst Du? Weil Du heut bei weitem der Dümme von Euch warst. Nun, nun, mit solchen Maxen und Morizen blamieren wir uns ja doch nur, Mutter!" schloß er, gegen seine bessere Hälfte gewandt, resigniert seine Taufrede.

„Gott Lob!" atmete Frau Lina erleichtert auf. „Und ich dachte schon wieder, der Hannes wirtschafte in Dir!"

Die Zwillinge aber fragten kleinlaut: „Aber unsere fünf Mark, Papa?"

„Für einen guten Streich gebe ich natürlich mehr, jedem zehn Mark!" entschied Papa großmütig. „Bleibt nur so bei, Jungens!"

Frau Lina war nur zu froh, ihre Kinder hinfort mit den frommen Engelnamen rufen zu dürfen, von denen sie ja gleich gedacht, daß sie am besten für sie passen würden.

Nun kommt aber das Merkwürdigste von dieser kleinen Geschichte. Diese eigensinnigen Zwillinge, die als Max und Moriz nicht das Geringste verdorben, sind, nachdem sie vom Vater zu Namensvettern der Erzengel umgetauft wurden, jetzt erst die richtigen Erzbengel geworden. Sie haben, woran wohl die lustige — sagt Papa — verderbliche — sagt Mama — Kameradschaft in der Schule schuld sein mag, als Gabriel und Michael noch eine ganze Menge dummer Streiche, ganz wie andere Kinder gemacht. Mama hat schon ein paarmal bescheiden bei dem Gatten angefragt, ob man nicht lieber

wieder auf Max und Moriz zurückgreifen wolle. Hierzu schüttelt Herr Hannes Leberecht aber immer nur lachend, doch sehr energisch seinen Dickkopf, und Ihr wißt ja schon, das bedeutet: Nein und dreimal nein!!

### Drei Gedichte von G. Duvas.

#### I.

Ich habe tiefes Leid um Dich getragen  
Das alle Lebensfreude mir getrübt,  
Einmal, nur einmal noch laß mich Dir sagen,  
Wie namenlos ich Dich geliebt!

Grausam und kalt hast Du mein Herz zerrissen,  
Dies Herz, das einmal Dir sich ach! zu weich gezeigt.  
Wohl kennst Du meinen Schmerz — doch niemals sollst  
Du wissen

Wie tief Du meinen Stolz gebeugt!

#### II.

Ich habe keine Klagen  
Ich habe keine Thränen,  
Stillschweigend will ich tragen  
Dies namenlose Sehnen.

Zu tief im Herzensgrunde  
Entbrannt jene Glut —  
Nun muß an dieser Wunde  
Mein Herz verbluten!

#### III.

Schon viele Monde eilten vorbei  
An meines Glückes Scherben —  
Und immer noch kämpft ihren Toteskampf  
Die Liebe und kann nicht sterben!

Und immer noch glüht im Herzen fort  
Die heiße, die brennende Wunde —  
Zerstört von Deinem grausamen Wort  
Geht still mein Leben zu Grunde!

### Aus den Erinnerungen eines englischen Offiziers.

#### I.

Während meines Sommeraufenthaltes an einem stillen Orte der Schweiz machte ich die Bekanntschaft des Dr. Se ward, dem ich die vorliegenden Mitteilungen verdanke. Als Militärarzt in englischen Diensten hatte er eine lange Reihe von Jahren in Indien verbracht, und erhielt, mit verschiedenen Missionen seiner Regierung betraut, die Gelegenheit, das Leben des fernen Orients in mannigfacher Weise kennen zu lernen.

Auf unseren Spaziergängen am Thuner See schilderte er mir einige der Eindrücke jener Zeit. Wenn ich es wage, sie in ihrer Schlichtheit und als die bloßen Bruchstücke fernier Erinnerungen ihm nachzuerzählen, so glaube ich dadurch besser das Interesse ihrer Lokalfarbe zu bewahren, als durch den Versuch einer weniger unvollkommenen Form.

Carola Blacker.

Mein Gefangener.

Als ich im Jahre 187. „Magistrat“ der Provinz Baroda war, bekleidete Sir . . . ein streng rechtlicher und deshalb

angefeindeter Mann, die Stelle des „Residenten“. Anonyme Drohbriefe waren ihm zu jener Zeit nichts Seltenes.

Eines Tages ging ich, ihn zu besuchen und manches das mir auf dem Wege auffiel, — wie das ängstliche Ausweichen eines Maharaja, der soeben den Palast verließ, das scheue Benehmen der Dienerschaft und anderes mehr, — sollte bald darauf seine Erklärung finden. Den Residenten selbst fand ich in nicht geringer Bestürzung über ein Glas Sorbet, welches ihm sein vertrauter Diener vorgesetzt hatte und dessen Geschmack und Farbe ihm ungewöhnlich schienen. Die Analyse der Flüssigkeit, die ich mich beeilt hatte nach Hause zu nehmen, zeigte ein bedeutendes Quantum Arsenik, sowie eine Beimischung von Diamantenstaub. Dieser sollte offenbar den Zweck haben, die tödliche Wirkung zu verstärken, hatte denselben aber verfehlt, indem er einen Niederschlag des Giftes bewirkte, und so das Leben des Residenten rettete. — Nachdem die betreffenden Behörden, von dem Vorfall in Kenntnis gesetzt, den Palast und die Dienerschaft einer Untersuchung unterworfen hatten, zeigte sich ein sorgfältig angelegter Plan zur Ermordung des Residenten, der den Gaitawar von Baroda, Mulhur Rao, zum Urheber hatte.

Dieser ist regierender Fürst in seinem Gebiet, unter der Oberherrschaft von England. Der damalige Gaitawar war ein moralisches Ungeheuer. Ohne Bedenken noch Gnade verfügte er über das Leben seiner Unterthanen, und zwar auf die grausamste Weise. Die fürchterlichsten Torturen waren etwas Alltägliches, und in allen Teilen des Landes hatte seine Agenten zur Vollstreckung seiner launenhaften, entsetzlichen Befehle. Seine Laster beherrschten ihn ganz und gar; sein Mädchen war vor ihm sicher, und die Frauen auf dem Felde ergriffen die Flucht, wenn er sich blicken ließ. — Dieser Mann hatte den Mord geplant.

Der neue Resident, — (Sir . . . war seiner Sicherheit wegen abberufen worden,) — rief nun einen Durbar zusammen, zu dem zu erscheinen der Gaitawar ersucht wurde.

Die kleine, grüne Ebene vor dem Palaste nahm bei solchen Gelegenheiten ein farbenreiches Aussehen an. Die aufgestellten Truppen in ihren blauen und roten Uniformen, und den mächtigen gestreiften Turbanen auf den braunen Gesichtern, die glänzenden Waffen, die arabischen Pferde der Offiziere, die malerische Bevöllerung, — es war ein buntes Bild auf dem Hintergrunde des weißen, teils von der blendenden Sonne beleuchteten, teils von großen Bäumen beschatteten Palastes. — Einer nach dem andern erschienen die reichgekleideten indischen Prinzen und europäischen Würdenträger, zu Pferde oder zu Wagen, von reitenden Eskorten begleitet. Zuletzt kam der Gaitawar selbst in einem vier-spännigen Wagen, indische Diener auf dem Kutschersitz, eine Reiterchar in den reichsten Farben des Orients ihn umgebend. Seine goldgestickte Kleidung und die Kastade von Diamanten, die von seinem Turban fiel, leuchteten im Sonnenlicht.

Tiefe Stille herrschte in dem von glänzend weißen Säulen getragenen, und mit persischen Teppichen belegten Saal. Bewegungslos saß Mulhur Rao in seinem thronähnlichen Stuhl, die Fürsten und die Europäer, sitzend oder stehend im Kreis, in ihrer Mitte der Resident. Mit vor Erregung bebender Stimme las dieser die Anklage, und das Papier zitterte in seiner Hand. Mit steinerner Ruhe hörte bis zu Ende der Gaitawar. Dann aber sprang er auf in langverhaltener Wut, um laut weinend in seinen Stuhl zurückzufallen.

Auf die Frage, bei wem er als Gefangener zu wohnen wünsche, während eine Kommission zur Untersuchung der Anklage zusammentrete, antwortete er: „beim Doktor.“ Und so wurde ich zu seinem politischen Hüter.

In wenig Minuten wurde nun alles Nötige ins Werk gesetzt, die Gefangensetzung des Gaitawar so heimlich als möglich auszuführen, um so jede Aufregung unter dem Volke zu vermeiden. — Wie er gekommen war zum Durbar zog er wieder ab, umgeben von allem Glanze seiner Stellung, nur in einem Wagen gefolgt vom Residenten und mir.

Das alte Baroda, die Residenzstadt des Gaitawar, liegt einige Meilen weit entfernt von Baroda City, der neuen englischen Stadt. Aus rauhen Quadersteinen erbaut, schaut es finster von der sonnendurchglühten Ebene herüber. Ein ausgetrockneter Fluß zieht daran vorbei, eingesäumt von unheimlich aussehenden Bäumen, deren nach Feuchtigkeit lechzende Äste sich dem Boden zuwenden um Wurzel zu fassen; — eine Brücke von grauem, in der Blut verstemtem Mauerwerk führt darüber und bildet die Grenze des Gebietes des Gaitawars. Hier wurde Halt gemacht. In seinen Wagen tretend ersuchte ich ihn, denselben mit dem meinigen zu vertauschen. Zum letzten Mal erblickte er seine Hauptstadt, das finstere Nest, und in vollem Trab ging es dann auf anderen Wegen nach Baroda City zurück.

Als wir an meinem Hause ankamen war es schon mit Schildwachen umgeben, welche unter der Veranda auf und abmarschierten, und ich installierte meinen Gefangenen in einem Flügel des großen Gebäudes.

Nun gab es der Geschäfte genug: Die Ernährung der verstärkten englischen, sowie der indischen Truppen des Gaitawars, welche, um sie unschädlich zu halten, auf englisches Gebiet gebracht wurden; — die Sorge für die endlosen Bedürfnisse des Gaitawars und seiner Umgebung, die Befriedigung seiner Ansprüche an Ehrenbezeugungen, die Vereitelung seiner Versuche einer Verbindung mit der Außenwelt; und außer der Überwachung des Gefangenen, für dessen Sicherheit ich mich verbürgt hatte, die des Mannes der zügellosen Laster; zu alledem noch die Beschaffung eines passenden Gebäudes für die Gerichtsverhandlungen. — In wenig Wochen konnten diese auch beginnen in einem Saal welcher orientalischen Bedürfnissen genügte, vom luftigen Dach und dem Pulkah, welcher Kühlung im Raum verbreitete, bis zu den kostbaren Teppichen und der Befeuchtung der Luft durch wohlriechendes Wasser.

Die Kommission, die über die Anklage entscheiden sollte, bestand aus indischen Prinzen, englischen Würdenträgern und von London berufenen Richtern, sowie berühmten Juristen, in deren Hände die Verteidigung gelegt wurde. Der Angeklagte selbst wohnte den Verhandlungen bei.

Endlich hatten sie ihr Ende erreicht. Der Gaitawar von Baroda ward des Mordversuches am Residenten von Baroda für schuldig erklärt, und abgesetzt. Als Staatsgefangener sollte er nach Madras verbracht werden. Dies wurde ihm in meiner Gegenwart und der eines anderen Zeugen feierlich mitgeteilt, und nie werde ich den Anblick des unbezähmten Mannes vergessen. Wie eine wütende Schlange richtete er sich von seinem Sitze auf und wand und bäumte sich in wahnsinnigem Zorn, während seine weitvorstehenden Augen wild im Kopfe rollten. Dann sank er zurück und fürchterliche Weinausfälle folgten der Wut. Lange dauerten seine Verzweiflungsausbrüche; sie glichen denen einer hysterischen Frau.

Auch diesmal mußte die Abfahrt geheim und in großer Eile ins Werk gesetzt werden. Es war eine Szene unbeschreiblicher Verwirrung. Die Dienerschaft hatte sich fest geweigert ihren Herrn ins Exil zu begleiten, trotz aller Versprechungen für ihre Sicherheit und ihr Wohlergehen. Der Tag der Abreise war gekommen, ohne daß dafür irgend welche Vorbereitungen getroffen waren, so daß ich mich genötigt sah, im Interesse des Gaitawar sie zu erzwingen. Unter Jammern und Heulen entschlossen sich endlich die unglückseligen Diener zum Aufpacken der Habseligkeiten ihres Herrn. Doch die Zeit drängte, und so wurden sie ohne weiteres aufgegriffen und mitgeschleppt, oder auf beliebige Wagen geladen. Stoffe, Teppiche, kostbare Schawls, Gold und Silbergeräte, alles lag übereinander in wirrem Durcheinander, dazwischen die planlos geschaffene, jammernde Dienerschaft; es sah aus im Hause wie nach einem Erdbeben. Mitten darin saß der Gaitawar selbst und erklärte, er werde nicht von der Stelle weichen. Alles wurde versucht, ihn zur Vernunft zu bringen, doch ohne Erfolg. Das Wirrsal wurde immer ärger, die Zeit war abgelaufen, und wir sahen uns endlich gezwungen, ihn mit Gewalt in den Wagen zu schleppen. Dabei geberdete er sich einem wilden Affen gleich.

Auf Umwegen fuhren wir zur Eisenbahn; der Spezialzug stand bereit, Truppen mit geladenem Gewehr füllten die Wagen neben dem des Gaitawars, lautlos dampfte der Zug aus der Station.

Es waren drei peinliche Tage und Nächte, welche die Reise dauerte. Die Hitze war entsetzlich, die Dienerschaft hörte nicht auf zu jammern, noch der Gaitawar zu weinen; und Auftritte wie jener bei der Abreise wiederholten sich an den Stationen, wo wir hielten.

Als wir in Madras ankamen, war's tiefe Nacht. Das Rauschen des Meeres drang in die stille Stadt. Das Mondlicht zitterte auf den Wellen des Flusses. In den toten Straßen versteckten sich die Bungalos hinter weißen Mauern im Grün der dichten Gärten. Fast lautlos fuhren wir unserem Bestimmungsorte entgegen. Dann standen wir vor dem schweren, steinernen Thorweg zum Palaste des abgesetzten Herrschers. Düster und unheimlich erhob sich dieser vor uns im schwarzen Schatten der Mondnacht. Als der Eingang zu ewiger Gefangenschaft erschien er dem unglücklichen Gefolge; stumm und trostig nahm Besitz von seiner neuen Heimat der gefallene Gaitawar.

Er hatte in der That verdient seine Freiheit zu verlieren; doch was nur erdacht werden konnte, um ihm sein Leben angenehm und seinen Gewohnheiten gemäß einzurichten, wurde gethan, während der sieben Jahre die er sich unter meiner Obhut befand.

Sein Leben war ein äußerst einförmiges, denn nichts vermochte ihn zu bewegen, den Palast zu verlassen, nachdem er die Erfahrung gemacht, daß ihm von nun an die Ehren seines Ranges nicht mehr erwiesen würden. Aus demselben Gefühle des gedemüthigten Stolzes verweigerte er auch, seine Frauen in der Verbannung bei sich zu haben. Als ich aber dennoch zwei derselben nach Madras kommen ließ und sie im Palaste installierte, war er es zufrieden. Den Tag verbrachte er mit ihnen spielend wie ein Kind, die Nacht durchwanderte er spähend die Gänge und Treppen, von Eifersucht gequält. Seine einzige Beschäftigung gewährte ihm seine Apotheke. Von seiner Mutter hatte er die Kenntnis von Kräutern und allerlei Wunderdingen erlernt und in geheimnisvoller Geschäftigkeit bereitete er die Heilmittel, die in ge-

brannten Thonvasen nach und nach die Wände mehrerer Zimmer bedeckten. Die Beschaffung der dazu nötigen Ingrebienzen kostete jährlich viele Hunderte.

Die Verschwendung und der Luxus des Gaitawars waren wahrhaft orientalisches und es gereichte seinen Finanzen zum Glück, daß er nie sein Haus verließ, denn er hätte sonst halb Madras aufgekauft. Es gehörte zu seinen Gewohnheiten jede Woche einmal seine Frauen mit gestickten Stoffen und Kleidungsstücken zu beschenken; und es war keine kleine Aufgabe, ihm dieselben reich und prächtig genug zu verschaffen. Auch ließen die kostbaren Dinge die Eifersucht der Frauen gar häufig unbefriedigt. Getragen wurden sie nie, und ganze Stöße von Schärpen z. B. im Wert von 15 Pfund das Stück, häuften sich an und wurden vergessen. Ebenso groß war der Bedarf an Schmuckgegenständen, sodas ein oder mehrere Goldarbeiter angestellt wurden und immer vollauf beschäftigt waren. Dabei hatte jede der Frauen ihren eigenen kleinen Hofstaat und wie hoch sich dadurch die Ausgaben des Haushaltes des Palastes stellten, kann an der wöchentlichen Summe für Butter und Rahm bemessen werden, die sich auf ungefähr 50 Pfund belief. Wie ein Kind wollte der Gaitawar besitzen was er sah. So gab er mir den Auftrag zwölf goldene Schreibfedern anzukaufen, als er mich eines Tages eine solche gebrauchen sah, obgleich ich ihm erklärte, daß eine einzige 1 Pfund koste und ein ganzes Leben daure und er noch dazu gar nie schrieb! — Ein anderes Mal waren es Duzende von silbernen Löffeln aus reinstem Metall und der schönsten getriebenen Arbeit, weil ich ihm den Gebrauch eines solchen geraten hatte, um die Entzündung in den Fingern zu vermeiden, welche bei Orientalen zuweilen das Essen scharfgewürzter Speisen mit den Händen verursacht. Als er aber fand, daß die Löffel mit Figuren von Göttern geziert waren, was er für eine Unehrenerbietigkeit hielt, wurden sie ruhig beiseite gelegt und eine andere ebenso große Zahl anders verzierter bestellt. Wo nur kostbare Metalle angewendet werden konnten, waren die Gegenstände davon gefertigt, so die Bettstätten, die Badewannen und dergl. Ja sogar die Leibbatterien, die der Guikwar sich gehalten hatte, waren mit Kanonen versehen aus Silber und Gold. Man mußte sie auffahren sehen in Daroda, mit ihren feinen Pferden und den reichen indischen Uniformen, um an orientalische Märchen zu glauben! Wie aus einem Märchen, oder aus dem Leben einer Kleopatra mutete es auch an, wie der Gaitawar sich alljährlich eine Süßigkeit bereitete, der eine geheimnisvolle Kraft innewohnen sollte und von der er jeden Tag etwas genoß: außer Zucker und Mandeln bestand sie aus zermahlenem Bernstein, Gold, feinen Perlen, Smaragden und Rubinien!

(Schluß folgt.)

### Abend am See.

Nun gehn die Böglein schlafen all,  
Nun schwindet ihr heller, flirrender Schall,  
Nun schlummern sie in den Zweigen. —  
Glühende Wipfel sich neigen  
Über die goldene Flut. —  
Alles in Glut,  
In Frieden ruht,  
Und die Berge träumen und schweigen. —

Georg Fuchs.

## Zeitschriften.

Angezeigt von D. v. L.

Ich denke etwa zwanzig Jahre zurück. Da plätscherte die Mehrzahl der Deutschen gemüthlich im Sumpfe des Materialismus. Der Ungeist der Gründerjahre hatte fast alle öffentlichen Bethätigungen des Volkswesens vergiftet, aber man schien es nicht zu bemerken. Im Schrifttum und in den bildenden Künsten, im Staats- und Familienleben waren unsittliche Mächte thätig; der theoretische Materialismus herrschte unangegriffen in den Wissenschaften der Natur und eroberte langsamer auch jene des Geistes; er griff hinüber in das Gebiet der Religion und brachte auch hier die Leugnung des Geistigen immer mehr zur Herrschaft. Hier und dort erhoben sich einzelne Stimmen gegen die Mißstände, aber sie verhallten ungehört oder ihnen antwortete Spott und Hohn. Der Schreiber dieser Zeilen hat es lange an sich selber erfahren, was es heißt, der Zeit entgegenzustemmen, trotzdem er sich dem guten Neuen nie verschloß und nur den Ausschreitungen entgegentrat, die dem deutschen Volke sein Bestes, seine sittliche religiöse Gemüthswelt vernichten wollten.

Wie hat sich seitdem das Bild umgestaltet? Zwar sind die Kräfte der Verneinung nicht erstorben; aber eins deutet auf ihre beginnende Selbstzerstörung: die wahnsinnige Hast, mit der sie in kaum einem Jahrzehnt bis zu den äußersten Standpunkten fortgetaumelt sind wie im Fieber. Es bleibt ihnen nichts mehr übrig, was sie verneinen könnten: Gott Religion, Staat, Gesetz, Familie, Ehe u. s. w. — einen Begriff nach dem andern haben sie in nichts aufgelöst und so fleißig an der berühmten Umwertung aller Worte gearbeitet, daß das Edelmetall dabei verbraucht worden ist und sie nun mit dem Stempel allein dastehen, ohne zu wissen, was sie prägen sollen. Es ist ein geistiger Bankbruch, nichts bleibt mehr übrig, als Papier, Scheinmünze, auszugeben, solange sich noch wirre Geister thörichter Kinder genug finden, die sie als vollwertig annehmen.

Andererseits aber mehren sich von Jahr zu Jahr die Angriffe auf bestehende tatsächliche Mißstände. Das spiegelt sich auch im Zeitungswesen. Einzelne solcher Blätter habe ich in der Zeitschriftenschau schon erwähnt, wie: „die Wiedergeburt der Völker“ von Dr. med. Damm in Wiesbaden, (Monatsschrift 1 Mk. 50 vierteljährlich) der alles auf die Sünden der unnatürlichen Sinnlichkeit zurückführt. Unleugbar spielt die Erkrankung des Geschlechtslebens eine Rolle in der Zersetzung die vielenorts zutage tritt, aber sie allein ist nicht Schuld.

Im September dieses Jahres sind zu gleicher Zeit vier Zeitschriften aufgetaucht, die alle in ihrem Sinn für eine bessere Zeit eintreten wollen. Ein abschließendes Urteil ist noch nicht möglich; ich zweifle, daß sich alle lebensfähig erweisen werden.

Zuerst ist erschienen:

**Das freie Wort.** Unparteiische Besprechung und Nachrichten über Ereignisse und Zustände in der Gegenwart Cassel. (Wochenblatt, vierteljährlich 1 Mk. 25.)

Herausgeber ist J. Pestalozzi, Domäne Haydun, Post Altmorschen. Das Blatt will „zunächst in allen Kreisen des Volkes, bei Hohen und Niederen, bei Mächtigen und Geringen die Selbsterkenntnis wecken, indem es offen die heutigen Schäden und Gebrechen bloßlegt und an die Pflicht mahnt, ihnen abzuhelfen;“ es will für eine Vertiefung

des religiösen sittlichen Bewußtseins im Sinne Christi eintreten, aber keiner Partei dienen.“ Der Inhalt ist im allgemeinen ein anregender, die geäußerten Anschauungen sind gesund, die Darstellung einfach und klar, die Haltung auch den Gegnern gegenüber anständig.

Das zweite Blatt heißt:

**„Anti-Korruption.“** Böllig unabhängiges Wochenblatt zur Bekämpfung der Mißstände, Schäden und Auswüchse sowie der Heuchelei auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens, in Politik, Staat und Gemeinde, Familie und Gesellschaft, Litteratur und Tagespresse, Wissenschaft und Kunst, Rechtspflege und Erziehung, Handel und Verkehr u. s. w. „Für Deutschland Recht und Volkswohl.“ Herausgegeben von Dr. Herm. Wesendonk, Leipzig, Moltkestraße 44. (Vierteljahr 1 Mk. 60.)

Die genaue Wiedergabe des Titels zeigt, was der Herausgeber will — mir scheint es fast etwas zu viel. Das erste Heft bringt einen Aufsatz über die „Korruption der Kritik“ von Hans von Wasedow; die Einleitung zu einer Betrachtung über „Wissenschaft und Universität“ von Dr. Rylander; eine Darstellung der Verrottung im Theaterwesen und einen Beitrag des Herausgebers über einen Rechtsfall.

Die dritte Zeitschrift führt den Titel:

**„Die Zukunft.“** Herausgegeben von Maxim. Harden. Erscheint jeden Sonnabend. Preis 5 Mk. für das Vierteljahr. (Georg Stilke, Berlin, NW. 7.)

Der Herausgeber M. Harden hat sich als Mitarbeiter der „Gegenwart“ durch die mit „Apostata“ unterzeichneten Aufsätze bekannt gemacht, die zum Teil mit voller Berechtigung gegen verschiedene Mißstände auftraten. Im ersten Hefte der neuen Zeitschrift wendet er sich gegen eine neue Gründung, das Monacher-Theater Unter den Linden. Und auch mit Recht. An solchen „Kunstankalten“ geht der letzte Rest öffentlichen Schamgefühls in Brüche; sie sind für die Lebemänner der Börsemwelt berechnet, und ziehen daneben die neugierige noch unerfahrene Jugend in den Sumpf; die Hunderte aber, die man da als Tänzerinnen und Chorführerinnen angestellt hat, sind fast durchweg dazu bestimmt, sich der Prostitution hinzugeben. Harden berührt — wenn auch nicht als der erste — hier eine überfaule Stelle des Berliner Lebens. Wenn Harden sich davor hütet, der Anbeter des eigenen Stils zu werden und nur der Sache dient in ehrlicher reiner Hingabe an eine bessere Zukunft, sie in sich selbst verkörpernd, dann kann er sich ein echtes Verdienst erwerben. Zu bloßem „Stoff“ ist der Kampf für sittliche Gedanken zu ernst. Die übrigen Beiträge sind gut; ein Brief von August Strindberg gereicht seiner Heimat nicht zur Ehre. Wir werden uns freuen, wenn „die Zukunft“ der Gegenwart nützt.

Das letzte der vier Blätter ist die;

**„Deutsche Reform,“** Blätter zur Förderung der Humanität. Erscheint am 1. und 15. des Monats einen halben Bogen stark. (1 Mark im Vierteljahr); Insterburg bei C. A. Wilhelmi.

Das Heft enthält neben einer Einführung Aufsätze über Humanität und über Erziehung. Zum Schluß noch Kleinigkeiten. Der Ton spricht an, aber ein Urteil ist hier ebensovienig möglich wie bei den anderen.

Seit Sonntag dem 2. Oktober erscheint in Berlin:

**„Adels- und Salonblatt.“** Preis 2 Mk. im Vierteljahr (N. Friedrichstraße 105a).

Als Leiter der Wochenschrift zeichnen Harry von Pilgrim und Dr. Wolff-Besch. Das Blatt will die Trenne

zu Kaiser und Reich, die Förderung von Deutschlands Ruhm, als Richtschnur nehmen; nicht nur dem Geburtsadel dienen, sondern allen dienen die „eine edle und vornehme Gesinnung hegen.“ Neben Erörterungen politischer und wirtschaftlicher Fragen wird es Romane, Erzählungen, Gedichte, Besprechungen u. s. w. bringen. Das erste Heft enthält eine kurze politische Wochenschau, Berichte aus Paris und Wien, einen Aufsatz über die Familie von Brofige, einen Modebericht, zwei Gedichte (von Wildenbruch und Pilgrim) und kleinere Beiträge. Nach den einleitenden Worten „Was wir wollen“ hat das Blatt mit der „Deutschen Adelsgenossenschaft“ und deren Blatt keine Verbindung und steht auf einem anderen, weniger ausschließenden Boden. Der Erfolg bleibt abzuwarten.

Von den schon oft angezeigten Blättern ist nicht viel zu melden.

Der „**Kunstwart**“ von Ferd. Abenarius ist in den sechsten Jahrgang getreten. Das Blatt hat eine Kampfzeit hinter sich und das Schwerste überwunden. Diesen Erfolg verdankt es zunächst der wahrhaft opferfreudigen Hingabe des Herausgebers. Wir wünschen von Herzen, daß die Zeitschrift sich in der Kunst der echten Kunstfreunde stetig befestige; es gehört zu den wenigen, in denen im allgemeinen eine edle Gesinnung und ein gerechter Geist walten.

**Spilax.** Monatschrift für Seelen- und Geistesleben, herausgegeben von Hübbe-Schleiden. (Braunschweig, C. A. Schweisfeste und Sohn) hat seit der Neugestaltung eine größere Anziehungskraft auch für solche Leser gewonnen, denen das Blatt früher zu ernst und zu wissenschaftlich erschien. Alles, was heute der materialistischen, geistfeindlichen Weltanschauung entgegentritt, verdient Förderung, von welcher Seite es auch den Kampf aufnehmen möge. Zu rühmen ist, daß alle Mitarbeiter mit tiefster Überzeugung und reinem Sinn für ihre Anschauungen eintreten und das Beste der Menschheit wollen. Der Preis beträgt 18 Mark jährlich, die Ausstattung ist durchaus gebiegen.

### Briefkasten.

Herrn A. Pf. in D. Ich kann Ihnen mit einer Freimaurer-Regel antworten, die mir Herr Dr. Ohenius aus Marburg gelegentlich mitgeteilt hat: „Ehrent Gott Dir einen Sohn, sei bis zu seinem 10. Jahre sein Herr, bis zum 20. sein Vater und von da sein Freund.“ — Herrn H. G. in Kl. (Oldenburg). Ihr Beitrag zu den Stimmen aus dem Lesertreife ist leider viel zu spät in meine Hände gekommen. Übrigens besten Dank für die wohlwollende Gesinnung. — Herrn H. K. in N. Leider ganz unreif. „Die Treue mir geschworen,“ ist undeutlich. Es ist als sagte man, Ihr Gedicht ist mißlung. — Herrn A. B. in G. „Erfüllung“ angenommen. Gestatten Sie mir einige veraltete Ausdrücke, wie „die Horen“ auszumerzen. — Frä. Elsa Gr. Das Gedicht Boetennatur enthält Züge von unbestreitbarer Eigenart, aber die symbolische Bedeutung des „grauen Vogels“ bleibt unklar. „Phantastie“ ist allgemein verständlicher und soll kommen. Jedenfalls besitzen Sie eine Begabung, die der Pflege wert ist. Senden Sie gelegentlich Neues, aber fügen Sie Wohnungsangabe bei. — Herrn Fr. D. S. mer. „Parade“ sehr gewandt und schlicht geschrieben. Aber leider ist der Gegensatz nicht in tieferer Weise erfasst. Die vier letzten Zeilen machen Ihre innerste Empfindung nicht klar. — Herrn

Lehrer H. Sch. in W. b. D. Ich zweifle nicht, daß Ihre „Schlichten Weisen“ wenn schlicht komponiert gut wirken werden. Mir ist's lieber, wenn Sie mir gelegentlich etwas anderes senden. — Herrn K. Entzia B. Das zweite Herbstlied kommt. — J. (Peraspera). Sehr innig empfunden, aber der Grundgedanke tritt nicht klar genug hervor. — Frä. Fr. N. in K. (Sachsen). Nicht ohne gefälligen Fluß der Sprache, aber Eigenart fehlt. Sie sind noch zu sehr im Banne fremder Vorbilder. — Fr. E. K. in N. „Siciliano“ soll gelegentlich kommen. — Bartsch in H. „Wenn Sie mir,“ so schreiben Sie, „die schreckliche Freude machen, ein Gedicht zu bringen, so mache ich Ihnen auch eine Freude.“ Ich kann tatsächlich ein Gedicht bringen, aber machen Sie mir, liebes Kind, lieber keine Freude. Die Vorstellung, ein gesticktes Kopfpolster oder etwas Ähnliches zu erhalten, macht mich schauern. — Frä. J. S. in M.

„Bin mit der Sonne aufgewacht  
Und gebe in den Garten,  
Vorüber ist die schwarze Nacht,  
Ich brauch nicht mehr zu warten.  
Die Vögelin singen in dem Busch,  
Und ich bin voller Freuden,  
Doch bellt der Spitz, so sag ich „Lust“,  
Den Lon kann ich nicht leiden.“

Ich stimme Ihnen vollständig bei. — Frä. M. S. in Berlin. „Amor“ ist gut gemeint aber nicht druckreif. Trösten Sie sich! — Herrn G. L. z. J. Darmstadt. „Abend am See“ kommt. — Frä. E. J. in B. (Rhein.) Nett aber doch nicht ganz gelungen. Ein andermal. Besten Gruß. — Herrn H. H. in Straßburg. Diesmal weniger gut. Senden Sie andres. — Frä. H. W. Großbeerenstr. Leider nicht verwendbar. — Herrn H. v. Sch. Kennan (Persien). Ich werde das meiste bringen. Beste Grüße aus der Heimat! — Frä. E. L. in B. Gedicht angenommen. — Herrn F. C. in St. Die Worte, die Sie Vergißmeinheit zum Nach sagen lassen, besitzen eine Spur von Originalität:

„Ich, Blümlein, habe genossen  
Manch' himmlischen Regentropf,  
Du hast mir mit Liebe umgossen  
Den wogentrunknen Kopf.“

Doch finden Sie nicht, daß es etwas zu kühn ist, aus einem Tropfen einen Tropf zu machen? Da dürfte man schließlich ebensogut statt Kopf Kopsen oder statt Hopfen Hopf sagen. Also erst deutsch lernen, dann dichten. — Frä. M. Pl. in W. (Württemberg) Die Übersetzung ist leider nicht gut genug zum Abdruck. — Herrn H. N. in G. Das „Amseknest“ zeigt liebevolle Naturbeobachtung. Es ist schade, daß Sie diese Langzeilen gewählt haben. Indes werde ich es gelegentlich bringen. — H. W. Baiern. „Schlittensfahrt“ soll kommen. vielleicht auch „Friedhofsidiyll“. — Herrn S. Berl. E. D. „Nacht“ soll kommen. Sie besitzen mehr als durchschnittliche Begabung, aber noch überwiegt die Form den Inhalt. Briefliche Antwort unmöglich. — Gymnas. W. B. in M. „Adam und Eva“ ist als Versuch nicht schlecht, aber druckreif ist es nicht. — Frä. G. L. in H. „Droben“ angenommen. Besten Gruß. — Herrn E. M. Berlin C. 22. „Lenzfrage“ ist zierlich und wird kommen. Briefl. Antwort unmöglich. Die 10 Pf. für die Marke sind in eine Sammelbüchse für Kinderheilstätten hineingeworfen. Ich muß — das gilt auch anderen — entschließen wiederholen, daß ich briefliche Urteile über Gedichte nicht abgeben kann. — Frä. v. E. in M. „Drei Gedichte“ angenommen. Herzl. Gruß! — Herrn A. B. in W. Leider unverwendbar, aber Sie können Neues senden. Der schlichte Ton des Gedichtes hat mir gefallen. — Herrn B. H. in N.



Die „Londoner Briefe“ werden fortgesetzt. — Fr. J. P. in B. S. W. Meine Sprechstunden sind Dienstag von 11—1 in der Wohnung Stephanstr. 66. (Moabit) und Freitag 3—4 in dem Verlag unserer Zeitschrift. Aber es wäre mir lieb, wenn Sie sich vorher anmeldeten, da zuweilen zu viele da sind und ich Ihnen nur sehr kurze Zeit zur Verfügung stellen könnte. — Herrn Dr. J. G. in R. u. Fr. Geh. R. B. in H. Auf die gleiche Frage die Antwort, daß ich nicht zu den Anhängern der Egibyschen Bewegung gehöre, wohl aber H. v. E. persönlich schätze und mit ihm verkehre. — Herrn B. L. in Mailand. Ich werde sehen, ob Ihr Wunsch zu erfüllen ist. Dank u. Gruß! — Fr. Joh. D. in C. Allem Anschein nach ist in H. von den Behörden viel gesündigt worden. Das aber ist kein Grund sich an der Sammlung für die Armen nicht zu beteiligen. Wenn Sie also auf meine Meinung Wert legen, so folgen Sie dem Zuge des Herzens. Besten Gruß! — H. Dr. Sp. in M. Das Geschäft wird von der Konkurs-Verwaltung weitergeführt. Der Zusammenbruch hat in literarischen Kreisen weiter kein Aufsehen erregt, da man ihn seit Jahren erwartete. — Herrn stud. phil. R. in L. Verschiedene Züge in dem Gedicht zeigen gefundenen Sinn für die Wirklichkeit, aber die eingestreuten Kneipwize — sehr stark befeuchtete! — verletzen feinen Geschmack. Sie können gelegentlich anderes senden. — Fr. J. Kl. in R. Wir haben schon öfters erklärt, daß wir eine „Spielecke“ in unserem Blatte nicht einrichten. Uns erscheinen diese Übungen des Verstandes als ein recht überflüssiges Anhängsel der Familienblätter und die Beschäftigung damit gilt uns als Zeitverschwendung. — Herrn Dr. M. S. de. J. in L. Das Unternehmen ist leider nach fünf Heften eingegangen. Es hat sich voraussehen lassen, da die Sache mit nicht genügender Weltkenntnis begründet war. Das Urteil über das genannte Heft teile ich ganz. — Herrn cand. med. W. in B. Das Blatt ist längst eingegangen. Für Gedichte hätte es auch niemals Honorar gezahlt. — Fr. A. G. in S. Wenden Sie sich an den Lette-Verein in Berlin. Aber viel Hoffnungen dürfen Sie sich nicht machen. — „Möschchen im Moos.“ Zu einem „bildenden Briefwechsel“ habe ich, liebes Moosröschchen, keine Zeit. Die „Paula“, an die meine „Plauderbriefe“ gerichtet sind, lebt nur in der vierten Dimension, also können Sie sich nicht auf diese Geschlechtsgenossin berufen. — Fr. A. D. in R. Böse gemacht haben mich Ihre Gedichte nicht, ich war nach der Lesung zu geknickt, um mich zum Zorn aufraffen zu können. Nun seien Sie nicht böse, wenn ich sage: Dichten Sie nicht mehr. — Herr D. v. S. in B. Sie besitzen große natürliche Frische, Ihre Empfindung ist echt und nicht nur Widerhall. Aber die Sprache ist leider oft geradezu schauerhaft. „Gegen Dir“ ist mundartlich; „kollert — in den Schlunden“ ist sprachwidrig u. s. w. Bekämpfen Sie diese Fehler; dann sollen mir Gedichte willkommen sein. — Fr. St. A. in D. Bei uns kommt es nicht auf den bekannten Namen an. Senden Sie nur. — Herrn W. N. in D. Die „Sprüche“ bringen nur solche Alltagswahrheiten, die man nicht mehr aussprechen kann, ohne verpöthet zu werden. Ausdruck oft unklar:

Du sollst die Zeit stets gut benutzen,

Sonst wird sie Dich einmal noch stuzen.

Was soll das heißen? — Fr. Geh. R. W. in St. Vielleicht kann ich die Anregung benutzen. Besten Dank! — Ein Backfisch. Nein, man braucht sich nicht zu zwingen, etwas schön zu finden. Mir ist's lieber, wenn jemand offen

sagt: „Mir gefällt es nicht,“ als wenn er aus Heuchelei lobt, weil es andere thun. Aber bei Werken, die doch bedeutende Menschen begeistert haben, soll man sich bemühen, in sie hineinzuwachsen. — Anfängerin.

Ich ging allein im Walde hin,  
Da kam ein Kied mit in den Sinn,  
Es war an meinen Lieben,  
Gleich hab ich's aufgeschrieben. u. s. w.

Warum sind Sie auch allein im Wald herum gegangen? Ein Unglück ist bald geschehen. — Herrn Wilh. M. in W. Der größere Teil der Sendung angenommen. An einigen Stellen behalte ich mir kleine Verbesserungen vor. Sie häufen zuweilen schwere Sülben zu sehr an. Ihre Begabung ist unbestreitbar das Mittelmaß überragend. — Herrn M. W. in B. Das „Gedicht“ angenommen. — Herrn B. W. in R. Undurchführbar. — Herrn stud. jur. Br. in W. Es mag sein, daß Ihr Gedicht Ihnen besser gefällt, als das den gleichen Stoff behandelnde in Heft 52, aber dennoch müssen Sie mir gestatten, anderer Meinung zu sein und es abzulehnen. Voreingenommen bin ich garnicht, denn ich kenne den Verf. ebensowenig wie Sie. — Eine 22jährige. Leider zu spät eingetroffen. — Frau Dr. Ph. G. in R. „Michel Angelo“ von H. Grimm. — Herrn W. v. B. in L. Ich bespreche oder lasse besprechen nur solche Bücher, die uns vom Verleger zugesendet werden. Von dem Grundsatz kann ich nicht abgehen, da nicht einmal die uns zugeschickten Neuigkeiten alle angezeigt werden können. — Frau Jos. A. in Br. Der Knabe muß das Gymnasium oder ein Realgymnasium vollenden; erst dann kann er eine Bergakademie besuchen. Das Zeugnis für den Einjährigen genügt nicht. — Fr. A. G. in C. Das wird nicht leicht sein, da selbst Erzieherinnen mit Sprach- und Musikkenntnissen oft lange genug nach einer Stellung suchen. Schütten Sie unreines Wasser nicht weg, ehe Sie reines haben. Viele Menschen haben mit ihrer Umgebung zu kämpfen und müssen doch auf der Schanze bleiben und dürfen nicht mutlos werden. Kopf hoch! — Fr. Cl. E. in Gr. Unrettbar unbegabt. Aber Sie brauchen nicht wegen dieses Urteils zu „weinen.“ Wenn das alle thäten, die schlechte Verse gemacht haben, wäre eine Sündflut unvermeidlich. Lachen Sie sich lieber aus; das ist gesünder und vernünftiger. — Herrn D. D. in J. Warme Empfindung, aber zu formlos. — Herrn Dr. med. R. in C. Humor stets willkommen, aber er muß echt sein. Senden Sie nur.

Der Unterzeichnete bittet alle Einsender nachmals dringend, zuerst anzufragen, ob ein Beitrag erwünscht ist. Erfolgt keine Antwort, dann gilt die Aufnahme für verneint. Er ist einfach außer Stande, die Menge der Sendungen, die trotz aller Bitten täglich zunimmt, zu prüfen und wird sie ungelesen zurücksenden müssen.

Otto von Leizner.

#### Inhalt der Nr. 4.

Heinrich Guise. Historischer Roman von Karl Verlow. Forts. — Ein Revolutionär. Roman von Otto Mora. Forts. — Beiblatt: Herbst. Von Karl Faber. — Etwas von den Erzengeln. Kleine Familiengeschichte von Marie Schwarz. — Drei Gedichte von G. Dubas. — Aus den Erinnerungen eines englischen Offiziers. Von Carola Blaker. I. — Abend am See. Von Georg Fuchs. — Zeitschriften. Angezeigt von D. v. L. — Briefkasten.

# Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3¼ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N<sup>o</sup>. 5.

## Heinrich Guise.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

Der König fuhr aus dem Schummer empor. „Was giebt es?“ fragte er verstört, „was begehrt Ihr zu dieser Stunde bei mir, meine Mutter?“

„Ich kam Euch zu sagen, daß Euer Bruder Mençon sich wider Euch empört und an der Spitze einer bewaffneten Schar auf dem Wege nach St. Germain ist, Euch aufzuheben, daß Heinrich von Navarra entfliehen wollte, und es auch ausgeführt hätte, vermutlich, um sich mit jenem zu verbinden, wenn ich es nicht zu verhindern gewußt. Ihr wolltet meinen Warnungen nicht trauen, jetzt hat es sich bestätigt, was mein ahnend Herz mir zuflüsterte. Ihr müßet entfliehen, um nicht der Gefangene Eures Bruders und seiner Mitverschworenen zu werden. Nicht nur Ihr selbst, das Reich ist in Gefahr, wenn sie ihre Anschläge zu Ende führen.“

„O, hätten sie nicht warten können, bis ich gestorben bin,“ seufzte der unglückliche König, dem es beschieden schien, in ewiger Ruhelosigkeit, gehegt bis zu der Todesstunde seine Tage zu verbringen.

Die Königin hatte bereits die Dienerschaft benachrichtigt.

„Schnell, schnell, es ist keine Zeit zu verlieren,“ drängte sie, „lasset Euch ankleiden, die Pferde werden unterdessen gesattelt, wir müssen noch vor Tagesanbruch in Paris sein.“

Sie erinnerte sich nicht, daß ihr todkranker Sohn nicht mehr im Stande war, ein Pferd zu besteigen. Einer seiner Diener eilte aus eigenem Antriebe hinweg, eine Sänfte zu bestellen. Fluchtähnlich wurde noch in der nämlichen Stunde die Reise nach der Hauptstadt bewerkstelligt; die Königin hörte nicht auf, dem halb bewußtlosen Monarchen die Größe der Verschwörung gegen ihn mit immer beredteren Worten zu schildern.

„Ihr hegtet einen ungerechtfertigten Verdacht gegen Euren zweiten Bruder, der eine ihm verhasste Königskrone annahm, um Euren Zorne zu entgehen,“

fügte sie hinzu, während sie ihr Roß dicht an seine Sänfte lenkte. „Jetzt habt Ihr schlimmere Feinde, als ihn, in Eurer nächsten Nähe. Navarra sinnt seit langer Zeit schon über einen Verrat wider Euch. Er hat sich im stillen mit seinen einstigen Waffengefährten, den Hugenotten, umgeben, wer mag wissen, was er mit diesen im Schilde führt, ob er nicht an ihrer Spitze Euch den Krieg erklärt.“

Der König schloß die Augen. „Ich werde ihnen allen nicht lange mehr im Wege sein,“ murmelte er.

„Doch so lange Ihr da seid,“ entgegnete die Königin energisch, „werde ich an Eurer Seite stehen, Euren Platz und Eure Rechte verteidigen. Bin ich nicht Eure Mutter? Und wer liebt seine Kinder mehr, als eine solche? Ich that, so lange ich für Euch regierte, nichts, als was zu Eurem Heile dienen konnte, und all mein Streben ist auch jetzt darauf gerichtet.“

Es war ein günstiges Ungefähr, daß die Dunkelheit der Nacht sie hinderte, des kranken Königs Züge zu sehen. Vielleicht wäre sogar sie zurückgebebt vor dem Blicke stummer Anklage, der sie aus seinem verfallenen Antlitz getroffen.

Sie rühmte ihre Mutterliebe, ihre Aufopferung dem Sohne gegenüber, der ihr dieses gepeinigte, zertretene Leben, dieses zollweise, schreckliche Sterben verdankte! Sie war sich nicht klar darüber, wie wenig ihre Kinder, mit Ausnahme des bevorzugten Heinrich von Anjou, je an wirklicher Liebe von ihr empfangen, wie sie sie alle dem Gözen ihrer maßlosen Herrschsucht geopfert, versteint gegen ihr innerstes Fühlen und unempfindlich gegen das Unglück, das sie selbst auf ihre Häupter gelenkt.

Doch sie sah Karls Züge nicht und er unterdrückte die bitteren Worte, die ihm auf den Lippen schwebten. Was sollte es auch nützen, jetzt noch einen Vorwurf zu erheben? Wie sehr seine Überzeugung sich auch dagegen sträuben mochte, es blieb in seinem jetzigen Zustande ihm nichts anderes übrig, als die

notwendigen Maßnahmen abermals ihrer Entscheidung anheimzustellen, sich ihrem Ermessen zu unterwerfen, wie er es in den vergangenen Jahren so oft gethan.

Vielleicht lag es allein in Katharinas Absicht, dies und nichts anderes zu erreichen. Kaum in Paris angelangt, ließ sie die Verschwörung in den Augen des Königs weniger gefahrdrohend und weitverzweigt erscheinen, als zuvor, und gab der größeren Sicherheit wegen nur den Befehl, einige der hauptsächlichsten Anhänger ihres jüngsten Sohnes, sowie Heinrich von Navarra, zu verhaften.

Dann ließ sie sich Franz von Mençon kommen, der weit entfernt war, über jene bewaffnete Macht zu gebieten, von welcher sie gesprochen, und schüchterte durch ihre Vorwürfe, ihre Ermahnungen ihn derart ein, daß er seine Freunde feigen Herzens an sie verriet und ihr einen Anlaß gab, das beschlossene Strafgericht mit einem Scheine der Gerechtigkeit in das Werk zu setzen.

Nachdem dies alles zu ihrer Zufriedenheit erledigt war, sandte sie zu ihrer Tochter Margarethe, die unruhig und bestürzt dem an sie ergangenen Befehle, vor der gefürchteten Mutter zu erscheinen, Folge leistete.

„Es ist mir lieb, daß Ihr sofort gekommen,“ rebete Katharina sie an. „Ich muß Euch zunächst meinen Dank aussprechen für die Warnung, welche Ihr mir in Betreff der hinterlistigen Pläne Eures Gatten zugehen liebet.“

„Meine Mutter,“ entgegnete die junge Königin besangen, „Ihr überschätzt, was ich zu thun mich verpflichtet fühlte. Von weitergehenden und hinterlistigen Plänen meines Gemahls weiß ich nichts, nur daß es seine Absicht war, vom Hofe zu entfliehen und dies glaubte ich Euch nicht verhehlen zu dürfen.“

„Ihr thatet recht daran,“ sagte die Regentin kalt, „Euer Gatte wird es ein zweites Mal nicht versuchen. Er mag für einige Zeit seinem Vetter Condé Gesellschaft in der Bastille leisten.“

„Ich vernahm bereits, Madame, daß Ihr diesen Befehl gegeben,“ sprach Margarethe, „doch möchte ich Euch vorstellen, daß er mir zu hart erscheint. Die Absicht einer That, so meine ich, dürfte man nicht gleich der begangenen strafen.“

„Dies mögt Ihr billig mir überlassen, meine Tochter,“ war die ruhige Antwort. „Verhütung einer bösen Absicht hindert die That, von der man nicht weiß, zu welchem Ziele sie leiten mag.“

„Ist denn der Plan einer Flucht in eine vermählte Heimat schon so verderblich, meine Mutter?“ fragte Margarethe.

„Wenn Ihr ihn nicht als solches erkannt, weshalb denn fandet Ihr es für nötig, ihn mir mitzuteilen?“

„Es war Euer Befehl, Euch von allen Dingen in Kenntnis zu setzen, welche Euch wissenswert erscheinen mußten, und ich gehorchte Euch,“ erwiderte Margarethe, die, gleich ihren Geschwistern, nicht in der Liebe zu ihrer Mutter, sondern in der Furcht vor ihrer Strenge aufgewachsen war und ihr daher nie ungehorsam zu sein wagte.

„Woher erfuhret Ihr das Vornehmen Eures Gatten, in sein Land und zu seinen Glaubensgenossen zurückkehren zu wollen?“ forschte die Regentin.

Die junge Königin erröthete leicht. „Von einem Edelmann, den er mit seinem Vertrauen auszeichnete,“ antwortete sie zögernd.

„Sein Name?“

Margarethe erhob bittend ihre Hände.

„O, meine Mutter, verlanget nicht ihn zu wissen; was kann Euch an dem Namen dieses Mannes liegen?“

„Sehr viel,“ entgegnete Katharina kurz. „Er war Mitwisser dieses Geheimnisses und daher auch ein Helfer dazu. Er wird die Strafe der andern teilen.“

„Es war wider seinen Willen, seine Absicht, daß er es verriet,“ murmelte Margarethe.

Ihre Mutter lächelte spöttisch. „Er erlag wohl Euren Zauberkünsten, um zum Verräter an seinem Herrn zu werden?“ sagte sie langsam mit Betonung. „Nun, Heinrich von Béarn und Du habt Euch an Untreue kaum noch etwas vorzuwerfen.“

„Ich war nicht untreu, Madame, mit diesem Manne nicht,“ sprach die junge Fürstin, mit Thränen kämpfend. „Ich trieb ein Spiel mit ihm, das mich vergnügte, weiter nichts.“

„Um so schlimmer für ihn, dem es so übel ausgegangen! Noch einmal, wie heißt er, und wo hält er sich auf?“

„Vergebt mir, wenn ich es Euch nicht sagen kann,“ entgegnete die Königin von Navarra fest. „Ich fühle tief das Unrecht, das ich an ihm beging und auch, daß er meinen Verrat nicht verdiente.“

Katharina von Medici war dicht vor ihre Tochter hingetreten.

„Du unterfängst Dich, mir zu trozen?“ fragte sie hart. „Hüte Dich, mich zum Zorne zu reizen; Du solltest wissen, daß dies für niemand zu wünschen ist.“

„Ich weiß es,“ rief Margarethe, in Schluchzen ausbrechend, „ich weiß, daß Ihr Euch nicht gescheut habt, mich mit Schlägen zu mißhandeln, als Ihr entdeckt, daß ich Heinrich Guise liebte. Ich weiß, daß Ihr kein menschliches Erbarmen kanntet, als Ihr mich, die kaum vermählte Frau, von Euch hinweg in das Zimmer meines Gatten sandtet, an dessen Thür die Mörder lauerten; ich weiß, daß Ihr es meinem Bruder, dem Könige, nicht verzeihen könnt, wie sehr er unter der Erinnerung jener fürchterlichen Tage leidet, und daß Ihr die Stunden noch beschleunigt wünscht, die von seiner Lebenszeit verrinnen. Seht Eures Sohnes Jammergestalt an und fragt Euch, was Ihr aus ihm macht, und wenn Ihr mir die Fehler vorwerfet, die ich bereits beging, erinnert Euch, daß Ihr es waret, die mich von jedem Glücke trennte, und daß ich werden mußte, wohin Ihr mich getrieben, gleichviel, ob es jetzt Euer Mißfallen erregt.“

Es war etwas Unerhörtes, daß eines ihrer Kinder eine ähnliche Sprache wagte und Katharina stand einige Minuten, wie unter dem Eindruck dieser Kühnheit, bleich und regungslos. Fast schien es einen Moment, als wolle sie sich auf ihre Tochter stürzen, doch ihre Klugheit sagte ihr, daß sie bei derselben am

Ende ihrer Herrschaft angelangt sei. Sie fühlte, daß sie einen Charakter, wie diesen, nicht mehr nach ihrem Willen beugen könne, und daß der einmal erregten Leidenschaft Margarethens gegenüber selbst ihre Drohung machtlos bliebe.

Achselzuckend wandte sie sich von ihr. „Du bist krank,“ sagte sie rauh, „geh auf Dein Zimmer; auch ohne Deine Hilfe werde ich erfahren, was ich brauche.“

Margarethe verließ das Gemach. Sie empfand, daß sie zu weit gegangen, aber sie machte keinen Versuch, die Mutter zu verlohnen. Sie wußte ja, daß Katharina eine ihr zugefügte Beleidigung niemals verzieh, noch vergaß, und daß diese Stunde ihr dereinst mit bittersten Schmerzen zurückgezahlt werden würde.

### Fünfundzwanziges Kapitel.

Frène de Hennequin saß mit einer Arbeit beschäftigt, in dem Zimmer zu ebener Erde, welches sie und Angélique in dem Hause des Kaufmanns Galbin bewohnten. Die tapfere Helferin auf den Wällen von La Rochelle sah bleicher aus, als zu jener Zeit der höchsten Gefahr und Anstrengung, trotz des halben Müßigganges, den sie nach Frau Alisons Aussprüche gezwungen war, in dem gottlosen Paris zu führen.

„Vielleicht eben darum,“ dachte Frène mit stillem Seufzen, und tiefe Sehnsucht ergriff sie nach jenen sturmbewegten Tagen, die ungeachtet ihrer Not, soviel inneres Glück in sich geschlossen.

Der Aufenthalt in der Hauptstadt hatte sich aus verschiedenen Gründen verlängert. Monsieur de Hennequin war erkrankt, ein langwieriges, wenn auch ungefährliches Leiden, das er sich bei der Belagerung seiner Heimatfestung zugezogen, trat mit der kälteren Jahreszeit wieder auf und fesselte ihn unter heftigen Glieder Schmerzen an das Haus. Der Arzt erklärte sich unter solchen Umständen gegen die weite Reise und sehr zum Mißvergnügen Frau Alisons mußte man sich entschließen noch lange Monate hier weiter auszuharren.

Auch Frène hatte die Entscheidung nicht mit Freude vernommen; es drängte sie von Paris hinweg, obgleich Maurice mehrfach geäußert hatte, sie nicht zurückbegleiten zu können, da sein Gebieter seine längere Anwesenheit noch wünschte.

Frène hatte sich die Zeit ihres Brautstandes fröhlicher gedacht, jene selig dahinträumenden Tage der Sonnenhöhe, die blütenwuchernd das weite Feld der fernem, ungewissen Zukunft vor den Augen der Liebenden verdecken.

Daß ihres Verlobten ernstes und gehaltenes Wesen sich auch in dem neuen Verhältnisse nicht ganz verleugnen werde, hatte sie wohl erwartet, aber dennoch war es ihr, als ob ihrem Glücke etwas fehle, was möchte es nur sein? Oft erschien es ihr, als müßte die Luft der engen Straße sie ersticken, die sie hier atmete, als sei es dieser Druck allein, der ihr die junge Brust beklemmte, ihren Verlobten wortkarg und in sich versunken machte, als empfände

er es nicht einmal als eine Freude, in ihrer Nähe zu sein.

„Ihr seid ein seltsam Brautpaar,“ sagte einst Angélique, „und Maurice wäre kein Liebhaber nach meinem Geschmacke. Mitunter sitzt er Viertelstunden neben Dir, ohne eine Wort zuzusprechen und öffnet er den Mund, so ist es zu einer gleichgültigen Bemerkung, die er ebenso gut unterlassen könnte.“

Frène fühlte sich verpflichtet, den zukünftigen Gatten zu verteidigen.

„Wir kennen uns ja lange Jahre schon,“ erwiderte sie, „was sollten wir uns denn beständig mitzuteilen haben? Und müßiger Rede ist Maurice, wie Du weißt, stets abgeneigt gewesen.“

„Ich sollte meinen,“ sprach Angélique, „daß man sich nicht genug sagen könne, wenn man sich wahrhaft lieb hätte, daß man die Stunde erfähne, die uns mit dem andern zusammenführt, und daß auch unwichtige Dinge an Reiz gewinnen können, wenn wir sie von ihm hören, dessen Gegenwart allein uns Freude ist.“

„Zweifelst Du daran, daß mich Maurice wahrhaft liebt?“ fragte Frène vorwurfsvoll.

Verborgenes Seelenleiden ist zuweilen geeignet, grausam gegen eines andern Fühlen zu machen; Angélique wußte es vielleicht nicht einmal, wie wehe sie der neuen Schwägerin that, als sie gelassen entgegenete: „Ich denke mir die Liebe anders, Frène, doch Du magst ja mit Deinen Überzeugungen recht behalten.“

Ja, sie hatte die Liebe anders kennen gelernt, als jenes ruhige Brautpaar sie sie lehrte, das sie täglich vor sich sah. Die Stunden flogen vor ihr auf, die sie mit dem Geliebten verbrachte; wie thöricht selig hatten sie die Zeit verplaudert, wie dünkte ihr ein jedes Wort von Bedeutung, das er zu ihr gesprochen, wie war auch er unermüdet gewesen, sich von ihr die geringfügigsten Begebenheiten ihrer Kindheit, ihres Lebens in der Heimat erzählen zu lassen.

Und all dies sollte niemals wiederkommen? Sie sollte niemals mehr den Klang seiner Stimme vernehmen, niemals mehr zu ihm sprechen dürfen und sei es nur, um ihm zu sagen, daß sie ihm die Täuschung verziehen, daß ihr Groll nicht stand gehalten vor der noch größeren Liebe, die unter ihrer Sehnsucht, ihrem Schmerze weiter loderte?

Es war unmöglich. Sie war bewacht, gleich einer Gefangenen, und Frau Alison war keine milde Kerkermeisterin. Wenn sie auch das Geheimnis der Geschwister bewahrte, und weder ihr Gatte, noch Frène es ahnten, sie konnte es nicht unterlassen, durch gelegentliche Mahnreden, durch allgemein gehaltene Sentenzen, die Angélique nur allzu verständlich waren, ihre sündhafte Neigung ihr vorzuwerfen und damit in dem Mädchen stets von neuem Erbitterung und Auflehnung zu erwecken.

Sie hätte zuweilen der Bußpredigerin antworten mögen, daß sie sich nicht so gottverdammte und verworfen fühle, — Frau Alisons Lieblingsausbrüche, — da ihre Neigung in ihr entstanden, ehe sie es gewußt, daß der Geliebte nicht mehr frei sei, aber bei der strengen Calvinistin, die stets ein Bibelwort bereit

hatte, ihre Entgegnung niederzuschlagen, hätte dies wenig genügt.

Es sind die ungeprüften Seelen, die allein die Wirkung, nie die Ursache gelten lassen; Alison von Hennequin hatte auf ihrem Lebenswege keine Versuchung nach dieser Richtung, und daher auch keine Verfehlung kennen gelernt, aber sie war auf ihre nie erprobte Tugend stolz, als sei sie der Preis schwersten, inneren Ringens gewesen.

Und so erging es Angélique wie Irène. Sie sehnte sich hinweg aus dieser Stadt, deren Mauern ihren Kerker bildeten, aus dessen Tiefe kein noch so leises Zeichen zu ihm dringen konnte, der, trotz der Trennung, unaufhörlich ihre Gedanken beschäftigte.

Unter den zahllosen Kämpfern auf Erden giebt es Naturen, die nicht zur Entsaugung geschaffen sind. Das sind die Menschen, deren Liebesfähigkeit zu groß ist, um sie anders als voll und ganz auf einen einzigen Gegenstand zu konzentrieren.

Angélique gehörte zu diesen Beklagenswerten, deren Martyrium um so qualvoller ist, je tiefer sie geliebt, weil ihnen die Gabe versagt ist, an kleinem Glück sich wieder aufzurichten, wenn jenes eine hohe und einzig begehrte ihnen verweigert wurde. Die Kraft des Gefühles, das unter glücklichen Verhältnissen die herrlichsten Blüten der Seele zeitigen könnte, ist ebensowohl dann fähig die zarten Keime zu vernichten, die unentwickelt schlummerten und neben ihnen verderbliche Triebe emporschießen zu lassen, die ihre Nahrung aus der Bitterkeit des Herzens ziehen.

Die Krankheiten der Seele sind der Heilung zugänglich, wenn sie des rechten Arztes Hilfe erfahren, doch Angélique durfte nicht hoffen, dieser Segnung teilhaftig zu werden. Auch die Religion versagte ihr die Stütze, sie hörte sie nur als strenge Drohung auf sich angewandt; sie war ihr nicht der tröstende Stern, der sie aus ihrem Kampfe zu endlichem Frieden leitete, zur Ergebung in einen Willen, der das Leid der Welt zur Läuterung der Menschheit über sie verhängte, nicht als die unverdiente Härte, welche sie darin erblickte.

Sie lebte in stumpfem Gehorsam weiter und weiter, mit Seufzen den jungen Tag begrüßend, der ihr die Verpflichtung auferlegte, vierzehn lange Stunden zu wachen, zu sprechen, wenn man es verlangte, mit Dingen sich zu beschäftigen, die ihr reizlos erschienen und bleiern, öde, trostlos den Abend wieder sinken zu sehen.

Sie hatte, in sich selbst verloren, auch ihre Äußerung zu Irène beinahe wieder vergessen und ahnte nicht, daß ihre Worte in dem Innern der jungen Braut widerhallten, mit schmerzdem Klange ihr die Frage zurufend, die sie von sich zu weisen strebte: ob Maurice wirklich, wirklich sie liebe?

Sie grübelte auch heute wieder darüber nach; die Gegenwart Angéliques zog sie nicht davon ab. Die beiden Mädchen hatten sich nichts zu sagen; Angélique fürchtete neue Vorwürfe zu hören, Irène jedoch ihre bangen Zweifel zu verraten.

Sie saßen schon lange schweigend nebeneinander, als, zu dieser Stunde etwas überraschend, Maurice eintrat. Irène erhob sich nicht von ihrem Sitze, ihn

zu begrüßen, sie wäre ihm entgegengeeilt, wenn sie ihrem Herzen hätte folgen können; die Kälte aber, mit der er schon seit einiger Zeit ihre Liebkosungen erwiderte, hatte sie scheu und befangen gemacht; sie wartete, bis er an ihren Stuhlrahmen kam, in seiner kühlen Art ihre Hand zu küssen und nach ihrem Ergehen zu fragen.

„Ich danke Dir,“ antwortete die Braut, „mir geht es gut, wie es nicht anders sein kann. Wie kommt es, daß Du zu dieser frühen Stunde einmal bei uns bist?“

„Ich war im Louvre, um meinen Gebieter zu sprechen, wurde jedoch bedeutet, daß er nicht anwesend sei. Was mich hierherführte, war der Wunsch einer Unterredung mit meiner Schwester. Hast Du Zeit, Angélique, mir einige Minuten zu schenken?“

Angélique, welche im stillen das Gespräch zwischen Braut und Bräutigam ebenso trocken und inhaltslos, wie immer, gefunden, legte ihre Arbeit nieder.

„Ich bin zu Deinem Befehle mein Bruder.“

Er verabschiedete sich mit kurzem Gruße von seiner Verlobten und schritt der Schwester voran durch den Corridor, an dessen äußerstem Ende sich sein Zimmer befand.

„Ich habe Dir heute Freudiges mitzuteilen, Angélique,“ begann er, als die Thür sich hinter ihnen geschlossen, „ein Ereignis, das wohl fähig Deinen Zügen den Frohsinn wiederzugeben, welcher seit einiger Zeit so ganz daraus entwichen. Vergiß und überwinde daher die Traurigkeit, in welche Dich Dein eigener Irrtum versenkte; es harren andere bessere Freuden und auch Pflichten Deiner, die das Erlebte bald wie einen bösen Traum Dir erscheinen lassen werden, aus welchem Du mit Dank gegen den Herrn erwachtest, der Deine Wege so wohl lenkt. — Ein Freund von mir und wackerer Ritter, Eustache de Loignac, wirbt um Deine Hand, die ich ihm gerne zugesagt, weil ich Dein Glück damit zu gründen hoffe. Er ist seit gestern hier, sich Deine Antwort selbst zu holen und harret noch heute des Bescheides.“

Angélique, welche unter dem Beginne seiner Rede einer gewissen Spannung sich nicht erwehren konnte, hatte ihre frühere Starrheit bereits wieder angenommen; mit vollkommener Ruhe schüttelte sie den Kopf.

„Eustache de Loignac?“ wiederholte sie. „Ich kannte ihn nur wenig bisher und habe ihn nie gemocht. Du gabst Dein Wort voreilig, Maurice; seine Gattin wünsche ich nicht zu werden.“

„Deine Entscheidung, meine Schwester, scheint mir übereilter, als meine Zusage,“ erwiderte Maurice streng. „Was hast Du gegen ihn einzuwenden? Und weißt Du auch, daß Du nicht ohne weiteres einen Mann zurückweisen darfst, den ich, Dein älterer Bruder und jetzt Dein Vormund, Dir zum Gatten bestimmte?“

„Was ich gegen ihn einzuwenden habe?“ fragte Angélique gleichsam erstaunt. „Daß er mir zuwider gewesen, so oft ich ihn gesehen, daß ich zu einem Manne, wie er es ist, niemals Vertrauen fassen würde und daß ich nicht voraussetzen kann, Du

wolltest ohne Liebe mich an jemand dahingeben für mein ganzes ferneres Leben.“

„Die Liebe, wie Du sie auffassest Angélique, ist eine romantische Thorheit, die sich selten im Leben in die Wirklichkeit übertragen läßt. Es können zwei Menschen, die sich schätzen und wert halten, in inniger Neigung endlich fester verbunden sein, als durch jähe Leidenschaft.“

„So wartest Du wohl, daß eine solche Neigung erst bei Dir und Irène komme, da Ihr sie beide vorläufig nicht zu hegen scheint?“ gab Angélique spöttisch zurück. „Was ich bisher von Eurem Brautstande sah, macht mich nicht begierig, Eurem Beispiele zu folgen.“

In Maurice's gebräuntes Angesicht stieg eine heiße Röthe; er hatte das Empfinden, jetzt seiner Schwester Blick vermeiden zu müssen.

„Es handelt sich hier nicht um mich und Irène,“ sagte er trotzdem kalt, „sobald es handelt sich darum, von Deiner unglückseligen und sündigen Liebe, die Deine Jugend ganz und gar verdüstert, durch die Verbindung mit einem ehrenwerten Manne Dich zu heilen.“

„Weißt Du denn, ob ich geheilt sein will?“ entgegnete das Mädchen in gleichem Tone.

„Dies hoffe ich,“ sprach ihr Bruder mit Nachdruck, „Du würdest durch das Gegenteil nur Deine eigene Schmach verhehlen.“

„Sei es darum,“ rief Angélique aufflammend, „Euch kalten, unbarmherzigen Richtern zum Trost, gestehe ich es Dir frei und offen, daß ich, was Du meine Schmach heißest, bis an meinen Tod als mein höchstes und einziges Glück betrachten werde. — Willst Du mich mit diesem Geständnisse zum Weibe eines verhaßten Mannes machen?“

„Ich muß es, denn es ist die einzige Rettung vor dem Wahnsinne einer solchen Leidenschaft.“

Sie rang die Hände ineinander. „Maurice, mein Bruder, hab' Erbarmen,“ flehte sie, „wer sollte es noch für mich besitzen, wenn Du es nicht hast? Du übergabst mich jener mitteleidslosen, strengen Frau, die nie gelitten und vielleicht auch nie geliebt hat und von der, — o leugne es nicht — sicherlich auch dieser Ratschlag kam. Doch ist in Deinem Herzen denn alles zu Stein geworden, daß auch Du kein Verständnis für mein unsagbar Wehe hast? Du hast Dich einem edlen und lebenswerten Mädchen anverlobt — würde es Dir keinen Schmerz bereiten, Dich von ihr geschieden zu sehen? Und wenn ich auch in Deinen Worten, Deinem Wesen geringe Wärme nur für sie entdeckte — fühlst Du für sie ein wenig nur der Liebe, die sie verlangen darf, von Dir, dem künftigen Gatten — Du würdest mir ein milderer Richter sein und mich gewaltsam nicht in Jammer und Verzweiflung stoßen.“

Die Stirn des Hugenotten verschattete sich tief. Hatte er wirklich kein Verständnis für das Empfinden dieses jungen, leidenden Geschöpfes, das ihn um Erbarmen flehte? Besaß er noch ein Recht zu der unnachsichtigen Strenge, mit der er sie unter seinen Willen zu beugen gedachte? Sie rief die Erinnerung an die verlobte Braut ihm zurück; es war ein

stechender Vorwurf, der ihn dabei durchschauerte. Er ergriff seiner Schwester Hand.

„Du sollst die Anklage nicht gegen mich erheben dürfen, daß ich Dich in Dein Unglück drängte,“ sagte er gütiger, als zuvor. „Kannst Du Dich jetzt noch nicht entschließen Loignacs Hand anzunehmen, will ich Dir Zeit lassen, bis Du völlig überwunden. Nur ganz zurückweisen möchte ich den Freund nicht. Darum gestatte ihm, sich Dir zu nähern und mit Dir zu verkehren. Vielleicht, daß Du im Lauf der Zeit ihn lieber gewinnst.“

„Ich danke Dir für Deine Schonung, mein Bruder,“ antwortete Angélique etwas erleichtert, „ach, aber ist es denn geboten, daß ich mich überhaupt vermähle? Könnte ich nicht in Eurem zukünftigen Hause, Euch dienend, meine Tage verbringen? Wie viel leichter erschiene mir dieses, als Loignacs Gattin zu werden.“

„Unser Haus ist noch nicht gegründet, Angélique,“ sprach Maurice, „und in unsicheren Zeiten, wie diese, kann man niemals wissen, wann es geschehe. Mir wäre es eine Beruhigung, wüßte ich Dich in den Kämpfen, die unausbleiblich wiederkehren werden, in der treuen Obhut eines braven Mannes. Weißt Du nicht, daß Du arm bist, meine Schwester, wie auch ich, daß Du auf die Großmutter Fremder angewiesen wärest, wenn keine eigene Heimstätte sich für Dich findet?“

„Ich würde jederzeit einen Platz entdecken, an welchem ich mich nützlich machen könnte,“ erwiderte Angélique fest, „und sei es in den Kämpfen, welche Du voraussiehst, als Pflegerin der Kranken und Wunden.“

„Möge Dir der Herr es ersparen, dies in kurzer Zeit schon in der That ausführen zu müssen,“ sagte Maurice gedankenvoll, „und jetzt — was darf ich Eustache als Antwort von Dir überbringen?“

„Es bleibe Deinem Ermessen überlassen; ich habe Dein Wort, daß Du mich nicht zwingen wirst. — Und nun lasse uns zu Irène zurückgehen, die Dich gewiß noch gerne sprechen will.“

„Es ist mir leider unmöglich,“ entgegnete Maurice, „bringe ihr meine Grüße und sage ihr, daß ich ihre Rücksicht erbitte; ich habe heute noch für den König mancherlei zu schreiben.“

Sie nickte und ließ ihn allein; Maurice warf sich in seinen Sessel und starrte vor sich hin. Er hätte Zeit gehabt zu seiner Braut zu gehen, doch er vermochte es nicht.

Der Anblick ihrer milden Züge war ihm eine Pein, das Vertrauen, welches sie ihm entgegenbrachte, bedrückte ihn, die Sehnsucht, die sie nach ihm empfand, er hatte aufgehört, sie zu erwidern.

Wie war es nur gekommen, was er sich selbst mit Schreden und Beschämung eingestand? Er wagte der jungen Schwester, die ahnungslos von ihrem Verhängnisse ereilt worden, von ihrer sündigen Leidenschaft zu sprechen — stand er nicht tiefer, viel tiefer als sie, er, der mit sehenden Augen in den Abgrund geschritten, der sich vor ihm aufgethan? Margaretha, Herrlichste der Erdenfrauen! war es ein Zauber, mit dem sie ihn umstrickt? Waren es die

strahlenden Augen, die lächelnden Lippen, welche ihn zum blinden, beseligten Träumer machten, ihn seine Pflicht, seine Braut, die gelobte Treue und endlich die Ehrfurcht gegen seinen Herrn vergessen ließen?

Er sann vergebens nach, des Rätsels Lösung zu finden. Die Leidenschaft, die ihn für das unerreichtbare, schöne Weib gepackt, drohte ihm den klaren Verstand zu verwirren. Maurice hatte in seinem bisherigen Leben wenig mit Frauen verkehrt, und daher ihm die Gelegenheit gefehlt, Vergleiche anzustellen, oder sich vorübergehend fesseln zu lassen.

Die freundliche Gewohnheit des Verkehrs mit Irène, der Jugendgespielin, die Anerkennung ihrer Tugenden, die Achtung, die ihr von allen Seiten gezollt wurde, hatten ihren Besitz ihm wünschenswert erscheinen lassen, und doch, was war jene ruhige Zuneigung im Hinblick auf die herzaufwühlenden Erschütterungen, die er in Margarethas Nähe durchlebte?

Er mußte, daß der Zwiespalt, in welchem er sich befand, ihn aufreiben müsse, daß er der Liebe seiner Braut, wie lange schon, unwürdig sei. Und dennoch schien es ihm unmöglich, seine Ketten zu brechen.

Der Dämon, der ihn den Kälten, stets Beherrschten, in dieses Gefühl gerissen, spottete seiner Anstrengungen, die Leidenschaft triumphtierte über seine Vernunft. Sie trieb ihn ruhelos umher, bis Margarethas Laune es ihm wieder gestattete, sich ihr zu nahen und sie trieb ihn auch heute wieder hinaus, von ferne wenigstens den Schimmer des Fensters zu sehen, hinter welchem sie vielleicht in diesem Augenblicke stand.

Irène hatte lange vergebens auf ihn gewartet, ihr Herz war schwerer als je. Was nur beschäftigte Maurice, um ihn ihr zu entfremden, was war es, das ihn seit einiger Zeit so ungleich seiner selbst gemacht?

An dem offenen Fenster, an welchem sie saß, tauchte plötzlich die Gestalt eines Mannes auf

„Wohnt hier der Ritter von Rougemont?“ fragte er hastig.

„Ja, aber er ist vor geraumer Zeit schon ausgegangen,“ antwortete Irène.

„Wann kehrt er wieder?“

„Das vermag ich nicht zu sagen.“

„Ich habe eine Botschaft für ihn, die keinen Aufschub duldet.“

„So gebt sie mir, ich bin seine Braut. Er wird sie von mir unverzüglich erhalten.“

Der Fremde zögerte ein wenig. „Ich sollte sie eigentlich nur in seine Hände übergeben, so ward mir aufgetragen.“

„Ihr werdet doch nicht zweifeln, daß er sie erhält, wenn ich Euch dafür bürgere.“

Der Bote legte ein Päckchen vor sie hin. „Hier ist, was mir anvertraut wurde,“ sprach er.

„Könnt Ihr mir nicht sagen, von wem, oder ward dies Euch verboten?“

„Eine fremde Frau gab es mir vor dem Königschlosse; ich kenne sie nicht,“ antwortete der Mann

und ohne eine weitere Frage abzuwarten, eilte er davon.

Irène öffnete die Hülle, die um das Päckchen gelegt war. Eine kunstvoll zusammengefaltete Schleife fiel ihr daraus entgegen, deren goldgestickter Stoff, deren kostbare Nestel es ihr verriet, daß die Gabe von keiner gewöhnlichen Person kommen könne. Das fern von der Hauptstadt erzogene Mädchen kannte auch den Brauch nicht, sich auf solche Art Briefe und Botschaften zu übermitteln. Sie fragte sich, was Maurice wohl aus dem Geschenk entnehmen sollte, das ersichtlich von einer Dame ihm gemacht wurde.

Doch während sie die Schleife hin und her wandte, löste sich ein Knoten derselben, den die Nadel nicht fest genug gehalten; ein duftendes Brieflein zeigte sich darunter, sorgfältig mit flüssigem Wachs geschlossen, aber ohne Aufschrift.

Es war ein eigenes Gefühl, daß die junge Braut bei dem Anblicke beschlich, einer erschreckenden Frage ähnlich, die sie dennoch im nächsten Momente wieder von sich wies. Ihr war die Eifersucht ein völlig Unbekanntes und auch heute hätte sie gefürchtet Maurice zu beleidigen, wenn sie einer Regung davon Eingang gestattete — und dennoch, jenes beklemmende Ahnen kehrte wieder, das nun schon seit Tagen wiederholt in ihr aufgestiegen, als senke sich ein Schatten zwischen sie und ihr erhofftes Glück.

Sie legte die Schleife und den Brief vor sich auf den Tisch. Mit leichter Mühe hätte sie ihn öffnen können, sich von seinem Inhalt zu überzeugen, sie berührte ihn nicht mehr.

Für Irène Hennequin gab es keine Übertretung, die sie als unehrenhaft an einem andern gerügt haben würde, nicht einmal die Verführung trat an sie in dieser Stunde. — Noch war ihr Vertrauen zu dem erwählten und geliebten Manne nicht unter der Saat des Zweifels erstickt.

Sie atmete erleichtert auf, als sie den Schritt ihres Bräutigams im Hause gänge hörte. Er wollte an ihrer Thür vorüber; sie ging hinaus.

„Maurice, es ist eine Botschaft für Dich gekommen, die, wie der Überbringer sagt, Eile erheischt; willst Du sie nicht in Empfang nehmen?“

Er folgte ihr in das Zimmer; ein rascher Blick auf ihren Arbeitstisch zeigte ihm die purpurne Schleife und den daneben liegenden Brief. Hastig griff er nach beidem; es konnte Irène nicht entgehen, daß sein ganzes Wesen eine leichte Verlegenheit ausdrückte.

„Die Schleife ist geöffnet,“ bemerkte er, „thatest Du es, Irène?“

„Die Nadel löste sich, als ich sie in der Hand hielt; der Brief fiel heraus.“

„Den Du nach Mädchenart natürlich lasest?“ fragte er mit erzwungenem Lächeln.

„Wie sollte ich? Er war ja für Dich bestimmt.“

Das großherzige Vertrauen, das sich in den wenigen Worten aussprach, machte kaum einen Eindruck auf ihn. Seine ganze Aufmerksamkeit war auf den Inhalt des Briefes gerichtet, den er jetzt auseinanderfaltete. Die Zeilen trugen die wenn auch etwas verstellte Handschrift der Königin und waren offenbar in großer Eile niedergeworfen.

„Fliehet, Chevalier,“ so schrieb Margaretha, „Ihr seid in Gefahr des Lebens. Der König von Navarra ist bereits verhaftet, Euch, vielleicht uns allen, droht ein gleiches Schicksal.“

Die Veränderung seiner Züge, als er das Billet gelesen, erschreckte Irène; sie umklammerte seinen Arm.

„Was ist geschehen, Maurice?“ rief sie. „Von wem kommt der Brief?“

„Von der Königin von Navarra,“ antwortete er. „Der Fluchtplan unseres Herrn, um den auch Ihr wußtet, ist gescheitert; hier lies es selbst.“

Sie gehorchte zitternd. „Und Du? Wirfst Du der Warnung folgen? O thue es! Jede Minute Zögerung kann von Verderben sein.“

„Ich will es thun,“ sprach er entschlossen, „doch zuvor muß ich die Königin noch sehen.“

„Wozu das, Maurice? Sie kann unmöglich Deiner bedürfen und für Dich wäre es von Gefahr, den Louvre noch einmal zu besuchen.“

„Mir ist jede Gefahr gleichgiltig, wenn ich nur sie gerettet weiß,“ rief er erregt.

„Maurice!“

Ihr Aufschrei, wie aus der Angst eines gepreßten Herzens hervorgestoßen, brachte ihn zur Besinnung.

„Du kannst das nicht begreifen, Irène,“ fügte er etwas ruhiger hinzu, „doch mir gebietet es die Pflicht, bevor ich an mich selbst denke, mich zu überzeugen, ob die Gemahlin meines Herrn in Sicherheit und frei von jedem Verdacht geblieben.“

Sie schaute mit thränenvollen Augen zu ihm empor.

„Und an die tödliche Sorge, die Du mir bereitest, denkst Du nicht?“ sagte sie leise.

Er hätte sich erinnern müssen, daß größer, als die Pflicht für die Königin von Navarra, die für das Mädchen sei, welchem er Treue gelobt, er that es nicht. Der Aufruhr, den die erhaltene Nachricht hervorgerufen, drängte alles andere zurück, um ihm ein Bild nur zu zeigen: die angebetete Fürstin, die vielleicht des Freundes und des Retters in höchster Not bedurfte. Die Schleife und den Brief zu sich steckend, wollte er hinweg.

„Leb' wohl, Maurice,“ sagte Irène mit klangloser Stimme.

„Lebe wohl!“

Er neigte sich, sie auf die Stirn zu küssen. Sie wich ihm aus.

„Versäume keine Zeit mehr, Du hast Eile,“ sprach sie abgewandt.

### Sechzehntes Kapitel.

Der Louvre zeigte, trotz der aufregenden Scenen, die sich darin abgepielt, äußerlich die gleiche Physiognomie, wie sonst. Man hatte die Wachen an seinen Portalen und in seinen Gängen nicht verdoppelt, die Pforten nicht versperrt, Maurice konnte ungehindert durch den Seiteneingang, den er zu benutzen pflegte, die schmale Wendeltreppe hinan, in die Gemächer der Königin von Navarra gelangen.

Die Kammerfrau, der er eine wohlbekannte Erscheinung war, empfing ihn im Vorderzimmer.

„Gut, daß Ihr kommt, Chevalier,“ sagte sie sichtlich erfreut, „vielleicht findet Ihr etwas, das unsere Herrin trösten möge.“

Sie ging in das anstoßende Gemach, um gleich darauf wiederzukehren.

„Ihre Majestät wünscht Euch zu sprechen.“

Wenn Maurice Rougemont auch erwartet hatte, die Fürstin vielleicht angstvoll erschreckt von einer möglichen Gefangennahme zu treffen, so war er doch nicht darauf vorbereitet gewesen, sie völlig aufgelöst in Thränen und Verzweiflung zu finden, wie er sie jetzt vor sich sah. Margaretha war in ein schwarzes Gewand gekleidet, ihr Haar hing ungepflegt und wild zerzaust auf ihre Schultern nieder, ihre Augen waren vom Weinen geröthet.

Sie erhob sich von dem Divan, auf welchem sie gelegen, als der Chevalier eintrat.

„Ihr seid es, Maurice,“ sprach sie. „Ihr treuer, treuer Freund! Habt Ihr denn meinen Brief nicht erhalten, der Euch sofortige Flucht befahl? Mich reute meine Botschaft, nachdem ich sie abgeschickt; ich verlangte nach Euch, dem Einzigen, dem ich mich vertrauen könnte. Ihr seid da; habet Dank dafür!“

Er war zu ihr geeilt und drückte, ihr zu Füßen sinkend, ihre Hand an seine Lippen.

„Ich hätte mich nicht zu einer Flucht entschließen können,“ erwiderte er bewegt, „bevor ich nicht um Euer Schicksal außer Sorge war. Und ich sehe, daß ich recht daran that; doch jetzt, Gebieterin, sollen meine schlimmsten Ahnungen sich bestätigen? Sprecht es aus, bedroht man Euch?“

„Nicht mich, Chevalier,“ antwortete sie traurig lächelnd, „meine Mutter ist zu klug, um vor der Welt sich die Blöße zu geben, die Tochter, die ihr dennoch verhaft ist, einkertern zu lassen. Doch Andere sind es, für die ich fürchte, und deren Los ich erst seit heute weiß.“

„Nicht Ihr,“ sprach Maurice aufatmend, „Gott sei gelobt, der dieses Schreckliche von Euch abwende; so ist es Euer Gemahl, für den Ihr banget? Seid getrost, Herrin, man wird nicht wagen, mit Strenge gegen ihn vorzugehen. Der König, Euer erhabener Bruder, hält ihn wert; seine Haft kann nur von kurzer Dauer sein.“

Er vergaß in seinem Bestreben, sie zu trösten, daß sein Los das schlimmste sein könne. Wie hätte er in diesem Augenblicke anderes denken können, als sie allein? Sie erschien ihm hinreißender in ihrem Schmerz, als in den Stunden sonnigster Heiterkeit, er glaubte, im Anschauen des verführerischen Weibes verloren, die Welt versinken zu sehen.

Margaretha strich sich langsam das wirre Haar zurück. Ein Entschluß war in ihr reif geworden, dessen Ausführung von der Ergebenheit dieses Mannes vor ihr abhing, aus dessen Zügen jene leidenschaftliche Anbetung zu ihr sprach, die vor keinem Wagnis zurückschreckt. Sie wußte längst, daß er sie liebte, mit jener verzehrenden Glut, deren nur streng verschlossene Naturen fähig sind; sie durfte es von ihm



erwarten, daß seine Liebe auch der höchsten Selbstverleugnung fähig sei.

„Ich läuschte mich nicht in Euch,“ sagte sie mit ihrer schmelzenden Stimme, der es so schwer war, zu widerstehen. „Als ich zuerst Euch in meines Mannes Zimmer erblickte, wußte ich auch, daß ich in Euch den unerschrockenen und treu ergebenen Ritter gefunden, dessen ich in meines Lebens Kämpfen bedarf. Nie hätte ich gedacht, Euch so schnell eine Probe auferlegen zu müssen, wie tief Eure Anhänglichkeit an mich sei, heute muß ich es bereits thun. Sagt mir, was ich von Euch zu hoffen habe?“

„O Majestät, befehlet über mein Leben,“ murmelte Maurice, „Euch zu dienen, für Euch sich zu opfern ist ja Seligkeit.“

Seine sonst so stillen, ernsten Augen leuchteten in düsterer Glut zu ihr empor; Margaretha hielt den Blick aus, ohne mit den Wimpern zu zucken.

„Ihr wisset, daß mein Bruder von Mençon damit einverstanden war, meinen Gemahl auf seiner Flucht zu begleiten,“ begann sie leise und hastig, „doch nicht, daß er gleichzeitig eine Verschwörung gegen den König, seinen Herrn, plante. So wenigstens sagte meine Mutter und er hat es bestätigt und zwei seiner Freunde ihrer Rache ausgeliefert. Sie sind schuldlos, ich schwöre es Euch; Gott weiß es, was meinen Bruder veranlaßte, sie preiszugeben zu der eigenen Rettung. Doch beide sind verhaftet, in strengem Gewahrsam. Es wäre eine Möglichkeit noch sie zu befreien, den Einen wenigstens, bevor man sie in die Bastille führt, aber heute Nacht noch müßte es geschehen. Morgen schon könnte es zu spät sein.“

Aus Maurice's Zügen war die Bewegung gewichen, die sie zuvor belebte.

„Und wer, hohe Frau, wenn es nicht Euer Gemahl, nicht Euer Bruder, sind jene Ritter, der Eine zumal, dessen Schicksal Euch so nahe geht?“ fragte er.

„Es ist der Graf La Môle, den man beschuldigt, durch Zauberkünste des Königs Leben verfürzt zu haben,“ rief Margaretha, von neuem in Thränen ausbrechend, „o, wenn Ihr je mein Freund gewesen, sucht ihn zu retten, und seid gewiß, daß keine That des Dankes mir je zu groß für Euch erscheinen wird.“

Maurice schwieg; es kam ihm in den Sinn, daß man den Grafen La Môle erst unlängst, als den erklärten Günstling Margarethas bezeichnet hatte. In dem eigenen Gefühl befangen hatte er dem leeren Geschwätz, wie er es nannte, keinen Glauben geschenkt. Die Verzweiflung der Königin ließ dasselbe jetzt in einem anderen Lichte erscheinen. Margaretha deutete sein Schweigen anders.

„Ihr schredet vor der Schwierigkeit zurück, die das Unternehmen mit sich bringen könnte,“ fuhr sie fort, „ich habe bereits alles überlegt. Begebet Euch ungesäumt zu der Herzogin von Nevers, die Euch mit den nötigen Geldmitteln ausrüsten wird, und dann zu dem Offizier der Leibwache, dessen Obhut die Grafen von La Môle und Coconas bis morgen noch anvertraut sind. Das Blatt hier enthält seinen Namen, sowie die der Wachen, die ihm beigegeben sind. Versucht sie zu bestechen, verspricht ihnen, was

Ihr wollt, was sie begehren. So lange beide noch im Louvre sind, kann nicht alles verloren sein.“

Der Hugenott hatte sich schon längst von seinen Knien erhoben; er trat einige Schritte von der Königin zurück. Die Eröffnung, welche ihm heute zu teil wurde, traf ihn unvorbereitet genug, um ihm für einige Minuten die Fassung zu rauben.

„Bevor ich mich entschließe Euren Auftrag auszuführen, Madame,“ sagte er scheinbar gelassen, „wollt mir den Grund mitteilen, der Euch veranlaßt Euch eines fremden Ritters bis zu diesem Grade anzunehmen. Weder Mr. de La Môle, noch de Coconas haben sich irgend welcher Verdienste zu rühmen, die eine solche Aufopferung erklärlich machten.“

„Wozu die Frage?“ entgegnete die Königin, sich stolz emporrichtend. „Ihr schworet mir Ergebenheit bis zum Tode. Wollt Ihr Bedingungen an Euer Gelübde anknüpfen, der Gunst Euch undankbar beweisen, die ich Euch erzeugte?“

„Die Gunst, die Ihr mir schenktet, erhabene Frau, war mir eine hohe und köstliche Gabe und überglücklich wäre ich gewesen durch einen Dienst für Euch mich ihrer wahrhaft würdig zu machen, doch nur für Euch, nicht für einen Unbekannten, dem eine gleiche Auszeichnung geworden zu sein scheint.“

„Ihr dienet mir, wenn Ihr ihn befreit,“ sagte Margaretha kurz.

„Und rettete den Feind mir, den Mann, den ich Ursache hätte zu vernichten, weil er Euch teuer ist,“ antwortete Maurice eifrig.

„Ich glaubte, Ihr liebtet mich; ist dies der Ausdruck Eurer Liebe?“

„Ich würde anders zu handeln fähig sein, wenn ich Euch nicht geliebt hätte,“ erwiderte er, „verzeihe Gott das Spiel Euch, das Ihr mit mir triebet.“

Doch Margaretha, bei der die Übergänge der Stimmung ebenso schnell, wie bei ihrem Bruder, König Karl, wechselten, war zornsprühend aufgesprungen.

„Wollt Ihr mir Vorwürfe machen, daß Eure Annahmung Euch zu weit getrieben?“ rief sie verachtend.

„Ich liebte Euch nie; Euer kalter Hochmut reizte mich. Ich wollte aus Eurer stolzen Ruhe Euch gerissen sehen, erfahren, ob die Tugend eines Hugenotten jeder Versuchung gewachsen sei; es ist nicht meine Schuld, wenn Ihr mich mißverstanden.“

Maurice verbeugte sich tief. „Ow. Majestät hat recht, es war nur meine Schuld,“ sprach er, „mein ganzes ferneres Leben reicht nicht aus, sie abzubüßen.“

Er wartete kein Zeichen der Entlassung ab; es war ihm, als vernehme er im Vorzimmer noch den Ruf seines Namens, hervorgefloßen von einer zornbebenden Frauenstimme, doch er wandte sich nicht zurück. Er eilte hinweg durch die weiten Gänge des Königsschlusses, ohne einen der ihm Begegnenden zu grüßen, ohne die erstaunten oder auch bedeutungsvollen Blicke zu gewahren, die ihm folgten.

Erst als er sich auf der Straße befand, kehrte ihm die Besinnung wieder und mit ihr die Frage, was ihm zunächst zu thun obliege. Daß er nicht eine Stunde länger in Paris weilen dürfe, sah er ein. In der Königin, die seine Ablehnung sowohl,

wie seine Vermessenheit beleidigt hatte, ließ er von heute an eine Feindin zurück, die keinen Grund mehr besaß, ihn zu schonen, wenn wirklich ein Verdacht wegen seiner Anteilnahme an Heinrichs Fluchtplan auf ihn gefallen.

Er dachte an Irène und daß es ihn schmerzen würde, von ihr nicht Abschied zu nehmen, doch er wies das Verlangen, sie noch einmal zu sehen, mit Schauern von sich. Er fühlte sich nicht wert, jetzt vor sie zu treten und hatte er in seiner grenzenlosen Verblendung ihr nicht einen Teil seines Empfindens für jene trügerische Sirene preisgegeben?

Aber er mußte den Seinen noch eine Nachricht hinterlassen, sie dem Schutze eines getreuen Freundes anempfehlen, wenn er selbst ferne war und so entschloß er sich Eustache de Voignac aufzusuchen, der in einem bescheidenen Gasthause am Pont-Neuf Wohnung genommen.

Der einstige Waffengefährte hatte bereits mit Ungebuld einer Botschaft des Freundes geharrt, dessen verklärtes Aussehen ihm nichts Gutes zu kündigen schien. Maurice schnitt seine besorgte Frage hastig ab, ihn in kurzen Worten von der Notwendigkeit in Kenntnis setzend, die ihn zwang, Paris sofort zu verlassen.

„Es ist mir eine Beruhigung, Dich hier zu wissen, Eustache,“ fügte er hinzu. „Mein Oheim ist noch leidend und außer Stande, die Frauen zu schützen, die mit ihm sind, sollte Übles ihnen nahen. Dir vertraue ich sie an, und gebe Dir zugleich damit Gelegenheit, durch Deine Dienste, Deinen Rittersinn, Angéliques Herz Dir zu gewinnen, die Deinem Werben noch kalt und fremd gegenübersteht. Habe Nachsicht und Geduld mit ihr deswegen. Sie ist durch Schweres gegangen, seit sie nach Paris kam und hat in früher Jugend viel gelitten. An Dir wird es sein, ob Du sie von dem Vergangenen zu heilen vermagst. Mein Wort bleibt Dir und heute wieder gestehe ich es Dir ein, daß ich die Schwester je eher, je lieber als Deine Gattin wüßte.“

In dem Anlitze des Bewerbers zeigte sich ein Zug unbeugsamer Energie.

„Ich habe es mir vorgesezt, daß Deine Schwester mein Weib werden soll,“ antwortete er, „und ich verzage nicht, die Vergangenheit, um die sie trauert, siegreich zu überwinden. Du deutest offenbar damit eine erste Mädchenneigung an, die sie hier in der langen Zeit der Einsamkeit gefaßt. Auch diese geht vorüber, wenn eines andern Mannes ernste Werbung das erste Bild zurückdrängt. Der wirkliche Freier ist den Mädchen stets lieber, als der schwächende Seladon.“

Maurice betrachtete nachdenklich den zukünftigen Schwager. Würde es Eustache, der von der Natur mit sehr geringen äußeren Mitteln ausgestattet war, in der That gelingen, aus der Erinnerung Angéliques das Bild des fürstlichen Mannes zu drängen, dessen berückendem Zauber noch Jeder erlegen war, der in seine Nähe kam? Er zweifelte daran, daß Eustache ihr je gefallen würde und er verstand mit ihr zu fühlen, seit er selbst die Macht bethörender Leidenschaft an sich empfunden.

„Ich muß fort,“ sagte er abbrechend, „überbringe meinen Angehörigen meine Abschiedsgrüße. Ich wage nicht mehr, in meine Wohnung zu gehen, weil ich denke, ich könnte dort verraten werden.“

„Du thust besser, es zu vermeiden,“ erwiderte Eustache. „Hast Du noch kein Pferd, so nimm das meine, welches unten im Stalle steht. Ich gebe so gleich den Auftrag es zu satteln.“

„Dank Dir! Während es geschieht, will ich einige Worte an meine Braut schreiben.“

Er zog sein Taschenbuch hervor und hatte soeben die Feilen niedergeworfen, als sein Freund wiederkam.

„Es ist alles geordnet,“ sprach Eustache, „und bei mir werden sie Dich vorläufig nicht suchen. Hörtest Du, daß La Môle und Coconas verhaftet sind, daß ihnen jedenfalls Schlimmes bevorsteht?“

„Ja, ich hörte davon,“ antwortete Maurice finster. „Den ersten kannte ich früher gut,“ fuhr Voignac fort, „er ist aus der Provence, wie ich; ein tapferer, schöner Mann. Sein Tod wird der reizenden Königin von Navarra nahe gehen, deren Geliebter er gewesen sein soll.“

„Wer sagte Dir das?“

„Run, bist Du schon so lange in Paris und so unerfahren in den Begebenheiten am Hofe geblieben?“

„Ich ging nicht an den Hof der Valois, wie Du weißt, sondern nur zu meinem Gebieter, König Heinrich, wenn er nach mir verlangte. Böswilliges Geklätch hat bei mir nie ein offenes Ohr gefunden.“

„Ob es böswilliges Geklätch ist, weiß ich nicht. Ich bin seit gestern erst in Paris und vernahm offenbar mehr, wie Du in all den Monaten zuvor. So war ich auch Zeuge, wie an der heutigen Wirtstafel ein Langes und Breites über die holdselige Gemahlin unseres Herrn verhandelt wurde und niemand widersprach, als man von ihren Galanterien erzählte.“

Die Hand des Chevaliers zitterte, als er das Billet an seine Braut schloß, seine Zähne schlügen hörbar aneinander.

So weit also war das Gerücht von jenem Liebeshandel der schönen Fürstin bereits gedrungen, daß man an offener Wirtstafel ihre Beziehungen zu dem Provençalien als etwas völlig Bekanntes besprach.

Wahnwitziger Thor, der er gewesen! Er hatte in dem Glauben an sie, in dem Bewußtsein einer strafbaren Liebe, die er der Welt verbergen mußte, es sorglich vermieden, je an einem Gespräche über sie teilzunehmen, jetzt mußte er erfahren, daß er die reine Jungfrau, die liebende Braut für ein leichtfertiges Weib geopfert, dessen Galanterien in dem Munde aller Leute waren.

Der Boden schien unter seinen Füßen zu brennen, hinweg, hinweg, aus dieser verhaßten, buhlerischen Stadt! O ginge es hinaus, gleich in den Kampf, wie einst, und könnte er mit seinem Blute den Flecken abwaschen, der auf seine Ehre gefallen.

Irène de Hennequin erhielt noch am dem nämlichen Abend durch Eustache den Brief ihres Verlobten.

„Vergieb mir, Irène,“ so schrieb Maurice, „und bete für mich, daß mir Gott verzeihe. Ich war der Liebe unwert, die Du mir geschenkt und

will nicht früher wieder vor Dein Antlitz treten, als bis ich fühle, daß ich den Blick Deines Auges ohne Vorwurf zu ertragen vermag. Lebe wohl, und möge Gott in seinen Schutz Dich nehmen, den Schmerz Dir tragen helfen, den ich Dir bereitet. Maurice."

### Siebzehntes Kapitel.

Frau Alison trat unerwartet in das Zimmer, als Irène die Zeilen Maurices wieder und wieder überlas, deren Sinn sie anfangs kaum zu fassen vermochte. Der Tante durchdringender Blick ruhte auf der Pflөгetochter, die sich bestürzt abwandte.

"Was hast Du, Irène? was enthält der Brief, den Du liesest?" fragte Frau von Hennequin ohne Umstände.

"O, meine Tante, nichts von Bedeutung," antwortete das junge Mädchen beklommen, indem sie den Brief in die Hand schloß.

"Und dennoch weinst Du so? Sieh mir den Brief; ich will mich überzeugen, ob nichts von Bedeutung darin ist."

"Nein, nein," wehrte Irène angstvoll ab.

Frau Alison ließ sich nicht beirren. "Seit wann haben Kinder Geheimnisse vor den Eltern oder empfangen Briefe, die ein anderer nicht lesen soll?" entgegnete sie. "Sieh ihn augenblicklich her, wenn ich nicht denken soll, daß ich mich in Dir täusche, grade so, wie in Angélique."

Sie nahm dem widerstrebenden Mädchen das Papier aus der Hand; auf ihren Wangen zeigten sich zwei dunkelrote Flecke, als sie den Inhalt gelesen.

"Das also war die Meinung," brach sie endlich das Schweigen, welches zwischen ihr und Irène entstanden. "Das gottverfluchte Babel, in das wir zu unserer Strafe gekommen, hat es ihm angethan. Er ist Dir ungetreu geworden. Darum war er schon seit Wochen so in sich gelehrt und scheu. Der Schändliche! Es lohnte sich, daß wir Dich ihm versprachen. Jetzt mag er sich die Heirat mit Dir für alle Zeit aus dem Sinn schlagen."

"O, teure Mutter," flüsterte Irène schmerzerfüllt.

"Nun, denkst Du etwa noch daran, eines Mannes Weib zu werden, der sich so schimpflich schon benahm, noch ehe er Dich sein genannt?" fuhr Frau Alison auf. "Ich glaube gar, Du hast noch eine Entschuldigung für ihn."

Irène schwieg; sie mußte, daß sie jetzt nichts sagen könne, was nicht der schärfsten Mißbilligung der Pflөгemutter gewiß sein konnte.

Madame de Hennequins Blicke verließen ihr Angesicht nicht. Sie konnte sich einer Regung des Mitleids nicht erwehren; ungeachtet ihrer häufigen Strenge liebte sie ihre Nichte aufrichtigen Herzens, doch der Anblick ihres Kammers diente nicht dazu, ihren Groll gegen Maurice zu befänstigen.

"Wer ist die Verführerin?" forschte sie. "Von selbst wäre Rougemont nicht darauf verfallen, solche lasterhaften Wege zu betreten. Man hat ihm Fall-

stricke gelegt und schwach sind die Männer ja alle. Hast Du nie einen Verdacht geschöpft?"

"Ich möchte keine falsche Beschuldigung erheben," sagte Irène. "Doch heute in der Mittagsstunde wurde mir eine Botschaft für ihn übergeben, die ihn in hohe Aufregung versetzte. Mir schien es weniger des Inhaltes, als der Absenderin wegen."

"Und diese war?"

"Die Königin Margaretha," erwiderte Irène kaum hörbar.

Frau Alison lachte auf, ein helles, schneidendes Lachen.

"Sagte ich es nicht, sowie ich von ihr hörte, daß sie ein schlechtes unzünftiges Weib sei, gleichviel, ob sie eine Königin ist? Er aber wußte nur von ihrer Anmut, ihrer Schönheit zu schwärmen, als ob das die Hauptsache bei einer Frau bedeute. — Gott wird sie strafen für das Leben, das sie führt und ich hoffe es noch zu sehen, daß sie schmachbedeckt vor aller Welt erscheint. — Hier aber in dem sündigen Lasterpfuhle bleibe ich keine Nacht länger. Wir wollen fort, gleich morgen nach La Rochelle zurück, wo Tugend und Ehrbarkeit noch etwas mehr gelten, als ein glattes, geschminktes Gesicht, das nur dazu dient, ein falsches, nichtswürdiges Herz zu verbergen."

So eilig nun, wie Frau Alison in ihrem Zorne es gewünscht hatte, ging die Abreise allerdings nicht von statten, doch da von der Familie niemand einen Widerspruch erhob und alle in dem stillschweigenden Verlangen sich trafen, so schnell als möglich die Heimat zu erreichen, so wurden die Vorbereitungen mit ungewöhnlichem Eifer getroffen und man durfte hoffen, in drei bis vier Tagen Paris den Rücken kehren zu können.

Eustache de Voignac übernahm statt des Oheims die notwendigen Gänge, die Bestellung der Pferde und alles, was dem noch nicht völlig Genesenen unbequem und lästig sein konnte. Frau Alison war ihm für diese Bereitwilligkeit sehr dankbar und versäumte nicht, ihn vor Angélique ganz ungemein zu rühmen, ihr als ein großes Glück es vorzustellen, einen so umsichtigen und besonnenen Eheherrn zu erhalten.

Angélique jedoch hörte diese Lobreden mit geheimem Widerwillen an. Ihr war Eustache auch durch seine Dienstleistungen nicht lieber geworden. Er mißfiel ihr, nach wie vor. Sie fand sein Äußeres häßlich, seinen Gang schwerfällig, seine Bewegungen ungeschickt, seine Reden fade. Was lag ihr daran, daß er stundenlang im Interesse der Familie Hennequin umherlief? Sie hatte ihn nicht herbeigerufen und diese Wege hätte ja auch ein anderer gehen können; wenn er es that, um sich bei ihr in Gunst zu setzen, so blieb dies ein verfehltes Streben.

Der einzige Vorteil, den sie von der allgemeinen Unruhe um sich entdeckte, war, daß man sie jetzt weniger sorgfältig bewachte, als zuvor. Frau Alison hatte zu packen, Irène war durch ihren Kummer, der Oheim durch sein Leiden eingenommen. Zum ersten Male gestattete man ihr, ohne Begleitung vor die Thür zu gehen und vermischte sie nicht einmal, wenn sie längere Zeit ausblieb. Und es war bei

einem solchen Ausgange, daß sie ihre einstige Freundin, Jeanne Signerac, aufsuchte, ihr zu sagen, daß sie von hier ginge.

Das alte Fräulein empfing sie mit lebhaftester Freude; Angélique fühlte ihr Herz aufgehen bei der Wärme, die ihr entgegengebracht wurde. Sie wagte, durch Jeannes zärtliche Teilnahme bestimmt, endlich die Frage an sie zu richten, die sie so oft beschäftigt hatte: wie es ihm erginge, von dem keine noch so leise Kunde zu ihr gedrungen und ob er wohl noch zuweilen ihrer gedenke.

Jeanne schüttelte sorgenvoll den Kopf. „O, mein süßes Kind,“ sprach sie, „ich sollte es Dir nicht verraten, daß er es noch thut, aber arg gequält hat er mich oft schon, daß ich Mittel und Wege finden solle, zu Dir zu gelangen und vergebens habe ich ihm vorgestellt, daß mir Madame de Hennequin ihr Haus verschlossen, weil sie mir mißtraut. Vergessen hat er Dich nicht, wer sollte es, der Dich einmal gekannt? Was aber kann es Euch nützen, ihr armen Kinder, die ja doch nie zu einander gelangen können, wenn es nicht auf dem Wege schwerer Verfehlung geschieht?“

Angélique schlang ihre Arme um den Hals ihrer Vertrauten. „Ich weiß, daß ich ihn nicht lieben darf; ich weiß auch, daß ich ihm in Sünden nie gehören werde. Glaubst Du, daß meine Kerkermeisterin, Frènes Tante, und mein Bruder es unterließen, mir so schwarz als möglich auszumalen, nicht, was ich schon begangen, sondern noch begehen könnte? Frau Alison riß mir mit rauher Hand den Schleier von den Augen, unter dessen Schutze ich wie im Traume dahingelebt. Vielleicht glaubte sie recht daran zu thun, aber mir war es, als ob meine Jugend zerflösse in der Stunde, da sie es that. — So fürchte nichts für mich, Jeanne, wenn ich die Bitte an Dich richte, mir zu sagen, ob ich ihn einmal noch sehen könnte, bevor ich wohl für immer von hier scheide. Nicht in Deinem Hause, nicht wie in früherer Zeit. Ich möchte in seinen Weg nur treten für eine einzige kurze Minute, und mit dem Lebewohl das ich ihm sage, Abschied von dem Glücke eines ganzen Daseins nehmen.“

Jeanne dachte nach. Der Wunsch des Mädchens war erklärlich und möglicherweise auch auszuführen. „Der Herzog, unser Gebieter,“ erwiderte sie endlich, „ist erst seit kurzem von Joinville zurückgekehrt, weil seine Mutter, Madame de Nemours, erkrankte. Zu ihr geht er jeden Morgen um die zehnte Stunde, wie ich von meinem Bruder weiß und wählt stets seinen Weg durch den offenen Garten hinter der Universität. Doch kann ich Dir nicht sagen, ob Du ihn allein antreffen wirst; zuweilen begleitete ihn einer seiner Pagen, oder seiner Edelleute.“

„Auch diese dürften hören, was ich ihm zu sagen habe,“ antwortete Angélique ruhig, während dennoch ein trauriges Lächeln um ihre Lippen zuckte.

Der nächste Morgen war die einzige Zeit noch, die ihr zu ihrem Vorhaben blieb. Schon der folgende Tag sollte sie aus Paris hinwegführen. Sie betrachtete es als ein günstiges Zeichen, daß die Tante fast den ganzen Vormittag durch ihre Reisevorbereitungen be-

schäftigt war; so konnte sie sich unbemerkt aus dem Hause stehlen, ohne zu einem Vorwande ihre Zuflucht nehmen zu müssen, der ihr Wagnis verhüllte.

Der Garten hinter der Universität war ein weiter schattiger Platz, welcher in den späteren Stunden gern von Kindern und ihren Wärterinnen aufgesucht wurde.

Jetzt war er noch leer; nur hier und da wurde er von einem Gewerbetreibenden, einem Arbeiter durchschritten, der seinen Weg auf solche Art abkürzte.

Angélique nahm auf einer Steinbank in der Hauptallee Platz und wartete. Zum ersten Male seit langer Zeit wartete sie wieder auf das Erscheinen des Mannes, der wie die Nacht des Verhängnisses in ihr junges Leben getreten, aber es war nicht die zitternde Seligkeit vergangener Tage, welche sie dabei empfand.

Erwartung ist ja nur beglückend für den, der noch zu hoffen wagt, — sie hatte nichts mehr zu hoffen, von ihm nichts und von der Zukunft nichts, die trübe und schaurig, wie das uferlose Meer, vor ihren Blicken sich dehnte.

Sie empfand nur den Schmerz, der in einem solchen Warten liegt, dessen Erfüllung die schweren Schatten nicht zu heben vermag, die unsern Tag umdüstern.

Und dennoch begann ihr Herz wild und stürmisch zu schlagen, als sie am Ende des langen Baumganges eine hohe Gestalt auftauchen sah, die ihr so wohlbekannt und einst so teuer gewesen, aber sie blieb regungslos auf ihrem Platze; besaß sie doch kein Recht, ihm wie sonst, entgegenzueilen. Das war vorüber, wie der ganze sonnige Traum, den sie geträumt und dem ein so bitteres Erwachen folgte.

Heinrich Guise war allein; er schritt in Gedanken verloren rasch näher und hätte vielleicht des Mädchens nicht geachtet, wenn diese nicht, das Schleiertuch zurückschlagend, sich erhob.

„Monseigneur!“

„Du, Angélique!“

Sie schwiegen beide einige Sekunden, sie, bewegt und befangen, er staunend ob der unvermuteten Begegnung. Herzog Heinrich war es, der zuerst wieder Worte fand.

„Welch glücklicher Stern führt Dich hierher?“ sprach er, ihre beiden Hände in die seinen nehmend. „Weißt Du auch, daß Du grausam und hartherzig warst, Dich so tief vor mir zu verbergen?“

„Es war nicht mein Vorsatz, noch mein Bestreben,“ erwiderte sie leise. „Meine Anverwandten verfügten über mich und sie bewachten mich mit einer Strenge, die mir keinen eigenen Schritt gestattete.“

„Und heute endlich gelang es Dir, ihre Wachsamkeit zu täuschen und mir die ersehnte Freude des Wiedersehens zu bereiten, Du Langvermiste, schmerzlich Gefuchte?“ fragte er mit seinem sonnigen Lächeln.

„Ich fand einige freie Zeit, während die anderen die Zurüstungen zu unserer Abreise treffen. Ich wollte nicht daß Ihr mich eine Undankbare schelten solltet, wenn ich ohne Abschied für immer von hier gegangen wäre.“

„Für immer, Angélique? Ist das Dein Ernst? Da kannst du denken Paris, mich zu verlassen,

ohne mir die Hoffnung zu geben, daß wir uns wiedersehen, wann und wo es auch sei?"

"Wie könnte ich das? Ich bin gezwungen, dorthin zu gehen, wohin mich die Meinen schicken, denen ich gehorchen muß und Euch fesselt Eure Pflicht. Habt Ihr vergessen, daß mir dies bekannt geworden?"

Es war ihm nur zu gewärtig; über seine schönen Züge ging ein Schatten.

Für ihn, den Stolzen, Selbstbewußten, der nie gewohnt war, einen Vorwurf über sich ergehen zu lassen, hatte die Lage etwas Demütigendes, wie sie es in ähnlichem Falle für jeden Mann von Ehre, einem wirklich geliebten Weibe gegenüber, haben mußte.

Heinrich Guise war in den lockeren Sitten seines Zeitalters aufgewachsen, ohne sie ganz zu den seinen gemacht zu haben. Er hätte sich noch vor wenigen Jahren aus einem Liebeshandel, der mit einer Treulosigkeit endete, kein besonderes Gewissen gemacht. Aber er war bis dahin auch noch keiner Angélique begegnet, keinem Mädchen, das mit der Unverdorbenheit und Kindlichkeit des Gemüts die volle Kraft eines allmächtigen Gefühls vereinigte.

Er würde niemals wieder ein Wesen treffen, gleich ihr, ging es durch seine Seele, als er jetzt vor ihr stand, mit langem Blicke auf ihrem süßen Antlitze verweilend und er fühlte, daß er sie nicht aufgeben könne, es nicht einmal wolle, daß das Verlangen heftiger, denn je, in ihm aufstieg, sie gewaltjam an sich zu reißen, gleichviel, ob Welt, Gesetz und Sitte sich trennend zwischen sie drängten.

Seine Stimme hatte den alten, bestridenden Klang, als er sich zu ihr neigte. "Angélique! Und daß Du heute diesen Schritt wagtest, ist es nicht ein kleiner Rest Deiner einstigen Liebe? Konnte es denn sein, daß sie in Dir erstarben?"

"Ich werde Euch immer lieben," murmelte sie, dem Banne erliegend, den er wie so oft, auch in dieser Stunde auf sie übte.

"Ich wußte es," sagte er leidenschaftlich, ihre Hand an seine Brust drückend. "Wie litt ich um Dich, seit ich Dich verlor. So lasse mir wenigstens die Gewißheit, daß ich nicht zwiefach arm geworden, es niemals werden soll."

Sie hatten beide in ihrer Aufregung es nicht gewahrt, daß durch den Seitenweg ein Mann sich ihnen nahte, der schon von ferne die seltsame Gruppe beobachtet hatte.

"Angélique von Rougemont, was thut Ihr hier zu so früher Stunde?" fragte eine ernste Stimme. Eustache de Loignac stand vor dem überraschten Paare.

Die Situation war so unverkennbar, daß es des tödlichen Schreckens nicht bedurft hätte, der sich in des Mädchens Antlitze malte, um den Ritter aufzuklären, wer sein Nebenbuhler in der Liebe der zukünftigen Braut sei. Er verbarg seine Betroffenheit unter einer scheinbar gelassenen Miene; Heinrich Guise dagegen wandte sich hochmütig um.

"Wer seid Ihr?" herrschte er ihn an. "Mit welchem Rechte drängt Ihr Euch in eine Unterredung, die ich mit dem Fräulein von Rougemont zu führen habe?"

"Mit dem Rechte, Herr Herzog von Guise,"

antwortete Eustache unerwartet, "das mir der Bruder dieses Fräuleins, als ihrem vereinigten Gatten erteilte. Ich hoffe, daß auch Ihr, gnädiger Herr, in diesem Falle mein Erlaunen begreiflich finden werdet, meine Braut in so innigem Gespräche mit einem anderen Manne zu sehen."

"Nein, ich finde dies durchaus nicht," brauste der Herzog auf, "um so weniger, als ich von einem Verlöbniß des Fräuleins von Rougemont nicht das Geringste weiß. Ist es wahr, Angélique, was er sagt?" fragte er zu dem Mädchen gewendet.

"Zur Hälfte nur, Monseigneur," erwiderte Angélique gefaßt. "Mein Bruder gestattete dem Ritter von Loignac sich um mich zu bewerben, von mir hat er jedoch noch keine Zusage, nicht einmal die Hoffnung auf Erhörnung erhalten."

"So seid Ihr ein Unverschämter, der sich eine Rolle anmaßt, zu welcher er nach keiner Richtung hin berechtigt ist," rief Heinrich Guise heftig.

"Ihr mögt mein Recht in Abrede stellen, Herr Herzog," entgegnete Eustache höhniisch, "und mich einen Unverschämten nennen, weil ich in Ehren um die Hand dieser Jungfrau werbe. Wollet die Gnade haben, mir das Recht näher zu bezeichnen, durch welches Ihr mit Fräulein von Rougemont zu dieser Stunde ein so zärtliches Zwiegespräch zu führen Euch erlaubi?"

Der Herzog erbleichte vor Zorn; seine Hand griff an den Degen, den kühnen Sprecher niederzustößen.

"O Heinrich," sagte Angélique sanft.

Er stieß den Degen in seine Scheide; auch Eustache hatte seine Waffe gezogen, aus seinen tiefliegenden Augen funkelte ein Blick tödlichen Hasses zu dem Manne hinüber, dessen Willen ein einziges Wort des Mädchens zu beugen wußte.

"Entfernt Euch," befahl der Herzog kurz.

Loignac richtete seine gedrungene Gestalt empor.

"Ich bin ein Edelmann aus Provençalischem Geschlecht, Herr Herzog," erwiderte er kalt, "und habe Befehle nur von meinem Könige zu empfangen, nicht von Euch, der mir ein Fremder ist. Ich werde nicht ohne diese Dame gehen, die ich, trotz Eures Einspruches, als meine Braut betrachte."

Sie standen einander gegenüber, zwei Todfeinde, die bereit sind zu vernichtendem Kampfe sich auf einander zu stürzen. So sollten sie sich noch einmal gegenüberstehen, lange Jahre später, die der Haß überdauert, aber es war nicht mehr der stolze gebietende Mann, mit der verachtenden Herrschermiene, dem der Sieg zuzufallen beschieden.

"Geht, Heinrich, Teurer; ich bitte Euch darum; thut es um meinetwillen," tönte abermals Angéliques Stimme; ohne Scheu vor dem drohenden Ausdrucke Eustaches reichte sie ihm jetzt die Hand. Er drückte in langem Kusse die Lippen darauf.

"Lebt wohl, Angélique," sagte er weich, "um Euretwillen verzichte ich darauf, diesen Aufdringlichen zu strafen, den ich an anderer Stelle vielleicht einmal wiedertreffe. Nur um Euch neue Kränkung zu ersparen, will ich ihm für heute weichen, doch kann ich die Vorstellung nicht ertragen, daß er Euch besigen

„Ist es denn denkbar für Euch, einem Manne, wie diesem, zu gehören?“

„Er wird mich nie besitzen,“ erklärte Angélique, „er wird, so hoffe ich, freiwillig seine Wünsche aufgeben.“

„Niemals,“ sprach Eustache de Loignac halblaut.

Heinrich Guise zuckte geringschätzig die Achseln. Er würdigte den Bewerber Angéliques keines Blickes mehr, als er sich hastig abwandte und in der Richtung der Universität weiter schritt.

Auch Angélique schlug den Rückweg ein, Eustache blieb dicht an ihrer Seite.

„Ihr müßet, wiewohl Euch dies lästig sein mag, meine Begleitung Euch gefallen lassen,“ sagte er, „ich bin Eurem Bruder für Eure Sicherheit verantwortlich, ebenso dem würdigen Paare, das Euch beschützt.“

Angélique neigte in schweigendem Gehorsam das Haupt. „Ich vermag es nicht zu hindern, daß ich mich unterwerfen muß.“

„Es geschieht zu Eurem Besten,“ entgegnete Loignac, „Euer Bruder vertraute mir, daß eine unglückliche Neigung, unter der Ihr noch immer litten, Euch Gefahr drohe. Ich weiß nun endlich, vor welchem Manne ich mich in Zukunft zu hüten habe. Es ist demnach der Herzog von Guise, den Ihr geliebt.“

„Ich leugne das nicht, werde es niemals leugnen,“ rief Angélique.

„Und wie gedenkt Ihr Euch mit Madame de Guise abzufinden, der das ibyllische Seitenvergnügen ihres Gatten wohl auf die Dauer nicht verborgen bleiben wird?“ fragte Eustache spöttisch.

„Wäre sie nicht, deren geheiligte Rechte ich achte, es würde keine Gewalt der Erde mich von ihm reißen.“

„Wie aufrichtig Ihr seid! Ich staune von einem Mädchen, das, gleich Euch, in einem so ehrbaren Elternhause erzogen wurde, derartige Worte zu hören.“

„Wenn es mit Widerwillen Euch gegen mich erfüllte, ich würde des Erfolges zufrieden sein.“

„Ihr hasset mich, Angélique von Rougemont, weil ich Eurem Geliebten zu verstehen gab, daß er in meinen Augen ein Glender sei.“

„Ihr habt es erraten. Seit ich Euch kenne, waret Ihr mir zuwider, seit heute aber hasse ich Euch und hege keinen anderen Wunsch, als daß unsere Wege sich für immer trennen mögen.“

„Dies wird, soviel an mir ist, ein leerer Wunsch bleiben,“ antwortete Eustache unerschütterlich, „ich habe mir geschworen, daß Ihr mein eigen werdet, und ich pflege mein Wort zu halten. Sträubt Euch dagegen, es nützt Euch nichts; Euer Trotz ist es, der mich mehr noch reizt, als meine Liebe zu Euch, an die Ihr vielleicht nicht einmal glaubt.“

Ein Zittern ging durch ihre Glieder bei seinen Worten. Es war ihr, als ob seine eiserne Hand die ihre bereits umklammert hatte, er ihr Gebieter und sie seine Sklavin, deren Kette nur der Tod zu lösen vermochte. Es grauste ihr vor diesem ehernen Willen, der sich in jedem seiner Züge, jeder seiner Geberden ausdrückte, es grauste ihr vor der Gewalt, in die sie

zu geraten drohte, zu ihrem Besten, wie die es behaupteten, welche sich ihre natürlichen Schützer nannten.

### Achtzehntes Kapitel.

Das Reich der Polen hatte nicht lange die Genugthuung genossen an seiner Spitze einen Prinzen des Hauses Valois zu sehen. Ihr neugewählter König war seiner Regentpflichten gar bald überdrüssig geworden, das rauhe Land, in welchem der Winter ewig zu währen schien, gefiel ihm nicht, für seine Untertanen fühlte er weder Neigung, noch Interesse, bald sehnte er sich hinweg nach seiner blühenden Heimat, den Gefährten früherer Tage, den liebgewordenen Gewohnheiten, und als endlich die geheime Botschaft ihn erreichte, daß sein Bruder Karl seinem Leiden erlegen sei und der schönste Thron Europas seiner Besitznahme harre, hielt ihn kein Zaudern und kein Bedenken mehr.

Heimlich entwich er seinen polnischen Untertanen, die ihn gutwillig nicht ziehen lassen wollten, um auf einem Umwege über Deutschland und Italien in sein Vaterland zurückzukehren.

Man hoffte viel von dem jungen Fürsten, der sich in den Kämpfen früherer Jahre als umsichtiger Feldherr, als ein Mann von Mut und Entschlossenheit gezeigt hatte; niemand gedachte mehr des bleichen, kranken Jünglings, der vor ihm diese Krone getragen und der nach langer, langer Dual lautlos in die Nacht des Grabes gesunken war.

Es trauerte auch niemand um ihn, mit alleiniger Ausnahme vielleicht seiner sanften, stillen Gemahlin, die kurz nach seinem Tode sich für immer von dem Hofe entfernte. Die ihn gekannt, wußten, daß er gern gestorben, seinen Geschwistern war er längst entfremdet, seiner Mutter war sein Tod eine Befreiung von brennendem Vorwurfe. Die Protestanten hielten ihn wegen seiner Härte gegen ihre Glaubensbrüder und Colignys Ermordung, die Katholiken wegen seines späteren Widerrufs der erlassenen Befehle zur Ausrottung der ersteren.

Von Heinrich, dem Sieger von Jarnac und Moncontour, durfte die herrschende Partei das Beste erwarten. Die Hauptstadt zumal, die von eifrigen Predigern mehr als je auf die Unterdrückung der lehrerischen Lehre hingewiesen wurde, hoffte, daß in Balde ein neuer Feldzug in Aussicht stände, der mit der völligen Austreibung der Häretiker ende, und der katholische Adel, die Guisen an der Spitze, verfehlte nicht, dieser Hoffnung energische Unterstützung zu geben.

Man wollte, wie so oft, die Religion zur Erreichung weitergehender Ziele gebrauchen. In Europa stritten nicht mehr, wie zur Zeit Franz I., Deutschland und Frankreich um die Oberherrschaft auf dem Continente. Ein drittes Reich, an Macht ihnen ebenbürtig, wenn nicht überlegen, hatte schon seit langem an eifersüchtigen Bestrebungen es nicht fehlen lassen, den Vorrang an sich zu reißen, welchen es jenen mißgönnte und sein ehrgeiziger, kalt berechnen-

der Herrscher versäumte nichts, alle Hebel hierzu in Bewegung zu setzen.

Philipp II von Spanien hatte sich von jeher als einen Vorkämpfer der Rechte des durch den Protestantismus angefochtenen alten Glaubens betrachtet und an ihn schloß sich alles, was teils aus Überzeugung, teils aus weltlichen Gründen zu dieser Fahne sich bekannte. Der spanische König war daher zu der Stellung eines allgemeinen Parteihauptes in ganz Europa gelangt, dessen Rat man in entscheidenden Dingen zu hören, dessen Weisungen man zu folgen hatte.

Gaspard Coligny durchschaute scharfen Blickes die Gefahr, welche für sein Vaterland in einem solchen Übergewichte des ländergierigen und fanatischen Spaniers beruhe. Sein Streben war es, den protestantischen Gedanken als Mittel zum Zwecke zu benutzen und Frankreich für unbegrenzte Zeit den Vorrang vor dem Nebenbuhler zu verschaffen.

Er war der Verwirklichung seines Planes nahe gewesen durch den Einfluß, den er über Karl IX. gewann, und er scheiterte an dem neidischen Haß Katharinas. So blieb Philipp das Feld der Intrigue offen: durch heimliches Wühlen, verborgen genährten Zwiespalt den inneren Frieden des Nachbarlandes zu untergraben und darüber hinaus die Hoffnung, von den Trümmern des zerfallenden Reiches soviel als möglich an sich zu reißen.

Eine Verbindung mit den Häuptern der Unzufriedenen wurde angebahnt und es waren in erster Linie die Prinzen des Hauses Lothringen, welche Philipp als seine Werkzeuge zu benutzen sich vornahm.

Die Guisen fühlten schon seit Jahren mit Erbitterung seitens des Hofes sich zurückgesetzt. Es kränkte besonders ihren Ehrgeiz, sich von den wichtigsten Staatsmännern ausgeschlossen zu sehen, welche die Mitglieder ihres Hauses unter Heinrich II. und Franz II. bekleidet hatten, und sie wußten auch, daß man ihnen mit geheimem Widerstreben nur noch den Platz einräumte, den sie, ihrem Range und den Verdiensten ihrer Familie gemäß, behaupten zu dürfen glaubten.

Zwischen dem jetzigen Könige und Heinrich Guise bestand nicht die geringste Sympathie. Zwar hatte Heinrich III. der Forderung des jungen Herzogs so weit nachgegeben, um ihm bei Gelegenheit seiner Krönung sogar den Vortritt vor dem viel älteren Herzoge von Montpensier, einem Prinzen von Geblüt, zu bewilligen. Aber er hatte nicht unterlassen, sich gegen seine Umgebung bitter über den Hochmut und die Annäherung des ersteren auszusprechen und dem Vorfaze Ausdruck zu leihen, seinen Stolz zu demütigen.

Es trug nicht zur Verbesserung der Beziehungen zwischen König und Vasallen bei, daß Heinrich Guise die Worte seines Gebieters hinterbracht wurden; mit jenem an sich unbedeutenden Ereignisse begann zwischen beiden jene lange, verborgene Fehde, die endlich zu offener Feindseligkeit werden sollte.

Für Heinrich Guises jugendliche Feuerseele war der Kreis der Thätigkeit überdies ein zu geringer, welcher ihm zu teil geworden. Er dürstete nach Ruhm

und Größe, er dachte des frühen Helbentumes seines Vaters, in welchem er das Urbild edelster Männlichkeit verehrte, und sehnte sich nach Thaten, die ihn des Sohnesnamens würdig machten. Er hatte es auch nicht vergessen, welche gewaltigen Pläne die Mitglieder seines Hauses insgeheim verfolgt und die mit dem Sturze Maria Stuart's zerschellt waren.

Jenes Weltreich, welches der Kardinal von Lothringen im Geiste bereits erstehen sah, es lebte nur noch in der Erinnerung derer, die es aufzurichten befreit gewesen. Andere Entwürfe keimten aus jenem ersten größesten auf, die der Zeit, des Einsetzens aller Kräfte bedurften, um sich ihrer Verwirklichung zu nahen.

Wohin sie gingen? Weder Herzog Heinrich, noch einer der Vertreter seines Hauses hätte sich die Frage offen beantworten mögen; es schien, als ob sie fortan nur nach dem Ruhme strebten, die eifrigsten Verteidiger ihrer Religion zu sein.

Wie Philipp II. in Spanien, betrachtete sich in Frankreich Heinrich Guise als die festeste Stütze des Katholicismus. Es war damit die Grundlage eines gemeinsamen Wirkens für beide gegeben und ein für das französische Reich verhängnisvolles Bündnis geschlossen, bei welchem der Herzog völlig übersah, daß er nicht einen Gewinn für sein Vaterland, sondern einen solchen für den fremden König zu erringen im Begriffe stand.

\* \* \*

In diese Zeit der sich vorbereitenden Kämpfe um die Herrschaft im Reiche zwischen der legitimen Autorität und dem hochfliegenden Ehrgeize eines aufstrebenden Geschlechtes fiel der Tod eines seiner bedeutendsten und einflußreichsten Mitglieder, des Kardinals von Guise.

Er hatte sich bei einer Prozession, die Heinrich III. veranstaltete, eine Erkältung zugezogen, der er in wenigen Tagen erliegen sollte. Freilich wurde von verschiedenen Seiten behauptet, daß er den Stoff der Krankheit durch eine vergiftete Wachskerze eingeatmet, die man in seiner Nähe getragen, doch blieb der Verdacht unerwiesen, der vielleicht auch nur dem Argwohn entsprang, mit dem die Parteien gegenseitig sich verfolgten.

Mit ihm ging eine Persönlichkeit dahin, welche in langen Jahren auf die Geschicke Frankreichs den entschiedensten Druck geübt hatte. Durch das Vertrauen Heinrichs II. ausgezeichnet, gelang es ihm schon damals, die Angelegenheiten des Staates seinem mächtigen Willen zu unterwerfen, während die Regierung des minderjährigen Franz II. ihm fast die Gewalt des unumschränkten Herrschers gab.

Der frühe Tod dieses Monarchen, die völlige Änderung der von ihm befolgten Politik seit Katharinas Regentschaft, drängte ihn für einige Zeit in den Hintergrund, obgleich die Mediceerin seinen Ratschlägen auch später noch zugänglich war und seine persönlichen Huldigungen nicht ungern annahm.

Große und hervorragende Eigenschaften waren Karl von Lothringen nicht abzusprechen. In seinem Erzbisthum Rheims, das ihm in verhältnismäßig

frühen Jahren verliehen wurde, stand er in gesegnetem Andenken. Er unterließ nichts, was zur Hebung desselben, sei es auch mit hohen Opfern seinerseits, erforderlich sein konnte. Die Stadt selbst dankte ihm Verschönerung und Erweiterung; auch die Gründung der Universität, des Seminars und verschiedener Schulen war sein Werk. In der Staatsverwaltung zeigte er sich als sparsamer und umsichtiger Haushalter. Er hatte die Finanzen Frankreichs bei Heinrichs II. Tode in großer Zerrüttung übernommen, es gelang ihm, sie zum Teile wenigstens zu ordnen, wenn auch von verschiedenen seiner Gegner diesen Streben der heftigste Widerstand hindernd in den Weg trat.

Doch was auf der einen Seite diese glänzende Vereiningung seltener Gaben für ein in seinem Innern so zerrissenes Reich hätte schaffen können, wurde durch die Fehler seines Charakters unterdrückt, deren hervorragendste Herrschsucht und Unduldsamkeit bildeten.

Er war es, der sich der Verbreitung der neuen Lehre am erbittertsten widersetzte, der die Strafen verschärfte, welche den Bekennern derselben drohten, und sie rücksichtslos gegen Abkunft und persönliche Verdienste ausführen ließ. Unter ihm erlitt der erste Märtyrer des Protestantismus, der Parlamentsrot du Bourg, die Strafe der Kezer, den Feuertod, unter ihm wurden jene Edikte gegeben, welche den Hugonotten bei öffentlichem Bekenntnis ihres Glaubens Gut, Ehre und Leben absprachen und den Grund zu den jahrzehntelangen Bürgerkriegen legten, welche Frankreich in der Folge zerfleischten.

An der Bartholomäusnacht hatte er nur einen mittelbaren Anteil, doch durfte das Geschehene seiner Billigung gewiß sein, da er es war, der die Mitglieder seines Hauses in ihrem Vorsatze aneiferte, die kezerische Lehre gänzlich auszurotten.

Sein Werk hinterließ er unvollendet seinen Neffen, welche nicht säumten in seinem Sinne das Erbe anzutreten. Aber nur zu bald fand Heinrich

Guise heraus, daß er bei seinem Könige keine Unterstützung darin zu erwarten habe.

Heinrich III. hatte, wie in Polen, so auch in Frankreich die Hoffnungen sehr schnell enttäuscht, die man in ihn gesetzt. Aus dem feurigen, thatenlustigen Jüngling war in kurzer Zeit ein in schwelgerischen Genüssen erschlaffender Mann geworden, der von seiner bevorzugten Stellung nur Freude und Zerstreuung, doch keine anstrengende Pflichterfüllung wünschte.

Nach den Beschwerden eines Feldzuges, nach Mühen und Entbehrungen verlangte er nicht, er liebe es, in seiner Hauptstadt zu weilen, die ihm alles bot, was seinem Geschmade und seinen Neigungen entsprach und die er ohne zwingende Notwendigkeit nicht sofort wieder verlassen wollte. Statt des Panzers und des Waffenschmuckes zog er es vor, in seidene Gewänder sich zu hüllen, die mit ausgefuchter Zierlichkeit gefertigt sein mußten. Seine vertrautere Umgebung bestand auch nicht aus Kriegsmännern, oder wie bei Karl, aus kühnen Jägern, wilden Reitern, sondern aus jungen Leuten, meist unbekannter Herkunft, die ihm wegen ihrer einnehmenden Erscheinung aufgefallen und die er an seinen Hof gezogen, um sie zum Verdrusse verdienstvollerer Männer mit Reichtum und Würden zu überhäufen.

Man nannte derartige Günstlinge ‚die Mignons‘, ein Name, der in späteren Jahren ein Schmähwort bedeutete; sie wechselten in ihrer Stellung nach den Launen ihres Gebieters, übten jedoch zu allen Zeiten einen unverkennbaren Einfluß auf den schwachen Herrscher aus, welchem selbst die Königin-Mutter vergebens entgegen arbeitete.

Katharina hatte es versucht, mit dem Regierungsantritt Heinrichs die frühere Gewalt über ihren Lieblingssohn zu erhalten, doch war ihr dies nur zum Teil gelungen und so hatte sie, enttäuscht und verlegt, eine neue Annäherung an die Guisen in das Werk gesetzt, welche in richtiger Würdigung der Verhältnisse der einstigen Regentin bereitwillig entgegenkamen.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Revolutionär.

Roman

von

Otto Mora.

(Fortsetzung.)

„Dann wär's aus gewesen, mein schönes Kind. Aber die Schlacht ist gewonnen — Vive la guerre! Auf den Erfolg kommt alles an!“

Sie nickte; ihre Augen strahlten, und es lag etwas wie Bewunderung in dem Blick, den sie auf ihn heftete.

„Da sagt man, der Mensch solle arbeiten,“ fuhr er mit leisem höhnischem Lachen fort, „ein Ziel, der heute arbeitet! Sieh Dir die Tagelöhner und Handwerker an, die sich ihr Leben lang im Staube abmühen — verdienen sie jemals so viel, als ich im

Handumdrehen an der Börse, ohne die geringste Mühe? Bah, wer's versteht — wozu arbeiten heute?“

Er hatte sich aufgerichtet, wie fortgerissen von der satanischen Macht seiner eigenen Gedanken; als er schwieg, war es ihm, als hörte er das Echo diese Worte wiederholen, diese Worte, die den sozialen Fluch in seiner ganzen Stärke in sich bargen. Und sie empfand dasselbe, seine Gestalt schien ihr größer und imposanter, seine Augen strahlender und ausdrucksvoller. Das war in Wahrheit der Held von heute, dem alles huldigte — der siegreiche Börsenspekulant.



Der Unterliegende, nun freilich, das war ein Lump und ein Schuft.

„Und was hat man vom Leben,“ sprach Ella langsam, „menn man sich wirklich zu der Quälerei verdammt, die einem bestimmt ist? Im Haushalt später, vielleicht bei einem Manne, der einem nichts bieten kann — und dann immer dieselbe Geschichte —“

Otto Faber machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand. Auf einmal ergriff sie seinen Arm und drückte ihn heftig, mit angehaltenem Atem nach draußen laufend. Es schien ihr, als ob sie die Stimme eines älteren Herrn aus einer ihr bekannten Familie gehört hätte. Wenn man sie hier entdeckte —!

Der Volontär blieb ganz ruhig. Er kannte dergleichen Situationen, und er wußte, daß die Kellner schon dafür sorgten, daß man unbehellig blieb. Und übrigens, was lag denn schließlich noch daran? Ella atmete wieder auf. Die Stimmen gingen vorüber — man hörte, wie sie im Nebensaale verhallten.

Otto Faber klingelte und bestellte eine Flasche Macon.

„Zur Stärkung auf den Schreck,“ bemerkte er lächelnd zu Ella, „außerdem macht sich das gut mit Sekt, halb und halb!“

„Wie, Du willst das zusammen trinken?“ fragte sie staunend.

„Ja, Kind, so schlecht bin ich! Kennst Du das nicht? Du kannst noch manches lernen, kleine Ella, — es giebt mehr Dinge bei Sekt und Cigaretten, als Deine Schulweisheit sich ahnen läßt. A propos Cigaretten — willst Du Dir nicht hier einmal eine anstecken?“

Sie griff hastig danach, und setzte sie mit der Ungebuld eines Kindes in Brand. Langsam passend blies sie den Rauch vor sich hin, den Mund öffnend und schließend mit den ungeschickten Bewegungen des Anfängers, der sich ein möglichst „chikes“ Aussehen geben will.

Als der verlangte Wein kam, und Otto Faber den dunkelroten Macon zum Champagner goß, kostete sie eilig von dem rot schäumenden Getränk. Sie fand das sehr hübsch.

„Noch besser ist Oberungar mit deutschem Mousseur,“ erklärte er mit Kennermiene, „ah, das schäumt und glüht, — das ist wie ein Zigeuner, der eine Blondine küßt,“ fügte er träumerisch lächelnd hinzu.

Sie lachte.

„Komische Idee! Du denkst Dir bei dem Wein immer eine hübsche Frau?“

„Gewiß. Übrigens hat, ich weiß nicht wer, einmal diese interessanten Vergleiche gemacht. Jeder Wein ist das Abbild einer schönen Frau. Hier der Champagner — das ist eine blasse, sprühende Pariserin, überschäumend, lustig, flüchtig wie Schaum, — aber berauschend —“

„Und der Rheinwein?“

„Bah — ein deutsches Gretchen — ernst und verschlossen — aber von gutem Nachgeschmack, verborgenes Feuer — man kann viel vertragen davon!“

Sie schlug ihm auf die Hand bei den letzten

Worten. Aber gerade der flatternde, angeregte Ton dieses Gesprächs, der bei ihm so vieles ahnen ließ, gefiel ihr. Sie hatte jetzt das Verlangen, das bei der Frau in diesem Stadium immer sich geltend macht, diesen Mann ganz kennen zu lernen.

„Und der Portwein?“ fragte sie, nur um das Gespräch fortzusetzen.

„Das ist der wahre Südwein — eine dunkelbraune, krausköpfige Spanierin, alles farbig, brennend — voll Kraft und Süße — er steigt leicht zu Kopf, und man muß ihn vorsichtig behandeln. Aber es ist ein Wein für Gourmands — —“

Er hielt inne und betrachtete aufmerksam seine Cigarette.

„Was hast Du?“

„Richtig eine russische, die da hineingekommen ist,“ murmelte er, „ich kann das Zeug nicht rauchen. Die türkischen sind die einzigen, die mir jetzt erträglich vorkommen!“

„Warum machst Du sie nicht selbst? Ich habe einmal einen Herrn gesehen im Café, der machte sich seine Cigaretten selbst,“ bemerkte Ella interessiert.

„Dazu bin ich zu faul,“ erklärte er ungeniert, „das macht mir zu viel Mühe. Übrigens merke Dir das für die Zukunft, Sossidi Frères, Konstantinopel, ist die einzige Nummer, die ein gebildeter Mensch heutzutage rauchen kann.“

Das junge Mädchen sah ihm einen Augenblick zu, wie er eine andere Cigarette aus seiner Tasche holte, dann fiel ihr Blick auf die Früchte, die der Garçon eben auf einer silbernen Schale gebracht hatte. Große, mattschimmernde Ananas, prächtige, wie Wachs glänzende Äpfel, Pfirsiche, dunkelrote Erdbeeren blinkten ihr verlockend entgegen.

Otto Faber nahm einen Apfel und zerschnitt ihn in zwei Hälften, von denen er ihr die eine bot.

„Weißt Du, was das ist, Ella?“ sprach er halblaut, sie ansehend, „im Süden glaub' ich, gilt das als eine Liebeserklärung, die unauflöslich bindet; wenn Mann und Weib die beiden Hälften essen, gehören sie zusammen. Willst Du den Apfel nehmen, Ella?“

Sie nahm, rasch, mit einem heißen, wilden Blick, der alles enthüllte, was in ihrer Seele verborgen lag, und doch berührte es sie seltsam, das Wort Liebe in seinem Munde; und mit großen Augen ihn anschauend, fragte sie:

„Warum hast Du mir das früher nicht einmal gesagt? Ich wußte es immer, daß Du mich liebtest — ich sah es Dir an — aber —“

„Weil ich nicht das Recht dazu hatte, Ella! Ich habe Dich geliebt von Anfang an, so wie ich Dich jetzt noch liebe — ich habe Dich begehrt — aber ich wollte Dich reich und beneidet machen — und darum sprach ich nicht eher, als bis ich Dir Glanz und Reichtum bieten konnte; und nun sage mir, ob Du mich liebst?“

Sie antwortete nicht, aber langsam wie eine aufsteigende Sonne glitt ein Lächeln über ihr Gesicht, er sah ihre Augen leuchten, und sie küßte ihn auf die heißen, begehrliehen Lippen. Und sie fühlten beide wie der Wunsch nach dem Glück in ihnen erwacht

war, und sie immer näher zusammengeführt hatte, wie zwei Wesen, die für einander bestimmt waren.

„O, nur glücklich sein! das ist Glück,“ kam es leise flüsternd von ihren Lippen, während sie den Kopf zurückneigte auf die roten Sammetkissen und die Augen schloß, als wolle ihr Geist noch einmal das ganze verführerische Bild in sich aufnehmen: dies glänzende Souper, das bligende Metall neben dem roten, funkelnden Wein, das matte Glühlicht, das die aromatischen Wolken der Cigaretten noch mehr verdunkelten, und das blasse, elegante Gesicht des jungen Mannes an ihrer Seite, der ihr von Liebe sprach.

Denn das war es, dem ihre Glückssehnsucht entgegenbehte, Liebe, etwas Ungeheures, Grenzenloses, das sie nur ahnte, in dem sie aber alles finden würde, was sie verlangte, so glaubte sie wenigstens.

Und ihm schien es, als ob sie nie schöner gewesen sei wie an diesem Abend, nun da ihre Seele, die so lange geschlummert hatte, erwacht war, er fand in all ihren Bewegungen, in jedem Zug ihres Gesichtes, in ihren kleinsten Worten Schönheiten, die er früher nicht entdeckt hatte. Er berauschte sich an den wirren Küissen die er auf das duftende, halbgelöste Haar heftete, dies Haar, das wie ein rotgoldener Schleier ihn umwogte.

„Sag, wirst Du mich glücklich machen?“ flüsterte sie leise, ihn an sich ziehend. „ich habe nur Dich jetzt, und ich habe soviel entbehrt und mich gesehnt, — und —“

Er antwortete ihr mit leidenschaftlichen Liebesbeteuerungen, die sie mit glücklichem Lächeln anhörte, während eine Art stolzen Triumphes ihn durchwogte, als er sie so hingebend, so ganz sein eigen bei sich sah. Das war es, was er geträumt und gehofft hatte an den langen Abenden, wo er sie in ihrem Zimmer sprechen und gehen hörte, wo jede Bewegung von ihr seine Nerven getroffen und gereizt hatte.

Sie war kein geworden, weil er in der Schlacht des Lebens gesiegt hatte, weil er stärker, glücklicher war als die anderen. Durch welche Mittel, ob durch ehrliche Arbeit, durch Zufall, durch Börsenspekulationen, das bleibt sich in den Augen der Frau gleich. Und uralt wie die Welt ist der Grundsatz, daß das Weib dem Stärksten folgt. Er fühlte das. Es war im Grunde die Macht seines Dämons, des allmächtigen Reichthums, die er verehrte in den Liebesworten, die sie ihm zusammelte. Es war das Gold, das in den purpurnen Strömen des Weines, in den roten Lippen des schönen Mädchens aufflamte. Und er atmete tief und selig auf — mochten da draußen Tausende hungern und darben — er war reich; ihm fiel alles von selbst zu.

Allmächtig wie das Gesetz, das die Welt regiert, ist das Gold. Es kann vieles; es hat Götter gestürzt und Himmel entvölkert, es hat Genies und Talente verborben, aber sein größter Triumph ist, wenn es junge, unschuldige Menschenseelen zerfrisst und aushöhlte, so daß sie nichts weiter kennen als die Anbetung ihres Gözen. Das ist die höchste Macht, die Satan gegeben ist auf Erden, wenn ein Weib, ein junges schönes Weib ihre Seele dahingiebt um rotes Gold. Und alle, die schuld sind an ihrer Verdammnis, die

sie gelehrt haben, nur das Geld zu achten, die tragen einen Teil des Fluches mit — —

Es war schon spät, als Otto und seine Begleiterin das Restaurant verließen. Im Freien fühlten sie erst, wie erhitzt ihre Gesichter waren, wie heiß und pochend das Blut durch die Adern rollte. Sie sahen sich an und lasen in ihren Augen denselben Gedanken, und die leisen Worte, die sie sprachen, schienen sie selbst zu erschrecken durch ihren seltsamen, farblosen Klang.

Es lag schwül und dumpf in der Luft, als ob in dieser Nacht des scheidenden Sommers noch einmal die Gluthitze der Hundstage zurückkehren wolle. Am Himmel wälzten sich schwere, dunkle Wolken, zwischen denen verloren einzelne Sterne schimmerten; ein Gewitter war im Begriff sich zusammenzuziehen. Die Nerven fühlten sich gespannt und gereizt und zugleich unter dem Druck einer unenttrinbaren Müdigkeit.

Als Otto Faber und Ella vor ihrem Hause anlangten, blieb er einen Moment stehen, um ihr den Vortritt zu lassen. Sie sah den Blick, den er auf sie heftete, und sie ging hinein, langsam, und mit gesenktem Kopf. Er mußte wohl, jetzt gab es kein Zurückweichen mehr.

#### XIV.

Es mochte etwa kurz nach vier Uhr morgens sein, die großen Thorflügel des Bahnhofs waren gerade geöffnet worden, — drinnen gähnte noch alles dem aufdämmernden Morgen entgegen. Der schlaftrunkene Portier mit dem klirrenden Schlüsselbund warf einen stumpfen Blick durch die trüb angelaufenen Scheiben. Der erste Herbsttag, alles grau und noch halb dunkel draußen. Das Gewitter hatte sich in der Nacht entladen, und eine unangenehme fröstelnde Frische, ein kalter Wind, dessen rasche Stöße die Scheiben klirren machten, war davon zurückgeblieben. Es war, als ob der kommende Winter seine ersten Vorboten senden wolle. Man sah graue, flatternde Wolkenseken am Himmel, und die Straßen trugen noch überall die Spuren des reichlich gefallenen Regens.

Drinnen dieselbe Empfindung, eine frostige Müdigkeit, die wie graue Spinnewebe sich überall ausbreitete. Nichts Trostloseres als der Anblick eines Bahnhofs in den ersten Morgenstunden. Es ist, als ob die moderne Nervosität, das Hasten und Jagen, das den Tag über hier herrscht, sich ausgetobt hätte, als ob alles erschöpft, totmüde eiligst die wenigen Stunden Schlaf zu benutzen sucht, die hier gestattet sind. All die Dramen, die in den Tagstunden sich hier abspielen, all das Abschiednehmen, Empfangen, Flüchten und Schutz suchen, das liegt gewissermaßen noch in der Luft und zittert selbst noch in den paar Nachtstunden nach, in denen diese ungeheure Maschine ruhen darf. Und am Morgen wacht dann alles übermüdet auf, blaß, mit Ringen um die Augen, aber diese Augen beleben sich bald, es werden in kurzer Zeit die ersten Passagiere kommen, und dann kann man wieder Geschäfte machen, die Jagd nach dem Gewinn beginnt von neuem — —

In der ungeheuren Bahnhofshalle, einer der größten in Deutschland, ist allerdings noch kein Mensch. Das ist eine prächtige Wölbung mit großen, bunten Glasfenstern an der Front und an den Seiten, durch die das Licht gedämpft hereinfällt, mit Mosaikpflaster, mit vergoldeten Löwentrachen, die als Springbrunnen dienen und mit einem großen Gebäude aus dunklem Holz in der Mitte, wo man Billette verkauft. Alles modern, alles elegant, sauber und mit jenem nachlässigen Luxus der Hansastädte, der sich nirgends aufdrängt, aber überall an der richtigen Stelle ist.

Unter den breiten Wölbungen im Hintergrund erscheinen die ersten Packträger, Leute mit breiten Mützen und metallenen Schilbern auf der Brust, sie benutzen ihre Muße dazu, um dem Hausmädchen, das vor der Schwelle des Speisesaals kehrt, etliche verschlafene Galanterien zuzwerfen. Der Zeitungsausrufer kommt mit einem Pack unter dem Arm herein, schließt seinen Kasten auf und breitet seine Bücher auf dem großen Ausstellungsbrett aus, das die Reisenden mit geistiger Nahrung während der Reise versorgt. Hotelbedienstete und Kommissionäre, die die Halle nicht betreten dürfen, stellen sich draußen auf, alle noch mit müden, verdrossenen Mienen, die deutlich sagen; „Wenn's nicht unser Geschäft wäre, um die paar Reisenden heute morgen, würden wir uns auch nicht viel kümmern!“

Im Speisesaal dieselbe Atmosphäre. Ein blaß und sehr vollkommen aussehender Kellner im schmierigen Frack legt den Fußboden, er hat selbst bei dieser Beschäftigung die breiten, weißen Manschetten nicht abgelegt, die seine Hände halb bedecken — am Buffet steht der Piccolo, reibt sich die Augen und verhandelt mit wichtiger Miene mit der Frau, die Bröckchen gebracht hat, auch er fühlt die Last eines Daseins, das ihm nur vier bis fünf Stunden Schlaf läßt.

Vom Boden wirbelt der Staub auf, vermischt mit allerlei Überresten des gestrigen Abends: Papiersegen, Cigarrenresten, Streichhölzern und dergleichen. Auf den Tischen sind noch die feuchten Ränder von stehengebliebenen Biergläsern sichtbar, und das alles macht in dem grauen Lichte des Morgens einen unangenehmen, gleichsam einzwängenden Eindruck, man fröstelt und versinkt in leise Melancholie, während der Regen wieder beginnt langsam in einzelnen Tropfen gegen die Fenster anzuschlagen.

Da erscheint am Eingang des Speisesaals der erste Passagier, offenbar für den Schnellzug nach Berlin um fünf. Es ist ein junges Mädchen von hoher Gestalt, ganz in einen dunklen Mantel gehüllt, der mit einer Kapuze gegen den Regen versehen ist. Sie ist allein, und sie trägt nur eine Handtasche bei sich, die nicht allzuschwer scheint.

Als sie sich an einem der Tische niederläßt, drängen sich unter der Kapuze etliche goldbrote Loden hervor, die sie mit der Hand zurückstreicht. Aber diese Hand ist heiß und fieberhaft zitternd, das Gesicht ist bleich und müde — Ella Lürsen sieht sehr abgesspannt aus. Und ihr Blick hat etwas Seltsames, etwas Tiefes, Festes, das dem, der sie sonst schon kannte, aufgefallen wäre. Sie hat in aller Frühe unbemerkt das Haus verlassen, nachdem sie ihre

wenigen Habseligkeiten in die Handtasche gepackt hat, — Otto Faber hat ihr abgeraten Garderobe und dergleichen mitzunehmen, das läßt sich alles dort viel besser besorgen, und bei einem solch heimlichen Weggehen hindert das nur. Er selbst hatte noch etwas zu packen und wollte dann nachkommen. Um fünf Uhr ging es zusammen fort, nach Berlin, dem Leben, dem Glück entgegen.

Also fort von Hause, heimlich, in die brausende Welt hinaus. Nun, das war es doch eigentlich, was sie immer ersehnt hatte. Aber es war doch eigen gewesen, als sie den letzten Blick auf Hedwig warf, die in ihrem Zimmer mit schlief, als sie einen Augenblick an der Thür ihrer Eltern horchte, die nichts ahnend ruhig schlummerten. Wenn es wirklich so weit kommt, sieht das alles doch anders aus, als man es sich vorher ausmalt.

Ella hatte den Kopf in die Hand gestützt und starrte vor sich hin. Die Gedanken stürzten wild in ihrem Kopfe, sie fühlte, was sie selbst mit frevelhafter Hand zerbrochen und zertrümmert hatte, und daß nun etwas Neues kommen müsse. Die Familie, die Heimat, das gab sie auf, und die Großstadt, dies Ziel ihrer Wünsche, sollte ihr nun das alles ersetzen. Das Leben würde jetzt rascher pulsen, neue Genüsse, neue Abenteuer, neue Zerstreungen würden sie beschäftigen. Es war vorbei mit dem Stagnieren in beschränkten Verhältnissen, mit der idyllischen Ruhe des häuslichen Familienlebens.

Und die Arme über die Brust kreuzend, flog ein Lächeln über ihr Gesicht, als sie noch einmal das verlockende Bild des gestrigen Abends vor ihrem Auge vorbeiziehen ließ, das Souper, der Wein, der junge Mann an ihrer Seite, von dem sie, die Stolz, die Unnahbare, sich küssen ließ, seine glühenden Liebesbeteuerungen. Und dann — Es war ein volles, gesättigtes Lächeln, das ihre Lippen kräuselte, das Lächeln des Glückberauschten, dem Frau Welt die Sinne geblendet hat. O das allein war Leben, volles rotglühendes Leben!

Während sie so sann und träumte, war es um sie lebendig geworden. Man kam und ging, Kellner, Packträger und Reisende eilten durch einander, man hörte das Klappern von Gläsern, das Niederlegen von Gepäckstücken, die monotonen Rufe der Garçons. Ella warf einen neugierigen Blick um sich, sie suchte nach etwas, was ihre Gedanken ablenkte. Aus den unterirdischen Verkehrstunneln, die von den Bahnsteigen aus herabführten, strömte ein mächtiger Zug Menschen hervor, der die Aufmerksamkeit einen Augenblick fesselte. Es waren russische Juden, Auswanderer, die eben mit einem Zuge von Osten gekommen waren und morgen nach Bremerhaven und nach Amerika weiterfahren.

Bremen war an diese Auswandererzüge gewöhnt, die alljährlich in breiten Massen sein Weichbild passierten, um in der neuen Welt sich eine zweite Heimat zu gründen. Man sah hier oft Typen aller östlichen Länder: Böhmen, Mähren, Rußen, Polen und Galizier, Leute, die Hunderte von Meilen weg aus irgend einem Dorf in der Steppe kamen, und die vielleicht noch nie eine Stadt gesehen hatten. In scheuer

Haltung und mit gesenktem Kopf betraten sie die reichen und glänzenden Städte des Westens, in denen alles blendend und verwirrend für sie war, in denen jeder Plebejer, der sie hochmütig und mit kalten Blicken streifte, ihnen als Herr erschien. Denn das ist das alte Gesetz menschlicher Kultur, der Westen ist der reiche, vermögende Gebieter und der Osten, der arme verkommene Sklave, dem zufällt, was jener übrig läßt.

Diese russischen Juden, die nach Amerika auswanderten, waren aus ihrer Heimat vertrieben worden und suchten nun in allen westlichen Ländern ein Unterkommen. Kleine, aber zähe Gestalten, oft die ausgeprägtesten Rassetypen, wie man sie in den großen Städten niemals in solcher Reinheit sah, Mädchen von fesselnder Schönheit, obgleich schmutzig und in Lumpen, kleine Kinder mit großen, schwarzen Augen, die schon Säcke schleppten, schwerer als sie selbst, das war das Bild, das die Norddeutschen mit ihrem verächtlichen Phlegma musterten. In ihren Augen waren diese schwächlichen Erscheinungen nur abstoßend, — so hatten einst ihre germanischen Vorfahren die phönizischen Landfahrer gemustert, die aus dem Orient den Weg zu ihnen fanden.

Ella verfolgte das fesselnde Bild mit Interesse, sie fühlte etwas wie Teilnahme für diese heimatlose Völkerströmung, die Rußland ausstieß, weil es ihre Konkurrenz im Lebenskampfe fürchtete, es war hier wie überall derselbe Gedanke: wir haben keinen Platz mehr zum Leben; wer heute oben bleiben will, kann sich nur mit Gewalt behaupten, und die Schwachen müssen zu Grunde gehen. Man trieb sie fort von Hause, sie mochten sehen, wo sie Unterkommen finden konnten.

Ella sah nach der Uhr. Zwanzig Minuten vor fünf — Otto Faber mußte gleich kommen. Sie sah nach den Eintretenden, Herren in eleganten Reisekleidern, Damen in grauen Mänteln mit Schleier und Handtasche, robuste Packträger — er war noch nicht darunter.

Da erblickte sie eine Gestalt, einen jungen Mann, der allein eintrat, offenbar auch im Reisefestum — und alles Blut schoß ihr siedend heiß zum Herzen; es war Erich Barbewief.

Er sah sie und blieb wie versteinert stehen. Dies blasse, gleichsam nervös vibrierende Gesicht, das er da sah, die etwas in Unordnung geratenen Haare, die Reisetasche auf dem Stuhle daneben — das sagte ihm genug. Er mußte, woran er war. Und er warf ihr einen Blick zu, einen Blick, worin alles zitterte, was eine Menschenseele an Sehnen, an Liebe, an lähmender Verzweiflung fassen kann.

Sie war verloren — sie war endlich doch ihrem Schicksal verfallen. Er, der sie so heiß geliebt hatte, dessen Seele ihr entgegenstutete in jener reinen Empfindung, von der sonst nur Dichter träumen und Märchen erzählen — er hatte sie nicht mehr retten können. Seine Bewegung überwältigte ihn so, daß er wankend einen Schritt zurücktrat und gefallen wäre — wenn er sich nicht an den Eingangspfeiler des Saales, der hinter ihm war, gelehnt hätte.

Er starrte sie noch immer an wie das Bild einer Medusa. Das war also Ella Kürsen, die stolze, viel-

begehrte Schönheit — das Mädchen, von dem man sagte, daß sie sich gerade hoch genug achte, um unter den Besten zu wählen. Und es stieg ihm wie wildstutende Empörung zum Herzen, daß diese selbständige, kraftvolle Natur endlich auch dem modernen Wahn vom Mammon erlegen war — daß hier ein edler, zum Höchsten bestimmter Geist zerstört worden war. Wer war schuld daran? Die Luft, die sie einatmete, die Menschen, mit denen sie groß geworden war, und die ihr immer gesagt hatten: „Geld ist die Hauptsache im Leben!“

Verfallen — für immer verfallen. Seine Zähne gruben sich in die Unterlippe, daß sie blutete, und ein schwerer qualvoller Seufzer entrang sich seiner Brust.

Sie war, als sie ihn sah, totenbleich geworden. Ihr war, als ob in seiner Gestalt alles Gute und Edle des Lebens noch einmal vor sie hinträte. Sie fühlte etwas von der erschauernden Empfindung jedes von seiner Schuld gequälten Wesens; und ihr Haupt senkte sich schwer auf die Brust. Sie warf ihm einen Blick zu, einen stummen, stehenden Blick, in dem ein Nest von heißer Empfindung angstvoll zitterte, als ob er fürchtete, zurückgewiesen zu werden. In diesem Moment wußte sie, wie sehr er sie liebte.

Aber es war ja doch zu spät.

Das war ihr zweiter Gedanke — rasch und gewaltig den Kopf aufrichtend, hatte sie sich halb erhoben — in ihren Augen leuchtete wieder der alte Trost.

In diesem Moment erschien Otto Faber zwischen den Thürflügeln des Saales und winkte ihr zu — es war hohe Zeit zum Einsteigen. Sie schritt an Erich vorüber, ohne einen Wink, ohne Gruß — aber mit einem letzten Blick wie ein Lebwohl auf immer.

Er fühlte das, und er ging langsam, blaß, mit einem Gesicht, dem man die überwachte Nacht ansah, zum Bahnsteig hinauf, wo Dorfheld ihn erwartete — sie wollten mit demselben Frühzuge nach Berlin fahren. Auch ihn sollte die Großstadt in ihren wirbelnden Kreislauf aufnehmen — er wollte jetzt an seinem Werke arbeiten.

Langsam fuhr der Zug aus der Halle — gleichgiltig Menschenglück und Menschenleid mit sich führend — unaufhaltsam weiter nach Osten, nach Berlin.

## XV.

„Nein, sagen Sie, was Sie wollen — es ist unerhört! Uns so etwas zu bieten! Wann kann man denn einmal den Mund aufstun?“

„Die alte Geschichte! Als ob das jemals anders würde! Und übrigens —“

„Det heest“ unterbrach den Sprecher eine Stimme in unverfälschtem Berliner Dialekt, „det heest, ne pugje Krute war det doch, die kleene Waldmann, wie die noch partutemang det Wort haben wollte, obgleich sie uns längst usjelöst hatten! Sen proppres Mädchen, — wenn se nur nich immer ihr Gequassel von Emanzipation, un so'n Unsinn vorbringen wollte!“

„Guten Abend meine Herrn! Wünsch guten Abend!“

Der Wirt begrüßte die eintretenden Herren mit dem Kopfnicken eines alten Bekannten. Sie pflegten hier gewöhnlich einzutreten, wenn sie in seinem Hinterzimmer Sachen zu besprechen hatten, die nicht für jedermann geeignet waren. Heute aber sah er an ihren ärgerlichen und aufgeregten Mienen, daß etwas Besonderes vorgefallen sein mußte.

Er machte sein gutes Geschäft dabei. Jedesmal, wenn wie an diesem Abend eine Versammlung in der Brauerei Friedrichshain stattfand, bei der es etwas stürmisch zugeing, war nachher sein Lokal überfüllt, es waren ja nur drei Schritte Weg über die Straße. Die Leute, die geredet hatten, stärkten sich gern noch mit einem guten Schluck in ihrer Thätigkeit zum Wohle des Volkes. Und gefährlich war das weiter garnicht, hier in dieser Gegend im Norden Berlins, wo alles sozialdemokratisch war. Der Polizei war es im Gegenteile lieber, wenn diese Leute in bestimmten Lokalen sich anhäufeln, man konnte sie besser überwachen. Und wenn man sich nur mit den Behörden gut zu stellen weiß —

Die Herren ließen sich ziemlich geräuschvoll an ihrem Stammtische nieder und sahen mit verdrossenen Mienen zu, wie der Piccolo die Glasflammen des etwas defekten Kronleuchters entzündete. Dortfeld, der einen grauen Gesellschaftshut und einen hellen Herbstpaletot trug, machte unter ihnen noch den zivilisiertesten Eindruck; der junge Mensch neben ihm mit dem blassen, schlecht rasierten Gesicht und dem spärlichen semmelblonden Haar, der mit Vorliebe im Berliner Dialekt sprach, sah aus wie ein verkommener Handwerker. Seine kleinen wasserblauen Augen hatten einen frechen und zugleich müden, schon halb ruinierten Ausdruck, auch seine Haltung verriet jene Arroganz, die sich gern für Selbstbewußtsein ausgiebt. Er war im höchsten Grade das, was im Berlinischen „Schnoddrig“ heißt. Der dritte mit einem ernstern ruhigen Gesicht, einem angehenden, blonden Vollbart und einem Lognon über den Augen machte eher einen sympathischen Eindruck, er zuckte zuweilen über die Bemerkungen seines Nachbarn die Achseln, und man merkte, daß ihm dieselben durchaus nicht immer „in den Kram paßten.“

„Na, haben Sie nun gehört, Lohmann, die Londoner schicken nichts mehr.“ wandte sich Dortfeld an den im Vollbart, während er sich eine Cigarre anzündete.

Lohmann zuckte die Achseln.

„Das ist nun schließlich auch egal; was wir von da gekriegt haben, das hat die Streikklasse auch nicht voll gemacht. Und dann, die haben ja immer ihre besondern Absichten. Wissen Sie noch, wie es bei dem Buchdruckerstreik war?“

Dortfeld nickte, die Schultern herausziehend.

„Ja, ja, sie unterstützten uns, als wir streikten, weil sie glaubten, daß die Lohnerhöhung der Setzer die deutsche Konkurrenz ihnen gegenüber unmöglich machen werde. Alte Geschichte das! Wenn die Leute nun einmal nicht einsehen wollen, daß vor allen Dingen zusammenhalten die Hauptsache ist —“

„Ja, meinen Sie denn überhaupt, daß der Streik sich noch auf ein paar Wochen verlängern lassen wird?“ fragte Lohmann zusehend.

Dortfeld legte ihm mit einem pfiffigen Lächeln die Hand auf den Arm.

„In der nächsten Versammlung lasse ich das bekannte Kabeltelegramm aus New-York los, worin mitgeteilt wird, daß den Streikenden so und soviel tausend Mark Unterstützung gewährt seien,“ sprach er „das zieht immer. Und dann müssen wir auch hier noch sammeln. Schließlich —“

„Ach Gott lassen Sie doch die ollen dickköpfigen Hamburger die Geschichte selber abmachen,“ rief der junge Mensch dazwischen, sein Berlinisch, wenn er in Erregung kam, mit „Hochdeutschem“ vermischt. „Überhaupt diese Cigarrenarbeiter thun, als ob sie was Besonderes wären, und is doch ooch man so —“

„Dreher, das verstehen Sie nicht,“ kanzelte ihn Dortfeld ab, indem er ihm kurzweg das Wort abschneidete, „die gemeinsame Verbrüderung der Arbeiter —“

Dreher sah ihn höhnisch an, die Hände in die Hosentaschen gesteckt und rief mit einem kurzen Auf-lachen:

„Verbrüderung is jut! Na, det haben wir ja heite Abend wieder gesehen, was daran is. Die ganze Verbrüderung is umfänglich wie 'n ollet Hintergebäude; wenn det ne Brücke wäre, dann jinge ich nich tieber.“

„Wenn das so ist, liegt es an Leuten wie Ihnen,“ unterbrach ihn Dortfeld scharf, „die für weiterliegende Gesichtspunkte überhaupt nicht empfänglich sind, und die gar nicht imstande sind mit großen Fragen umzugehen — die also auch besser thäten bei wichtigen Anlässen zu schweigen, verstanden?“

Dreher zuckte die Achseln.

Dortfeld, etwas ruhiger geworden, wandte sich wieder zu seinem Genossen Lohmann:

„Ich erwarte jetzt hier noch den jungen Mann, von dem ich Ihnen sagte, aus Bremen; denselben der uns bei dem Streik dort so große Dienste geleistet hat.“

„Bardewiel?“ fragte Lohmann.

Der Agitator nickte.

„Wenn det man was ist, Bourgeois bleibt Bourgeois!“ murmelte Dreher.

Er als richtiger Sozialdemokrat begegnete allen solchen Leuten mit demselben prinzipiellen Mißtrauen. Von Haus aus war er Malergehilfe gewesen, aber wegen Bummellei und Unzuverlässigkeit entlassen worden; er hatte auch schon mehrere Male vor Gericht gestanden. Sein arbeitscheuer und zügelloser Charakter begann nun aus dem Haß gegen die „Gesellschaft“ Kapital zu schlagen, er warf sich der Sozialdemokratie in die Arme, und seine unverfrorene „Schnoddrigheit“, seine Manier gleich die radikalsten Anträge in der derbsten volkstümlichen Sprache vorzubringen, verschafften ihm in gewissen Kreisen eine Menge Zuhörer und Anhänger. Daher mußten auch Dortfeld und alle einigermaßen gebildeten Elemente unter den Führern schonend mit ihm umgehen. Die ganze Triebfeder seines Wesens war aber im Grunde nur der Neid

gegen die Besitzenden, von weiterliegenden Ideen und Gesichtspunkten keine Spur.

„Sie werden begreifen,“ fuhr Dortfeld mit gedämpfter Stimme fort, „was wir an solchen Leuten wie diesem Bardewief haben. Daß sich mit ihnen wirklich was machen läßt — pah, das glaube ich selbst nicht! Aber das giebt ja eine brillante Folie für uns, Leute aus den oberen Ständen, wissen Sie! Man wird aufmerksam, die Zeitungen schreiben darüber —“

Er brach ab, denn er hatte gehört, wie sich rasche feste Schritte näherten, und die Thür geöffnet wurde. Der Erwartete trat ein. Es war Erich Bardewief.

Es waren erst ein paar Tage verflossen, seit er in Berlin angekommen war, und er hatte an diesem Abend die Versammlung in der Brauerei Friedrichshain besucht, die schon nach kurzer Dauer aufgelöst war. Es war zu einer wüsten Scene gekommen, ein Abgeordneter der Hamburger Arbeiter warf den Berlinern Laubheit und Gleichgiltigkeit gegen die Sache der Streikenden vor — die hauptstädtische Sozialdemokratie hatte nämlich diese Versammlung zusammenberufen, um über eine Unterstützung der streikenden Hamburger und Bremer Cigarrenarbeiter zu beraten — andere hatten dagegen geschrien, ein paar bekannte Berliner Redner verlangten die Unterdrückung der Unterstützungsvereine der Cigarrenarbeiter, weil diese nur Sondergelüste bei jenen großzügigen — es waren überhaupt fortwährend die unjählichsten und fernliegendsten Dinge herangezogen worden — als der Lärm zu arg wurde und Redensarten fielen wie: „der Staat zöge das Ausaugesystem der Unternehmer systematisch groß“, erklärte der Polizeilieutenant die Versammlung für aufgelöst. Es gab einen tumultuarischen Ausbruch, bei dem Bardewief von Dortfeld getrennt wurde, aber versprach ihm in das bezeichnete Lokal nachzukommen.

Erich warf beim Eintreten einen fragenden, unbestimmten Blick auf die andern, die er noch nicht kannte.

„Herr Bardewief,“ begann Dortfeld, ihn vorstellend mit etwas hochtrabendem Ausdruck, „derselbe, der sich in Bremen mit der größten Opferwilligkeit der Sache der Streikenden angenommen, ja, dem wir eigentlich die größere Ausdehnung des Streiks verdanken, und der natürlich dafür von der dortigen kapitalistischen Gesellschaft zum Märtyrer unserer Sache gemacht wurde!“

Lohmann nahm sein Lognon ab und begrüßte ihn mit einer leichten Verbeugung. Dreher begrüßte ihn mit einem kurzen Kopfnicken, beide aber musterten den Ankömmling ziemlich neugierig. Entschieden, das war eine ungewöhnliche Erscheinung.

Erich runzelte etwas die Stirn. Diese ganze pathetische Art ihn einzuführen, ihn zu einem der Haupthelden und Märtyrer des Streiks zu stempeln, das mißfiel ihm. Dortfeld machte ihm überhaupt bereits den Eindruck eines Mannes, der sich allzuoft hinter den Kulissen über sein Publikum lustig macht, wengleich er nicht von ihm sagen konnte, daß er gefinnungslos sei. Aber es war ihm schon Ver-

schiedenes aufgefallen unter den „Genossen“, die er heute abend beobachtet hatte.

„Nun, Herr Bardewief,“ fragte der Agitator, als jener sich gesetzt hatte, „was haben Sie für einen Eindruck gehabt von der etwas stürmisch abgebrochenen Versammlung heute?“

Erich sah ihn an und lächelte flüchtig.

„Keinen guten,“ entgegnete er dann ruhig, „ich habe selten so viel Dummheiten gehört wie an diesem Abend!“

Alle drei fuhren in die Höhe. Diese gerade kurze Antwort wirkte auf sie wie ein Blitzschlag — sie starrten diesen jungen blonden, vornehm aussehenden Mann an, der sich erlaubte ihnen so etwas zu sagen.

„Aber, Herr Bardewief —“

„Sie sind wohl noch nicht lange hier?“ bemerkte Lohmann, anscheinend harmlos, „es scheint Ihnen hier noch nicht recht zu gefallen?“

„Det is jut,“ murmelte Dreher halbblaut, „fängt der schon an Bilder 'rauszusteden!“

Erich sprach, nachdem er sie alle drei gemustert hatte, mit derselben ruhigen Stimme:

„Hören Sie mich an, meine Herren! Sie haben heute abend eine Versammlung zusammenberufen, um den streikenden Cigarrenarbeitern in Hamburg und Bremen zu helfen. Ich nehme an, daß Sie ihnen auch wirklich helfen wollen — ich nehme das an. Wenn Sie aber damit beginnen, gegen die Unterstützungsvereine der Arbeiter selbst zu eifern, wenn Sie überhaupt alle selbständigen Organisationen bei diesen unterdrücken wollen — so ist das falsch. Die Hilfe und die Besserung muß von innen heraus kommen, von den Leuten selbst, nicht von diesen rasch angeammelten Streikkassen, die doch sehr bald erschöpft sind!“

Was Erich erwähnte, berührte in der That einen der wundesten Punkte in der sozialdemokratischen Partei, die sich für berufen erklärte den Armen und Elenden zu helfen. Sie wollte durchaus keine selbständigen Verbände unter den Arbeitern dulden, oder wenigstens nur solche, die genau nach ihrem Muster und Rezept waren. Die Centralleitung sollte stets in den Händen gewisser Berliner Führer bleiben — von da aus sollten sich die revolutionären Bewegungen wie ein großes Netz über das ganze Reich ausbreiten.

Dortfeld zog die Augenbrauen in die Höhe — es war ihm unangenehm, daß der junge Mann das so rasch erraten hatte. Er gehörte gerade zu denjenigen, die in erster Linie alles der Parteileitung opfern wollten. Und noch etwas anderes ahnte Erich bei ihm, und das genügte schon, um ihn abzustößen — es kam ihm gar nicht darauf an, die Arbeiter zu ruinieren, um sie zu Sozialdemokraten zu machen. Das war eines der nichtswürdigsten Mittel mancher Parteiführer. Die Streiks, die Auflösung der früheren Hilfsvereine, das ruinierte oft Hunderte. Wenn sie nichts mehr hatten, mußten sie von selbst Sozialdemokraten werden.

„Hilfe von innen heraus,“ bemerkte er jetzt achselzuckend zu Bardewief, „wie Sie sich das denken.“

Wenn die Leute nur Brot kriegen, von welcher Seite, das ist ihnen egal!"

"Aber damit ist die Sache nicht abgemacht!" begann Erich von neuem, lebhaft und mit glänzenden Augen. "Die paar tausend Mark, die Sie bei solchen Gelegenheiten in der Streikkasse haben, das ist so gut wie nichts unter den heutigen Verhältnissen — die Arbeiter müssen sich selbst helfen. Glauben Sie denn überhaupt, daß unsere Arbeiterverhältnisse nicht auch reformbedürftig sind?"

Dortfeld starrte ihn durch sein Vornon an — daß im Volke selbst auch vieles faul sein könne, das war ihm, der beständig erklärte, „daß oben alles faul sei“, noch gar nicht eingefallen. Und daß die Reform da anfangen müsse — das schien ihm zu sonderbar. Und nun gar sich darüber öffentlich zu äußern!

„Ja, ja,“ fuhr Bardewiel fort, „sehen Sie sich einmal die ländlichen oder die Fabrikarbeiter an, wenn sie die Woche gearbeitet und Geld zusammenverdient haben, dann gehen sie oft Sonntags hin und schlemmen Austern und Kaviar. Genußsucht und Völlerei ohne Maß — der ganze Verdienst geht zum Teufel. Sie wollen's auch einmal gut haben! sagen sie. Aber damit kommt man nicht weiter — und wenn man Familie hat, ist das gewissenlos.“

Er hielt inne, da er bemerkte, daß Dreher schon seit einiger Zeit ihm einen sonderbaren stehenden Blick zuwarf.

„Sie wollen bei den Leuten wohl auch noch vermehren, wenn sie die ganze Woche in so einem Schinderkasten geschant haben,“ sprach dieser langsam, die Worte mit einem gewissen lauernden Ausdruck herausquetschend, „wozu ist unser einer denn schließlich auf der Welt? Die Großtögen sollen nur all das Geld hergeben, was sie haben — dann wird die Not schon von selbst uffhörn.“

„Glauben Sie, wenn all das baare Geld, was in Deutschland ist, verteilt würde, daß da auf jeden soviel käme? Und wie lange würde das anhalten?“

„Ach Jott, det is ja so velle, daß et jar nich alle werden kann. Und die tägliche Arbeit,“ fuhr er fort, in einem gewissen dozentenhaften Tone, als ob er sich auf etwas besänne, „da genügen zwei bis drei Stunden pro Tag, um die ganze Konsumtion der Erde zu decken. Das hat einmal ein Professor ausgerechnet,“ schloß er mit der Faust auf den Tisch schlagend, im Bewußtsein seiner nationalökonomischen Kenntnisse.

Erich zuckte die Achseln.

„Wenn das Ihre ganze Weisheit ist!“ sprach er gleichgiltig. „Und daraufhin werden auf Geratewohl die großen Streiks angefangen, die nie zu etwas führen, wo dann bald die Gelder ausgehen — da wird gegen die Juden, die Großindustriellen geheßt und geschürt, und so werden die Leute rechtzeitig aufmerksam gemacht und treffen ihre Gegenmaßregeln! Denn schließlich siegt das Kapital doch immer wieder. Einigen Sie sich zuerst, schaffen Sie eine notwendige Organisation, Unterstützungsverbände — damit die Arbeiter selbst Kapitalien, Anlagen und Fabriken in die Hände bekommen — dann wird die Sache anders gehen!“

Er wollte nicht hinzufügen, was ihm eigentlich am meisten am Herzen lag, daß man nämlich anfangen müsse, die unteren Klassen gerade so wie die oberen sittlich und religiös aus ihrer Verwilderung aufzureißen — aber er merkte, daß diese Leute hier dafür kein Verständnis hatten.

„Sagen Sie, Herr Bardewiel, wollen Sie die angekündigten Artikel in der „Volksstimme“, die Ihnen, wie ich höre, ihre Spalten geöffnet hat, in diesem Sinne halten?“ brachte Dortfeld mit gepreßter Stimme heraus.

„Gewiß — ich werde mich so äußern, wie Sie gehört haben. Wir sind doch nicht hier, um Lebensarten zu machen. Dazu ist unsere Arbeit zu ernst.“

„Um — ja, da werden Sie aber auf mancherlei Schwierigkeiten stoßen!“

„Das will ich nicht hoffen. Indessen — das würde mich nicht abhalten!“

Lohmann hatte den jungen Mann längere Zeit bereits, ohne ein Wort zu sagen, betrachtet. Diese Erscheinung wirkte seltsam auf ihn. Alles was er sprach, klang so fest und so edel, eine Natur in sich selbst begründet, die ihren eigenen Weg gehen würde, und die, wie man sagte, das Mitgefühl für die Not des Volkes herausgetrieben habe aus reichen, glänzenden Verhältnissen. Das war etwas ganz anderes als die Leute, die er sonst gewohnt war um sich zu sehen. Er war von Haus aus Lehrer in einer kleinen schlesischen Stadt gewesen, hatte nach allerlei Konflikten seinen Beruf in kurzer Zeit quittieren müssen und war zur sozialdemokratischen Opposition übergegangen; er lebte von Broschüren und literarischen Arbeiten für die radikale Richtung. Das Stück von der sozialen Frage, das er mit sich herumtrug, war eines der schwierigsten gewesen — ein Auskommen mit tausendfünfhundert Mark jährlich, wenn man Familie hat!

Er wollte in irgend einer Form Bardewiel sein Wohlwollen bezeugen.

„Ich glaube, Sie beurteilen die hiesigen Verhältnisse zu ungünstig,“ sprach er, „wir haben bei unserem System hier schon viel, unendlich viel erreicht — ich darf wohl sagen, gebessert. Wir gewinnen hier zusehends an Boden. Und auch darum, weil uns ganz andere Mittel zu Gebote stehen — Berlin ist reich und kann etwas beisteuern.“

„Ich würde es bedauern, Herr Bardewiel, wenn Sie bei Ihrer bisherigen Auffassung der sozialdemokratischen Parteiverhältnisse blieben,“ bemerkte Dortfeld, schroff aufstehend, „ich muß gestehen, daß ich darauf nicht gerechnet hatte — und ich glaube nicht, daß sich mit den Mitteln, die Sie im Sinn haben, arbeiten läßt“, fügte er mit einem mitleidigen Lächeln hinzu.

Er war entschlossen, da er hier einen festen, entschiedenen Willen merkte, ihm gleich von vorn herein Widerstand entgegenzusetzen.

„Det is ja allens nichts wie unnützes Gequassel,“ sagte Dreher wegwerfend, „det kennen wir, all die Lebensarten von die sogenannten Gebildeten —“

Erich unterbrach ihn, indem er ihm einen kalten Blick zuwarf: „Ich habe mit Ihnen nichts zu ver-

handeln.“ Und zu Dorfheld gewandt, sagte er etwas verbindlicher: „Ich hoffe, Sie werden sich noch überzeugen, daß, ehe die Reform nicht von unten angefangen wird, Sie nichts erreichen werden.“

Nach einem flüchtigen Abschiedsgruß verließ er die beiden; er hörte noch das spöttische Gelächter, das Dreher ihm nachsandte, und er wußte, daß er sich an diesem Abend zwei Feinde gemacht hatte.

Aber er durfte seine Überzeugung nicht zurückhalten in dieser Sache, die für ihn das Heiligste war, was es gab. Er ahnte bereits die vielen verderblichen Elemente in dieser „Partei der Erlösung“, den Neid, die Eifersucht und die Heuchelei der Führer, die Unwissenheit der Massen und den flachen Materialismus der Halbgebildeten, die überhaupt jede tiefere Frage von vornherein ablehnten.

Als er auf der Straße anlangte und langsam nach dem Dranienburgertor zu gehen wollte, fühlte er sich am Arm ergriffen und von jemand eingeholt. Es war Lohmann, der ihm nachgeeilt war und ihm seine Begleitung anbot; sie hatten beide denselben Weg nach Südwesten zu; Erich hatte eine Wohnung in der Bernburgerstraße gemietet. Der ehemalige Lehrer war ihm nicht unsympathisch, er nahm also das Anerbieten dankend an. Lohmann verbarg ihm seine Genugthuung nicht, daß er Dorfheld und besonders Dreher, den er haßte, einmal die Wahrheit gesagt habe, doch seien die Parteiverhältnisse nicht so schlimm, wie er sie sich vorstelle; im Gegenteil die Agitation hätte hier zusehends an Boden gewonnen und griffe in immer weiteren Schichten um sich, auch sei in der Besserung der materiellen Lage für die unteren Volksklassen schon viel erreicht.

Sie waren mittlerweile am Dranienburgertor angelangt, wo der Verkehr des Nordens sich konzentrierte, wo der Lärm und das Brausen überhand nahmen, und nach Süden zu das Bild des eleganten und glänzenden Berlins seine Pracht zu entfalten begann. Je mehr man sich der Weidendammerbrücke näherte, desto verwirrender wurde das Rollen der Wagen, die in langer Reihe vorbeifuhren, der eintönige Trab der Droschken, das betäubende Klingeln der Pferdebahnmwagen — desto greller der elektrische Lichtglanz großer Cafés, die zahllosen Gasflammen, die die Fassade der Häuser beleuchteten und die blauroten Transparente vor den Vergnügungsorten aller Art. Man merkte, hier pulsierte das Leben noch lange kräftig bis in die Nacht hinein.

Das Gespräch zwischen den beiden hatte aufgehört, sie waren zu sehr mit ihren Eindrücken und Beobachtungen beschäftigt. Diese glänzenden, flimmernden Bilder um sie her schienen nur von Pracht und Reichtum, von Genuß und Luxus zu erzählen; und als sie sich in der eigentlichen Friedrichstadt sahen, mit ihren großartigen Renaissancebauten, ihren vergoldeten Türmen auf den Riesenmagazinen und all' den Palästen, die nur dem Vergnügen geweiht waren, da empfanden sie, wie das Elend, das im Norden unverhüllt sein nacktes Antlitz zeigt, sich hier verstecken müsse, um nicht diese eleganten Herren

im Cylinder und Bibertragen, diese Damen in den langen schleppenden Pelzboas zu belästigen.

Als Bardewiel und Lohmann zum letzten Mal die Pferdebahn wechselten, fanden sie sich allein im Wagen — nur in einer Ecke saß noch ein etwa vierzehnjähriger Knabe in einem armseligen Anzuge. Erich, der sah, daß er eine Cither in der Hand hielt, rebete ihn an. Er konnte erst nichts aus ihm herauskriegen, bis der Kondukteur, der jenen kannte, ihm zu Hilfe kam, er machte ihn mit leiser Stimme darauf aufmerksam, daß der Junge auf beiden Augen so gut wie blind sei. So war es auch in der That. Auf weitere Fragen kam ein bezeichnendes Stück großstädtisches Elend zu Tage. Der Vater, ein Tischler, sei arbeitsunfähig, er habe das Reissen, die Mutter den Lungenhusten, so daß sie auch nur wenig arbeiten könne; Marie, die Schwester, ginge ins Geschäft, aber das Geld, das sie brächte, reichte nicht aus. Daher mußte er auch mitarbeiten. „So, und da fährst Du nun wohl nach Hause?“ fragte Erich. „Kannst Du denn den Weg finden?“ Der Junge hob den Kopf wie erstaunt: „Nee doch, id' komm' ja von zu Hause, nu jeh' id' in Lokale spielen.“ Und als jener weiter fragte: „In die Schützenstraße spiel' id' — id' zähl' die Laternen, und denn find' id.“ Nachts um ein Uhr erwarte ihn dann die Mutter am Potsdamerplatz, der er seinen Verdienst abliefern, so etwa zwischen drei bis vier Mark täglich, und dann bekäme er es gut, dann ginge er bald zu Bett. Erich sah ihn an.

„Und thust Du es denn gern, dies Herumziehen in den Lokalen?“

Der Junge antwortete: „Jern — nee, aber id' muß, und dann jiebts ooch immer velle zu trinken.“

Da er in der Nähe der Schützenstraße war, stieg er ab, um seinen Kampf mit dem Dasein weiter zu suchen; er summt unbekümmert vor sich hin, so sehr war er durch das Elend seiner häuslichen Verhältnisse abgestumpft. Diese grauenhafte Selbstverständlichkeit, mit der er das alles vorbrachte, war es am meisten, die Erich zu Herzen ging.

Er wandte sich mit einem unbeschreiblichen Blick zu Lohmann um: „Finden Sie wirklich, daß Sie hier soviel erreicht haben?“

Dieser zuckte die Achseln. Es kämen noch ganz andere Dinge vor in den armen Quartieren von Berlin, und der Kondukteur bestätigte dem jungen Mann, daß eine Existenz wie diese noch keineswegs zu den schlimmsten gehöre.

## XVI.

Erich Bardewiel hatte gleich bei seinem ersten Auftreten in Berlin Anstoß verursacht, und er fühlte, daß ihm noch weitere Kämpfe bevorstanden. Aber noch beseelte ihn der Mut eines zielbewußten Kämpfers, und er kämpfte, wiewohl schweren Herzens mit den Enttäuschungen, die von allen Seiten auf ihn einbrachen. Denn soviel sah er schon, die hauptstädtische Sozialdemokratie war nicht die selbstlose, ihres Sieges sichere, ideale Partei, als die er sie sich vorgestellt hatte.



Von Bremen bekam er in den ersten Tagen einen Brief seines Bruders, worin dieser, wie um einen letzten Versuch zu machen, ihm mitteilte, daß der Streik sich seinem Ende zuneige, daß ein Teil der Arbeiter bereits nachgegeben habe, und daß er übrigens nicht abgeneigt sei den übrigen Konzessionen zu machen. Erich hielt das für Redensarten und warf den Brief beiseite. Seitdem hatte die Verbindung zwischen ihm und der Heimat völlig aufgehört.

Und das lastete schwer auf ihm, er fühlte den letzten Blick seines Vaters noch immer auf sich ruhen wie die Mahnung an eine ernste Schuld.

Er hatte sich in der Bernburgerstraße eine Wohnung von zwei behaglichen Zimmern gemietet, und da er die Verfügung über das ziemlich beträchtliche Erbe seiner Mutter hatte, konnte er der Zukunft sorgenfrei entgegen sehen. Aber er sah darin, daß ihm der Kampf des modernen Menschen um das tägliche Brod und um seine soziale Stellung erpart war, nur eine Mahnung, sich um so mehr seiner Aufgabe hinzugeben. Er beabsichtigte zunächst in der „Volksstimme“, einem Hauptorgan der sozialistischen Partei, eine Reihe von Artikeln zu veröffentlichen, worin er seine Ansichten über die notwendigen Associationen der Arbeiter darlegen wollte. Er bekämpfte das Prinzip der Parteicentralisation, wie man es nach französischem Muster immer unverhüllt durchzuführen suchte, er verwarf die sinnlosen Excesse des Anarchismus und vor allem die internationalen Neigungen der Sozialdemokratie, die ihn am meisten abstießen. Seine Art die Frage zu lösen ging auf den Kern derselben ohne weitere Umschweife los, nämlich die Abänderung der bisherigen Produktionsweise, die durch ihre zügellose Freiheit jedem gestattete den andern durch sein materielles Übergewicht zu tyrannisieren. Das war das Wesentliche, und alles übrige nur unnütze Zuthaten, nach seiner Ansicht. Wenn die Arbeiter selbst erst die Produktionsmittel und die Fabriken in den Händen hatten, wenn sie genug Nationalökonomie verstanden, um zu beurteilen, wieviel die Gesamtheit und wieviel jeder einzelne brauche, wenn erst die Herrschaft des Kapitals aufgehört hatte, dann mußten die sozialen Ungerechtigkeiten sich bedeutend reduzieren.

Aber bis dahin —

Und Erich verhehlte sich schließlich auch nicht, daß der letzte Schritt, die Enteignung des bisherigen Besitzes, doch mit Gewalt werde geschehen müssen. Und dann kam noch etwas anderes hinzu, etwas, das ihn zuweilen mit einer dumpfen, trostlosen Niederlagelagenheit erfüllte, mit der Empfindung von etwas Kommemdem, Schrecklichem. Er lernte jetzt das Volk kennen. In den Versammlungen, den Kneipen, auf den Straßen hatte er nun Gelegenheit mit ihm zu reden, und er fühlte, wie wenig das Bild, das er sich davon gemacht hatte, der Wirklichkeit entsprach.

Das Volk — das ist das Gefühl, das man hat, wenn man vor einem der ungeheuerlichen ägyptischen oder indischen Götzenbilder steht, die uns die Vorzeit überliefert hat. Das Gefühl von etwas Unfassbarem, einer wilden Naturkraft, die gut sein kann, aber bei der man zunächst nur das Fragenhafte, das brutal Scho-

nungslose sieht. Diese Gottheit hat nichts von unseren Gedanken, unseren Empfindungen und unseren feinen ausgetklügelteten Seelen-Genüssen. Sie kennt nur die gewalttätigen Leidenschaften, die rücksichtslosen, gerade aufs Ziel losgehenden Lebensäußerungen, und darin liegt eine gewisse Größe, aber eine Größe, die für jeden gefährlich ist, der sich diesem Moloch in die Arme wirft. Erich empfand das, sobald seine geschärften Sinne die ersten Beobachtungen über die Atmosphäre machten, in der er jetzt lebte.

Anfangs schien ihm bei Vielen der Neid und die Genußsucht die einzigen Motive zu sein. Für Leute wie Dreher bestand der Kern der sozialen Frage in der Plünderung der Banken und der großen Kaufläden. In seinem Gehirn bestand die Kultur einfach aus einem raffinierten Genuß, und er hatte den festen Glauben, daß ihnen das alles bald von selbst zufallen werde. Die Reichen, das waren für ihn die, die nicht mit dem Körper arbeiteten, und das waren ihre natürlichen Feinde.

Erich bemerkte überhaupt von welcher zweifelhaften Elementen die führenden Schichten der Sozialdemokratie wimmelten. Deklassierte Kaufleute, junge Bürschchen, die ihnen anvertraute Gelder in „weiblichen“ Kneipen durchgebracht hatten, verbummelte Studenten und reklamegierige Schriftsteller, die nicht hatten aufkommen können, bei wie wenigen war da überhaupt ernstes Wollen und ernstes Denken vorhanden!

Wertvoller waren diejenigen, welche die Not der Beamtenverhältnisse aus den Reihen der offiziellen Karriere herausgetrieben hatte. So zum Beispiel lernte Erich einen Postbeamten kennen, der mit 75 Mark monatlich hatte auskommen müssen, und sich als seine Frau krank war, und alle seine Mittel erschöpft waren, eine kleine Unterschlagung hatte zu Schulden kommen lassen, die natürlich seine Entlassung zur Folge hatte. Es war ihm nicht möglich diesen Mann als einen Dieb zu betrachten, und derselbe schien durch sein gedrücktes traurig indifferentes Wesen zu beweisen, daß er bei alledem seine Schuld wohl fühle.

Solche Leute gehörten aber immer noch zu den berechtigtesten Erscheinungen in einer Partei, die den Armen und Besitzlosen zu helfen versprach.

Erich erhielt aber auch zum Beispiel Besuche von sehr reduziert aussehenden Personen, die sich ihm als „Genossen“ vorstellten, in seiner Wohnung sehr breit und ungeniert Platz nahmen und ihn bald unverfroren um seine Unterstützung angingen. Gab er nichts oder wenig, so zogen sie offen und verdeckt in allen Tonarten auf ihn los, gab er viel, so schimpften sie ebenso. Es war ihnen niemals genug. Und sie musterten die Möbel und Bücher, die da waren, mit Blicken, die ihm deutlich sagten: „Du bist und bleibst nun doch einmal ein Bourgeois.“

Einmal kam ein Individuum in Schlapphut und abgetragener Sammetjacke zu ihm und erzählte ihm voll Entrüstung, wie ein kapitalistisches Blatt sein, Bardewicks Auftreten, zu Gunsten der Arbeiter angegriffen und verdächtigt habe; übrigens erbot er sich gegen Honorar einen Artikel zur Abwehr und

Nichtigstellung dagegen zu schreiben. Erich dankte ihm und erkundigte sich nach dem Thatbestande, worauf sich herausstellte, daß der Denunziant den verleumderischen Artikel selbst geschrieben hatte. Er hatte bei beiden Teilen sein Geschäft machen wollen!

Ein andermal fand Erich Bardewief, wenn er Leuten, die über Arbeitslosigkeit klagten, Beschäftigung und Verdienst gegeben hatte, daß sie anstatt die erhaltenen Aufträge zu vollziehen, in die nächste Schenke gingen und sein Geld dort durchbrachten. Wenn er sie dort aufsuchte und ihnen Vorwürfe machte, erhielt er kaltlächelnd zur Antwort: „Ja wer' doch nich arbeiten, wenn id' Geld habe.“

Und so stieg ihm allmählig die schlimme Wahrheit auf, die er immer vergebens von sich abzuwehren gesucht hatte, daß nämlich von den Lastern einer raffinierten Civilisation das Volk, das heißt die unteren Klassen, stets am ärgsten durchseucht sind. Ob durch eigene oder durch fremde Schuld, das war eine andere Frage.

Erich stieg in die großen Mietskaternen der Vorstädte, in jene Riesenbauten, die oft 800 Menschen und mehr beherbergen, wo man sich eng zusammendrängen mußte, nur um leben zu können, wo man schlecht wohnen und essen mußte, nur um durchzukommen. Das Geld, die allmächtige Herrschaft des Kapitals, bestimmte auch hier alle sozialen Werte; in seinem Gefolge decimierten Laster und Verbrechen die Bewohner dieser ameisenhöhlenähnlichen Behausungen. Um die Miete billiger zu bekommen, hatten die meisten armen Familien „Schlafburschen“ bei sich wohnen, der mit in der Familie lebte und wohnte; waren Töchter in derselben, so ergaben sich die Folgen von selbst. Und wie manche dieser kleinen Eisenbahn- und Postbeamten, die hier wohnten, drückten ein Auge zu, wenn sie sahen, daß ihre erwachsenen Mädchen mit einem jungen Manne gingen, und es schließlich immer weiter und weiter mit ihnen kam, sie waren am Ende froh, wenn sie die Sorge dafür los waren, das harte Leben gestattete ihnen nicht, so etwas wie eine „Ehre“ zu haben; das war ein Luxus für die Reichen und Gebildeten.

Erich war oft erstarrt, wenn dies Bild vor seinen Augen auftauchte, und er fragte sich mit einer Art dumpfer Trostlosigkeit „wie ist da zu helfen?“

Das war es, was ihn besonders verwirrte und betäubte, das Großartige, Riesenmäßige aller Verhältnisse, die Erscheinungen waren im Einzelnen zu fremdartig, und die Masse zu erdrückend, als daß ihn der erste Eindruck nicht hätte überwältigen müssen. Das waren nicht mehr die einfachen übersehbaren Verhältnisse wie in Bremen, das war eine Atmosphäre, mit der sich seine spröde, niederdeutsche Art oft nur schwer auseinanderlegen konnte.

Und in all dieser Arbeit tauchte immer wieder ein Gedanke in ihm auf, etwas, das nie von ihm wich, die Erinnerung an Ella Lürsen. Er hatte sich vorgenommen sie nie wieder zu sehen, nie an sie zu denken, es sollte ganz aus sein. Aber man weiß, wie es mit solchen Vorsätzen bestellt ist. Es war ihm unmöglich das Bild des schönen, unseligen Mädchens aus seiner Phantasie zu verbannen. Und ein be-

merkenswertes Zeichen der Einwirkung, die die Frauennatur auf ihn ausgeübt hatte, daß er anfang sie zu entschuldigen, er, der sonst geneigt war, Schwächen und Laster immer streng zu beurteilen. „Ist sie nicht ein Opfer wie wir alle?“ sagte er sich oft, „von derselben Eitelkeit und Gier nach Genuß sind wir schließlich alle mehr oder weniger durchseucht, das Gold hat alles in uns umgewöhlt.“ Und er dichtete sich Fehler an, nur um sich ihr innerlich gleich zu fühlen.

Übrigens sah und hörte er natürlich nichts von ihr. Berlin ist groß, und der Einzelne verliert sich darin wie ein Sandkorn. Er hatte gehört, daß sie mit Otto Faber irgend eine Etage bezogen habe, ein Bekannter schrieb ihm das von Bremen aus, aber er wußte nicht wo. Oft trieb es ihn, unfähig irgend etwas zu arbeiten, halbe Tage lang in die entlegenen Vorstädte, in ganz ferne Quartiere hinaus, wo er die Straßen und Höfe bis zur Erschöpfung durchwanderte, und wenn er sich dann mit wirrer Hand über die Stirn fuhr und sich belann, was er denn eigentlich wolle, dann war es die Hoffnung gewesen, sie irgendwo aufzufinden, sie nur noch einmal wiederzusehen. Und sie war doch eigentlich verloren für ihn.

Er wußte das. Aber wie oft sieht man den Abgrund vor sich, der einem den Untergang droht, und man kann ihn doch nicht vermeiden.

Es war eine seltsame, freudige Überraschung für ihn, als er eines Tages Georg Lürsen, ihren Bruder bei sich eintreten sah, den er in ihrem Hause kennen gelernt, und der schon damals einen sympathischen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

„Ah, Herr Lürsen! Seien Sie mir herzlich willkommen.“ Erich schüttelte ihm die Hand, „Sie auch in Berlin?“

„Ja, das Semester hat jetzt wieder angefangen, ich treffe um diese Zeit gewöhnlich hier ein; man veräußt sonst zu viel,“ erwiderte der junge Mann mit einem leisen, feinen Lächeln, indem er sich auf den Rand des Sessels setzte, den Bardewief ihm anbot. Dies Lächeln erinnerte auffallend an Hedwig.

Erich erkundigte sich formell, wie es zu Hause ginge; Georg streifte ihn mit einem Seitenblicke, dann erwiderte er, sein Vater sei ein paar Wochen krank gewesen, auch Hedwig ginge es nicht so, wie es sein sollte. —

Er vermied es sich deutlicher auszudrücken.

„Ihr Bruder war lezhin — er kommt uns öfter besuchen,“ sprach er in seiner langsamem, unbeholfenen Ausdrucksweise, „er versichert uns noch, wie sehr er es bedauert, die Geschichte mit dem Streik, wissen Sie, und dann — daß Ella weggegangen ist, das ist immer noch nicht überwunden bei uns.“

Erich preßte die Lippen aufeinander und wandte sich ab; er wollte ihn auf ein anderes Thema bringen und begann nach einer Pause:

„Sie studieren hier alte Philologie, nicht wahr? Ich glaube in diesem Fache ist jetzt viel los hier.“

Aber Georg Lürsen hörte ihn garnicht, plötzlich aufstehend trat er auf Erich zu, ergriff ihn am Arme und sprach mit einer heisern, unterdrückten Stimme, in der es zitterte wie verhaltenes Schluchzen:

„Sagen Sie, wissen Sie nicht, wo sie hier ist? Es ist ja wahr, sie war schlecht — sie hat niederträchtig an uns gehandelt — aber ich möchte sie wiedersehen — ich will nur wissen, was sie macht, wie es ihr geht —“

Er sah Erich ins Auge mit einem flehenden, verzweifelten Ausdruck, und dieser bemerkte, wie dies Gesicht noch blasser und abgemagerter war als früher. Der Gram zuckte in seinen leise sich bewegenden Lippen. Es war offenbar, daß er diesen Besuch nur gemacht hatte, um vielleicht Auskunft über die Schwester zu erhalten, die er nicht vergessen konnte.

Erich Bardewiel war überrascht, beinahe fassungslos. Er hatte diesen stillen, schüchternen Gelehrten für einen Bücherwurm gehalten, der vergraben in die klassischen Jahrhunderte keiner tieferen Empfindung, keiner Teilnahme für das Leben um sich her fähig wäre. Er hatte oft im Gespräche mit ihm seine eigenartige Manier wissenschaftlicher Betrachtung, seine bewundernswerten Kenntnisse geschichtlicher Epochen beobachtet — aber auch seine völlige Unkenntnis moderner Verhältnisse, seine Harmlosigkeit der Welt gegenüber. Und wenn er ihn mit Begeisterung von Catulls Gedichten und Sallust's attischen Mächten sprechen hörte, glaubte er sein Leben abgegrenzt zwischen den Glossen und Scholien der alten und neuen Interpreten. Er hatte sich mit ihm unterhalten, aber im Geheimen empfand er doch ein gewisses, leises Mitleid mit dieser weltfremden Natur. . .

Und nun zeigte sich der Schmerz um die verlorene Schwester so tief, in so wahrer, ergreifender Gestalt, daß er alle anderen Gedanken verdrängt zu haben schien.

Erich drückte ihm schweigend die Hand.

„Sie haben sie also auch so sehr geliebt? Ich sehe es Ihnen an, — und Sie können mir glauben, ich weiß, was Sie leiden.“

„Aber wie ist das nur möglich?“ sprach Georg, die Augen starr vor sich auf den Boden gerichtet, „wie konnte sie nur —“

Der Schmerz, der in diesen stummen, gleichsam hilflosen Blicken sich aussprach, ließ es nicht zu, daß man die Naivetät dieser Frage beachtete. Bardewiel sah ihn voll tiefen Mitleids an.

„Ja,“ sagte er dann halblaut, mehr zu sich selbst, „die Gier nach der Welt — es ist, als ob das soziale Gift in allen Adern fräße — die einen haben nichts im Auge als die maßlosen Genüsse, und um sie zu erlangen, kennen sie keine Rücksicht mehr — und die anderen haben kein Brot und sehen kein Mittel vor sich, es zu erlangen als den Umsturz, die allgemeine Vernichtung — und dazwischen wird man dem Abgrund zugebrängt — diese quälende Angst, die man nicht mehr los wird, wie das alles endet —“

Er war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab; er fühlte, wie dieser schwermütige Druck, der auf ihm gelastet hatte, noch größer geworden war, seit er sich in Berlin befand.

„Sie wissen also nichts?“ fragte Georg noch einmal leise.

Erich schüttelte den Kopf.

„Nichts, gar nichts. Und wenn wir sie auch

wiedersehen,“ sprach er, ihm die Hand auf die Schulter legend, mit einem Seufzer, „sie wäre für uns doch verloren.“

„Aber wenn man sie spräche, man könnte sie vielleicht noch abbringen von — von —“

Er verstummte, als er Bardewiels leises Lächeln sah. Und wie von seinen Gedanken niedergebeugt, neigte er stumm den Kopf. Er hatte keine Ahnung davon, was Leidenschaft und Eigenwille im Leben bedeuten.

„Kommen Sie her,“ rief Erich nach einer Pause, „wir müssen etwas frische Luft schöpfen — es wird einem oft schlimm zu Mute, wenn man nur immer in sein Inneres sieht.“

Er führte den Willenlosen fort, und sie traten hinaus auf die Straße, wo das Leben sie wieder auf allen Seiten umfing.

„Und sie war so schön,“ sprach Georg, der noch immer wie träumend an der Seite seines Begleiters dahinschritt, „wenn die Sonne in ihrem Haar funkelte, das sah so stolz, so königlich aus — es gab keine, die sich neben ihr sehen lassen konnte.“

Erich zog ihn fort; er wollte ihn nicht diesen gefährlichen Erinnerungen überlassen. Sie passierten das Gemühl des Potsdamer Platzes und gingen durch die Leipzigerstraße, wo das Leben der Weltstadt sie am lebhaftesten umwogte, wo eine unübersehbare Reihe von Wagen an ihnen vorbeirollte, und Einheimische, Provinziale, Fremde aller Nationalitäten in diesem Gedränge Reue passierten.

Unterwegs erzählte Bardewiel dem jungen Studenten von seinen Plänen und Erlebnissen hier, das heißt soweit er das demselben verständlich machen konnte, denn Georg Lürsen bekümmerte sich nicht viel um die Zeitfragen.

„Sie beteiligen sich hier also wirklich an der sozialdemokratischen Agitation?“ fragte er kopfschüttelnd. Man merkte, schon das Wort Sozialdemokraten verursachte ihm eine Art innerlichen Abscheu.

Erich nickte.

„Aber ich begreife nicht, was die Leute eigentlich haben. Es ist doch jedem in unseren Tagen Gelegenheit gegeben zu Verdienst und Stellung zu kommen, wenn er nur tüchtig ist. Der Staat sorgt doch für alle,“ entgegnete jener weise.

Erich sah ihn mit einem sarkastischen Lächeln an. „Wie er für Sie sorgt, nicht wahr?“ sprach er ruhig.

Georg verstummte. Wie er für ihn sorgte. — Es ging ihm durch den Kopf, daß er mit der Aussicht nach fünf- bis sechsjährigen Studium mit 2100 Mark angestellt zu werden, sich auch schon oft gefragt hatte, ob das eigentlich im Vergleich zu so vielen, die bedeutend weniger gelernt hatten, eine entschädigende Entschädigung sei. Was war er denn schließlich, wenn er mit ergrautem Kopf und mit etwas höherem Gehalt Oberlehrer war? In der Öffentlichkeit stand jeder grünschnäbelige Referendar oder Lieutenant höher. Ja freilich — er mußte viel, er hatte viel gelernt — die Gesellschaft gab ihm in der Theorie alles und ließ ihn in der Praxis bei schmalen Bissen. . . Georg Lürsen fühlte oft seltsame

Gedanken in sich aufsteigen, wenn er in den Collegien Corpsstudenten mit und ohne Couleurmützen untereinander sprechen hörte von Sekt und schönen Weibern, von exquisiten Soupers und Wettrennen . . . Diese Leute waren oft nach seinen Begriffen roh und ungebildet — er wußte, daß sie nie etwas thaten, und sie machten doch regelmäßig nach sieben oder acht Semestern ihr Examen. Und er dachte daran, daß er mit achtzig Mark monatlich auskommen mußte und in der Elbasserstraße vier Treppen hoch wohnte.

Aber diese Gedanken hatte er immer sehr bald von sich gewiesen — sie schienen ihm ein Unrecht zu sein.

„Es ist die Unzufriedenheit heute,“ sprach er eifrig zu Erich, „jeder will höher hinaus und stellt so große Ansprüche. Wohin soll denn das führen, diese ewige Jagd nach Besitz und Genuß? Man kann sich in dieser Welt auch mit wenig begnügen.“

„Sagen Sie das diesen Leuten, denen man den Himmel genommen, und denen man in allen Tonarten vordeklamiert hat: Es giebt keine Götter,“ entgegnete Erich düster, „seit einem Jahrhundert hat man ja daran gearbeitet. Und nun ist's erreicht — das Volk glaubt nichts mehr. Aber da ihm der Himmel verschlossen ist, sagt es sich: halten wir uns von jetzt an die Güter dieser Erde. Die Besitzenden sollen hergeben, was sie haben!“

Georg begnügte sich zu seufzen — er wußte keine Antwort darauf. Er war eigenartig, wie diese Natur die, was das praktische Handeln betraf, vollständig in den traditionellen Anschauungen steckte, doch das Zucken des sozialen Fiebers fühlte, sobald man seine eigenen Angelegenheiten, seine Aussichten für die Zukunft und dergleichen berührte. Dann ward er einsilbig, aufgeregte — seine Rede zerhackte sich in kurze, stoßweise Sätze. Man konnte bisweilen glauben, daß er die Wirklichkeit von sich abweise wie ein häßliches Phantom — daß er Furcht habe etwas über sein inneres Leben, über das ewige Dilemma seiner Existenz zu verraten. Aus seinen Dichtern und Geschichtsschreibern stiegen ihm oft glänzende, verführerische Bilder auf: schöne Weiber, tolle Bacchanalien, prunkvolle Paläste. Und dann besann er sich auf die Wirklichkeit, er, der Kandidat des höheren Schulamts mit der Aussicht nach jahrelangem Warten eine mäßige Anstellung zu bekommen.

Die Deutschen der vorigen Generation hatten es noch verstanden ihre Phantasien und ihr Leben streng auseinanderzuhalten — für die Deutschen von heute ist das Leben zu geräuschvoll, um Einen ruhig träumen zu lassen.

Darum hatte Georg so sehr an dieser Schwester gehangen — das war etwas Stolz, Eigenartiges, etwas königlich Schönes, das lebendig vor ihm stand — wie ein Märchentraum, der Atem und Farbe bekommen hatte. Er hatte sie fast angebetet, diese Schwester.

Als die beiden, nachdem sie das Gewühl der Leipzigerstraße passiert hatten, den Dönhofsplatz erreichten, sahen sie die grell elektrisch beleuchtete Fassade des Reichstheatertheaters vor sich und Erich, um jenen seinen trüben Gedanken zu entreißen, sprach zu ihm:

„Kommen Sie mit — gehen wir einmal da hinein, ich habe das Ding auch noch nicht gesehen. Ich lade Sie ein — das wird uns etwas zerstreuen.“

Georg nahm den Vorschlag ohne langes Zaudern an. Es war ihm gleich, wo man den einmal angebrochenen Abend zubrachte. Das erst neuerdings mit allem modernen Luxus ausgestattete Theater machte mit seinen weiten, in Weißgold dekorierten Räumen, und dem eleganten Publikum, das man hier sah, einen glänzenden Eindruck. Der junge Student fühlte sich etwas verschüchtert, wie immer, wenn er sich in Mitte von Cylindern und hellen Überziehern sah.

Die Vorstellung bot das Gewöhnliche. Ein Malabarist, ein paar japanische Akrobaten, eine Couplet-sängerin, und am Schluß des ersten Aktes eine Schar dressierter Gänse. Die letzteren erhielten den meisten Beifall.

„Wie finden Sie — diese Art Künstler?“ fragte Erich seinen Begleiter, als der Vorhang sich senkte.

„Nun — ich glaube, sie haben mehr Erfolg, als wenn man vor diesem Publikum ein Schiller'sches Drama auführte,“ antwortete Lürsen mit einem feinen humoristischen Lächeln.

„Ah, jetzt werden Sie auch sarkastisch! Ja, wir haben's weit gebracht in der Kunst. Ich glaube schwerlich, daß Göthe heute sich über den Pudel auf der Bühne beschwert hätte — wir sind schon weiter gekommen — als auf den Hund. Aber kommen Sie, wir wollen uns das Publikum etwas in der Nähe ansehen.“

Georg folgte ihm mit Unbehagen. Er blieb am liebsten immer sitzen in den Zwischenakten. Und es wäre auch diesmal besser gewesen, er wäre sitzen geblieben . . .

Der Strom der Zuschauer, der aufgestanden war, um sich etwas Bewegung zu machen, drängte sich nach dem im ersten Rang gelegenen Promenoir — einem breiten mit dicken roten Teppichen belegten Spazierweg, an dem sich nischenartig auf beiden Seiten bunte, türkische Divans befanden, die sich in Form eines Halbrunds um kleine Marmortischchen zogen. Von Zeit zu Zeit traf man auf ein Buffet mit Erfrischungen, an dem sich Herren und Damen um ein Glas Bier, einen Cognac, ein Stück Torte drängten.

Überall sah man hier glänzende, helle Toiletten in allen Farben, Herren im Cylinder und auffallenden Kravatten, Offiziere und Dandies, die mit leisen, elegant knarrenden Schritten langsam hin- und hergingen . . .

Auf einmal blieben Erich und Georg zugleich wie erstarrt stehen. Sie sahen beide nur nach einer Richtung hin, — Sie sahen Ella Lürsen auf einem Divan sitzend, umringt von einer Gruppe Herren, mit denen sie sprach und lachte, wie es schien in der animiertesten Stimmung. Es waren lauter elegante, junge Leute, die förmlich dufteten von Vornehmheit und Wohlgerüchen — oder doch mindestens von zehntausend Mark Renten. Alles englische Anzüge und Wiener Lackstiefel.

Und sie selbst, wie war sie schön in dem flimmernden Scheine des Glühlichts, das blonde Haar

nach der Mode hochaufgesteckt, in dem eleganten Prinzgekleid, das ihre Gestalt so vorteilhaft umschloß und das nach Pariser Vorbildern am Oberärmel mit Blumen gestickt war! In der ganzen Erscheinung der Reiz des phantastischen, weltstädtischen „Chics“ — die Veränderung, die mit dieser aus einfachen Verhältnissen stammenden Natur bereits vorgegangen war — ihre frühere kraftvolle Schönheit noch gehoben durch alles Raffinement der Kunst und durch die gesättigte Eitelkeit — durch das Bewußtsein der Rolle, die sie jetzt spielte. Entschieden, Otto Faber hatte recht gehabt, sie war danach, selbst in Berlin Aufsehen zu machen.

Otto Faber — ah, der lehnte da drüben am Buffet, langsam seinen kleinen Schnurrbart streichend, neben ihm ein junger Mann, ein Referendar seiner Bekanntschaft, der öfters mit neidischen Blicken zu Ella hinüberfah. „Wirklich, ein schneidiges Frauenzimmer!“

Sie sah so heiter und stolz, so „glückgehärtet“ aus. —

Da erblickte sie die beiden Gestalten, die in einiger Entfernung vor ihr sie betrachteten — und langsam entwich die lachende Lebensfarbe aus ihrem Gesicht, und der Fächer hörte auf mit seinem raschen, flimmernden Spiel. Das war ihr Bruder, und dann der andere da — Sie überslog Georgs Gestalt, dies alte, abgenützte Kostüm, das sie wohl kannte, die schiefe geknüpfte Kravatte, der nicht mehr ganz intakte Klapptragen und diese großen, unförmlichen Stiefel, dies alles, das gar nicht hierher zu gehören schien — es entging ihr nichts — und die jungen, eleganten Leute, die sie umgaben, musterten erstaunt diesen jungen Menschen, auf den sie so den Blick gerichtet hatte.

„Aber was haben Sie, Fräulein Ella?“ nahm Einer halblaut in näselndem Ton das Wort, „kennen Sie — ah — diese stillwidrige Erscheinung?“

Sie lehnte sich zurück — und wie von einem plötzlichen Entschluß gepackt, stand sie auf und ergriff den Arm des Fragenden, mit dem sie, ohne den Kopf zu wenden, in der Biegung des Ganges verschwand.

Erich bemerkte in diesem Moment, daß sein Begleiter, der bis jetzt unbeweglich dagestanden hatte, zitterte und die Farbe wechselte — er trat einen Schritt näher — aber er konnte die Zerstörung nicht mehr hindern, die die Aufregung dieses Augenblicks in diesem sensitiven Organismus hervorbrachte

Georg fiel ohnmächtig auf den Teppich hin.

## XVII.

Als Erich Bardewiel zwei Tage darauf in der Wohnung des jungen Studenten vorsprach, um sich nach ihm zu erkundigen, hörte er, derselbe sei ins Krankenhaus gebracht worden, da er schwer und unter heftigem Fieber erkrankt sei.

Erich erfuhr im Krankenhause von dem betreffenden Arzte, daß es sich um ein Nervenfieber

handle, dessen Ausgang sich bei der nicht besonders kräftigen Konstitution des Patienten nicht vorhersehen lasse.

Der junge Mann entfernte sich nicht ohne Besorgnis. Er war überrascht, als er etliche Zeit darauf bei einem abermaligen Besuche Frau Dürfen und ihre Tochter Hedwig antraf, die von Bremen herbeigeeilt waren, und die sich, soweit es möglich, der Pflege des Erkrankten widmeten. Es ging diesem auch bereits etwas besser — doch machte die Rekonvalescenz sehr langsame Fortschritte, immer unterbrochen von gelegentlichen Rückfällen — von Fieberphantasien, in denen er nach der schönen, verlorenen Schwester rief, Hedwig von sich stieß und davon erzählte, wie er später viel Geld verdienen wolle und dann würden sie sich ein prächtiges Schloß kaufen und glänzende Toiletten, wie Ella sie jetzt trage. Der unselige Name kehrte immer wieder.

Die beiden Damen empfingen Erich natürlich in sehr gedrückter Stimmung. Hedwig teilte ihm allerlei Nachrichten aus Bremen mit, und als sie einmal allein waren, fügte sie nach einer längeren Pause und mit zögernder Stimme hinzu.

„Herr Bardewiel — ich wollte Ihnen dann noch mitteilen, ich habe Ihren Herrn Vater gesehen, es ist ihm sehr nahe gegangen, daß Sie sich wegen der Arbeiter mit ihm erzürnt haben. Er sieht sehr verändert aus, und ich glaube, es wäre gut, wenn Sie —“

Erich wandte sich ab und erwiderte nichts. Hedwig verstummte, sie sah, daß hier einstweilen jeder Versuch zur Versöhnung nutzlos war. Sie hatte ihn bewegen wollen wenigstens einen versöhnenden Brief an seinen Vater zu richten, aber unter diesen Umständen —

Erich selbst merkte sehr bald, in welches Netz er sich verstrickt hatte, und was es ihm für Opfer kosten würde seine Stellung zu behaupten.

Eines Tages hätte er beinahe eine heftige Scene gehabt mit Dreher, dessen Gesellschaft er, wenn es irgend ging, überhaupt mied. Es war auf dem Bureau der Zeitung für die Erich schrieb, und er verhandelte mit einem der Redakteure über die Umänderung eines Artikels, der jenem allzu scharf geschrieben war. Da kam Dreher hinzu, und begann nach Anbringung etlicher Neuigkeiten über den Cigarrenarbeiterstreik den Plan eines Aufrufs zu entwickeln, der zum Zwecke neuer Sammlungen in den Organen der Partei veröffentlicht werden sollte. Man müsse einmal so recht die Niederträchtigkeit der Fabrikbesitzer und Unternehmer ins helle Licht stellen — und nun begann er in den gemeinsten Ausdrücken auf die „Blutzapper und Schinderstrolche“ loszuschimpfen, sprach speziell von den Bremern und nannte endlich Bardewiels Bruder, das wäre einer der Schlimmsten von dieser Sorte — Ausführungen, denen man die Absicht anmerkte, und wobei er Erich fortwährend ins Gesicht sah.

(Schluß folgt.)

# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## „Droben.“

Von Gola Lutz.

Von dem Gipfel schaust Du nieder,  
Vor Dir liegt das Thal.  
Bist entflohen dem Getriebe,  
Aller Erdenqual.

Wähnst Dich Göttern gleich dort oben —  
Von der Welt so weit.  
Zählst nicht Stunden mehr die rinnen,  
Ahnst schon Ewigkeit. —

Dünk' ein Weilchen Dich erhaben,  
Mußt ja doch zurück!  
Wurzelt drunten in der Tiefe —  
Höhe giebt nicht Glück.

Menschen sind zum Kampf geboren,  
Göttern nur ziemt Ruh'! —  
Drum so lang die Füße tragen,  
Wandre rüstig zu. —

## Die Kochschulen und ihr Nutzen und Schaden für das moderne Leben.

Eine Plauderei von St. G.

Es wird dem Menschen unserer Tage recht herzlich sauer gemacht, sich sein bißchen Eigenart zu bewahren. Alle Kulturerscheinungen von heute stehen unter dem Zeichen des Ausgleichs, und der Zustand der Welt schreitet in gar bedenklicher Weise dem sozialistischen Zukunftsideal, allgemeiner Gleichheit, oder vielmehr Gleichförmigkeit, entgegen. Freilich just da, wo ein Ausgleich am wünschenswertesten schien, ist wenig genug davon zu merken; auf dem Gebiet politischer und religiöser Fragen waren kaum je mehr Parteiipaltungen vorhanden. Besieht man sich aber dies Treiben selbst einen Augenblick lang genauer, so findet man bald, daß auch hier im Grunde nichts anderes herrscht, als das System, die Schablone. Ein Einzelner hat sich dieselbe ehemals, vielleicht schon vor langen Zeiten, zurechtgeschnitten, und ein zweiter, ein Erbe seiner Ideen, dem diese Schablone just für seine Zwecke paßt, zwingt nun die Geister Hunderte und Tausende in sie hinein und formt sie so nach seinem Willen um. Und den meisten Angehörigen schon recht. Denn wer ist es denn überhaupt, der nach einem individuellen Leben strebt? Höchstens der echte Künstler und — das echte Weib. Sonst huldigen wir alle miteinander, Männlein und Weiblein, Hoch und Niedrig, Alt und Jung, ohne es zu wissen oder zu wollen, dem Streben des Sozialismus, der sich auf diese Weise recht viel überflüssige Mühe und Aufregung macht, dem Streben nach der Gleichmachelei. Was bezwecken zum Beispiel die Bewegungen der Frauenemanzipation anders? Und auf dem Gebiet des modernen Unterrichtswezens, herrscht nicht auch dort vor allem das „System?“ Einzelunterricht giebt's nicht mehr, nur noch Gesamterricht, bei dem die

Begabten mit den Unbegabten gemeinsam in gemächlicher Langsamkeit fortschreiten dürfen. Das ist gewiß nur gut gerecht; und ein System muß nun leider sein, denn der Begabten giebt's nur wenige, und die Mehrheit entscheidet. Und unsere Zeit, die so oft mit Unrecht als materiell verschrien wird, ist idealistisch genug, dem Gedanken allgemeiner Gleichberechtigung viel — alles zu opfern Gewiß, sie gehorcht der Notwendigkeit. Denn starker Gemeinssinn, Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze ist ja die erste Grundbedingung für die Größe und Macht eines Staatskörpers. Sparta's Vorbild ist gewiß nicht zu verachten. Aber, wenn es auch opferwillige Staatsbürger, todesmutige Krieger erzog, das, was man ein Genie nennt, hat Sparta sicher nur in geringer Zahl erzeugt. Und so gehört auch heut eine mehr als ungewöhnliche Kraft und eine noch größere Kühnheit dazu, trotz aller Systematik und geistig anergogener Uniform noch in irgend einer Weise sich Eigenart zu bewahren und zu behaupten, und noch viel größere Kühnheit, sie zu zeigen. Ist es doch schon gefährlich, zu einer Zeit, da es gerade Mode ist, Reifen in den Kleidern zu tragen, ohne solche sich sehen zu lassen. Man fällt ganz gewiß auf und macht sich zum mindesten lächerlich. Jedenfalls wird man nicht begriffen. Und das ist natürlich, denn der Nachahmungstrieb ist im Menschen viel lebhafter, als der Selbstgestaltungstrieb. Ein Nachbar macht's dem andern nach, der knecht dem Herrn, der Landmann dem Stadtbewohner, und so gleichen sie sich nach und nach aus, auch die Unterschiede in den äußeren Erscheinungen des Lebens. Ausgleich überall! Ausgleich der Bildung, Ausgleich der Geschlechter, Ausgleich der Stände, Ausgleich selbst der Nationalitäten! — Wollte der Erfinder des Wortes „Volkstum“, der biedere Zahn, heut Umschau halten, er würde von dem, was er darunter verstand, nicht viel mehr entdecken. Der rastlose Geist der Zeit des Dampfes und der Elektrizität duldet kein still beschauliches Dahinleben nach eigener Gewohnheit, kein Sich-abschließen von dem Leben der Allgemeinheit. Längst begann er als Opfer zu fordern das, was den Sohn eines Volksstammes auch äußerlich als solchen kenntlich machte. Volkstrachten im eigentlichen Sinn haben sich fast nur noch in entlegeneren Gegenden bewahrt; wie lange wird's währen, so ist mit der Nationaltracht auch die Nationalmundart ins Fabelland verwiecen, obschon sie sich etwas länger hält; was aber schon jetzt bedenklich im Verschwinden ist und ganz sicher mehr und mehr verloren geht, das ist das Dritte, was einen Volksstamm zu charakterisieren pflegt, nämlich: Das Nationalgericht. Und das ist nicht nur schade, es ist ein wirklicher, beklagenswerter Verlust; nicht nur für den Freund leiblicher Genüsse, nicht nur für die hochkunstbesessene Hausfrau, sondern für das Leben in Haus und Familie, überhaupt. Denn mit der Eigenart der häuslichen und heimatischen Küche zugleich geht eins der wichtigsten Unterstützungsmittel des Heimatgefühls und — des Familiensinns verloren. Wer daran zweifelt, der hat es noch nicht erlebt, mit welcher Freude, das aus der Ferne heimkehrende Familienglied die erste Mahlzeit in der Heimat begrüßt, der kennt nicht den geheimnisvollen Reiz, der eine auf heimatische Art zubereitete Schüssel auch der einfachsten Kost umweht.

Zu der wehmütigen Poesie des Erinnerungsbildes,

das der fühlende Mensch sich von Heimat und Jugend bewahrt, gehört ja unstreitig als mientbehrlicher Teil das Lieblings-Nationalgericht. Aber auch dieses gewiß doch harmlose Stückchen Poesie werden die Generationen der Zukunft entbehren müssen. Und was trägt die Schuld? Natürlich doch auch wieder so eine Einrichtung unserer modernen Kultur — nämlich die Kochschulen. —

Kochschulen! Unsrer Mütter und Großmütter haben zu ihrer Zeit das Wort noch nicht gekannt. Damals gab's keine, und es waren auch noch keine notwendig. Und die wackere selbstschaffende Hausfrau, die nebenbei gefagt auch in den kleineren Städten nicht mehr besonders häufig ist, wenn man unter dem Selbstschaffen ein verständiges, überlegtes und freudiges versteht, wird auch heut noch den Kopf schütteln und sprechen: „Was sollen uns Kochschulen? Schulen mit ihren Theorien und Systemen für eine Kunst, die nur durch jahrlange eigene Erfahrung und praktische Ausübung erlernt werden kann?“ Und sie hat recht mit ihrem Staunen und Zweifel. „Denn,“ so wird sie mit ihren Fragen fortfahren, „was und wieviel kann dann überhaupt in der Kochschule gelehrt und gelernt werden? Höchstens doch das bischen äußere Technik. Wer noch gar keine Ahnung vom Kochen hat, der lernt's ganz gewiß in der Kochschule auch nicht recht, und wer's kann, was sollen dem noch Schulen? Im besten Falle lernt die Kochschülerin in einer renommierten, vielbesuchten und der notwendigen Mittel in keiner Weise entbehrenden Anstalt (denn eine kleine unbemittelte ist doch erst recht zwecklos,) nach auf's genaueste vorgeschriebenen Rezepten komplizierte und zum mindesten kostspielige Gerichte herzustellen. Das mag unter Umständen ja recht nützlich sein — aber wie viele werden in ihrer künftigen Lebensstellung wohl immer in der Lage sein, solche Kunst zu verwerten? Ei nun, gewiß, auch die sogenannte einfach bürgerliche Küche wird nicht vergessen, aber leider, auch sie trägt den Stempel der internationalen Hotellkost. Und gerade bei ihr macht sich späterhin der eine große Übelstand geltend — wer von Haus aus daran gewöhnt ist, wie man zu sagen pflegt, aus dem „großen Topf“ zu wirtschaften, dem wird's gar schwer, später sich sparsamer einzurichten; wer nur gelernt hat, nach einer bestimmten Schablone zu arbeiten, der bleibt ewig an dieselbe gefesselt und gewöhnt sich das Selbstdenken ab. Nun mag vielleicht mancher meinen, was das Denken eigentlich mit dem Kochen zu thun habe — Der aber gewiß nicht, dem's wie die allerdings nicht verbürgte Sage meldet, mit seinem jungen Weibchen passiert ist, daß letzteres eines schönen Tages bei Ausübung ihrer Kochkünste ein Blatt im Kochbuch versehenlich überschlug und nun auf's gemüthlichste zwei gar verschiedene Gerichte mit ihren dazugehörigen Ingredienzien durcheinanderbrachte. Wer nicht mit dem rechten Verständnis, mit der rechten Schaffenslust zu Werke gehen kann, der lasse seine Hände vom Kochen überhaupt. Denn es ist damit, wie mit jeder andern Kunst. Man kann ein Tonstück tabellos und fehlerfrei vortragen, nach allen Regeln der Schulung, und s'ist doch nicht Musik; man kann nach dem künstlichsten Vermaß die schönsten Worte und klügsten Gedanken in tabelloster Form und wohlgebildeten Reimen zusammenfügen mit Hilfe einer Poetik, und es ist doch alles andre eher, als ein Gedicht; und man kann ein Erzeugnis der Kochkunst herstellen nach allen Gesetzen derselben — und doch, wenn auch äußerlich gewiß nicht das Geringste vergessen oder verkümmert wurde — es fehlt jenes unbestimmbare Etwas, was eben

die Kunst zur Kunst macht, das eigentliche pulsierende innere Leben, die Eigenart, jene geheimnisvolle Kraft, welche lehrt, mit den beschränktesten und einfachsten Mitteln doch etwas Vollkommenes zu schaffen. Eigenart, Selbstgestaltungstrieb und Herrschergeist, wo sollen wohl diese unzertrennlichen drei, für die rechte Hausfrau unentbehrlichen Dinge herkommen bei einer Erziehung nach der allgemeinen Schablone? Kann man's demnach den Herren der Schöpfung im Grunde sehr verdenken, wenn sie obgleich des Hotellebens müde, sich dennoch scheuen, eins der modernen Mädchen als Herrin in ihr Haus und an ihren Herd zu führen? Denn selbst, wenn sie „kochen“ kann, so versteht sie im allerbesten Falle weiter nichts, als gute und — kostspielige! Restaurationsküche. Und Restaurationsküche, auch gute, ist nichts gegen einfache, echte Familienküche. Das weiß der Westfale, der Pommer, der Schlesier u. s. w. recht wohl, wenn er einmal versuchte, an dem, was unter dem Titel seines Nationalgerichts ihm von der Ersteren geboten wird, sich zu erlaben; wie Himmelweit verschieden von dem, was eine echte Tochter seines Stammes an ihrem Familientische ihm darreichen würde. Und das weiß diejenige Hausfrau, die im freudigen, selbstbewußten Besitzerstolz von sich sagen kann: „Seht, mein Wissen und Können ist eigener Art, ein kostbares, von Geschlecht zu Geschlecht vererbtes, unablässig vermehrtes Familiengut, ein durch Väterfittigkeit geheiligt Besitztum!“ Wie der Edelmann auf die ruhmvollen Thaten seiner Ahnen, ist sie stolz auf die wirtschaftlichen Künste ihrer Vormütter und wird auch ihre Töchter wieder zu dem erziehen, was die Frauen ihres Hauses sicherlich immer gewesen, zu tüchtigen Hausfrauen nach echter deutscher Art.

Doch solchen Genuß selbstfreudigen eigensten Schaffens lernt nur das Mädchen kennen, das von der Hand der Mutter in das Gebiet weiblicher Wirksamkeit eingeführt wird; den systematisch gedrückten Jöglingen der Kochschule wird er nie recht zu teil. Was sie ihnen bieten kann, ist nichts als ein oberflächliches, äußerlich angelerntes Wissen, das mit seiner Mechanik alles bischen Selbstthätigkeit unterdrückt und den Geist zur Maschine herabwürdigt. Deshalb meine ich, fort mit den Kochschulen samt ihrem modernen Unwesen, oder mindestens Beschränkung ihrer Zahl und Anerkennung ihrer Daseinsberechtigung in Hinsicht auf ihre Bedeutung für die höheren, bemittelten Stände, statt gar Neubegründung von solchen im Zusammenhang mit der Volksschule, wie's heut von vielen Seiten verlangt wird!“ —

Ja, so wird sie von ihrem Standpunkte aus urteilen, die praktische, an Selbstthätigkeit gewöhnte und in ihrem Wirken befriedigte Hausfrau. Sie vergißt nur das eine: daß etwas so lebhaft Gefordertes nicht allein Existenzberechtigung, sondern auch Existenznotwendigkeit haben müsse. Und so ist's auch mit den Kochschulen. Sie sind zwar, zugegeben, ein Übelstand in unserer modernen Kultur, aber sie sind ein notwendiger Übelstand, hervorgegangen aus bei weitem Schlimmerem, zu deren Bekämpfung und Beseitigung sie dienen sollen; oder besser gesagt: Nicht sie selbst sind das Übel, sondern, daß sie so notwendig und mientbehrlich sind. Und woher kommt es denn, daß sie zur Notwendigkeit geworden? Was trägt die Schuld? Zweierlei; nämlich einmal die Lage der Verhältnisse, und das andere Mal — die Frauen und Mütter von heut, und zwar besonders die des Mittelstandes.

Es ist eine bekannte und unbestrittene Thatsache, daß die heutige Stellung der Frau im Leben eine völlig ver-

änderte ist gegen früher. Ihre Thätigkeit darf sich nicht mehr ausschließlich auf das Erhalten beschränken, sie muß auch gar häufig auf das Erwerben gerichtet sein. Und leider, leider wird nur allzuoft über dem Wirken nach außen das wichtigere Wirken nach innen, über dem Erwerben das Erhalten vernachlässigt. Die Frau und Mutter hat kaum Zeit, ihren Hausstand flüchtig in Ordnung zu halten, und ganz und gar keine, ihre heranwachsenden Töchter in den wirtschaftlichen Pflichten zu unterweisen. Ja noch mehr, sind die Töchter halbwegs erwachsen, so heißt's auch für sie, sich selbst ihren Unterhalt zu suchen. Sie gehen als Arbeiterinnen in Geschäfte oder Fabriken, und obschon sie sich notdürftig ernähren, von weiblicher Thätigkeit verstehen sie wenig. Tritt dann ja einmal, was meist als ein Glück und als Endziel von ihnen betrachtet wird, die Gelegenheit an sie heran, einen eigenen Hausstand zu gründen, so stehen sie rat- und hilflos dem fremden Pflanzgebiet gegenüber. Da giebt es nur die eine Rettung, wenn es nämlich die Mittel gestatten — die Koch- und Haushaltungsschule! — Und anders; gesetzt, das auf künftigen Erwerb angewiesene Mädchen hätte daheim alles gelernt, dessen es für hauswirtschaftliche Thätigkeit bedurfte und hätte nun den Wunsch, sich in einem fremden Haushalt nützlich zu machen und dadurch sein Brot zu verdienen — es wird lange, lange vergebens nach einem Unterkommen Umschau halten. „Wo haben Sie gelernt? Was für Zeugnisse haben Sie über eine Auszubildung in den Fächern aufzuweisen?“ wird man fragen und bedauernd die Achsel zucken, wenn sie antwortet: „Durch lange Übung und Erfahrung daheim!“ Es ist ja so bequem für die „Herrschaft,“ sich von dem schriftlichen Urtheil anderer lenken zu lassen, so bequem, alle Schuld bei etwaigem Fehlgang oder Nichtgenügen der Gewählten statt auf Mangel an eigenes Anleiten und Unterweisen auf die andern oder auf die Schule schieben zu können, so bequem, sich sagen zu dürfen: „Sie hat's ja da und dort gelernt, ich brauche mich also garnicht mehr um sie und ihr Thun zu kümmern,“ und der Armen ohne weiteres alle die ihr doch noch fremden und neuen Pflichten und Würden aufzuladen. Und deshalb muß die Stellensuchende wohl oder übel das oft unerquickliche Opfer bringen, noch eine Kochschule zu besuchen, ehe sie Aussicht auf Erfolg erwarten kann. Dies und Ähnliches ist's, was die Existenz von Koch- und Haushaltungsschulen gerade für die wenig Bemittelten zur Notwendigkeit macht. Und auch für die Besitzenden würden sie ganz gewiß von Nutzen sein, wenn man sich auf richtige Weise ihrer bedienen wollte, nämlich zum Zweck und der Vervollkommnung schon vorhandener Kenntnisse, nicht zur Grundlage und Vollenbung für ein neues Wissensgebiet. Aber so sind häufig die Frauen leidlich vermögender Handwerker oder Beamten. Ihre Töchter sind zu schade, sich frühzeitig um so gemeine Dinge, wie wirtschaftliche Arbeiten zu bekümmern, und sie selbst sind, offen gesagt, zu bequem, sie anzuleiten. Und die Mädchen wüßten ja eigentlich auch genug, wenn sie malen, musizieren, englisch und französisch sprechen und tanzen können; zum Stochen könnten sie sich ja immer ihre Leute halten. Aber es ist nur des künftigen Heirathens wegen und der unvernünftigen anspruchsvollen Männer. Und so, damit es doch heißt, die Tochter kann bei allem andern auch kochen, wird sie fortgeschickt, ein halbes Jahr oder dreiviertel, in die Kochschule. Wie viel und was sie da lernt, die vorher doch noch garnichts davon verstand, das bleibt sich gleich, und was für eine Hausfrau und Mutter sie später einmal abgiebt, nun,

das kommt schließlich auf Glück und Gunst an. Jedenfalls ist ihre Art des Haushaltens alles andere, als individuell, kann's auch nicht sein. Und so kommt's denn, daß eine rechte Familien- und Nationalküche immer mehr zur Sage wird; daß die berühmte „deutsche Frau“ eigentlich bloß noch in Liedern existiert; daß das häusliche Leben immer mehr und mehr verflacht, die Bande des Familiensinns sich immer mehr zu lockern beginnen, und daß sich folgerichtig mit dem Gefühl der Familienzugehörigkeit auch das Bewußtsein der Staatszugehörigkeit verflüchtigen muß; daß so das einseitige Schablonentum, (statt, wie man meinen sollte, den Gemein Sinn zu fördern, da es doch gleichartige Lebensformen hervorruft), ihn eher noch schwächt. Denn nur der wird ein guter, opferwilliger Bürger seines Staates sein können, der sein Volk und Vaterland liebt; und nur der wird sein Volk recht lieben können, der an seinem Heim und seiner Familie hängt. In wessen Hand liegt es denn nun aber, ihn an Heim und Familie zu fesseln? Doch in der Hand der rechten Frau allein, die es versteht, sich selbst und ihrem Wirken allezeit den erwärmenden Hauch friischer, belebender Eigenart zu bewahren!

### Gräber.

In meinem Herzen liegen  
Begraben Lust und Qual,  
Es ist ein großer Friedhof  
Mit Gräbern ohne Zahl.

Dit gräbt die flücht'ge Stunde,  
Der Augenblick ein Grab,  
Und senkt, was kaum geboren,  
Im Leichentuch hinab.

Von Friedhofsblumen schwere,  
Totmüde Düfte weh'n,  
Und bei den teuren Gräbern  
Erinnerungsmale steh'n.

Au einem frischen Hügel  
Pflanz ich das größte auf.  
Da schreib ich Deinen Namen  
Mit meinem Blut hinauf.

Julius Banfelow.

### Aus den Erinnerungen eines englischen Offiziers.

Nacherzählt von Carola Blader.

(Schluß.)

Der Gaitkwar liebte es mit seinem Luxus Erstaunen zu erregen; und so bestand er darauf, daß ich bei Gelegenheit einer kostümirten Gesellschaft einen seiner Festanzüge tragen sollte. Dieser war von schwer zu beschreibender Pracht. Die enganliegende Beinkleider waren aus hellfarbigem Atlas, die dunkle Jacke gestickt und überjät mit Edelsteinen, der Turban mit der bekannten Maschade von Diamanten geschmückt ein goldgestickter Shawl von wunderbarer Feinheit des Gewebes ward um mich drapiert: am Zeigefinger trug ich einen Ring, dessen Diamant wohl den Wert von einer Million Sterling erreichte; etwas wohlriechende Baumwolle wurde hinter die Ohren gelegt, eine Sitte der Prinzen, ein runder brauner Fleck zwischen den Augenbrauen bekundete königliche



Würde. Der Gaitawar half mir selbst beim Ankleiden. Was ihn dabei noch besonders erfreute, war meine helle Gesichtsfarbe und mein blonder Bart, weil so seine Vorfahren ausgehört hätten.

Seine eigene Erscheinung war freilich weit entfernt von solcher Ähnlichkeit. Er hatte ein für einen Inder dunkles Gesicht, vorstiges graues Haar, was er häufig abscheren ließ und einen rauhen wilden Bart; unter den buschigen Augenbrauen standen aus dem großen Kopfe stehende böse Augen weit hervor. Sein Mund war beinahe formlos groß, ungezügelt, grausam mit schwarzen goldumwundenen Fangzähnen, so weit hervorstehend als seine Augen. Gewöhnlich trug er Weinkleider und Leibchen vom feinsten indischen Muslin, die seine dicke unförmige Gestalt kaum wie mit einem Schleier verhüllten. Am häufigsten aber ging er wie Gott ihn erschaffen.

Wenn auch bei einem Manne wie der Gaitawar von Religiosität keine Rede sein konnte, so hielt er doch mit der Fähigkeit des Orientalen an deren äußeren Kundgebungen als an etwas Selbstverständlichem fest. An gewissen Festtagen erschienen im Palaste zwei Brahminen zur Ausübung des Kultus. Um einen ehrwürdigen alten Baum des Gartens wurden brennende Lichter gestellt, dazwischen in silbernen Gefäßen die Opfergaben für die Götter: edle Metalle, kostbare Gummiorten zum Verbrennen und wohlriechende Gewürze, den Geschenken der drei Weisen aus dem Morgenlande zu vergleichen, Gold, Weihrauch und Myrrhen. In wallenden weißen Gewändern, die heiligen Bücher in den Händen, standen die Brahminen, während die Brahmana (Priesterin) zum Rhythmus der Sanskritgebete, langsam den Baum umschreitend ihn mit einem Faden umwickelte bis der ganze Stängel in ihrer Hand seinen Stamm umwand.

Was man die Religion des Gaitawar nennen konnte, weil sie den einzigen warmen oder hellen Punkt bildete in der Nacht seines Wesens, das war die Liebe zu seinem kleinen Sohn. Dieser war ein sanftes, intelligentes Kind, aber schwach und krank; der Vater hing an ihm mit großer leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Je geringer die Hoffnung war für das Leben des kleinen Prinzen, um so hartnäckiger weigerte sich der Gaitawar ihn europäischen Ärzten anzuvertrauen und bestand darauf ihn selbst durch seine Arzneien und die geheimen Kräfte der Brahminen zu kurieren. Zu diesem Zwecke mußte alle Woche eine vollständig schwarze Stabe in den Palast geliefert werden. Der kleine Prinz in seiner reichgestickten Kleidung über den frankten Gliedern und den hervorstehenden Augen in dem matten Gesicht, wurde von seiner Aja auf dem Arme gehalten, während die Brahmana in weiße Schleier gehüllt, in feierlichem Schritte ihn umkreiste, Beschwörungen murmelnd. Die schwarze Stabe hielt sie dabei gegen das Kind, welches dieser halb furchtsam, halb gleichgültig in die leuchtenden grünen Augen schaute. Doch weder dieses Mittel, noch die Apotheke des Gaitawar brachten Genesung und der Prinz starb.

Es war am Abend als das kleine Leben sein Ende nahm und dem buddhistischen Gebrauche gemäß mußte fünf Stunden darauf der Körper Asche sein. Ein Holzstoß ward unter den geheiligten Bäumen des Gartens errichtet, die kleine Leiche lag darauf in seine Tücher gehüllt, bedeckt von den duftendsten Blumen des Orients. Die Flammen schlugen in die Höhe, der Mond schien darcin und geisterhaft bewegten sich die weißen Brahminengestalten in dem doppelten Lichte; geister-

haft beschien es in roter Glut oder fahler Helligkeit die weinende Dienerschar. Im tiefen Schatten, gegen die Mauer gedrückt, regungslos wie von Stein, stand der Gaitawar.

Am folgenden Morgen verließen zwei Brahminen die Stadt. Sie reisten mit der Asche des Verstorbenen an die Ufer des Ganges. Dort steht ein Tempel in einem Palmengain, seine Priester versehen den Dienst der Toten. Von seinen wellenunspülten Stufen streuen sie die Asche in den heiligen Fluß, der sie sanft hinabträgt, bis sie Ruhe findet im Meer, wie die Seele im Nirvana . . .

Sturze Zeit darauf wurde ich abberufen von Madras und nach wenigen Monaten starb auch der Gaitawar von Baroda.

## II.

### Im indischen Ocean.

#### 1.

Unser Kriegsschiff näherte sich der Inselgruppe der Seychellen und es umfing uns eine heiße, feuchte Luft, die schwer auf alle Sinne drückte. Das Gefühl der Vaugigkeit ward noch gesteigert durch eine eigentümliche Unruhe unter der Mannschaft, die ich mir nicht zu erklären wußte. Auf dem Grunde des wenig tiefen Fahrwassers ließ sich in der unbestimmten Beleuchtung der Morgendämmerung eine unebene graue Masse erkennen, Körper die sich bewegten und immer lebhafter werdend, das Schiff umringten. Der aufbrechende Tag zeigte, daß es nichts Geringeres sei als eine ungeheure Masse von Haifischen, unter die wir geraten waren. Zum Ausweichen war es zu spät, ein Zögern konnte uns verderblich sein. Entschlossen gab der Kapitän den Befehl, und kühn dampften wir mit voller Kraft durch die sich drängenden Leiber. Es gelang, und nachdem einige derselben uns noch eine Strecke weit verfolgt hatten, blieben auch sie zurück und bald hatten wir die Gefahr hinter uns gelassen und mit ihr das Gefühl ihrer bösen Vorbedeutung.

Der helle Morgen zeigte uns nun eine schöne Küste und eine freundliche Hafenstadt. Die Anker wurden herabgelassen, mit Freuden sahen wir nach langer Seefahrt unserer Landung entgegen. Das Boot des Gouverneurs stieß auch gleich darauf vom Ufer ab zur gebäuchlichen Begrüßung. Doch sonderbarer Weise hielten seine Ruderer plötzlich inne, und es blieb auf halber Entfernung liegen. Da richtete ich zufällig den Blick in die Höhe, und sah am Mast die gelbe Flagge wehen. Wir hatten unterwegs befreite Sklaven aufgenommen und unter ihnen waren die Plattern ausgebrochen. — Nun befanden wir uns in Quarantäne und die schlimme Vorbedeutung hatte sich erfüllt.

An ein Bleiben an Bord mit Frau und Kind war nicht zu denken, der Aufenthalt auf dem festen Lande war uns so gut wie den andern, versagt; die kleinen Inseln waren alle bevölkert, oder auch zu klein um uns und unsere indischen Diener aufnehmen zu können.

Endlich wurde beschlossen uns eine hübsche kleine Insel anzudeuten, nachdem man deren dreißig Bewohner anderwärts untergebracht, und hier inmitten der Korallenriffe und ihrer Brandung wurde uns eine Wohnung gebaut. Aus Bambus waren die Wände, das Dach mit Palmenblättern und Gras bedeckt. Große Bäume umschatteten sie. In der Entfernung schauten aus reichem Grün von Palmen überragt, die braunen Hütten der Eingeborenen hervor; ihre Gärten bedeckten die kleine Inselfläche und darüber hinaus lag das Meer. Die notwendigsten Gegenstände zu unserer

Einrichtung wurden vom Lande gebracht; unsere Lebensmittel aber wurden zwei oder dreimal die Woche auf einem nahen Felsen niedergelegt, wo sie unser Boot abholte. Leicht war dies nicht, da er inmitten einer starken Brandung, und zur Flutzeit unter Wasser lag. Doch schienen solch kleine Schwierigkeiten den Reiz, den wir in unserem Inselleben zu finden hofften, nur zu erhöhen. Die Offiziere ruderten vom Kriegsschiff zu uns herüber, ein Harmonium wurde auf dem Strand aufgestellt, und die tropischen Nächte ertönten von unserem Gesang zur Begleitung der rauschenden Brandung.

Das war jedoch nur von kurzer Dauer. Der verderbliche Einfluß der feuchten Hitze und des faulenden Grazes auf unseren Hütten machte sich fühlbar und wir wurden krank. Ich selbst lag an einem gefährlichen Fieber. Der französische Arzt der Hauptstadt durfte nicht zu uns, weil er sonst auch der Quarantäne verfallen wäre; um mich selbst zu behandeln war ich zu krank, und so waren wir ohne Hilfe. Unser kleines Paradies ward zur öden Insel, auf der ich dem Tode entgegen ging, ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft. In ihrer Not schrieb meine Frau an den Gouverneur, lange warteten wir auf Hilfe; den ganzen Tag und den folgenden stand sie auf unfrem kleinen Strand und spähte sich die Augen blind. Ruhig lag drüben das graue Festland, unbekümmert toste die Brandung zwischen ihm und uns. Endlich am Abend erblickte sie ein Hoffnungszeichen. Ein stark bemanntes Boot stieß vom Ufer ab, energisch ruderte es durch die Wogen, es nahm seine Richtung gegen unsere Insel — es lief auf den Strand. Niemand aber stieg aus, sondern einer der Bootskleute streckte die flache Seite seines langen Ruders gegen meine Frau und reichte ihr darauf einen Brief. Es war die Kunde unserer Befreiung! Auf seine eigene Verantwortung entließ der Gouverneur uns aus der Quarantäne und bot uns die Gastfreundschaft seines Hauses an.

Als ich wieder hergestellt war, begann ich die Insel zu durchstreifen und bei den Wundern der tropischen Natur fühlte ich mich nicht nur belohnt für das Überstandene, sondern dankbar für eine Fügung, der ich die schönsten Eindrücke des fernen Orients verdankte.

Die ganze Insel ist bedeckt mit dem tiefen glänzenden Grün reicher Waldungen und Anpflanzungen jeder Art von Gewürzbäumen. Sie bedecken die steile Küste bis hinunter an den Strand, durchbrochen von Flüssen und Bächen die sich über die Abhänge ins Meer ergießen. An ihren überschatteten Ufern stehen fußhohe braune Schwämme, an deren Rande ein weißes spizenartiges Gewebe befestigt ist, welches sie wie ein Mantel umgiebt. Gleich Wildgeistern des Äquators halten sie stille Wacht über die erregbaren Wesen dieser tropischen Märchenwelt, die sensitiven Pflanzen. Ich folgte einem enger dunklen Pfade und wie ich im Vorübergehen leicht die Zweige berührte, legten die Blätter sich zusammen, schlossen sich die Blumentelche, schneller oder zaghafter, je nach der Stärke der Berührung. Dann öffneten sie sich wieder nach vorübergegangener Gefahr und atmeten von neuem des Waldes Dämmerlicht. So war es ein beständig geisterhaftes Leben und Bewegen. Geheimnisvoll ward ich davon ergriffen; mir ward, als hörte ich das Geflüster verzauberter Wesen.

Auf dem Strande zwischen künstlichen Seewassertheichen, in welchen ganze Völker von Schildkröten in der Tropenhitze ihr stilles Leben verträumen, erhoben sich Palmen von seltener Schönheit, darunter die fast sagenhafte *Coco de Mer*. Alle

hundert Jahre einmal heißt es, trägt sie Früchte, die sie dem Meere übergiebt. In dichten Massen, wohl zum gegenseitigen Schutz findet man sie draußen schwimmen, bis der Ozean sie von ihrer Wanderschaft erlöst und an einem Ufer niederlegt damit sie neue Palmen und neuen Segen gründen.

Wer hat nicht von der Schönheit südllicher Nächte gehört? Nie werde ich den Zauber einer solchen vergessen. Der ganze Himmel war durchblüht und gleichsam lebendig von Myriaden fallender Sternschnuppen. Langsamer oder schneller glitten die näheren ihrem Ziele zu, in allen Richtungen sich durchkreuzend, kannten sie alle ihren Weg; wie ein Diamantenschauer fielen die entfernteren rings um die ganze Welt. Die Sterne selbst, die sie entsendeten, leuchteten hier in reicherm Strahlenglanz auf dem mondlosen Himmel der dem Morgen vorangeht. Die leeren unbesternten Räume dazwischen aber, waren von einem Dunkel so tief, als seien sie geheimnisvolle Öffnungen, durch die man hinauschaute in die Unendlichkeit.

Ebenso gedachte ich eines Morgens, da ich ins Meer hinausgefahren war, vor Tagesanbruch. Eine steile Küste lag vor mir, waldbedeckt bis herunter an den Strand von Korallenrand, der sie umgab wie frischgefallener Schnee. Palmen standen an des stahlblauen Meeres Rand, welches in unzähligen Buchten tief zwischen die Berge hineinging. stille kleine Seen bildend. Über jedem von diesen schwebte ein Kranz von weißem Duft. Kalt war die Färbung der Natur, denn noch war sie nicht erwacht. — Nun aber ging die Sonne auf; und als ein erster Lichtstrahl in die Nebelkränze fiel, da stiegen Regenbogen auf, einer nach dem andern, bis die ganze Insel und die ganze Luft voll Regenbogen waren, die sich verschlingend, aufstürzten bis in den Himmel hinein. Die ganze Welt schwamm und zitterte in Farbenpracht, als wärs ein Erwachen im Paradies. Unser Aufenthalt war zu Ende, zum letzten Mal lagen die Sehellen vor uns. Es war ein katholischer Feiertag und das heiter fromme Mulattenvolk zog in farbenreicher Prozession langsam einen steilen Pfad bergan. Im Licht der Sonne und im Schattenbunt der Bäume erglänzten oder leuchteten die weißen Kleider der Frauen, die goldgestickten Ornate der Priester, die Fahnen und Kreuze, bekränzt mit den Blumen der Tropen. Glockengeläute und Hymnengejang tönten zu uns hinaus aufs Meer, als wir die Anker lichteten zur Weiterreise nach Sansibar.

## 2.

Wir ankerten vor einer der Inseln der Andamangruppe um Sträflinge in Empfang zu nehmen zum Weitertransport auf dem Segelschiff, welches wir im Schlepptau hatten.

Verworrene Massen von Mangrovenwurzeln umgaben das Ufer und zwangen uns außerhalb derselben zu landen. Mühevoll suchten wir unseren Weg im Wasser waten, durch das von ihm bedeckte Wirrsal der Wurzeln und der abfaulenden Stämme — dann durch den tiefen schwarzen Schlamm der sich zwischen ihnen und dem Lande angesammelt hatte bis wir uns in einem tiefen Wald befanden.

Es war ein finsternes Gedränge von kahlen Stämmen welche sich in die ferne Dunkelheit verloren, und deren dickes Laubdach kaum einen Schimmer Lichtes durchließ. Von niederer Vegetation war keine Spur. Der schwarze Boden war bedeckt mit Leichen oder Pfägen stehenden Wassers, auf denen sich eine Schlammficht gebildet hatte, rot, gelb und bläulich schillernd. Von Zeit zu Zeit bewegte er sich un-

heimlich, und ein krebsartiges Tier streckte langsam einen langen Fühler heraus, dann den dicken Kopf, dessen einziges Auge bewegungslos uns anstarrte. — Starr standen in der leblosen Stille die fahlen Stämme, und große Schlangen wanden sich darum. Es schien der Eingang zum Höllenreich.

Durch ihn bewegte sich der Zug von eingefangenen Verbrechern, schwarz, in Ketten, mit Blut bedeckt. —

Das Zwischendeck des Segelschiffes nahm sie auf und mit ihnen die Schrecken der Unterwelt. Zu ihren Wunden kam die Seekrankheit und ihre Gräuelt. Es entspann sich ein blutiger Streit, der erst durch die auf die Angreifenden gerichteten Kanonen zur Ruhe gebracht werden konnte. — Dann brach die Cholera aus. Einer nach dem andern wurden die Toten in eine Decke gewickelt, ins Meer versenkt. Duster und lautlos glitt die formlose, graue Masse über die Brüstung und verschwand. — Wir mußten das Schiff von dem unjeren trennen.

Langsam kroch es dahin, bis völlige Windstille eintrat und die ganze Welt gestorben schien. Schwer wie ein Traum rollten die langen Wellen daher, hoben das Schiff und ließen es wieder sinken. Unerbittlich schien die tropische Sonne am grausam blauen Himmel, und schlaff schlugen mit einformigen Laute die Segel an die Masten. So verließen wir das Segelschiff im Ozean, als wir zur Rettung der eigenen Mannschaft weiter dampften.

Als wir wieder mit ihm zusammentrafen, waren fast alle darauf gestorben. —

### Sprüche.

Von C. Niffel.

Soll Dir ein Werk gelingen,  
So fang es freudig an,  
Die Lust krönt das Vollbringen,  
Was Du auch hast gethan.

\*

Trost kann Dir nur spenden  
Deine eigene Brust,  
Konntest Du vollenden,  
Was begann mit Lust;  
Fängst Du an zu zagen,  
Lockt es Dich, zu ruhn,  
Ist's vorbei mit Wagen  
Und mit frischem Thun.

\*

Gieb nur nicht den Dingen  
Gar zu ernstem Ton,  
Oft sie ja verklingen  
Im Entstehen schon.

\*

Das Bangen, Fürchten, Sorgen  
Beschügt und fördert nicht,  
Es kommt mit jedem Morgen  
Der Kummer und das Licht.

\*

Was Du auch immer gedacht und gethan,  
Hast Du nur wütig durchwandelt die Bahn,  
Bist stets geblieben im richtigen Gleis,  
Wird Dir am Ziel verbienter Preis.

Wünsche, sie verklingen,  
Hoffnungen verwehn,  
Eins vor allen Dingen,  
Wahrheit bleibt bestehn.

\*

Nachruhm ist ein leerer Schall,  
Der zu schnell verklingt  
Wenn er nicht als Widerhall  
Aus der Seele bringt.

\*

Füg dich nicht  
Bis es bricht.

### Unterhaltungsschriften.

**Ein Kind.** Novelle von Ida Boy-Ed. (Leipzig, Carl Reißner.)

Diese Novelle zeichnet sich durch eigenartige Behandlung eines uralten Menschenproblems aus, das in die moderne Gedankenatmosphäre hineinversetzt und durch das gerechte Mitleid verklärt wird, welches die höchsten ethischen Blüten der christlichen sowie der gereinigten naturwissenschaftlichen Weltanschauung bildet. Wir begegnen diesem Problem der kinderlosen Frau, die erst in den letzten Lebenstagen ihre Sehnsucht erfüllt findet, bereits in der alttestamentarischen Geschichte von Sarah, welche aber noch ganz in naive Rohheit und Härte getaucht ist. Hier wird das Spätglück der einen Mutter mit der grausamen Verstoßung der anderen, der ungewollten Nebenbuhlerin Hagar gekrönt. Boy-Ed stellt gleichfalls das Verlangen des Mannes nach Nachkommenschaft, nach leiblicher und seelischer Teilnahme an dem Schöpferwerke, nach Fortpflanzung seines Wesens in den Vordergrund. Sie läßt aber die tief genial veranlagte erste Frau Willibald Meinards, Ella, welcher die Natur es versagte, ihm diesen Herzenswunsch zu erfüllen, heldenhaft auf den Gatten verzichten, der jedoch in seiner zweiten häuslich tüchtigen und beschränkten Frau Kathinka nicht das erhoffte Genügen und sich auch dem heiß begehrten Kinde Willy innerlich langsam entfremdet. Die neuerwachte Sehnsucht nach der ungewollten Ella erlangt erst ihre Erfüllung an dem Sterbebette derselben, die sich als die „andere Mama“ des Sprossen ihres Einziggeliebten verklärt fühlt und auch die widerspruchsvollen Empfindungen Willibalds einer echten Läuterung zuleitet. Diese verschmolzene Herzens- und Familiengeschichte erscheint mit feinspsychologischen Zügen ausgestattet und in sorgfältig ausgearbeiteter Weise dargestellt. Ja bei aller Reife der Empfindung und Anschauung verschmäh die Verfasserin hier und da auch nicht die künstlerische Pose, um der schlichten Erzählung ungewöhnliche Akkorde zu entlocken. Ihr hervorragendes Talent bewährt sie ja doch am meisten, wenn der Stoff ungezwungen sich entfalten darf und nun in ihre reife Gedankenwelt hinaufgehoben wird. Wir haben von Boy-Ed schon vieles Treffliche und manches Mittelmäßige gelesen. Diese Novelle schließen wir ihren allerbesten Arbeiten an. Sie verdient es, in weiteren Kreisen gelesen und gewürdigt zu werden. Neben dem Schankmamsell-Naturalismus giebt es, Gott sei Dank, heute noch einen Empfindungs- und Seelenbeobachtungs-Realismus, der in „Ein Kind“ würdige Freistatt gefunden.

**Italienischer Salat.** Allerlei Heiteres aus dem Lande der Citronen, aufgetischt von Oscar Justinus. (Berlin, Richard Wilhelm).

Die meisten Schilderer Italiens, welches für den Deutschen noch immer das „Land der Sehnsucht“ bildet, richten ihre Aufmerksamkeit auf die Denkmale einer großen Vergangenheit, einer reichen Kunstentwicklung oder suchen die allgemeinen Zustände derselben seit der Wiedergeburt des Nationalstaates zu ergründen. Sie gewinnen damit großartige Perspektiven, welche aber dem Fernestehenden nicht immer eine deutliche Anschauung vermitteln. Es war deshalb ein dankbares Bemühen, uns auch das italienische Kleinleben näher zu bringen. Oscar Justinus, welcher sich zu diesem Zwecke beinahe ein Jahr im Süden aufhielt, hat seine seltene Begabung, diese Zeichen des Alltagslebens zu erlauschen, in dem vorliegenden Buche auf das Beste bewährt. Dieses legt Zeugnis ab von einem nimmermüden Beobachtungsfließ, welcher verborgene Seiten aufdeckt. Dabei besißt Justinus auch die Kunst der Kleinmalerei, welche sorgfältig das Geschehene wiedergibt und erfreut uns durch seine leichte, ungezwungene Darstellung, den frischen Blauderton. Von den in dem Buche vereinigten Skizzen wollen wir hervorheben: Deutschland in Italien. — Wie wir italienisch lernten. — Theatralische Vorstudien in Rom. — Der Ring des Polykrates. — Die anschlägigen Römer. — Römische Seitenstraßen. — Rom auf Nädern. — Kleines Brigantaggio. — Das Einkaufen. Der „Italienische Salat“ ist schmackhaft und wird viele Freunde finden.

R. v. R.

**Dorfdämmerung.** Roman aus dem Elsaß von Hermann Stegemann. (Zürich, Verlags-Magazin [J. Schabelitz.] 2,40 Mk. geb.)

Dieser Roman wäre ein Meisterwerk zu nennen, hätte der Verfasser nicht aus irgendwelcher Originalitätsucht die unglaublichsten Wortbildungen begangen. In seiner Erzählung giebt es „goldwogende Ährenfelder“; „breitmoorige Pflügen“; „zehenbreite Bauernschuhe“; „schmalgoldene Sonnenstrahlen“; „bräunliches Lichtdunkel“; „Gleichstücke!“. Auch schreibt Hermann Stegemann zuweilen Sachen, wie: „Goldene Wunschträume rieselten aus dem mondichelgekrönten Füllhorn (= e!) der Nacht.“ Es ist dies um so bedauerlicher, da der Dichter im allgemeinen einen fein durchdachten Stil schreibt. Aber abgesehen von diesen Schwächen, ist die „Dorfdämmerung“ das Werk eines gottbegnadeten Poeten. Die Handlung rollt unaufhörlich ihrem Ende zu; und doch entzückt auf fast jeder Seite den Leser eine stimmungsvolle Kleinmalerei. Tiefstes Menschenleib, wilde Leidenschaften schildert der Dichter — aber über ihnen breitet sich dämpfend, mildernd, der Schleier der Wehmut. Doch auch Sonnenmenschen, die man unwillkürlich lieben muß, treten einem in dem Roman entgegen. Alle Personen sind klar und knapp gestaltet. Tiefe Sittlichkeit, innige Menschenliebe sprechen aus dem Buche. Und über dem Ganzen liegt ein Stimmungszauber — so unsagbar schön, daß man ergriffen Seite um Seite liest. — Ich wünsche dem Büchlein von ganzem Herzen viele, recht viele Leser und hoffe, daß der hochbegabte Dichter die bemängelten Flüchtigkeiten für eine künftige zweite Auflage ausmerzt.

R. v. R.

**Albar.** Ein indischer Roman von Dr. von Limburg-Brouwer. Deutsch von Lina Schneider. (Leipzig, Carl Reißner, Zweite Auflage.)

Der Roman spielt zur Zeit Dschel-ed-din Mohammeds, genannt Albar oder der Große und behandelt die thron-

räuberischen Umtriebe seines Sohnes Selim und andere Hofintriguen. Uns haben die Schablonen-Romane mit ihren schemenhaften Menschen eines Ebers, Dahn etwas gegen „antike“ Geschichten eingenommen. Auch ich ging nur zaghaft an die Lesung des oben genannten Wertes. Aber als ich das Buch aus der Hand legte, war ich — im guten Sinne enttäuscht. „Albar“ ist nicht nur das Werk eines ernst zu nehmenden Forschers, sondern auch das eines Dichters. In hoher Anschaulichkeit sind Land und Leute geschildert. Die schwüle Pracht Indiens tritt uns in dem Buche lebhaft entgegen. All' die religiösen und philosophischen Gegensätze, die in jener Zeit in Albars Reiche besonders heftig aufeinander prallten, werden uns in knappgehaltenen Gesprächen klar entwickelt. Trotzdem wirkt das Buch auf keiner Seite langweilig. Eine lebhafteste Handlung zieht sich in geschickt aufgebauter Steigerung durch den Roman. Die geschilderten Personen sind Menschen ihrer Zeit und ihres Landes, keine flitterbehangenen modernen Europäer. Es ist zu bedauern, daß die Verlagsbuchhandlung dem trefflichen Werke ein gar so schlichtes Gewand gegeben hat.

R. v. R.

**Graue Geschichten.** (Neue Folge.) Von Marie zur Megebe. (Berlin 1892, F. Fontane u. C. 3 Mk. geb., 4 Mk. geb.)

Ich habe selten ein Buch mit so hohem Genuße gelesen, wie diese neuen „Grauen Geschichten“. Trotzdem aber war ich oft während des Lesens bitterböse auf die hochbegabte Verfasserin zu sprechen. Sie schreibt einen Stil, der in seiner Schlichtheit, in seiner Prägung geradezu bezaubert — und doch ergeht sie sich, aus Gott weiß welchen Gründen, zuweilen in Sprachdummheiten: „dessen rote Nase und kleines, blankes Schild...“ (S. 175.) „— als ob ihr feiner Handschuh dem Kinde einen Schlag versetzen wollte.“ (S. 178.) Inzwischen eilte die andere einem Trupp Offiziere nach.“ (S. 180.) „Dann vergaß sie sie (!) wieder über einen niedlichen Mops, der auf dem Arm seiner Herrin in ein Nebencoupee stieg.“ (S. 181) u. a. m. Und warum schreibt die Verfasserin nicht auf dem Arme? Es ist eine gräßliche Angewohnheit, die leider den meisten deutschen Schriftstellern eignet, das Flexions-„e“ des dritten Falles hartnäckig fortzulassen. — Von den acht Erzählungen des Bandes ist die zweite — „Fräulein Josefina“ — die künstlerisch bedeutendste und sorgfältigst gearbeitete. Die Novelle behandelt die Liebesgeschichte einer Konfektionseuse. Und dieser heikle Stoff ist mit einer solchen Zartheit und doch wieder mit so scharfem Wirklichkeitsinne ausgestaltet, daß man nach Lesung der Geschichte die größte Achtung vor dem Können der Verfasserin empfindet. „Fräulein Josefina“ ist ein Meisterwerk moderner Novellistik. „Die Familie Morin“ steht der genannten Erzählung an Wert am nächsten. Doch geht ihr der Zauber dichterischer Schamhaftigkeit ab, den ein wahres Kunstwerk nicht entbehren kann. Die übrigen Arbeiten der Sammlung sprechen zwar auch für die eigenartige Begabung der Verfasserin, aber sie muten einen wie Skizzen an, die nur für den Tag geschrieben sind. Alles in allem sind die „Grauen Geschichten“ die Arbeit einer sehr begabten Schriftstellerin, die das Zeug dazu hat, einmal einer Ebner-Eschenbach gleichzukommen. Doch bedarf es noch ernster Arbeit an sich selbst, will Marie zur Megebe die berühmte österreichische Marie erreichen.

R. v. R.

**Aus verborgenen Tiefen.** Novellen und Skizzen von Otto Ernst. (Hamburg, Conrad Rloß.)

Reif nennen wir einen Dichter, wenn in ihm sich

Wirklichkeitsinn und Phantasieleben innig durchdringen. Demnach kommt Otto Ernst der dichterischen Mannbarkeit ziemlich nahe. Er ergeht sich noch gern in abstrakten Grübeleien und Schwärmereien. Die tollsten Phantastereien eines G. L. A. Hoffmann oder Brentano strömen doch immer noch sozusagen Erdgeruch aus. Auch wird das Auge Ernst's oft durch die Blut des Hasses, des Eifers, der in ihm loht, geblendet, so daß er zu schwarz sieht. Wie in jedem Menschen ein Stück „Teufel“ ist, so steckt auch in jedem ein Stück „Engel“. Doch genug der Ausstellungen. Wir haben es hier mit einem Dichter zu thun, den ich nicht durch kleinliche Rörgereien verlegen mag. — Niemand wird die Novelle „Herkules Meiers Gedichte. Ein Lyriker'schicksal in Briefen“ lesen, ohne über sie unter Thränen zu lächeln. . . Auch das Tagebuch „Überwunden“, die Erzählung „Der Tod und das Mädchen“ und die Blauberei „Ohne Heimat der Seele“ zeugen von Begabung. B. v. K.

### Vermischtes.

Im Jahre 1786 faßte in Amsterdam ein ehrwürdiger Greis, der mit Ehren alle Ämter einer der vornehmsten Städte Hollands verwaltet und sich auf rechtliche Weise große Reichthümer erworben hatte, den Entschluß, seine Tage ruhig auf seinem Landhause zu beschließen. Ehe er sich aber dahin zurückzog, wollte er von seinen Anverwandten und Freunden Abschied nehmen: er lud sie daher sämmtlich zu einem Gastmahl ein. Die Gäste eine köstliche Mahlzeit erwartend, erstaunten nicht wenig, als sie in den Speisesaal traten, und nur einen langen Tisch von Eichenholz, kaum mit einem blauen Tuch bedeckt, dort erblickten.

Als sie Platz genommen hatten, trug man in hölzernen Schüsseln geronnene Milch, Heringe, Käse und Butter, nebst Roggenbrot auf; vor jedem Gaste stand ein hölzernes Gefäß mit einfachem Biere. Dieser sonderbare Einfall des Greises erregte insgeheim Murren, allein aus Achtung für sein hohes Alter und aus Ehrfurcht für seinen Reichthum, ließen die Gäste ihren Unmut über ihre getäuschte Erwartung nicht laut werden; einige stellten sich vielmehr, als ob sie an diesem frugalen Mahle Geschmack fänden, andere sagten ihm sogar über die Einfachheit der guten alten Zeit, die er ihnen so eben recht anschaulich zurückrufe, etwas Verbindliches.

Der Greis ließ sich durch diese Verstellung nicht täuschen, und verfolgte seinen Plan. Auf ein gegebenes Zeichen brachten zwei starke Mägde als Bäuerinnen gekleidet, den zweiten Gang. Ein weißes Tisch Tuch trat an die Stelle des blauen, zimmerne Teller an die der hölzernen, und statt des Roggenbrotes, der Heringe, des Käses, trug man gutes Brot, Pöfelfleisch und gebratene Fische auf. Bei dieser Veränderung wurden die Gesichter etwas freundlicher, der Wirt nötigte die Gäste dringender, und die Gäste aßen mit besserem Appetit. Kaum hatte man es sich aber schmecken lassen, so trat ein Haushofmeister in Begleitung von einem halben Duzend Bedienten in glänzender Livree ein. Ein schön gearbeiteter Tisch von Mahagoniholz, mit einem teuren damastenen Tischtuche bedeckt, nahm die Stelle des eichenen ein. Ein Büffet wurde geöffnet, angefüllt mit kostbarem Geschirr und echtem Porzellan; beim Anblick der außerlesenen und seltensten Speisen, die im Überflusse aufgetragen wurden, be-

tamen die Gäste neues Leben. Die herrlichsten Weine kitzelten ihren Gaumen, und im Nebenzimmer ließ sich eine Musik hören. Toaste wurden ausgebracht, und man überließ sich den Freuden der Tafel. Da erhob sich der Wirt von seinem Sitze, und nachdem er durch das Aufschlagen eines silbernen Pokals auf die Tafel Aufmerksamkeit geboten, sagte er zu den Anwesenden: „Erlauben Sie mir, meine Damen und Herren, Ihnen für die Gefälligkeit, daß Sie meine Einladung angenommen haben, meinen Dank abzustatten. Es ist Zeit, daß ich mich entferne und Sie hier frei schalten und walten lasse, da ich bei meinen hohen Jahren keinen Teil an den Freuden eines Balls nehmen kann. Ehe er aber anfängt, muß ich Ihnen noch über den Zweck dieser Mahlzeit Aufschluß geben. Sie werden sie sonderbar gefunden haben. Ich wollte Ihnen dadurch einen Begriff von unserer Republik geben. Bei der einfachen Lebensart, welche Sie bei dem ersten Gange gesehen haben, wurde von unseren Vorfahren der Staat gegründet, wir erlangten Freiheit, Reichthümer und Macht. Unsere Väter haben diese köstlichen Güter nur dadurch bewahrt, daß sie so einfach lebten, wie Ihnen der zweite Gang gezeigt hat. Wenn ein Greis, der Sie zu verlassen im Begriff steht, und der Sie zärtlich liebt, Ihnen seine Meinung freimütig sagen darf, so fürchte ich, daß der jetzt herrschende Luxus, den Sie bei dem letzten Gange haben bemerken müssen, uns alle die Vorteile entreißt, die unsere Vorfahren im Schweize ihres Angesichts erlangt und unsere Väter durch ihren Fleiß und ihre gute Regierung auf uns vererbt haben.“

### Briefkasten.

Herrn N. J. in Göttingen. Leider zu wenig eigenartig. — Herrn Optm. a. D. L. in Nr. Diese Werke sind für den Anfänger zu schwierig. Lesen Sie zunächst: „Grundzüge der Volkswirtschaftslehre“ von W. Neirath, (Leipzig. Jul. Klinkhardt) und „Die neuere Nationalökonomie“ von M. Meyer. 3. Aufl. (Berlin, Stuhrsche Buchh.) dann erst können Sie sich zu Röscher u. a. wenden. — Herrn Baron v. G. in Sz. (Ungarn). Das Werk ist mir unbekannt; die Urtheile sind so widersprechend, daß ich vermute, es müsse ziemlich einseitig gefaßt sein, sonst würden es die Radikalen nicht so preisen und die Gegner nicht so verwerfen. — F. Sträpelin. Nicht ohne Begabung, aber noch nicht reif genug. Sie dürfen gelegentlich Neues senden. — Herrn F. A. D. in H. Die Gedichte sind leider für den Abdruck nicht geeignet. — Herrn S. N. in K. Wie es scheint, sind Sie nicht unbegabt. Senden Sie gelegentlich Neues. — Herrn Jos. K. in H. „Zu Ende“ angenommen. — Hrn. Dr. Fr. E. in G. „Komm, pflück mich“ ist mir etwas zu weichlich. Vielleicht senden Sie gelegentlich etwas anderes. — Herrn D. Str. in F. Leider noch zu anfängerhaft. — Fr. Emilie v. P. in L. Leider zu sehr Nachklang fremder Poesie. —

### Inhalt der Nr. 5.

Heinrich Guise. Historischer Roman von Karl Verlow. Forts. — Ein Revolutionär. Roman von Otto Mora. Forts. — **Beiblatt:** „Droben.“ Von Gola Luigi. — Die Hochschulen und ihr Nutzen und Schaden für das moderne Leben. Eine Blauberei von St. G. — Gräber. Von Julius Banjelow. — Aus den Erinnerungen eines englischen Offiziers. Von Carola Blacker. Schluß. — Sprüche. Von C. Riffel. — Unterhaltungsschriften. — Vermischtes. — Briefkasten.

# Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N<sup>o.</sup> 6.

## Heinrich Guise.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

Die Frage, die zunächst bei Hofe unter den verschiedenen Parteien erörtert wurde, war die der Heirat des Königs, eine Angelegenheit, die besonders Katharina ein Gegenstand ernstester Besorgnis war. Sie wünschte keine Verbindung mit einem der ersten Fürstenhäuser Europas, um nicht zu unbequemer Rücksichtnahme auf die Schwiegertochter verurteilt zu sein, sie wünschte aber auch keine Frau von hervorragenden Eigenschaften, die das Gemüt des Königs nach ihrem Willen lenken könne.

Auf seiner Reise nach Polen hatte Heinrich bei dem Herzoge von Lothringen einige Tage Raft gehalten und dort die liebeliche Nichte desselben, Louise von Baudemont gesehen, die ihm ein flüchtiges Wohlgefallen erweckte. Sein Herz lag damals noch in den Banden der Prinzessin von Condé, die vielleicht die einzige aufrichtige Neigung seines ganzen Lebens bleiben sollte, und er vergaß über der Erinnerung an die Geliebte die schüchterne Tochter des Grafen Baudemont.

Maria von Condé starb, so plötzlich, wie man am Hofe von Paris zu sterben pflegte, wenn man einem der Machthaber lästig oder gefährlich geworden und so hatte Heinrich nichts dagegen, sich mit Louise zu vermählen, gleichgültig gegen die Thatfache, daß Philipp die Heirat für beinahe unebenbürtig erklärte, dafür jedoch der Billigung seiner Mutter gewiß, die von der zukünftigen jungen Königin nichts zu befürchten hatte.

Daß er durch seine Vermählung, wie sein verstorbener Bruder Franz, in verwandtschaftliche Beziehungen zu den Guisen trat, war das Einzige, was dem Könige widerwärtig dünkte. Es war indessen nicht anzunehmen, daß sie durch ihre Nähe zu einer ähnlichen Stellung gelangten, wie vordem bei Maria Stuart.

Auch Heinrich Guise gab sich keiner Täuschung darüber hin.

„Ich weiß es nicht,“ sprach er zu seiner Gemahlin, „ob wir uns der unnerhofften Ehre zu freuen haben werden, welche unserem Hause durch die Verheiratung des Königs mit Louise Baudemont zu teil geworden. Ich meine eher, daß es ein Mittel sein dürfte, Zwiespalt in unsere Familie zu säen, eine Partei darin wider uns wachzurufen, welche den eiteln Versprechungen Heinrichs von Valois Glauben schenkte.“

Katharina von Cleves, die in der Nische des Fensters mit einer jener kostbaren unnützen Stickerien beschäftigt war, wie sie in der Umgebung der Königin-Mutter mit Vorliebe gefertigt wurden, erhob ein wenig den Kopf.

„Ist dies in der That zu fürchten?“ sagte sie gleichgültig. „Wie ist nur der Gedanke Euch gekommen?“

„Ich pflege weiter zu sehen, als Ihr kurzfristigen anderen, die nicht über den nächsten Tag hinauszudenken lieben,“ erwiderte der Herzog, ungeduldig, daß er kein Verständnis fand. „Und mir kann nichts daran liegen, das Streben meines ganzen Daseins von ungefähr durchkreuzt zu wissen.“

„Euer Streben, Heinrich! Es geht hinaus in das Unendliche und Unbegrenzte, und dorthin sich zu verlieren, wohin der Menschen Träume nur gelangen, die bei der Berührung mit der Wirklichkeit zerfließen.“

Heinrich zuckte die Achseln. „Was wisset Ihr davon, Katharina, um also zu urteilen?“

„Nicht viel, mein Gemahl, denn ich besitze Euer Vertrauen nicht und doch genug, um vor dem unerreichbaren Ziele zu erschrecken, das Ihr Euch vorgesteckt. Glaubt Ihr, daß in einem jahrelangen Beisammensein es möglich sei, des Wesen Innerstes so zu verbergen, um nicht die Hülle zuweilen durchschauen zu können?“

„Wenn Ihr davor erschreckt,“ entgegnete er, „so

ist es besser, Euren Sinn damit nicht zu beschweren, der nicht so glücklich angelegt ist, die unnötige Sorge in den Wind zu werfen. — Was wollt Ihr, daß ich mit meinen Gaben, meiner Thatkraft beginnen soll, wenn es nicht zu meines Vaterlandes Bestem, im Dienste einer großen Sache geschehen darf?"

"Ihr nennt die Sache eine große, Unterdrückte und Verfolgte gänzlich von der Heimaterde zu vertreiben," bemerkte Katharina. "Vergebt mir, wenn ich darin anderer Meinung bin."

"Ihr könnt nun einmal die Calvinistin nicht vergessen, die Ihr als Porcians Gattin waret. Welch eine Thorheit, daß Ihr überhaupt es wurdet."

"Ich bereue diese Thorheit nicht," sagte die Herzogin, "ich lernte dadurch, daß ich die neue Lehre annehmen mußte, Gerechtigkeit gegen ihre Befenner üben."

"Somit erklärt Ihr meine Handlungsweise gegen die Hugenotten als eine Ungerechtigkeit?"

"Ich darf wider Euch das schroffe Wort nicht gebrauchen, denn Euer Thun erfolgt aus dem Drange einer Überzeugung und diese ist achtungswert, selbst wenn sie zu Irrthümern führt."

"Es ist mir lieb, daß Ihr dies wenigstens anerkennt," sprach Heinrich Guise, den Schlußsatz überhörend.

"Doch glaubt Ihr in Wahrheit, Eurem, unserem Vaterlande einen Dienst zu erweisen, wenn Ihr die Anhänger jener neuen Lehre bekämpfet?" fuhr Katharina fort. "Mir erscheint es erspriesslicher, wenn Euch und jenen die Möglichkeit gegeben würde, in Frieden neben einander zu leben, wie der Kanzler l'Hôpital im Gegensatz zu Eurem Oheim es oftmals angebahnt."

Die Gatten waren, wie sehr häufig, auch dies Mal wieder verschiedener Ansicht und diese beständigen Widersprüche ihrer beiderseitigen Charaktere ließen daher auch jenes warme Gefühl der Freundschaft nicht aufkommen, welches so oft die Brücke inniger Liebe bildet.

Heinrich wollte etwas erwidern; der Eintritt seiner Schwester hinderte ihn daran.

Die Herzogin von Montpensier war ungewöhnlich reich geschmückt und ersichtlich guter Laune. Siegesgewißheit sprach aus ihren glänzenden Augen, aus dem Lächeln ihres Mundes, ja, sogar aus dem sorgfältig gewählten Anzug, der ihren Körperfehler zu verhüllen bestrebt war.

"Woher kommst Du, Katharina?" fragte der Herzog. "Dein Aussehen kündigt etwas sehr Freudiges an."

"Ich hatte Audienz bei unserer gekrönten Base, der Königin," erwiderte Madame de Montpensier.

"Und das versetzt Dich in eine so außerordentlich glückliche Stimmung?" fuhr Heinrich ironisch fort.

Die Schminke auf ihren Wangen verbarg ihm das Rot, welches in seiner Schwester Antlitz stieg, sie spielte scheinbar unbefangen mit dem Fächer.

"Ich verplauderte eine sehr angenehme Stunde mit ihr," sagte sie nachlässig, "auch der König kam hinzu und erzählte uns manches Unterhaltende von seinen Reisen und seinem Aufenthalt in Polen."

"Es muß ungemein anziehend gewesen sein," bemerkte Heinrich trocken, "nur setzt es mich in Erstaunen, daß meine kluge Schwester an den schläfrigen Erzählungen des Königs Gefallen findet."

"Ich kann die Art des Königs zu erzählen nicht schläfrig nennen," sprach Madame de Montpensier lebhafter, als zuvor.

"Nun, vielleicht übt das neue Liebesglück an der Seite unserer Base einen wohlthätig belebenden Einfluß auf seine Geistesfähigkeit aus," spöttelte der Herzog. "Wenn doch nur etwas davon dem allgemeinen Besten zu gute käme, das er beinahe ganz und gar vergißt."

"Du kannst das doch nicht sagen, Heinrich," entgegnete seine Schwester, "seit er den Thron bestiegen, sucht er unermüßlich unsere Hauptstadt zu verschönen, zu erweitern und manche vortreffliche Einrichtung hat er bereits in das Leben gerufen."

"Das ist Paris, aber nicht ganz Frankreich; er sollte seine erste Pflicht im Auge behalten: zur Ausrottung der Ketzerei zu schreiten, wie er es einst gelobte."

"Damit sind wir auf dem vorigen Punkte angelangt," warf Frau von Guise dazwischen, "und Ihr kamet zur rechten Zeit, meine Schwägerin, unsern Streit zu entscheiden. Euer Bruder kann es nicht erwarten, von neuem gegen die Protestanten das Schwert zu ziehen und ich vermag seinen Eifer darin nicht zu teilen. Belehrt ihn doch, ob Ihr den König seinen Wünschen geneigt fandet."

"Ich zweifle daran," sagte die Herzogin, "der König ist einem Kriege nicht günstig gestimmt. Er wäre viel eher geneigt, wie mir auch die Königin-Mutter unlängst vertraute, den Hugenotten einen dauernden Frieden zu bewilligen."

"Weichherzige Schwäche, die der Unverstand geboren," rief Heinrich Guise.

"Warum willst Du dies tabeln? Vereinige Dich mit ihm zu dem gleichen Streben, dem Lande die Segnungen des Friedens zu erhalten und er wird es Dir besser danken, als das Vorhaben, welches Du im Sinne hast."

"Ich vermag nicht, gleich Dir, von dem Charakter Heinrichs noch Großartiges zu hoffen und ich begreife Deine Verteidigung eines Mannes nicht, der bisher nichts weiter verstanden hat, als alle, die ihn kennen, über seinen Wert zu enttäuschen und jede Erwartung zu nichte zu machen, die man in ihn setzte. — Der Krieg ist unausbleiblich — dies ist meine feste Überzeugung. Mag der König ihn wollen oder nicht — doch wird es an ihm allein liegen, ob er zu seinem Ruhme oder zu seiner Schmach ausfällt."

"Ich kann mit Dir darüber nicht rechten, Heinrich," antwortete Katharina Montpensier, ihren Fächer hastiger bewegend. "Du mußt dies besser zu beurteilen verstehen, als ich. Nur solltest Du den König nicht ohne Grund Dir zum Feinde machen, indem Du ihn zu Schritten drängst, welche ihm widerstreben."

"Mir liegt an Heinrichs Freundschaft nicht genug," erwiderte der Herzog, "um ihm nach allen Richtungen hin zu Gefallen leben zu wollen. Auch

bin nicht ich es allein, der ihn zu einem derartigen Schritte drängen wird, wie Du es nennst. Die Stimme des Volkes ist für mich und dieses begehrt die Vernichtung der Kegerei, als die Bedingung seines ferneren Wohlergehens.“

„Wenn man Dich hört, kann man es nicht fassen, daß Du überhaupt noch irgend einem Hugennotten eine freundliche Miene zu zeigen vermagst,“ sprach Madame de Montpensier mit jener leichten Bosheit, die ihr eigen war.

Ihres Bruders Reden hatten sie, was äußerst selten geschah, im höchsten Grade verdroffen. Er wußte, daß sie sich an der Seite des alten Gatten langweile und nach jener Zerstreuung suche, wie sie an dem galanten Hofe Katharinas von Medici nichts Ungewöhnliches war. Sie hatte für den Herzog von Anjou stets eine gewisse Vorliebe befaßen, die sich auch nicht dadurch verminderte, daß er König geworden. Seit seiner Rückkehr von Polen hatte er sie öfters in bemerkenswerter Weise ausgezeichnet und sie hoffte durch die Grazie ihres Geistes, die Lebhaftigkeit ihres Wesens ihn dauernd zu fesseln, um so mehr, da die neuvermählte Königin an Begabung weit hinter ihr zurückstand.

Sie fühlte, daß ihr Bruder ihr gefällüchtiges Spiel mißbillige, aber trotz ihrer sonst willigen Unterordnung ihm gegenüber, war sie entschlossen, sich in ihrem Vergnügen nicht hindern zu lassen.

Heinrich Guise verstand sehr wohl, was ihre letzten Worte bezweckten; es war das erste Mal, daß sie ihn an die eigene Verfehlung erinnerte.

„Welchen Hugennotten meinst Du?“ entgegnete er kühl auf ihre vorige Bemerkung. „Ich kann mich nicht entsinnen, meine Freunde unter ihnen zu suchen.“

Seine großen blauen Augen ruhten so gebietend auf ihr, daß sie die Anspielung nicht weiter zu treiben wagte.

„D, ich meinte natürlich den König von Navarra, mit dem man Dich so häufig jetzt zusammen sieht,“ war die Antwort der Herzogin. „Mir sagte Deine Frau sogar, daß Du ihn zum Paten Eures Sohnes wählen wolltest.“

„Der König von Navarra hat unsere Religion angenommen, die Bezeichnung Hugennott paßt daher nicht mehr auf ihn. Ich könnte ihn sonst ohne Zweifel auch zum Paten meines Sohnes nicht nehmen.“

Das Gespräch war ihm plötzlich lästig. Er verließ das Zimmer, um den Befehl zu geben, sein Pferd zu satteln. Die beiden Frauen blieben allein.

„Was hattet Ihr für einen Grund, meine Schwägerin,“ begann Katharina von Cleves, „Euren Bruder zu ärgern? Er ging im Zorne von uns.“

„Es war Wiedervergeltung, weil er mich ärgerte,“ erwiderte ihre gleichnamige Verwandte.

„Das hattet Ihr Euch selbst zuzuschreiben, Katharina. Heinrich besitzt keine Ursache dem König zugethan zu sein. Eure lebhafteste Verteidigung mußte ihn verdrießen und ebenso Euer Vorwurf, daß er Freundschaft mit Hugennotten pflege, trotz seines Glaubenseifers, der jedermann bekannt ist. Er that es nie und wird es voraussichtlich auch nie thun.“

„Seid Ihr dessen so gewiß?“ fragte die Herzogin scharf.

Madame de Guise zog einen neuen Goldfaden durch die Nadel. „Ihr liebt es, wie so manches Mal, in Rätseln zu sprechen,“ bemerkte sie ruhig. „Zum Glück bin ich nicht neugierig genug, nach der Lösung zu forschen.“

„Es ist vielleicht ratsam, daß Ihr es nicht thut,“ meinte Katharina, deren Unmut ihre Überlegung zurückdrängen begann. „Ihr würdet sonst möglichen Falles jenem reizenden jungen Mädchen etwas mehr Aufmerksamkeit geschenkt haben, das wir einst in Jeanne Ligneracs Hause an der Paradebede für Heinrichs Almansor beschäftigt fanden. Sie war Hugennottin, wie ich mir sagen ließ.“

Katharina von Cleves erhob stolz ihr schönes, kaltes Angesicht.

„Beliebt Euch klarer auszudrücken oder verschont mich mit derartigen Andeutungen,“ sagte sie ablehnend, „ich könnte mir noch immer nicht denken, weshalb ich Fräulein von Rougemont — so war ja wohl ihr Name — eine größere Beachtung widmen sollte.“

Sie sprach mit ihrer gewohnten Beherrschung, doch vermochte sie es nicht zu hindern, daß ihr Atem bei den scheinbar gelassenen Worten ungewöhnlich schnell ging.

„Ihr seid Euch ähnlich, Heinrich und Du,“ bemerkte die Herzogin von Montpensier, „Ihr wollt nichts hören, was Euch unangenehm sein könnte und fahret empor, wenn irgend etwas sich ereignet, das den Glanz des Hauses Guise verdunkeln könnte.“

„Sündet Ihr, daß wir darin Unrecht thun?“ fragte Madame de Guise, sich fassend.

„Wenn man der äußeren Ehre soviel Rechnung trägt,“ entgegnete die geistvolle Herzogin, „so sollte man es auch vermeiden im Verborgenen zu thun, was man an anderen rügt.“

Diesmal war es offener Unwille, der sich in den Zügen der Gattin Heinrichs spiegelte.

„Ihr sprecht von meinem Gemahle, meine Schwägerin,“ sagte sie strenge.

„Der, ehe er Dein Gatte wurde, mein Bruder war,“ rief Madame de Montpensier uneingeschüchtert, „und den ich als solchen zu kennen meine.“

„Ich machte Euch zuvor darauf aufmerksam, daß ich entweder eine Thatsache von Euch zu hören verlange oder Euch ersuchen muß, Eure versteckten Anspielungen zu unterlassen,“ erwiderte Katharina von Cleves mit Nachdruck. „Ihr solltet es verschmähen, um Euren vorübergehenden Grolle Genüge zu thun, Mißtrauen zwischen meinem Gemahl und mich zu säen und seid nicht einmal des Erfolges sicher, da ich den Ursprung Eures Unwillens zu erraten glaube und deshalb Eure Mitteilungen ihres Eindruckes verfehlen würden. Ich bitte Euch, sie nicht zu vervollständigen, wenn Euch daran liegt, daß wir Freundinnen bleiben sollen.“

Katharina Montpensier zog spöttisch ihren Mund zusammen und ging mit der Leichtigkeit ihres Naturells auf einen anderen Gesprächsgegenstand über. Es war nicht ihre Absicht, die Gatten miteinander zu entzweien. Sie schätzte ihre Schwägerin und betete ihren



Bruder an; aber weshalb mußte er sie durch seinen Hinweis auf ihre Neigung für den König kränken? Er hatte es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie eigentlich, wider ihren Willen, sein Geheimnis preisgegeben.

Seine Gattin schien zwar jeden Argwohn mit Entschiedenheit von sich zu weisen; ob sie wirklich so ruhig geblieben, als sie sich äußerlich stellte? Aber das war ja unmöglich.

Sie hatte ihn aus leidenschaftlicher Liebe geheiratet, trotz der Bitte ihres sterbenden Gemahles unter allen Nachfolgern, die sie ihm geben könnte, den Herzog von Guise auszuschließen. Sie hatte die Zurücksetzung ertragen, die er ihr während seiner Bewerbung um sie zugefügt, als ihm die stolze Hoffnung aufgegangen, die Hand Margareths von Balois zu erhalten. Sie hatte ihm das beißende Wort verziehen, das er im Übermuth seines Erfolges gesprochen, als die Königstochter ihn fragte, ob es wahr sei, daß er die Witwe des Prinzen Porcian heiraten werde: „Lieber eine Negerin als sie.“

Und dann, als seine und Margareths Neigung den Zorn ihres Bruders Karl herausforderte, als ihm der Tod angedroht war, wenn er sich der Prinzessin noch einmal nahe, als er zurück zu der Verschwärzten kehrte, da war es seiner Zaubermacht so beschämend rasch gelungen, die erlittene Kränkung sie vergessen zu lassen und sie war sein Weib geworden um jener großen Liebe willen, die sie unempfindlich gegen seine Härte gemacht und — die er nicht begehrte.

Eine schwere Thronnebel fiel auf die Goldstickerei in ihrer Hand, die sie nicht zu trocknen wagte, aus Furcht die Herzogin von Montpensier möge ihre Schwäche gewahren.

Katharina begriff, was in ihr vorging. Sie bereute augenblicklich ihre übereilten Worte, aber es war zu spät. Der Stachel blieb in dem Herzen der stolzen Frau, die sein Vorhandensein der Welt nicht einmal eingestanden hätte und es war ihr, als ob sich langsam unter seinem Drucke brennende Blutstropfen lösten.

### Neunzehntes Kapitel.

Heinrich Guise sollte mit seiner Voraussetzung eines baldigen Krieges recht behalten. Während man am Hofe zu Paris in verschwenderischen Festen die Vermählung des Königs feierte und sich in weiterer Folge einer Sorglosigkeit hingab, welche keine Störung des Friedens zu befürchten schien, zogen sich von Süden und Osten her neue Wolken für das Reich und seine Beherrscher zusammen.

Die Feindseligkeiten zeigten sich zuerst in der Dauphiné, wo zu Grenoble der thatkräftige Anführer der Protestanten, Mr. de Montbrun, unlängst verhaftet und hingerichtet worden war. Lesdiguières hatte ihn ersetzt und versäumte nichts, seine Glaubensgenossen in der Provence und im Languedoc zu einer Erhebung anzustacheln, um den Tod seines Vorgängers zu rächen.

In der letzteren Provinz fand er einen kräftigen Beistand an dem Marschall d'Amville von Mont-

morency, der zu der Partei der sogenannten „Politiker“ gehörte, das heißt, zu jener Anzahl von Katholiken, welche aus persönlichem Grolle gegen den Hof, oder die Regierung, sich den Reformierten angeschlossen.

Der Prinz von Condé, dem es gelungen war, die Seinen wieder zu erreichen, knüpfte Verbindungen mit den deutschen Fürsten an, welche die Sache der Protestanten beschützten, suchte unermüßlich seine Truppen durch Werbungen in der Schweiz und am Rheine zu verstärken und führte im Verein mit d'Amville Unterhandlungen mit der Königin von England, um von ihr mit Geld und Schiffen unterstützt zu werden.

Diese Gährung, welche sich im Stillen mehr und mehr ausbreitete, hielt der Herzog von Alençon für sehr geeignet, seine unklaren und ehrgeizigen Pläne von neuem zu ergreifen, welche darauf hinausgingen, durch die Verdrängung der Guisen sich selbst einen Platz von größerem Einflusse in dem Reiche seines Bruders zu sichern.

Franz von Alençon besaß am Hofe wenig Freunde. Wie er bei seiner ersten Verschwörung seine Genossen leichtsinnig und gewissenlos verraten und ohne Reue sie dem Henker überliefert hatte, so traute man ihm zu, es mit seinen übrigen Gefährten zu machen, wenn ein ähnlicher Anlaß sich bieten sollte.

Auf die Royalisten zu Paris konnte er daher nicht rechnen, auf die Anhänger seiner Mutter ebenjowenig; Heinrich von Navarra fürchtete die Unbeständigkeit seines Charakters, die angeborene Falschheit des Sohnes Katharinas und hatte, von ihm sich zurückziehend, mit der Lebhaftigkeit seiner südlischen Natur an den Feind seines verleugneten Glaubens, den Kämpfer der Bartholomäusnacht, Heinrich von Lothringen, sich angeschlossen.

Letzterer zeichnete den Herzog von Alençon mit seinem ganz besonderen Hass aus und erwiderte die Annäherung des neubekehrten Berners mit größerer Wärme, als er es noch vor wenigen Jahren gethan haben würde, da er in Heinrich einen Verfechter der Ketzerlehre erblickte. Hatte er ihm doch im Vertrauen das Anerbieten gemacht, ihm seinen Degen, seine Streitkräfte zur Verfügung zu stellen, um die Krone für ihn, Alençon zum Troge, zu erobern, falls der König frühzeitig und ohne Erben stürbe.\*)

So blieb dem von allen gemiedenen Prinzen von Balois kein anderer Beistand, als der der Protestanten und der übrigen Unzufriedenen, die, aus allen Ständen sich zusammensetzend, mit jenen sich verbanden.

Da es ihm von Paris aus nicht möglich war, ihnen öffentlich seine Sympathien kundzutun, entschloß er sich zu einer abenteuerlichen Flucht. Durch ein Fenster des Louvre, durch eine Maueröffnung, die er heimlich hatte anbringen lassen, glückte es ihm, zu entkommen; ohne Begleitung durchwanderte er die ganze Nacht, bis er in Dreux anlangend sich einigen Edelknechten zu erkennen gab, die zu den Unzufriedenen gehörten und sich beeilten, seine Ankunft als ein eben so wichtiges, als freudiges Ereignis zu feiern.

Bald war der entflohene Königssohn von einer

\*) Bouillé. Histoire des Guises.

stets wachsenden Anzahl von Anhängern umgeben und schon zwei Tage später erklärte er in einem hochtönenden Manifeste offen seinem Bruder den Krieg, sein Vorgehen damit begründend, daß er sich veranlaßt sähe, der Ungnade des Königs zu entfliehen, weil er aus dem Vertrauen desselben durch heuchlerische Räte verdrängt sei, welche sich mühten alle Gewalt an sich zu reißen und die Kräfte des armen Volkes zu verzehren.

Sein Bestreben ginge jetzt dahin, mit Hilfe der wahren Vaterlandsfreunde das Reich von seinen Übeln zu heilen, die königliche Autorität zu stärken, des Volkes Lasten zu erleichtern und einige allgemeine Reformen in der Verwaltung und der Justiz einzuführen.

Der Hinweis auf die Guisen in dem ersten Teile des Manifestes war zu deutlich, als daß er hätte mißverstanden werden können und die lothringischen Prinzen zögerten nicht, statt mit prunkenden Reden, mit der That darauf zu antworten.

Es galt vor allem ein Kriegsheer aufzustellen, das den vereinigten Kräften der Protestanten und der ihnen zu Hilfe geschickten fremden Truppen gewachsen war. Der König war zum Kriege in diesem Augenblicke völlig ungerüstet. Seine Kasse war erschöpft, seine Hilfsmittel unzulänglich; er war genötigt die Schmieden des Kronschatzes zu verpfänden, um eine Summe von fünfmalhunderttausend Lire aufzubringen und damit eine Verteidigungsarmee zu werben.

Jetzt mußte es freilich Heinrich Guise sein, auf welchen der König sich in dieser Not stützte. Man durfte erwarten, daß der Einfall der fremden Truppen unter Johann Casimir von der Pfalz in der Champagne stattfinden würde, deren Gouverneur der Herzog war. Mit seiner eigenen Sache die des Vaterlandes und der seiner Erklärung nach bedrohten Religion vereinigend, begann Heinrich Guise eine fieberhafte Thätigkeit zu entfalten.

Volksbeliebt, wie keiner der Großen außer ihm, und anerkannter Chef der Katholiken genügte sein Ausruf, um in kurzer Frist eine Armee um sich zu versammeln. Der jüngere Abel Frankreichs schloß sich ihm begeistert an, die Vorschläge, welche die Königin-Mutter betreffs einer Vermittelung zwischen dem König und seinem rebellischen Bruder machte, wurden zurückgewiesen; Heinrich von Lothringen begab sich an der Spitze eines wohl ausgerüsteten Heeres nach der Ostgrenze, die er vor dem herannahenden Feinde zu verteidigen bereit war.

Die Marschälle von Strozzi und von Biron waren ihm als militärische Ratgeber oder auch, wie er selbst argwöhnte, als Wächter beigegeben. Widerwillig folgte Heinrich von Navarra des Königs Befehle, mit den Herzögen von Mayenne und von Nemours Heinrich Guise zu begleiten.

Franz von Mençon befand sich mit einer Armee von ungefähr dreißigtausend Mann in Poitiers; unter seinen Fahnen hatte sich alles zusammengefunden, was von Religionseifer oder Rachsucht getrieben nach dem Kampfe mit den Unterdrückten verlangte.

Auch die tapferen Verteidiger von Rochelle waren

herbeigeeilt; unter ihnen befanden sich Maurice von Rougemont und Eustache von Loignac.

Der frühere Verlobte Frènes hatte vergebens versucht, die Verzeihung der von ihm beleidigten Familie Hennequin zu erlangen. Wenn der gutherzige Mr. Antoine auch dazu geneigt gewesen, Frau Alison war in ihrem Grolle, ihrer Verachtung unerweichbar.

Ihr war der ehemalige Freund des Hauses ein in Satansklaue Gefallener und für alle Zeit Verlorener, die schöne Verführerin eine verabscheuungswürdige Herodias; sie beteuerte, eher ihre rechte Hand abhauen zu wollen, als sie dazu zu gebrauchen, ihm die geliebte Nichte zum zweiten Male auszuliefern.

Das einzige, wozu sie sich verstehen konnte, war, ihm die Gelegenheit zu geben, seiner einstigen Braut die Entscheidung ihres Schicksals anheimzustellen. Sie kannte Frènes Denkungsart genau genug, um des Ergebnisses in ihrem Sinne überzeugt sein zu können und hielt es nicht einmal für notwendig, der Unterredung beizuwohnen.

In dem Garten, in welchem sie ihre ersten Geständnisse ausgetauscht, trat Frène dem Verlobten entgegen, dessen Blick mit schmerzlichem Staunen auf ihr haftete. Sie erschien ihm größer, hoheitsvoller als je zuvor, doch ihre Wangen waren bleich, ihre Augen dunkel umrandet, — wie mußte sie um ihn gelitten haben, deren Äußeres allein schon eine Anklage gegen ihn bildete.

„Meine Pflegemutter sandte mich her,“ brach Frène das Schweigen, „um mir zu gestatten von Euch Abschied zu nehmen.“

„Abschied, Frène,“ wiederholte er, „Ihr wollt mir damit ausdrücken, daß Ihr unser Verlöbniß als aufgehoben für alle Zeit betrachtet?“

„Ja, das wollte ich, Ritter von Rougemont,“ antwortete sie langsam.

„Ich habe die Strafe verdient, die Ihr mir verkündet,“ sprach Maurice mit bebenden Lippen, „und Ihr habt ein Recht den mit Geringschätzung von Euch zu stoßen, den Ihr doch einstmal liebte. Ich darf es auch nicht erwarten, daß Ihr Vertrauen zu mir noch hegen könntet, der in unseliger Verblendung Euch bitter und schwer getränkt. — Um der Erinnerung jener Tage willen, in welchen ich Euch teuer war, in welchen Ihr in mir den Kämpfer für eine gerechte Sache, den Verteidiger unseres heiligen Glaubens erblicktet, — beschwöre ich Euch, nicht ohne Eure Verzeihung mich von Euch gehen zu lassen, nicht ohne die Hoffnung, mir dereinst es wieder erringen zu dürfen, was ich achtlos seines hohen Wertes, verächtete.“

„Verzeihung der wider uns begangenen Verfehlungen, Chevalier, lehrt uns die Pflicht des Christen,“ erwiderte Frène, „ich wäre Gottes Verzeihung nicht würdig, wenn ich gegen einen meiner Nebenmenschen Groll hegte.“

Zum ersten Male ruhten des Ritters Augen mit vollem Blicke auf ihrem bewegten Angesicht.

„Ihr gebt mir die Verzeihung, wie sie das Gebot der Kirche den Sündern verheißt, Frène,“ sagte er ernst, „und ich bin dessen sicher, daß Ihr es aufrichtig damit meint. Doch ist nicht sie es, die mir

zu genügen vermag in dieser Stunde, welche uns nach Eurer Angehörigen Willen zu trennen bestimmt ist für die Dauer unseres ferneren Lebens. Nicht Eure Lippen nur und Eure kalte Pflicht, auch Euer Herz soll die Vergeltung mir gewähren, ohne die ich auf dieser Erde keinen Frieden mehr zu finden vermöchte. Von Eurer Liebe verlange ich Entsündigung meiner Fehle, von Eurer Liebe, die mir einst gehörte und nach der ich dürsten lernte, als ich fühlte, daß ich sie verloren."

"Wollt Ihr damit andeuten, daß Ihr hofftet mich noch zu erringen, trotzdem, was vergangen ist?" entgegnete die Jungfrau traurig lächelnd. "Maurice, Ihr täuscht Euch und mich, wie Ihr Euch über Eure Neigung täuscht. Sie hielt nicht stand in jener ersten Versuchung, die Euch entgegentrat, sie würde ebensowenig die Prüfungen überdauern, die ihr von neuem beschieden sein könnten. — Ihr habt mich nie geliebt. Was Ihr so nanntet, war die Freundschaft vergangener Jugendjahre. Glaubt Ihr, ich vermöchte mich noch einmal dem Wahne des Glückes hinzugeben, das auf so schwachem Grunde sich erbaute?"

Es glitt über sein Antlitz, wie der Ausdruck tiefsten Schmerzes. Er empfand, daß er mehr noch verloren, als ihre Liebe, — die Achtung auch, die ihn so hoch erhoben und die in ihrem Vertrauen zu ihm wurzelte.

"Ihr dürft es aussprechen, Irène," sagte er mit klangloser Stimme, "was ich aus keinem anderen Munde zu hören fähig wäre und ich habe nicht einmal das Recht, Euch zu sagen, daß Ihr mir zu viel gethan. Vielleicht bin ich nicht in dem Maße schuldig, als Ihr es meint; wie ferne es auch von mir sei, mein Vergehen verkleinern zu wollen, indem ich es auf die Schultern jener Frau wälze, die ein leichtfertiges Spiel mit dem in Hofabalen Unerfahrenen trieb. Ich sah in ihr, was sie vor mir zu sein sich bestrebte, — eine glückesarmer, von den Ihren verfolgte und vernachlässigte Frau, sie aber sagte mir endlich, daß es sie unterhalten hätte, aus meinem starren Ernste mich zu reißen, es zu ergründen, welcher Tiefe der Leidenschaft ein sittenstrenger Glaubensheld fähig sei, und ich ging blind und schwach in das gestellte Netz. Als ich erwachte, graute mir vor mir selbst und es war Nacht um mich, in der ein einziger Stern mir leuchtete, — kein Stern der Hoffnung mehr, nur noch ein Stern der Gnade. Ihr werdet es mir bleiben, auch wenn ich jetzt von Euch gehe, in neuen Kämpfen das Vergessen jenes irren Traumes zu suchen, und wenn es Euer Ohr beleidigt von meiner Liebe noch zu hören, — glaubt wenigstens an meine tiefe Reue und an meinen Vorsatz, durch mein ganzes Leben abzubüßen, was ich wider Euch gesündigt."

Er wartete vergebens auf eine Antwort. Irène hatte ihr Haupt auf die Brust geneigt, ihr war es, als ob mit den Thränen, die sich aus ihrem Herzen empordrängten, auch das Geständnis hervordringen müsse, daß ihre Liebe zu ihm stark genug gewesen, das Leid zu überwinden, welches sie durch seine Treulosigkeit erfahren und daß sie um feinetwillen den Mut haben wolle, der Entscheidung der geliebten Pflögeeltern zu widerstehen.

Die Worte blieben ungesprochen; so tief sein Schmerz und seine Trauer sie erschütterten, ihr keuscher Stolz erbebt vor dem Verlangen, ihm zu sagen, was so übermächtig sie durchdrang. Nein, nein, er durfte es nicht ahnen, was dieses Schweigen sie koste, wollte sie nicht vor sich selbst erniedrigt aus diesem bittersten Kampfe hervorgehen.

"Mögt Ihr mir nicht Eure Hand noch einmal reichen?" fragte er nach einer Pause.

Sie erhob mechanisch ihre Rechte, die er in die seine nahm.

Kalt waren die Finger, die für kurze Sekunden ineinanderlagen, kalt die Lippen, die sie berührten, — dann lösten sich die beiden Hände, welche bestimmt gewesen sich zu halten in Freud und Leid, in guten und bösen Tagen. Maurice eilte hinweg, Irène ging langsamen, müden Schrittes in das Haus.

Frau Alison war in der offenen Vorhalle beschäftigt, als ihre Nichte aus dem Garten zurückkehrte. Sie ließ den Korb mit frischem Gemüse stehen, das sie soeben den Mägden zum Auslesen überlassen wollte und eilte auf Irène zu.

"Hat er es Dir sehr schwer gemacht, mein armes Kind?" rief sie besorgt, sie in ihre Arme nehmend. "Nun, sei nur getroßt, der Verräter entgeht seiner Strafe nicht für das, was er Dir angethan."

Irène schüttelte den Kopf. "O meine Tante, iprecht von Strafe nicht," flüsterte sie, "mein innigstes Gebet wird fortan sein, daß Er ihn schütze, ihn zu Glück und Frieden führe."

Frau Alison kam ein unbehaglicher Gedanke.

"Ich hoffe nicht, daß er Dich überredet hat, von neuem seinen falschen Worten zu trauen."

"Nein, meine zweite Mutter, er ging, um niemals wiederzukehren. Ich weiß, was ich Euch gelobte, die mir in Treue die frühverlorenen Eltern ersetzten."

Frau von Hennequin küßte ihre Stirn. "Gott sei gepriesen, daß Du standhaft bliebest und er wird Dir in seiner Vatergüte auch tragen helfen, was er Dir auferlegte. Die Zeit ist ernst und hart. Es wird an Arbeit bald uns allen nicht fehlen. Der Krieg beginnt in kurzer Frist und in der großen Sorge für andere wird unser eigenes Schicksal und unser Leid versinken."

Maurice wollte noch an dem nämlichen Tage La Rochelle verlassen, um sich nach Poitiers zu dem Heere zu begeben, doch eine letzte Pflicht lag ihm noch ob, seine Schwester aufzusuchen, die sich seit längerer Zeit schon im Hause eines calvinistischen Predigers befand.

Die Aufhebung des Verlöbnisses ihres Bruders, die offene Feindseligkeit, welche Frau Alison gegen ihn zeigte, hatten ihr die Gastfreundschaft, welche sie gezwungen dort genießen mußte, zur Qual gemacht, sie zog es vor das Anerbieten des Predigers Duval anzunehmen, der ihrem Vater verpflichtet gewesen und dessen Großmut sie nicht, wie die der Hennequins, bedrückte.

Mr. Duval gehörte zu der Zahl der Priester, welche, dem Beispiel ihres großen Meisters Calvin

folgend, in den Stand der Ehe getreten waren und er hatte, wie die Mehrheit seiner Glaubensgenossen, Schweres unter diesem Schritte zu erdulden. Mit den wechselnden Ebiten, die je nach der Stimmung der Herrscher und ihrer Räte über die Befenner der neuen Lehre ergingen, wurden auch die von ihnen geschlossenen Ehen bald für rechtmäßig, bald für ungültig erklärt und dieses Schicksal traf zumeist die Priesterstehen, welche dem katholischen Clerus ein Abscheu und ein Greuel waren. Prediger Duval sah sich mehrmals vor die Alternative gestellt, seine Gattin als rechtlos zu verstoßen und seines Amtes verlustig zu gehen. Er hatte mutig in seinem Widerstande beharrt, unterstützt von seiner Gemeinde, die fest an ihrem Seelenhirten hing, aber der Zwiespalt, in welchen man ihn gedrängt, lag wie eine Wolke der Schwermut über seinem ganzen Hause und gab den Mitgliedern desselben jenes stille, in sich gefehrte Wesen, welches den ursprünglichen Ernst der Calvinisten in die herbe Entfugung der schottischen Puritaner wandelte.

Dieses düstere Haus bildete jetzt die Heimat Angéliques, so wenig wie die vorhergehende, geeignet einem jungen, warm empfindenden Herzen, das mit all der Kraft seiner Sehnsucht nach Glück und Freude rief, die Stätte zu sein, wo auch nur ein vorübergehendes Wohlbehagen ihm erwachen konnte.

Sie hatte ihren Pflichtenkreis, in welchem sie Frau Duval unterstützte, teils im Hause selbst, teils in den Hütten der Armen, welchen die Gattin des Predigers eine sorgende Wohlthäterin und Helferin in allen Nöten war und sie bemühte sich ihre neuen Gastfreunde zufrieden zu stellen.

Angélique besaß nicht den starken Geist Irène de Hennequins, die einer Überzeugung das Glück ihres Lebens zu opfern fähig war und ihren Trost in der unermüdeten Anstrengung im Dienste anderer oder zum Heile der Menschheit hoffen durfte. — Sie war der Liebe, der zärtlichen Teilnahme geliebter Menschen bedürftig, doch ihre jetzige Umgebung, mit dem eigenen Leid beschäftigt, war kaum geneigt eine solche ihr angebeihen zu lassen, in der sie im stillen eine heimlich Abtrünnige, eine Sünderin erblickte.

Frau von Hennequin hatte, seit sie in Angélique nicht mehr ein Mitglied ihrer Familie, die Schwägerin Irènes, zu schonen hatte, auch aus ihrer unglücklichen Liebe kein Geheimnis mehr gemacht. Angélique mußte an der Zurückhaltung, an der häufigen Mißachtung, mit der man ihr begegnete, es gewahren, wofür man sie in den Kreisen ihrer Glaubensgenossen hielt.

Nichts vermag in des Menschen Herzen die trotige Erbitterung mehr zu steigern, als offene Ungerechtigkeit, dort, wo wir glauben unserer Pflicht gemäß gehandelt zu haben. Angélique erfuhr dies an sich, sie war sich bewußt, das Rechte gethan zu haben, als sie sich blutenden Herzens von dem Geliebten lossagte; die Gleichgültigkeit jedoch, mit welcher man ihr Opfer betrachtete, der Mangel an jeglichem Verständnis für die Größe desselben schienen ihr nur dazu angethan, sie in das Gefühl zurückzudrängen, welches man in ihr verdammt, — die Härte ihrer Freunde lieferte ihr den Grund, sich mit um so heißerer

Inbrunst in die Erinnerung an Heinrich Guise zu versenken.

Es war eine weitere Pein für sie, daß Gustache de Loignac in Rochelle weilte und mit dem Rechte, welches ihr Bruder ihm eingeräumt, als erklärter Freier hin und wieder in dem Duval'schen Hause erschien, wo seinen Bewerbungen seitens der Ehegatten kein Hindernis in den Weg gelegt wurde, da Maurice ja damit einverstanden war. Angélique freilich ermutigte ihn nicht, aber das war ja häufig die Art der Mädchen, dem Anbeter den Sieg möglichst schwer zu machen, um das Errungen endlich als um so wertvoller erscheinen zu lassen. Auch Angéliques abstoßendes Wesen, rechneten beide Duvals, würde bald einer größeren Wärme weichen; im Grunde war ja an dem Ritter de Loignac nichts auszusetzen.

Maurice traf seine Schwester mit dem Ausbessern der Wäsche des Haushaltes beschäftigt. Eulalia Duval ließ ihr keine Zeit zu müßigen Grübeleien, seit sie bemerkt hatte, daß sie mehr, als heilsam dazu neigte. Sie war in dieser Richtung der Ansicht von Frau Alison und der Mehrzahl der hugenottischen Frauen, welchen Müßiggang den Weg zu allen Todsünden bedeutete.

Angélique unterbrach ihre Thätigkeit nicht, als ihr Bruder eintrat, seine finstere Miene kündete nichts Erfreuliches. Von welcher Seite sollte es auch der Geschwister Leben kommen? Maurice reichte ihr flüchtig die Hand und zog sich einen Sessel an ihre Seite.

„Ich gehe in einigen Stunden von hier,“ begann er, „um mich nach der Champagne zu Lesdiguières Heere zu begeben. Sage mir, was Du inzwischen zu thun gedenkst, und ob Dich Madame Duval behalten will.“

„Ich glaube, daß sie es wünscht,“ antwortete Angélique, „sie kann eine Hülfe im Haushalte gebrauchen; auch ihr Gatte hat nichts dagegen.“

„Mir teilte Mr. Duval gestern mit,“ entgegnete Maurice, „daß er das Heer als Feldprediger begleiten wolle und daß seine Gattin die Pflege der Verwundeten im Verein mit den andern Frauen zu übernehmen beabsichtige, welche sich zu diesem Liebeswerke gemeldet. In solchem Falle ist ihres Bleibens dann hier nicht und was wirst Du beginnen?“

Angélique glättete ruhig das eben vollendete Leinentuch.

„Ich dachte Dich um die Erlaubnis zu bitten, mich ihnen anzuschließen,“ sagte sie.

„Du?“ sprach Maurice ungläubig. „Du willst mit Deiner Jugend und Deiner Unerfahrenheit in der Krankenpflege so schwere Pflichten übernehmen? Unmöglich! Deine Kraft und Deine Ausdauer würden einem solchen Werke nie gewachsen sein, ganz abgesehen von den Gefahren, die Dich treffen können, wenn Du dem Heere folgst.“

„Ich kann mir nicht denken, daß mich unter dem Schutze meiner jetzigen Gastfreunde Gefahren treffen könnten, die nicht zu überwinden wären,“ war die gelassene Erwiderung, „was ich in der Behandlung Verwundeter noch nicht weiß, werde ich von Eulalia Duval schnell genug erlernt haben. Und bist Du nicht in unserer Nähe, der uns schützen kann, wenn

es wirklich Not thut, der auch unserer Hilfe bedürfen mag, wenn Du verwundet würdest? Du fragst, wo ich bleiben solle, wenn Du uns, La Rochelle verlassen. Ich frage mich das Gleiche, welcher Ausweg wäre mir dann übrig?"

"Es giebt doch noch ein anderes Mittel, Dir eine Heimatstätte für die Dauer dieses Krieges zu verschaffen." sprach Maurice, "entschließe Dich, Gustache Dich antrauen zu lassen und er kann Dich als sein Weib zu seinen Eltern in die Provence bringen, wo Du völlig sicher bist."

Angélique ließ mit einer Geberde des Schreckens ihre Arbeit sinken.

"Gustache jetzt auf der Stelle heiraten? Nimmermehr! O, am liebsten niemals!"

"Er hat mein Wort, Angélique!"

"Weshalb gabst Du es ihm?"

"Um Dich aus den Banden einer sündigen Liebe zu lösen, die Dich noch immer gefangen hält."

Ihre Augen blitzten ihn an. "Hast Du ein Recht mir eine solche Strafe dafür aufzuerlegen?" rief sie, "ein Recht von Sünde mir überhaupt zu sprechen?"

Die Schatten seines Angesichtes schienen sich zu vertiefen. "Nein, meine Schwester," sprach er ernst, "ich habe es nicht."

"Und dennoch kannst Du es über Dich gewinnen, mich mit so kalter Grausamkeit zu einem Unglück zu verurteilen?"

Er faßte begütigend ihre Hand. "Höre mich, Angélique," bat er weich, "ich bin entfernt, Dir jetzt noch einen Vorwurf daraus zu machen, daß Du Deine Neigung jenem fremden Manne schenkest, der schuldiger war, als Du, da er Dich in dem bethörenden Irrtum ließ und nicht aufhörte Deiner zu begehren, selbst als es klar zwischen Euch geworden. Ich weiß auch, daß es eine Macht giebt, stärker als wir, die uns Herz und Sinne unterjocht und uns zu willenlosen Sklaven in der Hand derer werden läßt, die diese Gewalt auf uns ausgeübt. Doch, meine Schwester, auch jener berauschte Zauber muß der endlichen Erkenntnis weichen, die uns vor der Häßlichkeit der Sünde zurückschauern macht, — verdienen wir den Namen der Christen noch, wenn wir nicht stark genug waren, gegen die Versuchung anzukämpfen, wie unser Herr und Meister vordem uns durch sein Beispiel zeigte?"

"Ich vernehme aus Deinen Worten die Lehren Deiner und meiner Glaubensbrüder, die um des Ruhmes untadeligen Wandels das Sehnen ihres Herzens unterdrücken und verleugnen," sagte Angélique, "es mag Euch leichter werden, die Ihr so felsenfest in Eurem Glauben steht, daß Euch das Glück der Erde darüber ein Nichts geworden, als mir, der jener nämliche Glaube keinen Trost mehr zu verheißern vermag, da er in mir seit lange schon wankend wurde."

"Angélique," fuhr er auf.

"Errege Dich nicht. Du sollst die Wahrheit hören und bist Du stark, wie Du zu sein Dich rühmst, so wirst Du sie ertragen. — Ich mag den Jahren nach Dir jung und unbelehrt erscheinen; ich bin es nicht mehr. Ich hatte in langen, einsamen Tagen,

in schlummerlosen Nächten Zeit über das nachzudenken, was ich in diesen letzten Jahren erlebt und solche Stunden machen reif, Maurice, sie legen uns an innerer Erfahrung zu, was uns an äußerer mangelt."

"Ich will dies nicht verneinen, meine Schwester, doch kann ich nicht annehmen, daß ich Dich recht verstanden habe. Du willst nicht damit aussprechen, daß es Dich in Deinem Herzen zu den Feinden unseres Glaubens zieht, daß Du ihre Überzeugung teilen möchtest, weil Du das Unglück hattest ihren Anführer und unseren bittersten Widersacher zu lieben?"

"Wenn Du damit meinst, ich wolle ihre Religion annehmen, nein," entgegnete Angélique. "Es würde mir ja doch nichts nützen, denn ich käme ihm dadurch nicht näher."

"Schwester!"

"Doch lieber ist mir die Cure, die auch die meine ist, durch mein Unglück nicht geworden," fuhr Angélique mit grausamer Genugthuung fort, "erinnere Dich des Tages, da wir mit den Eltern in Paris einzogen, ich fast ein Kind noch, das von jener Reise nur Herrliches und Schönes sich erwartete, das bisher nichts gesehen, als Frieden, Liebe, Freude und das die hohen Lehren willig nachsprach, die von unbefleckter Tugend, von dem reinen Glauben und seliger Verheißung im fernem ewigen Leben uns berichteten."

"Und haben sie an Wert für Dich verloren? Glaubst Du an sie nicht mehr?"

"Sie mögen gut für den sein, dessen Tage sich ebenmäßig abwickeln, ohne ihm große Schmerzen, noch schwere Stürme zu bringen," erwiderte das Mädchen.

"Als ich im tiefsten Jammer mich befand, beider Eltern auf schreckliche Weise beraubt, von ihm getrennt, den ich liebte, weil ich gemeint, es habe ihn ein heilig Mitleid zu mir, der Verlassenen, geführt — was war es, das mir unsere Religion aus Deinen und der Hennequins Worten an Trost und Hilfe bot? Ich hörte von Frau Alison tagelang nichts, als von der Sünde, die ich begangen, von Teufelsklauen, die sich nach mir ausstreckten, von Abgründen der Versuchung, in die ich zweifellos noch fallen müsse, wenn sie mich nicht behütete. Ich hörte nicht ein einziges Mal davon, daß Gott sich auch des Sünders erbarme und daß ein Heiland einst gesprochen: „Ihr soll verziehen werden, weil sie viel geliebt,“ wie es der alte Priester zu mir sagte, zu dem Jeanne Signerac in meiner Herzensangst mich gehen ließ."

"Der Irrglaube jener mag Dir bequemer dünken," sprach der Hugonot, "weil es soviel leichter ist, stets neue Sünden zu begehen, in der Gewißheit, daß ein Mensch, sündig wie jeder andere, sich annaht, verzeihen zu können, was oftmals unsühnbar ist. — Du urtheilst über unsere heilige Religion jetzt nur nach den Erfahrungen Deines jungen Lebens, das, ich gebe es mit Trauer zu — schon härtere Prüfungen aufzuweisen hat, als Hunderte und Tausende neben Dir. — Auch kannst Du es nicht fassen, daß es not thut, die Kirche, wie sie Jahrhunderte lang bestand, von den Irrtümern zu reinigen, die ihre obersten Häupter fälschlich und oft zu eigensüchtigen

Zwecken als Mittel zur ewigen Seligkeit verkündeten, sowie es unerlässlich war, sittliche Einkehr dort zu halten, damit die Menge, durch reinere Beispiele erhoben, sich endlich von dem Laster-schlamm wende, der sich ihren Augen zeigte, sie mit sich zu reißen drohte. — Um dies zu vollbringen, Angélique, genügt weichmütige Milde nicht. Wenn wir den Vorbildern unserer Meister, Farel und Calvin, folgend, uns mühen, herbe und strenge zu sein, wenn wir zu weit darin gegangen sind und noch gehen, so geschieht es, um der Menschheit den Weg zu weisen, auf welchem allein ihr ewig Heil zu suchen ist: — am Ende ihrer Laufbahn das Bewußtsein tabelloser Lebens und der treuerfüllten Pflicht.“

Die Augen der Geschwister trafen sich. „Du sprichst in jenem stolzen Tone von ehemals, als sieiest Du niemals vom Pfade dieser Pflicht gewichen,“ sagte Angélique bitter, „wilst Du mich glauben machen, daß Du schon so ganz überwunden?“

„Ich habe es, soweit es menschlicher Macht gegeben, seit ich entdeckte, daß jenes Weib, das meine Sinne bestrickte, nicht eine schuldblos Gekränkte, eine Bemitleidenswerte, sondern eine Unwürdige war.“

Angélique seufzte. „Wohl Dir, daß Dir diese Kraft verliehen! Dein Sieg wird Dich indessen härter noch gegen andere machen, die schwächer sind, als Du.“

„Nein, meine Schwester,“ entgegnete er fest, „wenn mir die ganze Welt auch jene vorübergehende Verfehlung verziehe und wenn es mir nach unserer Feinde Weise durch geweihte Lippen verkündet würde, — es wäre mir nicht genug, um mir selbst zu verzeihen. Das ist der Unterschied zwischen uns und den andern, die an keiner Schuld zu schwer zu tragen haben, weil ihnen sogar die zukünftige Sünde leichtfertig schon im voraus vergeben werden kann. Ich fühle es, daß es für mich der jahrelangen Buße und Reue bedarf, um wahrhaft entzündet vor mir und anderen bestehen zu können, ich nehme es als eine gerechte Strafe auf mich, daß Irone sich jetzt von mir gewendet, da ich es erkannte, wie mir von ihr allein nur noch Heil und Segen kommen könne — und jedes Glück, das mir des Himmels Gnade schenken wollte, ich würde es als eine drückende Last empfinden, da ich es nicht verdiene.“

Das Mädchen schwieg; des Bruders Selbstanklage, das freie Bekenntnis seiner Verschuldung erschütterte sie. Ja, das war jene Seelengröße der Vertreter des neuen Glaubens, welche unter schwerer Prüfung wuchs und sie so stark, so unerschütterlich, so felsfest gegen ihre Verfolger machte, das war die Reue, die nicht leeres Wort nur blieb, die sich in That und Wahrheit äußerte durch unermüdete Arbeit an sich selbst und die den schmerzenden Druck des Gewissens empfand, nicht um der irdischen Strafe für ein Vergehen, sondern um des Vergangenen selbst willen, das auf den reingehaltenen Schild der Mannesehre einen Flecken geworfen, gleichviel, ob er den Augen der Welt sichtbar geworden.

Sie fühlte sich gedrungen die sittliche Kraft des Bruders zu bewundern, die er aus seinem Glauben schöpfte, aber sie schrak im nämlichen Momente vor

ihm zurück in dem Bewußtsein, daß sie seine Größe nie erreichen würde.

„Wirst Du mir gestatten, Frau Duval zu begleiten?“ fragte sie nach einer Pause.

„Wenn es Dein ernstester Wille ist, ja!“

„Und mich nicht zwingen, vorher noch Eustache zu heiraten?“

„Nicht vorher, Angélique, nicht sogleich, damit Du nicht zum zweiten Male den Vorwurf der Grausamkeit gegen mich erhebst. Es hängt jedoch von den Verhältnissen ab, ob ich nicht endlich gezwungen sein werde, mein Versprechen einzulösen, sowie ich auch Eustache Dich als Vermächtnis übergebe für den Fall, daß ich aus diesem Kriege nicht wiedertehre.“

### Zwanzigstes Kapitel.

Der Herzog von Alençon hatte sich, als er von den beschleunigten Rüstungen der lothringischen Prinzen vernommen, mit seiner Armee in Bewegung gesetzt, um so bald als möglich seinen Verbündeten, den Pfalzgrafen zu erreichen. Um die Guisen schneller zu einem Angriffe zu drängen, war ein Teil des protestantischen Heeres unter Thoré und Lesdiguières vorausgegangen und hatte bei Aitigny sur Vaisne mit den deutschen Hülfstruppen sich vereinigt. Das hugenottische Heer marschierte ohne den zu jener Zeit üblichen Troß, der den Durchzug der Armeen oft zu einer größeren Landplage machte, als die Soldaten selbst, und die Wüßtheit und Unfittlichkeit des Lagerlebens bis zum Grauenhaften steigerte.

Schon Coligny hatte auf strengere Mannszucht gehalten, als sie bei anderen Heeren sonst Brauch war, und nur einer Anzahl in der Pflege der Verwundeten erfahrenen Frauen es gestattet, mit der Nachhut zu folgen. Die ärztliche Hülfe erwies sich in allen Fällen als unzulänglich; man mußte daher den Beistand solcher zulassen, die freiwillig sich zu diesem schweren Berufe erboten, wollte man einen Teil der Verwundeten und Kranken nicht hoffnungslos ihrem Schicksal überliefern.

Eulalia Duval und Angélique Rougemont befanden sich unter diesen barmherzigen Helferinnen. Sie trugen das schmucklose braune Kleid, welches die calvinistischen Prediger ihnen vorgegeschrieben, die entstellende Haube mit vorspringendem Schirm, die dazu bestimmt war, die neugierigen Blicke abzuhalten.

Noch war ihre Thätigkeit nicht in umfassender Weise in Anspruch genommen worden, da es bisher zu keiner Schlacht gekommen. Man durfte sie in der nächsten Zeit erwarten. Das königliche Heer unter Heinrich Guise und seinem Bruder Mayenne nahte in Eilmärschen von Metzères her, dem Lauf der Marne entlang, um den Feinden den Weg gegen Notre Dame de Liesse abzuschneiden.

Die hugenottischen Frauen sahen in geheimer Angst dem ausbrechenden Kampfe entgegen. Niemals noch war den Verteidigern ihres Glaubens das Kriegsglück hold gewesen; unter stets sich erneuernden Niederlagen hatten sie es dennoch vermocht, ihr Banner

aufrecht zu halten und ihren Bedrückern Achtung vor dem Gegner einzulösen, der sich wohl besiegen, aber nicht unterwerfen ließ. — Wie würde diesmal sich die Schale neigen, wie würde sich das Los der Brüder im weiten Lande gestalten, wenn sie abermals unterliegen sollten?

Man hatte die Nachhut des Heeres in Dormans einquartiert. Die Truppen hatten schon in der Frühe bei dem Klange der Trommeln und Pfeifen den Ort verlassen und waren bei Port à Vinson auf den Feind gestoßen. Zu den Harrenden drang durch die schwüle Augustluft der Donner der Geschütze, unterbrochen von dem Knattern des Kleingewehrfeuers, dem Schmettern der Trompeten, die zu neuem Angriffe riefen.

Angélique saß mit Eulalia Duval an dem Fenster des niedrigen Hauses, wo beide Obdach gefunden und hörte gedankenlos den Worten der Pfarrersfrau zu, die mit einer andern der Pflegerinnen ihre Befürchtungen wegen des Ausganges der Schlacht austauschte.

Und dann kam es plötzlich herangejagt durch die Straßen, regellos in wilden Haufen, einzelne Abteilungen des hugenottischen Heeres, Deutsche und Franzosen durcheinander, — Pferde und Reiter blutend, schweißbedeckt.

Frau Eulalia riß das Fenster auf. „Was ist geschehen? Woher kommt Ihr?“

Sie erhielt erst von dem Dritten, den sie anrief, eine Antwort, einem Offizier von La Rochelle, der ihr persönlich bekannt war.

„Wir sind geschlagen,“ berichtete er traurig, „und suchen jetzt den Übergang über die Marne zu dem Herzoge von Alençon zu gewinnen.“

„Gott, Gott, Deine Wege sind dunkel,“ stöhnte Frau Duval auf, „hast Du kein Erbarmen mit Deinen unglücklichen Kindern?“

„Seid standhaft, werthe Frau,“ sagte der Capitain, „unsere Niederlage ist nicht so groß, als Ihr fürchtet und der Verlust unserer Feinde vielleicht stärker, als der unsere, denn ihr Feldherr, der Herzog von Guise, ist gefallen.“

Er jagte weiter, ohne eine Erwiderung abzuwarten. Es war keine Zeit zu verlieren. Schon drängten die Truppen nach, die Straßen hallten von Waffengeklirr und den Rufen der Flüchtenden, die unter Thoré und dem Führer der Deutschen, Clairvoan, der Marne zustrebten, um den Übergang zu bewerkstelligen.

Es gelang ihnen, ohne Hindernis über den Fluß zu setzen. Niemand dachte daran, das hugenottische Heer zu verfolgen. Durch die schwere Verwundung ihres Feldherrn war in den Reihen der königlichen Truppen ebenfalls Schrecken und Verwirrung ausgebrochen, welche zur Rettung der besiegten Protestanten diente.

In dem kurzen, heftigen Gefechte zuvor waren es die lothringischen Prinzen gewesen, welche die mit Helbenmut kämpfenden Calvinisten zurückgeworfen; schon hatte Mayenne durch den Ungestüm seines Angriffs ihre Reihen zu sprengen begonnen, als es

den Bemühungen Thorés und Clairvans gelang, die Weichenden wieder zu sammeln.

Eine geringe Zeit erschien der Sieg zweifelhaft, als Heinrich Guise, mit neuen Truppen daherstürmend, seinem Bruder zu Hülfe kam und die Niederlage der Hugenotten entschied. An der Spitze der Seinen wollte der Herzog den Fliehenden folgen, sie hindern den Fluß zu erreichen, da wandte jäh einer der Verfolgten sich um, aus seiner Sattelpistole zwei Schüsse auf den Feldherrn abfeuernd.

Getroffen wankte Heinrich Guise zurück, alles in seiner Umgebung eilte bestürzt auf ihn zu, ihn in Sicherheit zu bringen, es zu verhindern, daß er vom Pferde fänke. Niemand achtete auf den hugenottischen Offizier, der erst, nachdem er sich überzeugt, daß seine Kugeln ihr Ziel gefunden, sein Ross herumwarf, um die Seinen zu erreichen. Man führte den Verwundeten hinter die Reihen der Soldaten, dort ihm einen Rotverband anzulegen, bis einer der Wundärzte herbeigerufen war, welche das Heer begleiteten.

Die eine der Kugeln hatte den Herzog an der Wange verlegt und ihm einen Teil des Ohres hinweggerissen, die andere war in die Brust geschlagen. Der starke Blutverlust machte ihn bewußtlos und ließ es geboten erscheinen, ihn in eine der nahe gelegenen Ortschaften zu bringen, welche die Möglichkeit gewährte, ihm eine sorgfältige Pflege verschaffen zu können.

Man entschied sich für Dormans, das wenig über eine Stunde von dem Kampfplatze entfernt war. Der erfahrene Ambroise Paré, einst Leibarzt Karls IX., der trotz seines Alters es sich nicht hatte nehmen lassen, den Krieg mitzumachen, erklärte einen weiteren Transport des Schwerverletzten für unausführbar.

Die königlichen Truppen rückten in die Stadt, kaum, nachdem die letzten hugenottischen sie verlassen, sie trugen auf einer Bahre ihren Feldherrn, um in dem ersten besten Hause ihn unterzubringen, wo um sein Lager sofort darauf sich eine Anzahl Ärzte sammelten, ihre Dienste anzubieten und von den Lippen ihres Meisters den Ausspruch zu hören, ob noch Hoffnung vorhanden, sein Leben zu retten.

Ambroise Paré selbst war nicht ohne ernste Besorgnis. Er hoffte mit Aufbietung all seiner Kunst die Gefahr abzuwenden. Noch war die Kugel aus der Brust nicht entfernt. Es fehlte auch, wie fast immer in der Kriegführung vergangener Zeiten an jedem Hülfsmittel für Schwerverwundete, in den meisten Fällen sogar an dem nötigen Verbandzeug. Meister Paré sandte in die benachbarten Häuser, sich das Erforderliche zu erbitten, das ihm ohne Weigern gewährt wurde, als man erfuhr, um wen es sich handele.

Die Nachricht von dem Tode des Herzogs hatte sich durch die flüchtenden Hugenotten bereits verbreitet; in der katholisch gesinnten Stadt begrüßte man es mit Freude, daß er noch lebe, wenn auch schwer verwundet sei.

Heinrich Guise war auch unter den Bemühungen der Ärzte nicht zum Bewußtsein gekommen. Nur als das Messer Ambroises die Kugel herauschnitt,

hatte er, in Schmerz aufjuchend, die Augen emporgeschlagen, um sie sogleich wieder zu schließen. Er bemerkte es nicht, daß sein Haupt in dem Schoße eines jungen, schönen Weibes lag, das ihn während der Operation in ihren Armen gehalten und jetzt dem Wundarzte mit ruhiger Fassung die nötigen Handreichungen leistete.

Woher sie gekommen? Niemand wußte es recht zu sagen; sie hatte plötzlich vor Ambroise Paré gestanden und zu ihm gesprochen: „Bedürftet Ihr des Beistandes, Meister, wollet mich annehmen. Ich bin Krankenpflegerin im hugenottischen Heere.“

Und in der Verwirrung des Moments hatte keiner der Anwesenden Einspruch erhoben; Ambroise Paré hatte vielmehr mit lebhafter Freude das sorglich hergerichtete Leinzeug geprüft, welches sie aus ihrer Seitentasche zog, und nur geantwortet: „Der Frauen Hülfe ist am Krankenlager stets willkommen; habt Ihr die Kraft, es zu ertragen, was ich jetzt ausführen muß, so bleibt hier und thut, was ich Euch anordne.“

Sie hatte die Kraft gehabt, trotz der Todesblässe, die ihre Wangen überzog, als der Arzt das Messer ansetzte, trotz des Webens, das sie ergriff, als er, nachdem es ihm gelungen, die Kugel aus der Brust des Verwundeten zu ziehen, den bisherigen Verband von dem Kopfe desselben löste und sie das blutende, entstellte Antlitz vor sich sah. Und dann war die Nacht gekommen, die sie im Verein mit Ambroise Paré am Lager des Kranken durchwachte, seinen leisen Atemzügen lauschend und seine heißen, trockenen Lippen zuweilen mit dem Tranke benetzend, den ihr der Arzt befohlen zu bereiten.

Der Morgen dämmerte langsam herauf. Ambroise übergab seinen Platz einem der anderen Ärzte.

„Auch Ihr müßet einige Stunden ruhen,“ sagte er zu seiner Helferin. „Ihr seid ein tapferes Mädchen; wohl uns, daß wir Euch gefunden.“

Sie warf einen Blick auf den Verwundeten, der regungslos wie zuvor in seinem Bette lag.

„Lasset mich hier, bis die Gefahr vorüber ist.“

„Unmöglich, mein Kind, Ihr müßet Euch schonen; ich brauche Euch für länger, denn es stehen uns noch ernste Tage bevor.“

Er nahm ihre Hand, sie hinauszuführen und sie fühlte, daß sie sich nicht widerlegen dürfe.

„Ihr seid Hugenottin, wie Ihr mir sagtet,“ begann er draußen. „Wird man Euch gestatten, hier zu bleiben, werden die Curen Euch nicht zurückfordern?“

„Die Truppen sind, wie Ihr wisset, nicht mehr in der Stadt,“ erwiderte das Mädchen. „Die Nachhut, bei der ich mich mit den übrigen Frauen befand, ging bald darauf dem Heere nach. In der Verwirrung ihrer Flucht gelang es mir, mich unbemerkt von ihnen zu entfernen; ich würde mich nicht hindern lassen, zu bleiben, selbst wenn man es von mir verlangte, die anderen zu begleiten.“

„Was treibt Euch, Eure Hülfe dem Feinde der Curen zu leihen?“ fragte der Arzt.

„Genügt es Euch nicht, anzunehmen, daß es die Pflicht der Christin ist, zu helfen, wo es not thut?“

„Nicht ganz, mein schönes, mutiges Kind,“ lächelte der Gelehrte, „denn mir, wie Allen sind die Gegenstände bekannt, welche die Curen und die Unseren bei ihren Handlungen leiten. Kanntet Ihr den Herzog schon von früher her?“

„Ja!“

„Wohlan denn, ich forsche nicht weiter. Ihr steht unter meinem Schutze; ich bin Hugenott, wie Ihr.“

Ambroise dankte es der hohen Gunft, in welcher er bei Karl IX. stand, daß er dem Blutbade von St. Barthélemy entgangen, und — was noch mehr — seine Religion hatte behalten dürfen. Der König hatte ihn in seinem eigenen Zimmer verborgen, eine Maßregel, die sogar Katharina billigte, weil ihr die Dienste dieses ausgezeichneten Mannes zu wertvoll dünkten, um sie mit seinem Leben zugleich zu opfern.

Es waren, wie der Arzt es zuvorgefagt, schwere sorgenvolle Stunden noch, die Heinrich Guise seinen Pflegern bereitete. Das Fieber stieg in dem Maße, wie die Kräfte sanken. Die Sprache fehlte ihm in den ersten drei Tagen gänzlich, die Verwundung der Wange brachte eine Schwellung hervor, die es fast unmöglich machte, den krampfhaft geschlossenen Lippen etwas Nahrung einzulösen.

Der Kranke erwachte nur auf flüchtige Sekunden aus den Fieberträumen, die ihn gefangen hielten und dann war es eine seltsame Erscheinung, die er beständig neben sich sah. Wie ging es nur zu, daß seine Pflegerin, welche im Verein mit den Ärzten um ihn beschäftigt war, bekannte und geliebte Züge trug, daß unter der häßlichen Haube, die tief in die Stirn ging, die Augen Angélique Rougemonts auf ihn zu blicken schienen, — trauervoll und doch mit einem Ausdruck behütender Zärtlichkeit, mit dem sie alles that, was zu seiner Erleichterung dienen konnte? Er mühte sich zuweilen, das Wohlgefühl festzuhalten, das ihm die Berührung ihrer Hand verursachte, aber dann hoben sich wieder andere Gestalten zwischen ihn und sie; er träumte weiter, wachen Auges; auch sie war doch wohl nur das Gebilde eines jener Träume gewesen!

Aber endlich kam ein Morgen, an welchem er empfand, daß, was ihn umgibt, Wirklichkeit sein müsse. — Er unterschied deutlich die Gegenstände, die ihm bisher nur unklar und verworren vorgefchwebt, die niedrige Decke des Zimmers, die plumpen Geräte, die verhangenen Fenster und dort war auch wieder sie, — in der fremden unkleidsamen Tracht, — mit ihren feinen Fingern Leinensäden zupfend, — wohl zum Verbanne für ihn, wie er sie so oft gesehen.

Seine Lippen bewegten sich, ihren Namen auszusprechen, das erste Wort nach seinem langen Schweigen: „Angélique!“

Nein, nein, es war kein Traum, sie war es selbst, die jetzt an seinem Bette niederfant, sie, die so stark im Angesichte der höchsten Gefahr gewesen, jetzt fassunglos in ihrer Freude. Er fühlte ihre Küsse, ihre Thränen auf seiner Hand und dachte vergebens nach, das Wunderbare zu begreifen, daß sie bei ihm, daß all jene lindernde Sorgfalt, die er halb unbewußt erfahren, von ihr gekommen sei.



Sie erhob sich endlich von ihren Knien und neigte sich über ihn, sich zu versichern, daß er sie erkannt habe. Er versuchte zu lächeln, er konnte es nicht, nur seine Augen lächelten zu ihr empor, glückselig, staunend.

„Wo kommst Du her?“ flüsterte er, kaum verständlich.

„Ich hörte von Deiner schweren Verwundung,“ antwortete sie, „und eilte zu Dir, Dich zu pflegen. Glaubst Du, es hätte irgend jemand mich hindern dürfen, Dein teures Leben erhalten zu helfen?“

Er forscht nicht weiter; er findet, wie sie, alles natürlich. Er kann nicht denken, sein Kopf ist noch so wirr, nur fühlen, welch eine Wonne es ist, von ihr gepflegt und behütet zu werden.

Sie löst ihre Hände langsam aus den seinen; die tödliche Angst und Sorge der letzten Wochen scheint durch diesen Augenblick überreich belohnt.

„Du mußt etwas zu Dir nehmen,“ sagt sie, ihre Erschütterung tapfer niederkämpfend. „Meister Paré würde schelten, wenn er Dich wach anträte und ich dies versäumt.“

Sie bringt eine Schale von dem Tische herbei, ihm mit einem Löffel etwas Milch einzulösen. Er nimmt gehorsam, was sie ihm bietet, sein Wille scheint in dem ihren aufzugehen, er überläßt sich ihrer Fürsorge, ihrer Anordnung; er würde ihr gehorchen, auch wenn sie ihm einen Schmerz auferlegen wollte. Es ist so fremd, so neu, was ihn bewegt, das süße Empfinden, in vollkommener Schwäche und Hilflosigkeit von ihr abhängig zu sein.

Ambroise Paré tritt herein, sein ernstes Antlitz klärt sich auf, als er seinen Kranken sieht; zum ersten Male ist er nach vorgenommener Prüfung zufrieden.

„Dank Euch,“ sagte Heinrich Guise mit Anstrengung.

Der Arzt ergriff Angéliques Hand. „Und Dank ihr, die mich so getreulich und so lange unterstützte,“ spricht er warm.

Die Tage, die nun folgten, glichen in Angéliques Meinung einem berauschenden Traume. Auf dem Dornenwege ihres späteren Lebens gedachte sie ihrer als einer Zeit des ungetrübtesten Glückes, die ihr je aus des Schicksals targer Hand zu Teil geworden.

Des Herzogs Zustand begann sich zu bessern. Er konnte wieder sprechen, auch seine Kräfte nahmen sichtlich zu, wenn schon es nicht möglich war, ihn von Dormans zu entfernen, das von den königlichen Truppen, mit Ausnahme der Personen seines Gefolges, längst verlassen war.

Er verlangte auch nicht danach, auf eine seiner Besitzungen oder nach Paris gebracht zu werden, und Angélique zitterte vor einem solchen Entschlusse. Hier in der Stille der kleinen Landstadt gehörte er ihr allein, ihr. Kein Vorwurf durfte sie erreichen, daß sie für ihn gethan, was ihre Pflicht ihr geboten haben würde, für jeden ihrer Nächsten zu thun. Er war, ein Kranker, Hilfsbedürftiger, in ihre Hand gegeben und seine Schwäche machte ihn ihr teurer noch, weil sie ihr gestattete, soviel für ihn zu thun — der echten Liebe höchstes Glück.

Es war, als ob die Schranke gefallen, die sie so

lange von ihm getrennt hatte. Sie nannte ihn wieder mit den Liebesnamen früherer Zeit und schmerzte ihm unter sanftem Rosen die Schmerzen hinweg, die ihn noch immer peinigten.

Die Welt, die draußen ihr geschäftiges Leben weiter rollte, war für sie versunken. Sie wußte nicht, daß man in Paris mit der Partei der Ihren handele, daß der Frieden in naher Aussicht sei, — sie wünschte nur, daß diese Tage kein Ende nehmen möchten, die ihn ihr von neuem zu eigen gemacht und die wie vormals keiner Frage nach der dunklen Zukunft Raum gönnten.

„Meister Paré meinte heute, Du könntest für einige Stunden das Bett verlassen,“ sagte Angélique eines Tages zu Heinrich Guise. „Ist es Dir angenehm, so will ich Deine Diener rufen, Dich anzukleiden.“

„Nein, lasse es noch eine kurze Zeit,“ entgegnete er, „ich habe nicht das geringste Verlangen danach.“

„Es würde Deiner Genesung förderlich sein,“ sprach Angélique, „und wie Ambroise erklärt, auch Deine Kräfte schneller heben.“

„Wünschst Du das so dringend, Angélique? Ich mühe mich oftmals, mich schwächer zu stellen, als ich bin.“

„Geliebter Heuchler! Und warum das? Ist es denn ein Vergnügen krank zu sein?“

„Wenn man von Dir gepflegt wird, ja, und werde ich allzu schnell gesund, wird man Dich von mir nehmen.“

Sie streichelte leise sein blondes Haar, dessen lange Locken unter der Scheere gefallen waren und das sich jetzt wieder ein wenig zu kräufeln begann.

„Wäre es auszudenken, daß wir uns in kurzem wieder trennen müssen?“ sagte sie, wie zu sich selbst.

„Es steht bei Dir, ob wir es müssen,“ antwortete er, sie fest anblickend.

„Nicht bei mir, süßer Mann,“ sprach sie traurig, „wenn diese Zeit dahin, in welcher mir der Platz an Deiner Seite als ein geheiligt Anrecht zugestanden werden durfte, ist auch der Weg mir vorgeschrieben, den ich zu gehen habe.“

„Angélique, Geliebte, ist das der Heldenmut, den Du bisher bewiesen?“ fragte er dringend. „Mir sagte Paré, daß Du eine Kraft zeigst, die sogar starke Männer in Erstaunen setzte und diese Kraft versagt jetzt, wo es sich um mehr noch handelt, als meine Leiden mit anzusehen? Sie wäre nicht fähig, Dich den mutigen Entschluß fassen zu lassen, der Sklaverei der Deinen zu entfliehen, — um meinetwillen, für den Du dennoch so viel, so Großes thatest?“

Sie schaute ihn mit verwirrten Blicken an. „Ich verstehe Dich nicht.“

„Höre mich an,“ fuhr er lebhafter fort. „Ambroise hat recht; ich fühle mich so weit hergestellt, um in geringer Zeit als ein Genesender gelten zu können. Aber ich will Dich nicht so leichten Kaufes hergeben und so habe ich mich bis heute gegen meine Überführung nach Paris oder einem andern Orte gestäubt. Versprich mir, daß Du mich begleiten willst, so lasse ich mich nach einer meiner Besitzungen

an der Loire bringen; sie ist inmitten des Waldes lieblich gelegen; dort werde ich völlig gesunden, dort möchte ich mit Dir noch eine kurze Spanne Zeit verträumen, bevor ich wieder in den Kampf des Tages muß."

Sie schüttelte den Kopf. „Ich kann Dich nicht begleiten, Teurer," sagte sie leise, „weißt Du nicht, daß Du Unmögliches von mir verlangst?"

„Was ist unmöglich für den Willen zweier Menschen, die sich lieben, Angélique? Und habe ich nicht jetzt erst, in diesen letzten Wochen, es an mir erfahren, daß Deine Liebe auch der Opfer fähig ist? Mein Engel, meine barmherzige Pflegerin, bedarf ich Deiner denn nicht noch, und vermag wirklich ein hilfloser, halbgelähmter Mann Dir Bedenken zu verursachen, der nichts begehrt, als Deinen Anblick und die süße Fürsorge Deiner lieben Hand?"

Sie wandte sich tiefatmend ab; in ihrem Herzen begann ein wilder Kampf zu toben. Das Verlangen, seinem Wunsche nachzugeben, die Zeit dieses märchenhaften Glückes zu verlängern stritt mit der Erinnerung an ihre Pflicht.

Er bemerkte es wohl, doch seine Überlegung verbot es ihm, weiter in sie zu dringen. Er wollte den Eindruck sich vertiefen lassen, den seine Worte bei ihr hervorgerufen.

„Willst Du mir eine kleine Bitte wenigstens erfüllen?" begann er in verändertem Tone nach einer Weile.

„Welche, Geliebter?" fragte sie erleichtert, daß er das vorige Gespräch nicht fortsetzte.

„Du trägst, seit Du bei mir bist, ein entsetzliches Ungetüm von Haube auf Deinem Köpfchen. Ich möchte Dich einmal ohne diese Verunstaltung sehen."

Sie löste lächelnd die Bänder, welche ihre Kopfbedeckung hielten.

„Endlich," rief er erfreut, als die Haube gefallen war, „nun wünschte ich noch, Dich in einem anderen Kleide zu sehen, als diesem düsteren braunen. Wärest Du mein, ich erlaubte Dir nie andere, als weiße, goldgestickte Gemänder zu tragen, wie auch ich sie gerne für mich wähle; ich hüllte Dich in das Kostbarste, was ich in der Welt aufstreiben könnte, und fände es nicht kostbar genug für Dich."

„Das Kleid und die Haube," erläuterte sie, „sind die Tracht unseres Standes, die wir uns entschlossen haben, Pflegerinnen der Kranken und Verwundeten zu sein. Es thut nicht not, daß wir anderen darin gefallen."

„Auch mir nicht?" fragte er neckend, indem er den Knoten ihres Haares zu lösen begann, bis die schweren Wellen entfesselt über ihre Schultern fielen. Ein Schatten verdunkelte für einige Minuten das Fenster zu ebener Erde, welches in ihrem Rücken befindlich war. Sie bemerkten es nicht. Angélique hatte den niedrigen Schemel, auf welchem sie saß, neben das Lager des Geliebten gerückt und ließ ihn gewähren, als er die seidernen Strähnen ihres Haares um seine Hände wickelte und sie spielend durch seine Finger zog.

Er war heute zum ersten Male ohne den Ver-

band am Kopfe, der ihn so lange belästigt hatte, Grund genug für ihn, in besonders froher Stimmung zu sein.

„Endlich habe ich Dich wieder, Liebling, wie ich Dich in jenen goldenen Tagen in Ligneracs Hause sah," sprach er, als es ihm gelungen war, auch die letzte der Flechten zu lösen. „O, Angélique, welche zauberische Macht bringt mir zurück, was damals mein war, — das schrankenlose Vertrauen Deines reinen, jungen Herzens?"

In ihre Augen traten Thränen; sie fühlte mit ihm, was sie damit verloren.

„Nicht weinen," bat er, sie an sich ziehend, „jede Thräne, die Du um mich vergießest, ist wie ein Vorwurf, der auf meine Seele fällt und mich um so schwerer bedrückt, weil ich ihn verdiente. — Ich konnte nicht anders, Süße, Einzige, — ich hatte ja so bald erkannt, daß Du anders geartet, als die Frauen, die mir bisher nahten und daß es gleich einem Todesstoße für Deine Liebe sein müsse zu hören, daß ich an eine andere gefesselt war. Ich zitterte vor diesem Augenblicke, ich, der niemals vor einem Schrecknisse zurückgebebt, — begreifst Du jetzt, was mich so feige machte, — hast Du mir verziehen?"

„Wäre ich gekommen, wenn ich es nicht gethan?" flüsterte sie, wie beschämt, ihm dieses einzugestehen.

„Engel meines Lebens," rief er, „mein Alles, mein Glück!"

Und sein Kuß schloß ihr die Lippen.

Ambroise öffnete die Thür, um nach seinem Kranken zu sehen, Angélique riß sich erschrocken und hocherröthend aus Heinrichs Armen und sprang empor.

Der alte Arzt gab sich den Anschein, die eigentümliche Scene nicht gewahrt zu haben, die sein Kommen unterbrochen hatte.

„Angélique," sagte er, „eine fremde Frau ist draußen, die Euch zu sprechen verlangt. Sie nennt sich Eulalia Duval und kommt von Eurem Bruder, der in Sedan ist."

Angélique eilte hinaus; in ihrer Verlegenheit dachte sie nicht daran, ihr Haar zu ordnen, bevor sie sich den Augen der calvinistischen Pfarrersfrau zeigte. Erst der staunende, mißbilligende Blick Eulalia Duvals, der auf ihr ruhte, belehrte sie, daß ihr Äußeres nicht den strengen Vorschriften entspräche, welche für die Frauen ihres Berufs erlassen worden. Sie sah mit ihren glänzenden Augen, ihren glühenden Wangen, dem verwirrten Haar, der verschobenen Halskrause hinreißend lieblich, aber keineswegs puritanisch aus.

„Ihr wünschtet mich zu sprechen, Eulalia," sagte sie, ihren Mut zusammenfassend, „was ist Euer Begehrt?"

„Es überrascht mich, daß Du danach fragst," antwortete Frau Duval, „Du warst meiner Obhut anvertraut und bist seit dem Tage jener für uns unglücklichen Schlacht verschmunden gewesen."

„Ich leistete Meister Ambroise Paré Hülfe am Krankenlager eines Verwundeten."

„Unseres ärgsten Feindes, des Herzogs von Guise."

„Ist es das Gebot unserer Kirche, nur unseren Glaubensgenossen Pflege und Beistand angedeihen zu lassen?“ fragte Angélique.

„In diesem Falle wäre ein solches Gesetz nur recht und billig gewesen,“ erwiderte die Hugenottin kalt.

„Ich bin darin, wie so oft, anderer Meinung mit Euch, Eulalia.“

„Willst Du mich glauben machen, es habe Dich nichts weiter, als christliches Erbarmen getrieben?“ entgegnete die Predigerfrau. „Ehe ich das Haus betrat, warf ich einen Blick durch das Fenster, zu erforschen, ob ich an der richtigen Stelle sei. Ich sah Dich in den Armen dessen, den Du seit Wochen pflegst.“

„Da Ihr es nicht verschmäht, an fremden Fenstern zu lauschen, kann ich nicht ableugnen, was Ihr entdeckt,“ war des Mädchens Antwort.

„Und hätten meine eigenen Augen mich nicht überzeugt, daß Deines Bruders Befürchtungen nur zu gerechtfertigt seien, Dein Aussehen würde sie mir bestätigen,“ sprach Eulalia, deren sittliche Entrüstung über der Schutzbefohlenen verbrecherische Liebe kaum geringer war, als die Frau Alisons. „Wie eine Bacchantin, mit brennenden Wangen und fliegendem Haar trittst Du vor mich hin, die ich doch wenigstens in ernster Pflichterfüllung zu finden meinte.“

Angélique schlug die Augen nieder; der letzte

Borwurf war begründet und ließ keine Verteidigung zu.

„Du wirst es begreiflich finden,“ fuhr Frau Eulalia fort, „daß ich es nicht vor meinem Gewissen verantworten kann, Dich länger hier zu lassen. Maurice gab mir den Auftrag, Dich sofort mit mir zu nehmen. Er und Eustache vergehen in Sorge um Dich.“

„Eustache?“ rief Angélique, „er hat kein Recht an mich; was verfolgt er mich?“

„Er ist Dein Verlobter.“

„Ich verabscheue ihn.“

„Dies kann Dich nicht hindern, mir jetzt zu folgen.“

„Ich werde meinen Platz nicht früher aufgeben, als bis Monseigneur hergestellt ist,“ erklärte Angélique fest.

„Ich fragte, als ich Dich rufen ließ, den Arzt, und erfuhr, daß der Herzog auf dem Wege der Genesung ist, und seine Diener sehr wohl die Krankenpflege fortsetzen können. Du hast keinen Grund, ferner noch hier zu bleiben.“

„Und Du keine Befugnis mich zu zwingen,“ jagte Angélique, bei der die innere Auflehnung gegen den ihr angedrohten Zwang jedes andere Empfinden zu überwiegen begann.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Revolutionär.

Roman

von

Otto Mora.

(Schluß.)

Erich stand dabei und sagte nichts. Er blickte zum Fenster hinaus und trommelte mit den Fingern auf dem Pult. Aber was kostete es ihn, an sich zu halten und nicht auf diesen Catilinarier, dieses Urbild eines verkommenen Proletariers — jetzt erst merkte er, daß ihm der Begriff nicht verloren gegangen war — loszufahren, der sich herausnahm, so von seinem Vater und Bruder zu reden —!

Jener hatte ja schließlich recht, und Erich durfte gar nichts dazu bemerken. Aber das Blut, das erwünschte Blut, das dabei aufwallt und einem sagt: Du gehörst doch zu der Rasse, und wenn Du Dich zehnmal von ihnen losjagst!

Wie gesagt, er durfte Dreher in keiner Weise widersprechen. Er mußte den Aufruf auch mit unterschreiben. Aber in seinem Innern hörte er immer dabei die Stimme, die ihm zurief: Das kann nicht recht sein, was einen zwingt die Familie, die Heimat und die Seinen zu verleugnen.

Freilich sah er, wie wenig solche Gründe bei den Leuten, die ihn umgaben, ins Gewicht fielen. Heimat — das war kein Wort mehr für die Industrie- und Fabrikarbeiter, welche die Massen der Sozialdemokratie bildeten, ebensowenig wie für die

Führer und die Gebildeten. Sie zogen bald hierhin bald dorthin — in den wenigsten Fällen waren sie mit dem Boden, der sie geboren hatte, durch Erinnerungen und Traditionen verknüpft. Und Familie — hm, viele, die meisten hatten wohl Familie, aber ein eigentliches Familienleben gestattete die rücksichtslose Arbeit nicht; wenn man von zwölf, dreizehn Jahren anfangen muß zu verdienen, wird das immer lockerer und lockerer. So war es zum großen Teil unter den Arbeitern. Andere aber, mit Vorliebe die Halbgebildeten, die auf einem „höheren Standpunkt“ standen, nahmen das Evangelium von der freien Liebe ernst und verwarfen Familie und Ehe theoretisch wie praktisch.

Vergleichen konnte Erich z. B. von Dreher hören, der überhaupt darin wie in vielen andern Dingen das Prototyp der Berliner Sozialdemokraten dieser Art war.

Dreher hatte seinen Beruf aufgegeben, weil er es, wie er erklärte, satt hatte, sich für andere „das Fell vom Leibe zu schinden“ — er lebte seitdem bei seiner bereits betagten Mutter, die aber immer noch mehr verdiente, als der Sohn, der unaufhörlich die achtsündige Arbeitszeit proklamierte, aber nie in

seinem Leben mehr als zwei bis drei Stunden täglich gearbeitet hatte. Dafür las er Journale, fehlte in keiner Versammlung und war in allen Kneipen wie zu Hause — besonders in denen mit Mädchenbedienung. Er bot das richtige Bild des durch das großstädtische Genußleben zerfressenen Arbeiters, der wirtschaftlich und moralisch zum Untergange bestimmt ist. An sich war er durchaus nicht unbeanlagt, und sein Charakter bot im Anfang keine ausgeprägt schlechten Züge — wie alle diese Leute war er ursprünglich leicht zu lenken gewesen, aber jetzt hatten die Phrasen der Agitatoren, der Zeitungen und der halbverbauten wissenschaftlichen Werke, die er kannte, bereits einen fixen Gedanken in ihm entwickelt, der ihn nicht mehr losließ. Er hatte sich aus Büchner und Häckel herausgelesen, was ihm paßte, war durch den Mangel an Erziehung zu einem vollständigen religiösen Nihilismus gekommen und sah in der Kultur eben nur ein außerordentlich schlaues Ausbeutungssystem der Reichen und Gebildeten. In seinem Äußeren, der niedrigen Stirn und der aufgestülpten Nase, der jähen und mageren Gestalt verriet er den halbflawischen Mischtypus des Berliners — sein Vater war aus Westpreußen nach der Hauptstadt gekommen, und wie alle Döhländer hatte er die versteckte slavische Brutalität, die Höherstehenden gegenüber alle Mittel für erlaubt hält, und die in Geradheit und Uneigennützigkeit nur unerzehliche Narrheiten erblickt. Und dann hatte er wieder unter Seinesgleichen und wenn die Gelegenheit günstig war, die unausrottbare Eigenschaft, „aufzutrumpsen,“ alles mit schnoddrigen Redensarten zu begeistern und nichts irgendwie gelten zu lassen, wovon andere mit Achtung und Bewunderung sprachen. Und es war keineswegs der Fall, daß diese flache Ironie ein tieferes Gefühl oder eine lebhaft empfundene Maske — nein, dieser Charakter war allmählich vollkommen unfähig geworden, Begeisterung und wirklichen Schwung zu empfinden — so wie er dergleichen hörte, hörte man ihn zwischen den Zähnen murmeln „Quasselstrippe“, und dann begann er seine Wiße zu machen. —

Es giebt nichts so Widerwärtiges für den Deutschen aus den alten westländischen Stämmen als den Berliner dieses Schlages — er sieht nichts, was ihm hier imponieren kann, die ganze Bildung ist ein hohler Aufklärer, der Charakter ein mehr oder minder verfleckter Cynismus, und die Intelligenz so auf das nüchtern Geschäftsmäßige zugeschnitten, daß diese Leute sich auch nicht einmal die Mühe geben, höhere Geistesbildungen nur zu begreifen.

Und Erich fühlte sich auch darum so abgestoßen von Dreher, weil er gleich am ersten Tage sah, welchen Einfluß solche Leute ausüben, und daß es viele von dieser Art in den Kreisen der sozialdemokratischen Arbeiter gab.

Dortfeld hatte nach jenem ersten Konflikt etliche Versuche gemacht, sich ihm wieder zu nähern, da es ihm doch nicht vorteilhaft schien eine so tüchtige Kraft aufzugeben. Er hatte ihm in einer längeren Unterredung in wohlmeinend belehrender Weise etliche von den Maximen der Sozialdemokratie klar zu machen

gesucht — diese Maximen, die bei ihm darauf hinausliefen die Unzufriedenen mit allen Mitteln zu vermehren, alles an sich zu ziehen, und die ganze Fäulnis, in der die oberen Klassen sich jetzt auflösten, systematisch zu verstärken, damit der Ausbruch keine widerstandsfähigen Elemente mehr vorfinde. Man müsse von selbst in die Revolution hineintreiben — und dann das Volk wie eine junge, kräftige Erobererrasse vorschicken, die werde schon reine Bahn machen. —

Mit der Verblendung des richtigen modernen Menschen sah er überall nur die materiellen Faktoren und berechnete alles bloß nach Zahlen und Kräften.

Aber Erich hatte ihm mit einem bitteren Lächeln geantwortet: „Reinigen Sie erst selbst das Volk und die Partei, die es vertritt. Was Sie mir jetzt zeigen ist wie der Hexentessel Macbeths, in dem blutige Kronen, und bewaffnete Häupter durcheinander schwimmen; was Sie für die Zukunft erzielen werden, ist die blinde Anarchie. Wenn unsere Partei wirklich erlösend auf die Welt von heute einwirken will, muß sie alle unsauberen Elemente aus ihrem Innern entfernen, muß sie auch in Wahrheit reiner und besser sein als die anderen. Aber bis jetzt ziehen Sie nur die Fehler des Volkes groß und schmeicheln ihm, um es auszunutzen.“

Dortfeld hatte ihm achselzuckend erwidert: „Sie kennen die Menschen schlecht, wenn Sie glauben mit idealen Motiven etwas bei ihnen auszurichten —“ und dann hatte er sich schweigend entfernt. Er sah, daß diese selbständige Natur nicht zu beugen war, und er trat von nun an stets in eine offene oder versteckte Opposition gegen ihn ein.

Einmal traf Erich mit einem bekannten Sozialisten zusammen, dem einzigen, dessen Ansichten mit den seinigen übereinstimmten. Er hieß von Gravenhagen und stammte aus einem süddeutschen Adelsgeschlechte; wie Bardewiel war er durch die Not der unteren Klassen ergriffen ins sozialdemokratische Lager übergegangen. Dieser sagte ihm: „Berehrter, wenn Sie etwas leisten wollen, machen Sie, daß Sie aus Berlin wegtommen. Sie werden untergehen in dieser heillosen Atmosphäre von Parteigenossen, die nichts anderes hören wollen als ihre eigene Weisheit. Wir sehen jetzt unser einziges Heil in der Decentralisierung, die für uns Deutsche nötig ist, damit uns nicht Berlin alles Licht und alle Lust wegnehme.“ Dieser Mann war ein wohlmeinender und selbst hervorragender Kopf, aber er erzielte nicht im mindesten den Erfolg, den ein einziger Berliner Agitator mit seiner rücksichtslosen Ausdrucksweise und seinem „schnoddrigen“ Auftreten hervorbrachte.

Erich blieb. Er fuhr fort für die Zeitung zu schreiben und in kleineren Kreisen und vor einem nicht bloß aus Sozialdemokraten zusammengesetzten Publikum Vorträge zu halten, in denen er seinen Ideen Verbreitung zu verschaffen suchte. Er kam — und das war eine seltsame Konsequenz seiner Natur — beinahe vollständig auf das Lassallesche Programm zurück, Bildung von Produktivgenossenschaften unter den Arbeitern und ein centralisierter Staat, der das Kapital als solches unmöglich macht und die Verfügung über das ganze Nationalvermögen hat.

Der Gegensatz zwischen ihm und den sozialdemokratischen Führern, die ihn in Berlin eingeführt hatten, wurde nur mühsam verschleiert vor der Öffentlichkeit. Es dauerte nicht lange, so kam es auch öffentlich zum Ausbruch.

Das war bei Gelegenheit einer Versammlung, die in einer Frage von weitergehender Bedeutung zusammenberufen worden war. Es handelte sich um die Mitarbeit der deutschen Sozialdemokraten an einem in Brüssel zusammenberufenen internationalen Kongreß, wo man verschiedene Fragen, welche die Arbeiter aller Länder anging, beraten wollte. Die Berliner Vertreter waren eigentlich schon gewählt, es handelte sich nur noch um die Revision des Programms und etliche Zusätze über die man noch die Meinung verschiedener „Genossen“ einholen wollte.

Es lief alles glatt und ordnungsmäßig ab, nachdem etliche Redner gesprochen hatten und die Versammlung sich bereits aufzulösen begann, saßen die Leiter, darunter auch Dortfeld und Bardewief, noch an dem Arbeitstisch, der neben der Tribüne stand, zusammen, um sich über die Details zu besprechen. Erich saß, einsam seinen Gedanken nachhängend, am Ende der Tafel allein und hatte anscheinend wenig acht auf das, was um ihn vorging, nur daß er ab und zu einen Blick forschender Kritik auf seine „Mitarbeiter“ warf.

„Um — das wäre Arbeit für Bardewief,“ meinte der Vorsitzende halblaut, ein ehemaliger Jurist, der schon lange an einem hauptstädtischen Journal thätig, und ein altes Mitglied der Partei war. Er überflog den Entwurf den er in den Händen hielt. Es war eine Glückwunsch- und Zustimmungsadresse an die französischen Arbeiter der Norddepartements die gemeinsam mit den Belgiern einen größeren Kohlenstreik siegreich durchgeführt hatten, besonders an ihren Führer Jaques Lepage, einen Elsässer Emigranten, der als Agitator große Erfolge gehabt hatte. Die Adresse mußte in französischer Sprache abgefaßt werden und erforderte überhaupt eine einigermaßen gewandte Feder.

Man reichte das Papier Erich, der es schweigend überlas.

„Sie werden Gelegenheit haben Lepage selbst kennen zu lernen und zu sprechen,“ fügte der Vorsitzende hinzu, „er hat versprochen in etlichen Tagen nach Berlin zu kommen — es wäre gut, wenn Sie etliche Punkte unseres Programms noch vor dem Kongreß hier mit ihm durchsprächen!“

Der junge Mann hatte die Lektüre beendet. Sein Auge zog sich leicht zusammen, und um seinen Mund zuckte etwas, als er jetzt fragte:

„Wollen Sie unsere Vertreter in dem Sinne instruieren, der in dieser Zuschrift ausgesprochen ist?“

„Gewiß,“ antwortete Jener bekümmert, „wie es da steht — die Versicherung unserer Sympathie für die Belgier und Franzosen und die Betonung des internationalen Prinzips der Sozialdemokratie — der letztere Punkt ist stets wichtig.“

Erich warf das Papier auf den Tisch und entgegnete ruhig:

„Ich werde das nicht ausarbeiten — und ich

werde auch keinesfalls mit Lepage zusammen arbeiten.“

Das allgemeine Erstaunen verursachte eine augenblickliche Stille.

Dortfeld zuckte mit den Achseln und sah die anderen vielsagend an. Der Vorsitzende fragte mit dem Ausdruck einer versteckten Drohung in Ton und Blick:

„Was haben Sie? Weshalb weigern Sie sich?“

„Nun, Sie scheinen vergessen zu haben, daß dieser Lepage einer der ärgsten Deutschenhasser ist, daß er beständig von der Zurückgabe Elsaß-Lothringens spricht und erklärt, für ihn und seine Genossen bestehe der Frankfurter Friede nicht?“

Dortfeld rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her.

„Ach, lassen Sie doch diese Geschichten,“ rief er Erich ziemlich barsch an, „das sind ja alles Kindereien, mit denen wir uns nicht abgeben — Sie wissen doch, daß wir mit den französischen Genossen ganz auf einem Boden stehen.“

„In der That,“ fügte der leitende Journalist mit wichtiger Miene hinzu, „die Sozialdemokratie muß in erster Linie international sein — Chauvinismus und Hurrapatriotismus, verehrter Herr Bardewief, ist ein veralteter Standpunkt, mit dem wir nicht arbeiten können. Das nationale Programm ist stets nur ein Vorwand die ärmeren Klassen mit Militärlasten zu erdrücken.“

Erich sah ihn einen Moment fassungslos an.

„Aber Sie vergessen in der That, was Sie thun,“ rief er dann mit Heftigkeit, „gerade diese Belgier sind es, die die deutschen Arbeiter in ihrem Lande unterdrücken und tyrannisieren — und es heißt unsere Landsleute preisgeben, wenn wir mit jenen zusammengehen. Überhaupt bestehen doch auch die Franzosen selbst immer auf ihrem Nationalinteresse und erklären ganz offen, die Restituierung von Elsaß-Lothringen sei die erste Konzession, die wir ihnen nach erlangter Herrschaft machen müßten. Wollen wir denn die alte Ehrlosigkeit erneuern, keine Nation zu sein und keine nationale Ehre zu kennen? Wir stehen auf dem Boden des Krieges von 1870, und kein Deutscher darf einen Fußbreit davon abweichen!“

Der Vorsitzende sah ihn an und lächelte dann mit einer gewissen ruhigen Verachtung. Die anderen musterten sich ebenfalls — es war, als ob sie ohne zu sprechen einen gemeinsamen Entschluß faßten. Dann begann jener trocken:

„Sie wissen sehr wohl, daß wir nicht auf dem Boden des Krieges von 1870 stehen. Wir haben seiner Zeit dagegen protestiert und protestieren noch dagegen.“

Erich sah ihn scharf an.

„Es giebt also für Sie keine natürlichen Grenzen? Kein Recht, das Blut und Rasse haben?“

„Nein, Sie wissen, daß das für uns alles nur Redensarten sind. Und wir erwarten mit Bestimmtheit, daß Sie sich den Ansichten der Leitung darin fügen und die Arbeit in diesem Sinne abfassen.“

Erich hatte sich erhoben und kreuzte die Arme über die Brust. Es war ihm zu Sinn, als hörte er hinter sich jemand höhnlisch lachen — als sähe er

das Schicksal, das ihn soweit gebracht hatte, zum heimatlosen Catilinarius, der weder Vaterland noch Ehre haben durfte.

Mittlerweile waren die Arbeiter, die noch im Saale zurückgeblieben waren, auf den Streit aufmerksam geworden. Sie waren erst stehen geblieben, als sie den Wortwechsel vernahmen und riefen jetzt die anderen zurück — alle strömten von neuem in den Saal. Die einzelnen Gruppen zeigten unter erregten Gesten auf den jungen Mann, der die Opposition hervorgerufen hatte — einzelne Zwischenrufe, lautes Gelächter, und ab und zu ein höhnisches „Bravo!“ Sogar die Kellner, die bereits angefangen hatten die Gasflammen auszulöschen, hielten in ihrer Beschäftigung inne und warteten mit ihren gewöhnlichen lauernenden Mienen an der Wand stehend, wie das ablaufen würde.

Erich begann mit lauter, fester Stimme:

„Ich habe Ihnen erklärt, daß ich es nicht für angebracht halte, mit und für Leute zu arbeiten, die systematisch die Deutscherhege betreiben. Und ich will nicht hoffen, daß es das Prinzip der Sozialdemokratie werden soll, das Nationale zu verleugnen und ganz von sich abzustreifen. — Unter den jetzigen Verhältnissen, wo der Konkurrenzkampf aller modernen Völker ein so intensiver ist, wäre es gewissenlos nicht ganz auf unserem eigenen nationalen Boden zu stehen. Unsere Ehre erfordert das, und der Krieg von 1870 — —.“

Aber er konnte nicht weitersprechen, da er unterbrochen ward. Man hörte heftiges Zischen, Trampeln mit den Füßen und laute Rufe wie: „Haus! Quatschkopf! Hören Sie doch auf mit der alten Leier!“ und dergleichen mehr. Und dann trat eine momentane, beunruhigende Stille ein. —

Erich Bardewiek sah immer noch mit zusammengebissenen Zähnen, mit auf den Tisch gepreßten Fäusten die Gesichter sich an. Er begriff, daß da keiner war, der zu ihm stand. Unter dieser Menge waren sicher manche, die den großen Krieg mitgemacht hatten, und die vielleicht zu Hause noch eine Denkmünze oder eine Ehrenmedaille aufbewahrten — aber sie wagten nicht sich zu rühren; der Terrorismus der Parteileitung hielt sie im Zaume. Und der junge Mann merkte, daß er der einzige war, der das nationale Gewissen in sich fühlte, der die ganze Schande dieser unwahren internationalen Verbrüderung empfand. Für diese Menge waren die Toten in dem großen Kriege umsonst gestorben, und der Reichsgedanke war für sie ein lächerlicher Popanz, den sie sobald wie möglich in die Ecke warfen. Dafür hatten die Führer gesorgt.

Diese flüsternten mittlerweile, die Köpfe zusammenstehend, eifrig miteinander, sie waren rasch zu einem Entschluß gekommen. Inmitten der allgemeinen Stille erhob sich Dortfeld und sprach mit allen vernehmlicher Stimme:

„Herr Bardewiek, wir können eine solche Verleugnung der Prinzipien unserer Partei nicht gestatten. Wenn Sie dem gegebenen Auftrag nicht in unserem Sinne Folge leisten, dokumentieren Sie dadurch, daß

Sie nicht zu uns gehören — wir machen Ihr ferneres Verbleiben bei uns davon abhängig.“

Alle sahen auf Erich Bardewiek — und sie sahen, wie sein Gesicht blaß geworden war, und wie seine Hand die Tischplatte umklammert hielt, als ob er sich stützen wollte.

Das bot man ihm, dem Heimatsstolzen, fest in sich selbst beruhenden Menschen, der den Boden und die Luft liebte, in der er groß geworden war — er sollte sich fügen vor diesen internationalen Abenteurern, vor Leuten, die er verachtete, und die er gleichwohl als seine Mitarbeiter annehmen mußte! Wenn dies auch noch ein Opfer war, welches das Werk, seine Lebensaufgabe von ihm forderte, so war es das schwerste und schlimmste von allen — erst das Haus, dann die Heimat, dann das Vaterland!

Im ersten Moment schloß er halb die Augen — so brauste und wogte es um ihn von den wildstürmenden Gedanken, die ihm durch den Kopf fuhren.

Der Vorsitzende sah ihn ungeduldig an. Er war gerade im Begriff, die Lippen zu öffnen, als Erich mit seiner gewöhnlichen Ruhe, aber mit einer leise vibrierenden Stimme sprach:

„Ich werde die Arbeit übernehmen!“

Eine verhaltene Bewegung ging durch die Versammlung, als sie diese Antwort vernahm — die allgemeine Spannung löste sich in Zischeln und halblauten Bemerkungen auf, während der Vorsitzende anscheinend ruhig seine Entwürfe wieder aufnahm. Um die Lippen Dortfelds zuckte ein leises, verächtliches Lächeln, als er den Blick auf Erich Bardewiek heftete.

Und mit einem scheuen Ausdruck machten die Leute diesem Platz, als er hastig seinen Hut ergriff und hinauseilte. Das Volk betrachtet so die Menschen, die es zum Unglück bestimmt glaubt.

In Erich rief alles nach freier Luft, nach einem erlösenden Gedanken, der ihn von dem auf ihm lastenden Druck befreite. Und er senkte den Kopf, als er hinausging auf die Straße; er fühlte die Schuld, die er auf sich geladen hatte, als er seine Überzeugungen, sein Festhalten am nationalen Gedanken verleugnete.

Aber er fühlte auch schon ganz klar das Bewußtsein in sich aufsteigen, daß diese Partei nicht die rechte sei, daß sie es nicht sein könne. Er glaubte nicht mehr an die Sozialdemokratie.

Und seltsam war der Gedanke, der ihm durch den Kopf fuhr, als er mit müden Schritten langsam den Weg nach Hause einschlug.

„O, warum kommt nicht der Krieg, der uns von alledem erlöst, nach den Ostländern hinaus, wohin schon unsere Vorfahren ritten, um die Slaven unter ihr Schwert zu zwingen. Es hätte dann alles ein Ende, und wir würden dann wenigstens sterben im Kampf für deutsche Erde!“

## XVIII.

Es war in diesen Tagen ein Akt vorübergehender Erleichterung für Erich, als er ein Billet von seinem Freunde, dem Maler Fritz Stebinger empfing, worin er ihm meldete, daß er wieder nach Berlin übersiedeln werde — und als er diesen ein paar Tage darauf am Lehrter Bahnhof in Empfang nahm.

Stebinger hatte gerade ein großes, eben vollendetes Bild zur Ausstellung eingeschickt, von dem er Erich viel gesprochen hatte und mit dem er Sensation zu machen hoffte. Es war in dem bekannten Gebäude am Lehrter Bahnhof eine Separatausstellung realistisch-maler veranstaltet worden, die in weiten Kreisen Aufsehen gemacht hatte, und in der die neue Schule zum ersten Male als vollendete Tatsache vor das Publikum hintrat. Das Bild Stebingers war übrigens dasselbe, woran er in Bremen gearbeitet, und wozu Ella Lürsen ihm Modell gestanden hatte.

Die beiden Freunde hatten sich viel mitzuteilen. Der Maler war überrascht von dem veränderten Aussehen Erichs, von seiner blassen Gesichtsfarbe und den halb trübe, halb unnatürlich erregt blickenden Augen. Er glaubte, daß Ella Verschwinden die Ursache davon wäre — aber der junge Mann wehrte bei den leisesten Anspielungen ab.

„Erinnere mich nicht noch daran,“ bat er, „es würde mir vollends alles über den Kopf wachsen. Seit ich hier bin, habe ich viel gelitten.“

„Du hast gelitten? — Erzähle mir — wie geht es denn mit Deinen Zukunftsplänen?“ Und Fritz Stebinger schob in seiner alten ehrlichen Weise seinen Arm unter den des Freundes und bat ihn zu berichten.

Es lag in der Manier dieses eigentümlichen Charakters, der sonst oft gegen Leute, die ihm unsympathisch waren, beißend und sarkastisch bis zum Hohn sein konnte, der die halbe Welt gesehen und mit Leuten aller Gesellschaftsklassen verkehrt hatte — es lag in seinen Worten und seinem Ton immer so viel liebevolle Teilnahme für seine Freunde und eine warme Achtung für das, was er „Charakter“ nannte, daß es jeder vornehm angelegten Persönlichkeit wohl ward in seiner Nähe. Erich, der sich schwer an jemand angeschlossen, hatte sich gleich fest mit ihm verbunden — und er war der einzige, bei dem er sich frei ausdrücken konnte. Er berichtete ihm auch jetzt alles, was er gesehen und erlebt hatte, die großen Hoffnungen und die schlimmen Enttäuschungen — und wie er nicht glaube, daß die Berliner Sozialdemokratie die wirklich heilsame Lösung der großen Frage bringen werde.

Der Maler, der anfangs nur geglaubt hatte, es seien die veränderten und erweiterten Verhältnisse der Hauptstadt, die ihm über den Kopf gewachsen seien, machte ein bedenkliches Gesicht.

„Schlimm, sehr schlimm,“ sprach er, „ich habe immer gehahnt, daß es wüst zu geht unter diesen Catilinariern, die den Boden unter unseren Füßen unterwühlen — von einer Heilung der Volkskrankheit ist bei ihnen keine Rede mehr.“

Erich starrte wie verloren vor sich hin.

„Wenn das so weiter geht,“ sprach er auf einmal langsam mit aufeinandergepreßten Lippen, „ich fürchte, es nimmt kein gutes Ende mit mir!“

„Erich!“ Der Maler blieb stehen und sah ihm ins Gesicht.

„Ja, Du kennst meine Natur in dieser Hinsicht nicht,“ rief jener, die Achseln zuckend, „ich bin nur auf Ganzes angelegt — in mir muß alles einheitlich und auf ein großes Ziel gerichtet sein — ich muß auch wirklich Opfermut und echten Willen um mich sehen, wenn ich Vertrauen behalten soll — aber diese Leute —“

Er machte eine bezeichnende Bewegung mit der Hand.

„Du siehst zu schwarz!“

„Und dabei ist unter dem Volke immer noch so viel Fähigkeit das Vernünftige zu erkennen, so viel Kraft und guter Wille sich helfen zu lassen, wenn nur der Rechte käme!“ fuhr Erich wie im Selbstgespräche fort, „daß man bisweilen wieder Mut fassen könnte. — Aber die Krankheit hat zu tief gestossen, es sind alle Begriffe bei diesen Leuten verschoben und verzerrt — sie haben alle Laster der Vornehmen, sie beten das Geld genau so an wie diese — da ist kein Durchkommen!“

Stebinger hörte ihn schweigend an. Er wollte jenem nicht sagen, wie sich in seinen Gedanken die Lösung der sozialen Frage malte; nach ihm mußte einer jener Gewaltmenschen kommen, wie Attila oder Cäsar, der rücksichtslos mit dem ganzen Reibrich aufräumte, und es dann der Zukunft überließ sich in dem Gebäude, das er erbaut, zurechtzufinden. Das war vielleicht der rechte. Aber Erich war kein solcher, das wußte der Maler auch. Er stand wie das erwachte Gewissen eines ganzen Volkes, das sorglos auf seinen Siegen eingeschlafen war, an der Grenze zweier Zeitalter — das Gefühl dessen, was man gesündigt hatte, war in ihm mit voller Stärke erwacht, und wenn er nicht seine ganze Kraft sammelte, würde er ein Opfer des Dilemmas werden, das sagte sich Stebinger jetzt schon.

Er brach das Gespräch ab und versuchte den Freund mit allerlei Erinnerungen an die Heimat auf bessere Gedanken zu bringen. Er brachte ihm Nachrichten von Wilhelm, die Erich überraschten. Nicht bloß, daß er häufiger als je bei Lürsens verkehre, daß man davon spreche, er sei nahe daran sich mit Hedwig Lürsen zu verloben — Erich hatte gemerkt, welch großes Interesse sein Bruder für das junge Mädchen gewonnen hatte — sondern er habe sich auch verändert in seinem Wesen und Auftreten. Der Streik sei beendet, da die Arbeiter von selbst hätten nachgeben müssen, aber nachher habe Wilhelm Bardenieck die alten Löhne zwar nicht völlig, aber annähernd wieder hergestellt, die Leiter des Streiks jedoch, um ein Exempel zu statuieren, noch immer ausgeschloffen. Er werde vielleicht doch einlenken.

„Beinahe völlig?! Es ist alles mögliche,“ murmelte Erich ironisch, „und das Geschäft?“

„Ich habe gehört, es soll gut stehen. Die Sumatra-Plantagen fangen an sich zu rentieren.“

Wenigstens sagte mir einer Eurer zukünftigen Nabobs, die Aktien wären sehr begehrt!“

Erich verstummte. Es fiel ihm wieder ein, warum er eigentlich nach alledem frage, er war ja doch aus allen diesen Verhältnissen herausgerissen worden.

Auf dem Wege nach dem Ausstellungspart — der Maler hatte natürlich keinen bringenderen Wunsch als seinem Freunde das neue Bild zu zeigen — waren beide einsilbig und in sich gekehrt, sie merkten, es war der Gedanke an Ella, der wie ein Schatten zwischen ihnen lag.

In den Räumen der Ausstellung ging es sehr lebhaft zu. Man sah elegante Toiletten, wirkliche Kunstliebhaber, Kritiker und Flaneurs in Menge — Damen, die ihre eigenen Toiletten ausstellten, solche, die Abenteuer suchten, und solche, die ab und zu ein Gemälde ansahen. Das Publikum bot jenes abwechslungsreiche Bild, das auch dieses Berliner Schauspiel allmählich immer mehr dem Pariser Salon ähnlich macht. Es ließ sich so bequem plaudern oder träumen in den mit rotem Sammet überzogenen Divans neben den breitblättrigen Palmen, welche die Ecken ausfüllten — und wo man das Gemurmel der Menge leise wie das Rauschen eines Baches zu sich herüberbringen hörte. Man konnte hier so hübsch die Promenierenden mustern, die verschleierten Damen in Pelz und Boas, die eleganten Offiziere, die mit den hübschen Programmverkäuferinnen Blicke wechselten, die auffallenden Figuren der Künstler und Kritiker — dann flüsterte man sich zumweilen einen berühmten Namen ins Ohr, blätterte im Katalog oder begrüßte einen Bekannten, der sich unter die Menge verirrt hatte.

Und schließlich waren ja auch noch die Gemälde da.

Es war allerdings nicht zu verkennen, daß das Publikum heute mit einem ungewöhnlichen Interesse die Reihen der Ausstellung durchmusterte, daß öfters ganze Gruppen vor einem einzelnen Bilde stehen blieben und Für- und Gegenreden laut wurden — diese neue Richtung, ihre kühne, oft so trodene und scharfe und oft so phantastische Manier machte Eindruck. Selbst der hartgefottneste Philister fühlte beim Betrachten dieses Bildes das Hereinströmen einer neuen Ideenflut, über die er allerdings zunächst noch mit einem Kopfschütteln zur Tagesordnung überging.

Erich machte seinen Freund, als er mit ihm die Säle durchschritt, auf eine Erscheinung aufmerksam, über die dieser auch schon die Stirn gerunzelt hatte.

„In den ersten Sälen nichts wie Franzosen, Spanier und Russen,“ sprach der Maler halblaut, „das ist die alte Geschichte — den besten Platz und das beste Licht für die Ausländer. Und was hat man sich für Mühe gegeben mit den Einladungen, besonders an die französischen Künstler!“

„Ich finde auch,“ stimmte Erich bei, „etwas mehr Würde müßte auch die Kunst zeigen, — mit welchem Hohn haben manche der Herren Franzosen die Einladungen abgelehnt — und man konnte bei ihnen wohl darauf gefaßt sein!“

„Einpeitschen sollte man den Deutschen das

Selbstgefühl, das sie immer noch nicht haben,“ rief Stebinger heftig, „wann zum Ruckuck werden die Leute lernen sich auf dem Parkett zu bewegen? Trotz Sedan und Gravelotte immer noch das alte Bedientenblut, das längst vergessen hat, wie wir die Herrennation des Erdteils waren!“

Erich drückte ihm schweigend die Hand — er wußte auch, was man in diesem Punkte noch für Erfahrungen machen konnte.

Sie bemerkten sehr bald ein Zuströmen der Menge nach einem bestimmten Punkte, ein Fragen und Anrufen, erregte, entweder hämisch lächelnde oder begeistert aussehende Gesichter, die von dort zurückkehrten und die eifertigen Mienen derer, die dorthin gingen. Sie traten in einen gut beleuchteten Nebensalon — und der Maler sah dort alsbald sein Bild, vor dem sich die Menge derart angesammelt hatte.

Das Bild war in der That danach, Aufsehen zu machen. Man konnte in der ganzen Ausstellung keine derartig packende Kombination von Phantastik und Realismus antreffen.

Das Gemälde stellte die Halle eines Festsaals dar, der durch einen schweren Vorhang von einer Terrasse abgetrennt war, die in blühende Gärten hinabführte. Man sah die Spuren eines Gelages, große Weinpokale, silberne Randalaber, die noch brannten, am Boden zerblätterte Rosen und Goldstücke, die das Spiel hierhin und dahin verstreut hatte. Neben einem prächtigen Lager von Tigersellen, von dem sie sich eben erhoben hatte, stand ein Weib, eine königlich schöne, stolze Gestalt — in dem blinkenden Panzer der Walküre, die rotgoldenen Haare frei gelöst — der Helm lag neben ihr am Boden, ebenso das Schwert, das ihr entfallen war. Sie sah in die Ferne mit einem starr angstvollen Ausdruck, als hörte sie dort irgend etwas — sie schien es nicht zu beachten, daß Männer sich um sie drängten, ihr den Pokal boten und ihr knieend den Goldreiß reichten, den sie sich ins Haar drücken sollte. Einer hatte ihre Hand ergriffen und schien eifrig auf sie einzureden, ein aufgeschwemmtes, lächelndes Gesicht, dem die Gier aus den Augen bligte. Neben dieser Gruppe und den anderen Schwelgern im Saal, die auf Polstern und Bänken sich dehnten, sah man einen jungen Mann mit blassen, verlebten Zügen, der den Vorhang auf die Terrasse hinwegriß und entsetzt zurückfuhr — man sah draußen im vollen Glanze des hereinströmenden Morgenlichtes drohende Gestalten, ganz modern mit den Blusen und Mützen der Fabrikarbeiter, schonungslose, harte Gesichter — die das Parkthor durchbrochen hatten und Miene machten die große Freitreppe heraufzudringen —

Das Ganze war mit solcher Kraft und Schärfe ausgeführt und zugleich von einer so packenden Originalität, daß auch Erich sich lange nicht von dem Eindruck, den das Bild besonders in seinen kolossalen Dimensionen auf ihn machte, losreißen konnte. Und als er die Walküre ins Auge faßte, schrad er zusammen, und alles Blut strömte ihm zum Herzen. Diese Walküre trug die Züge Ella Kürsens. Das war sie, der schöne, trotzige Kopf,



die dunklen Augen, die er so sehr geliebt hatte, und vor allem das Haar, das wundervolle Haar, das ihr zu ihrem Verderben gegeben schien.

War das die tief sinnige Symbolik, die der Maler in sein Bild gelegt hatte — der Fluch, der die Sünde treffen mußte, die Schuld, daß sie sich dem Mammon hingegeben hatte, und die man einst von ihr einfordern würde? Über den Zügen dieser Walfüre lag das Bewußtsein der Schuld. Aber Erich seufzte tief auf, er wußte, daß Ella nur noch härter geworden war in ihrem Glück.

Um ihn herum plauderte und lachte, staunte und höhnte die Menge. „Großartig,“ sagten die einen, „Vater Unsinn,“ sagten die anderen, „Effekt-hascherei, gequälte Originalität wie alles Moderne,“ rief ein alter Herr in Sammetjacke und roter Kravatte — er sah aus wie der Professor irgend einer Akademie. Der Maler stand mit untergeschlagenen Armen daneben in der Fensternische und beobachtete sein Publikum.

„Dies Bild würde mich töten, wenn ich es länger ansehe,“ sprach Erich zu seinem Freunde, „und siehst Du nicht — es geht wie ein schwüler, bleischwerer Luftzug von ihm aus auf die Menge, sie fühlen sich alle wie gelähmt davon. Und die am lautesten raisonnieren, empfinden das am deutlichsten. Denn —“

Auf einmal ergriff Fritz Stebinger schweigend seinen Arm und deutete auf die Eingangschwelle des Saales, wo eine Gruppe von zwei Herren und einer Dame zum Vorschein kam. Das war sie selbst, Ella Lürsen, in einer prachtvollen Toilette von leuchtend dunkelgrünem Stoff, eine graue Boa um den Hals geschlungen, auf welche die zusammengepreßte Flut des rotgoldenen Haares zurückfiel — neben ihr Otto Faber im Hohenzollernmantel, den Cylinder auf dem Kopf, und noch ein anderer Herr, den die beiden Freunde nicht kannten — augenscheinlich ein intimer Bekannter des Berliners. Sie hatten sich, um einer halben gesellschaftlichen Pflicht nachzukommen, die Ausstellung ansehen wollen, und sie traten jetzt in den Saal, wo Stebingers Bild hing.

„Wie ist sie schön,“ murmelte Erich, der alles andere vergessen hatte, ganz in ihren Anblick verloren, „schön wie ein Traum!“

„Sage lieber, schön wie die Sünde,“ bemerkte der Maler, die Lippen aufeinanderpressend.

Aber jetzt sah Erich auch, als sie näher kam, wie lebend und blaß ihr Gesicht aussah — das war nicht mehr derselbe Ausdruck, wie damals im Reichshallentheater. Es mußte eine Veränderung seitdem mit ihr vorgegangen sein.

Die Gruppe schritt näher, um sich das Bild anzusehen, zu dem sich alle drängten, man machte ihnen Platz, die Erscheinung Ellas erregte überall bewundernde Aufmerksamkeit. Sie waren schließlich in Mitte einer Art Halbrund, das sich vor ihnen geöffnet hatte. Ella blieb wie versteinert stehen, sie hatte sofort auf dem Bilde ihre eigene Erscheinung erkannt, und sie wußte, was das zu bedeuten hatte, sie las unten in der Ecke den Namen des Malers, unwillkürlich hob sie die Hand —

Auch Otto Faber ward auf einmal ganz rot und murmelte heftig etwas zwischen den Zähnen, dann machte er eine brüste Bewegung mit Glas Arm, als ob er sie zurückziehen wolle. Aber es war schon zu spät.

Das war seltsam in der That — sei es nun, weil aller Blicke auf Ella gerichtet waren oder sei es, weil man ihre unvorsichtige Bewegung bemerkt hatte — man erkannte sie auf dem Bilde. Ein Flüßern, ein Anstoßen, eine Flut von leisen Bemerkungen ging wie eine Woge, die immer größere Kreise zieht, durch die hier angesammelte Menge. Man trat zurück, um sie sich anzusehen, man steckte die Köpfe zusammen und es schien, als ob man den Zusammenhang erriete, der zwischen der Geschichte des jungen Mädchens und diesem Bilde sei.

Ella war totenblaß geworden — sie fühlte aller Blicke auf sich gerichtet — und sie sah gar nicht, wie dies Zurücktreten und die Mustering, der man sie unterwarf, eher eine Huldbigung der Menge bedeuteten — wie alle diese Leute, deren Köpfe in der Anbetung ihres Gözen längst verlernt hatten, was recht und unrecht war, in ihr nur die Schönheit, die Kraft anerkannten, die auf dem Turf des Lebens den höchsten Preis erzielt hatte. Das sah sie nicht mehr. Sie fühlte in diesem Moment wirklich nur, daß sie schuldig war.

Und als ihr Blick suchend umherirrte, wie um etwas zu erblicken, das ihre Gedanken ablenkte, da fiel er auf die beiden Gestalten in der Fensternische. Einen Moment wogte ihr alles vor den Augen — sie ergriff mit einem heftigen Druck den Arm ihres Begleiters. Dieser sah, wie blaß sie war und führte sie eiligst zu dem am Fenster stehenden Stuhle. Eine hastige, stoßweise Bewegung ging durch die Anwesenden. Faber rief laut: „Ein Glas Wasser! Schnell ein Glas Wasser —“ und in seiner Ungeduld dieser peinlichen Scene ein Ende zu machen, eilte er selbst hinaus, während das Publikum, besonders die Damen, in ebenso störendem wie unnützem Aufschlage sich um die so plötzlich unwohl Gewordene beschäftigten.

In diesem Moment trat Erich an sie heran, und während er anscheinend ihren Kopf, der wie erschöpft auf der Lehne des Stuhles lag, von dem schweren Hute befreite, flüsterte er ihr zu: „Ella, Sie haben mir noch immer nichts zu sagen? Nur ein Wort, und ich führe Sie fort von hier, von —“

Sie sah ihm voll in die Augen, und ebenso leise wie fest kam es von ihren Lippen, dies trözig-heftige „Nein!“, das alle Farbe aus seinem Gesicht weichen machte. Sie war noch immer dieselbe, und ihr Sinn war noch nicht gebeugt, — mit einer Verneigung trat er zurück und verlor sich unter dem übrigen Publikum.

Jetzt kam auch Otto Faber mit dem Glas Wasser — sie trank ziemlich ruhig, trotz ihrer Aufregung hatte sie bei ihrer kräftigen Natur doch keinen Augenblick die Besinnung verloren. Er selbst hatte Erich Barbewiek gar nicht bemerkt, so schnell war alles vor sich gegangen — und als er den Maler sah, zog er zwar die Augenbrauen in die Höhe, aber er begrüßte ihn doch mit einer kalten Verbeugung.

Übrigens war der Blick, den Otto Faber auf seine Begleiterin warf, ein so kühler, daß ein Menschenkenner wie Stedinger allerlei daraus schließen konnte.

Erich drängte sich zu seinem Freunde hinüber und ergriff ihn an der Hand.

„Um jeden Preis fort von hier!“ sprach er zu ihm mit halberstickter Stimme, „ich sage Dir, Fritz — der Mensch, der jetzt eine geladene Pistole auf mich richtete, erwiefe mir eine Wohlthat!“

Stedinger zog ihn eilends fort. Im Weggehen sah er noch, wie Ella immer noch den Blick auf das Bild geheftet hatte, wie auf eine gespenstige Vision, deren schreckliche Schönheit ihr das eigene Schicksal vorzuführen schien.

Er war übrigens erstaunt, beinahe fassungslos gewesen, als er gewährte, welche tief innerliche Gewalt Ella noch beständig auf seinen Freund ausübte. Und er hatte in den nächsten Tagen genug zu thun, seine Gedanken von diesem einen Punkt abzubringen — besonders von der einen Frage, die er immer wieder diskutierte, wie ihr Verhältnis zu Otto Faber jetzt geworden sein möge — er gewährte eine immer größere Zerrissenheit, eine innere Unruhe und eine Überreiztheit der Nerven bei Erich, die von der früheren gleichmäßigen Ruhe, die er zu Hause stets gehabt hatte, nichts mehr aufwies.

Er glaubte den richtigen Punkt zu treffen, als er etliche Anspielungen auf eine Ausöhnung mit seiner Familie machte, stieß aber auf eine derartige Abweisung, daß er das Thema fallen ließ. In der That Erich Bardewiel hatte nicht die Natur, nachzugeben. Es flecte in ihm das Zeug zum Fanatiker, und die Verhältnisse, mit denen er kämpfen mußte, verhärteten ihn mehr und mehr.

Was ihn in Wahrheit so erschütterte, waren ja gerade diese Angelegenheiten, in denen er, der Sozialdemokrat, nachgeben mußte gegen seine Überzeugung, und dieser Verkehr mit Catilinariern, die er verachtete. Und schließlich auch noch, was ihm nur undeutlich zum Bewußtsein kam, die eingewurzelte Abneigung des Aristokraten gegen die rohen Kräfte der Volksnatur — die unilgbare und nie verstummende Stimme des Blutes.

Bei alledem — wie liebte er dies Volk, und wie sehnte er sich danach, ihm Wohlthaten zu erweisen und es von seinen Ketten zu befreien! Mit welcher Aufmerksamkeit suchte er nach jenen einfachen und oft so versteckten Zügen der Volksseele, in denen sich zuweilen aller Heroismus und alle Größe zeigt, deren der menschliche Geist fähig ist. Nur große Naturen können diese Liebe verstehen, und nur große Naturen sie nachempfinden. Aber Erich merkte fast immer, wenn er an das Volk dachte, daß er seine Landsleute, die Bevölkerung zwischen Rhein und Elbe, im Auge hatte. Mit ihnen fühlte er sich eins. Das war seine Rasse und sein Blut.

Hier in der Hauptstadt war das ganz anders. Hier sah er sich vor ein solches Gemisch von wilden, gährenden Leidenschaften, vor die zweideutigsten Elemente aus aller Herren Länder, vor eine solche Begriffsverwirrung durch eine raffiniert geschickte Parteileitung gestellt, daß ihm das alles über den

Kopf wuchs. Es war die Blutmischung, die Degenerierung in der Weltstadt, und das Vorwiegen der halbslavischen östlichen Bevölkerung, was den revolutionären Arbeitermassen in Berlin den Stempel aufdrückte.

Fritz Stedinger selbst, der ein paarmal in Erichs Wohnung Leute der Partei kennen lernte, die Jenen besuchten, und der die sozialistische Bewegung in fast allen Ländern Europas kannte, war erstaunt über die Brutalität der Forderungen und über den unumwundenen sittlichen und religiösen Nihilismus, auf den alles bei diesen „Volkstribunen“ hinauslief.

Erich sagte ihm einmal das richtige Wort dafür. „Volkstrankheit“, bemerkte er ihm achselzuckend, „ich glaube überhaupt bereits jetzt schon, das einzige Rettungsmittel liegt in einem gewaltsamen Ausbruch, der alle unsauberen Elemente ausscheidet.“

Der gewaltjame Ausbruch, das war in der That etwas, was gar nicht mehr so sehr fern zu liegen schien. Die Luft im ganzen Lande und in der Hauptstadt wurde immer schwüler.

Gegen Ausgang dieses Winters waren es die Wahlen, welche die Bevölkerung des Reiches von Königsberg bis Strassburg in die heftigste Aufregung brachten. Es handelte sich diesmal um den Sturz des bisherigen Systems, um eine völlige Änderung der Politik, und dabei hoffte die erstarkte revolutionäre Partei den Löwenanteil davonzutragen. Die Sozialdemokratie machte alle Anstrengungen sich möglichst viel Sitze im Reichstag zu sichern, und sie scheute kein Mittel auf die Wähler einzuwirken, teils durch den lähmenden Druck den sie bereits auf die öffentliche Meinung ausübte, teils durch scheinbare Kompromisse mit anderen Parteien, die dabei fast regelmäßig um ihren Vorteil betrogen wurden, wie immer, wenn eine neue, willenskräftige Lehre mit alten und abgelebten Dogmen zusammentrifft.

Eines Nachmittags befand sich Erich Bardewiel bei Lohmann, dem ehemaligen Lehrer, mit dem er sich zuweilen traf, da er in manchen Punkten seine Ansichten teilte und überhaupt einer von den wenigen war, die von einer Reform von innen heraus etwas wissen wollten. Sie sprachen von dem belgischen Genossen Lepage, der sich in der That als das mauvais sujet herausgestellt hatte, für das er beleumdet war, als Dreher unerwarteter Weise eintrat und nach kurzem Grusse Lohmann ein Billet überreichte. Er ignorierte Bardewiel vollständig, wofür ihm dieser im Innern sehr dankbar war.

Lohmann las das Billet zweimal durch und verbrannte es dann sorgfältig. Er und Dreher tauschten einen Blick aus.

„Na, wollen Sie hin?“ fragte ersterer.

„Jedenfalls. Radau wird's geben, da können Sie sicher sein. Und wenn es auch bloß wäre, um sich den Spaß anzusehen — id' jondele rieber.“

Erich warf einen fragenden Blick auf Lohmann, der ihm trotz der abmahrenden Winke des ehemaligen Malergehilfen sagte: „Wir erwarten allerlei in Töltz — Sie wissen hier ganz dicht bei Berlin. Eine Wahlversammlung, die zweimal verboten war, soll nun morgen trotz des Polizeiverbots doch stattfinden,

und es wird dabei wohl zu allerlei kommen. Mehrere Leute von uns sind schon herüber; um die Sache wenigstens ins richtige Geleis zu bringen —“

„Det richtige Geleis,“ unterbrach ihn Dreher, „det wäre, sich die Taschen voll Klamotten vollzupacken, und denn los uf die Blauen!“

Erich war aufgestanden und ging im Zimmer auf und nieder. „Es werden auch Reden gehalten werden?“ fragte er Lohmann.

Dieser nickte, der Ausdruck dieser Frage befreumdete ihn etwas.

„Was hat denn der?“ murmelte Dreher, der etwas erstaunt den jungen Mann ansah — derselbe war am Fenster stehen geblieben.

„Es wird zu etwas kommen,“ wiederholte sich Erich leise, „sollte die große Mine jetzt schon explodieren? Es wäre —“

Er vollendete seine Gedanken nicht, Lohmann, der ihn erriet, fragte rasch:

„Wollen Sie etwa auch mit herüber?“

Der junge Mann hatte den Kopf gesenkt, und seine Stimme klang etwas heiser als er antwortete:

„Vielleicht —“

„Seien Sie vorsichtig,“ mahnte ihn Lohmann, „mir ahnt etwas, ich glaube es wird wüst zugehen dabei.“

„Ja, wer nich velle Kourage hat, der thut besser det Lokal zu verlassen,“ fiel Dreher halbblaut ein. Er hatte es ja zu verschiedenen Malen unummunden erklärt, daß er dem jungen Manne ein mannhaftes und thatkräftiges Eintreten für die Partei nicht zutraue.

Erich lächelte seltsam; es lag ihm auf der Zunge zu antworten: „es wird sich bald zeigen, wer mehr Kourage hat, Sie oder ich,“ aber er vermied es prinzipiell, an Dreher das Wort zu richten. Stumm und nachdenklich setzte er sich wieder an den Tisch und hörte den weiteren Besprechungen der beiden zu, die über die gestrige Rede Bebels im Reichstage diskutierten, wobei Dreher nicht unterließ darauf aufmerksam zu machen, daß Bebel eigentlich auch schon eine viel zu „privilegierte“ Stellung in der Partei einnehme. —

Als an diesem Abend Fritz Stedinger in Erichs Wohnung vorsprach, um ihn zu einem Spaziergang abzuholen, hörte er zu seinem Befremden, daß dieser abgereist sei, wohin, das wußte die Wirtin nicht. Er habe gesagt, in ein oder zwei Tagen werde er wiederkommen.

Der Maler ging nachdenklich nach Hause. Bei Erichs Stimmung ahnte ihm nichts Gutes von dieser Reise, und er hätte sich sicher böser Befürchtungen nicht ent schlagen können, wenn er gewußt hätte, daß jener in der That nach Tölnitz aufgebrochen war.

## XIX.

Es war vierundzwanzig Stunden später. In einem Coupé des Ringbahnzuges, der von Osten her das Weichbild Berlins überschreitend auf den schlesischen Bahnhof zubrauste, saß ein verlorener, zu Grunde gerichteter Mann, der wortlos das Gesicht an die

Scheiben gepreßt auf das Häusermeer hinausstarrte, das auf allen Seiten auftauchte wie ein riesiger Polyp, dessen tausend Arme ihn zu umschlingen drohten.

Dieser Mann war Erich Bardewiel. Er hatte den Aufruhr und die Revolution jetzt auf der offenen Straße gesehen, es war zum Kampfe mit der bewaffneten Macht und den Behörden gekommen, sein Leben hatte die letzte Konsequenz gezogen, — Empörer, Feind des Staates und der Gesellschaft — Wie das alles gekommen war? O, jetzt fand er erst in seinen fiebernden, hin- und her stürmenden Gedanken die Ruhe und die Fassung, sich alles klar zu machen, jetzt, wo es doch aus war —

Es war eine häßliche Scene aus der modernen Tragödie gewesen. Erich stützte den Kopf in die Hand und ließ alle die Bilder an sich vorbeiziehen, die dieser unselige Tag heraufbeschworen hatte. Gleich bei der Ankunft in Tölnitz hatte er Dreher vorgefunden, der die Arbeiter haranguierte, die sich auf dem freien Plätze neben der sogenannten langen Brücke versammelt hatten. „Die Polizei habe die Wahlversammlung nochmals verboten, es sei jetzt Ehrenpflicht eines jeden Arbeiters nicht nachzugeben, und den Bourgeois zu zeigen, daß sie sich nicht einschüchtern lassen.“ Und dann hatte er dieser ohnehin schon erregten Menge, deren Leidenschaften durch den Wahllärm der letzten Wochen erhitzt waren, nähere Instruktionen gegeben, wie man aufmarschieren und sich in Schwärmen auflösen müsse, wenn die Gendarmen in Masse anrückten, wie man mit Stöcken und Bleirohren den Kavalleristen zu Leibe gehen müsse, und vor allem nicht auf scheinbare Ansprachen zur Versöhnung hören müsse, da man während derselben gewöhnlich von den „Blauen“ umzingelt werde — der ehemalige Soldat, der in dem Aufrührer steckte, kam während dieses ganzen, wohlbedachten Feldzugsplanes wieder zur Geltung.

Nun hatten die Behörden in der That, durch die Aufregung der letzten Zeit gewarnt, umfassende Vorsichtsmaßregeln getroffen, und zahlreiche Gendarmen und Polizeibeamte waren aufgeboden worden.

Sowie Erich diese erregte, schreiende und hin- und herwogende Versammlung sah, ergriff ihn ein seltsames Gefühl, das Gefühl von etwas Elementarem, das ihn mit sich fortreißte, von einer finsternen, unwiderstehlichen Macht, die sich wie ein Schleier über seine Augen legte. Er wollte nichts mehr sehen, nichts mehr überlegen; diese Manier da war vielleicht die einzig richtige. Und als Dreher geendet hatte, richtete er auch noch ein paar Worte gegen die Arbeiter, hastig, sich überstürzend mit nervösen Gesten und einer fast schreienden wie von einem inneren Zorn geschüttelten Stimme. Er sprach davon, daß es endlich Zeit sei energisch vorzugehen, daß man mit dieser ganzen verfaulten Gesellschaft aufräumen müsse, daß kein Zaudern mehr am Platze sei — Worte, über deren Phrasenhaftigkeit er sonst selber die Achseln gezuckt haben würde, die er aber jetzt in Verbindung mit den vermorrtensten anarchistischen Theorien den Arbeitern zurief, es war, als ob sein Leben plötzlich wie von einem Strudel fortgerissen allen Halt ver-

loren habe, und als ob er sich nun an diesem Schwall von Gemeinplätzen und Drohungen anzuklammern suche, der das Evangelium dieser Leute bildete. Dreher, obgleich etwas erstaunt, nickte ihm beifällig zu —

Dann hatte sich der Arbeiterzug nach der Stadt zu in Bewegung gesetzt, und gleich hinter der Brücke kam es zum Zusammenstoß. Der Polizeinspektor ließ die Leute auffordern auseinanderzugehen, von allen Seiten begann nun das Schreien und Jöhlen. „Haut sie nieder, die Hunde! Kommt man bloß her, wir wollen Euch den Ritt schon ordentlich besorgen! Steine! immer Steine her!“ In diesem Moment fiel aus der Menge der Arbeiter ein Schuß, die Steine begannen zu fliegen, und die Beamten sahen sich bei ihrer Minderzahl genötigt, eilends zurückzuweichen, um nicht dem wütenden Volkshaufen zum Opfer zu fallen.

Und dann die nun folgenden Szenen in den Straßen, die Gruppen, die sich einzeln auf die Gendarmen stürzen, dies Gewirr von Blusen und Mützen, von schmutzigen Wollhemden und abgenutzten Arbeitsröcken, diese braunen, tierisch erregten Gesichter, Hände, die mit Revolver, mit Messern bewaffnet waren; das war der Aufruhr in vollem Gange, die Revolution, die mit unheilverkündender Miene auf die Bühne trat. Am ärgsten zeigte sich wie immer bei solchen Gelegenheiten die Wut des Volkes gegen die Wachmänner, man lockte sie in einen engen Hausflur, schlug die Haustür zu, daß niemand mehr herein konnte, und dann fiel die Übermacht mit Stichen und Hieben über sie her, bis sie, trotz aller Gegenwehr, aus vielen Wunden blutend, umsanken. So fielen mehrere von ihnen zum Opfer. . . .

Und Erich Bardewief mitten unter dieser Menge, sie anfeuernd, ihnen Anweisungen gebend, — er war einer der Ersten, die gegen die Schutzleute vordrangen, und dabei konnte er doch nicht loskommen von dem Gedanken, wie nutzlos, wie wahnsinnig nutzlos diese ganze Darauslosstürzen eigentlich sei. —

Natürlich dauerte der Sieg dieser Böbelhaufen, die die ganze Stadt terrorisierten, nicht lange. Die größere Menge war noch auf dem Marktplatz versammelt und demonstrierte unter Schreien und Jöhlen vor den Fenstern des Stadthauses, als das telegraphisch herbeigerufene Militär erschien, und dann war es bald aus. Beim ersten Vorgehen stoben die Arbeiter auseinander, alles flüchtete sich in die benachbarten Straßen und suchte sich einzeln zu retten. Dreher wurde verhaftet, Erich gelang es noch rechtzeitig nach der benachbarten Bahnstation zu entkommen, wo er eilends den Zug nach Berlin bestieg und einstweilen in Sicherheit war. Aber wie lange noch? Man kannte ihre Namen, und sie zuerst würden für den Aufruhr zur Rechenschaft gezogen werden.

Das mußte er. Er mußte, daß es aus war mit ihm; aber er atmete beinahe erleichtert auf, als würde er von einer schweren Last befreit — gegen das, was in der letzten Zeit seine Seele durchwühlte hatte, war es ruhig in ihm.

Er lächelte bitter. Ein Revolutionär? hm, war er es, dem man einst diesen Beinamen gegeben

hatte? Nein, er war kein Revolutionär, das wußte er jetzt. Leute, wie er, machten keine Revolutionen. Das mußte einer jener Übermenschen thun, die nichts mehr wissen von gut und böse, von gerecht und ungerecht, die die Menschen zertreten, wie das Gras unter ihren Füßen, und die den Schlamm nicht scheuen, mit dem sie bauen müssen. Aber das war er nicht. Er war ein hochfinniger und feinführender Mensch; — er war dem gefolgt, was er für seine Überzeugung hielt, daß er dem Unterdrückten und Übervorteilten helfen müsse; — aber jetzt glaubte er nicht mehr, daß diese Unterdrückten dies Recht repräsentierten, so viel rohe Leidenschaft — so viel unverhüllte Genußsucht, und brutalen Ehrgeiz hatte er bei ihnen gesehen. O, wer gewußt hätte, wo hier die Wahrheit lag?

Und nun, — was nun noch weiter kommen würde, — man würde ihn finden, verhaften, — und dann die Verurteilung vor der Öffentlichkeit, — der Name Bardewief vor Gericht, im Munde des Staatsanwalts, durch alle Zeitungen geschleift, bis er hinter den Mauern des Gefängnisses verhaßte.

Nein, so weit konnte Erich Bardewief nicht sinken. Und ein seltsames Lächeln huschte über sein blaßes, erschöpftes Gesicht, als er die Arme kreuzend, sich tiefer in die Erde des Coupés drückte. Es war kalt draußen, und der Schnee wirbelte in dichten Flocken. Er hatte bereits seinen Entschluß gefaßt.

Wenn man an eine Sache nicht mehr glaubt, der man alles geopfert hat, wenn man auch zu dem Früheren nicht mehr zurückkehren kann, das man für immer aufgegeben hat, dann bleibt einem nichts übrig, als eine Welt schweigend zu verlassen, in der man keinen Platz mehr findet. Nur ernste und starke Naturen können diese Konsequenz aus der Idee ziehen, die sie ihr ganzes Leben vorwärts getrieben hat, und um derentwillen sie da sind. Und für Erich war es noch etwas anderes. Er hatte die Heimat, sein Volk und sein Vaterland verleugnet, als er zu dieser Partei sich gesellte; das war seine Schuld, und die mußte er büßen. Er war als Empörer aufgestanden gegen sein Land; er senkte den Kopf, als er daran dachte.

Die anderen, die er um sich hatte, diese Proletarier und Abenteurer, die wußten davon nichts mehr. Für die war Deutschland ein Wort, und das Vaterland eine Phrase; sie jöhnten, wenn man davon sprach.

Aber er, er fühlte das. Und er fühlte das um so schwerer, als er dies Volk und dies Vaterland geliebt hatte mit aller Kraft seines Herzens, mit allem Stolz seiner schroffen Natur. Es lag eine Entwürdigung in dem, was er gethan hatte, und diese Entwürdigung mußte wieder gut gemacht werden. Es sollte zu Ende sein; er überlegte sich mit der kaltblütigen Ruhe seiner Rasse, was er noch zu thun und zu ordnen hätte; — dann die bekannte Fahrt, die schon so viele von Berlin aus in den Grunewald ans Hafelufer gemacht hatten; es war immer besser, als daß man wartete, bis die Polizei kam.

Am schlesischen Bahnhof stieg er aus. Die mächtige Halle mit ihren unaufhörlich ankommenden und abgehenden Zügen, von Dampfwolken erfüllt, die das blendende Licht der großen elektrischen Bogen-

lampen seltsam färbte, überall eine eilende, geschäftige Menge; das war wieder das Bild der Weltstadt Berlin, das so glänzend ausah von außen, so machtvoll in all seinen Lebensäußerungen. Aber Erich lächelte jetzt nur darüber. Er kannte die Koulissen des Theaterstücks.

Am Ausgang des Bahnsteigs sah er als Packträger verkleidet ein paar Kriminalschußleute stehen, die aufmerksam die Passanten musterten. Erich kannte sie, sie waren ihm einmal von einem bekannten sozialistischen Agitator bezeichnet worden. Man war schon informiert über den Aufruhr in Tölnitz; doch sie beachteten den jungen Mann nicht, und er gewann ungehindert den Ausgang. Rasch bestieg er einen Omnibus, der ihn bis in die Nähe des Dönhofsplatzes brachte, wo er abstieg.

Wieder schwamm er nun in dem Licht- und Menschenmeer, das ihn auf allen Seiten umgab, um ihn brodelte und lärmte — und er ging dahin, einsam und träumend, ein schon halb Verlorener. Und er kam sich schon so abgetrennt, so entfernt vor von allen denen, die er um sich sah und fühlte. Von Zeit zu Zeit fuhr die Hand wie unwillkürlich über die fiebernde Stirn. . . . .

War das die Lösung, die sein Leben nun erfahren sollte — darum all das Kämpfen und Ringen? Darum so viel gewollt und so heiß ersehnt, um so zu enden? Er sann und sann. . . . Es fiel ihm vieles ein aus seiner Kindheit, aus seiner frühesten Jugend, es hatte schon immer wie leise dämmernde Ahnung in ihm gelegen, daß, wer sich der Menschheit opfert, einsam und verlassen sterben muß, wie der Christus, der das Haupt am Kreuze neigt. Und doch kam es ihm vor, als ob sein Leben und seine Arbeit nicht umsonst gewesen seien, als ob es vielleicht Generationen nach und geben könne, die glücklich und zufrieden seien, etwas, was wir nicht mehr kennen. Jetzt sah er nichts weiter um sich, als die allgemeine Krankheit, die nichts verschont hatte — alle Klassen der Gesellschaft bis an die Zähne gewaffnet einander gegenüberstehen. . . . Und äußerlich ging die alte Komödie weiter. In den Kulissen wurde geschoben und agiert, aber auf der Bühne lächelte man sich noch an wie früher, tanzte, spielte und amüsierte sich; es schien alles noch beim alten.

Erich lächelte leise in einer Anwendung tieftraurigen Humors, als er in die Friedrichstraße einbog, und dies glänzende Bild, all die Menschenströme, diese Fluten von elektrischem Licht, die blendenden Schaufenster und die eleganten Toiletten um sich sah. Ah, was er heute gesehen hatte, hatte ihm dies Bild für immer verleidet! Wie in dem kleinen Städtchen, so würde auch hier vielleicht einst der Aufruhr die Massen zusammenballen, das Pflaster aufreißen und auf diese glänzenden Paläste die rote Fahne pflanzen, das Sinnbild der Barbarei, der nichts mehr heilig ist, die nur ein Wort kennt: Die Zerstörung.

Erich ging langsam die Straße hinauf nach den Linden zu. Der Schnee fiel immer noch in großen Flocken und überzog alles mit einem dichten, weißen Mantel, die ganze aneinander vorbeieilende Menge, die Häuserfronten, die dahinrollenden Gefährte — und

Erich sah mit einer seltsamen, starren Ruhe all dies Leben um sich, er musterte all die bekannten Figuren der Friedrichstraße, die dem Eingeborenen längst vertraut sind; er sah die Zeitungsverkäufer an den Ecken der großen Nebenstraßen, neben den Maroniverkäufern mit ihren eisernen tragbaren Öfen, die Reklamewagen in Gestalt indischer Tempel, die langsam über den Asphalt zogen, die Spreewälder Blumenmädchen in ihren langen dunklen Mänteln, worunter sie ihr hübsches Kostüm verbergen, die Reklameschildträger — und noch so vieles andere, was zur Reklame diente — ein buntes, schillerndes Kaleidoskop, das so viel Armut und Elend unter seiner Oberfläche verbarg. Über die Linden hinaus flammte ihm neben dem Centralhotel ein prächtiges Schild in illuminierten Buchstaben entgegen: der Wintergarten, in dem heute Maskenball war. Eine endlose Reihe von Wagen stand vor dem Portal, und noch immer wenn auch selten, kamen maskierte Gäste — die Stunde war schon vorgerückt.

Erich ging achselzuckend am Eingang vorüber. Da hemmte auf einmal eine unerwartete Erscheinung seine Schritte.

Ein junges Mädchen in einem hellen Mantel, um den Kopf eine Kapuze, die mit rosa Seide gefüttert war, kam die Treppe herunter, die zu den Ballsälen führte. Ihr Gesicht schien aufs äußerste erregt, sie atmete schwer, und ihr Schritt war seltsam hastig. Der Portier, der unten stand, blinzelte ihr mit einer vertraulichen Frechheit zu. Zwei Herren im Cylinder, die gerade gekommen waren, musterten sie einen Moment und traten dann, sie anredend, an ihre Seite. Sie sah sie garnicht an, sondern stürzte an ihnen vorbei dem Eingang zu.

Erich blieb wie versteinert stehen — er hatte Ella Lürsen erkannt. Zugleich bemerkte sie ihn auch, — und hastig auf ihn zutretend, ergriff sie zu seiner größten Überraschung seinen Arm; er merkte, sie wollte etwas sagen, rufen, aber er sah, daß ihr der Atem fehlte, sie war erschöpft und offenbar außer sich — — —

Erich handelte rasch. Er hatte alles vergessen, was geschehen war; er sah hier nur noch das Weib, das er einst geliebt hatte, und das jetzt nach seinem Schutz verlangte. Und es kam über ihn seltsam, wie heiße Liebessehnsucht, ihr zu helfen, sie zu trösten — er ahnte, was geschehen war —

Rasch war einer der bereitstehenden Wagen zur Stelle, sie stiegen Beide ein, Erich mußte das junge Mädchen stützen, denn er fühlte ihre Füße wanken. Der Kutscher erhielt die Adresse von Erichs Wohnung, und eiligst rollte das Gefährt von dannen.

Unterwegs sprach Ella kein Wort. Er sah nur immer beim Schein der Straßenlaternen ihr Gesicht, das sie in die Kissen gedrückt hatte — dies Gesicht, das ganz blaß war, und in dem es so eigenartig um den Mund zuckte, wenn die blutlosen Lippen sich aufeinander preßten.

„Ella! Was ist mit Ihnen geschehen? Was hatten Sie dort — auf diesem Ball?“

Sie antwortete nicht, und er drang nicht weiter in sie; er wußte, daß sich die Erstarrung von selbst lösen würde; sie war hilf- und willenlos, das merkte er. Und er erinnerte sich an die frühere Ella Lürsen,

an diese stolze, höhrende Kraft, die soviel vom Leben verlangte. Schön war sie immer noch; aber die blassen und dabei erregten Züge sagten genug — sie mußte viel gelitten haben.

In der Bernburgerstraße stiegen sie aus. Erich bot ihr seinen Arm, und sie stiegen die Treppe zu seiner Wohnung hinan. Es war alles dunkel, und als sie eintraten, blieb sie tiefaufatmend an der Schwelle stehen, während er nach Licht suchte.

„Gna, jetzt sage mir, was geschehen ist! Du bist jetzt bei mir, mein Lieb — komm her, erzähle mir — wir müssen uns jetzt alles sagen.“

Er zog sie an sich und küßte sie, sie ließ es geschehen, stumm und bewegungslos — aber als er ihr den Mantel auszog und den Hut seitab legte, auf dem noch die Schneeflocken lagen, als er ihr den Divan näher an den Ofen rückte, weil er bemerkte, wie sie zitterte und zusammenbebte — da löste sich der wilde Schmerz, der alles in ihr gefangen hielt, sie verbarg den Kopf an seiner Schulter und begann zu schluchzen, krampfhaft, unaufhörlich, während er leise sie zu trösten suchte und mit der Hand über ihr Haar fuhr — über das Haar, das noch ebenso herrlich und so reizvoll war wie früher —

„D, wenn Du wüßtest, was ich alles ausgestanden habe — was das für ein Leben war, diese letzte Zeit —“

„Ich kann es mir denken,“ sprach er trübe lächelnd, „es geht immer so, mein Lieb — und nun wir uns getroffen haben, nun ist es zu spät!“

Und leidenschaftlich in die Höhe fahrend, erzählte sie ihm, wie oft sie im Begriffe gewesen sei ihn aufzusuchen, wie sie abends vor seinen Fenstern promenierte habe — aber sie hätte es nicht über sich gebracht hinaufzugehen und ihr ganzes Elend zu bekennen, nein, sie hätte es nicht fertig gebracht. —

„D, wie oft habe ich an Dich gedacht und mich nach Dir gesehnt, aber wenn es so weit war, fehlte mir wieder der Mut, das alles einzugestehen.“

„Und er, Faber?“ fragte Erich, scheinbar ruhig.

Sie erzählte ihm, wie er gleich nach den ersten Wochen, die sie in Berlin verbracht, sich merklich verändert habe — wie er erst kühl, dann frostig-höflich, schließlich selbst brutal gegen sie geworden sei — wie er ihr zu verstehen gegeben, er sei ihrer längst überdrüssig, und sie solle sich irgendwo ein anderes Unterkommen suchen — und dann, das wäre das Schlimmste gewesen, die Gesellschaft, in die er sie gebracht hätte, Damen, mit denen er ein Verhältnis habe, wie er ihr ganz offen eingestand — diese Soupers in seiner Wohnung, bei denen sie zugegen war, diese Neben und diese Szenen dabei —

„Ich sage Dir!“ rief sie aus, sich emporrichtend, mit blitzenden Augen, „wie oft war ich im Begriff, ihm ins Gesicht zu schlagen, weil er mich in allem betrogen und belogen hatte — aber ich hatte doch schon so viel gesehen, daß es mir hier in Berlin, wenn ich allein stände, noch viel schlimmer gehen würde, ich war an ihn gebunden — durch meine eigene Schuld.“

Und schließlich habe sie gemerkt, wie er sie geradezu an einen seiner Freunde los werden wollte — dieser

habe ihr das unverblümt eröffnet — heute auf dem Maskenball hatte sie ein letztes Wort mit Faber reden wollen, er habe ihr brutal gesagt, er sei ihrer gründlich müde, und sie möge gehen — und dann habe er ihr noch Geld gegeben —

Bei diesen Worten riß sie eine Rolle Goldstücke aus der Tasche ihrer Kleider und schleuderte sie in einem Wutanfalle von sich, daß die blanken Stücke im Zimmer umherrollten — von neuem in Schluchzen ausbrechend, schlang sie ihre Arme um Erichs Hals und flehte ihn an, er möge sie nicht verlassen, er sei ihre einzige Hilfe. „D, und ich war so schlecht gegen Dich früher,“ sprach sie mit leiser Stimme, „ich habe oft daran gedacht — es war die Strafe dafür.“

Ihre Willenskraft war offenbar vollständig gebrochen.

Erich beruhigte sie und küßte sie von neuem.

„Ich hatte das längst vergessen, mein armes Kind,“ antwortete er, „und schließlich hast Du auch genug gelitten —“

„Nein, so hatte ich mir das alles doch nicht gedacht,“ flüsterte sie, wie im Traume vor sich hin-starrend, „so doch nicht — D, und diese Stadt, dies Leben auf den Straßen — und diese Frauen, die man da traf — ich bekam schließlich Furcht vor jedem Schritt auf die Straße.“

Erich sah sie an, und wieder zog es ihm zum Herzen wie heiße, verzehrende Liebessehnsucht — nun war sie endlich sein nach so langem Suchen, nun hatten sie sich endlich nach so viel Stürmen getroffen. Für ihn war sie, die Schuldbeladene, noch immer das schöne, geliebte Mädchen von früher.

Er setzte sich neben sie, und sie an sich ziehend, sagte er ihr in wirren, unzusammenhängenden Worten, wie er sie geliebt habe und was er gelitten, als sie nach Berlin entflohen sei — wie er gegen diese Liebe angekämpft, und wie sie ihn doch überall hin verfolgt habe.

„Ich wollte Dir zürnen und Dich vergessen — ich konnte es nicht. Ich hatte nur immer Dein Bild vor Augen, von früher, wie Du noch so rein und so stolz warst — o, das hat mich so gequält, diese Liebe — weißt Du noch, der Abend in Nordbernen damals?“

Sie lächelte unter Thränen und sich an seine Brust schmiegend, sah sie an ihm empor mit einem sinnend-glückseligen Ausdruck, als ob sie sich nun geborgen und sicher fühlte. Und dann küßte sie ihn auf den Mund, heiß, heftig, als ob sie alle Blut, alle Kraft dieser verlorenen Liebe zusammenpressen wollte in einer einzigen Empfindung. Er erschauerte unter diesem Kuß.

Und unter diesen Erinnerungen tauchten all die früheren Geschichten wieder auf — wie Kindheitsmärchen aus der Zeit, wo der Mensch noch keine Schuld auf sich geladen hat — wie ein sanfter, beruhigender Hauch für diese beiden, die das wilde Leben totmüde gebezt hatte. Sie sagten sich tausend Dinge, die sie sich alle schon früher hatten sagen wollen — sie fühlten die ganze schmerzlich-süße Wärme dieser Liebe, die in ihrer reinen Schönheit das ein-

jige war, was ihnen geblieben. Sie waren glücklich in ihrem Elend.

Draußen wirbelte noch immer der Schneesturm, und die weißen Flocken häuften sich lavinengleich an den Fensterscheiben — Erich hatte die schweren Vorhänge herabgelassen, und das Licht der großen Lampe gedämpft, die auf dem Sofatisch stand. Es war eine warme, behagliche Atmosphäre im Zimmer, in dem großen, grünen Kachelofen flackerte noch das Feuer — und zuweilen schoß eine vorwitzige Flammenzunge heraus und warf einen langen Schimmer auf den bunten Teppich, auf die geschnitzten Renaissancemöbel und den türkischen Divan, auf dem die blasser Mädchen gestalt lag und den Kopf in die Hand gestützt, träumerisch ins Feuer starrte.

Alles schien so behaglich — hier war Frieden und Ruhe — wie eine einschmeichelnde Melodie, die die Sinn gefangen nimmt und uns süße, bestrickende Träume vorgaukelt.

Ella atmete tief auf — sie schob die Spitze ihres Fußes, der etwas naß geworden war im Schnee, näher ans Feuer hin, und sie machte mit ihrer Hand eine Bewegung an ihrer Frisur — eine Bewegung, wie sie sie früher hatte — aber wie ganz anders war das jetzt — alles an ihr war müde und gebrochen. Mit einem unbefchreiblichen Lächeln wandte sie sich an Erich.

„Sag mir noch einmal, daß Du mir vergeben hast, daß Du mich nicht für so schlecht hältst wie die anderen, die über mich herfielen — und ich durfte nicht widersprechen — ich hatte alles verdient, ich weiß es!“

„Ich weiß nur, daß ich Dich liebe,“ sprach er leise, „und diese Liebe hat an mir gezehrt wie loderndes Feuer — sie ist nicht erloschen, bis zum letzten Atemzuge. Und sieh —“

Auf einmal fuhr er empor und preßte die Hand gegen die Stirn. Das war wie eine dunkle Wolke, die sich vor seine Augen zog. Es fiel ihm alles wieder ein, was geschehen war, der Aufruhr, die Verfolgung durch die Behörden, der unvermeidliche, schimpfliche Ausgang, wenn nicht — Ungeklüm mit einem jähen Schritt trat er von Ella weg.

„Was hast Du?“ fragte sie betroffen.

Er erzählte ihr alles was ihm seit seiner Ankunft in Berlin begegnet war — seinen Anschluß an die Sozialdemokraten und seine Kämpfe dort — den schließlichen Ausgang, diesen Aufruhr, an dem er sich aus Verzweiflung beteiligt hatte. Sie nickte, sie mochte wohl davon gehört haben.

„Und jetzt sind wir soweit,“ schloß Erich, „die Armen stehen auf gegen die Reichen — der Volksaufstand hat sich zum ersten Mal hervorgewagt.“

Sie war aufgesprungen, und in ihren Augen blitzte ein seltsames Feuer.

„Die Armen stehen auf gegen die Reichen,“ wiederholte sie mechanisch, „es ist recht so. — Wenn sie nur ein Ende machten, je früher, desto besser. Und die Reichen sind auch nicht glücklich, das Gold hat alles getötet und verdorben. O, jetzt weiß ich, daß man in Gold und Seide wühlen kann, und doch so elend sein, so elend.“

„Es ist wie eine Krankheit, die umgeht,“ murmelte Erich, „dieser Wahn vom Gelde — aber wir haben es verdient, es ist unser Schicksal. Ella,“ sprach er mit seltsamer, fast tonloser Stimme, „Du weißt, was uns übrig bleibt!“

Sie zuckte zusammen. Dann sah sie ihn fest an, und von ihren Lippen kam es unheimlich ruhig:

„Ich weiß es!“

„Siehst Du — wir haben gefehlt und gesündigt, und das müssen wir büßen, das siehst Du doch ein? Oder kann man das Leben so weiterschleppen, innerlich zerbrochen, mit diesem ewigen Bewußtsein, daß man die Achtung vor sich selbst nie wieder bekommt?“

Sie starrte vor sich hin ins Leere. Nein, das konnte sie nicht, sie mußte es. Sie war wie er — ganz und stark mußte ihr Leben sein, und es durfte sich nicht im Inneren ewig etwas aufbäumen, was sie an ihre ehrlosen Handlungen erinnerte. Sünde will Lohn, und wer gefrevelt hat, muß die Buße auch auf sich nehmen, stumm und unweigerlich — wie der Wikinger einst sich selbst das Schwert in die Brust stieß, der den Freund in der Schlacht verlassen hatte.

Und Erich fühlte das in sich beinahe noch stärker als sie. Ihn ekelte vor allem, was er in den letzten Monaten gethan und gesprochen hatte, ihn ekelte vor seiner Gemeinschaft mit Leuten, die ihr Land und ihr Volk verachteten und verleugneten. Das war die größte Sünde in seinen Augen, sich von dem Boden loszusagen, in dem man groß geworden. Darüber kam er nicht hinweg.

Sie erhob sich langsam, mit einem ernsten, fast feierlichen Ausdruck im Gesicht.

„Nein,“ sprach sie halbblaut, ihm in die Augen sehend, „ich könnte auch nicht weiter — das war zu viel alles, und mir ist, als würde ich diese nichtswürdigen Erinnerungen nie wieder los werden!“

„So komm!“

Erich riß die Vorhänge zurück — es dämmerte bereits, am Himmel zeigten sich einzelne länglich graue Streifen, aber der Mond goß noch sein fahles Licht über die Straßen aus, die in einem frostigen Halbdunkel dalagen. Der Schnee hatte aufgehört zu fallen und lag überall hochgetürmt in großen Haufen an den Häuserwänden und Straßenecken.

Der junge Mann warf einen letzten Blick durch das Zimmer. Er ließ alles so liegen, wie es da war — nur die kleine Waffe aus der Schublade des Schreibtisches steckte er zu sich, dann bot er seiner Begleiterin den Arm, und sie schritten lautlos nach unten — es war noch alles still im Hause, nichts regte sich. Beide sprachen kein Wort; nur ab und zu sah Erich seine Begleiterin wie besorgt an. Dann lächelte sie leise mit dem Ausdruck jener stillen, schönen Müdigkeit, die das Gesicht derer zeigt, welche wissen, sie haben bald Ruhe — Ruhe für immer.

Oben im Zimmer war es wieder einsam wie vorher, all der Schmerz und all die Reue, alle diese schluchzenden Liebesworte waren wieder hinausgezogen — flüchtig wie jedes menschliche Leid und jedes menschliche Glück. Durch die geöffneten Vorhänge brang neugierig das Mondlicht herein, und seine blaffen

Strahlen spielten auf dem Boden mit den Goldstücken, die da noch verstreut lagen, mit dem roten funkelnden Golde, um welches das schöne Weib ihre Seele und ihren Leib dahingegeben hatte.

## XX.

Es war zwischen elf und zwölf Uhr vormittags — die Stunde, in der das Café Bauer beginnt sich zu füllen, in der eifrige Zeitungsleser, Marqueure, Billardspieler sich durcheinanderdrängen, in der man hier alle Sprachen Europas hören kann. Das ist in der That ein internationales Rendezvous, das Café Bauer — nicht bloß die Provinzialen, sondern auch die Fremden aller Weltteile begeben sich zuerst, wenn sie nach Berlin kommen, ins Café Bauer — man sieht hier die Engländer mit ihren blaßroten, karrierten Gesichtern, die Japaner, welche bei der Botschaft ihres Landes attachiert sind, Franzosen in modernen Spitzbärten, die das nervöse, braungelbe Gesicht einrahmen, Italiener mit großmächtigen Schnurrbärten, in Nachahmung ihres Souverains — ein Anblick, der ewig wechselt und ewig andere Seiten zeigt.

Und an diesem schönen, beinahe milden Februar-morgen, an dem die Sonne mit ungewohnter Stärke über die Linden schien, war es ein doppelter Genuß, die Promenade der Vorübergehenden zu beobachten, die Tausende zu mustern, die um diese Stunde über die Linden und durch die Friedrichstraße passierten.

An einem Tische in der Ecke neben dem Eingang sitzt eine Gesellschaft, die in ihre eigenen Gedanken vertieft, nur ab und zu einen Blick auf das zerstreute großstädtische Treiben ringsumher wirft. Es sind vier Herren und eine Dame, letztere noch jung, eine schlanke, blonde Figur — aber sie trägt Trauerkleider, und ihre Züge weisen in noch höherem Grade den müden, trauervollen Ausdruck auf, den auch die Gesichter der anderen tragen. Die Herren sind: Wilhelm Bardewiel und sein Vater, der Maler Erich Stedinger und Georg Kürsen, der jetzt völlig wieder hergestellt ist — an seiner Seite seine Schwester Hedwig, nunmehr mit Wilhelm Bardewiel verlobt. —

Gestern sind Ella Kürsen und Erich Bardewiel bestattet worden. Man fand sie an einer Stelle des Javelufers in der Nähe von Bichelswerder, mit einer Kugel in der Brust — nach den Recherchen, die die Polizei schon angestellt hatte, war ihre Identität leicht festzustellen.

So hatten die beiden geendet, die abtrünnig geworden waren von dem Boden, der sie großgezogen, von den Ihrigen, von ihrem Lande — von allem, wovon der Mensch sich nie lösen darf. Und obwohl Erich vor einem höheren Richter nicht schuldig war, obwohl er geglaubt hatte im Recht zu sein, als er sich der revolutionären Partei angeschlossen, die den Armen zu helfen versprach — so hatte er doch den inneren Konflikt in sich nicht überwinden können — der Wirbel, in den er sich gestürzt, hatte ihn verschlungen.

Das war es, was den Seinigen durch den Kopf ging, als sie ihn zu Grabe gebracht hatten, als sie

bedachten, was diese starke, groß angelegte Natur vielleicht noch geleistet hätte, wenn sie der revolutionäre Hauch der Zeit nicht versengt hätte.

Wilhelm Bardewiel war besonders erschüttert. Er hatte diesen Bruder geliebt trotz aller Verschiedenheit ihrer Natur, und er hatte nie gedacht, daß es dies Ende mit ihm nehmen würde. Er hatte überhaupt, wie alle seinesgleichen, an den ganzen Ernst der Bewegung, in die sich Erich gestürzt hatte, nie recht geglaubt. Aber schon der flüchtigste Umblick in der Großstadt hatte ihm gezeigt, wie es dort in allen Ventilen zischte und brauste, — und er war ein anderer geworden, als er den Tod seines Bruders erfuhr.

„Es ist Zeit umzukehren,“ äußerte er mehrfach zu seinem Vater, „es ist hohe Zeit — das Leben muß eine andere Gangart annehmen, wenn uns diese Leute nicht über den Kopf wachsen sollen.“ Und er hatte das schon zu bethätigen angefangen, als er seinen Arbeitern höhere Löhne bewilligte und begann, ihnen nach dem Muster verschiedener anderer Industriekolonien eigene kleine Häuser mit vollständiger Haushaltung zu erbauen — ein Punkt, auf den ihn immer Erich hingewiesen hatte — das Opfer seines Bruders war nicht vergebens gewesen für ihn.

Bardewiel sen. hörte ihm mit düsterer Miene zu, als er auch jetzt hierüber sprach.

„Wenn Ihr das alles noch durchführen könnt,“ sprach er achselzuckend, „wenn Ihr noch die Zeit und die Kraft habt — ich glaube, etwas Krankhaftes liegt heute überall in der Luft. In meinen Tagen war das anders. Da glaubte man noch an die Arbeit — da wollte nicht jeder, wie heute, immer nur genießen!“

Fritz Stedinger, der ihm gegenüber saß, sah ihn an, und in seinen Augen leuchtete es seltsam.

„Nein, glauben Sie das nicht!“ rief er, „wir werden das alles überwinden und noch vieles andere. Es ist Sünde, an sich und seinem Volke zu verzweifeln. Und wenn uns jetzt auch die Krankheitskeime noch im Blute liegen, und die Luft, die wir atmen, bleiern schwül geworden ist — Deutschland ist stark, und es wird ein Siegfried kommen, der den sozialen Drachen erschlägt und sich gesund badet in seinem Blute!“

Wilhelm reichte ihm die Hand — aber der Ausdruck, den sein Gesicht zeigte, war kein freudiger.

„Die Luft ist schwül, Sie sagen es selbst,“ sprach er, „und wann kommt das Gewitter, das sie reinigt? Und wenn es kommt — die ersten Schläge werden schrecklich sein.“

Wie eine Bestätigung seiner Worte lief seit einigen Minuten eine unheimliche Bewegung durch das Café. Das war seltsam überraschend gekommen — noch etliche Augenblicke zuvor hätte kein Mensch an dergleichen gedacht.

Das ganze Trottoir unter den Linden stand voll Menschen, die nach der Richtung des Rathauses und nach dem Schlosse hinübersehen. Alle Augenblicke kam ein Schutzmann und forderte sie auf, nicht stehen zu bleiben, worauf sich der Knäuel etliche



Schritte weiterschob, dann wieder stehen blieb und sich von neuem zusammenballte. Wenn man die Schutzleute selbst fragte, was geschehen wäre, antworteten sie nicht, sondern fuhrten fort, die Menge scharf zu beobachten. Wenn man das Publikum fragte, konnte man sich an sechs Leute wenden, und keiner wußte Auskunft zu geben. Es herrschte diese ansteckende, unheimliche Spannung, die sich in solchen Momenten blitzschnell über ganze Stadtquartiere ausbreitet.

Endlich erfuhr man, daß sich von Norden, von Osten her Massen von Arbeitslosen nach dem Centrum zu bewegten, daß sich die Polizei in der Köpenicker- und den benachbarten Straßen mit ihnen herumschlage — mit einem Wort, der Straßenaufruhr mitten in Berlin. Man sprach von Plünderungen, von Mordanschlägen auf einzelne Wachtleute, und es sollte bereits Schwerverwundete gegeben haben. Es war hier, wie immer, die Arbeitslosigkeit, die augenblickliche Not der unteren Klassen, die diese Frucht gezeitigt hatte. Die Leute waren aufgeregter durch ihre Agitatoren, durch falsche Nachrichten hintergangen und durch eine heillose demagogische Wirtschafft in allen ihren Begriffen verwirrt. Man hatte ihnen viel vorgeredet von der Haltlosigkeit und der Zerfetzung in den besitzenden Klassen, von der Unterstützung, die sie finden würden und von der Leichtigkeit, mit welcher der Zukunftsstaat allem Elend ein Ende machen würde. Aus den aufgeregten Versammlungen waren öffentliche Demonstrationen, aus den Demonstrationen Straßenunruhen geworden. Man näherte sich Schritt für Schritt der Volksemeute. Und dies sah schon beinahe einer solchen ähnlich.

In dem Saale, wo ursprünglich die Versammlung der Arbeitslosen stattgefunden hatte, wurden Zettel verteilt: „Nachher Demonstrationen vor dem Rathaus! Zum königlichen Schlosse, um Arbeit zu verlangen!“ Das wirkte. Die erregte, seit Wochen ohne regelmäßige Beschäftigung vegetierende Masse setzt sich in Bewegung — sie hat ein bestimmtes Ziel, und sie ist entschlossen dem Widerstande Gewalt entgegenzusetzen. Nichts ist gefährlicher für eine vorgerückte Civilisation, als wenn ihre Handlanger und Tagelöhner aus der dumpfen Existenz des täglichen Dienstes herauskommen, und all die Ideen, Schlagwörter und Phrasen, die in der Zeit liegen, nun wie Feuerfunken in ein offenes Pulverfaß fallen.

Die nach Tausenden zählende Menge erfüllte bald alle größeren Straßenzüge, die vom Nordosten nach dem Centrum und nach den Linden zu führen. Rote Taschentücher werden als Fahnen vorangetragen, die Arbeitermarschallaise angestimmt, und alle Elemente, die professionsmäßig bummeln, und deren es in einer Weltstadt wie Berlin unzählige giebt, schließen sich unterwegs schreiend und johlend dem Zuge an. Bald beginnen auch die Plünderungen. Diese Menge, die durch ihr Auftreten ein vermeintliches Recht erzwingen will, hat Hunger und sieht die reichen Kaufläden scheinbar schutzlos vor sich. Man zertrümmert die Schaufenster, wirft Steine gegen die großen Spiegelscheiben oder erzwingt den Eingang durch die Ladenthür. Bisweilen stellen sich

die Ladeninhaber und ihre Gefellen mit dem Revolver und mit Beilen bewaffnet hinter den Eingang, und mehr als einer schreckt durch solche Entschlossenheit die zügellosen Haufen zurück. Aber anderswo geht es um so schlimmer her. Besonders in den Fleischer- und Bäderläden werden die Vorräte herausgerissen, die Kassen geleert, und alles zertrümmert, was nicht niet- und nagelfest ist. Etliche Schutzleute, die sich widersetzen, werden vom Pöbel nach den Spreekais geschleppt, um ins Wasser geworfen zu werden — überall hört man den Ruf: „Haut die Blauen nieder!“ Alle Leidenschaften kommen bei dieser wilden Entfesselung der Menge zum Vorschein.

Die Bewegung wälzt sich weiter und weiter. Jetzt hat sie das Schloß und den Lustgarten erreicht — aber unter den Linden erscheinen bereits starke Polizeimannschaften, der Widerstand gegen die Massen, die bereits ganze Stadtteile in der Gewalt zu haben glauben, organisiert sich.

Mit der Wache, die vom Dranienburgerthor her durch die Friedrichstraße über die Linden zieht, erscheinen Hunderte von Arbeitern, kaum durch die begleitenden Schutzleute in Zaum gehalten, catilinarrische Gestalten in zerfetzten Blusen und „Ballonmützen“, all die Proletarier der Vorstädte, die von Norden her kommen, wo das arme und hungrige Berlin voll Groll herüberfieht nach dem reichen und glänzenden Berlin der Friedrichstadt. Als die Soldaten das Schloß betraten und die Menge unter drohenden Bewegungen sich dort aufstaute, forderte die berittene Polizei sie zum Zurückgehen auf. Man leistete keine Folge — die Klängen wurden gezogen, und es kam zum Kampfe, in dem die Gendarmen Sieger blieben. Man schritt schonungslos ein — Verwundungen, Verhaftungen und geschlossenes Vorreiten in Masse räumten bald unter den Tumultuanten auf, die sich unter Geschrei und Lärmen in die Seitenstraßen zurückzogen.

Unter den Linden wogte alles in fieberhafter Aufregung hin und her. Bardewicks und ihre Gesellschaft, die vor das Café getreten waren, um den Lärm anzusehen, sahen sich von den wegdrängenden Scharen des Publikums mit fortgezogen. Erst in der Nähe des Brandenburgerthors war wieder etwas freier Raum, wo man Luft schöpfen konnte.

Bardewick und sein Vater sahen sich an — das war ein Schauspiel, das sie nie für möglich gehalten hätten. Wilhelm beruhigte Hedwig, die blaß und mit großen erschrockenen Augen diese tumultuarischen Volksmassen um sich sah.

„Sie verlangen nach Brot!“ murmelte Georg träumerisch, „das ist wie früher, wie vor hundert Jahren — da fing man auch damit an, nach Brot zu verlangen — und wer weiß, wie es endet?“

Fritz Stedinger sah, unter dem Bogen stehend, die Linden hinauf, wo noch alles durcheinanderwogte: Arbeiter, Truppen, Schutzleute und Zuschauer aller Art, eine schwarze wimmelnde Masse, unübersehbar, bis nach oben, wo das Denkmal des großen Königs stand — und darüber wölbte sich der graue Winterhimmel in seiner kalten, höhnischen Monotonie, un-

ergründlich wie das Schicksal, das über Völker und Menschen bestimmt.

„Götterdämmerung!“ sprach er halblaut vor sich hin, „sollte es doch so aussehen, wenn ein Volk sich zu Ende neigt?“

„Nein!“ rief Wilhelm Barbewiel energisch, sich

aufrichtend und den Arm um Hedwigs Schulter legend, „wir müssen arbeiten, vor allem umkehren — den Eigennutz und die Genußsucht in uns ablegen — damit uns endlich wieder zu teil wird, was uns verloren ging, und was wir so nötig haben — der soziale Frieden!“

## Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

### Herr Hagen.

Von P. Grotowski.

Die Sonne fast in die Fluten sank,  
Violett strahlten die Bogen.  
An Ufers dunklem Bergeshang  
Bläuliche Nebel zogen.

Ein Meckel schritt am Ufer hin,  
Er legte die Hand vor die Augen,  
Doch grimmig war sein troziger Sinn:  
Nichts wollt' als Furcht ihm taugen.

„Hi, Ferge, was bist Du nicht bereit?  
Herr Hagen thut Dich suchen.  
Doch die Donau ist breit, der Ferge weit,  
Herr Hagen fängt an zu fluchen.“

Er schickt sich an mit mächtigem Schall  
Hinüberzuschicken die Stimme —  
Da horch! was für ein Zauberschall  
Stört ihn in seinem Grimme?

Dort hinterm springenden Uferhang  
Da hört er plätscherndes Rauschen  
Und neckisches Lachen und Reigensang,  
Und näher schleicht er zu lauschen.

„Heia! Wir schwimmen durchs Bogengrün,  
Durchs Grün, da seltsame Blumen blühen,  
Schweben auf, schweben ab.“

Hoch geht die Welle,  
Wird Menschengrab,  
Doch leicht und schnelle  
Entfliehen der Welle  
Mit jauchzendem Mut  
Wir Töchter der Flut.

Menschenwitz, Menschenlist,  
O wie beschränkt Du bist!  
Schwer und beschränkt,  
So wie der Leib, der zum Grund sich senkt.  
Wir aber wissen,  
Was Sterbliche wissen,  
Die Meertochter hebt  
Den Schleier, der über der Zukunft schwebt.“

So singen drei Jungfrau'n schlank und zart,  
Ihre Haare blinken so golden.  
Ihre Schöne ist nicht von menschlicher Art,  
Die Meerfrau'n sind's, die holden.

Sie schweben und schmiegen und wiegen sich  
In den Fluten und singen so helle,

Die weißen Leiber wonniglich  
Durchglänzen die grünliche Welle.

Herr Hagen aber freut sich nicht,  
Sein Sinn bleibt trotzig und finster,  
Und doch! Ein Blitz erhellt sein Gesicht,  
Was steht er schimmern im Finster?

Ihr Nixen, ihr Nixen, jetzt kauft euch los!  
Herr Hagen hält eure Gewande,  
Eu'r weißer Leib bleibt bar und bloß,  
Das ist euch ewig Schande!

Ein rauher Auf die Luft durchdringt,  
Daß rings das Ufer gelleit,  
Herr Hagen hoch die Schleier schwingt,  
Nach ist der Sang zerschellet.

„Ihr klugen Meerfrau'n, schwöret mir  
Die Zukunft mich zu lehren!  
Doch ohne Falsch und ohne Bier,  
Sonst müßt ihr die Schleier entbehren.“

„Herr Hagen, ihr seid ein arger Mann,“  
Ließ sich die eine hören.

„Doch weil wir sind in Schleiers Mann,  
So wollen wir dir schwören.“

Wir wollen dir sagen frei und frank,  
Was du von uns begehrst,  
Auf daß du uns als guten Dank  
Die Schleier nicht verwehrest.  
Du wirst mit deines Königs Heer  
Ins Hunnenland gelangen,  
Gegrüßt mit solcher Pracht und Ehr,  
Wie nimmer ein Held sie empfangen.“

Da trug Herr Hagen die Schleier zum Strand  
Und wandte stolz seine Schritte.  
Die zweite der Nixen griff schnell das Gewand,  
Und es rief mit Lachen die dritte:

„Herr Hagen, Herr Hagen, nehmt euch in acht!  
Wohl wird man mit Ehr' euch empfangen.  
Doch keiner von euch, der die Fahrt gemacht,  
Wird zurück in die Heimat gelangen.“

Da rief Herr Hagen voll Grimm zurück:  
„Ihr Falschen, laßt eu'r Lachen!  
Mein Schwert, das ist mein gutes Glück,  
Wird über mir schon wachen.“

Und trotzigen Mutes schritt er hin.  
Ob auch viel düst're Gedanken  
Wie Wolken zogen durch seinen Sinn,  
Er mochte nicht weichen und wanken.

Und listig er schwieg. Den Fergen er fand.  
 Der setzte hinüber die Scharen.  
 Und keiner den Weg zurücke fand,  
 Der mit Herrn Hagen gefahren.

## Von der Flüchtlingsbahn zum Königsthron.

Historische Skizze.

Die umgestürzte Futterkrippe in einem Stallgebäude war ein eigentümlicher Platz zum Ausruhen für eine junge und obendrein schöne Dame, welche diesen Platz offenbar in der Absicht gewählt hatte, möglichst verborgen vor etwaigen Späherblicken zu sein, wozu auch der Ausdruck ihres ganzen Wesens stimmte, Erwartung mit Bangigkeit gepaart. Diese sonderbare Situation unterbrach der Eintritt eines Mannes, dem die Dame mit einem freudigen Aufschrei entgegenstog, an seinem Arme rasch das Stallgebäude verließ, erleichterten Herzens aufatmete und auf einen in einiger Entfernung harrenden Reisewagen zueilte. Der Mann hob die Dame in den Wagen, erteilte im Einsteigen dem Postillon irgend eine Mahnung, und der Wagen rollte rasch dahin. Diese Scene spielte sich vor einem Gasthause dicht an der französischen Grenze in der Nähe der Stadt Weißenburg ab, an einem Sommertage des Jahres 1725, die handelnden Personen derselben waren der von der orthodoxen Polenpartei zum Könige der Republik Polen gegen August von Sachsen erwählte Stanislaus Leszinski und dessen Tochter Maria. Die Königsherrschaft Leszinskis war nur von kurzer Dauer und endete in wilder Flucht, eifrig verfolgt von seinen siegreichen Gegnern. Dieser Flucht war ein gesichertes Ruheziel auf Frankreichs Boden gesetzt. Der damalige Regent Frankreichs, Philipp von Orleans, hatte dem darum nachsuchenden Leszinski bereitwillig ehrenvolle Aufnahme und sicheren Schutz zugesagt und dem königlichen Flüchtling und seiner Tochter die Stadt Weißenburg im Elsaß zum Aufenthaltsort angewiesen. Schon nahe der französischen Grenze mußte der Reisewagen einer notwendigen Reparatur unterworfen werden, und obgleich die Flüchtlinge auf deutschem Boden keine Gefahr drohte, so war doch die Besorgnis derselben vor ihren rachsüchtigen Verfolgern eine so große, daß sie, überall Verrat fürchtend, nur einzig strebten, das Ziel zu erreichen, um endlich in Sicherheit aufatmen zu können. Deshalb auch der seltsame Ruheplatz Marias im Pferdestalle.

Schon bei Überschreitung der Grenze und dem Betreten französischen Bodens wurden die Flüchtlinge von einer Kavallerieabteilung empfangen, die sie nach Weißenburg begleitete und dem Einzuge in die Stadt einen festlichen Anstrich gab. In Weißenburg wurde Leszinski ein prächtig eingerichtetes Palais zur Wohnung angewiesen und ein kleiner Hofstaat zugeteilt, dem auch die dazu unvermeidliche militärische Staffage nicht mangelte, zu deren Bildung der Regent einige Regimenter nach Weißenburg dirigiert hatte. Gegen diese glänzende Aufnahme Stanislaus Leszinskis in Frankreich führte König August von Polen durch seinen Gesandten am französischen Hofe, einen Herrn von Suhm, Beschwerde. Der Regent bewilligte zwar Herrn von Suhm die nachgesuchte Audienz, gab ihm aber auf die geführte Beschwerde die stolze Antwort: „Meldeu Sie dem Könige von Polen, daß Frankreich von jeher ein sicherer Zufluchtsort unglücklicher Fürsten gewesen ist.“

Stanislaus Leszinski spielte die Rolle eines von Land und Leuten vertriebenen Königs ziemlich geschickt: mit großer Leutseligkeit empfing er seine geflüchteten Anhänger und Parteigenossen, nahm die dargebrachten Huldigungen mit stolzer Würde entgegen und hörte freudig die Vorpiegelung seiner Wiedererhebung auf den polnischen Königsthron durch eine Anzahl Flüchtlinge, die sich von den Almosen Frankreichs nährten. Die Prinzessin Maria fand die Situation sehr angenehm, als vielumschmeichelte Königstochter zu gelten. Ihre aufblühende Schönheit, ihr heiteres gefälliges Wesen, dem ein frommreligiöser Anstrich nicht fehlte, der jedoch erst später schärfer hervortrat und ihr Leben verbitterte, machten sie auch in den höchsten Kreisen beliebt, und gar bald bildete sie den leuchtenden Zielpunkt sehnsüchtiger Blicke. Auch einer der Herren aus dem kleinen Hofstaate Leszinskis, ein mit allen männlichen Vorzügen ausgestatteter junger Offizier, Graf d'Étrées, stand in dem Zauberbann der Prinzessin, und eine tiefe innige Neigung, die sich nur zu schnell zur Leidenschaft für die schöne Polin steigerte, erfüllte seine Brust. Maria teilte d'Étrées stürmische Liebe ganz; beide hüllten auch ihre gegenseitige Neigung keinesweges vor den Augen der Welt in den Schleier des Geheimnisses und so konnte dieselbe auch Stanislaus Leszinski nicht verborgen bleiben. Der König a. D. war jedoch nicht nur ein guter zärtlicher Vater, sondern auch ein schlauer klugberechnender Mann, der das Lebensglück seiner Tochter gern festbegründen wollte, wenn dabei nur der schwache Schimmer seiner Königswürde gewahrt bliebe. Und das war ja hier der Fall.

Graf d'Étrées gehörte dem ältesten und begütertsten Adel Frankreichs an und eine hohe Stellung im Staate stand ihm zweifellos in Aussicht, er vermochte also sehr wohl seiner Gemahlin ein glänzendes Los zu bereiten, selbst wenn sie königlichem Blute entstammte. Dies erwägend lud Leszinski d'Étrées zu einer vertraulichen Besprechung ein und machte ihm die Mitteilung, daß er die Neigung des Grafen zu seiner Tochter zwar billige, sogar geneigt sei, seine Einwilligung zu einer dauernden Verbindung des liebenden Paares zu geben, doch um der Hand einer Königstochter würdig zu sein, müsse d'Étrées zuvor einen hohen Rang einnehmen, und nur wenn er Herzog oder Pair von Frankreich geworden, könne er als Werber um die Hand der Prinzessin auftreten. Bis dahin müsse er sich gedulden und seiner Neigung Stillstand gebieten. D'Étrées ging mit dem Feuer-eifer des Liebenden darauf ein, sich eine derartige Stellung zu erwerben, was ihm sogar leicht dünkte; unverzüglich reiste er nach Paris, um sich dem Regenten persönlich vorzustellen und seine Sache zu führen. Doch sein Empfang bei dem Herzog von Orleans war keineswegs ermutigend. Die Familie Louvois, der die d'Étrées angehörten, war stets den Orleans feindgesinnt gewesen und dem Regenten besonders verhaßt. D'Étrées' Besuch wurde kurzweg abgewiesen, ja noch mehr, als der Regent den eigentlichen Beweggrund erfahren, warum der Graf eine Rangerrhöhung anstrebe, fügte er der Zurückweisung des Besuches die tiefverleubende Bemerkung hinzu: „Ein d'Étrées sei unwürdig, die Tochter eines Königs zu heiraten.“ Gleichzeitig stellte er Stanislaus Leszinski seine Ungnade in Aussicht, wenn er in eine Verbindung der Prinzessin Maria mit d'Étrées willige. Dadurch war für d'Étrées jede Hoffnung vernichtet. Stanislaus Leszinski wies ihn zurück und wußte jedes Zusammentreffen der Liebenden zu verhindern. Durch falsche Vorpiegelungen verlockt, fügte sich Maria dem Willen des Vaters, und um

jede Annäherung zu vermeiden, mußte d'Étrées Weissenburg verlassen. Der kurze schöne Liebestraum war ausgeträumt, und d'Étrées suchte in der Ferne und auf dem Felde der Ehre Heilung für seine Herzenswunde. Der Herzog von Orleans dachte ja nicht im entferntesten an die Möglichkeit, daß die Tochter des vertriebenen Polenkönigs den Thron Frankreichs als Königin besteigen könne. Die Verbindung des noch sehr jugendlichen Ludwig XV. mit einer spanischen Prinzessin war ja so gut wie abgeschlossen, und die noch fast im Kindesalter stehende Königsbraut wurde unter des Regenten Augen in Frankreich erzogen und unterrichtet. Aber der ebenso unerwartete als plötzliche Tod des Regenten in den Armen einer seiner Maitressen brachte seine Gegner an das Ruder der Macht, denen das Verlöbniß des eben in das Jünglingsalter getretenen und sich dem weiblichen Geschlechte gegenüber noch passiv verhaltenden Königs verhaßt und eine Lösung desselben erwünscht war. Die Vermählungsfrage Ludwig XV. wurde ziemlich offen diskutiert und das Resultat dieser Diskussion war: daß eine Verbindung Ludwig XV. mit der spanischen Prinzessin für Frankreich nachtheilig sei, weil dieselbe, bei der großen Jugend der Braut, erst nach einem längeren Zeitraum wirklich vollzogen werden könne und dadurch allen Möglichkeiten Spielraum gegeben sei. Nur eine beschleunigte Vermählung des Königs mit einer passenden Gemahlin, könne Frankreich der Ungewißheit entreißen, in der es sich momentan befinde und die Thronfolge sicher stellen. Wer die Tochter Stanislaus Leszinskis in Vorschlag gebracht und die Aufmerksamkeit des jungen Königs auf die aufblühende Schönheit der Prinzessin Maria gelenkt, ist unbekannt geblieben, aber Ludwig XV. ließ sich bereit finden, die schöne Polin mit dem spanischen Kinde zu tauschen und das entschied. Die Verlobung des Königs wurde für aufgelöst erklärt, die spanische Prinzessin wieder zurück in ihre Heimat geschickt und die demnächstige Vermählung Ludwigs XV. mit Maria Leszinska proklamiert. Die Seele und Triebfeder dieser wichtigen Geschehnisse war die Maitresse des Premierministers Herzog von Condés, Marquise de Prié, die den unfähigsten aller Minister Frankreichs beherrschte, dessen ganze Staatsweisheit in der verschärften Ausführung der von Ludwig XIV. erlassenen strengen Gesetze gegen die Protestanten bestand. Von dem Pöbel des französischen Volkes begrüßt, bestieg Maria Leszinska an der Seite ihres Gemahls, des Königs Ludwigs XV., eines im stolzen Aufblühen stehenden Jünglings, den glänzenden Königsthron Frankreichs.

Ob Maria Leszinska, umrauscht von der schimmernden Genußwoge des schwelgerischsten Hoflebens, umfunkelt von der glänzenden Pracht des Königthums ihren kurzen, schönen Jugendtraum vergessen, ist Geheimnis geblieben, wie es Geheimnis geblieben ist, ob der im Laufe der Zeit bis zur Marschallswürde emporgestiegene d'Étrées in dem errungenen äußeren Ruhme Erjaß und Trost für sein verlorenes Liebesglück gefunden hat. Maria gehörte zu der Zahl unglücklicher Frauen auf dem Königsthron Frankreichs. Sabalen unwürdigster Art und Zurücksetzungen der Frau und Königin vergifteten ihr Leben und selbst über den Häuptern ihrer Kinder leuchteten keine freundlichen Schicksalssterne.

**C. Riffel.**

## Verlorenes Leben.

Von **L. v. Oberhofen.**

O, laß mich weinen — weinen Dir zu Füßen,  
Das müde Haupt geneigt in Deinen Schoß,  
In Deiner Nähe laß die Schuld mich büßen,  
Sag' Dich nicht ewig, ewig von mir los!

Leg' mir aufs Haupt doch Deine lieben Hände  
Und sprich ein einzig ruhig tröstend Wort —  
Bedenk' — wie ich so gar verlassen stände,  
Wenn Du mich stiehest von der Schwelle fort.

Warum ich weine? Um verlorenes Leben,  
Das mir so flüchtig, liebeleer entrann,  
O — fühl' den Schmerz in meiner Stimme reden  
Und blick' mich einmal — einmal gütig an.

Verlorenes Leben! Fühlst Du welche Qualen  
Dies Wort beschwört aus meiner Seele Grund?  
Ich könnte sie mit keinem Pinsel malen,  
Heiß blickt das Auge, zitternd schweigt der Mund.

Doch was an zehrend mächtigen Gewalten —  
Qualvoll verwundend mir im Innern gährt —  
Du mögst barmherzig mir nicht vorenthalten,  
Was noch mein armes Leben mir verkärt.

## Zwei Sprichwörter.

Von **Heinrich Förster.**

I.

„Eile mit Weile.“

Eile mit Weile! Das Eilen drückt aber doch eine hastige, schnelle Bewegung aus und das Weilen ein Ruhen? Wie soll man das zusammenbringen? und aus dem Ganzen noch den Nutzen ziehen, den viele Sprichwörter für den Denkenden in sich bergen?

Man kann doch nicht im Eilen ruhen!

Und doch ist's nicht allzuschwer, eine Lösung zu finden, wenn man eine Umschreibung zu bilden sucht, etwa: sei bereit zu handeln, schnell zu handeln, wo es not thut, aber überlege; laß Dich nicht fortreißen, ohne zu bedenken, wohin der Weg führt, den Du betreten hast!

Hat man nun eine klare Vorstellung von dem Inhalte, von dem, was das Wort sagen und lehren will, dann drängt sich unwillkürlich die Frage auf, warum aber heißt es „Eile mit Weile“?

Der Eilende stürmt dahin, ohne sich zu bestimmen, ohne sich die Lage klarzulegen, und ist er einmal im Dahineilen, dann meint er sich nicht mehr halten zu können: er stürzt und eilt dahin, vielleicht führt den Unverständigen ein gütiges Geschick am Abgrunde vorbei, vielleicht aber führt ihn auch sein Weg, den er mit Eile betreten, den er mit Eile zurückgelegt hat, in denselben.

So geht es dem Feldherrn im Schlachtgetobe, so geht es dem Staatsmanne in der Politik, so geht es dem Manne im allzukühnen Wagen und dem Jüngling im Leichtsinne. Der Feldherr sieht keinen Ausweg, er ist mit den wenigen seiner Leute von den Hülfstruppen abgeschnitten; der Staatsmann hat ein falsches Ziel verfolgt, es bringt dem Lande

den Untergang; den Jüngling führt Leichtsinns ins Verderben, mit Eile, wie er den abschüssigen Weg betreten hat, geht es weiter ohne Halten! Und der Mann, der seine ganze Kraft einsetzte, der aber eilend ohne Bedenken wagte, spekulierte, auch ihn trifft das Geschick der anderen.

Wer mit Eile ohne Weile zu Werke geht, sei es im großen, sei es im kleinen, der spielt „*va banque!*“ Eile mit Weile aber — das führt zum Siege, zum Gelingen.

Ehe man einen neuen Weg betritt — ein kurzes Stillstehen, ein Überlegen! Und dann mutig und frisch vorwärts! Vorwärts in die Zukunft auf neuen Wegen, wenn man nur weiß, welche Wege man gehen will und auch wirklich geht!

Beispiele für das Wort „Eile mit Weile“ lassen sich in Menge im täglichen Leben finden. Ein jedes Menschenleben kann Zeugnis von der Wahrheit des Sprichwortes geben, unter jedem Grabsteine ruhen Bestätigungen desselben!

Der Dramatiker macht das Wort und seinen Inhalt zum Untergrunde seines Werkes, der Lustspielsdichter gebraucht es in seiner Weise; der eine läßt seinen Helden durch graufige Konsequenzen seines Handels „ohne Weile“ den Untergang finden, der andere verwickelt und löst die Folgen der eiligen Unbedachtsamkeit in sprudelnd lustiger Art.

Und bietet schon die Geschichte des einzelnen eine Fülle von Beispielen, dann thut es noch weit mehr die Geschichte der Völker.

Von dem Römer Cunctator bis zum größten Strategen der Neuzeit, Moltke, auf jedem Blatte der Kriegsgeschichte der Völker erweist sich die Wahrheit des Sprichwortes.

Deshalb giebt es auch so viele andere Sätze, welche dasselbe „Eile mit Weile“ raten.

Wie die Römer ihren Cunctator hatten, so hatten sie auch ein „*Festina lente!*“. Und das „*Respice finem!*“ ist es im Grunde etwas anderes als „Eile mit Weile“? Ebensovienig wie des Franzosen „*hâte toi leuement!*“ und manches andere deutsche Sprichwort, welches mit jenem auf dem gleichen Boden gewachsen ist.

So muß denn eine Wahrheit, die so sichtbar dem Sehenden vor die Augen tritt, eine Wahrheit, die alle Völker fast in Sprichwörtern besitzen, auch beachtet werden.

Im Studium der alten Geschichte müssen wir lernen am Beispiele edler Personen das „*Festina lente!*“, wir müssen inne werden, das es nachahmungswert ist, wenn der Italiener sagt: „*Chi va piano, va sano!*“ und der Britte: „*fair and softly goes far!*“, wir müssen lernen im Leben zu eilen mit Weilen. Und die Jugend vor allem! Tritt auch mit dem Schnee des Hauptes nicht das Eis in des Menschen Herz, so ist doch die Jugend, lebenslustig, unerfahren, leichtsinnig am ehesten geneigt ohne Besinnen zu eilen — und die Wege führen hinunter.

## II.

### „Einmal ist keinmal.“

„Einmal ist keinmal!“ Man hört es hier und dort, man thut selbst so oft danach, man verwirft es so oft — und hat man nur einmal darüber nachgedacht? Hat man einmal versucht, des Wortes ganzen Sinn zu ergründen?

Es ist eine auffallende Eigentümlichkeit vieler Sprichwörter, daß sie bei oberflächlicher Betrachtung paradox zu sein scheinen. „Einmal ist keinmal“ — kein Mathematiker wird das zugeben.

Und doch hat es seine Wichtigkeit.

Die Erklärung liegt wohl zum guten Teil in der

Flüchtigkeit des „Einmal“. Eine Handlung, irgend ein Thun von minutenlanger Dauer nur, ein Wort, ein Gedanke einmal gethan, gesprochen und gedacht, sie verlieren ihren Wert und werden zur nichts bedeutenden Null durch die ganzen Reihen von Thaten, durch die ganzen Verbindungen von Worten, durch die ganzen Züge von Gedanken, die sie umgeben.

Eine logische, das Wort ganz ergründende Erklärung in kurzen Worten — das ist wohl ein schweres Ding; aber am besten ließe sich das „Einmal“ vergleichen mit dem einen Fehltritt vom rechten Wege, der noch lange nicht den Wanderer um das ersehnte Ziel bringt, denn der eine falsche Schritt, er wird ausgeglichen durch die vielen richtigen — und „Einmal ist keinmal!“

Es giebt wohl kein Leben, in dem nicht einmal keinmal gewesen wäre, und wenig sind der Entschuldigungen, deren Mefrain nicht lautet „Einmal ist keinmal“.

Und das Wort hat seine Wahrheit im Leben der Natur, der Völker und des einzelnen.

Der Hagelschlag, das stürmische Gewitter, das die Saaten niederschlug, seine Wassermassen bringen vielleicht nicht den gefürchteten Schaden, sondern noch einen Segen nach der den Boden ansdörrenden Dige, noch einmal erheben sich die Halme, und frischer als zuvor, lebenskräftiger gedeihen draußen die Pflanzen.

Das Volk, das von wahnwitzigen Träumen beranfaßt, von selbstsüchtigen Führern aufgereizt den Thron des Königs umstürzt, es fehlte einmal und ruft vielleicht dann das Fürstengeschlecht zurück, und vergessen wird jene frevelhafte That, wenn nicht derselben gedacht wird als einer segensreichen, die manche Mißbräuche, manche Schäden tilgte, die anders nicht getilgt werden konnten.

Und der einzelne! Die Jugendlust will ihr Recht, und sie schreibt daher wohl am meisten ihrer Fahne das „Einmal ist keinmal“ auf, ihr, dem Vertreter des heiteren Optimismus, ihr, dem Verspötter des Frankfurter Philosophen, ihr gehört so recht eigentlich das Wort.

„Einmal ist keinmal“ denkt der kleine Übermut, indem er über die Stränge schlägt und ist noch tausendmal besser als der, den nur die Furcht vor Strafe, nur knechtische Angst zurückhält.

Und tritt sie einmal an den Mann die Verjuchung zu denken „Einmal ist keinmal“, und er giebt nach — es ist gut, daß es in unseren Händen liegt, ebenso, wie das „Einmal“ auszuüben, dasselbe in ein „Steinmal“ zu verwandeln.

„Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann,“ schreibt Kinkel, er muß sich seine eigenen Wege suchen und bahnen, und was er thut, wenn er einmal abirrt, fehlt und fällt — das eine Mal kann gerade einen bestimmenden Einfluß auf sein ferneres Leben erlangen; aus dem Minus wird nicht nur eine Null, es wird auch noch ein Plus.

Und wo immer einmal die Bande der Freundschaft und der Liebe verletzt werden, die Thränen der Versöhnung sollen die schönsten sein, und sie lassen das „Einmal“ zu einem „Steinmal“ werden.

Hat das Wort nun „Einmal ist keinmal“ ganz sicher seine Berechtigung und besonders in Bezug auf andere, so müssen ihm aber doch Grenzen gezogen werden. Denn es giebt Dinge, die es nicht auf sich anwenden lassen, Dinge, zu zart, zu hoch und heilig. Das erniedrigende, verlegend rauhe „Einmal“ würde sie auf immer vernichten. „Einmal

ist hundertmal!“ sagt Hebel, und ein einziges Mal kann immerwährende Kraft haben!

Weder unter der Flagge des „Einmal ist keinmal“, das ständig angewandt Leichtsinns heißt, noch unter der Flagge des Hebelschen Wortes, das uns schließlich jedes einzelne auf die Goldwaage legen läßt und uns zu „Haarpalmen“ macht — sondern auch hier ist die goldene Mittelstraße die beste.

„Einmal ist keinmal!“ dem Nächsten unter dem lieblichen Zauber der Veröhnung und „Einmal ist hundertmal!“ zu sich selbst.

Wer sich das zur Richtschnur setzt, der wird reich, überreich belohnt werden in dem friedvoll harmonischen Gefühl, das uns treue Pflichterfüllung und ein warmes, fühlendes Herz giebt.

## Sinngebichte.

Von Otto Sutermeister.

### Aussichten.

Daß er die andern alle überragt,  
Ist's nicht, was eines Berges Zauber krönt;  
Es ist der Gletscher, Seen und Berge Pracht,  
Die hier so einzig Nah und Fern verschönt.  
Nicht Höhe nur, ein holder Umkreis schafft  
So eine Menschenseele zauberhaft.

### Auf der Höhe.

Gleichwie dem Wanderer, der den Berg erklimmt,  
Erst Wald und Fels den Blick ins Thal benommen  
— Und er vermiszt ihn nicht: zu lockend waren  
Des kühnen Steigens Reize und Gefahren —  
Nun aber, von der Höhe, schaut er wieder  
Entzückt ins Thal voll Abendglanz hernieder;  
So taucht nach thatenvoller Zeiten Lauf  
Hell vor des Greises Blick die Jugend auf.

### Undenkbar.

Kannibalismus und unsre Kultur  
Sind so verschieden, die beiden,  
Daß nicht tausend Meilen sie nur,  
Daß sie Jahrtausende scheiden.

So zwischen unserm und zwischen dem Sein  
Mancher, die über uns wohnen,  
Liegen — wer weiß — nicht Meilen allein,  
Liegen Jahr-Millionen.

### Geflössverwandt.

Die band zusammen das Geschick  
Und niemals haben sie sich doch gefunden —  
Die fühlten sich in einem Augenblick,  
Als hätten Jahre sie verbunden.

### Verzeihung.

„Ich verzeihe“ — nur zu leicht  
Geht es oft vom Mund  
Während tiefer Groll noch schleicht  
Auf der Seele Grund.

Wer vorzeitig Frieden sucht,  
Kommt mit sich in Streit;  
Der Verzeihung süße Frucht  
Reißt allein die Zeit.

### „Nur Sinngebichte“.

„Sinngebichte? Kleine Ware!“  
Gräme Dich darob mit nichten;  
Wimmelt's doch von Jahr zu Jahre  
Mehr noch von Unsinns-Gebichten.

## Neue Romane.

Angezeigt von D. v. L.

**Anter'm Stroßdach.** Roman von Konrad Tilmann.  
3. Bde. (Leipzig, Carl Reißner.)

Es ist ein Dorfroman, der in manchen Zügen an Anzengrubers „Schandstet“, an den „Böswirth“ Hopfenk, aber auch an Jolas „La terre“ erinnert. Sehr zu rühmen ist die klare, folgerichtige Durchführung der Menschen, besonders der Hauptgestalten, des Jungfernkindes und ihres Geliebten. Die bäuerlichen Verhältnisse — das Werk spielt in Pommern, nicht weit von Soldin — sind ohne jede Verschönerung „naturalistisch“ wiedergegeben. Daß der Roman aber künstlerisch wirkt, verdankt er dem Gedanken, der im Wesen des Jungfernkindes verkörpert wird. Nur erscheint es zu sehr dem „Milieu“ preisgegeben. Man wird lebhaft gefesselt, wenn man die Geschicklichkeit beachtet, mit der Herr T. die Gestalten entwickelt. Aber leider ist der Roman so voll des Widerlichen, daß der Gesamteindruck ein zwiespältiger wird. Das Pathologische drängt sich zu sehr vor; ein altes Weib stirbt an Herzleiden und Wassersucht; ein Bauer an Schwindsucht; dessen Vater verblödet langsam; zwei Männer, Vater und Sohn, gehen am Säufertwahnsinn zugrunde. Trotzdem die inneren Seelenvorgänge mit den äußeren Krankheitserscheinungen sehr geschickt verknüpft werden, wirkt die eingehende und sich wiederholende Schilderung der Krankheiten allmählich ermüdend und abstoßend, wenn man auch dem Können des Darstellers vollste Anerkennung zollt. Das Werk ist merkwürdig, in der Menschenzeichnung das Beste, was T. geschrieben hat, aber es häuft zu viel Schatten zusammen, so daß man nach der Lesung doch einen quälenden Eindruck behält, der dort noch stärker sein wird, wo man die schriftstellerische Kunst in der Anwendung der Mittel nicht würdigen können.

**Eine Siegenatur.** Moderner Roman von Curt Grottewitz. (Berlin 1892, Max Hoffsprung.)

Dieser Roman spielt in einem sächsischen Dorfe. Die Hauptgestalt ist ein Knecht, dem es durch verschiedene Mittel, die nicht gerade rein sind, gelingt, eine reiche Bauerstochter und damit einen Hof zu gewinnen. Ein Streber in seinem Kreise, nebenbei ein sehr sinnlicher Mensch. Das „Moderne“ besteht nur darin, daß das Geschlechtliche stark mißspielt — übrigens bringt der Verf. nirgendwo küstern ausgeführte Auftritte — und ein Knecht sozialdemokratische Neben hält. Es wäre zu wünschen, daß die Vorwärtstrebenden endlich das thörichte Schlagwort fallen ließen. Es macht sich ja jetzt schon auf dem Titel von Romanen breit, die künstlerisch und sittlich auf niedrigster Stufe stehen. Aber natürlich: wir Deutschen müssen ja nachahmen. Im ganzen bedeutet die Arbeit bis auf einige Geschmacklosigkeiten einen Fortschritt gegenüber dem Erstlingswerke „Neues Leben.“

**Berthel, der Jude.** Von Ludwig Jacobowski. (Berlin 1892, Max Hoffschläger.)

Auch hier prangen auf dem Umschlag die Worte

„Moderner Roman.“ Die Benennung des Buches ist nicht glücklich — „Ein jüdischer Werther“ wäre besser gewesen, noch besser aber die Vermeidung dieses Namens, der durch Goethe einen zu scharf abgegrenzten Begriff erhalten hat, als daß man ihn so leicht für einen anderen verwenden könnte.

Im jüngsten Geschlecht des Judentums tritt seit etwa einem Jahrzehnt von neuem eine Empfindungsweise hervor, die schon in dem dritten und vierten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts als starke Welle aufgetaucht war: der Judentummerz. Die Bezeichnung stammt aus jener Zeit. In einer anderen Weise als Jacobowski haben schon die anderen Schriftsteller, z. B. Sittenfeld, (Conrad Alberti) ihm Ausdruck gegeben. Dieses jüngste Geschlecht hat in sich einen antisemitischen Zug insofern, als es verschiedene Eigentümlichkeiten der Voreltern, besonders den Schachergeist, den großen wie den kleinen, bekämpft. Unbewußt mag da die Hinneigung zu sozialdemokratischen Anschauungen mitspielen. Die einen streiten nun mit Grobheit und Satire, die anderen mit Empfindsamkeit. Zu diesen gehört der Verf. des genannten Romans. Diese Empfindsamkeit, bei den Juden überhaupt nicht selten, ist das einzige, was den Titel zur Not rechtfertigt.

Der Träger des Hauptgedankens ist Leo, ein jüdischer Student, Sohn eines Geldmannes. Von jeher hat er Abscheu gegen die Geldgier und den Schachergeist empfunden, den er oft, besonders an einem Verwandten, der im Bankhaufe des Vaters thätig war, beobachten konnte. Er haßte diesen Materialismus der Gesinnung, der für alles Höhere nur Worte des Spottes besaß; er hatte das Verlangen, ganz ein Deutscher zu werden und bekämpfte alles in sich, was ihm als Erbschaft des Blutes erschien. Tief litt er unter jedem Beweis der Minderschätzung, die er schon als Kind hatte erleben müssen, und sein erregtes Wesen sah mißtrauisch Verachtung auch dort, wo keine war. Das sind die psychologischen Voraussetzungen seines Judentummerzes: das innere Bewußtsein eines ethischen Gegenjages, den er in sich auszuüben strebt. Aber er ist eine schwächliche Natur; begabt, aber träumerisch, ohne rechte Männlichkeit, dabei stark sinnlich, obwohl nicht läderlich. Auf dieser Grundlage baut der Verf. das Schicksal der Gestalt auf. Leo geht zuletzt teils an sich, teils daran zu Grunde, daß sein Vater, den er stets für einen Ehrenmann gehalten hat, mit jenem Verwandten einen gemeinen Gründungsschwindel ausführt, der viele arme oder doch nicht reiche Leute, darunter den von Leo sehr verehrten Direktor des Gymnasiums, um deren Ersparnisse bringt, während die Gründer selber sich aus dem verkrachten Unternehmen mit ihrer Beute zurückziehen. Leo endet durch Selbstmord.

Der Roman ist merkwürdig als ein Zeugnis der Denkart, die thatsächlich — mehr als ein junger Jude hat zu mir so gesprochen, wie hier Leo spricht — vorhanden ist. Aber gelöst ist die aufgeworfene Frage nicht: „Wie wird der in Deutschland geborene, mit deutscher Wissenschaft genährte Jude zum echten Gliede des deutschen Volks?“ Es ist ein künstlerischer Fehler, daß J. den christlich-deutschen Freund Leos nicht in die lebendige Handlung verknüpft hat, sondern ihn rein zufällig erst kommen läßt, als Leo den Schuß abgefeuert hat.

Im allgemeinen aber verdient der Roman, trotz einzelner Züge, die etwas lästerner sind als nötig, Anerkennung des ehrliehen Strebens. Er ist jedenfalls das Beste, was der Verf. bis jetzt geschrieben hat. Manche Stelle ist sogar von

poetischer Empfindung belebt, so einzelne Natur Schilderungen, (z. B. S. 302 f.) und Helene, das von Leo geliebte Mädchen, das an den Folgen der Hingabe zu Grunde geht, ist fein durchgeführt. Die Sprache ist frei von Schwulst und von gesuchtem Geist.

**Zwei reiche Frauen.** Von M. v. Eschen. (Berlin 1892, Verlag des „Vereins der Bücherfreunde.“ [Fr. Pfeilstrücker.]

Der größte Teil der deutschen Schriftstellerinnen „fabuliert“ nur; der Faden ob aus Seide oder Faserstoff, wird abgesehen, und wenn „sie“ sich zuletzt „kriegen“, sind Leserin und Verfasserin höchlich zufrieden. Sehr wenige sind es, die in sich eine vertiefte Weltanschauung tragen. Zu ihnen gehört Mathilde von Eschen. Der vorliegende Roman behandelt einen — leider! — alltäglichen Stoff: die Geldheiraten. An zwei Paaren wird übrigens ohne vordringliche Absicht, das Schicksal eines solchen Bundes, dem die höhere Weihe mangelt, in klarer Weise dargelegt. Der Schluß, der den Sieg einer echten, auf Herzenseinheit ruhenden Liebe feiert, ist von erstem, sittlichem Geiste und von warmer Empfindung durchweht; wenn auch das Zusammentreffen des Grafen mit der geschiedenen Frau und deren Verlobten etwas zu sehr dem Zufall zu danken ist. Die Darstellung ist einfach aber lebendig. Wir empfehlen den Roman besonders Frauen und Mädchen auf das wärmste.

**„Invalia.“** Sozialer Roman aus der Gegenwart von Hans Blum. 2 Bde. (Berlin 1892, Gebr. Paetel.)

Hans Blum, der eifrige Bekämpfer der Sozialdemokratie, hat hier den Versuch gemacht, den Roman zum Kampfmittel zu machen.

Die Frage, ob das künstlerisch sei oder nicht, gehört zu den sogenannten Doktorfragen d. h. den unnützen. So lange die Form des Romans in der heutigen Auffassung des Wortes besteht, hat er als Kampfmittel dienen müssen. Besonders aber in unserem Jahrhundert. Man mag welches Schrifttum immer betrachten, das der Franzosen, Engländer, Italiener, Spanier und Russen oder das unserer, überall die gleiche Erscheinung: kaum eine Partei, die nicht den Roman für ihre Sonderzwecke benutzt hätte, von den unbedingten Notizen bis zu den stärksten Vertretern der Rechtgläubigkeit. Und heute gar dient der Roman wieder allen Sippen. Aber ebenso lehrt uns die Geschichte, daß auch Tendenzromane künstlerische Schöpfungen sein können, daß ein gerechter Kunsttrichter sie dann als solche anerkennen muß, auch wenn er die in ihnen verkochten Ansichten bekämpft.

Die Absichten des Verf. billige ich im allgemeinen, da auch ich zu den unbedingten Gegnern der im strengen Sinne sozialdemokratischen Lehrlätze gehöre — nicht aller Forderungen; denn manche derselben haben mit dem Apostolikum des sozialdemokratischen Glaubens nichts zu schaffen.

Aber trotz dieser Beistimmung kann ich den Roman nicht rühmen, wenn ich auch manche einzelne Auftritte anerkenne. Die Mittel, mit denen Herr Blum Spannung erzeugt, sind zu veraltet und abgebraucht. Ein Ring, der in den See geworfen und nach Jahrzehnten gefunden wird; zwei als tot betrauerte Kinder, die der Vater wiederfindet: ich muß gestehen, das ist mir zu „unmodern“, und eines Schriftstellers von Geist unwürdig. Leider greifen diese Thatfachen so tief in den Lebensbau (Organismus) des ganzen Buches ein, daß diese abgeblaßte Romantik die Wirkung auch des Guten zerstört. Der Verf. verwertet den bereiteten Zerstörungsversuch des Niederwaldentfalls für den Stoff, der aber in einer deutschen Großstadt spielt. Auch das ist ein Mißbrauch

der dichterischen Freiheit. Kurz, der Roman bedeutet künstlerisch keinen Fortschritt, was aber nicht hindern wird, daß er vielen Lesern gefallen mag. Einen ernst Strebenden kann es aber unmöglich befriedigen, die Zahl der nur zeitfürzenden Bücher um eines zu vermehren.

**Landsturm.** Erzählung von Hans Hoffmann. (Berlin 1892, Gebr. Paetel.)

Hans Hoffmann hat in diesem Buch das Größte geboten, was er bis jetzt geschaffen hat. Es ist ein Roman für echte Männer. Es lebt darin starker, wahrhaft epischer Geist und eine solche trotzige Gewalt innerlich gebändigter Empfindung, daß der Eindruck der eines wahrhaften Dichterverkes ist. Nordische Natur, Nordlandsmitte schon einer ersten Zeit, der nach dem Brande von Moskau. Mit festen, kühnen Zügen sind diese scheinbar harten Menschen gezeichnet, mit Feinheit, ja selbst mit Humor die Franzosen, die sich von der Beresina her durchgeschlagen haben, ein jämmerliches Häufchen elender Menschen, die aber doch nicht die Ehre vergessen und einen geretteten Adler heimbringen wollen in das Vaterland. Selten noch hat mich ein Werk so gepackt, nichts Modernes kenne ich, was so „heroisch“ empfunden ist, so einfach und doch so berechnet dargestellt. Auch die Sprache ist mit künstlerischem Sinn behandelt. Nur eins wünschte ich vermindert: die oft gehäufte Anwendung der Mittelform der Gegenwart.

Hoffmann hat das Glück gehabt, sich niemals um die Streitigkeiten der schriftstellerischen Sippen kümmern zu müssen. Er horchte in sich hinein, wo das dichterische Selbst spricht. Und unbeirrt um alle „Zämen“ hat er sich zum eigenartigen Schriftsteller, zum Dichter entwickelt, der dem Leitbilde seines Geistes nachstrebt. So könnte er gar vielen des jungen Geschlechts als Meister dienen. Nicht wird sein Buch in Mode kommen, aber es ist ein Werk, das in seiner Art als deutsche Schöpfung ebenso hoch steht, wie die meist gepriesenen Romane der Fremde, und sie an rein dichterischen Werten überragt.

**Eine Frau.** Studie nach dem Leben von H. A. von Heydenfeldt. (Leipzig 1892, Carl Reißner.)

Das bemerkenswerte Buch ist durch Tolstois „Kreuzerjona“ hervorgerufen. Der Erzähler trifft auf einer Reise mit einer etwa vierzigjährigen Frau zusammen. Sie kommen in ein Gespräch über das Werk des russischen Dichters und treten sich dadurch näher. In München legen beide den Verkehr fort, und vor der Trennung liest die Frau dem Erzähler die Geschichte ihrer eigenen Liebe und Ehe vor. Sie sowohl wie ihr Mann sind Ausnahmemenschen merkwürdiger Art, — ich merke aber ausdrücklich an, daß beide „dem Leben nachgezeichnet“ sein können, da ich selbst welche kenne, die als Doppelgänger gelten dürften. Das Buch fesselt, aber es hat einen Fehler: es bekämpft die allgemeine Behauptung Tolstois mit der Darlegung eines Einzelfalles, der sehr seltene Verhältnisse schildert. Der Stoff des Tolstoischen Buches ist eigentlich in einem dichterischen Werke überhaupt nicht zu behandeln, darum auch nicht durch ein solches zu widerlegen. Aber die vorliegende Arbeit bekundet eine das Mittelmaß übersteigende Anlage, die sich in der Geschichte der Frau offenbart.

## Sprüche.

### I.

Paßt Dir ein Mensch nicht in Deine Regel,  
Sage nicht gleich, daß er sei ein Flegel,  
Ein Mensch ohne Bildung und ohne Sitten —  
Noch nie wahre Männer ein Schema litten!

### II.

Alle die kleinlichen Geister  
Leiden an dem Gebrechen,  
Daß sie wie Mücken und Fliegen  
Meist ohne Anlaß stechen!

### III.

Nicht jeden Knaben Du brauchst zu lehren,  
Daß er nicht nahe von allen Beeren.  
Die meisten, die starben am Gift des Lebens,  
Die waren gewarnt, doch es war vergebens.

### IV.

Es freut mich, wenn, ist's öd' und kalt,  
Ein Herz doch lichte Bogen schlägt;  
Denn Wasser, das sich nicht bewegt,  
Gefriert zu Eis gar leicht und bald!

Valentin Traudt.

## Vermischtes.

— Des Fürsten von B . . . Steckenpferd war die Liebhaberei für Gemälde; er hielt sich für einen Kenner, so wenig dies auch der Fall war. Alle Künstler und Kunsthändler waren ihm willkommen, mit Ausnahme eines einzigen der letzteren, mit Namen Ledour, der allgemein für einen verschmitzten Betrüger galt. Der Fürst hatte seinen Leuten streng verboten, ihm je den Zutritt zu sich zu gestatten; schon sein Name war ihm ein Schrecken, denn vielfältig prophezeite man ihm, er würde über kurz oder lang doch in seine Schlingen fallen.

Ledour wußte sehr gut, in welchem Kredit er bei dem Fürsten stand, und um so mehr brannte er vor Begierde, diese Prophezeiung wahr zu machen.

Einst ließ er sich, sein Gesicht ganz unkenntlich gemacht durch künstliche Schminke und eine Perücke, in tiefe Trauer gekleidet, bei dem Fürsten unter fremdem Namen melden. Er wird vorgelassen. Mit Thränen und Schluchzen fällt er dem Fürsten zu Füßen und ruft aus: „Ach! Ew. Durchlaucht, ich bin auf immer ein unglücklicher Mann, wenn Höchstselben sich meiner nicht anzunehmen geruhen.“

„Was kann ich denn für Sie thun?“

„So eben ist mein Vater gestorben. Es war der biederste Mann von der Welt, aber er war von der Manie besessen, Gemälde zu sammeln. Er hat mir, wie man mir versichert, seltene Meisterstücke hinterlassen, aber sein ganzes Vermögen darauf verwendet. Ich verstehe mich nicht darauf, und bei dieser kostbaren Sammlung bin ich ein — Bettler.“

„Sie müssen sie loschlagen.“

„An wen, Ew. Durchlaucht? Alle Kunsthändler sind Gaubiebe, die nicht den zehnten Teil des wahren Wertes dafür geben werden. Es giebt einen unter ihnen, Ledour, der mich bestürmt; er soll Geld haben, aber sein Gebot ist zu schimpflich.“



„Um Gotteswillen, lassen Sie sich mit dem Ledoug nicht ein. Das ist der abgefemteste Schurke. Er wird Ihre Erbschaft für einen Pappenspiel an sich bringen wollen. Ich will Ihre Gemälde sehen. Sie interessieren mich.“

„Ew. Durchlaucht sind als Kenner bekannt und dabei großmütig. Sie werden meine Unwissenheit in dergleichen Dingen nicht zu meinem Schaden benutzen, davon bin ich überzeugt. Sie werden mir den wahren Wert dafür gnädigst bewilligen; mein ganzes Vermögen besteht ja nur in diesen Gemälden; um so mehr wollte ich Ew. Durchlaucht unterthänigst bitten . . .“

Der Herzog befahl: „Laßt vorfahren!“ und sagte darauf zu Ledoug: „Wir wollen zusammen hinfahren; ich muß die Gemälde gleich in Augenschein nehmen.“

Darauf hatte es Ledoug angelegt. Er hatte zu diesem Zwecke in einer abgelegenen Straße ein Quartier gemietet und dort in schönen vergoldeten Rahmen seine schlechten Kopien und Schülerarbeiten aufgestellt.

Beide traten in das Zimmer. Der Schwindler begann bei dem Anblick dieser Bilderhalle aufs neue über die unglückliche Kunstliebhaberei seines Vaters zu wehklagen, der sein ganzes, nicht unbedeutendes Vermögen für so nutzlose Dinge verschleudert habe. Dabei beobachtete er den Prinzen aus seinen Augenwinkeln sehr genau, und bemerkte zu seiner Freude, daß solcher Wohlgefallen an den Gemälden fände.

„Was wollen Sie denn für die Sammlung haben?“ fragte der Prinz.

„Das muß ich lediglich Ew. Durchlaucht unterthänigst anheim stellen. Hochdieselben sind ein Kenner und denken viel zu gerecht, um sie unter ihrem Werte an sich bringen zu wollen.“

„Was hat Ihnen Ledoug dafür geboten?“

„Dieser Jude, dieser Gauner wollte mir dafür dreitausend Thaler geben. Meinem Vater kostete diese Sammlung über dreißigtausend.“

„Ihr Vater hat sich übervorteilen lassen. So viel sind die Gemälde nicht wert. Wollen Sie zehntausend Thaler, so will ich sie kaufen. Ein Wort für tausend!“

Ledoug jammerte, daß er so wenig für den teuren Nachlaß seines Vaters zu erwarten habe; nahm aber doch das Anerbieten des Prinzen endlich an. Die Gemälde wurden abgenommen und in das Palais des Prinzen gebracht. Der Verkäufer strich das Geld dafür ein und empfahl sich.

Bald kamen nun die Kunstfreunde zu dem Prinzen, um seinen Zuwachs zu seiner Gemäldesammlung zu sehen.

„Das sind ja nichts als Bilder aus Ledoug Trödelkammer!“ riefen mehrere, „das Beste daran sind die goldenen Einfassungen.“

Der Prinz war äußerst entrüstet über diesen Schelmenstreich; er wollte den Verkäufer verklagen; aber er besann sich, daß die Sache dann noch ruderbar werden, er seinem Ruf als Kunstkenner, auf den er sehr stolz war, einen tödlichen Stoß geben und auch nicht einmal seinen Prozeß gegen den Betrüger gewinnen würde, da dieser ihm nicht den Preis gemacht, sondern er sich freiwillig erboten hatte, ihm eine so unverhältnismäßig große Summe für bunte Sudeleien zu zahlen. Ihm blieb nichts übrig, als die ganze Sammlung in eine Trödelkammer unter anderen alten Geräten verbergen zu lassen.

— Marmontel war ein sehr langweiliger Gesellschafter, und im Umgange nichts weniger als liebenswürdig. Ein junger geistreicher Mann, der ihn bloß aus seinen Schriften kannte, freute sich auf seine persönliche Bekanntschaft. Als er diese aber gemacht, sagte er zu dem Wirte, bei welchem er solchen gesehen und gesprochen, beim Weggehen:

„Ich will nun geschwinde Marmontels Erzählungen lesen, um mich für die Langeweile schadlos zu halten, die er mir gemacht hat.“

— Gleich nach Stiftung des Ordens des eisernen Kreuzes im Jahre 1813 schrieb ein Student einem andern, der die Universität verließ, ins Stammbuch:

Das Kreuz und das Eisen  
Sollte Hüße erweisen,  
Daß Gott uns verschone  
Mit eiserner Krone.

## Briefkasten.

S. S. in H. Die abgedruckten sind alle, die ich behalten habe. Aufsätze werden stets bezahlt; senden Sie einmal etwas ein. — Lehrerin M. D. Ich bitte um genaue Wohnungangabe, damit Ihnen die Sendung zurückgeschickt werden kann. — Herr Dr. H. W. in L. Leider für uns nicht geeignet. — Fr. Kath. Ab. in L. „Herbstgedanken“ kommt mit einigen Verbesserungen. — Herr Friß Peter in M. Kritiken gegenüber, die an keiner Stelle eine persönliche Beleidigung des Verfassers enthalten, giebt es keine Verurteilung auf das Preßgesetz. Der Recensent, dem wir Ihren Roman „Das Priestererbe“ übergeben haben, hat sein Urteil ehrlich abgegeben nach seiner Auffassung. Etwas anderes kann ein Schriftsteller nicht verlangen. Es thut mir leid, aber den Abdruck der Entgegnung muß ich ablehnen. — Fr. Helene K. in L. Sie haben die Wette verloren. „Gott“ und „Göze“ sind mit einander gar nicht verwandt und stammen von zwei verschiedenen Wurzeln. Und ebenso ist's mit „Gott“ und „gut“. — Fr. Helene M. Haben Sie meine Anfrage wegen der genauen Wohnungangabe nicht gelesen? Herzliche Grüße!

## Inhalt der Nr. 6.

Heinrich Guise. Historischer Roman von Karl Verlow. Forts. — Ein Revolutionär. Roman von Otto Mora. Forts. — **Beiblatt:** Herr Hagen. Von P. Grotowski. — Von der Flüchtlingsbahn zum Königsthron. Historische Skizze. Von C. Nijzel. — Verlorenes Leben. Von L. v. Oberhofen. — Zwei Sprüchwörter. Von Heinrich Förster. — Sinngedichte. Von Otto Sutermeister. — Neue Romane. Angezeigt von D. v. L. — Sprüche. Von Valentin Traudt. — Vermischtes. — Briefkasten.

# Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von  $\frac{3}{4}$  M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N<sup>o</sup>. 7.

## Erkämpft.

Roman

von

Agnes Harder.

I.

„Mama, würdest Du sehr böse sein, wenn ich meine Verlobung mit Walter Bodenhausen auflöste?“

Die Stimme des jungen Mädchens klang flehend und die braunen Augen blickten bittend und voll Thränen zur Mutter hinüber.

Frau Regierungsrat König, eine Frau anfangs der Vierziger, mit feinen Zügen und einem tadellos sitzenden Kleide, welches verriet, daß seine Trägerin noch immer stolz auf die einst berühmte schöne Gestalt war, ließ den neuen Roman, den sie eben durchblätterte, fallen und sah die Tochter fassungslos an.

„Eva,“ rang es sich schließlich von ihren Lippen, „Kind, Mädchen! Ich glaube, Du hast Dich gestern auf dem Ball bei dem Landeshauptmann erkältet und redest irre.“

Um Evas Mund zuckte es. Sie war dem Weinen nahe, aber Thränen nützen nichts, wo man handeln muß. So nahm sie all ihren Mut zusammen, — viel war's nicht; was sie überhaupt davon besaß, entsprang ihrer unbestechlichen Wahrhaftigkeit und ihrem Gerechtigkeitsgefühl, — kniete neben der Mutter nieder, küßte zärtlich die feine, gepflegte Hand und sagte:

„Nein, Mama, ich rede nicht irre. Ich komme zu Dir, als zu der natürlichen Trostesquelle in meinem Leben; ich komme zu Dir, wie das geängstigte Kind zu seiner Mutter; wie Du vor zwei Jahren die erste warst, der ich meine Verlobung mitteilte, so bist Du heute die erste, die erfährt, daß ich sie auflösen will — auflösen muß.“

Trotz aller Weichheit klang durch die letzten Worte die Unbeugsamkeit eines gefaßten Entschlusses.

„Aber ich bitte Dich, Eva, was ist geschehen? Habt Ihr irgend einen Streit gehabt? War Walter gestern nicht aufmerksam genug gegen Dich?“

„Du weißt, daß er mir kaum von der Seite ging. Nein, er blieb sich immer gleich.“

„Nun also. Er ist in der That der ergebenste Bräutigam, den man sich denken kann. Was sollen also die Schrullen?“

Eva stand mit einem Seufzer auf und trat ans Fenster. Auf den Sträuchern des kleinen Vorgartens lag hoher Schnee. In der vornehm stillen Pulverstraße Königsbergs herrschte zu dieser frühen Vormittagsstunde tiefe Ruhe. Endlich rang es sich zögernd von den Lippen des Mädchens:

„Ich liebe ihn nicht mehr, habe ihn vielleicht nie geliebt!“

Eine schwüle Pause folgte den Worten.

Frau König war aufgestanden. Der ein wenig blasierte Ausdruck war von ihren Zügen verschwunden, scharf blickten die Augen zu ihrer Tochter hinüber, und mit zorniger Stimme fragte sie:

„Wenn ein junges Mädchen eine glänzende Partie aufgeben will, weil es den Betreffenden nicht mehr liebt, so heißt das doch so viel, als sie liebt einen andern?“

„Mutter!“

Es klang so viel ehrliche Entrüstung aus dem Worte, das liebliche Gesicht mit den reinen Zügen redete so deutlich die Sprache der Unschuld, daß sich die Frau Regierungsrat sofort beruhigte.

„Mutter, Du traust Deiner Tochter zu, mit dem Ringe am Finger an einen andern zu denken?“

„Was soll's dann aber heißen, Eva?“

„Es heißt, daß ich ein Kind war vor zwei Jahren, daß es mir schmeichelte, wie der beste Tänzer, der eleganteste Schlittschuhläufer gerade mich bevorzugte —“

„Walter Bodenhausen ist denn doch etwas mehr als nur Salonmensch. Du weißt, daß er einer der tüchtigsten Referendare war, die unter Deinem Vater arbeiteten. Er hat seinen Assessor mit Auszeichnung bestanden und wird einmal —“

„Ein musterhafter Beamter werden.“

„Eva, Du vergißt, daß die Vorfahren Deines

Vaters seit einem Jahrhundert in der Verwaltung oder der Justiz thätig waren, daß auch mein Vater ein musterhafter Beamter war, und daß ich noch heute stolz darauf bin."

"Verzeih, Mama, ich wollte Dich nicht kränken. Ich liebe und verehere ja meinen Vater aus Herzensgrund — aber heiraten" — sie zögerte und schien nach möglichst schonenden Worten zu suchen — "heiraten möchte ich doch lieber einen Menschen, als einen Regierungsaffessor."

"Als ob das zu trennen ist!"

"O doch, Mama. Sieh, wenn schon das Amt, in dem man ganz aufgeht, einen so großen Teil der Zeit in Anspruch nimmt, wenn der Verkehr in den Kollegentreisen ein so ausgebehnter ist, und ich weiß ja, daß das Standespflicht ist, wenn auch da immer und immer wieder es Berufsinteressen sind, die im Vordergrund stehen, dann denke ich oft wirklich, für das rein Menschliche in uns bleibt nichts übrig, nicht Zeit, nicht Interesse, nicht Frische."

"Aber Kind, was Du da sagst trifft doch nicht uns allein; in jedem Stande wirst Du Ähnliches finden, in jedem Stande aber auch Menschen, die die Berufsarbeit nicht einseitig macht; denke doch nur an den vorzüglichen Vortrag, den Präsident K. gestern bei Tisch über die letzte Gemäldeausstellung hielt."

"Du nennst es ganz recht einen Vortrag, Mama, der wenig in die Gesellschaft paßte; zudem hatte ich die Hauptschlagnörter desselben kürzlich in irgend einem Journal gelesen."

"Du bist eine Kezerin, und zudem ein verzogenes, vermöhntes Kind."

"Ich habe keinen Autoritätenglauben, es ist wahr. Ich kann eine geschmacklose Arbeit nicht geschmackvoll finden, weil Frau Präsident v. P. sie eben bewundert, eine Farbenjudelei nicht preisen, weil die Frau des Ministers sie zu unserm Bazar schickt. Ich kann nicht immer bedenken, daß wir in erster Linie Beamte sind und Sonderinteressen unser Leben leiten und bestimmen. Mutter, hinter chinesischen Mauern leben wir — und ich möchte frei sein, frei wie der Vogel in der Luft! Darum kann ich auch Walter Bodenhausens Weib nicht werden. Ich würde ihn betrügen, denn nie könnte ich meinen Geist stützen, wie ich es als Frau eines Strebers müßte — nie!"

Sie hatte sich in glühende Aufregung hineingesprochen, ihre Brust hob sich stürmisch und den Thränen konnte sie nicht mehr wehren.

Frau König liebte dieses einzige, wie sie ganz richtig gesagt hatte, maßlos verzogene Kind über alles. Selbst ihre Entrüstung über die eben ausgesprochenen „Kezereien“ schwand vor dem sichtbaren Seelenleiden, sanft nahm sie sie bei der Hand und führte sie zum Sofa.

"Sei ruhig, Eva, kleine Schwärmerin. Du weißt ja selber, daß Vater und ich nicht auf einen Wunsch bestehen würden, an dem Dein ganzes Lebensglück hängt, aber —"

"Ja, Mama," schluchzte Eva an der Mutter Brust, "mein ganzes Glück. Denke doch nur, Du solltest einen Mann heiraten, den Du nicht liebst!" Ein Schauer ging durch ihre Glieder.

"Aber Eva," antwortete diese, leise über die braunen Haare streichend, "Du liebtest ihn doch früher. Wie ist das nur so plötzlich gekommen und was verlangst Du denn von Deinem Mann?"

"Plötzlich kam es garnicht. Es ist schon lange in meinem Herzen ein so unbestimmtes, ängstliches Gefühl, wenn ich Walters Briefe lese. Immer suche ich darin etwas, was ich doch nie finde. Er arbeitet fleißig, wird von seinen Chefs ausgezeichnet, liebt mich — aber —"

Sie stand auf, machte sich sanft aus der mütterlichen Umarmung frei und strich sich die kleinen krausen Locken aus der Stirn.

"Ich glaube, es fing mit Willys Krankheit an. In den langen Krankheitswochen, die seinem Tode vorangingen, sprachen wir über so mancherlei — und angesichts der Ewigkeit schätzt man den Wert der Dinge vielleicht anders, als im vollen Leben. So lange er noch hoffte, kehrte er immer wieder darauf zurück, Euch zu bestimmen, ihm ein Umsatteln zu gestatten. Ich sprach mit Euch nicht davon, da ich ja wußte, es konnte sich nie mehr verwirklichen. Er wollte Naturwissenschaften studieren. Ein Professor, den er neben seinen juristischen Kollegen hörte, hat wohl bestimmend auf ihn eingewirkt, obgleich er selbst über Ästhetik und Kunst las. Er sprach so begeistert, daß ich ihm oft nicht folgen konnte, bin ja auch nur ein dummes Mädchen," hier erschien in der Unterredung um den frischen Mund zum ersten Male das schelmische Lächeln, das sonst so gerne auf diesen Lippen wohnte — "aber es war eine andere Luft, das merkte ich doch, eine, die die Lungen weitet und das Blut schneller kreisen läßt, keine Bureauluft. Dann — nachher —" sie küßte die Hand der leise weinenden Mutter und schmiegte sich innig an sie — "habe ich viel in seinen Büchern gelesen und manches ist mir da klar geworden."

Es war eine Weile still. Die Erinnerung an einen geliebten Toten heiligte die Gedanken der beiden Frauen, die Erinnerung an den über alles geliebten einzigen Sohn und Bruder, einen Feuergeist, der, ein zweiter Ikarus, den Flug zur Sonne gewagt und mit gebrochenen Schwingen zu früh in den Abgrund gestürzt war.

Selbst wenn Eva der geschickteste Anwalt gewesen wäre, hätte sie ihrer Sache nicht mehr nutzen können als jetzt, da sie, einfach dem Zuge ihres Herzens folgend, sich Hilfsstruppen aus dem Jenjenseits holte. Frau König konnte an diese trübe Zeit ihres Lebens, die einzige Zeit schwerer Prüfung, nicht denken, ohne sich auch zugleich daran zu erinnern, was ihre Tochter ihnen damals gewesen. Die Sonne scheint ja oft wochenlang und dann gewöhnen wir uns so an Licht und Wärme, daß wir sie ganz gedankenlos hinnehmen, einfach als etwas Selbstverständliches. Aber wie anders, wenn sie nach trüben Tagen des Regens und Stürmens durch die grauen Wolken bricht, tröstend und verheißend zugleich! Niemals hatten die Eltern bezweifelt, daß ihre kleine Eva, in deren Augen schon Sonnenstäubchen eingeschlossen waren, das Licht ihres Hauses sei. Hatte sie doch schon als kleines Ding auf den Armen der Mutter die Händchen

verlangend nach den goldenen Strahlen ausgestreckt. Und wenn Eva König lachte, so aus voller Seele, so aus dem heitern, kinderreinen Gemüte heraus, dann mußte man schon ein arger Griesgram sein, wollte man nicht einstimmen. Damals aber, nach des Bruders Tode, hatte sich dieses Gold im Scheidewasser des Schmerzes als echt bewährt.

Bis zuletzt hatte sie es vermocht, dem geliebten Sterbenden eine heitere Stirn zu zeigen; auf sie stützten sich die gebrochenen Eltern, als ihre stolzesten Hoffnungen begraben waren; ihr Verdienst war es, wenn dann in dem Getriebe des Haushaltes nichts aus dem Geleise ging, für jede kleine Bequemlichkeit oder Liebhaberei der Eltern sorgte sie nun doppelt umsichtig, ob es die Lieblingspeise des Vaters war, die sie eigenhändig kochte, oder das neueste Werk der bevorzugten Schriftstellerin, das sie der Mutter vorlas — und ihre heißen Thränen, ihr verzweifelttes Ringen mit dem eigenen Schmerz sah nur Gott allein.

Er hatte ihr eines von diesen warmen Menschenherzen gegeben, die nur in einer Kunst groß sind, in der, zu lieben und sich hinzuopfern. Und dieses Opfer des eigenen Schmerzes, dieses Leben in den Jahren ward ihr die Quelle einer wehmütigen Freude, der Born nie versagender Kraft.

Allmählich hatte die Zeit ihre heilende Hand auf diese Herzenswunden gelegt. Den Regierungsrat hatten Pflicht und Amt in noch engere Fesseln geschlagen, bei Frau König war die Geselligkeit, das bräutliche Glück der Tochter wieder mehr in den Vordergrund getreten — und nur Eva selbst fühlte seitdem, daß in allem Glück doch jetzt in ihrem Herzen immer eine Seite mitklänge, schmerzlich süß, wie das verklungene Glöckchen der Sage, und doch so unendlich harmonisch in dem lauten Akkord frischen Lebens. —

Vielleicht dachte Frau König an all das, als sie einlenkend, wenn auch noch mit innerem Widerstreben, wieder auf die ihr so fatale Sache zurückkam.

„Hast Du Dir denn auch all die unangenehmen Einzelheiten recht überlegt, Eva? Du bist vielbeneidet worden, damals, bei Deiner Verlobung, Königsberg ist vielleicht ein noch ärgeres Klatschnest, als Heydenkrug. Man wird fürchtbar über uns herfallen.“

„Ja, Mama, und das ließ mich bisher noch immer zögern. Nicht meinetwegen, ich ähnele ein wenig dem Pudel, der sich tüchtig schüttelt, wenn er ins Wasser gefallen ist. Sie können über mich reden, so viel sie Lust haben, ich lache sie einfach aus. Aber Du wirst leiden unter den Nabelstichen und der boshaften Teilnahme unserer lieben Nächsten. Das Äußere macht sich jetzt gerade leicht. Walter ist ja für ein ganzes Jahr an das Landratsamt zu D. berufen, heute früh schon abgereist. So sparen wir uns das Peinliche einer nochmaligen Unterredung, und wenn er nach einem Jahr nach Königsberg zurückkehrt, was meinst Du, wie viele Arme sich ihm öffnen werden, wie viele edle Trösterinnen ihm erblühen?“

Jetzt lachte sie ganz herzlich, und auch Frau König lächelte. Aber nur einen Moment, dann wurde sie wieder ernst.

„Er war eine gute Partie, Eva. Ein zweiter Bräutigam findet sich immer schwer, wenn man zwei Jahre verlobt war, und Du bist kein reiches Mädchen.“

„Sehne mich Augenblicklich auch wirklich nach keinem zweiten. Sieh hier —“ sie streckte beide Hände aus — „Du weißt, wie sink sie den Pinsel führen, und wenn es wohl auch nie viel mehr werden wird, als Schokoladentannen und Ofenschirme, bezahlt wird es ganz gut, und Künstlerehregeiz besitze ich nicht. Ganz arm sind wir doch auch nicht — und habe ich nicht Euch? Sorge Dich doch nicht, mein liebes, gutes Mütterchen! Weißt Du nicht, wie es Gott mit den Sperlingen macht? Mich vergift er gewiß nicht, wenn ich vielleicht auch nicht immer so schön gekleidet sein werde, wie die Lilien auf dem Felde.“

„Kind, das ist Leichtsin.“

Sie wurde ganz ernst und sagte leise, als scheue sie sich, die innersten Gefühle des Herzens in Worte zu formen:

„Nicht Leichtsin, Gottvertrauen ist's, recht felsenfestes. Und Gottesfurcht ist es, daß ich keine Ehe schließen will, ohne die innere, zwingende Notwendigkeit der Seele.“

Frau König schwieg. Sie ging, nach der Sitte ihres Standes, häufig in die Kirche, hatte ihr Kind beten gelehrt und ihrer Meinung nach ihren diesbezüglichen Pflichten reichlich genügt, wenn sie am Charfreitag zum Abendmahl ging und einen angemessenen Beitrag für die wohlthätigen Vereine zahlte. Es kommt aber vor, daß ein Keim, den man in einen zu kleinen Topf senkt, sich mächtig ausbreitet und das Gefäß sprengt. So war es mit Evas Glauben. Der liebe Heiland war eine Person, mit der sie von klein auf in lebhaftem Gedankenaustausch gestanden, etwas, was beständig mit und bei ihr war, unzertrennlich von ihr. Als sie größer wurde, verbarg sie die Gemeinschaft mit diesem treuesten Freunde ihrer Seele voll Scheu den Fernerstehenden, aber die Mutter machte oft, mit einem fast unbehaglichen Gefühl, die Bemerkung, daß Evas Glaube im Grunde noch immer der alte Kinder Glaube war.

Daß das Mädchen, bei aller strahlenden Heiterkeit, manche Dinge auch so erschrecklich ernst nahm!

„Was wird nur der Vater sagen, Kind. Für ihn können sich ernste Unannehmlichkeiten daraus entwickeln. Bodenhausens Onkel ist vortragender Rat und rechte Hand der Excellenz.“

Eva seufzte.

„Wie gut, Mütterchen, daß ich nicht oft mit Dir zu kämpfen habe! Du bist wie der Feind, der aus dem Feld sich ins Dorf zurückzieht, und den man Schritt für Schritt verfolgen muß, aus den Straßen in die Häuser, bis in die Ställe und Backöfen!“

„Kind, ich fürchte, der Onkel im Ministerium ist Dir auch gleichgültig!“

„Vollständig, und ich glaube auch nicht, daß er Vater etwas schaden kann. Der ist ja ein Muster von Pflichttreue!“

„Nun sagst Du das selber so stolz, Du Renegatin!“

„Werde ich auch immer. Pflichttreue ist eine der höchsten Mannestugenden. Es ist nur nicht

hübsch, wenn sie die einzige ist — besonders nicht zum Heiraten.“

„Wie ich es ihm nur beibringen werde!“

„Du?“ Eva machte ganz entsetzte Augen. „Das wäre ja erbärmlich feige von mir, wenn ich meine arme Mutter mir die Kastanien aus der Asche holen ließe! Nein, ich werde selber gehen. Erst mache ich die Sauce zu den gefüllten Hechten heute höchst eigenhändig und tadellos; dann lasse ich ihn ruhig schlafen, bringe ihm darauf selbst den Kaffee ans Cylinderbureau und gebe ihm dabei meinen großen Entschluß theelöffelweise ein. Du sollst sehen, Mama,“ schloß sie, die Malschürze verbindend und ihre Staffelei zurecht rückend, „alles wird mit Gottes Hilfe noch ganz, ganz gut werden.“

## II.

Und es schien so, als sollte Eva, das Sonnenkind, wieder einmal recht behalten. Herrn Regierungsrat König war damals freilich die Peise kalt geworden und der Kaffee dazu, als ihm sein Töchterchen ihren unabänderlichen Entschluß mitteilte, nach echter Frauenart mit einem Lächeln um den Mund und ein paar großen Tropfen an den braunen Wimpern. „Nur kein Aufsehen!“ das war einer seiner Wahlsprüche, und was macht unangenehmeres Aufsehen als eine Entlobung? Aber ganz im Gegensatz zu seiner Frau, die gerade die Außerlichkeiten der Sache betonte, ging er auf den Kern selber, und als Eva ihm sagte, daß sie ihren Bräutigam nicht liebe, daß ihr der Gedanke, Bodenhausens Frau zu werden, unsagbar sei, war die Sache für ihn entschieden.

Das war wieder einer der sauren Holzäpfel, die die Schicksalsgöttin den Menschen von Zeit zu Zeit anbietet, und die sie essen müssen, aus Höflichkeit oder Notwendigkeit, wenn sie auch den Mund zusammenziehen und die Zähne stumpf machen, um nachher dankend zu bezeugen, das sie „ausgezeichnet“ gemundet hätten.

Eva erhielt von dem Assessor ein paar Briefe, die weit mehr von getränktem Selbstbewußtsein, als von gebrochenem Herzen redeten und schließlich ein Kistchen mit ihren lieblichen Weihnachts- und Geburtstagsmalereien und einem Päckchen mit blauem Band umwickelter Briefe. Sie lächelte still vor sich hin, als sie sie durch die Finger gleiten ließ. Große Worte standen nicht darauf, einfach und schlicht wie ihr Empfinden, war auch ihre Ausdrucksweise. Zuweilen stand da eine heitere Bemerkung, eine humoristische Erzählung aus dem heimischen oder bekannten Kreise, ohne ägenden Spott, meist mit einem veröhnenden Zug am Ende, als bereue die Schreiberin, daß ihre Neigung zu gutmütigem Spotten wieder mit ihr durchgegangen sei — als aber auf die vielen versteckten und offenen Fragezeichen keine Antwort gekommen war, als die Fühlfäden ihrer Seele bei dem Manne, dem sie sich ganz zu eigen geben sollte, vergebens nach einem Entgegenkommen, einem Verstehen getastet hatten, — da waren auch ihre Briefe immer gezwungener und kälter geworden.

„Recht nüchtern,“ sagte sie zu sich selber, als sie die letzten in die Flammen des Ofens warf.

Sie kauerte auf einem Schemelchen vor der Öffnung und sah zu, wie das Feuer so schnell an den Wogen in die Höhe leckte, im eigenen Zugwind die Bruchfalten öffnete, mit blauem Flammenatem über die Seiten lief, alles noch einen Moment in ein Meer von Licht tauchte, um zuletzt die verholzten Blätter nur noch mit einem Rande kleiner, glühender Fünkchen zu umsäumen.

Zuweilen sah sie eines ihrer eigenen Worte in ihrer großen, energischen Handschrift, die so gar nicht zu ihrer süßen, kleinen Person passe, wie ihr Verlobter früher immer behauptet hatte, von dem feurigen Untergrund so ernst und fragend an.

„Die Liebe wird immer größer und schöner, je länger sie dauert, nicht wahr, Walter? Und am goldenen Hochzeitmorgen wirst Du mich einmal lieber haben, als am grünen?“

„Wir müssen doch eine höhere Einheit haben, die uns bindet, darum wirst Du mir Verständnis für Deine Interessen beibringen, nicht?“

„Wirst Du mich lehren, meine schwache Kraft in den Dienst echter Nächstenliebe zu stellen?“

„Glücklich sein, heißt doch auch Dir fromm sein?“

Sie schloß die Augen, um nichts mehr zu lesen. Freilich, vielleicht war sie eine sehr unbequeme Braut gewesen. Ihre Briefe wimmelten von Fragezeichen, hatte er einmal klagend gesagt. Sie solle mehr von ihrer Liebe schreiben und Himmel und Erde aus dem Spiel lassen.

Arme kleine Eva!

Zu wem sollte sie denn gehen, mit all dem, was ihr Herz manchmal zum Springen füllte? Die Mutter riet ihr viel lieber bei der Auswahl eines hübschen Eiskostüms oder eines Fächers, als bei der Beantwortung einer Gewissensfrage, der Vater war viel beschäftigt und liebte im Kreise der Seinen unbewölkte Stirnen und harmlose Fröhlichkeit. Seine Eva besonders sollte nicht so ernste Bücher lesen, dann verlore sie ihr herzliches Lachen und würde gar emanzipiert. Frauenemanzipation aber kam bei ihm gleich hinter Königsmord. Der einzige, abgöttisch geliebte Bruder war tot.

Ja, als der noch lebte! Unzertrennlich waren die Geschwister, die nur ein Jahr im Alter unterschieden, von jeher gewesen. Eva war der beste Spielkamerad, kein Baum war ihr zu hoch, keine Fußtour zu weit. Als bei dem befähigten Knaben der Sammel-eifer erwachte — eine Krankheit, die jeder echte Junge durchmachen muß, ob sie sich nun auf Briefmarken, Steine oder Uniformknöpfe erstreckt — war Eva getreulich mit hinausgewandert nach dem Glacis und weiter, hatte Käfer und Raupen gesammelt, und diese letzteren dann mit wahrhaft mütterlicher Hingebung und Sorgfalt gepflegt. Immer das fastigste Laub hatte sie den armen Gefangenen besorgt und in dem staubigen großen Königsberg war das oft keine Kleinigkeit gewesen, besonders weil die Bedürfnisse so verschieden waren. Es war nicht jede Raupe so anspruchslos wie der Augusterschwärmer; wie lange mußte sie oft nach einer Staupe Wolfsmilch suchen,

oder weit hinauswandern nach Kartoffelkraut für die Königin ihrer Schutzbefohlenen, die dicke, häßliche Totenkopfraupe! Willy war aber auch dankbar für ihre Mühe und sagte oft, daß er so tabellose, kräftige Exemplare erziele, verdanke er nur seinem kleinen Schwesterchen. Lagern dann die so gefräßigen Pflegekinder verpuppt und eingesponnen, so konnte Eva sie lange und aufmerksam betrachten, als wolle sie das Wunder der schaffenden Natur belauschen, auf das geheimnisvolle „Werde“ warten, das der plumpen Form die geflügelte Schönheit entspringen läßt. Damit waren die Freuden freilich zu Ende. Brach die Hülle, entrollte das Insekt langsam die Flügel, dehnte sich, wuchs und erhärtete zusehends, so war auch Willy schon da mit den Senkerswerkzeugen für die kaum Entstandenen, der langen Nadel, dem Äther, dem Spannbrett; dann pflegte Eva die Augen zu schließen und das Köpfchen schluchzend in die Sofaede zu drücken. An solchen Tagen bekam der Bruder keinen Gute Nachtkuß und sie schwor ihm feierlich zu, im nächsten Jahre ganz gewiß nicht sammeln zu helfen. Einmal hatte sie auch ein rotes Ordensband zum Fenster hinausgelassen, und Willy hatte sie, was sonst nie vorkam, dafür geschlagen. Das waren ihre ersten Märtyrerschmerzen gewesen.

Als sie älter geworden, war es wieder Eva, die seine wechselnden Interessen teilte. Sie schwärmte mit ihm für alle großen und verkannten Vaterlands- und Freiheitskämpfer. Es störte sie auch nicht, wenn er heute mit dem Hohenstaufenkaiser Friedrich II. auf dem üppigen Sizilien zu leben wünschte, umgeben von allem Schönen, was Natur und Kunst in jener Zeit geboten, im Verkehr mit den reichsten Geistern und den schönsten Frauen des Morgen- und Abendlandes — und morgen bereit schien, mit einem der deutschen Ritter die drei Gelübde der Enthaltbarkeit abzulegen. Nur fragte sie schon damals gerne, rechte dumme, thörichte Mädchenfragen, die den Bruder stutzig machten und ärgerten. Warum denn der liebe Gott der heiligen Elisabeth half, wenn sie doch ihren Mann belog? Oder weshalb er zuließ, daß sie den armen Johann Fuß verbrannten, und Ähnliches. Wollte er sie dann ruhig haben, so brauchte er nur eine griechische Ode oder ein Stück aus dem Homer herzusagen. Während er sich an den eigenen Worten berauschte, saß sie unbeweglich und lauschte auf den fremden, melodischen Klang und sagte, es sei beinahe so, als ob am Sonntag die Orgel in der Kirche spiele.

Noch einige Jahre weiter, und sie liefen zusammen auf dem Schloßteich Schlittschuh, Hand in Hand, daß Evas braune Zöpfe flogen und in ihren Augen tausend Lichterchen des Glücks und Übermutes funkelten.

Damals verliebte er sich zum ersten Mal und vertraute es ihr an. „Sie“ war viel älter als er, die erklärte Schönheit Königssbergs und immer von Berehrern umlagert. Nun liefen sie immer so, daß ihre Bahnen sich kreuzten. Er machte natürlich Gedichte auf sie und Eva lernte sie auswendig, besonders eins mit dem Refrain:

„Und stirb ich auch in Deinem Ruß,  
So wär' der Tod mir Hochgenuß!“

Die Schönheit verlobte sich dann im Frühjahr mit einem reichen Kürassieroffizier, und Willys erster Traum verging wie das Eis des Schloßteiches.

Nach der Konfirmation kam Eva in ein Genfer Pensionat. Ihr Bruder ging damals gerade von der heimischen Universität zur Fortsetzung seiner Rechtsstudien nach Berlin. Ein Jahr lang sahen sie sich nicht, und als er dann wieder kam, war es nur, um daheim zu sterben. Er hatte nie eine sehr kräftige Lunge gehabt, sich nun bei einer großen studentischen Feier, einem Abschiedsfadenzug für einen Professor, eine langwierige Erkältung zugezogen, die ihn ins Grab reißen sollte.

Eva wich kaum von seinem Lager. Mit ihr konnte er sich am besten verständigen. Waren doch ihre Seelen auf den gleichen Ton gestimmt! In ihr Herz konnte er manche Beängstigung, manche trübe Ahnung ausschütten, die er der unglücklichen Mutter zu zeigen vermied.

Und Eva bemerkte bald, daß ein großer Umschwung mit ihm vorgegangen war. Er war hinausgewachsen aus seinem Ich, die Fesseln der Selbstsucht waren abgestreift und sein Geist war frei geworden.

Sie pflegte auf einem niedrigen Stuhl an seinem Bette zu sitzen, sodaß er ihr leicht einmal über den braunen Scheitel fahren konnte. Seine durchsichtigen, mageren Finger spielten mit ihren langen, braunen Zöpfen, die auf der weißen Bettdecke lagen. Eine Handarbeit machte ihn nervös, so stützte sie meistens den kleinen Kopf auf eine Hand und sah ihn mit den klaren Augen still und prüfend an.

„Glaubst Du denn noch an Gott und den lieben Heiland, Willy?“

„Warum, Liebling?“

„Weil Du mich so lange nicht gebeten hast, Dir aus der Bibel vorzulesen. Es liegt auch keine an Deinem Bett, obgleich ich Dir nächstens eine ganze Bibliothek hergeschleppt haben werde.“

„Du kannst mir heute vorlesen, Eva. Ein paar Psalmen und den Korintherbrief.“

Eine Weile lag er mit geschlossenen Augen da, dann sagte er leise:

„Wie sollte ich nicht an Gott glauben, da doch sobald aus meinem Glauben ein Schauen werden wird? Nur an Schranken kann ich mich jetzt nicht binden, an irdische Gesetze für das, was mein ganzes Sein so allmächtig nach oben zieht. Alles irdische ist nur ein Gleichnis, unserem schwachen Erdenverstand angepaßt, der die Wahrheit nicht ertragen kann, wie das Volk Israel schon geblendet wurde von dem Licht, das auf Moses' Antlitz lag, als er ihnen nur einen schwachen Abglanz des Höchsten vom Sinai herunterbrachte.“

„Aber da brachte er ihnen doch das geschriebene Gesetz. Das war ihrem Verständnis angepaßt.“

„Aber nicht ihrer Kraft. Wer hat es je gehalten, außer dem Einen! Was für ein schwacher Trost wäre Berggerechtigkeit jetzt für mich, wenn ich nicht von dem wahren Wasser des Lebens schöpfen dürfte!“

Sie war an dem Lager niedergekniet und hatte seine Hände ergriffen.

„Du brauchst Dich nicht zu fürchten, Eva. Du bringst ein reines Empfinden in die Welt mit, dem darfst Du trauen, denn Du hast mit der Biegsamkeit des Stahls auch seine Stärke. All' die Kraft, die wir verbrauchen müssen, uns zu läutern von den Schladen des Lebens, Du kannst sie umsetzen in thätige Liebe, in echtes Christentum, in sonnige Frömmigkeit. Für Dich fürchte ich nichts, denn derer, die reinen Herzens sind, ist das Himmelreich.“ —

Ein andermal fragte sie: „Wer hat Dich eigentlich das alles gelehrt, Willy? In den Pandekten steht es doch sicher nicht!“

„Du hast recht. Es ist ein Mann, dessen Namen in meinen Berliner Berichten gegen Dich schon oft wiedergekehrt ist, Professor Haupt. Er liest über Litteratur- und Kunstgeschichte und Aesthetik, aber in einer Art und Weise, daß fast das ganze innere Leben, die Pflichten, die wir gegen uns selbst, gegen Gott, unsern Nächsten haben uns klar und bewußt werden. Der bessere Teil der akademischen Jugend hängt begeistert an ihm, seine Vorlesungen sind überfüllt; die allgemeine Schwärmerei riß mich mit fort, zum ersten Male ging ich aus Neugier mit, dann folgte ich dem Zuge meines Herzens.“

„Worüber las er?“

„Über bildende Kunst in ihrem Zusammenhange mit dem religiösen Gedanken.“

„Und?“

„Nun Kind, es war natürlich keine Predigt, eingezwängt in die Formeln des Dogmas, beschränkt für einen kleinen Kreis von Auserwählten. Zuerst riß er den glänzenden Schleier herunter, den Schönheitstrunkenheit und verfeinerte Genußsucht auf die grobe Abgötterei gedeckt, er verurteilte vor allem die, welche in der Kunst aufgehen, weil sie ihre Sinne befriedigt. Dann wandte er sich gegen jene, die seine Abgötterei mit den Künsten treiben, eine gewisse ästhetische Befreiung in ihnen zu finden meinen, sich erhoben fühlen über die Masse des Volkes, das wegen mangelnder Bildung diesen Genuß fast nie empfinden kann, und als echte Selbstlinge auf ihrer kalten, einsamen Höhe bleiben, ihr Ich großfüttern und eigentlich nichts sind, als elende Schmaroger am Baume der Menschheit.“

„Er ist also sehr fromm?“

Willy lächelte.

„Er ist ein echter Christ, wenn der Spruch wahr ist, daß man sie an ihren Früchten erkennen soll. Du glaubst nicht, wie viel Gutes er thut, und in welch bescheidener, anspruchsloser Weise. Wie viele arme, hungernde Studenten könnten davon berichten! Immer ist seine Hand offen, sein Herz bereit.“

„Er gefällt mir sehr, Dein Professor! Ist er jung? Ist er hübsch? Ist er verheiratet?“

„Eva! Du führst Deinen Namen wahrlich mit Recht!“

Er griff nach dem Büchertisch, zog einen dicken, schlicht gebundenen Band hervor, schlug ihn auf und zeigte der Schwester das Titelbild.

Sie betrachtete es lange und aufmerksam. Es war das Brustbild eines Mannes mit edler Stirn und ein paar großen, milden Augen.

„Ist es gut getroffen?“

„Es geht. Bart und Haupthaar werden in Wirklichkeit schon recht grau.“

„Dann ist er wohl schon alt?“

„Ende Dreißig.“

Eva war damals achtzehn.

„Ach,“ machte sie enttäuscht. „Ist er verheiratet?“

„Ja, und zwar mit einer blendenden Schönheit, einem der strahlendsten Sterne am Berliner Gesellschaftshimmel. Der alte Kaiser hat sie einmal auf einem Subskriptionsball angesprochen, so auffallend schön ist sie.“

„Ist er denn reich genug für eine so schöne Frau?“

„Du fragst köstlich. Ich weiß nicht. Von persönlichen Bedürfnissen ist nichts zu merken, er soll aber ein großes Haus machen. Ob zu seinem oder ihrem Vergnügen, das ist fraglich. Ich glaube das letztere.“

„Haben sie Kinder?“

„Ein Töchterchen, das leider verkrüppelt ist. Das liebt er abgöttisch. Ich habe ihn selbst einige Male getroffen, wenn er mit ihr im Thiergarten spazierenfuhr. Ist Deine Neugier nun befriedigt?“

Er streckte sich ein wenig ermüdet aus. Eva nahm das schwere Buch von der Bettdecke, sah lange auf den Titel: „Wissen und Gewissen“ und fragte:

„Kann ich es lesen?“

„Gewiß. Du wirst unter meinen Büchern noch mehr von ihm finden. Suche alles auf und —“ er zog sie zu sich nieder und sah sie mit den fieberhaft glänzenden Augen lange und ernst an, „behalte sie, es ist mein Vermächtnis für Dich.“ —

Einmal, es war schon kurz vor dem Ende, sah sie wieder auf ihrem Schemelchen zu Füßen des Bettes. Die Fenster waren weit geöffnet, laue Juniluft strömte herein, und im Zimmer duftete es nach einem Strauß köstlicher Provinzrosen, den sie ihm heute gebracht.

Sie schwiegen beide, er spielte mit einer Rose und führte sie an die Lippen.

„Wie viel Schönes hätte das Leben noch bringen können.“

Sie zuckte zusammen. Ihr Herz litt namenlos um ihn; sie wagte nicht zu sprechen, aus Furcht in Thränen auszubrechen.

„Eines wenigstens hätte ich noch erleben mögen,“ fuhr er träumerisch fort, „Dich als Braut zu sehen, Eva. Wie glücklich Du einmal den Mann machen wirst, den Du liebst! Nicht wahr, Du versprichst es mir, nur aus Liebe zu heiraten?“

Sie war niedergekniet und küßte die schmalen, heißen Hände, die die Rose hielten.

„Versprich es mir, Eva,“ bat er dringender, „sieh mich an und sage, daß Du auf den Sabbath Deines Herzens warten willst, und daß Dich dann nichts, nichts zurückhalten soll?“

„Nichts!“ flüsterte sie erschauernd. — —

Wie oft sie daran gedacht hatte in der letzten

Zeit! In den langen Nächten, wenn sie überlegte, ob sie ihren Eltern den Kummer nicht ersparen könne, ob es nicht Selbstsucht sei, die das Opfer scheue! Aber tausendmal nein! Das Opfer ihrer Seele war zu groß für den Räucheraltar der Konvenienz. Es war ein kostbares Vermächtnis, daß Willy ihr in den Werken des Professor Haupt hinterlassen. Nicht umsonst las sie so oft in ihrer „weltlichen Bibel,“ wie sie sie nannte, und so ging sie auch jetzt den Weg, den ihr Gewissen ihr vorschrieb, unbekümmert darüber, daß die Klatschrosen auf ihm wucherten und die Kletten sich an ihren Saum hingen.

Frau Regierungsrat König dagegen wurde von den Nadelstichen der sogenannten Gesellschaft, von erheuchelter Teilnahme, überzudelter Schadenfreude, so arg mitgenommen wie ein Tropenreisender von den Mosquitos. Sie hielt es auch schließlich nicht mehr aus und erklärte ihrem Manne ganz energisch, Eva müsse fort, die Saison sei noch in Wochen nicht zu Ende, und es ginge über ihre Kräfte, sich und das Kind in jeder Gesellschaft anstarren zu lassen wie Wundertiere.

Nach längerem Hin und Her einigte man sich endlich dahin, Eva ein halbes Jahr zu einer verwandten Familie in Berlin in Pension zu geben. Sie konnte tüchtige Malkunden nehmen, das gab eine Art Vorwand den Bekannten gegenüber.

Eva fügte sich. Gerne that sie es nicht, sie hing an ihrem Heim und den Eltern und wußte, daß diese sich mit dieser Trennung selbst tief ins Fleisch schnitten. Zudem hatte sie nur das Rechte gethan und sah nicht ein, weshalb sie sich verstecken sollte.

Mit leisem Seufzen packte sie ihre Sachen. Zu unterst in den Koffer kamen die Bücher von Haupt. Dann nahm sie das Bild des Bruders von der Wand, küßte es und legte es dazu.

„Wenn Ihr beide mitgeht, wird sich die Verbannung ja wohl ertragen lassen,“ flüsterte sie.

„Nächstens kann ich wirklich in einen spiritistischen Verein eintreten, mein liebster Umgang sind zwei Geister, der eines Verstorbenen und der eines „Unbekannten.“

### III.

Berlin, den 10. Januar 1888.

„Meine geliebten Eltern!

Mein erster ausführlicher Brief an Euch, nach der Postkarte, die nur meine glückliche Ankunft anzeigte!

Ich sehe, wie bei dem Worte „ausführlich,“ Papa, der vortragende Rat, einen langen Zug aus seiner Pfeife thut, Mama, als Minister, sich in Eile noch ein Täschchen Kaffee eingießt, — denn ihre Plaudertasche wird sich nicht verleugnen. Gewiß nicht, und darum sollen meine Episteln auch immer pünktlich am Sonntag früh in Eure Hände gelangen, dann habt Ihr Zeit für Eure arme Verbannte!

Warum habt Ihr das eigentlich gethan? Ihr seid doch keine Spartaner, oder Römer der jungen

Republik? Ich hatte doch wieder ganz rebellische Gedanken, als die Türme meines lieben Königsbergs mir entchwanden und die unabsehbaren Schneefelder der preussischen Provinzen folgten. Mit ein wenig Phantasie hätte ich mir einbilden können, es ginge nach Sibirien, aber dazu war das Coupé, Verzeihung, ich wollte sagen die Abteilung des Wagens zweiter Klasse zu gut geheizt und mein Proviantföhrchen zu gut mit allem Nötigen und Unnötigen gefüllt. Die heimlich eingesteckten kandierten Nüsse entlockten mir fast Thränen, Du Herzensmütterchen.

Je näher ich aber Berlin kam, desto entschiedener verdrängte die Spannung die Behmut. Wie hatte doch Papa gesagt?

„In Onkel Ebert und Tante Seraphine wirst Du nun endlich auch das kennen lernen, was Du, im Gegensatz zu uns trockenen Altenmenschen, so gern „Menschen“ nennst. Er ist ein bekannter Portraitmaler, sie war in ihrer Jugend Sängerin. Genügt Dir das?“

Es klang damals ein wenig sarkastisch, und es war gut, daß Mama vermittelte und von dem reizenden Hause und Familienleben der Eberts erzählte. Willy kannte sie ja auch nicht, weil Onkel damals noch in München war und erst vor zwei Jahren nach Berlin übersiedelte, uns „Altenmenschen“ aber steckt doch Künstlern, Schriftstellern und Ähnlichem gegenüber ein leichtes Grauen im Blut, etwas, was wir schwer überwinden können. Es schwebt darüber der geheimnisvoll prickelnde Reiz der Bohème. Und nun war Tante gar Sängerin gewesen! Befinnst Du Dich auf Agathe Wolter, Mama? Sie erschien doch auch öfters in unseren Kreisen, und ich hatte eine schwärmerische Zuneigung zu ihr gefaßt, aber wie geschickt wußtest Du nicht jede Annäherung zu vereiteln!

In meinem Kopfe sah es also bunt genug aus. In Schneidemühl stellte ich mir Onkels Atelier als einen herrlichen Raum in Stile Marfats vor, ihn darin in einem abgeschabten Sammetrock mit zweifelhafter Wäsche; in Landsberg sah ich sie, diese Tante mit dem Engelnamen. Sie trug zu Hause ihre alten Kostüme auf und hantierte in der Küche in einem kurzen gelben Atlasrock, in dem sie einmal Carmen geungen. Infolgedessen war das Mittagbrot, das ich in Küstrin im Geiste kostete, für meinen ostpreussischen gesegneten Appetit kläglich. Kartoffeln in der Schale, Schlagahne und eine echte Straßburger Gänseleberpastete — kurz, ich weiß nicht, zu welchen Ungeheuerlichkeiten sich meine erhitzte Phantasie noch gesteigert hätte, wenn mein Zug nicht donnernd in die Hallen des Friedrichstraßenbahnhofs eingefahren wäre

Mein Bild muß doch sehr gut sein, denn kaum hatte ich das Coupé, — es geht nicht, Papa, so deutsch ich im Herzen bin, so französisch ist in Bezug auf manche Worte meine Zungenpitze — verlassen und stand nun mit meinem Handkofferchen doch etwas ängstlich auf dem überfüllten Perron, als ein kleiner, weißhaariger Herr auf mich zustürzte, der zu meiner Überraschung ganz, aber auch ganz so aussah, wie Herren es gewöhnlich pflegen. Man hätte ihn fast



„Herr Geheimrat“ titulieren können. Mit allerdings ungewöhnlicher Lebhaftigkeit — ich bemerkte das mit leiser Befriedigung — küßte er mich herzlich ab, überschüttete mich mit einem Schwall von Fragen, hob mich in eine Droschke, und als wir an der Wohnung in der Kurfürstenstraße angelangt, waren wir schon ein Herz und eine Seele, ich nannte ihn ohne Scheu „Onkel Dick“ und hatte nicht eine Sekunde das Gefühl neben einem berühmten Manne zu sitzen.

Schon in der Veranda — sie wohnen Hochparterre, und man muß beim Eintritt durch ein reizendes Glashaus, das jetzt im Winter der Aufenthalt für Tante Seraphs Blumen ist — stand diese selbst, mit einem so herzlichen, mütterlichen Lächeln auf den Lippen, daß ich ihr gleich lachend um den Hals geflogen bin.

Sie führte mich dann in mein Zimmer, einen allerliebsten, peinlich sauberen Raum, in dem ich rasch ein wenig Toilette machte, um dann zum Thee zu gehen. War das gemütlich unter der rotbeschilderten Hängelampe in der Wohnstubenede! Denn das große Speisezimmer mit der altdeutschen Einrichtung und den unbequemen Lutherstühlen wird nur bei feierlichen Gelegenheiten benutzt.

„Im gewöhnlichen Leben ziehe ich nämlich das Bequeme dem Stil vor,“ sagte sie, und dabei bligten ihre hellen blauen Augen ganz übermütig Onkel Dick an, der behaglich im Lehnstuhl saß und sich das sechste Stück Zucker in seinen Thee warf.

Er nahm den Handschuh nicht auf, sondern sagte nur mit drohend erhobnem Finger: „Seraph, Seraph!“

Nicht ein bißchen lächerlich ist diese Bezeichnung für die fünfzigjährige Frau, die schneeweiße, aber noch sehr volle Haare hat, was reizend aussieht zu ihren frischen Farben und dem heiteren Ausdruck in ihren Zügen. Und so eigen und nett an ihr ist bei aller Einfachheit alles. Nur die Farbe ihres Kleides fiel mir auf — ein ganz helles silbergrau. Onkel Dick erzählte mir stolz, daß sie sogar noch weiß trägt, und es ihr ausgezeichnet steht. Ich glaube es. Im Salon hängt ein Bild, das Onkel gemalt hat, als er sie kennen lernte. Es stellt sie als Mignon dar und ist so zart und lieblich, daß ich mich nicht satt daran sehen kann.

Wenn Sachen Menschen vereinigt, dann waren wir drei nach diesem Theestündchen unlöslich verkettet. Ich hatte bei einem köstlichen Stück Kostbeef mit tabelloser Remouladensauce meine alpdrückartigen Reiseträume zum besten gegeben. Tante Seraph erklärte, zur Strafe müsse ich nun morgen durch Küche und Keller eine „Visitationstour“ machen. Wenn ich alle Fremdworte unter Anführungszeichen setze, darf ich sie doch gebrauchen, nicht, Papa? Onkel Dick aber hat himmelhoch, mich nicht mit seiner Frau gegen sein gedrücktes Sammetkittelchen zu verbinden, es sei zu malerisch, und außerdem habe er auf dem linken Armel eine Farbenmusterkarte angelegt. Wenn ich ein gutes Kind sei, wolle er mich auch malen, ganz einfach, nur als Studentkopf, ohne alles Beiwerk, im Kopfe habe er es schon fertig.

Meine Entlobung fand Tante, wenn ich „den

Menschen“ nicht liebe, so natürlich, daß es sich nicht lohne, darüber nur ein Wort zu verlieren. Ich setzte ihr auseinander, daß es kein „Mensch“ gewesen, sondern ein Regierungsassessor und brach eine Lanze für unsern Stand, denn die Liebe dazu war plötzlich, als andere darüber spotten wollten, gewachsen wie die Quadrate der Entfernung. Onkel Dick, der ein Meister in der Kunst ist, Figürchen aus Brot zu kneten, stellte plötzlich einen kleinen, allerliebsten Mann auf meinen Teller, mit einem langschwänzigen Altbündel unter dem Arm und die Brust ganz voll Ordenssternchen.

Schließlich war ich so müde, daß Tante Seraph mich zu Bette brachte, als sei ich ein Kind. Sie sagte auch, sie wolle mich so lieb haben, wie ihr Kind, denn ihre kleine Seraphine hätte der Herr ja schon lange zu einem wirklichen Englein gemacht.

Und sie hat Wort gehalten bis jetzt. Nur fürchte ich, meine neuen Pflegeeltern verziehen mich noch mehr, als meine wirklichen. Oft frage ich mich ganz ängstlich, was noch einmal aus mir werden soll, wenn die Menschen alle so unverdient lieb zu mir sind. Vielleicht werde ich ganz eitel und leichtsinnig, bis es einmal zu spät sein wird.

Zum Glück habe ich eine furchtbar strenge Mallehrerin bekommen, so recht zum Fürchten. Während der Stunden pinselt sie manchmal an einem großen Stillleben, einem Hasen, der neben einem weißen Spitzeshawl und einem Kupferkessel auf einer roten Plüschdecke liegt. Dann kommt mir der Malstod in ihrer hageren Hand immer vor, wie das Rutenbündel der Viktoren. Sie fand meine Blumenblätter ganz passabel, besonders den Epheu und die weißen Rosen von Willys Grab. Du besinnst Dich doch, Mama? Ich werde auch bei den Blumen bleiben und höchstens Vögel und kleine Genien hinzunehmen. Für Stillleben habe ich gar keine Neigung, das liegt sicher in meiner Natur. So ein toter Fasan erweckt in mir höchstens den Wunsch, ihn getrüffelt und gebraten neben mir zu haben.

Onkel Dick giebt mir auch recht. „Ein ganz nettes, liebenswürdiges Talentchen,“ sagte er, als er meine Sachen gesehen, „so viel, wie die kleinen Finger ausgeben, können sie damit immerhin verdienen.“

Mehr will ich ja nicht.

Aber Papa hat keinen Atem mehr, die Pfeife ist ausgegangen und Mütterchens Kaffee kalt.

Darum Schluß, Schluß.

Die Pflegeeltern legen ein Schreiben bei. Angstigt Euch nicht um mich. Wenn auch in der Diaspora bin ich doch so gut aufgehoben wie möglich und bin und bleibe

Eure treue, dankbare Tochter  
Eva.“

#### IV.

Professor Eberts wollten Gesellschaft geben. Es kam das freilich jeden Winter einige Male vor, aber trotzdem befand sich Frau Seraphine zu ihres Mannes heimlicher Belustigung immer in fliegender Aufregung.

„Seraph,“ sagte er lächelnd, als er sie eines Vormittags wieder vor einem prächtigen eingelegten alten Eichenschrank knieend fand, aus dem sie ganze Berge Damastservietten und Tischtücher auf Evas geduldig vorgestreckte Arme legte. „Seraph, ist schon jemals solch ein Fest nicht musterhaft verlaufen, und hat es nicht immer ein neues Lorbeerblatt in Deine Hausfrauentrone geflochten?“

„Du hast gut reden. Du ziehst nachher Deinen besten Anzug mit dazu gehörender Wäsche an, beides von mir auf's peinlichste untersucht, stellst Dich in den Saal, machst ein lebenswürdiges Gesicht, sagst jeder Dame eine unverstämte Schmeichelei, was Dir, dem Künstler, keine übelnimmt, und begehst Du wirklich eine Dummheit, wie neulich, und führst die bildhübsche Frau Kapitän zu Tisch, anstatt der fetten Kommerzienrätin, so findet das jeder, himmlisch genial, denn die Frauen sind ja immer wild auf Euch. Aber ich,“ sie stand auf und verschloß die schwere, messingbeschlagene Thür, „da braucht nur auf einer Messertlinge ein stumpfer Hauch liegen, eine Serviette schief geknickt sein, oder ein Glas einen Sprung haben — gleich heißt's: natürlich, sie war Schauspielerin, oder Tänzerin, oder Akrobatin — was kann man da mehr verlangen?“

Sie hatte sich so in Eifer gesprochen und sah in ihrer halb angenommenen, halb wirklichen Empörung so frisch aus, daß Onkel Dich sie in die Arme nahm und küßte.

„Tante,“ fragte Eva, die die Servietten auf den großen Tisch gelegt hatte und sorgfältig nachsah, ob vielleicht dem Auge der Wäscherin ein kleiner Fehler entchlüpft war, „Tante, ist das denn in Künstlerkreisen nicht ganz gleich, mit wem man zu Tisch geht? Ich habe freilich daheim oft durch die ganze Saison den jungen Syndikus oder den ältesten Professor bekommen, so unfehlbar, wie es Lachs und Rehbraten gab. Aber Ihr Künstler habt doch keine Rangordnung?“

„Kind, Du bist nun schon vierzehn Tage hier. Erscheint Dir diese Wohnung immer noch wie ein Wigwam? Esse ich mit den Fingern, oder schlafst ich nachts in einer Hängematte? Traue uns doch endlich ebensoviel von Europas übertünchter Höflichkeit zu, wie Deinen ‚et cameralia‘ Menschen.“

„Zudem ist dies ein Opferfest.“

„Ein Opferfest?“

„Dich, sei endlich einmal ernst. Sieh doch ihre erstaunten Augen an. Nun denkt sie mindestens, wir führen die Pythagenie auf.“

„Nein, kleine Eva, so klassisch wird es nicht. Wir gießen nicht einmal das erste Glas Wein auf den Fußboden, und wir Männer bekränzen uns auch nicht mit den Blumen der Jahreszeit. Müßte mir doch übrigens gut stehen, so ein Kranz von italienischen Anemonen, nicht? Ein Opferfest ist das jährliche Abendessen, das ich meinen Opfern gebe, das heißt denjenigen Damen und Herren, die ich in dem Jahre gemalt habe oder malen werde, samt ihren besseren oder schlechteren Hälften.“

„Ist das nicht eine bunte Gesellschaft?“

„Es geht, diesmal eigentlich nur Berlin W. und SW. Da malte ich die Kommerzienrat Walbig —“

„Mit ihren sämtlichen Spitzen und Diamanten, wenn sie nicht so unförmig dick wäre, hätte die Masse gar nicht Platz gehabt,“ flüsterte seine Frau.

„General von Rhod. —“

„Mit allen seinen Orden, auch den großen vom Sultan, der aussieht wie Kottillonspielzeug.“

„Seraph, bitte keine Parenthesen. Das alte Fräulein Binting —“

„Mit dem Gesangbuch und dem Rosenkranz.“

„Die junge Gräfin Schadow —“

„Mit der Reitpeitsche und dem Neufundländer.“

„Professor Haupt —“

„Haupt, Onkel? Ernst Haupt, der hier über Kunstgeschichte und Arbeit liest?“

Eva hatte den prachtvollen Tischläufer in altdeutscher Leinenstickerei achlos fallen lassen, so erregt war sie.

„Freilich, kennst Du ihn denn, Kleine?“

„Ich — nein — aber Willy schwärmte für ihn, und da habe ich viele von seinen Werken gelesen.“

„Vogeltaufend, für so gelehrt hatte ich Dich gar nicht gehalten. Gefielen Sie Dir denn? Liebesgeschichten sind es doch gerade nicht!“

„O Onkel, für so kleinlich hältst Du mich doch gewiß nicht! Gefallen ist auch gar nicht das richtige Wort dafür. Sie sind so gut und so groß.“

„Kleine Schwärmerin! Wie die Augen leuchten! Na warte, das werde ich ihm erzählen.“

Eva flog um den Tisch herum, faßte den Onkel bei beiden Händen und sagte dunkeltrot und sehr ängstlich:

„Das wirst Du ganz gewiß nicht, Onkel Dich. Wenn Du mich auch nur ein klein wenig lieb hast, dann thust Du es nicht.“

„Eva, Kind, Thränen? Das kann ich nicht sehen. Frage Seraph. Von jeher hat sie mit diesen salzigen Tropfen alles von mir erreicht: unsere Hochzeitsreise nach Italien, unser gemaltes Tafelservice, die Übersiedelung nach Berlin —“

„Wirst Du jetzt aufhören, Du gräßlicher Verleumder? Und gegen Haupt wird geschwiegen. Ihr Männer seid gerade eitel genug, wenn ich auch zugebe, daß er noch einer von den besten ist. Ich werde Dich ihm gegenüber setzen, Eva, da kannst Du ihn Dir erst einmal näher betrachten. Zum Schwärmen ist da eigentlich nichts mehr. Bei seiner Frau eher. Die ist wirklich schön.“

„Hörst Du, mit welchem heimlichen Widerwillen sie das zugesteht? Aber so seid Ihr alle. Im Grunde gönnt eine der andern nur Podennarben und eine rote Nase. Sie ist nämlich vollendet schön, die Frau Professor Haupt, und wenn ich sie jetzt male wird meine Frau wohl ihre alte Abneigung gegen Eckdativ und Elgeruch überwinden und stundenlang im Atelier sitzen.“

„Wenn Du Dich nur nicht irrst. Eugenie Haupt sieht in Dir nur das Mittel zum Zweck — nämlich den, eine naturgetreue Wiebergabe ihrer Reize zu erhalten. — Hier, Eva, bringe diese zwei Servietten in meinen Nähkorb. Es muß irgend ein versahrener

Mensch mit der Gabel durchgestochen haben, und dann geh, es ist Zeit zu Deiner Malfstunde.“

Als die schlanke Gestalt des jungen Mädchens verschwunden war, sagte Tante Seraph, die jetzt an einen geräumigen zweiten Schrank getreten war, der in der Vorhalle stand, die mit einfachen Rohrmöbeln ausgestattet und durch einen großen Füllösen angenehm erwärmt war:

„Was das reizend ist, so ein frisches, junges Leben im Haus. Gerade so alt wäre unsere Seraphine nun auch.“

Sie seufzte und auf die kleinen weißseidenen Eiservietten fiel eine Thräne. Eine Frau, die ein Mutterherz bekommen, ohne ein Kind zu besitzen trägt eine Wunde mit sich herum, die nie vernarbt, sondern bei der leisesten Berührung blutet.

„Bin doch neugierig, wie sie sich in der Gesellschaft machen wird,“ fuhr sie nach einer Weile fort. „Schick hat sie ja, aber Welch ein Gegensatz zu unsern jungen Mädchen! Unter der Herzenswärme und sonnigen Fröhlichkeit merkt man nie das Angelernte der Form. Für große Gesellschaften ist sie eigentlich nicht hübsch genug, man wird sie leicht übersehen.“

Der gelenkige Professor hatte eben die untersten Stufen einer Stehleiter erklettert, mittels derer das Mädchen vorhin einige, bis auf Frau Seraphine allen unsichtbare Spinnwebchen, entfernt hatte. Jetzt verließ er seinen erhabenen Standpunkt mit einer Eile und einem Gepolter, daß seine Fran sich ganz entsezt umdrehte.

„Seraphine,“ rief er mit gerungenen Händen, „das thust Du mir doch hoffentlich nicht an, daß Du, eine Malerfrau, Eva einfach nicht hübsch findest?“

„Ich finde, daß sie ein süßes, kleines Gesicht hat, an dem ich einen ganzen Narren gefressen habe, aber regelmäßig schön finde ich sie wirklich nicht. Das zu kurze Näschen, das runde Kinn, die niedrige Stirn; stelle doch einmal eine anerkannte Schönheit, die Frau Professor Ebert zum Beispiel dagegen.“

„Laß mich aus, nun ist's genug. Als ob Hera so aussehen kann, wie Psyche! Siehst Du denn nicht das Leben, das aus Evas braunem Gesichtchen spricht, aus ihren großen Augen leuchtet? Diese Augen allein würden schon ihren Anspruch auf Schönheit berechtigen, auch ohne den roten Kindermund und das Grübchen im Kinn. Mit diesen Augen kann sie alles, was sie will. Wenn sie lacht, tanzen tausend Sonnenfläubchen darin, wenn sie weint, wie neulich, als sie von Willys Tode sprach, liegt eine Welt von Schmerz in ihnen; wenn sie zuhört, kann man durch sie hindurch bis auf den Grund ihrer Seele sehen und weiß genau, wie sie das Gesagte bewegt, wenn sie —“

Er war während dieser langatmigen Erklärung erregt auf- und abgegangen. Jetzt hielt er vor seiner Frau an, die das Schlüsselbund eben in die Tasche ihrer großen Wirtschafstschürze steckte, beide Hände in die Seiten stemmte und in ein helles, herzliches Lachen ausbrach.

Verblüfft blieb ihr Mann vor ihr stehen.

„Wenn sie ist“, parodierte diese, „sagen ihre Augen, wie es schmeckt, in der Kirche sind sie fromm,

im Theater leichtsinnig — o, Du mein großes Kind, wie oft habe ich nicht schon über Dich lachen müssen.“

Ein Weilchen schwieg er still, ganz beschämt. Dann sagte er:

„Aber im Grunde habe ich recht, nicht?“

„Im Grunde hast Du recht, gewiß. Trotzdem bleibe ich dabei — gerade wegen aller dieser Eigenschaften wird Eva nie in großer Gesellschaft glänzen; in meinen Augen ist das freilich kein Fehler.“

„Nein, sie ist Caviar fürs Volk,“ murmelte Onkel Dick, und da die Sonne eben am bisher trüben Winterhimmel erschien, eilte er nach seinem Atelier, um die günstige Beleuchtung zu benutzen.

## V.

„Kind, hier sitzt Du nun noch in Deinem Hauskleidchen und es ist schon sechs Uhr!“

Tante Seraph, schon mit einem Strauß Flieder in den weißen hochgesteckten Haaren, sonst aber selber noch durchaus nicht empfangsfähig, machte eben noch einmal die Runde, sah in jeden Winkel, rüddte an jedem Stuhl, zapfte nervös an den unzähligen Decken und Deckchen, die der Mode gemäß Tischchen und Stuhllehnen verzierten — kurz, war in höchster Aufregung. Da das Essen von einem bewährten Koch fertig geliefert wurde, die Tafel im Speisesaal von der Perle aller Lohnbiener schon um zwölf Uhr tadellos gedeckt war, blieb ihr eigentlich sehr wenig zu thun, was ihre Unruhe nur vermehrte.

„Ja, ich soll noch die Tischkarten schreiben, Tante. Oben liegt schon alles bereit. Ich schlüpfe dann schnell in mein weißes Kleid, und fertig bin ich.“ —

„Wie allerliebste Du die Kärtchen gemalt hast, und wie hübsch das ist, den Damen eine Blume, den Herren einen Spruch.“

Eva legte eben die letzte Karte hin. Sie trug den Namen: „Professor Haupt“ und zeigte darüber in verschnörkelten gotischen Buchstaben den Spruch:

Reich, schön und klug bringt Glück und Ehr;  
Gut sein ist mehr!“

„Gut, daß ich fertig bin, da kommt sie Onkel Dick schon holen.“

Prüfend ließ er sie durch die Finger gleiten.

„In der Kleinkunst bist Du Meisterin, Eva!“

„Das liegt in der Frauenart, Onkelchen.“

„Wo bist Du denn? Ach, hier das Maiglöckchen.“

„Ich habe es heute noch schnell gemalt, als Du mir mittags den schönen Strauß brachtest. Und mein Tischherr ist ein wirklicher, echter Schauspieler?“

„Waschecht. Junges, eminentes Talent. Charakterspieler am Hoftheater und von München aus warm an mich empfohlen.“

„Wenn ich das Mama schreibe!“

„Närrchen! Ich übernehme jede Garantie. Vorzügliche Familie, sein Vater ist sogar wirklicher Geheimer!“

In diesem Augenblick kam Frau Seraphine wieder.

„Ich denke, Euchen, ich nehme doch noch eine Schale eingemachte Quitten heraus. Links unten steht nur noch das Cabaret mit den Reineclauden und den Erbbeerern; das dunkle Gelb würde eine harmonische Abtönung dazu geben.“

„Tante Seraph,“ rief Eva lachend aufspringend, „ich glaube, wir haben schon zwanzig verschiedene Compots, und aus sanitären Gründen muß ich Dir Einhalt gebieten. Jedenfalls übernehme ich keine Verantwortung, sondern gehe mich jetzt wirklich umkleiden.“

„Eva, Du behältst doch natürlich die Hängejöpfe?“

„Natürlich finde ich das gerade nicht, und was die guten Königsberger dazu sagen würden, wenn man mit Vierundzwanzig die Haare trägt, wie ein Badfisch, das will ich lieber nicht hören. Aber vor Euch darf ich mich ja garnicht anders blicken lassen.“ — —

Als der erste Wagen vorfuhr, stand Eva neben Frau Seraphine im Empfangssaal. Beim Ton der elektrischen Klingel richtete diese ihre volle Gestalt würdevoll auf, ordnete die lange flieberfarbene Schleppe ihres Kleides und zauberte jenes lebenswürdige Lächeln auf ihre Lippen, das Hausfrauen immer so unvergleichlich steht.

„Es ist mir immer ein Wunder,“ flüsterte Onkel Dick, der nun seinerseits ein wenig erregt wurde, Eva zu, „wie bei Seraph im entscheidenden Moment Ruhe und Klarheit eintritt. Früher war es ebenso. Hinter den Kulissen jeden Abend entsetzliches Lampenfieber, und sowie die Glocke des Regisseurs ertönte, ruhiger Puls und eine glöcknerreine Stimme.“

Allmählich füllte sich der Raum, sowie auch das anstoßende Atelier, dessen Thüren weit geöffnet waren. Hier hatte der Maler selbst die Ausschmückung vorgenommen. Warmes, rotes Licht füllte den Raum, der ziemlich einfach gehalten war, und in dem ein paar bequeme Polsterstühle standen.

Eva zog sich nach der Vorstellung ein wenig scheu zurück. Junge Mädchen gehörten nicht in den Umgangskreis ihrer Verwandten, so fand sie sich anfangs allein.

„Onkelchen, das ist ja eine wahre Hekatombe.“

„Hast Du schon Deinen Tischherrn gesehen?“

„Ja, aber er sieht ganz gewöhnlich aus. Nicht einmal einen Brillantring über dem Handschuh!“

„Em, hättest Du es lieber gesehen, wenn er Dich als Jago oder Mark Anton zu Tisch führte?“

Eva wollte eben schmollend davongehen, als ein Paar eintrat, dessen Anblick sie neben ihrem spöttischen Onkel fesselte.

Eine so schöne Frau hatte sie noch nie gesehen. Das war ja wahres Voreleyhaar, und wie funkelten die großen, blauen Augen!

Sie wußte sofort, wer vor ihr stand und hob die Augen fast ängstlich zu dem Herrn, mit dem ihr Onkel sich eben die Hand schüttelte.

Vor Erstaunen wurden sie ganz groß. Wie einfach er ausah! Nicht einmal eine gebietende Gestalt, Schläfen und Bart ein wenig ergraut und

in den Augen keinen Feuerblick, sondern nur ein mildes, gutes Leuchten.

Eva war ein wenig enttäuscht.

Onkel Dick las ihr diese Empfindung wohl vom Gesicht ab, als er mit feinem Lächeln vorstellte. Natürlich nahm man keine Notiz von ihr, die beiden schritten zur Hausfrau. Als sich Ebert dann zu seiner Nichte wenden wollte, war sie verschwunden. Noch einmal wollte sie sich nicht auslachen lassen.

„Befehlen gnädiges Fräulein rot oder weiß,“ fragte etwas später Schauspieler Norden seine Nachbarin.

Eva biß sich auf die Lippen. So hatte doch fast jede Tischunterhaltung in ihrem Leben angefangen! O, Ben Akiba hatte recht!

„Weiß, wenn ich bitten darf.“

Von der Seite betrachtete sie prüfend das glattrasierte Gesicht mit den markierten Zügen. Alles, wie bei jedem andern auch! Er unterhielt sie von München, von den neuesten Büchern, der letzten Kunstausstellung, er fragte, ob sie gerne Schlittschuh liefe. Da sie ihm offenbar sehr gut gefiel, fing er an ihr ein wenig den Hof zu machen, gerade so, wie es jeder beliebige Lieutenant auch gethan hätte. Kein Citat aus einem Theaterstück, nicht einmal die Redefigur: wir Schauspieler! als Einleitung einer gewagten Behauptung — nichts von alledem! Eva ärgerte sich fast, daß sie in der Eile keinen andern Unterschied zwischen ihm und ihren gewohnten Tischnachbarn fand, als daß er sehr schön und deutlich aussprach, den reinen Maut nicht im mindesten durch den erzwungenen Nasallaut verstimmelte.

Manchmal sah sie über die Tafel hinüber, zu Tante Seraphine, die sich offenbar mit Professor Haupt ganz ausgezeichnet unterhielt. Sie nickte ihr meistens freundlich zu. Haupt folgte einem ihrer Blicke und sah gerade in Evas aufmerksam auf ihn gerichtete Augen. Er stuzte. Wo in aller Welt hatte er diese klaren Sterne schon einmal gesehen? Fragend wandte er sich an seine Nachbarin. Die Antwort klärte ihn darüber nicht auf. Er war nie in Königsberg gewesen, der Name ihm fremd, wenigstens in Verbindung mit einer bestimmten Persönlichkeit.

Man hob die Tafel auf, die Herren brachten ihre Damen in die anstoßenden Gemächer und zogen sich dann in das Rauchzimmer zurück.

Eva hörte eine Weile zu, wie Frau Kommerzienrat Walbig sich bei ihrer Tante beklagte, daß ein großer Brillantstern, den ihr Mann ihr aus Paris mitgebracht, nicht mit auf ihrem Bilde verewigt sei.

Als aber Fräulein Binting sich dann zu ihnen setzte, um die Frau Professor von der Not zu unterrichten, in der sich eine arme Witwe mit sieben unmündigen Kindern befände, die trotz ihres Glends die drei ältesten sonntäglich in die Kirche führe, und auf deren Tisch neben der Schüssel mit ungeschmälzter Brotsuppe immer die aufgeschlagene Bibel liege, sah sie sich nach Rettung um.

Wie verlockend Onkels Atelier in dem roten Lichte dalag! Oh sie wußte, wie es geschah, stand sie dann vor dem Bilde der kleinen Seraphine, das sie aus überirdischen Augen ansah.

„Was für ein süßes Kindergeſicht!“ ſagte plötzlich eine Stimme neben ihr, die ſie noch nie gehört, und von der ſie doch ſofort wußte, daß ſie Haupt gehöre.

„Was für ein Schlag muß es für die Eltern geweſen ſein, als ſie den kleinen Engel verloren! Ich habe auch ein geliebtes, armes Kind, das wohl niemand ſchön findet, als ich ſelber, aber um keinen Preis der Welt gäbe ich es her.“

Eva dachte an das arme verkrüppelte kleine Weſen, das er im Thiergarten ſpazieren fuhr, und für welches die ſchöne, elegante Frau ſicher nicht Zeit und Sorgfalt übrig hatte. Unwillkürlich traten ihr die Thränen in die Augen.

Sie ſchlug ſie zu ihm auf und wollte gerade antworten, als Norden hinzutrat.

Man nahm in einer Ecke auf einem runden Diwan Platz, mehrere Herren und Damen ſtanden und ſaßen jetzt in dem großen Raum, und ſo konnte Eva bleiben ohne Scheu, etwas Unſchickliches zu thun.

Sie lehnte ſich aufmerkſam in ihren Sitz zurück und hörte zu. Die beiden Herren ſprachen ſehr eifrig über Münchener und Berliner Theaterverhältniſſe. Die Verfaßſche Neuinſcenierung der Shakeſpearſtücke, beſonders des Hamlet, wurde eingehend erörtert; von der Aufführung kam man auf die Stücke, den Dichter ſelbſt; die Gegenwart eines dritten hatten beide ſcheinbar vergeſſen.

„Norden,“ rief Norden plötzlich, „wie müſſen wir Sie gelangweilt haben, gnädiges Fräulein.“

„Nicht im geringſten, ich fühle mich Ihnen ſogar zu Dank verpflichtet.“

„Wie lebhaft Sie das ſagen. Es iſt doch ſicher nur eine Höflichkeitsformel, aber es klingt ſo überzeugend.“

„Es iſt auch wahr,“ meinte Haupt lächelnd. „Ich habe Fräulein König ganz unerlaubt ſcharf beobachtet; ſie verſteht es, ſo zuzuhören, daß man aus ihren Augen immer nicht nur die Theilnahme, ſondern auch das Verſtändnis liest.“

„Das iſt kein Verdienſt, wenn Sie von ſo leicht verſtändlichen Dingen reden. Mich hat im Theater ſchon ſo oft ein Übermaß von Dekorationsen geſtört. Am liebſten iſt mir mein Schiller, wenn man ihn mir gut vorlieſt, und ich mit geſchloſſenen Augen dabeiſitzen darf.“

„Ich würde Ihnen gern ſämtliche Klaſſiker vorleſen, unter der Bedingung, daß Sie mir mit offenen Augen zuhören,“ erklärte Norden feurig.

„Shakeſpeare auch?“ fragte Haupt.

„O nein, den verſtehe ich nur auf der Bühne, und da liebe ich ihn auch allein.“

„Was am meiſten, Romeo und Julia?“

Eva ſah den Fragenden, Norden, erſtaunt an. „Früher als ich noch ganz jung war, natürlich Hamlet, aber jetzt Julius Cäſar.“

„Da ſind Sie richtig beim Theater angelangt,“ rief Ebert, der ſich mit Frau Haupt zu der Gruppe geſellte, „und meine kleine Eva plaudert ſo ruhig mit, als handle es ſich um Vorlagen zu Porzellan-tellern.“

„Ihr Fräulein Niichte erzählte uns ſo eben, was ſie liebte, als ſie noch ‚ganz‘ jung war!“

„Was oder wen?“ lächelte Frau Haupt, ſich weit zurücklehrend, daß ſich die herrlichen Linien ihres Körpers von dem dunkeln Fluß abhoben, und den berühmten jungen Schauſpieler voll anſehend. Über die Stirn ihres Mannes zog eine leiſe Wolke.

„Haben Sie mit meiner Frau den Termin für die erſte Sitzung feſtgeſetzt, Ebert?“ fragte er ablenkend.

„Ja, mein Freund, Ihre Gemahlin wird mir die Ehre erweiſen, ſich meinem Pinſel anzuvertrauen.“

„Sorgen Sie nur ein wenig für Unterhaltung, ſonſt mache ich ein gelangweiltes Geſicht.“

„Ich werde meine Phantafie und Laune die kühnſten Purzelbäume ſchlagen laſſen,“ beteuerte Onkel Did.

Frau Eugenie ſah zu Norden hin und bemerkte, daß die Augen des Künſtlers ganz verſunken auf der kleinen König ruhten. Nun hatte ſie ſich die ganze Saiſon hindurch gelangweilt, Norden wäre eine Eroberung geweſen, die ſich gelohnt hätte, und der Plan in dem Kopfe der Frau, deren Gedanken ſo raſtlos um das eigene Ich kreiften, war mit Blühes-ſchnelle fertig. Eva beachtete das Entgegenkommen nicht, das war klar. So ſagte ſie mit hinreißen-der Liebenswürdigkeit zu dem jungen Mädchen:

„Und der neue kleine Hausgeiſt findet ſeinen Weg auch in die Atelierräume, auch wenn ihnen die magiſche Dämmerung fehlt? Wenn ſich die Marionetten des Herrn Onkels erholen, dann plaudern wir beide, da wird keine Langeweile kommen und mein Bild wird das Zeichen Ihres Meiſterpinſels tragen, das Leben.“

Eva ſagte bereitwillig zu, und Norden erklärte faſt unmittelbar darauf, daß er nach der Vormittagsprobe auch immer ein Stündchen frei habe und es der gnädigen Frau zur Verfügung ſtelle, wenn Ebert nichts dagegen habe.

Der erklärte lachend, auf hundert Perſonen mehr oder weniger käme es ihm, vorausgeſetzt, daß die erſten Sitzungen in Ruhe verliefen, nun nicht mehr an und er hätte nichts dagegen, wenn Haupt in den nächſten Wochen bei ihm Kolleg läſe.

In Frau Eugeniens ſtolzen Augen blipte der Triumph, und ſo war jeder guter Laune, als man nach einem halben Stündchen auseinanderging.

Eva warf raſch das Kleid ab, fuhr in einen bequemen Morgenrock und half Tante Seraphine das Silber abwäſchen, zählen und verwahren. Onkel Did, der eben die Lichter ausgelöſcht hatte, lag lang auf dem Sofa, rauchte Cigaretten, trank eine angebrochene Flaſche Wein zu Ende und ſtellte tieffinnige Betrachtungen über ſein Opferfeſt an.

„Nun, welches von den Tierchen gefiel Dir denn am beſten, Eva?“

„Am ſchönſten von allen war Frau Haupt.“

„Und er, der angeſchwärmte Profeſſor?“

Eva ſchwieg und legte die Eiſchtaufelchen in ihren Sammetkaſten.

„Eins fehlt, Tantchen.“

„Sieh doch einmal unter den Mokkaſöffeln nach, Kind.“

„Nichtig da iſt es. — Er hat mir auch ſehr gut gefallen.“

„Nun, das klingt ziemlich kühl.“

„Leben sie eigentlich sehr glücklich?“

„Wenigstens weiß man nichts vom Gegenteil, was in diesen Kreisen schon viel sagen will. Siehst Du es giebt Metalle, die, wenn man sie mischt, sich so gut mit einander vereinigen, daß sie eine neue Masse bilden; es giebt auch solche, die sich wohl verbinden, aber nicht verschmelzen. Jedes behält seine Eigenart. Wende dieses Gleichnis auf Ehen an, und Du wirst finden —“

Tante Seraphine legte den Fischheber in den Silberkasten und klappte den Deckel geräuschvoll zu.

„Ich finde, daß es Zeit ist schlafen zu gehen, morgen beim Kaffee könnt Ihr weiter philosophieren.“

## VI.

Als Professor Haupt am nächsten Vormittag aus dem Kolleg kam und sich seinem Hause in der Dorotheenstraße näherte, fand er den Flur mit Stroh bestreut und zwei Burschen schleppten sorgfältig verhüllte Möbel die Treppe hinauf. Wie er die Thür seines Arbeitszimmers öffnete, stand es ganz voll von zierlichen, geschweiften Sesseln, die sonderbar abstachen gegen die großen, schweren Formen der dunkelgebeizten Sachen, mit denen der Raum ausgestattet war. Das schwere Sofa mit dem dunkelbraunen Lederbezug schien denn auch mit gerechter Verachtung auf das Tabouret herabzusehen, das mit seinen vergoldeten Schnörkeln, den weißlackierten, dünnen Beinen und dem Bezug von mattblauer Seide mit rosa Rosen neben ihm aussah, wie eine Ballettänzerin neben einer Quäkerfrau.

Haupt wand sich durch das Chaos bis zu seinem Schreibtisch, auf dem er seine Bücher niederlegte. Neben demselben lehnte ein geschliffener, von Amoretten gehaltener Spiegel. Wie er sich umdrehte sah er darin sein Gesicht, eine tiefe Falte auf der Stirn und einen bitteren Zug um den Mund.

„Warten wir noch ein wenig, ehe wir zu Eugenie gehen. Im Unmut sagt man so leicht ein hartes Wort. Es ist ja eigentlich auch nichts zu sagen und nichts zu ändern,“ schloß er mit einem Seufzer.

„Eigentlich ist's sogar komisch, wie sich die Sachen hier ausnehmen! Wie das Riesenspielzeug in der Schürze des Fräulein von Niedel!“

Die Falte verschwand von der Stirn.

Professor Haupt hatte in seiner zwölfjährigen Ehe gelernt, die innere Heiterkeit der Seele aus den Stürmen des Tages zu retten. Nachdem er in furchtbar harten Kämpfen erkannt hatte, daß ihm innere Harmonie im Zusammenleben mit seiner Frau versagt war, rettete er sein Selbst wenigstens vor der Verbitterung. Er ließ die täglichen Verdrießlichkeiten immer nur in den Vorhof, nie in das Allerheiligste seines Herzens.

So trat er nach wenigen Minuten in das Wohnzimmer, wo Frau Eugenie eben damit beschäftigt war, eine Reihe reizender Porzellanfigürchen zu

befichtigen, die sie vor sich auf dem Serviertisch stehen hatte.

„Was sollen die Sachen in meinem Zimmer?“ fragte er ruhig.

„Ach verzeih, ich wußte nicht, wohin damit. Die Maurer entfernen eben aus meinem Salon den alten Ofen, er paßte nicht zu der neuen Einrichtung. Ich lasse eine Rokokoofen, weiß mit Gold, auf geschweiften Füßen, gleich fertig, dort aufstellen. Der Tapezier kam einige Stunden zu früh, — in das Empfangszimmer konnte ich sie nicht bringen, es hätte Besuch kommen können, und den ganzen Vormittag in solch einer Trödelbude zu zubringen, das hielt ich nicht aus.“

Was war auf solche unbewußte Selbstsucht zu antworten?

Haupt schwieg. Nach einer Weile fuhr sie fort: „Sind die Sachen nicht entzückend geschmackvoll?“

„Aber wohl auch entzückend teuer. Das hatte ich nicht darunter verstanden, als Du mir neulich mitteltest, Du hättest einige Ergänzungsstücke nötig.“

„Es kam auch so allmählich. Zu der neuen Tapete paßten die geraden Formen meiner alten Möbel nicht, zu den zierlichen Rokokoformen mußte ich an Stelle des dunkeln einen hellen Teppich haben, nun ist alles neu, und ich bin eben dabei, die Nippes für die Etageren auszusuchen.“

Da keine Antwort kam fügte sie gereizt hinzu: „Es scheint Dir nicht zu passen; die paar tausend Mark sind doch eine Kleinigkeit, besonders, da ich auf den Winter an der Riviera verzichtet habe.“

„Der für das Kind eine so unendliche Wohlthat gewesen wäre. Für Lotte hätte das Opfer eben gebracht werden müssen; aber Geld zu borgen, um Mobetand zu bezahlen, ist Leichtsin.“

„Natürlich, für das Kind alles, für die Frau nichts. Als ob das arme, verkrüppelte Wurm etwas von der Reise gehabt hätte, während ich —“

„Eugenie!“

Der Ton klang so ernst, daß sie inne hielt.

„Übrigens borgt man dem berühmten Manne leicht. Wie viele Professoren haben Schulden!“

„Ich habe aber darüber leider sehr altmodische Begriffe. Wenn ich borge, will ich auch bezahlen. Trotz meiner großen Einnahmen kommen wir aber nie aus.“

„Natürlich, weil Du Dich darauf kapricierst, ästhetische Abhandlungen zu schreiben, die außer Fachleuten kein Mensch liest. Wenn Du die Zeit darauf verwenden würdest, einen ordentlichen, modernen Roman zu machen, wie Ebers oder Dahn, so wäre es ersprißlicher.“

In seine Stirne stieg dunkle Röte. Was ihn aufrecht erhielt, ihm immer neue Kraft in die Atern goß, war seine Art des Schaffens. Nicht, daß die Anerkennung ihm schmeichelte, die es in weiten Kreisen bei den Besten seiner Zeit gefunden — wenn ihm etwas fern lag, so war es Eitelkeit. Aber die Gedanken, die er vertrat, waren ihm heilige Überzeugung; er wollte sein Volk hinführen auf den rechten Weg, ihm anstatt der Irlichter, die die Menge in den Sumpf lockten, wahre Leuchtsterne sittlicher Kraft, und

echter Kunstbegeisterung geben. Und wenn er auch nicht durchdrang, — stirbt der Soldat nicht einen schönen Tod, dem die tapfer verteidigte Fahne das Leichentuch wird?

Die Frau, die seinen Namen trug, und von seinen Werken nichts gelesen hatte, als ein Bändchen leidenschaftlicher Liebeslieder, die er ihr in den Zeiten des Brautstandes und der jungen Ehe gewidmet, traf mit ihren letzten harten Worten eine empfindliche Stelle, und er atmete erleichtert auf, als in diesem Augenblick das eintretende Mädchen mit der Suppenkühffel dem Gespräch ein Ende machte.

Zugleich öffnete sich eine Thür und ein zehnjähriges Mädchen humpelte auf zwei Krücken eifertig hinein, dem Vater entgegen, während eine blasse, schwächliche Erscheinung mit schmachttenden Augen, Lottens Bonne, folgte.

Haupt nahm sein Töchterchen auf den Arm, strich die roten Haare aus dem häßlichen Gesichtchen, in dem nichts schön war, als die unheimlich großen schwarzen Augen und fragte liebevoll nach ihrem Ergehen.

In Frau Eugeniens Herzen sprach nichts für dieses Kind. Es kam ihr wie ein Hohn vom Schicksal vor, daß sie, die schöne, vergötterte Frau, die Mutter eines so häßlichen Geschöpfes sein sollte. Sein täglicher Anblick verletzete sie, machte sie nervös. So sah sie es auch so wenig wie möglich. Es war bei Fräulein Dreißt, die im Gegensatz zu ihrem Namen so schüchtern wie möglich war, gut aufgehoben. Die Affenliebe ihres Mannes, wie sie die zärtliche Sorge des Vaters nannte, war ihr unbegreiflich. Schließlich schrieb sie diese allein dem Widerspruchsgeist zu. Wer selbst niedrig denkt, schiebt auch andern unehle Beweggründe unter. So glaubte sie, er wolle sie ärgern, wenn er dem Kinde gab, was er ihr schon in langen Jahren nicht geboten.

Das Mahl verlief sehr ungemütlich. Das kam bei Haupts öfter vor. Frau Eugenie war launisch und übte zu wenig Selbsterziehung, um diese Launen ihrer Umgebung zu verbergen. Vor wem auch? Mann, Kind und die bezahlte Dienerin waren doch wahrlich Personen, vor deren man sich gehen lassen konnte.

Fräulein Dreißt hörte an solchen Tagen manche scharfe Bemerkung. Anfangs hatte der Professor in seiner milden, sanften Art sie in Schutz genommen, seit er aber bemerkt, daß das die Sache nur verschlimmerte, schwieg er.

Von der Zeit an trug Fräulein Dreißt in den Tiefen ihrer altjüngferlichen Seele eine stille, schwärmerische Zuneigung für ihn, die der armen Lotte zu statten kam. Wie sollte sie sein Kind nicht pflegen? Ihre ewig verwunderten Augen hingen bei jeder Gelegenheit an dem Gegenstande ihrer Sehnsucht, wie zwei verkörperte Fragezeichen. Anfangs hatte er gemeint, sie wünsche etwas, und in seiner teilnehmenden Art eine Frage gestellt, als sie aber immer erötend verneinte, gewöhnte er sich an sie, wie an den ewig nickenden Pagoden auf dem Raminsims.

„Nun, Lottchen, fahren wir noch ein Stündchen aus? Es ist herrliche Schlittenbahn, und dann kannst

Du an der Rousseauinsel dem Laufen zusehen,“ sagte er nach Tisch.

„Ach ja, Papa,“ jubelte die Kleine. „Bitte, Fräulein Dreißt, ziehen Sie mir schnell meinen Mantel an.“

Als beide gegangen, fragte Frau Haupt: „Versiehst Du, daß der Modetand zurückgeschickt wird? Daß ich mich damit lächerlich mache, dürftest Dir wohl gleich sein.“

„Es ist auch zu spät dazu. Ich bitte Dich nur ernstlich, Eugenie, künftig so große unnötige Ausgaben zu vermeiden.“

Damit ging er.

Sie wandte sich wieder den Porzellanfiguren zu, aber in ihrer üblen Laune behandelte sie die zierlichen Dämchen so ungnädig, daß ein Rosenummundener Schäferstab in ihren Händen blieb. —

Haupt fuhr mit seinem Töchterchen durch den Thiergarten. An der Rousseauinsel hielten sie ein Weilchen an. Die Kleine liebte die lustige Militärmusik und das bunte Treiben der vielen Menschen.

Dicht am Ufer glitt eine zierliche Mädchengestalt neben einem Herrn dahin. Die langen, braunen Zöpfe fielen ihm auf. Als der Schlitten weiter fuhr, drehte das Paar gerade um. Haupt erkannte Eva König und neben ihr Norden. Man hatte gerade noch Zeit einen flüchtigen Gruß auszutauschen. —

Ziemlich spät begab sich Haupt am Abend aus einer Vereinsitzung nach Hause. Aus einem erleuchteten Lokal trat eine dürftig gekleidete Mädchengestalt, ein Körbchen an dem Arm. Wie sie den gut gekleideten Herrn erblickte, eilte sie ihm nach. Er sah plötzlich im Schein des Bogenlichtes eine zitternde, kleine Hand, die ihm ein Sträußchen Maiblumen hielt, und über den Blumen ein paar heiße, dunkle Augen. Das alte Elend! Rasch griff er in die Tasche, drückte dem Kind, denn ein solches war es eigentlich noch, ein Geldstück in die Hand und wollte weiter.

„Danke,“ flüsterte sie leise, und wieder bot sie ihm den Strauß, den er jetzt fast mechanisch nahm und in der Hand behielt.

Zu Hause war schon alles still. Leise ging er an dem Schlafzimmer seiner Frau vorüber, und trat einen Augenblick an das Bett des Kindes. Wie er sich zärtlich über dasselbe beugte, öffnete Lotte schlaftrunken die großen Augen.

„Lieber Papa!“

„Lieberes Lottchen! Hast Du auch Deine Milch bekommen?“

„Und alle ausgetrunken, weil Du mich sonst nicht lieb hast.“

„Mein kleiner Liebling! Hast Du auch gebetet?“

„Für alle Menschen, aber für Dich am meisten.“

„Ich bete auch jeden Abend für meine Lotte.“

„Ich weiß, und dann kommen im Traum die Engel zu mir, und wir spielen Ball mit den goldnen Sternen, und ich kann ebenso schnell laufen wie andere Kinder.“

Haupt seufzte. Sanft legte er die fieberheißen Händchen auf die Bettdecke und ging hinaus.

Das war das Härteste. Alles andere hätte er

ihr gern verziehen, aber daß sie kein Herz für dieses Kind hatte, daß die arme verkümmerte Pflanze dahinsiechen mußte ohne den Sonnenschein der Mutterliebe, das verzieh er nicht.

Er zündete die niedrige Arbeitslampe an, legte einen Stoß Konzeptpapier zurecht und griff nach einem dicken Bande. Es war seine Geschichte der Renaissance, an deren Schlußband er arbeitete. Dabei fiel sein Auge wieder auf die Maiglöckchen. Wie lieblich die kleinen Blüten aussahen! Und wie süß sie dufteten, wie Frühlingsodem. Woran erinnerten sie ihn nur?

Richtig, das war's! Er hatte an Eva König nicht gedacht, bis er sie heute auf dem Eise gesehen nun war sie ihm plötzlich greifbar nahe. Er sah sie vor sich sitzen, an der Brust den Maiglöckchenstrauß, und die großen, sanft leuchtenden Augen fest auf sich gerichtet. Wieder fühlte er den Strom von Wärme

(Fortsetzung folgt.)

## Heinrich Guise.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

Frau Duval maß sie abermals mit jenem langen, stechenden Blicke, der sie bei ihrem Erscheinen getroffen. Sie war, gleich allen ihren Glaubensschwwestern, in der Anschauung erzogen, daß man keine Schonung zu üben brauche, wo es sich um eine wissentliche Verletzung der Tugend handle. Sie gehörte zu der Anzahl Frauen, die im Bewußtsein ihres moralischen Übergewichtes, sich berufen fühlen, den Stein aufzuheben, den ihr Nächster in der Erinnerung der eigenen Fehle weggeworfen, um ihn auf den Sünder zu schleudern mit den stolzen Worten: „Hier, Herr, ist meine Hand zur Ausübung der Strafe; ich bin rein geblieben den ersten Stein zu werfen.“

„Ich zwinge Dich nicht,“ sagte sie in herbem Tone, „ziehst Du es vor, Deine Ehre, Deiner Eltern, Deines Bruders edlen Namen in den Staub zu treten, so bleibe hier, als Dirne des vermählten Mannes, den nichts hindert, Dich beiseite zu stoßen, wenn er einen Ersatz für Dich gefunden.“

Angélique griff mit beiden Händen nach dem Herzen, als habe ein Messerstoß sie mit dem harten Worte getroffen. Sie wollte etwas erwidern, aber es war ihr, als sei die Kehle ihr zugeschnürt, ihr Kopf schlug schwer gegen die Einfassung der Thür, neben welcher sie stand.

Eulalia beachtete sie nicht mehr; sie hatte, ohne Gruß sich von ihr gewandt und war schweigend aus dem Hause gegangen.

Angélique wußte nicht, wie lange sie so gestanden, eine Hand legte sich auf ihre Schulter; es war Ambroise Paré, der hinter ihr erschienen.

und Sympathie, der aus ihren Augen bis in sein innerstes Wesen gedrungen war. Unwillkürlich griff er zur Feder, und unter die große energische Überschrift:

„Filippo Brunellesco und die Renaissance in Florenz“ drängten sich ohne abzusetzen folgende Verse:

Zwei Augen haben mich angejehn,  
So lind und warm, wie Frühlingswehn,  
So jung, wie grünes Laub im Mai —  
Und ach! mein Venz ist lang vorbei!

Einer Kinderseele Tiefe lag  
Vor mir wie heller Sonnentag,  
Zwei Augen hielten mich im Vann —  
Was soll's? Ich bin ein alter Mann.

Es steigt mir aus der Dunkelheit  
Ein Traum vergangener Jugendzeit;  
Wie Weichenduft zieht's durch den Sinn —  
Fühl' doppelt, daß ich einsam bin!

„Kommt, Angélique,“ sagte er in seiner gewohnten gütigen Weise; „ich muß den Verband bei unserem Herzog erneuern! Ihr sollt mir dabei helfen.“

Sie folgte ihm mechanisch in das Krankenzimmer, um ihren Platz neben dem Bette Heinrichs wieder einzunehmen; dem Herzog entging die Verstorung ihrer Züge nicht. Er wartete ungeduldig, bis die Beschäftigung Ambroises mit ihm beendet war, an der Angélique diesmal kaum teilgenommen.

Der Arzt zog sich zurück; Heinrich Guise ergriff Angéliques Hände, sobald er sich mit ihr allein sah.

„Was haben sie Dir angethan, mein Liebling?“ fragte er. „Ambroise teilte mir mit, was meine Befürchtungen seit lange ahnten, — daß man gekommen sei, Dich mir zu entreißen und ich bin machtlos, es zu hindern, wenn Du Dich nicht stark genug fühlst, jenen Stand zu bieten.“

Sie war an seinem Lager niedergekniet und hatte den Kopf in die Decke vergraben, ihre Hände hatten sich den seinen entzogen. Er sah, daß ihr Körper von krampfhaftem Schluchzen erschüttert wurde.

„Du brauchst mir nicht zu sagen, was Dich jetzt bewegt, Geliebte,“ sprach er weich, „Paré hat mich vorbereitet. Ihm hatte Deine Beschützerin aus ihrem heiligen Entsetzen über Deine Handlungsweise kein Hehl gemacht. Und in diesen Kerker willst Du Dich von neuem begeben, die Tyrannei über Dich ergehen lassen, die jene tabellos sich Dünkenden Dir auferlegen? Geliebte, sei stark, sei standhaft. Brich Deine Ketten, komm mit mir. Kein kränkend Wort wird Dich erreichen; bin ich nicht da, Dich zu beschützen, meine Hand über Dein teures Haupt zu halten?“



Und scheuest Du das Urtheil fremder Menschen, ihre gedankenlose Härte, ich finde einen Ort, an welchem ich Dich ihren Blicken verbergen kann. Ist es denn meine Selbstsucht noch allein, wenn ich Dich ansehe, mir zu gehören, — ist es nicht tieferes Mitleid noch mit Dir und mit dem Lose, das Dich erwartet, wenn ich Dich jetzt aus meinen Armen lasse?“

Sie erhob ihr vermeintes Angesicht zu ihm. „Die Herzogin,“ stammelte sie.

„Katharina muß sich in das Unvermeidliche finden, wie es alle Frauen zu thun gezwungen, die ich kenne,“ antwortete er. „Ich gab ihr meinen Rang, meine Güter, rechte nicht mit mir, daß ich ihr nicht mein Herz auch geben konnte, das Dir so schnell zu eigen wurde. O Kind, Kind, wirf den quälenden Gedanken der Schuld von Dir. Nur ich allein, ich will sie auf mich nehmen; war ich es nicht, der an Dir gesündigt, an Deinem holden Menschenglauben, an Deiner Unerfahrenheit, die noch bis heute die Welt mit ihren Verirrungen nicht kennt? Lasse mich Vergebung für uns beide suchen und wenn die Deinen Dich verleugnen und verstoßen, — sieh, meine Kirche ist barmherziger als die Deine, da sie dem Sünder Gnade verheißt. Und ist die Sünde Deiner Liebe denn gar so groß, daß sie niemals Verzeihung fände, ist, was ein Gott in unsere Herzen legte, verdammenswert, weil es die Schranke überschritt, die sein Gebot gezogen? — Glaubst Du an seine Vatergüte nicht mehr, die die Last zu schwer befindet, welche seinen Kindern auferlegt wurde, und die zu trösten sich herbeiläßt, wo sie strafen wollte?“

Die Worte, die er zu ihr sprach, schlugen an das Ohr des Mädchens, wie sie tief in das Herz drangen, welches unter seinen Dualen suchte. Es war eine andere Auffassung freilich, die Heinrich Guise seiner Liebe gab, als die es gewesen, welche sie beständig von den Ihren gehört. Seine Kirche pflegte gegen Vergehen, wie das von ihm beabsichtigte, ziemlich nachsichtig zu sein, die Anschauungen seiner gewohnten Lebenskreise ließen es auch nicht als etwas Ungeheuerliches erscheinen, der angetrauten Gattin zeit weise eine andere vorzuziehen; es lag ihm jetzt nur daran, den Widerstand der Geliebten zu brechen; über alles andere war er entschlossen, sich mit leichtem Sinne hinwegzusetzen.

Angélique schloß die Augen, vor die sich wirre Bilder drängten. Ihr graute vor der Rückkehr zu den Ihren, zu jenen mitleidslosen Tugendhelden, die in ihr, wie tapfer sie gekämpft, fortan nur noch die Sünderin, die Gefallene erblicken würden. Ach, hatte er nicht recht? Was war die Welt, was waren jene, um dem starren Gebote ein ganzes, langes Leben dahinzugeben, was war der Trost, den ihre kalte Annerkennung ihr vielleicht zu gewähren geneigt war, im Vergleiche zu dem Schmerze, den ihre Entfugung ihr verursachte?

Doch gleichzeitig schauderte sie auch vor der Zukunft, die er ihr entrollte: in Wahrheit das zu werden, was Eulalia Duval als Schmähung ihr gedroht, verachtet von den Hartherzigen, bemitleidet von den Gutgesinnten, gehaßt von ihr, die seinen Namen trug und sich mit stolzer Stirn sein eigen nennen durfte,

während sie ihr verborgenes Glück, gleich einem Raube, vor den Blicken anderer zu verhehlen gezwungen war.

„Angélique,“ tönte des Versuchers Stimme, einschmeichelnder, als zuvor, „kannst Du Dich nicht entschließen? Glaubst Du, es kehre eine Zeit, wie diese, wieder, die wie ein Gnadengeschenk des Himmels uns verliehen ward? Ach, auch die Leiden, welche ich erduldet, ich ertrug sie gern, weil ich unter Deiner Hand genesen durfte und ich verschwieg Dir, durch wen ich jene Wunden erhielt, die mich an den Rand des Grabes brachten.“

Sie blickte ihn erschreckt an. „Was meinst Du damit? Weißt Du, wer Dich traf?“

„Ich weiß es wohl, Geliebteste; es war jener Mann, der uns im Garten der Universität überraschte, ehe wir im vorigen Jahre Abschied nahmen.“

„Eustache de Voignac,“ rief sie aus.

„Das war der Name, wie ich mich entsinne, doch es hat nichts zu bedeuten. Ich bin sein Feind, weil Du mich liebst, aber ach! nicht genug liebst, um mein Flehen zu erfüllen.“

„Gönne mir Zeit.“

„Ich bringe nicht in Dich, mir sofort Dein Versprechen zu geben,“ erwiderte er, „und dennoch, Angélique, werde ich noch heute den Befehl erteilen, alles zu meiner Abreise vorzubereiten. Es duldet mich nicht mehr hier, seit man Dich entdeckt; mir ist es, als müßten wir sogleich entfliehen, wollte ich Dich und mit Dir mein Glück retten.“

Ambroise Paré trat wieder ein; ihm hatte die Unterredung zu lange gedauert.

„Ihr solltet Euch jetzt Ruhe gönnen, Monseigneur,“ sagte er. „Eure Stirn glüht, als kehre das Fieber wieder.“

„Ich werde Euch in allem gehorchen, wenn Ihr, während ich schlafe, Angélique bewacht.“

„Seid ohne Sorge; so lange sie bei mir ist, geschieht ihr nichts. Nur muß ich Euch verbieten, noch länger mit ihr zu sprechen, wenn es in so heftiger Weise, wie zuvor, sein soll.“

Es gelang ihm, des Kranken Aufregung zu beruhigen, indem er sich neben ihn setzte und ihm von gleichgültigen Dingen sprach. Angélique ging ordnend im Zimmer hin und her. Sie legte einige der gebrauchten Gegenstände an ihre Plätze und mischte das Getränk, welches der Herzog zu sich zu nehmen pflegte.

Die Haube, welche sie getragen, lag noch am Boden; sie hob sie auf, um sie mit einer Geberde des Widerwillens in eine Ecke zu werfen. Dann aber schien ihr beim Anblick der häßlichen Kopfbedeckung ein anderer Gedanke zu kommen. Sie nahm von des Herzogs Waffen, die an der Wand hingen, einen Dolch mit reich damascierter Klinge und schnitt die Haube in der Mitte entzwei.

„Du thust recht, Liebchen,“ rief Heinrich Guise lachend, als er ihr Zerstörungswerk bemerkte, „ich wäre Dir zuvorgekommen, wenn ich es gewagt hätte, den geheiligten Kopfpug anzugreifen.“

Sie trat mit der Waffe in der Hand zu ihm.

„Schenke mir den Dolch, Heinrich.“

„Wozu, meine Angélique?“

„Als Belohnung für geleistete Dienste.“

„Gäbe es eine Belohnung groß genug, sie zu vergelten?“ entgegnete er innig. „Ich würde Dir meinen ganzen Besitz schenken, wenn ich es könnte, und dennoch wissen, daß ich farg gegeben. Der Dolch aber, den Du in der Hand hältst, ist ein schlechtes Geschenk; es ist eine indische Waffe und an der Spitze vergiftet.“

„Das mußte ich.“

„Und willst ihn dennoch haben?“

„Ich könnte in den Fall kommen, ihn zu gebrauchen,“ sprach sie und ihr Blick verdunkelte sich. „Niemals, so lange Du bei mir bist. Gegen wen wolltest Du ihn wenden?“

„Ich weiß es nicht, mein Herz ist schwer. Ich sehe vor mir nichts, als Blut und Thränen.“

„Die lange Zeit der Anstrengung für mich hat Deine Kräfte erschöpft. Du wirst Dich in der Stille des Landaufenthaltes wieder ganz erholen.“

Er streifte einen Ring von seinem Finger, der einen Rubin, umgeben von Diamanten, zeigte.

„Nimm ihn, statt des Dolches, Angélique, zur Erinnerung an Deine aufopfernde Treue. Den Ring gab mir mein Vater, als ich an sein Sterbebett gerufen ward. Ich trennte mich bisher nie von ihm; er war unter allen meinen Kleinodien stets das teuerste, was ich besaß. An Deiner Hand ihn zu wissen, ist mir ein lieber Gedanke und sind die Worte Dir noch im Gedächtnis, die ich vorhin zu Dir sprach, wirst Du es wissen, warum.“

Sie versuchte zu lächeln, als er den Ring an ihren Finger stecken wollte. Er war zu weit; er glitt immer wieder von der schlanken Hand herab.

„Ich lasse ihn enger machen, sobald wir in Orléans angekommen,“ sagte Heinrich Guise. Er zweifelte nicht mehr daran, daß Angélique sich bewegen lassen werde ihn zu begleiten.

### Einundzwanzigstes Kapitel.

Die verschiedenen Aufregungen des Tages hatten zu Ambroise Parés Besorgnis ungünstig auf den Zustand des Herzogs gewirkt. Er begann gegen Abend zu fiebern, sein Arzt mußte lindernde Mittel anwenden, um für den Kranken einige Stunden Schlaf zu erzwingen. Angélique hatte das Zimmer nicht verlassen dürfen, weil sich des Leidenden sofort eine heftige Unruhe bemächtigte, wenn er sie nicht sah. Jetzt endlich wagte sie es, für kurze Zeit sich in die kleine Kammer zurückzuziehen, die ihr zur Benutzung eingeräumt war und seinem Zimmer gegenüberlag.

Auch sie fühlte sich matt und angegriffen. Erst heute bemerkte sie es, die langen Nachtwachen, die aufreibende Pflege der letzten Wochen hatten in der That ihre Gesundheit erschüttert.

Sie trat vor die Thür des Hauses, ihre Wangen in der warmen Sommerluft zu baden; schon war es dunkel draußen; am Himmel schimmerten die Sterne. Sie schaute empor. In ihrer Kindheit Tagen hatte sie die Sage gehört, daß man die Sterne

fragen könne in der Seele tiefster Bedrängnis, und daß man von ihnen Auskunft erlange.

Ob jene Sage Wahrheit enthielte? Ob die funkelnden Himmelsaugen das tausendfache Menschenweh gewahrten, das unter ihnen rang und klagte? Wohl kaum! Heinrich Guise hatte unlängst sie belehrt, daß jene flimmernden Körper fremde Welten im Raume des All seien, wie die Erde, auf welcher sie selbst lebte. Er hatte von den Wundern des Sternhimmels gesprochen, wie er sie aus den Vorträgen der Männer der Wissenschaft kannte, mit welchen er zuweilen verkehrte. Es machte ihm Vergnügen, sie zu belehren, weil sie so leicht und willig lernte, doch diesmal wäre es ihr erwünschter gewesen, er hätte ihr die holde Täuschung des Kinderglaubens gelassen.

Von dem Pfeiler der Kirche ihr gegenüber löste sich vorsichtig die Gestalt eines Mannes. Die herrschende Dunkelheit ließ sie ihn erst gewahren, als er vor ihr stand.

„Angélique!“

Sie wich betroffen zurück. „Maurice,“ murmelte sie mit zitternden Lippen.

„Ich bin es, komm mit mir, ich habe mit Dir zu sprechen.“

„Ich kann nicht, denn ich gab mein Wort, an dem Plage zu bleiben, den ich übernommen.“

„Dies konntest Du Gulalia Duval sagen, nicht mir, der über Dich zu gebieten hat.“

Sie wollte in das Haus zurückfliehen, doch schon hatte er sie mit starkem Arm erfaßt und zu sich empor gehoben. Ihr Schrei erstickte unter dem Mantel den er um sie schlug. In der nächsten Minute war er in eine Seitengasse eingebogen, um nach wenigen Schritten in ein Haus zu treten, dessen finstere Treppe er vorsichtig mit seiner Last hinanstieg.

Auf sein Klopfen wurde ihm eine Thür geöffnet. Der Hugonott ließ jetzt erst seine Schwester frei, sie befanden sich in einem hellerleuchteten Zimmer, in welchem drei Personen waren, Prediger Duval, seine Gattin und Eustache de Voignac. Maurice gab ihr nicht Zeit zur Besinnung zu kommen, noch eine Frage an ihn zu richten, was er mit ihr vorhabe.

„Ich sandte heute morgen zu Dir, meine Schwester,“ begann er, „um durch den Mund dieser würdigen Frau, die Dich eine zeitlang beschützte, Dich aufzufordern, zu uns zurückzukehren und ich hoffte, daß das Bewußtsein Deiner wie meiner Ehre stärker sein sollte, als die unwürdige Leidenschaft, der Du Dich ergeben und die Dich Heimat, Glauben, Stolz und weibliche Scham verleugnen läßt. Du wiefest mein Gebot ab; jener gewissenlose Verführer, in welchem Du den Mörder Deiner Eltern und unserer Brüder vergessen lernst, übt eine größere Gewalt auf Dich aus, als wir, die Dich mit besserer Liebe geliebt, als er. Sein Wort wäre genügend, die Erinnerung an uns völlig auszulöschen, uns ihm zu opfern, die wir Dir berechtigtermaßen teurer sein müßten. Ich war nur zu geneigt, Dir mit einer Milde zu begegnen, die Dein Verderben sein würde, Du zwingst mich zu einer Maßregel, die Dir als hart erscheinen muß und dennoch die einzige ist, Dich vor der Entwürdigung zu bewahren, die Deiner un-

fehlbar harrte, wenn Du den falschen Wahn nicht von Dir wirfst, den jenes Mannes bethörende Worte Dir erwecken. Angélique, ich bin unfähig den Gedanken zu ertragen, daß meine Schwester in Unehren dem Feinde meines Glaubens, meines Hauses angehörte. Die Macht der Bitten und der Überredung hat sich bei Dir als fruchtlos erwiesen, so bleibt mir eins nur noch als Gebot der Pflicht; die ich an unserer Eltern Stelle für Dich übernommen: Du wirfst in dieser Stunde noch das Weib Eustaches de Voignac werden, der Dich genug liebt, um auch Deinen letzten Schritt verzeihen zu wollen. Mein Bruder Duval," wandte er sich an den Prediger, „thut, was Eures Amtes ist.“

Angélique hatte in wachsendem Entsetzen ihres Bruders Rede angehört. Als er jedoch jetzt ihre Hand ergriff, sie in die Eustaches zu legen, stieß sie ihn von sich.

„Töte mich," rief sie aus, „wenn Du noch einen Rest des Mitleids für mich hast. Zwing mich nicht, sein Weib zu werden.“

„Du hast es selbst gewollt," erwiderte Maurice unbewegt, „statt Deiner Weigerung solltest Du dem Herrn danken, daß er eines ehrenhaften Mannes Herz für Dich geneigt.“

„Ihr hörtet, was mein Bruder zu mir sagte, Ritter von Voignac," sprach sie in schneidendem Tone, „Ihr wisset, welches Vergehens mich Eure Glaubensgenossen anschuldigen. Wollt Ihr mich auch danach noch besitzen?“

„Ich will es," antwortete Eustache mit blitzenden Augen, „und wäre es nur, um einmal in meinem Leben jenes Mannes Sieger zu sein.“

„Eulalia Ihr seid ein Weib, wie ich; habt Ihr kein Erbarmen mit mir?" wandte sich das unglückliche Mädchen an die einstige Gefährtin.

Frau Duval bewegte verneinend das Haupt. „Die Liebe ist nicht die rechte, die nicht auch zu strafen sich überwinden kann," sagte sie, „denn jede Strafe birgt ein Heil in sich. Würden wir sonst unter dem Kreuze des Herrn uns beugen lernen?“

Angélique rang ihre Hände zusammen. „Hätte ich seinen Dolch jetzt, ich wäre meiner Qual frei," hauchte sie vor sich hin. „Weh mir, daß ich ihn nicht dennoch nahm.“

„Bist Du bereit, Angélique?" fragte Maurice. „Wir haben keine Zeit zu verlieren, drunten warten die Pferde.“

Sie warf einen suchenden, flehenden Blick um sich; er traf nur ernste, abweisende Gesichter, die keine Gnade, keine Hoffnung verhießen. Es gab keine Rettung mehr für sie vor dem ihr angedrohten Geschehe.

Der Prediger begann die Trauungsformel zu sprechen, er richtete die Fragen an die vor ihm stehenden Brautleute, Eustache antwortete mit einem vernehmlichen „Ja“, Angéliques Lippen blieben geschlossen. Mr. Duval mußte seine Frage wiederholen.

„Ich gebe Euch das ‚Ja‘ für meine Schwester," sprach Maurice, als Angélique, trotz der nochmaligen Aufforderung stumm blieb.

Der Prediger zögerte; nach calvinistischem Ritus war in solchem Falle die Trauung ungültig.

„Angélique, ich befehle Dir der Frage zu antworten," sagte Maurice.

Es konnte niemand unterscheiden, ob sie es gethan. Duval jedoch und der Bräutigam schienen es anzunehmen; der Segen, hier eine entsetzliche Lästerung, wurde über die Knieenden gesprochen, Eustache de Voignac und Angélique von Rougemont waren Mann und Frau.

Als die Ceremonie vorüber war, nahm Maurice seiner Schwester Arm, Eustache einen Wink gebend, zurückzubleiben. Einen Glückwunsch wagte niemand darzubringen, er wäre wie ein Hohn auf diese Hochzeitsfeier erschienen.

Schweigend begaben sich die Versammelten die Treppe hinab vor das Haus, wo schon seit geraumer Zeit die Pferde standen. Maurice hob die Neuvermählte in den Sattel und legte die Zügel in ihre Hand. „Vergieb mir," sagte er leise, ihre kalte, leblose Hand küßend.

„Du bittest um etwas, das ich Dir nach dieser Stunde nie gewähren könnte," erwiderte Angélique herb, „und wenn Du Deiner Pflicht gehorchtest, weshalb bedarfst Du der Verzeihung? Doch, Maurice, staune nicht, wenn Dir Dein Mittel fehlgeschlagen und wenn ich schon jetzt bereue, daß ich nicht geworden, was Ihr mir als Schmähung vorwarfet. Vielleicht hätte es mich vor dem Lose bewahrt, eines verabscheuten Mannes Sklavin zu werden.“

Maurice entgegnete nichts; er bestieg sein Pferd, um es an die Seite seines Schwagers zu lenken.

„Eustache," sprach er, „Du hast erreicht, was Du gewollt, und es geschah mit schwerer Überwindung, daß ich Angélique zu diesem Schritte zwang. So räche wenigstens an ihr nicht die Verzweiflung ihres Herzens, das sich Dir lange noch widersetzen mag, weil es jene andere unselige Liebe nicht vergessen kann. Begegnet ihr mit Güte und mit Nachsicht und fordere nicht mit Härte ein Gefühl von ihr, das erst später in ihr erwachen kann, wenn sie das Vergangene verschmerzen lernte.“

Eustache spornte sein Pferd zu rascherem Laufe. „Es wird von Deiner Schwester abhängen, wie weit meine Nachsicht geht," erwiderte er. „Ihr Haß, den sie mir bisher bei allen Gelegenheiten zeigte, giebt mir keine Hoffnung, daß ich mich ihres Besitzes zu freuen haben werde.“

„Es war Dein Wunsch, und auch für die teuer erkaupte Erfüllung eines solchen haben wir dankbar zu sein," sagte Maurice eindringlich, „noch einmal, ichone sie, Du gewinnst sie sicherer, wenn sie gezwungen ist, um Deiner Milde willen Dich zu achten.“

„Ich will es versuchen," entgegnete Eustache trocken.

Maurice bemühte sich seines neuen Verwandten Gesichtszüge zu unterscheiden. Es gelang ihm nicht; der Ton, in dem er sprach, klang nicht verheißungsvoll für seiner Schwester Zukunft. Ein Frösteln beschlich ihn, ob er mit seiner Handlungsweise das Rechte getroffen, ob er nicht eher des jungen Geschöpfes

Verderben besiegelt, als er sie diesem Manne als Eigentum überwies.

Heinrich Guise wurde wenige Tage nach diesem Ereignisse von Jamets aus ein Brief überbracht.

„Mein Prinz,“ so schrieb Eustache de Loignac, „ich ersuche Euch, die Rückkehr Eurer Pflegerin nicht mehr zu erwarten, noch Euch die Mühe zu geben, ihren ferneren Aufenthaltsort zu entdecken. Angélique von Rougemont ist seit drei Tagen mein Weib geworden, und mein Arm wird sich stark genug erweisen, für alle Zeit sie vor Euren Nachstellungen zu sichern.“

Die Mitteilung war geeignet Heinrichs Genesung für längere Zeit hinauszuzögern. Seinen Nachforschungen in Dormans gelang es endlich, den Zusammenhang der Begebenheit zu entdecken, ohne daß er jedoch erfahren konnte, wohin man Angélique gebracht. Sein Zorn, seine Empörung kannten keine Grenzen, sie sich auf solche Weise entrisen zu sehen, und zu dem Glaubenshaffe, mit dem er bisher seine Gegner verfolgt, gesellte sich jetzt der persönliche Haß gegen jene Keher, denen es gelungen, ihm einen so schmerzenden Schlag beizubringen.

Es war im Spätherbste, als er auf seinem Schlosse Joinville eintraf, wo ihn seine Gemahlin erwartete. Er hatte die letzten Wochen in Paris zugebracht; seine Wunden waren geheilt, doch auf der Wange war ihm eine tiefe Narbe zurückgeblieben, welche ihm unter seinen Zeitgenossen den Beinamen des „Balafre“ erwerben sollte.

Das Volk nahm später diesen Namen mit Vorliebe für ihn an. Er schien ihm ein geheiligter, weil er das Zeichen, das Gott seinem Streiter aufgeprägt, beständig zur Erinnerung brachte.

Der Empfang, welcher Heinrich von seiner Gattin zu teil wurde, war ein kälterer, als es die Verhältnisse und die Gefahr, in der er sich befunden, rechtfertigten. Katharina von Cleves war über die Vorgänge in Dormans nicht ununterrichtet geblieben. Herzog Heinrich erriet dies sofort. Es war nicht seine Gewohnheit, unangenehmen Auseinandersetzungen aus dem Wege zu gehen, sondern allem, was ihm drohte, mutig die Stirn zu bieten.

So mochte es denn heute sogleich klar zwischen ihnen werden; auch Katharina schonte ihn nicht, wenn es sich darum handelte, ihrer strengen Wahrheitsliebe, ihrer rücksichtslosen Offenheit Genüge zu thun.

„Ich ließ Euch auffordern, zu mir zu kommen,“ begann er, als sie sich allein befanden, „und hätte von Euch hoffen können, daß Ihr meinen Wünschen Folge leistet. Was hinderte Euch, es zu thun?“

„Die Bitte kam etwas spät, mein Gemahl,“ erwiderte die stolze Frau, „einige Wochen zuvor, sogleich nach Eurer Verwundung, hätte nichts mich zurückhalten können zu Euch zu eilen.“

„Ich wußte nicht, daß Ihr die Erfüllung meiner Bitten von der Zeit abhängig macht, in der sie ausgesprochen werden,“ sagte Heinrich Guise, „ich glaubte bisher, es sei die Pflicht der Frau zu kommen, wenn ihr Gatte sie verlangt.“

„Nicht, wenn der Platz an seiner Seite durch eine andere eingenommen ist,“ war die kühle Ent-

gegnung. „Ihr hattet Gesellschaft, die mich wohl vollkommen zu ersetzen fähig war.“

„Von meiner Pflegerin ja, welche aufopfernd für mich sorgte.“

„Und die schon seit drei Jahren, wie man mir berichtete, Eure Geliebte war.“

„Nein, leider nicht,“ antwortete Heinrich unbarmherzig, wie es ein Mann nur der ungeliebten Frau gegenüber zu sein vermag.

Ein staunender Blick traf ihn aus Katharinas Augen. „So lange vermochte jenes Mädchen Euch zu widerstehen?“ fragte sie zweifelnd. „Es könnte mich mit Achtung für sie erfüllen, die ich als meine Nebenbuhlerin zu hassen hätte.“

„Ihr würdet Eurem Stolze nichts vergeben, wenn Ihr sie hochachtet; sie verdient es.“

„Ihr liebt sie, wie mir scheint, noch immer.“

„Ja, unbeschreiblich,“ sagte er kurz.

„Und scheut Euch nicht, dies mir, Eurer Gattin, einzugestehen?“

„Ich bin Euch Wahrheit schuldig, auch um ihretwillen, die ich Eurer Schmähung nicht ausgesetzt wissen will.“

„Ihr seid zunächst die Liebe und Treue mir schuldig, die Ihr mir am Altare geschworen,“ rief die Herzogin aufbrausend.

Heinrich Guise drehte gleichgültig eine Perlmutter-Ischale auf dem Tische hin und her.

„Erinnert Euch, welches die Umstände waren, unter denen ich jenen Schwur zu leisten gezwungen wurde,“ sprach er kalt, „habt Ihr sie vergessen?“

„Keineswegs. Ihr heiratetet mich, weil Ihr durch Karls Edelleute ermordet zu werden fürchtetet, als ihr um Margarethe von Valois warbet. Auch der Herzog von Anjou hatte Euch den Tod gedroht. Ihr brauchtet mich als Mittel zu Eurer Rettung.“

„Da Euch dies vollkommen bekannt war, weshalb nahmet Ihr meine Hand?“

Sie preßte die Finger in die Polster ihres Sessels. O Schmach über sie, daß er es wußte, warum sie es gethan!

„Lasset uns Frieden schließen, Katharina,“ sagte der Herzog ernst. „Was nützt es in herben Worten uns vorzuwerfen, daß es Berechnung von uns beiden war, die uns zu unserer Verbindung bestimmte? Habt Ihr denn einen Grund so unzufrieden mit Eurer Wahl zu sein?“

Sie wäre es nicht gewesen; mehr noch, sie hätte sich das glücklichste Weib der Welt genannt, wenn er sie geliebt.

„Ihr antwortet nicht,“ fuhr er fort, „Euer Stolz vermag es nicht zu ertragen, daß Ihr nicht allein die Herzogin von Guise geworden, daß Ihr nicht auch mein ganzes Herz besitzen sollt, daß es ein Wesen außer Euch giebt, dessen ich mit heißer Sehnsucht und mit der schmerzenden Gewißheit denke, daß es nie mein eigen werden wird.“

Sie lächelte bitter. „Es muß in der That ein Wesen von seltener Beschaffenheit sein, einen Heinrich Guise durch Jahre und ohne Erhörnung fesseln zu können.“

„Vielleicht, Katharina. Mich wenigstens dünkte

sie seltener und anderer Art, als alle Frauen, die mir bisher begegnet sind. Ich wurde Euer Gatte in meinem zwanzigsten Lebensjahre und hatte in der kurzen Zeit zuvor schon viele Frauen gekannt, einige geliebt, wie man in jenen Jahren zu lieben pflegt, mit einigen gespielt und fast alle gering geschätzt. Blicket um Euch in der Welt, in der wir leben, und sagt mir, was Eure Schwestern sind. Ich habe niemals eine Hand berührt, bei der ich nicht sofort einen Gegenbruch empfunden, niemals ein Geständnis ausgesprochen, das unerwidert blieb, niemals eine Bitte geäußert, der man eine Versagung entgegensetzte. Sie waren sich gleich, alle, Katharina, von der Königstochter an, der Herzogin, bis zu dem geringen Bürgermädchen, das die Leidenschaft des hochgeborenen Mannes als eine Auszeichnung betrachtete. — Ich glaubte nicht an ein echtes Gefühl, nicht, daß es eine Liebe gäbe, so himmlisch rein in ihrem süßen Vertrauen, so losgelöst von allem irdischen Begehren in ihrer holden Ahnungslosigkeit, bis ich sie gesehen, welcher Ihr jetzt im Haffe gedenket. — Wie wir uns fanden, was liegt daran? Lasset es Euch von Eurer Schwägerin erzählen, die es längst erkundet. Und was es war, das mich so unwiderstehlich an sie fesselte, wie sollte ich es Euch beschreiben? Sie liebte nicht den Herzog von Guise in mir, den Träger eines hohen Namens, von dem sie irgend einen Vorteil erwarten durfte, sie dachte nicht daran, daß aus dem fremden Manne, der sie aus Gefahr gerettet, ein Bewerber werden könne, der sie aus der Not erlöste, in der sich die Verwaiste, Verlassene befand, — sie meinte, daß es recht und gut sein müsse, wie ich es über sie bestimmt, und ließ sich dankbar an dem largen Glück genügen, das sie empfing. — Und wenn ich, fortgerissen von so viel Liebreiz und Unschuld, mit stürmischem Werben ihr zu nahen suchte, sah sie mich an mit ihren großen fragenden Kinderaugen, die noch nie die Sünde in ihrer grellen Unerbülltheit schauten, und ich wußte, daß ich nicht weiter gehen dürfe, wollte ich nicht vorzeitig mir ein Paradies zerstören.“

Die Erinnerung hatte ihn überwältigt; unter den leidenschaftlich hervorgestoßenen Worten kam es ihm nicht in den Sinn, wie wehe er ihr that. Er bemerkte auch nicht, wie bleich Katharina geworden. Der Schmerz um Angélique, die Enttäuschung, die er um ihretwillen erlebt, machten ihn unempfindlich gegen das Leid, das er einer anderen zufügte, deren Liebe ihm gleichgültig war, weil er um sie niemals, wie um einen kostbaren und ersehnten Besitz, zu ringen gehabt.

„Wünscht Ihr von mir befreit zu sein?“ fragte seine Gattin, und ihre Stimme klang so gelassen, daß niemand den Aufruhr ihres Inneren erraten hätte.

„Welche Frage! Ihr wisset, daß dies nicht ausführbar ist.“

„Ausführbar, Monsieur de Guise, ist alles in der Welt, wenn wir die Kraft besitzen, um der Erreichung eines Wunsches mehr, als ein gewöhnliches Opfer zu bringen,“ entgegnete die Herzogin. „Ich will Euch sagen, was Euch hindert, dies zu thun. — Es würde Eurem Herzen keine große Pein ver-

ursachen, mich, Euer Weib, die Mutter Eurer Kinder, zu verstoßen, doch Euren Ehrgeiz seid Ihr nicht imstande selbst jenem Mädchen zu opfern, das Ihr so sehr liebt. Das Werk Eures Lebens steht Euch höher noch, als ihr Besitz, den Ihr nur als ein Abtrünniger Eurer Kirche erreichen könntet, wenn Ihr sie zu Eurer rechtmäßigen Gattin machen wolltet.“

Es war eine grausame Wahrheit, die ihm Katharina in das Angesicht schleuderte, aber auch sie hatte zu viel erduldet, um ihm eine solche ersparen zu mögen.

„Und glaubt Ihr wirklich, daß ich jener im Haffe gedenke, die meines Mitleids würdiger wäre?“ fuhr Frau von Guise fort. „Ist sie mir doch ein neuer Beweis für die Selbstsucht Eures Herzens, das nie etwas geliebt, als sich allein. Ihr würdet ohne Vorwurf Eures Gewissens von dem Mädchen, das Ihr so hoch zu stellen behauptet, das größte Opfer angenommen haben, welches ein liebendes Weib dem Manne darbringen kann, aber Ihr würdet mit Abscheu den Gedanken von Euch weisen, als Gegenleistung ihr auch nur einen Eurer hochfliegenden Träume dahinzugeben. — Trennt Euch von mir; ich halte Euch nicht; werdet Calvinist; so steht Eurer Heirat mit der Tochter Rougemonts, den Ihr ja wohl ermorden ließt, nichts im Wege, und dann erst werdet Ihr mich überzeugt haben, daß Ihr einmal in Eurem Leben wahrhaft geliebt.“

Der unerhörte Vorschlag, den die in ihren innersten Gefühlen verwundete und beleidigte Frau dem heißblütigsten Verteidiger des katholischen Glaubens machte, wäre von Heinrich Guise an jedem anderen mit einem Stoße seines Dolches gehandelt worden. Es überraschte ihn, daß Katharina den Mut fand, ihm dies zu sagen. Eine weniger charakterstarke Frau als sie, hätte, um den Gatten zu sich zurückzuführen, ihre Zuflucht zu Vorstellungen, Bitten und Thränen genommen. Sie zeigte ihm, — was er noch nie von jemand erfahren, — offene Geringschätzung und hielt ihm mit schonungslosen Worten die geheime Triebfeder seiner Handlungen vor: den brennenden Ehrgeiz seiner Seele, dem er jedes Fühlen unterwarf.

„Ich habe nie an Eurer Kühnheit gezweifelt, Katharina,“ sagte er ironisch, „doch was Ihr soeben ausgesprochen ist mehr als das; es ist Vermessenheit. Euch, als der einstigen Hugenottin mag ein Glaubenswechsel eine geringfügige Sache erscheinen, nicht mir, der als der Kirche getreuer Sohn zu leben und zu sterben gedenkt. — Und wenn Ihr mir den Vorwurf macht, daß ich um einer Liebe willen keiner Opfer fähig bin, so werdet Euch bewußt, daß eine Frau darüber verschieden von uns denkt und empfindet. Euch kann und darf Eure Liebe der Mittelpunkt des ganzen Lebens bleiben, uns Männern kaum, da wir einem Erdentraume nicht die Ziele eines Daseins hinwerfen können, nicht um des Zaubers zweier Augen willen vergessen, was wir der Menschheit schuldig sind durch die Ausübung der gelobten Pflicht auf dem entscheidenden Plage, den Gott und das Schicksal uns angewiesen.“

„Eure Gegengründe können mich nicht überzeugen,

„Monsieur de Guise,“ sprach Katharina. „Ihr habt vollkommen recht; ich urteile mit dem Empfinden der Frau, die gewohnt ist, dem Gebote ihres Herzens zu folgen, — Euch treibt das Verlangen, die Höhe zu erreichen, auf der Ihr Aller Augen sichtbar seid, und der Wunsch, von denen noch gepriesen zu werden, die nach Euch auf Erden wandeln.“

„Es mag so sein, Katharina, und es würden in dieser Welt keine großen Thaten geschehen, wenn es anders wäre. Auch ich bin noch nicht am Ziele meines Ehrgeizes angelangt, den Ihr in Eurer jetzigen Stimmung mißachtet.“

„Und weil sich Euer Ehrgeiz hinter dem Schilde Eurer Religion birgt, zieht Ihr es vor, mich zu behalten, um nicht durch das öffentliche Urgernis einer Scheidung Eurer Kirche Euch zu entfremden.“

„Ihr denkt geringer von Euch, als es erforderlich ist,“ sagte Heinrich Guise, der seine Ruhe vollständig wiedergewonnen hatte, „ich schätze Euch, dies wenigstens solltet Ihr wissen, ich würde mich nicht einmal von Euch trennen, wenn Ihr darauf beständet, woran ich, trotz Eurer scharfen Reden, zweifle.“

Er lächelte ein wenig bei den letzten Worten. Sie wandte sich zum Fenster, um ihm zu verbergen, daß sie erröthete. Er sah es dennoch. Sie sträubte sich vergebens gegen die Macht, die er, wie auf jeden, auch auf sie ausübte, seit er sie kannte.

„Noch einmal, Katharina, laßet uns Frieden schließen,“ sprach er, in der Zuversicht, daß er bei ihr bereits gewonnenes Spiel habe. „Blicket um Euch, ob es Eure Leidensgenossinnen im Ehestande nicht schlechter haben, als Ihr, und machet Euren Freundinnen, den Damen des Hofes, Vorwürfe, wenn ich nicht besser geworden, als ich es zur Stunde bin.“

„Die Damen des Hofes, die Ihr stets mit Mißachtung behandelt, haben mir niemals Sorge eingebracht,“ antwortete die Herzogin.

„Doch jenes arme Kind ist Euch ein Gegenstand der Furcht,“ bemerkte er, ihr Haupt zurückbiegend, um ihr in die Augen sehen zu können. „Soll ich Euch ganz beruhigen, wenn ich Euch sage, daß Ihr an ihren Anverwandten, den Kezern, Eure besten Verbündeten gefunden habt? Man hat mir Angélique Rougemont für immer entzogen, indem man sie zwang, einen ihrer Glaubensgenossen zu heiraten und dieser ist mein größter Feind. Zweifelst Ihr noch daran, daß Ihr von ihr fortan nichts mehr zu fürchten habt?“

Einige Wochen später kehrte der Herzog von Guise mit seiner Familie nach Paris zurück. Die Gatten waren äußerlich wieder vollständig ausgeöhnt. Ein Fehrwürfnis mit Katharina und ihren Angehörigen wäre Heinrich auch in diesem Augenblicke sehr ungelogen gewesen. Er bedurfte der Unterstützung aller seiner Anverwandten zu den Plänen, die er in sich trug und für deren Verwirklichung ihm der geeignete Zeitpunkt nahe schien.

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Hätte an der Spitze der Regierung ein thatkräftiger Mann gestanden, wie es der Führer der ihm untergeordneten Truppen, Heinrich Guise, war, so würde der Krieg mit um so größerer Hestigkeit fortgesetzt worden sein, da die ersten Waffenthaten erfolgreich für das königliche Heer gewesen waren.

Aber Heinrich III. war durchaus nicht geneigt, aus seiner passiven Haltung herauszutreten; er zog es vor mit seinen Gegnern zu unterhandeln, deren Chef ein Mitglied seines Hauses war. Und so geschah das Seltsame, das Wunderbare, daß der einstige ungestüme Sieger von Jarnac und Moncontour, der erbitterte Teilnehmer der Bartholomäusnacht kaum vier Jahre nach diesem Ereignisse seinen kezerischen Unterthanen einen Frieden unter so günstigen Bedingungen gewährte, wie sie ihn kaum unter einem seiner Vorgänger je erreicht hatten.

Mit Ausnahme von Paris und dessen nächster Umgebung wurde ihnen die freie Ausübung ihrer Religion im ganzen Reiche gestattet. Die vor diesem Zeitpunkte eingegangenen Heiraten wurden legitimiert, Gerichtshöfe eingesetzt, welche zur Hälfte aus Katholiken, zur Hälfte aus Calvinisten bestanden, um die Sachen der letzteren zu entscheiden. Die Achtung der hinterbliebenen Familien ermordeter Hugenotten wurde aufgehoben, das Andenken Colignys, Briquemonts und anderer rehabilitiert, die Prinzen, welche gegen den König die Waffen ergriffen, erhielten Auszeichnungen, als ob sie Heinrich III. Dienste von bedeutendem Werte erwiesen hätten.

Prinz Condé wurde zum Gouverneur der Picardie ernannt, dem Pfalzgrafen Johann Kasimir bewilligte der König eine größere Summe zur Bedienung der fremden Truppen, ihm selbst jedoch eine Pension von vierzehntausend Goldgulden, sowie die Oberherrschaft von Chateau-Thierry.

Am reichsten wurde Franz von Anjou bedacht, den Heinrich, um vor seinen aufrührerischen Gelüsten fortan bewahrt zu bleiben, mit den Herzogtümern Anjou, Touraine und Berry belehnte und seine Apanage auf hunderttausend Goldgulden erhöhte. Den Reformierten räumte man acht Städte in der Guyenne, der Auvergne und dem Languedoc ein, die ihnen als Befestigungsplätze dienen sollten.

Dieses fünfte Friedensedict\*), abgeschlossen am 15. Mai d. J. 1576 konnte nicht anders, als die katholische Partei und ihre Führer auf das höchste erregen, welche, vermöge einer so weitgehenden Duldung und Milde des Königs sich um die Früchte des erkämpften Sieges gebracht sahen. Des Klerus von Paris weigerte sich aus Anlaß des geschlossenen Friedens das Tebeum in der Notre-Dame Kirche singen zu lassen, das Volk verhinderte das Entzünden der Freudenfeuer vor dem Stadthause.

In der Residenz der französischen Herrscher hatte sich der Calvinismus niemals mit voller Stärke aus-

\*) Das erste wurde am 19. März d. J. 1562 erlassen, das zweite am 23. März 1568, das dritte am 3. August 1570, das vierte im Juli 1573.

zubreiten vermocht; obwohl die mittleren Stände dazu neigten, waren sie doch nicht fähig dem Andringen ihrer Priester zu widerstehen, welche sie mit klugem Bedachte vor dem Abfall zu bewahren mußten und die Massen des Volkes in einem Grade beherrschten, um es bei dem ersten besten Anlasse bis zum Fanatismus zu reizen.

Der Hof, sowie der höhere Adel, hielten an dem alten Glauben fest. Auffällig jedoch blieb es, daß die Humanisten, welche jeder Aufklärung sich geneigt zeigten, von der allgemeinen Strömung unberührt blieben.

Heinrich III. hatte von dem letzten Friedens-ebitte bessere Folgen gehofft, als sich in der That herausstellten. In ihm war das Feuer seiner ersten Jugendjahre verglommen, er wünschte in seinen Staaten die Ruhe, die seiner indolenten, träumerischen Natur ein Lebensbedürfnis war. Er setzte voraus, daß auch seine Unterthanen nach den aufreibenden Bürgerkriegen der letzten Jahrzehnte sich danach gesehnt haben müßten.

Darin täuschte er sich allerdings vollständig. Er rechnete nicht mit den Bestrebungen, dem wilden Vorwärtsdrängen der einzelnen, welche unter dem stets von neuem verkündigten Vorwande, Gott und der Religion besser zu dienen als ihre Herrscher, Frankreich in endlose Wirren zu stürzen bereit waren.

In der Picardie entstand, im Anfange verborgen und sorglich gehütet, der erste Herd der Flammen, welche bestimmt waren, einst zum Verderben Heinrichs aufzulobern. Die Bewohner dieser Provinz gehörten fast ausschließlich dem katholischen Glauben an und empfanden es mit äußerstem Unwillen, daß ein protestantischer Fürst, gleich Condé, ihr Gouverneur und die Stadt Péronne ein Waffenplatz der Hugenotten werden sollte. Ihr Zorn wurde durch den früheren Befehlshaber des genannten Ortes, Mr. de Humières, bestärkt, der durch den letzten Friedensschluß sich seiner wichtigsten Stadt beraubt sah.

Auch hier war es persönliches Interesse, das den vielvermögenden Seigneur bewog in der Picardie geheime Verbindungen anzuknüpfen, welche die ihm ergebene Ebeleute, die Priester und katholischen Bürger zum Kampfe gegen die Eindringlinge der neuen Lehre aufriefen und sie ermunterten, den Hugenotten das ihnen eingeräumte Terrain streitig zu machen, vor allem den Marschall von Montmorency aus der Provinz zu vertreiben, mit welchem Mr. de Humières seit lange schon im Prozeß wegen verschiedener Besitzungen lag.

Dies war der Ursprung jener Conföderation, welche unter dem Namen der „Ligue“ eine weltgeschichtliche Bedeutung erhalten sollte.

Das Programm, das die also Verbündeten sich stellten, hatte zunächst einen Zweck, der die Veröffentlichung nicht zu scheuen brauchte: das Streben nämlich im ganzen Reiche nur einen einzigen Glauben aufrecht zu erhalten, und seine Bekenner gegen die Übergriffe der Hugenotten zu schützen.

Dieser erste Teil, der ziemlich harmlos lautete, wurde dem Könige unterbreitet, seine Billigung zu erbitten. Doch ein zweiter Teil bildete zwischen den

Liguisten ein Geheimnis und bezweckte nichts Geringeres, als den König von der Regierung zu entjernen und an die Spitze derselben einen Mann zu stellen, dessen Entschlossenheit und Glaubenseifer seinen Unterthanen eine Bürgschaft für die Erfüllung ihrer berechtigten Wünsche und die Abschaffung verschiedener Mißbräuche würde.

Ein ergebenen Anhänger der Guisen, der Advokat Johann David, hatte es auf sich genommen, diese letzteren wichtigeren Artikel der Ligue in einer Druckschrift durch ganz Frankreich zu verbreiten, und ein Exemplar derselben dem Papste vorzulegen. David erreichte jedoch nur halb sein Ziel; er fiel in die Hände der Spione des Königs, die ihn töteten und seine Papiere raubten.

Auf solche Weise von den eigentlichen Plänen der Ligue in Kenntnis gesetzt, war Heinrich gezwungen seine Gegenmaßregeln zu treffen. Zu machtlos um diese gefährliche Verbindung offen zu bekämpfen, von Haß und Ingrimm gegen ihre Anstifter erfüllt, heuchelte er dem Unternehmen, soweit es ihm mitgeteilt worden, seine vollste Zustimmung und erklärte das Protektorat desselben übernehmen zu wollen.

Mit diesem Entschlusse, den der König zu der eigenen Rettung gefaßt, hatte er sich selbst die Hände gebunden. War Heinrich einmal ihr anerkannter Chef geworden, durfte auch die Liguisten nichts hindern ihn zu bestürmen, die Bekämpfung der Ketzerei mit größerer Energie, als bisher, zu betreiben; widerstrebte er ihrem Ansinnen, erwuchs ihm allein die Gefahr, die er durch jenen Schritt von sich zu wenden gesucht.

So wählte er von zwei Übeln das kleinere, obgleich die gemäßigtere Partei, die Marschälle von Biron und Cossé, die Herzöge von Nevers und Montpensier in seinem Sinne von dem Kriege abrieten, unterstützt von der Königin-Mutter, die eine noch größere Zerrüttung der Finanzen dadurch fürchtete, als sie ohnehin bestand.

Doch die Verhältnisse waren mächtiger, als der persönliche Wille des Monarchen, der die entscheidende Stimme abzugeben hatte. Von beiden Seiten wurde der fruchtlose Kampf von neuem aufgenommen, der nach kurzer Zeit mit einem Frieden endete, in welchem die Artikel des zuletzt erlassenen Edikts ausnahmslos bestätigt wurden.

Zwischen dem Könige und Heinrich Guise war der Antagonismus im Wachsen, der seit ihrer Jugend ersten Jahren sie voneinander getrennt. Dem Herzoge war die laue Friedenspolitik des Königs verhaßt, weil sie ihn beständig in seinen eigenen Bestrebungen hemmte, Heinrich von Valois dagegen fühlte sich gerade um der letzteren willen veranlaßt, fester darin zu beharren, um dem Ehrgeizigsten seiner Vasallen keine Gelegenheit zu geben, sich mit neuem Ruhme zugleich auch größere Volksbeliebtheit zu erwerben.

Der König mußte bald einsehen, daß er vergebens dagegen ankämpfe. In dem Maße, wie seine Unterthanen enttäuscht und unzufrieden sich von ihm abwandten, begannen sie dem Herzoge anzuhängen, in welchem sie nicht nur den unerschütterlichen Pfeiler

ihrer Kirche, sondern auch den Vertreter ihrer Rechte erblickten.

Es gab verschiedene Dinge, welche seit dem Regierungsantritte Heinrichs das allgemeine Mißfallen erregten: der Druck der Steuern im Gegensatz zu der Verschwendung des Hofes, die Günstlingswirtschaft, die sich mehr und mehr ausbreitete, die Besetzung wichtiger Ämter durch Männer von dunkler Herkunft und ohne jedes Verdienst, ja, sogar der Verkauf von Richterstellen, um den ewig leeren Staatsäckel zu füllen.

All diese Übelstände hatten freilich schon früher geherrscht. Jetzt aber wurden sie von der Mehrheit schärfer empfunden und von den Guisen laut und öffentlich gerügt, um die allgemeine Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Kein Wunder, daß man in ihnen die einzig wahren Freunde des Volkes vermutete und nichts versäumte, was besonders Heinrich von den Sympathien überzeugen konnte, die er erweckte.

Ein Zeitgenosse des Herzogs äußerte mit Bezug auf ihn: Paris sei verliebt in diesen Mann gewesen, und es verhielt sich in der That so. Er war der Menge das Ideal des Herrschers, wie sie sich ihn vorstellten, um ihren kühnsten Anforderungen zu genügen. Seine kraftvolle Männerschönheit erregte ihre Freude und Bewunderung im Gegensatz zu dem kränklichen Geschlechte der Valois, seine bezaubernde Liebenswürdigkeit gegen Hoch und Niedrig ließ es als eine beneidenswerte Auszeichnung erscheinen, von ihm gekannt zu sein.

Man sah ihn mit dem Hute in der Hand über die Straße gehen, einen im Range tief unter ihm Stehenden zu begrüßen, oder einem alten Mütterchen den Weg freimachen, das mit einer Last dahergekucht kam; man erzählte sich mit Stolz, daß man ihm in der Straße begegnet sei und Kinder und Arme zeigten sich glückstrahlend die Geschenke, die er großmütig unter sie austeilte, obgleich ihm keine so bedeutenden Mittel zur Verfügung standen, wie den übrigen Magnaten Frankreichs.

Und diesem Manne mit den glänzenden Gaben, der sieghaften Persönlichkeit, dem ungezügelteren Ruhmesstreben stand ein Monarch gegenüber, der nach keiner Richtung hin der Aufgabe gewachsen war, ein so in sich zerfallenes, von tausend Parteiinteressen zerrüttetes Reich mit starkem Arm zur Einheit zu führen. Nicht als ob es Heinrich III. an Begabung oder an gutem Willen gefehlt hätte!

Er war nicht schlechter, als viele seiner Vorgänger, ein guter Katholik, ein Wissenschaft und Kunst gern fördernder Regent. Er liebte sein Paris, wie wenige vor ihm es gethan. Er erhob die Stadt zur dauernden Residenz und spendete unablässig große Summen, sie zu heben, zu verschönern, Anstalten zu gründen, die dem allgemeinen Besten geweiht waren.

Aber seinen Unterthanen genügte nicht, was er that. Sie hörten von ihren Priestern und den Anhängern der Guisen nur immer, daß er insgeheim die Protestanten begünstige, denen er ja auch öffentlich so große Freiheiten bewilligt hatte, — daß er sich gegen den Religionskrieg sträube, der ihrer Meinung nach ein verdienstvoller und geheiligter war, daß er das

Leben eines Mönches, Bußübungen und Prozeßionen dem thatenfreudigen Leben eines Kriegsmannes vorzöge und dies alles war mehr als genügend, ihm jene Popularität zu rauben, welche er als Herzog von Anjou noch besaß.

Heinrich empfand dies bitter, doch er war unfähig eine Wandlung herbeizuführen, die eine vollständige Änderung seines Charakters bedingt hätte. Auch an ihm rächte sich das falsche Erziehungsprinzip seiner Mutter, die, von Verblendung und Eigennuß bewegt, ihre Söhne in erschlaffenden Genüssen versinken ließ, bis ihre Kraft erschöpft, bis sie unfähig waren, noch zu einem mannhaften Entschlusse sich aufzuraffen.

Katharina von Medici war ihres Lieblingssohnes Stütze geblieben, wennschon auch ihr Verhältnis eine andere Gestalt gewonnen. Die Königin-Mutter wurde von keinem ihrer Kinder aufrichtig geliebt. Sie fühlten, daß sie ihr nichts zu danken hatten, als ihr Dasein und mit der erlangten Selbständigkeit sagten sie sich innerlich und äußerlich von ihr los.

Zwischen Margaretha von Valois und ihrer Mutter herrschte sogar offener Krieg. Heinrich von Navarra hatte schon vor längerer Zeit seinen Fluchtplan ausgeführt, der mehrmals an der Wachsamkeit seiner Umgebung gescheitert war, er war zunächst nach Niort gegangen, wo er sofort seinen früheren Glauben wieder angenommen und sich an die Spitze der Hugonotten gestellt hatte.

Seine Gemahlin war in Paris geblieben; die Gatten mochten sich nicht und waren von den ersten Tagen ihrer Verbindung an ihre eigenen Wege gegangen. Margarethe suchte für die Enttäuschung ihrer Ehe Ersatz in zahllosen Liebeshändeln und rechtfertigte sich damit, daß ihr Gemahl es nicht anders treibe, eine Entschuldigung, welche jedoch weder dieser selbst, noch ihr Bruder Heinrich III. gelten ließen.

„Ich muß Euch ersuchen,“ sprach der König einst zu seiner Mutter, „Eurer Tochter eine nachdrückliche Ermahnung zu teil werden zu lassen. Ihr Lebenswandel wird von ganz Paris besprochen und erregt allgemeinen Anstoß.“

Katharina machte eine geringschätzigte Bewegung. „Sprecht mit ihr selbst, mein Sohn,“ erwiderte sie, „mir, wie Euch bekannt sein muß, gehorcht sie seit lange schon nicht mehr.“

„Das ist Eure Schuld Madame,“ gab der König scharf zurück, „Ihr hättet Eure mütterliche Gewalt besser über sie behaupten sollen.“

„Ihr braucht mir dies nicht vorzuwerfen; sie handelt, wie Ihr andern auch: sich nur zu erinnern, daß ich ihre Mutter bin, wenn sie meiner bedarf.“

„Wenn Ihr demnach nicht wollt, werde ich selbst mit ihr reden,“ entgegnete Heinrich, „nur mag sie sich dann darauf gefaßt machen, daß es in keiner sanftern Weise geschieht. Ich hasse es, wenn Frauen meines Hauses bis zu diesem Grade der Lästerung preisgegeben sind und Margarethens Benehmen hat jetzt seinen Höhepunkt erreicht.“

„Ihr Verschulden ist ebensowohl ihrem ketzerischen Gatten zuzuschreiben, der sich nie um sie gekümmert.“

„So wäre dem abzuhelfen, wenn ich sie ungehäumt



ihm nach Nérac schickte, wo er jetzt ist. Ich will sie nicht länger hier haben."

"Auch Euer Schwager wird über ihr Erscheinen nicht erfreut sein, um so weniger, da er vortrefflichen Ersatz für sie gefunden," sagte Katharina spitz.

"Er ist ein Mann, und eine Übertretung in diesem Sinne ist nicht der Frau vergleichbar, die mit der eigenen Ehre die ihres Gatten zu wahren hat."

"Mein Gott, wie tugendstreng Ihr geworden seid, mein Sohn; man kennt Euch gar nicht wieder."

"Ich werde übrigens meinen Schwager von Margarethens letztem Abenteuer in Kenntnis setzen," fuhr Heinrich mit boshafter Freude fort. "Er wird nicht wenig überrascht sein, daß sein bester Freund, der Vicomte von Turenne, der Held desselben war."

"So unterlasset es doch, Heinrich. Es ist gleichgültig, ob er das erfährt."

"Nein, ich will, daß er sein leichtfertiges Weib selbst bestraft."

"Ihr habt für Euren meineidigen Verwandten immer noch mehr Freundschaft, als er sie verdient, um derart seine Rechte zu wahren."

"Ich weiß nicht, warum Ihr ihn einen Meineidigen nennt," sprach Heinrich kühl, "weil er zu seinem früheren Glauben zurückkehrte?"

"Nun, wäre dies nicht Thatsache genug?"

"Warum habt Ihr ihn hier am Hofe so arg gepeinigt, daß er endlich davonlief? Hättet Ihr ihn nicht fortwährend den Reizer, den abtrünnigen Hugenotten empfinden lassen, er wäre vielleicht noch hier und ich hätte in ihm einen Beistand und später einen Erben meines Reiches."

"Ihr habt noch Euren Bruder Alençon."

"Der mit seinem Kopfe voll lächerlicher Pläne jeden Augenblick geneigt ist, etwas Unsinniges anzuklaffen, wie eben jetzt in den Niederlanden. Ja, den habe ich allerdings."

"Also möchtet Ihr Euren Schwager um jeden Preis wieder haben?"

"Ich möchte ihn schon deshalb haben, um Euren Günstling, den hochmütigen Guise, damit zu ärgern."

"Ihr nennt ihn mit Unrecht meinen Günstling, doch liegt Euch daran, ihm gegenüber einen Verbündeten zu erhalten, so will ich versuchen, Euren Schwager zur Rückkehr zu bewegen. — Sagt selbst, ob ich nicht bereit bin, Eure Wünsche zu fördern, Euch zu dienen, wo ich kann."

Katharina war keine Gönnerin ihres Sidams, aber sie erkannte es an, daß der wachsende Einfluß der lothringischen Prinzen ihrem Hause verderblich werden könne, daß ihr jüngster Sohn keinerlei Bürgschaft für die Zukunft böte und daß es besser sei, den immerhin königlichen Bourbon als Stütze sich heranzuziehen, als sich in die Gewalt eines fremden Hauses, wie das der Guisen, zu begeben.

Der König war versöhnt; wie alle schwachen Naturen vermochte ein vorübergehender Erfolg ihn in die heiterste Stimmung zu versetzen. Er begrüßte mit ritterlicher Artigkeit die Herzogin von Montpensier, welche seine Mutter zu besuchen kam, und ließ sich von ihr in ein scharfes Wortgefecht verwickeln.

Heinrich von Valois zeichnete keine Dame des Hofes mehr in besonderem Grade aus. Er war seit seiner Rückkunft aus Polen, wie es schien, gleichgültig gegen Frauenreiz geworden und zog die Gesellschaft seiner jungen Freunde St. Luc, d'O, Arques und anderer jedem Verkehr mit dem schönen Geschlechte vor. Die Bemühungen dieser und jener Dame, ihn in ihre Netze zu ziehen, waren bisher gescheitert, nicht an der sittlichen Stärke des Königs, sondern an der Indolenz und Schläffheit seines Wesens, welche alle seine anderen Eigenschaften überwogen.

Katharina Montpensier hatte ihre Bemühungen jedoch deshalb nicht aufgegeben. Sie war sich wohl bewußt, welche eine Herrschaft der geist- und charakterstarken Frau über einen schwachen Mann verlihen sei, wie solche Vorzüge sogar weit mehr, als Körperschönheit, tief und dauernd fesseln können und darauf baute sie ihre Pläne, die an Ehrgeiz denen ihres Bruders nichts nachgaben.

Auch sie wünschte zu herrschen, gleich so vielen Frauen vor ihr, die an entscheidender Stelle gestanden. — Sie hoffte es durch Heinrich, der sich ihr in der letzten Zeit mehr genähert hatte, als sonst und aus diesem Grunde war sie auch noch immer geneigt gewesen, ein besseres Einverständnis zwischen dem Könige und ihren Brüdern anzubahnen, freilich auf beiden Seiten ohne Erfolg.

Die Königin-Mutter hatte sich in ihr Schreibkabinett zurückgezogen, um einige wichtige Briefe auszufertigen. Madame de Montpensier war dessen wohl zufrieden; so blieb ihr für ihr berechnetes Spiel einige Zeit hindurch freie Hand. Heinrich war lebenswürdig, wie noch nie; er ließ sich sogar herbei, unter dem Vorwande, nach dem Willen eines ihrer Anbeter zu suchen, der Herzogin die goldgestickte Tasche zu rauben, welche die Damen zur Aufbewahrung von Näscherien, Parfüms und dergleichen an der Seite trugen, und gab sie, trotz der neckenden Bitten Katharinas, nicht wieder heraus.

"Ich hoffe, Sire, Ihr wollt sie nicht in Wahrheit untersuchen," sagte sie mit gut gespielter Angstlichkeit. "Was kann Euch an den kleinen Geheimnissen einer gleichgültigen Frau liegen?"

"Vielleicht mehr, als Ihr denkt, Madame," scherzte Heinrich, die Tasche hoch emporkhaltend. "Ich gebe sie Euch wieder, nachdem ich alles gesehen, was Ihr darin verborgen habt."

"O, Ihr könntet finden, was Euer Mißfallen erregte."

"Um so mehr muß ich mich überzeugen, wie aufrichtig Ihr es mit Eurer Ergebenheit meint."

Sie erhob ihre schönen, halbentblöhten Arme, um einen Versuch zu machen, ihm die Tasche zu entreißen. Heinrich konnte nicht recht unterscheiden, ob dies ihre Absicht war oder eine andere. Sie war ihm plötzlich so merkwürdig nahe, die dunklen Augen so schmelzend zu ihm aufgeschlagen; er fürchtete einen zärtlichen Überfall, der durchaus nicht in seinen Wünschen lag; mit einer raschen Wendung trat er zurück.

"Ihr erhaltet die Tasche wieder," lachte er, seiner Rolle getreu, "gebt Euch zufrieden. Ich löse

sie mit einem goldenen Bande aus, das dieser schönen Stirne würdig ist.“

Katharina von Medici erschien in diesem Augenblicke in der Thür des Gemaches, die neckische Unterhaltung abzubrechen. Die Herzogin beurlaubte sich von ihr, um noch zu der jungen Königin zu gehen. Als Gemahlin eines Prinzen von Geblüt genoß sie besondere Vorrechte im Louvre und wurde von den Fürstinnen stets gern gesehen. Sie war auf diese Bevorzugung stolz, heute aber ganz besonders mit sich zufrieden; es konnte nicht fehlen, ihr Traum war der Erfüllung nahe.

\* \* \*

„Diese hinkende Herzogin ist ein unerträgliches Weib,“ sagte dagegen der undankbare König, als er kaum in seinen Gemächern angelangt war, wo ihn seine Mignons erwarteten. „Was meinst Du, St. Luc? Heute entging ich nur mit Mühe ihrer Umarmung und wer weiß, was noch geschehen, wenn die Königin nicht dazu gekommen wäre.“

„Warum haben Ew. Majestät denn etwas so Schönes nicht annehmen wollen?“ fragte St. Luc, mit affektierter Grazie seine Spitzentraufe glättend. „Jedermann weiß, daß Madame de Montpensier unseren allergnädigsten König glühend verehrt.“

„Sie möge sich die Mühe sparen,“ antwortete Heinrich mit leisem Gähnen, „ich habe ihre Verehrung nie zu würdigen verstanden.“

„Die Herzogin ist eine geistvolle, unterhaltende Frau,“ bemerkte der Zweite der Mignons, d'D, auf einem Kissen zu Füßen seines Herrn Platz nehmend, „ich kann es nicht fassen, daß sie Ew. Majestät nicht anziehend ist.“

„Ach, Du weißt es recht gut, daß Frauen mir zuwider sind, die sich den Männern an den Hals werfen,“ sagte Heinrich, das duftende Haar seines Lieblinge streichelnd. „Wäre sie wenigstens schön, wie sie klug ist, aber auch dann könnte ich sie nicht leiden, weil sie meine Schwester ist.“

„Sie ist eine echte Guise,“ sprach St. Luc, „sie wird so wenig, wie er, ohne Berechnung etwas thun.“

„Und darum glaube ich auch an die Aufrichtigkeit ihrer Anbetung nicht,“ erwiderte der König, „sie will etwas erreichen, so wie er es will, wenn er meinem Volke schmeichelt. Wie ich ihn hasse mit seinem heuchlerischen Gebahren, seinen falschen glatten Worten, die mir, wider seinen Willen, seine verborgenen Gedanken verraten. Und genau so ist sie, hinter deren angeblicher Liebe etwas anderes steckt. Würde ich nur, wie ich mich für immer von diesem verwachsenen Kobold befreien könnte!“

Quelus, der dritte der Mignons, hatte sich der Tasche bemächtigt, welche Heinrich achtlos auf einen Stuhl geworfen.

„Aber trotzdem hat Ew. Majestät nicht umhin gekonnt, sich dieses Erinnerungszeichen an die Herzogin mitzunehmen,“ sagte er, den Fund emporhebend.

Heinrich fächelte sich mit seinem Spitzentuche Kühlung zu. „Sie that so geheimnisvoll damit; sieh nach, was darin ist,“ befahl er.

Die drei Günstlinge begannen die Tasche auszupacken. Sie enthielt nichts anderes, als was die Damen jener Zeit gewöhnlich mit sich zu führen pflegten: ein golddurchwirktes Tuch, eine Krystallbüchse mit Süßigkeiten, einige Parfümerien, eine Dose mit Schminke.

„Nun, diese hätte sie nicht nötig gehabt,“ meinte Heinrich von Valois, „Heute wenigstens lag soviel Rot auf ihren Wangen, daß man ihre eigentliche Farbe nicht mehr entdecken konnte. — Doch was ist hier noch?“ fügte er hinzu, ein zusammengefaltetes Papier hervorziehend, das auf dem Grunde der Tasche lag. „Soll dies der Brief sein, mit dem sie so ängstlich sich stellte?“

Die Mignons steckten die Köpfe zusammen; es war kein Brief, es war ein feuriges Liebesgedicht, von der Hand Katharinas geschrieben. Die Ausdrücke und Wendungen darin ließen unschwer erkennen, daß es an den König gerichtet war.

Heinrich fühlte sich gar nicht geschmeichelt, er ließ das Blatt zu Boden fallen. Quelus hob es auf.

„Schenkt es mir, mein König,“ bat er.

Heinrich nickte. „Mach damit, was Du willst.“ „Und wenn es mir gelingt, Euch durch dieses Papier von Madame de Montpensier zu befreien?“ fragte Quelus zuversichtlich.

„O, dann bekommst Du, was Du Dir wünschst, eine Herrschaft in der Picardie oder sonst etwas, das Dich freuen kann.“

Die Mignons packten die Sachen wieder ein, nachdem sie allen nur möglichen Spott damit getrieben, die Süßigkeiten versucht, die Flacons geöffnet und sich mit der Schminke der Herzogin die Wangen rot gefärbt hatten.

Man konnte sich nichts Ueberneres denken, als das Benehmen dieser jungen Edelleute, die der König sich zu Freunden erwählt hatte und deren Hauptbeschäftigung darin bestand, sich auf eine weibische Art herauszuputzen und das Wesen der bekanntesten Damen des Hofes nachzuahmen. Heinrich beschloß den Abend auf wenig würdige Weise unter ihnen. Heute war es die Herzogin von Montpensier, die jeder von ihnen in einer anderen Auffassung darzustellen suchte. Durch den Beifall ihres Gebieters angeeifert, mühten sie sich die Schwester Heinrich Guises zu verspotten, ihren hinkenden Gang, ihre Bewegungen, ihre Art des Tanzes, ja selbst ihr Kostüm nachzuahmen, bis der König erschöpft und atemlos vor Lachen in seinen Sessel zurück sank. Er ahnte nicht, wie teuer dieses Lachen ihm dereinst zu stehen kommen sollte.

Einige Tage später überbrachte Quelus im Auftrage Heinrichs der Herzogin von Montpensier das versprochene Stirnband und stellte ihr die Tasche wieder zu, welche ihr der König entwendet hatte.

Katharina war so freudig überrascht, daß sie dem Boten kaum zu danken vermochte. Sobald sie sich allein sah, schüttete sie die Tasche um, sich zu überzeugen, ob nicht Heinrich vielleicht auf solchem Wege eine geheime Botschaft an sie übermittelt habe.

Sie öffnete die verschiedenen Behälter, mit Fremden gemahrend, daß sie ihres Inhaltes teilweise beraubt waren, wie sonderbar! Doch hier zuletzt

war noch das Blatt, welches sie an jenem Abend dem König in die Hände zu spielen verstanden. Ob er es gelesen? Sie wandte es hin und her.

Ganz unten in der Ecke standen einige Zeilen, also eine Antwort doch. Ihr Auge slog darüber hin, was war das? Mit bleichen Lippen, mit einem Schrei der Wut schleuberte sie das Papier von sich.

Es enthielt folgende Zeilen:

„Ta jambe, ton ame est boiteuse.

„Ainsi nature industrielle

„Desmonstre par l'extérieur,

„Ce qui est de l'intérieur.“<sup>\*)</sup>

Sie riß das Stui auf, welches das Stirnband enthielt. Erst jetzt bemerkte sie die eigentümliche Form desselben. Es war aus goldenen Hirschgeweihen zusammengesetzt, ein Schmuck, den man gewöhnlich betrogenen Ehemännern zuerteilte.

Der Herzogin Fuß zerstampfte das hoshafte Geschenk. Wer hatte ihr diese Schmach zugefügt? Kam die Beleidigung von dem Könige selbst oder von einem seiner elenden Günstlinge? Gleichviel, er hatte darum gewußt, es konnte ohne seinen Willen nicht geschehen sein.

Ihre Hände ballten sich; ihre Züge waren vor Zorn bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

„Mir das, erbärmlicher Valois,“ zischte sie zwischen den Zähnen. „Mir glaubst Du solches ungestraft bieten zu können? Dein Geschenk von heute wird Dich gereuen.“

### Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Heinrich Guise empfing noch in der nämlichen Stunde den Besuch seiner Schwester, die heiter und liebenswürdig wie immer bei ihren Verwandten erschien. Nur ein sehr scharfer Beobachter hätte an dem unruhigen Flackern ihrer Augen, an dem häufig wechselnden Mienspielen die innere Aufregung gewahrt, die sie noch immer durchbebt, und die in dem einen Verlangen jetzt gipfelte: dem nach blutiger Rache. Ihr Bruder achtete nicht darauf; sein rastloser Geist war schon wieder von einem wichtigen Entwurfe eingenommen, der ihn ganz und gar beschäftigte. Es handelte sich darum, seine Base Maria Stuart aus der Gefangenschaft zu befreien und der neuernannte Stadthalter der Niederlande, Don Juan d'Autria, sollte ihm hierzu behülflich sein.

Er sprach mit Feuer und Beredsamkeit von der Zukunft, die er mit dem Sieger von Lepanto gehabt, und hoffte von diesem Unternehmen für die ihm so nahe verwandte Königin das Beste.

„Nur für die Königin?“ fragte seine Schwester, ihn scharf anblickend. „Ich würde staunen, wenn Du Dich mit ihrer Befreiung allein begnügtest.“

„Ich knüpfe an ihre Befreiung noch andere Erwartungen,“ erwiderte Heinrich Guise. „Gelingt es mir mit Hilfe Spaniens Elisabeth von England

<sup>\*)</sup> Dieses beißende Pasquill, als dessen Verfasserin Madame Dupuy genannt wurde, machte später die Munde durch ganz Paris.

zu besiegen, so besteigt Maria den Thron, um unter ihrem Scepter die drei Reiche wieder zu vereinigen.“

„Du sagtest, daß Du Don Juan Hoffnung auf ihre Hand gemacht?“

„Er wäre der einzige Gatte, der mir für sie und das Inselreich passend erschiene. Er ist der Kämpfer seines Glaubens, gleich mir; in den Niederlanden wird er das Haupt der Katholiken werden, wie ich mich als das Nämliche in Frankreich betrachten darf.“

„Mir wäre es von größerem Werte, wenn Du in Deinem eigenen Lande bessere Fortschritte als solches machtest,“ sagte Katharina Montpensier, „vorläufig haben Deine Kriege Dir nichts genützt. Die Calvinisten erheben sich übermächtiger als je, seit Heinrich von Navarra wieder zu ihnen eilte.“

„Das ist die Schuld des schwachherzigen Königs. Er wird sich eines anderen besinnen, dessen bin ich gewiß.“

„So erkläre dem Könige offen, was Du zur Wohlfahrt des Reiches für erforderlich hältst. Du bist stark genug, ihn Deinem Willen gefügig machen zu können.“

„Das bin ich noch nicht, meine Schwester, denn mir ward bisher jede Machtstellung vorenthalten, welche die Ausübung größerer Gewalt in sich schließt.“

„Die Anhänglichkeit des Volkes, welche Du in so reichem Maße besitzt, ist auch eine Macht,“ bemerkte die Herzogin. „Willst Du sie unterschätzen?“

„Sie ist mir erwünscht, aber nicht so schwerwiegend, als Du annimmst. Soll sie mir in Wahrheit nützen, müßte ich eine Stellung haben, die mich über alle erhebt, die Führung des ganzen Heeres zum Beispiel, wie sie mein Vater oder Anne Montmorency befaßen und zugleich die Befugnis, mit diesem Heere nach meinem Ermeßen verfahren zu können.“

„Die Stelle eines Connétable ließ der König unbesetzt, weil er eifersüchtig wäre, sie jemand zu übertragen, der seinem Willen auch hinsichtlich der Rezer zuwiderhandelte.“

„Es wäre das Gleiche, wenn er mich zum Lieutenant General machte, wie er selbst es als Herzog von Anjou war.“

„Zwinge ihn dazu,“ rief die Herzogin mit funkelnden Augen, „und wenn nicht anders, stoße ihn von seinem Throne, den er zum Unglück dieses Landes eingenommen.“

„Du rietest mir bisher stets mich zu unterwerfen.“

„Man kann über Nacht seinen Sinn ändern,“ sagte sie kurz.

Katharina empfand die erlittene Beleidigung viel zu schwer, um sie ihrem Bruder einzugestehen. Er bedurfte dessen nicht; er konnte es erraten, daß zwischen ihr und Heinrich etwas vorgefallen sein müsse, die bisherige Sympathie in Abneigung zu wandeln.

„Es ist mir lieb, daß Du Dich endlich überzeugt, wie wertlos es sei, die Freundschaft Heinrichs von Valois zu suchen,“ sprach er ruhig, „ich hoffe von jetzt an in Dir eine Bundesgenossin zu haben.“

„Du kannst auf mich zählen und ich versichere Dir, daß ich die Mittel habe, Dir in wirksamster

Weise zu helfen. Die Stimmung in Paris ist mir bekannt; man muß verstehen sie zu gebrauchen."

"Zur Rebellion, Katharina?"

"Nenne es, wie Du willst, wenn ich es noch erlebe, diese Valois von ihrer Höhe gestürzt zu sehen."

"Noch ist Alençon da, der seinem Bruder folgen wird."

"Er ist ein Schwächling, wie alle von dieser Rasse; ihm steht kein langes Leben bevor."

"Und noch ist Heinrich von Navarra Erbe des Thrones."

"Ein Kezer," sprach die Herzogin verächtlich.

"Er steht gegenwärtig an der Spitze eines kleinen, aber tapferen Heeres."

"Das Du mit leichter Mühe auseinander sprengen würdest, wenn Ihr im Felde Euch gegenüberträtet."

"Der König sträubt sich gegen den Krieg, weil ihm die Mittel fehlen."

"Und weißt Du denn keinen Ausweg, diese zu schaffen?" fragte die Herzogin bedeutsam. "Was haben Deine fortwährenden Verhandlungen mit dem Gesandten Philipps denn eigentlich für einen Zweck?"

"Neugierige Schwester! Du wirst es später erfahren. Was wir besprechen ist noch nicht für die Öffentlichkeit reif, doch etwas, das Deinen Wünschen nur förderlich sein könnte."

Katharina wußte genug. Sie vermutete zwischen dem Könige von Spanien und ihrem Bruder ein geheimes Einverständnis zum Nachtheile Heinrichs III. und sie nahm sich vor, zu dem voraussetzlichen Sturze des jetzt gefaßten Monarchen das Ihrige beizutragen.

Katharina von Medici hatte dagegen wirklich das schwere Werk unternommen, Heinrich von Navarra zur Rückkehr an den Hof zu bewegen. Sie stellte ihm vor, daß er seines Erbrechtes verlustig ginge, wenn er diesem Rufe nicht in kurzem Folge leiste und fuhr selbst fort, ihn zu überreden, als sie eine ablehnende Antwort nach der andern erhielt.

Heinrich III. gab die Hoffnung nicht auf, daß sein Schwager sich endlich umstimmen lassen werde. Er gönnte nur ihm das Erbe seines Reiches und unterschied sehr wohl, daß nur von ihm allein der thatkräftige Beistand zu erwarten sei, den er gegen die gefürchteten Feinde seiner Herrschaft, die Guisen, brauchte.

Die beiden Könige begannen sich, trotz Heinrichs Unerbittlichkeit, einander freundschaftlich wieder zu nähern und in einem der Briefe, die sie wechselten, konnte sich Heinrich III. das Vergnügen nicht versagen, seinen Schwager von der neuesten Untreue seiner Frau zu unterrichten. Heinrich von Navarra weigerte sich, auf Grund dieser Mitteilung, seine Gemahlin in Nérac aufzunehmen, wo er augenblicklich seinen Hof hielt. Margarethe suchte Schutz und Hülfe bei ihren Beratern, deren Zahl immer eine ziemlich große war, und es gelang ihr ein kleines Heer zusammenzubringen, das sie ihrem Gatten entgegenbandte.

In Paris nannte man die Gefechte, welche darin geführt wurden, den "Krieg der Verliebten," Heinrich von Valois jedoch, mit der Aufführung seiner Schwester unzufriedener als je, verbot Margarethen jemals wieder an seinen Hof zu kommen.

Nach dem letzten Friedensedikte, das zu Gunsten der Protestanten erlassen worden, schien für Frankreich eine Reihe von Jahren verhältnismäßiger Ruhe gekommen, eine Ruhe freilich, unter welcher die Unzufriedenheit im geheimen weitergährte, von den Gegnern des Königs in geschickter Weise ausgenutzt, um sich endlich zu Herren der Lage zu machen.

Heinrich Guise hatte unter seinen anderen Gaben auch jene weitausschauenden Blick erhalten, der die schwere Kunst des Wartens erleichtert, weil er das Zukünftige beherrscht. In des Herzogs Charakter lag es nicht, die Dinge zu überstürzen; er wußte, daß sie ihm zum Vorteil heranreifen würden, wenn er ihnen Zeit ließe, und er wußte, daß er, wie immer, es dann verstehen würde, die Verhältnisse zu seinen Gunsten auszubeuten.

Selbst ein vorübergehender Fehlschlag vermochte ihn nicht in seinem Glauben an die Zukunft wankend zu machen. Als das Projekt Maria Stuart zu befreien durch den frühen Tod Don Juans zerschellte, hatte sein kräftiger Geist im Verein mit dem spanischen Gesandten in London, Don Bernardino de Mendoza, bereits einen anderen entworfen, der dem gleichen Zwecke dienen sollte.

Mendoza wurde abberufen, weil Elisabeth seinen geheimen Briefwechsel mit ihrer Gefangenen entdeckte; sehr zur Genugthuung des Herzogs von Guise sandte Philipp II. ihn nach Paris, wo sich zwischen ihm und den lothringischen Prinzen eine enge Freundschaft schloß, die den spanischen König in den Stand setzte, alle Vorkommnisse am Hofe der Valois auf das genaueste zu erfahren.

Philipp II. und Herzog Heinrich arbeiteten sich in solcher Weise in die Hände. Wie dem Führer der Ligue nichts erwünschter sein konnte, als in Philipp einen Gönner und Beschützer zu erhalten, so unterschätzte der König von Spanien den Vorteil auch nicht, in der Person des kühnen und einflussreichen Mannes einen Bundesgenossen zu gewinnen, der seinen Eroberungsgelüsten auf französischem Boden, seinem Verlangen nach der Krone der Capetinger Vorschub leisten könne.

Franz von Alençon war beiden längst kein Gegner mehr, der Besorgnis einflößen durfte. Der unglückliche, ewig unzufriedene Prinz hatte jetzt wieder ein Unternehmen in den Niederlanden begonnen, das anfangs erfolgreich zu werden versprach, bald aber, wie alles, was er in das Werk setzte, eine für ihn bedrohliche Wendung nahm.

Auch seine Werbung um die Hand der Königin von England hatte nicht den erhofften Fortgang; enttäuscht, erbittert und kränkelnd überdies, weilte er in Cambrai, noch immer vergebens die Hoffnung nährend, sich zum Haupte der Niederlande zu machen.

Philipp fand es angezeigt, sich über die Stimmung in Frankreich für und wider den König völlig zu unterrichten. Er sandte zu diesem Zwecke einen seiner Vertrauten, den Aragonesen Juan Moreo, dorthin, Verbindungen nach allen Seiten anzuknüpfen, welche ihm von Nutzen sein konnten. Im Hause Heinrich Guises war infolge dessen ein beständiges Kommen und Gehen von solchen, die in des Spaniers Absichten eingeweiht, dem letzteren ihre Sympathien

entgegenbrachten; nie war für Philipps räuberische Pläne der Boden günstiger gewesen, als zur Stunde.

Die vielen Anforderungen, die von außen her an ihn gestellt wurden, nahmen den Herzog fast vollständig in Anspruch und entzogen ihn mehr als je dem engeren Kreise seiner Familie, die er meist in Paris oder Joinville zurückließ, um Reisen in die Provinz zu machen und sich dort neue Anhänger, bereinstige Streiter für seine Sache zu erwerben.

Katharina von Cleves hätte Ursache gehabt mit ihrem Gatten jetzt zufrieden zu sein, der sich mit nichts weiter als mit politischen Dingen zu beschäftigen und sich der Liebe abgewandt zu haben schien, um dem Ehrgeiz ganz sein Herz zu öffnen, — sie war es nicht. Ja, wenn ihr langes, stilles Werben um ihn ihr jemals ganz verschafft hätte, was sie so heiß ersehnte; seine volle, ungeteilte Neigung. Sie hätte sich daran gefunden, ihn soviel der Welt lassen zu müssen, in der er berufen, einen so hervorragenden Platz einzunehmen, wenn er in den Stunden wenigstens, die er bei ihr zubrachte, ganz ihr gehört hätte!

Doch dieses unaussprechliche Glück hatte sie ja nie empfunden. Er ließ sie mehr als je allein und war er bei ihr, drängte er hinweg, oder war mit seinem Geiste fernab beschäftigt. Sie hatte keinen Grund zur Eifersucht, aber unwillkürlich hasteten ihre Gedanken oft an ihr, die ihm seit Jahren nun schon entrückt, fast wie verschollen war und die er, wie er selbst es eingestanden, so tief geliebt, um sie niemals vergessen zu können.

Ach, wie mußte man beschaffen sein, um dies zu erreichen? so fragte Katharina sich seufzend. War ihre Liebe, die sie ihm anfangs so offen zeigte, nur wertlos für ihn, weil er nicht darum zu kämpfen, zu leiden brauchte? Er war seines Weibes so sicher und er schätzte — dies wenigstens war ihr ein Trost — an dem sittenlosen Hofe die unbesleckte Tugend seiner Frau. Würde es ihn nicht schmerzhaft berühren, wenn sie sich von ihm abwendete, ihm es fühlbar machte, wie schonungslos er sie oftmals mit seiner Gleichgültigkeit verwundet?

Ihr war das gefallsüchtige Spiel, das fast alle anderen Damen mit fremden Männern trieben, bisher verächtlich und verhaßt gewesen — doch bot sich nicht auch darin ein Mittel, den Gatten neu an sich zu fesseln, indem jene ihm bewiesen, daß er verlieren könne, was er nicht genügend hoch gehalten? Sie war mehrere Jahre älter, als ihr Gemahl, ihr Spiegel sagte ihr jedoch, daß sie noch nichts von ihren Frauenreizen eingebüßt, es sagten es ihr die Schmeicheleien der Kavaliere des Hofes, die sie nie der Beachtung würdigte und die daher kaum wagten, sich der kalten, stolzen Herzogin zu nahen.

Wer wäre unter ihnen auch gewesen, der sich mit Heinrich Guise messen konnte, mit ihrem noch immer heißgeliebten Gatten, den die gesamte Frauenwelt mit stillen und lauten Huldigungen umgab, wie in den ersten Jahren seiner Jugend, jene Frauen, welche ihr keine Besorgnis erweckten, weil es ihr be-

kannt, wie flüchtig sein Verweilen bei einer oder der anderen war.

Ihr freilich fehlte auch die Leichtigkeit der Unterhaltungsgabe, welche er bevorzugte, deshalb schmerzte es sie, daß sie ihn im Kreise der Damen, welche die Königin stets mit besonderer Auswahl um sich versammelte, so viel heiterer und angeregter sah, als bei ihr. Und es war in einer solchen Stimmung, daß sie eines Tages den neuesten Günstling des Königs, den Grafen von St. Mégrin an ihren Sessel heranwinkte, um mit ihm lebhaft und angelegentlich zu plaudern.

Der in solcher Weise Bevorzugte war ihrem Rufe mit lebhafter Freude gefolgt; er bewunderte die schöne, stille Frau schon lange und hatte es stets beklagt, daß es so schwierig sei, sich ihr zu nahen. Jetzt plötzlich lächelte ihm dies Glück; er durfte sich rühmen eine Auszeichnung erhalten zu haben, wie keiner seiner Gefährten. Unwillkürlich machte ihn dies stolz und verlieh seinem Wesen ein erhöhtes Feuer, welches keinem der Anwesenden zu entgehen vermochte.

Fand Katharina in der That Gefallen daran, oder verfolgte sie einen bestimmten Zweck? Sie ließ sich herbei, den Grafen, mehr als zuvor zu ermutigen und gewährte es sogar mit einer Art von Befriedigung, daß sich mehr als ein Augenpaar neugierig, forschend auf sie richtete. Nur ihr Gemahl schien nicht auf sie zu achten, wenigstens ließ er es sie glauben, aber dennoch war seine Beobachtung nicht minder scharf gewesen, als die der übrigen.

„Ich sah Euch heute längere Zeit mit dem Grafen von St. Mégrin sprechen,“ sagte Heinrich Guise, als er mit Katharina wieder in sein Palais zurückgekehrt war, „Ihr, die Ihr sonst den faden Schwägerereien jener eilen Geden so abgeneigt seid, konntet Euch nicht genug thun, seine jedenfalls hohlen Scherze zu belachen.“

„Der Graf von St. Mégrin ist bei allen Damen des Hofes wohlgelitten,“ antwortete Katharina, „weshalb sollte ich ihm schroffer begegnen, als er es verdient?“

„Er ist Mignon des Königs,“ sagte der Herzog, die Lippe kräuselnd, „als solcher schon sollte er von Eurer Beachtung ausgeschlossen sein.“

„Diese wohlbekannte Thatsache hinderte die Schwester Eurer Base, der Königin, nicht, einen dieser Mignons, den neuen Herzog von Joyeuse, zum Gatten zu erwählen.“

„Das möge Margaretha von Raubemont mit sich selbst und ihrem Hause ausmachen,“ erwiderte der Herzog scharf, „ich aber wünsche nicht, daß einer jener mir verächtlichen Höflinge, die zu vertreiben mein beständiges Streben ist, zu meiner Frau in eine noch so leise Beziehung träte. Danach richtet Euch, Katharina.“

Er sprach in erhöhtem Tone und gebieterischer, als er sonst ihr gegenüber zu sein pflegte. Die Herzogin wurde nachdenkend.

(Fortsetzung folgt.)

# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## Der Reiter von Johnstown.

I.

In Juni 1889 zerriß der von Regensfluten geschwellte See im oberen Connemaugh-Thal den Staudamm. Die tosend ins Thal stürzenden Wasser verwüsteten alles und verwandelten die blühende Stadt Johnstown in einen Trümmerhaufen. Fünfzigtausend Menschenleben wurden vernichtet. Ein in rasender Hast das Thal hinabjagender Reiter suchte die Bewohner zu warnen. Aber die Fluten überholten ihn bald und begruben in ihrem Gisch den todesmutigen Reiter. (New-York Herald.)

Mich schüttelt das Fieber. Wie schwellende Flut  
Des Bergstroms tobt durch die Adern mein Blut.  
Nun eilige Schauer! — Es geht zu End'. —  
Die letzte Zehrung reicht, Neberend!  
Denn er, den ich jüngst voll Grauen gesehn,  
Bald wird er, ich fühl's, am Lager hier stehn.

Ihr fragt, was ich sah? — Wenn der Atem noch reicht,  
Erzähl' ich's und rede das Herz mir leicht. —

Von des Winters Last und der Krankheit Qual  
Sollt' ich genesen im Connemaugh-Thal,  
In Waldbluft baden die franke Brust,  
Ius Herz aufnehmen der Sonne Lust,  
Frei von der Weltstadt Qual und Qualm  
Lauschen des Frühlings brausendem Psalm;  
Selbst wieder lernen vergessenen Sang  
An der Vogelstimmen jubelndem Klang;  
Mit den Fischen schwimmen im blauen See,  
Mit dem Falken blicken von Felsenhöf':  
Bis das Herz mir wieder frei und stark,  
Bis die Arme spürten das alte Mark.  
Mit der Not zu ringen, zu zwingen die Pein. —  
So war's mir geheissen. — So sollt' es sein.  
Viel Weiler lauschen im grünen Thal,  
Es klappern dort Mühlen ohne Zahl,  
Von Well' auf Welle hurtig gedreht,  
Geschwähig geschäftig früh und spät.  
Und Dörfer und Städte liegen im Feld,  
Ringsum von grünenden Hügeln umstellt.  
Ein Garten erscheint das blühende Land,  
Gepflegt von der Menschen fleißiger Hand,  
Umhegt von der Berge schützendem Wall,  
Ein trautes Heim im endlosen All.

Und gemächlich trug mich der Wagen bergan,  
Der Fluß mir hurtig entgegenrann,  
Und geschwähig plauderten Well' auf Well':  
„Noch Schöneres harret dein droben, Gesell',  
Wo die Berge um unser Vaterhaus  
Hoch über die Wolken wachsen hinaus.  
Bald hebt sich die Straße steiler zur Höf',  
Und droben blaut ein gewaltiger See:  
Den hält in strenger Fessel, gespannt  
Quer über das Thal von Wand zu Wand,  
Ein Damm, gezogen von Menschenhand.

Die tiefen Fluten, wie kühl und klar!  
Drin spiegeln die Berge ihr Fichtenhaar,  
Drin spiegeln sich Sonne, Sterne und Mond,  
Und der Himmel, der hoch über allen thronet.  
Und im Sturm, und im Sturm! Sei, wenn der weht,  
Gewaltig Woge auf Woge erseht.  
Wie ein Meer erbraust's im Blitzgestamm  
Und schäumt und nagt um Felsen und Damm.

So weit wir auch zieh'n in die Welt hinaus,  
Stets denken wir dein, o Vaterhaus,  
Daraus wir Vethörten in schäumendem Fall  
Voll Jugendlust gesprungen in's Thal.  
Ach, könnten wir's, strömten wir gern zurück.  
Dies Hasten, ist das das erträumte Glück?  
An Brücken zerschell'n, das Mührlad dreh'n,  
Das Leben ist schwer; doch wird's vergeh'n.  
In Nebel löst einst uns der Sonne Strahl,  
Dann zieh'n wir als Wolken bergauf das Thal  
Und tauen nieder auf Felsen und Walb  
Und rinnen hinab durch den klaffenden Spalt  
Und stürzen im Gisch von steiler Wand  
In's traute Heim, das uns entsandt.“

Aus Lauschen und Träumen fuhr ich empor:  
Die Sonne war unter, der Mond stieg hervor.  
Doch barg sein leuchtendes Angesicht  
Von schimmerndem Dunst ein Schleier dicht,  
Und fern im Gebirg' schlug dunkel und schwer  
Tiefschwarze Wogen ein Wolkenmeer.  
Nun tauchte ein Licht am Weg hervor,  
Hier, dort und dort, wie ein Sternchor,  
„'S ist Johnstown, Herr,“ — der Kutscher sprach.  
„Dort ruht sich's nun bald nach der Fahrt gemach.  
Möcht' heut auch des Weg's mich nicht weiter trau'n:  
Seht, wie im Gebirg' die Hegen bran'n!  
Da droben geht's garstig her heut Nacht.  
Der Weg wird uns morgen nicht leicht gemacht  
Zum Sommerwirt am Connemaugh-See,  
Doch schäk' ich, die Koffe schaffen's zur Höf'. —  
Hier halten wir, Herr! Stets spann' ich hier aus.  
Ruht Euch! 's ist ein nobles, stilles Hans.“ —

Ich aber blieb schlaflos die halbe Nacht.  
Der Sturm war rings in den Lüften erwacht  
Und peitschte des Regens endlosen Schwall  
An die Fensterscheiben mit knatterndem Schall.  
Doch wohlkig im festgefügtm Haus  
Lag ich und lauschte dem Wettergraus,  
Bis — als der Morgen zu grauen begann —  
Der Schlummertott doch den Sieg gewann  
Und fest in seine Arme mich nahm,  
Keinen Traum mir sandte von dem, was kam.

Längst scharren die Koffe vor dem Haus,  
Längst war es Tag, da erst trat ich hinaus.  
Vorüber Sturm und Regenguß,  
An der Brücke nur hastiger schäumte der Fluß,  
Doch drückend schwül die Luft und schwer,

Und tief und trüg zog der Wolken Heer.  
Ein lauer Tropfen fiel dann und wann,  
Als ob eine Thräne vom Himmel rann.

Fort! — Peitschentnall und Näbergeroll. —  
Durch lange Straßen, des Lebens voll,  
An Läden und Schänken und Kirchen vorbei,  
Dann an Häusern und Gärten in wechselnder Reih'  
Trug der Wagen mich fort. Nun langsam bergan.  
Wildschäumend der Fluß uns entgegenrann. —

Und als der Tag über Mittag war,  
Da kroch von den Hängen der Nebel Schar,  
Wie ein Höllengraus so dumpfig und schwer,  
Herab zur Straße und lag um uns her.  
Reglos die Lüfte, schwüle Glut;  
Träg' pochte, doch schmerzgend, im Haupt mein Blut.  
Es feuchten die Nässe, — nun hielten sie an,  
Ein Zittern die Starken überrann:  
Durch die schwüle Stille murkte schwer  
Verhaltenen Grimmes der Donner her.

Der Kutscher wandte sich zu mir um:  
„Das halbe Fahrgeld gab' ich drum,  
Führ endlich der Sturm in die Schwüle herein  
Und schlug' mit der Peitsche des Blüges drein,  
Dort vor uns im Hochgebirg' mit Macht  
— Hört Ihr's, Herr? — tobt schon die Wetterschlacht.  
Wir keuchen mühsam grade hinein.  
Da, schäg' ich, wird's am besten sein,  
Wir halten und lassen die Tiere hier ruh'n,  
Damit sie hernach ihr Bestes thun  
Und trotz Regen und Sturm und Feuerprüh'n  
Den Wagen sicher zum Wirtshaus zieh'n.  
Denn die Stehre ist steil und tief der Schlund  
Und verschwiegen der Wasserwirbel im Grund.“

Und wir wandten zur Seite und ruhten aus,  
Dicht neben uns koste des Bergstroms Gebraus.  
Und die Augenlider wurden uns schwer,  
Und wir schliefen, und alles um uns her.  
Ruhlos nur die Woge. Hoch sprühte ihr Schaum.  
Und aus Schwüle und Draußen wob sich der Traum.

Da fuhr ich empor, wie vom Alp beschwert:  
Ein banges Seufzen hatt' ich gehört.  
War's Traum? Nein, nochmals klang es und nah.  
Auf den Arm gestügt ich um mich sah.  
Die Nässe drängten sich zitternd heran,  
Auf sprang ich und stieß den Kutscher an:  
„Se, Mann! Wacht auf und geht mir zur Hand!  
Hier liegt wo ein Kranker am Straßenrand.“ —

(Schluß folgt.)

## Frauenwohl.

Von M. Anderffen.

Vor dem Ankleidespiegel steht eine hohe, schlankte Frauen-  
gestalt, vornehm vom Scheitel bis zur Zehe. Ihr einfacher  
Anzug ist sehr geschmackvoll.

Das schöne, scharfgeschnittene Gesicht der etwa Fünfund-  
dreißigjährigen hat einen müden, abgespannten Ausdruck.

„Noch eine halbe Stunde bis der Wagen vorfährt!“  
seufzt sie ungeduldig.

Sie tritt ans Fenster, wendet sich aber bald wieder ab  
von dem großstädtischen Straßenbilde da unten.

„Odes, unerquidliches Treiben! Ewig derselbe Strudel,  
nur stets aus neuen Tropfen zusammengesetzt,“ murmelt sie.

Auf dem Tischchen vor ihr liegen im eleganten Zuchten-  
täschchen ihre Visitenkarten. Sie dreht die oberste nachdenklich  
hin und her.

„Hermine Sander, Dr. phil.

Vorsitzende des Vereins Frauenwohl.“

ist darauf zu lesen.

Sie lächelt. Welche Wandlungen der Mensch doch durch-  
macht! Es fällt ihr plötzlich ein, daß sie gerade heut vor  
achtzehn Jahren ihren Eintritt in die Welt feierte, kurz nach  
ihrer Konfirmation. Wie schüchtern war die zarte, siebzehn-  
jährige Mädchenblüte damals noch gewesen auf jener großen  
Hochzeit, die sie als Brautjungfer mitmachte. Es ist eigen,  
daß der 18. April häufig einen Wendepunkt in ihrem Dasein  
herbeiführte. War's doch auch gerade an diesem Tage, zwei  
Jahre nach ihrem Eintritt in die Welt, unter der sie damals  
die erste Gesellschaft ihres Heimatstädtchens verstand, daß ihre  
eigene Hochzeit gefeiert wurde. Während der beiden Jahre,  
die zwischen diesen zwei Tagen lagen, war sie unbestritten  
die Valkönigin, die gefeierte Schönheit des Städtchens.

„Minnie Herz“ lautete damals ihre Karte, hinter welchen  
Namen einst ein Verehrer das Wort „Bezwingerin“ in  
Klammer gesetzt hatte, nachdem er hinter „Minnie“ ein  
Komma eingeschaltet. Der eine, dem es gelungen war, ihr  
Herz gänzlich zu bezwingen, das heimlich angebetete Götzen-  
bild ihrer Mädchenjahre, das wie ein Meteor an ihrem  
kleinen Horizont aufstauchte und verschwand, blieb ihr gegen-  
über „kühl bis ans Herz hinan“. Es war ein bildschöner  
Marine-Offizier aus einer der ersten Adelsfamilien der Um-  
gegend. Als er nach einigen winterlichen Urlaubsmonaten,  
während welcher er der Löwe aller Salons war, von neuem  
eine Reise nach den Sübsee-Inseln antrat, empfahl er sich  
von Minnie durch das übliche „p. p. c.“ in der Ecke seiner  
Visitenkarte.

Eine Woche später hatte Minnie den Antrag eines  
reichen, nicht mehr jugendlichen Rittergutsbesizers an-  
genommen. Was das Leben einer jungen, schönen und  
reichen Frau, der ein galanter Gatte zur Seite steht, und  
die sich der blühendsten Gesundheit erfreut, nur bieten kann  
an Genüssen, das ward ihr zu teil in den nun folgenden  
Jahren.

„Zawohl — ich habe genossen das irdische Glück!“  
flüsterte Frau Hermine bei dieser Erinnerung, „sei es im  
Salon, in den Modebädern oder auf der Reiseroute der  
Lebewelt.“ Ein bitteres Lächeln umzieht die feinen Mund-  
winkel der Sinnenden.

„Weiß Gott,“ gesteht sie sich selbst, „Tannhäuser hat  
recht, wenn er sagt: ‚Ich sehne mich nach Witternissen!‘ da  
er sich an den Süßigkeiten des Venusberges gründlich den  
Magen verborben haben mußte.“

Sie vermochte es auch nicht als reiche, junge Witwe  
eine neue vermehrte und verbesserte Auflage ihrer Welt-  
freunden anzustreben. Wie staunte die Gesellschaft, als sie es  
vernahm, daß sich die vierundzwanzigjährige, berühmte Schön-  
heit, Frau Sander, als Studentin nach Zürich begeben hätte,  
nachdem sie zuvor in der Einsamkeit ihres Gutes mit hin-  
gebendem Eifer und tiefem Ernst die vorbereitenden Studien  
getrieben hatte. Sie studierte Kunstgeschichte, da sie vor dem  
Studium der Medizin in den Seciersälen ein unüberwindliches

Grauen empfand, was sie selbst als eine Schwäche ihrer Nerven verurteilte.

Nach einigen Jahren strenger Geistesarbeit errang Frau Hermine das Doktordiplom und verließ die alma mater der freien Schweiz. Es begann für sie wieder eine Zeit der Reisen, aber lediglich zum Zwecke des Vertiefens in ihre Wissenschaft. Nun hat ihr Leben noch einen Zweck erhalten, sie fühlt sich berufen, den befreienden Gedanken in die Frauentwelt der deutschen Hauptstädte zu tragen, den Begeisterungsfunkeln in die Seele ihrer Mitschwester zu werfen.

„Zu den Waffen! Lernt sie gebrauchen! Auch Ihr habt sie erhalten in Eurer hohen, Jahrtausende lang niedergehaltenen Begabung!“

Sie spricht diese Worte, den Schlusssatz ihrer Rede mit erhobener Stimme, indem sie ihrem Spiegelbilde in die Augen schaut. Kein höheres Not geht auf in dem schönen Gesicht, die Augen blicken kühl, um die Mundwinkel zuckt es spöttisch.

„Blickst Du mich wieder an mit dem Augurenlächeln?“ flüstert sie und wendet sich seufzend vom Spiegel ab. Sie geht rastlos im Zimmer hin und her.

„O, wie verstehe ich die Dual des Doktor Faust!“ murmelt sie dabei, „seinen Schöpfer kann ich mit kleinen Veränderungen auch auf mein Dasein beziehen:

„Habe nun, ach, alles erprobt  
Mit heissem Bemüh'n . . .  
Und doch keine Stunde Glückes zu kennen —  
Das will mir schier das Herz verbrennen!“

Vor dem Hotel fährt der Mietswagen vor. Sie wirft den Kopf zurück; sie weiß es, was sie ihrer Stellung schuldig ist. Die Versammlung harret ihrer Führerin, sie muß heut vor einem zahlreichem und zum Teil sehr kritischen Auditorium eine Rede halten, die ihre Anhänger befestigen, ihre Gegner beschämen soll.

„Fahren Sie zu, Kutischer, es ist hohe Zeit!“

Um seinem Ziele schneller zu nahen, benützt der Kutischer eine enge Seitengasse zur Durchfahrt, wo er weder ausweichen noch umdrehen kann.

Plötzlich wird Frau Hermine, die im Innern des Wagens — sie hatte sich ausdrücklich jedes Geleit auf der Hinfahrt verboten — mit fieberhafter Hast ihre Rede noch einmal durchgeht, durch das Halten des Fuhrwerks aufgeschreckt. Sie sieht sofort, daß sie sich noch nicht am Ziele, dem Gymnasium, in dessen Aula sie reden soll, befindet.

Aber sie bemerkt auch, daß ihr Wagen hier nicht vorwärts kann, ebensowenig wie er umzuwenden vermag. Das Hindernis besteht in einer dichtgedrängten Menschenmenge. Frau Hermine entschließt sich schnell, den Kutischer abzulohnen und den Rest ihres Weges zu Fuße zurückzulegen.

Es steht eine große Anzahl von Frauen, sämtlich mit Kindern auf dem Arme, vor einem eisernen Gitterthore, dessen Öffnung sie offenbar abwarten. Frau Hermine muß sich durch diesen Knäuel durchwinden. Ihre vornehme Erscheinung sticht ab von den Gestalten der Arbeiterfrauen, die sie mit ziemlich finsternen Blicken mustern. Sie kehrt sich nicht an diesen Umstand und fragt die ihr Zunächststehende, was diese Versammlung bezwecke.

Die Frau weist mit der freien Hand hinter das verschlossene Gitter: „Da drin im Schulgebäude ist um sechs Uhr Kostkinder-Besichtigung,“ sagt sie, dem bleichen Wurm auf ihrem Arm durch einen Ruck eine andere Lage gebend.

Frau Hermine's Teilnahme ist lebhaft angeregt.

„Kostkinder?“ fragt sie. „Was für Kinder sind das?“ Ein hartes Aufklappen der umstehenden Weiber antwortet ihr zunächst auf diese Frage.

„Das sind Kinder, die nicht viel kosten dürfen!“ meint dann eine junge, frech aussehende Person mit krausen Bonnhaaaren und einer losesigenden, roten Trikot-Taille. Damit wischt sie dem Kinde auf ihrem Arme ohne viel Umstände, mehr gründlich als zart das Mäuschen. Das bleiche, kleine Wesen verzieht keine Miene dabei, während doch sonst kleine Kinder sich bei dieser Prozedur ungeduldig zurückzuwerfen pflegen.

„Oder auch solche, die nicht viel zu kosten kriegen!“ erklärt die nächste Nachbarin der Sprecherin.

Frau Hermine wendet sich an die ältere Frau, die ihr zuerst Aufkunft gegeben hat. „Es sind wohl Waisenkinder, bei fremden Leuten in Kost und Pflege gegeben?“

„Ja; der Magistrat zahlt 6 Mark monatlich pro Kopf,“ erwidert diese.

„Waisenkinder sind's nicht gerade immer,“ erklärt hier eine andere. „Manche sind in der öffentlichen Klinik geboren von Dienstmädchen, andere sind gar im Gefängnis auf die Welt gekommen. Bei den meisten ist der Vater unbekannt und die Mutter nicht im stande das Wurm aufzuziehen und zu ernähren. Es giebt aber auch Kinder anständiger Herkunft unter ihnen.“

Frau Hermine betrachtet nachdenklich das Würmchen, das auf dem Arme der Sprecherin sitzt. Es hat ein sehr ernstes, blaßes Gesichtchen mit übergroßen Augen. Das dünne Hälschen vermag kaum den Kopf zu tragen, es lehnt ihn an die Wange der Frau. Übrigens ist es sehr sauber gewaschen und ebenso bekleidet. Alle Kleinen umher erscheinen äußerlich rein. Trotz ihrer großen Anzahl hört man nur wenig unterdrücktes Geschrei; die Kostkinder sind musterhaft artig.

Auch wenn Frau Hermine jetzt leicht den sie umgebenden, engen Kreis der Arbeiterfrauen durchbrechen könnte, so würde doch ihre lebhaft angeregte Teilnahme sie hier noch festhalten.

„6 Mark monatlich, und dafür sollen wir sie noch kleiden!“ grollt eine andere Kostmutter.

„Und wie einen so ein Kind bei der Arbeit stört!“ ruft eine andere.

„Wenn sie nicht fett wie die Wachteln sind, dann brummt womöglich noch der Herr Sanitätsrat,“ beschwert sich eine dritte.

„Man verdient noch keine Mark im Monat,“ erklärt eine andere.

Das Kind, welches diese trägt, ist ein ganz abgekehrtes Geschöpf. Frau Hermine schätzt es höchstens auf ein halbes Jahr, erfährt aber zu ihrem Staunen, daß es bereits achtzehn Monate alt sei.

Der schmerzlich staunende Blick der feinen Dame mochte die Arbeiterfrau reizen; sie erklärt mit einem unangenehmen Lachen: „Ja, ja, gnädige Frau, Sie wundern sich über das Aussehen des Kindes. Seine Mutter ist vielleicht Nanne bei Ihrem Bringen, den Sie auf die Ausstellung schicken könnten als Bosaunenengel!“

Alle Umstehenden lachten laut auf.

„Ich hatte nie ein Kind,“ entgegnete Frau Hermine sanft.

„Nie ein Kind gehabt!“ wiederholten mehrere Weiber. „Na, Mabaute, da können Sie überhaupt gar nicht mitreden.“

Die Weiber ahnen nicht, einen wie tiefen Eindruck diese Worte auf Hermine Sander machen. Die Frauen aus dem Volke sprechen ihr einstimmig das Recht ab, ein Urteil über



das menschliche Leben haben zu können. Hat sie nicht immer den Spruch geachtet: Volkstimme ist Gottesstimme? Selbst aus dem Munde dieser teilweise Verhärteten und Verrohten muß sie die Wahrheit, die in dem Gesagten liegt, anerkennen. Und gerade jetzt ist sie auf dem Wege maßgebende, bahnbrechende Worte zu sprechen zu ihren Mitschwestern.

Aber diese Erwägung ist es nicht, die jetzt ihr Herz so tief bewegt. Sie denkt überhaupt nicht. Sie bleibt ruhig an der nun geöffneten Pforte stehen und läßt die Kostkinder an sich vorübertragen. Sie blickt jedes einzelne so lange wie möglich an, ihre Augen schwimmen in Thränen, sie merkt es gar nicht, daß ihr eine derselben über die Wange rollt. Ihr Herz zieht sich krampfhaft zusammen unter dem Drucke des Bibelwortes, zu welchem ihr die ganze Scene eine furchtbare Erläuterung zu sein scheint: „Die Sünden der Väter sollen heimgesucht werden an den Kindern.“

Nun kommt das letzte im Reigen. Ein lichtblondes Engelsköpfchen mit überirdisch strahlenden Blau-Augen. Um das feine Mündchen lagert ein ängstlich-wehmütiger Zug, abgemagert schauen die Ärmchen aus den zu kurzen Jackenärmeln. Es wird von einer alten Frau mit milden Zügen getragen.

Wie Hermine in diese Kinderaugen blickt, liest sie plötzlich darin eine versöhnende Antwort auf die erdrückende Frage, die bei jenem Bibelworte ihr Herz zusammenpreßte, die Antwort lautet: „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.“

Es durchzuckt sie wie ein elektrischer Schlag. Im Nu steht sie neben der alten Frau und legt ihre Hand auf deren Arm. Mit erstickter Stimme bittet sie um Auskunft über das Kind.

„Sie heißt Eva,“ antwortet die freundliche Alte, „und ist gerade heute, am 18. April, zwei Jahre alt. Zum Gehen ist sie aber noch zu schwach; kein Wunder, seit ihrer Geburt ist sie schon in der sechsten Pflege! Wenn sie keine so gute Natur hätte, so lebte sie wohl überhaupt nicht mehr. Ich kann sie leider auch nicht behalten, weil ich in der nächsten Woche ins Spittel aufgenommen werde. Es thut mir weh um das Kind; 's ist ein gar zu liebes Ding und so klug, so klug! Sie glauben's gar nicht, gnädige Frau!“

„Wissen Sie etwas über die Eltern der Kleinen?“ fragt Hermine hastig.

„Eigentlich nicht. Ich habe nur gehört, daß die Mutter ein blutjunges Geschöpf war. Sie soll aus guter Familie gewesen und von ihrem Vater verstoßen worden sein, nur eine Stiefmutter gehabt haben. Man konnte keine Namen aus ihr herausbekommen. Sie wurde schwerkrank in die Klinik eingeliefert und starb ein paar Tage nach der Geburt des Kindes am Kindbettfieber. Alle Nachforschungen nach ihrer Familie waren vergeblich. Es fragte niemand nach ihr. Sie bekam ein Armenbegräbniß. Das Kind wurde getauft und als städtisches Kostkind in Pflege gegeben.“

Hermine schaubert. Welches Trauerspiel lag in dem kurzen, trockenen Bericht. Und sie, die vom Leben so sanft Getragene, sie hat sich vorhin noch bitter beschwert über ihr Schicksal. Wie ein Frevler erscheint ihr jetzt der Wunsch: „Ich sehne mich nach Bitternissen.“ Aber es fällt ihr gleichzeitig wie Schuppen von den Augen. Nach Liebe hat sie sich immer so unendlich gesehnt! Nur diese kann ihr Herz ausfüllen. Sie fühlt plötzlich, daß Sie eine Frau ist und daher kein höheres Glück finden kann als dieses, zu dem Wohle anderer notwendig zu sein. Nicht für sich leben und

genießen — für geliebte, andere Wesen im engen Kreis des Hauses dasein und wirken: darin liegt das echte, das einzige Frauenwohl begründet. Hermine's Augen strahlen, sie wendet keinen Blick mehr von dem reizenden Kindergesicht.

„Grämen Sie sich nicht,“ erklärt sie der Alten lächelnd, „ich gehe mit Ihnen zum Sanitätsrat. Eva wird mein Kind werden — für alle Zeit.“ Schluchzen erstickt ihre Worte, aber ihr Herz ist von Seligkeit erfüllt.

## Abendphantasie.

In das flammende Gewölk des Abends  
Schreit' ich gedankenvoll sinnend

Weiter und weiter hinein.

Rosig lächelnd blickt die Welt mich an

Gleich einem holden Mädchenantlig,

Reizumhüllt und lieblich erröthen.

Einsam zieht sich die Wellenlinie

Ferner Berge am Himmel hin —

Anmutig wie die Handschrift der Geliebten. — —

Ja dich liebt mein Herz, du schimmernde Welt,

Doch nur zitternd in bangen Thränen

Hängt mein Blick an dir,

Am Gemälde deines unendlichen Reizes,

Denn schon ahn' ich, es kommt die Stunde,

Wo ich ein müder, einsamer Gast

Deiner Freuden goldene Tafeln

Weinend verlasse.

Carl Günnius.

## Frauenfragen.

(Briefe an eine junge Frau.)

Von G. Gies.

I.

Liebe Anna!

Ich soll Dir meine Ansichten über Liebe und Ehe aussprechen, schreibst Du mir, soll Dir sagen, ob ich die Liebe und eine glückliche Ehe für das höchste Glück der Frau halte.

Ei, liebes Annchen, ich habe ja gar keine Ansichten in der Sache, habe ja gar keine Erfahrungen. Du bist die Glückliche, die junge Frau, ich bin die Unverheiratete, die „Übrige.“ Ja, übrig, überflüssig, zu viel, beiseite, daneben, alles, was Du willst sind wir Unverheirateten, das heißt, wenn wir uns nicht selbst ein Plätzchen suchen, oder es zufällig finden.

„Ob das mein Ernst ist,“ meinst Du? Bewahre, Scherz ist es, wie kannst Du mir so keckerische Ideen zutrauen? Er kam mir nur so, der Vergleich zwischen der jungen Frau und der noch Unverheirateten.

Als Du mir kürzlich schreibst von Deinem jungen Glück, und Dein Wort so himmelhoch jauchzend erklang, da rief es in mir: ja, so muß es sein, das ist das Richtige, so muß man lieben und geliebt werden.

„Ist es denn nicht immer so?“ fragst Du erstaunt. „Finden dieses Glück nicht alle?“

Leider, nein, liebes Herz, so meine ich. Die Liebe ist ein Himmelskind, das ausgeht hier auf Erden Wohnung zu

suchen. „Zu suchen,“ fragst Du ungläubig, „wie brauchte sie zu suchen, da sie überall Stätten findet? Millionen junger Herzen schlagen der Liebe entgegen.“

Der Liebe? Der reinen, wahren Liebe, der Liebe, die Du sie empfindest? Nein, dieser nicht. Ein köstliches Gefäß muß das Herz sein, in das die wahre Liebe sich ergießt. Nicht hangen darf es an der Welt, nicht verlangen nach ihren Schätzen. Wo an Rang und Stand, an Buß und Tand mit allen Fasern das Herz hängt, da zieht sie nicht ein. Wo die erste Frage ist: was hat er, was ist er, da reißt Gott Amor die kleinen Flügel — und ist auf und davon. Da giebt's wohl eine Ehe, oft eine ganz gute Ehe, aber Liebe, — echte, rechte Liebe?!

„Ja, aber etwas sein, etwas haben muß der Liebste doch,“ entgegnest Du mir. „Die Hütte allein —?!“

Wohl muß das sein, liebe Anna, und glücklicherweise ist in den meisten Fällen auch etwas mehr als eine Hütte allein vorhanden. Aber das unruhige Fragen, oft Verlangen und Suchen danach, (und oft nach viel mehr Dingen,) das bringt alles andere in das menschliche Herz, — nur nicht Liebe. Denke nicht, daß ich diesen Vorwurf der Frau allein machen wollte. Ich brauche sie nicht aufzuzählen, die Eigenschaften alle, die der Mann verlangt, wenn er an die Wahl einer Frau denkt. Wenn er bei „jung und schön“ stehen bleibt, dann ist er gar bescheiden; „reich,“ das gehört ja heutzutage selbstverständlich dazu. Nun kommt aber noch: häuslich, gebildet, anspruchslos, womöglich dabei geistreich, — Legion ist die Zahl der Eigenschaften, die der Mann bei seiner Zukünftigen wünscht, nein verlangt. Ja, und mit Recht, denn er bietet ja selbst viel. Ganz zuletzt kommt die Frage: — zuweilen kommt sie auch gar nicht, — „Ist sie gut, hat sie ein Herz, wird sie mich lieb haben?“ Diese erste aller Fragen!

Ob Mann, ob Weib, es ist der gleiche Zug des menschlichen Herzens tausend, tausend Dinge zu begehren. Und so ist es nun, daß, wie nur das reine Herz „glauben“ kann, so auch kann nur das reine Herz lieben. Und nur wo in Einfalt des Herzens zwei Menschen einander begegnen, nicht rechts noch links schauen, nicht aufzählen und rechnen, was Gutes oder Schlimmes der andere hat oder ihm fehlt, nein, schlechtweg sich lieb gewinnen von Herzen, nur da ist Glück möglich, höchstes Glück, — Dein Glück.

Ich schließe, liebe Anna, denn ich höre, was Du kopfschüttelnd mir zuruffst, und was ich auch verdiene: „O, Du Prediger in der Wüste!“

Ich bin von Herzen  
die Deinige.

### Zweiter Brief.

Du bist nicht zufrieden mit mir, sagst, das sei ja alles ganz wahr und schön, aber keine direkte Antwort auf die Frage: ob ich Liebe und Ehe für das höchste Glück der Frau halte.

Liebes Annchen, das ist eigentlich keine Frage, hier versteht sich die Antwort von selbst. Oder hast Du noch so wenig Kenntnis des weiblichen Herzens? Du wüßtest nicht, daß auf dessen tiefstem Grund dieser Wunsch lebt? Daß er hier schüchtern, dort lauter, je nach der Natur, spricht? Bei der einen ein Funke, ein kleines Flämmchen, wächst er bei der anderen an zu einem Feuer, einem verzehrenden Brand. Woher stammen die vielen Thorheiten im Leben, was liefert den Stoff zu den unzähligen Romanen, den geschriebenen und ungeschriebenen?

„Nun, die kommen doch gewiß nicht auf Rechnung des weiblichen Herzens allein,“ meinst Du.

Nein, gewiß nicht, hier giebt es auch ein ganz ansehnliches Konto für den männlichen Part. Indessen, — dennoch, — mit dem weiblichen Sehnen, Hoffen und Lieben ist's doch noch ein ander Ding. Bei dem Mann nur eine Episode, füllt die Liebe bei dem Weibe einen Teil des Lebens aus.

„Das ganze Leben füllt sie aus!“ ruffst Du.

Gewiß, für Dich, die glückliche, junge Frau, da ist das so, Du darfst so denken.

Wie aber wird das Mädchen mit seinem Herzen fertig, wenn Liebe und Ehe ihm nicht zu teil wird?

Du stuzest? Siehst mich zweifelnd an? Befrage die Statistik, laß die Zahlen reden; von fünf Mädchen bleiben drei, auch vier unverheiratet. Dürfen wir angesichts dieser Thatfache unser Glück auf diesen Wurf setzen?

Frage mich lieber, was die Frau von heutzutage mit dem Leben anfängt ohne Liebe und ohne Ehe. Muß sie nicht daran denken, einen anderen Beruf zu finden, Erwerb zu suchen, wenn der natürliche Erwerber ihr fehlt? Muß sie nicht in Wettbewerb treten mit dem Mann im Kampf um das Dasein? „Ob das so schwer sei für die Frau?“ fragst Du.

Ach! daß die Männer es wüßten, wie schwer der Frau, der wahren Frau, jeder andere als der rein weibliche Beruf wird! Sie würden uns fördernd zur Seite stehen, statt hemmend in den Weg zu treten.

Zwar, Du hast recht, frisch und fröhlich, selbst mutig und keck sehen wir heutzutage die Frau hundert Berufsarten ergreifen, sehen sie hinüberschweifen auf das männliche Wissens- und Schaffensgebiet, und es fehlt ihr nicht an Erfolg. Warum auch? Energie, hohe Begabung nach dieser oder jener Seite gehört nicht zu den Seltenheiten bei der Frau. Sie leistet (und wird dies in Zukunft in noch erhöhtem Maße thun) Tüchtiges, selbst Bedeutsames. Ob es aber ihr bestes, ihr höchstes Können ist, was sie dann giebt? —

Der Mann sagt: es fehlt der Frau das Schöpferische, sie wird nie, auf keinem Gebiet der Kunst oder Wissenschaft leisten und hervorbringen können was der Mann kann.

Ich, liebe Anna, beuge mein Haupt unter diesem Spruch; wir mögen Verstand, Geist, Phantasie, alles besitzen, — die höchste Kraft in uns ist doch die Liebe, keine andere reicht daran. Die Frau, die in dem Hörsaal Großes leistet, würde, liebend und geliebt, in der Stille der Häuslichkeit weit Größeres vollbringen. Großes im Kleinen, Großes in der Entfagung und Aufopferung, der Hingabe an das Leben anderer.

Laß mich abbrechen, liebe Anna, denn Du bist wohl nicht mehr im Zweifel über meine Antwort auf Deine Frage, was das höchste Glück der Frau ausmache. Und laß mich einen Schleier werfen über die Vorgänge, die sich zwischen den natürlichen und den erwählten Beruf der Frau drängen.

In alter Liebe

stets die Deine.

### Dritter Brief.

Ich soll fortfahren, schreibst Du mir, Du willst die Rehrseite sehen, willst blicken in das Herz Deiner Mitschwester, die den anderen Weg zu gehen haben. Gerade in der Jugend ist's ein rechter Scheideweg: ins Leben tritt die Frau, und mehr und mehr zur Seite tritt das Mädchen.

Zu Kraft und Schönheit entwickelt sich die Frau, oft zu früh für ihre Jahre verblüht das einsame, alternde Mädchen. Und es sind dies wohl die schwersten Jahre auf ihrem Lebensweg. Ergreift sie hier früh einen Beruf, giebt sie ihrem Leben einen Inhalt, dann ist sie gerettet, gerettet vor dem zu weichen, weiblichen Fühlen, welches sonst die Oberhand gewinnt. —

Ein geistreicher Kopf hat gesagt: „Die Seele des Weibes wird leer geboren.“ Ich möchte sagen, nicht leerer als die des Mannes, doch wird der seinigen von früh auf ein Inhalt gegeben. „Du mußt etwas werden, mußt lernen, arbeiten, Geld verdienen, vorwärtskommen im Leben,“ so sagt man dem Knaben. Welcher Gedanke wächst mit dem kleinen Mädchen auf? „Wenn Du groß bist, wirst Du heiraten.“ Und mit der Naivität der Jugend meint sie: „so muß es kommen,“ und es verwebt sich diese Idee in ihr ganzes Denken. Und wenn es nun doch nicht so kommt? Wenn die „Dreißig“ herannahen, die Vierzig?! —

„Nun, da wird sie doch wohl verständig und darüber hinaus sein,“ meinst Du.

Manche wohl, liebe Anna, alle nicht. Man sagt, daß es Thörinnen giebt, die hoffen und wünschen bis in die „alte Jungfer“ hinein, ja bis zum letzten Atemzug. Die Welt verlacht sie, wir Frauen selbst brechen den Stab darüber, — und dennoch, was ist ihr Vergehen? Was Gott so tief in ihre Brust gelegt, sie vermögen nicht es herauszureißen: den Wunsch einen Mann zu lieben und von ihm geliebt zu werden. Und je mehr eine Frau Weib ist, desto tiefer sitzt der Wunsch ihr im Gemüt, desto hehrer leuchtet vor ihr das Ideal eines Mannes, desto schwerer trennt sie sich davon. Trennen? O nein! Die wahre Frau trennt sich nie davon. Und wär's ein Jugendgeliebter, dessen Bild ihr treu im „Herzen stehen blieb,“ wär's Bewunderung, schwärmerische Verehrung, die ein bedeutender Mann ihr einflößt, wär's wirkliche Freundschaft, die hier und da ein Band webt, — wär's auch nur der Wunsch, die Stellung dieses oder jenes tüchtigen Mannes zu teilen, — geheime Fäden sind's überall, die von dem Frauenherzen ausgehen und eine männliche Existenz umspinnen.

So sind wir Frauen, das schwache Geschlecht, schwach in diesem Wunsch und Begehren. Wie stark müssen wir sein, wenn unser Wünschen sich nicht erfüllt! Wenn einer uns verläßt, der Rechte nicht kommt, oder keiner uns mag. Eine Welt, die in Trümmer gestürzt, müssen wir neu aufbauen. Denn das Herz ist die Welt der Frau, so gewiß, als die Welt das Herz des Mannes füllt. Was wird die Frau aus diesen Trümmern retten? Aufbauen? Ich lese Schrecken in Deinen Zügen.

„Sieht es so in vielen Frauenherzen aus, o Gott!“ rufst Du aus.

Ich kann es Dir nicht verhehlen, liebste Anna, daß erst aus solchen Trümmern Tempel und Altäre gebaut werden. Wo die Frau ihr Leben der Kunst, der Menschenliebe, oft ernstem Berufsstudium weihet, da hat sich zuvor ein Grab geschlossen; sie hat ihr Lieben versenkt und eine Auferstehung des Geistes gefeiert. Höchstes Wollen und Können ist jetzt ihr gegeben.

Du rufst mich zurück, sagst: warum eine schwindelnde Höhe ersteigen, wenn die Hilfe so viel näher liegt? —

Sage mir in Deinem nächstem Briefe, wo Du sie suchst, ich lasse mich gern befehlen. Leb wohl für heute.

(Schluß folg.)

## „Glück!“

Glück! — ein Schrei aus tiefster Seele, —  
Ja, ein Ringen nach dem Glück;  
Langgedämmter Wünsche Fluten,  
Längst gelöscht gewähnte Gluten  
Schren schrankenlos zurück.

Glück! — ein Schrei aus wundem Herzen,  
Ach, ein Sehnen endlos, bang:  
Schemen einstgeträumter Wonnen,  
Abglanz nie geschauter Sonnen,  
Nie erklung'ner Sphärensang.

Glück? — es giebt kein Glück im Leben, —  
Wirklichkeit baut keinem Glück.  
Such's in unermeßnen Fernen,  
Heb' den Blick dort zu den Sternen  
Und — ertrage dein Geschick.

Solch ein Glück, das Flammenseele  
Sich in Träumen wohl verspricht,  
Beut allein der Dichtkunst Drommen,  
Ebler Künste Himmelswonnen,  
Denn — die Erde schenkt es nicht.

Gota Luigi.

## Aus dem Leben für das Leben.

Von D. v. L.

In jedem Menschenherzen liegt der Punkt des Archimedes. Dort setze den Hebel an und Du wirst die ganze Welt des Scheins aus den Angeln heben, daß sie zusammenstürzend im Nichts verschwindet. Und dann baut sich Dir die Welt des Seins auf, schön und leuchtend, und Dein Geistesauge wird den Gott schauen, der mit segnend gehobenen Händen sie durchschreitet.

\*

Alte bewährte Freundschaft ist ein köstliches Gut. Aber man soll neue darum nicht minder schätzen. Denn sie kann mit der gleichen Plögligkeit wie die Liebe kommen, und schon im ersten Augenblick so fest sein, als habe sie bereits Jahrzehnte gewährt.

\*

Mit jedem verzogenen Kinde schiebt sich die nachgiebige Mutter eine Geißel, die einmal ihr das Herz zerfchlagen wird, daß es blutet. In den Händen der Mütter liegt Segen und Unheil — und diese Hände waren wohl noch niemals so ungeschickt wie heute. Der beste, noch so einsichtsvolle Vater ist unfähig Fehler auszurotten, die eine gedankenlose Mutter während der ersten zehn Lebensjahre in den Kindern großgezogen hat. Eine Mutter aber, die liebende Vernunft und vernünftige Liebe besitzt, ist imstande, die Einflüsse selbst eines schlechten Vaters abzuschwächen oder ganz wetzumachen.

\*

Wir wissen, daß kein Wesen schattenlos ist, und doch beklagen wir uns über jedes Leid. Das Glück nehmen wir meist hin, als müsse es so sein, das Leid aber erscheint uns als eine Verletzung unseres Rechts. Und wenn Jahre vorbei sind, dann fluchen wir dem einstigen Glück und segnen das Leid. Wer das recht bedenkt und durchfühlt, ist auf dem

besten Wege zu jener Ruhe, die ihn den Pfad zur Lebensweisheit finden lassen wird.

\*

Lange Zeit ließen sich im Dienste der Unsitlichkeit die besten Geschäfte machen. Ihr Reich scheint erschüttert zu sein — denn ich sehe schon, daß findige Geschäftsleute ihre Dienste dem ethischen Gedanken antragen.

\*

Es ist drollig zu sehen, wie heute die Vertreter des theoretischen, sogenannten wissenschaftlichen Materialismus sich bemühen, den sittlichen Materialismus von den Hochschönen abzuschütteln. Zuerst, als er noch ein kleines Kindchen war, ließen sie ihn an den Brüsten der Naturwissenschaft saugen. Und er wuchs empor. Und die Väter freuten sich, daß er ihre Lehren so nett nachplauderte. „Nicht wahr, der Stärkste siegt im Lebenskampfe?“ Und sie nickten erfreut. „Nicht wahr, der Mensch ist nur ein Tier?“ Und sie nickten und freuten sich noch mehr. „Nicht wahr, Gott ist ein Ammenmärchen und die Religion ein Atavismus?“ Und sie nickten und waren außer sich vor Vergnügen über den klugen Durfschen. Und er wuchs — und wurde Bestie. Und da wurden die Väter doch etwas besorgt und verleugneten das Kind und gingen hin, um einen Verein für ethische Kultur zu gründen. Und sie sprachen und sprachen so gelehrt, so nüchtern und seelenlos, und alle stimmten überein, daß die Menschen von nun an „sittlich“ handeln müßten. Jedoch warum sie's müßten, darüber schwiegen sie alle. Aber die Menge, die da klatschte, fragte auch nicht danach. Und so waren sie stolz, die Menschheit erlöst zu haben. Und über den Wassern schwebte der Bathybius Haekelii zum Zeichen, wie echt ihre Weisheit sei.

## Vermischte Anzeigen.

**Aus dem Zauberlande Polyhymnias.** Musikalische Geschichten und Plaudereien von Dr. Adolph Kohut. (Berlin 1892, Verlag d. Bibliographischen Bureau. 6 Mk. geh., 8 Mk. geb.)

Es giebt Bücher, im besonderen Aufsatzsammlungen, die den Leser weder geistreich noch geistlos, weder originell noch altmodisch ansprechen. — Ich habe das neueste Werk Dr. A. Kohuts nach der Lesung zu seinen Genossen gestellt und empfehle es allen, die sich durch ein Buch weder aufregen noch langweilen lassen mögen, zur Lesung. Es ist prächtig ausgestattet und enthält sogar einen recht fesselnden Bericht über den Aufenthalt Richard Wagners in Dresden, und zwei wunderbar schöne Märchen des vergessenen Malers und Dichters J. P. Lyser. B. v. R.

**Kalender des deutschen Schulvereins** (in Oesterreich) auf das Jahr 1893. Siebenter Jahrgang. Redigiert von Anton Müller-Guttenbrunn.

Derselbe zeichnet sich durch sorgfältig gewählten Inhalt aus, wobei wir noch eine stärkere Berücksichtigung des eigentlich nationalen Momentes gewünscht hätten. Der Erzählung „Die Steinklopfer“ von Ferdinand von Saar, welche in Darstellung und psychologischer Entfaltung hervorragend ist, läßt der Herausgeber eine kurze Lebensskizze des feinsinnigen Verfassers folgen, der im nächsten Jahre seinen 60. Geburtstag feiert. Gute erzählende Beiträge bringen ferner P. R. Moigger „Ein Schulmeister“ — Guido List „Der letzte

Mugentkönig“ — L. Wasserburger „Die Lerche vom Buchberg“; stimmungsvolle Gedichte Adolf Pichler, Franz Krim, Max Kalbed; kleine Parabeln Marie von Ebner-Eschenbach. Einen Jubiläumsartikel über das „einhundertjährige Amerika“ liefert Ernst Nügen und eines „Irischen Waffenbrubers Stoschkatzhs“ — des Generals Nugent — gedenkt Eugen Guglia. „Frau Wohlthätigkeit“ von Dr. A. Jlg und die Humoreske „Ach, ein Landhaus!“ von J. Zink sind gleichfalls zu erwähnen. Dem kürzlich verstorbenen Wohlthäter des Schulvereins Dr. Eduard Lipp, welcher demselben 100 000 Gulden hinterließ, ist ein Ehrenblatt geweiht. Die Thätigkeit des Schulvereins 1891 wird kurz dargelegt. Der Kalender ist gut illustriert und hübsch ausgestattet, seine Brauchbarkeit durch ein Nachschlagebuch erhöht. S. Pr.

Die im Verlage von Hans Lützenöder, Berlin erscheinenden **Deutschen Schriften** sind um drei neue Hefte bereichert worden. „Necht Hagebuchen.“ Von Carlot Gottfried Kenling.

„Eine Holzschinkerei unter Dämmerland, dem Reiche der seltsamen Sitten und sonderbaren Einrichtungen“ ist eine flotte satirische Bilderfabel, in welcher zahlreiche Gebrechen des öffentlichen Lebens in Deutschland teils in scharfer, teils in launiger Weise gegeißelt werden. Rechtspflege, Strafvollzug, Partei- und Wahlkämpfe, offizöse und sogenannte unabhängige Presse, die wechselnden Strömungen in den Regierungskreisen, unsere Salon- und andere Gesellschafts-Unsitte werden unter die Fuchtel genommen. Nur eine größere Einheitlichkeit wäre zu wünschen, die Darstellung ist zu sprunghaft, wodurch sie freilich an Munterkeit gewinnt. — „Der Verfall der deutschen Bühne. Von Adolf Graf von Westarp“ deckt die Entartung des deutschen Theaters auf und will die dramatische Kunst wieder in ihre erziehlische Mission eingesetzt wissen. — „Ein deutsches Weltreich?“ von einem ungenannten Verfasser knüpft an die alte Kaiserherrlichkeit an, um ein großes, alldeutsches Ideal unserm Volke hinzustellen, nach dem wir thatkräftig zu ringen haben, wodurch wir allein auch die bisherigen Errungenschaften behaupten können. — Wie sich aus diesen Andeutungen ergibt, ist es ein gesunder vaterländischer Geist, der sich in diesen „Deutschen Schriften“ offenbart. S. Pr.

**Der Siebenbürger Landtag in Klausenburg** von 1790/91. Von Dr. G. D. Teutsch. (Hermannstadt, W. Krafft.)

Der hochverdiente Geschichtsschreiber der Siebenbürger Sachsen und tapferen Verteidiger ihres Rechtes giebt hier eine interessante, mit vielen urkundlichen Belegen versehene Darstellung dieses in der Lokalgeschichte Siebenbürgens hochwichtigen Landtages, welcher die nach dem Tode Kaiser Josephs völlig ungeordneten politischen Verhältnisse des Landes auf neue Grundlage zu stellen suchte. Die schwierige Lage der Sachsen, welche man in der Landesvertretung und in den höheren Ämtern u. s. w. zurückzubringen suchte, sowie deren maßvolle und entschiedene Haltung treten besonders deutlich hervor. Man erkennt daraus weiter, daß ein deutsches Kernvolk auch unter ungünstigen Umständen seinen Standpunkt zu wahren versteht. Diese lebendig und klar geschriebene Monographie ist für Geschichtsfreunde eine wertvolle Gabe. S. Pr.

**Aus dem Paris der dritten Republik.** Bilder und Skizzen von Paul Lindenberg. (Leipzig, Neclams Universalbibliothek.)

Der Verfasser, welcher durch seine verschiedenartigen Berliner Skizzen sich bekannt gemacht hat, versteht es, auch

auf fremdem Boden rasch heimisch zu werden. Er bewährt sich als fleißiger Beobachter und guter Schilderer, der namentlich die statistischen Daten und Vergleiche richtig zu würdigen versteht und Lokalstimmungen sorgfältig widerpiegelt. Das Büchlein verdient Empfehlung. St. Pr.

**Sademißtes und Fenselsbart.** Ernste und heitere Blätter aus dem Tagebuche eines Riesengebirgs-Dummlers, von Hans Schreiber. (Warmbrunn, Max Leipel.)

Ein Sträußlein flotter, halb launiger, halb satyrischer Art wird uns hier geboten, in das auch Grüße der Deutsch-österreicher an die Reichsdeutschen hinein verflochten sind. Die Gesinnung des Verfassers kommt in den Worten zum burschiföhen Ausdruck: Wenn das deutsche Volk nur eine Woche betrunken wäre, wie würde es mit den Drohnen auf-räumen und wie mächtig würde ein einiges deutsches Reich dastehen. Natürlich meint der Verfasser ein größeres deutsches Reich, als das jetzige. St. Pr.

**„Welt und Lebensbilder in Dichtungen,“** von Ludwig Behrendt, (Berlin, C. W. Behrendt.)

Behrendt, der bereits als formgewandter Horazübertrager sich einen Namen gemacht hat, bringt uns hier einen stattlichen Band eigener Dichtungen, welche ein feines Empfinden, vielfältige Welterfahrung offenbaren und gleichfalls durch feingegliederte Formen hervorstechen. Das Buch hat folgende Abschnitte: Augenblickeindrücke, Natur und Leben, Kirche und Welt, Phantastie und Erinnerung, Zeitpiegelungen, Herz und Heim, Wildwuchs. Ein seelisch geläutertes Leben spiegelt sich darin. St. Pr.

**Im Zukunftsstaate.** Lustspiel in vier Akten von Gottfried Doehler. (Mauen, F. G. Neupert.)

Der Verfasser, bereits durch sein Schauspiel: „Die Pflicht“ wohlbekannt, sucht die socialdemokratischen Utopien, den Zwang und die Unbill, welche deren Verwirklichung herbeiführen müßte, in der drastischen Weise zu beleuchten, daß er uns die wahrscheinlichen Folgen ihrer Erfüllung anschaulich vorführt. Er läßt die Handlung in einem kleinen Städtchen Mitteldeutschlands spielen, zu jener erträumten Zeit, in welcher der socialistische Zukunftsstaat in das Leben tritt, nachdem eine gelungene Revolution die Weltreformer in den Besitz der Hauptstadt Berlin gesetzt. Die unlaunteren Elemente bemächtigen sich der Herrschaft und der Leitung unter Verkennung der Menschennatur rein mechanisch ausgeklügelter Wohlfahrts-Einrichtungen und geben ihren Leidenschaften und gemeinen Gesinnungen freien Raum. Auch edle Schwärmer, wie der alte Wertmeister Gottfried Hedlich, schließen sich ihnen an. Bald jedoch folgt die Ernüchterung, und eine Gegenbewegung, welche unter Führung des jungen Hedlich, der treu zu seinem wackern früheren Herrn, dem Fabrikbesitzer Robert König, und zu dem tüchtigen Amtmann Kraft hält, den unverständigen, strupellosen Terrorismus der Volksverderber abwirft. Dieser Sieg krönt auch die warme Neigung Hedlichs zu Königs Tochter Anna. Eine Reihe gut charakterisierter Nebenfiguren finden sich ein und einige drastische Szenen beleben die etwas zu lehrhaft gedachte satyrische Dichtung. Immerhin dürfte diese nicht verfehlen, Eindruck zu machen, wenn auch die Erfindung von aus bestimmten Voraussetzungen sich regelnden künftigen Zuständen naturgemäß schattenhafter bleiben muß, als Vorgänge, die in unserem unmittelbaren Bewußtsein wurzeln. Die Sprache ist einfach und klar. St. Pr.

## Vermischtes.

— Der englische Schauspieler Holland trat zuerst in der Rolle des Hamlet auf. Bei der Erscheinung des Geistes, wo er erschrocken zurücktrat, warf er, um diesen Schreck noch mehr zu bezeichnen, beim Zurückschauen, seinen Hut ab. Eine alte Frau, die wahrscheinlich das erstemal ein Schauspiel sah, wurde von Hollands Spiel so ergriffen, daß sie alles für Wahrheit hielt, und als Hamlet über die kalte schneidende Luft klagte, verließ sie ihren Sitz, machte sich Klage und betrat mit großer Gemütsruhe die Bühne, hob den Hut auf und setzte ihn gutmütig mit aller Sorgfalt auf Hamlets Kopf. Holland wurde darüber wirklich so bestürzt, als er es zuvor nur scheinen wollen. Ein allgemeines Gelächter erscholl, der Geist verschwand plötzlich, Hamlet folgte ihm, und die alte Frau stand wie versteinert über ein solches Gelächter, allein auf den Brettern. Nachdem man sich eine Weile an diesem Intermezzo belustigt hatte, riefen mehrere Stimmen: fort, fort! In der Bestürzung wußte die Alte nicht, wem dieser Ruf galt, bis endlich der Geist erschien, sie beim Arm faßte und hinter die Kulissen zog.

## Briefkasten.

Herrn D. St. in N. Ihr Beitrag zu den „Stimmen aus dem Leserkreise“ ist zu spät gekommen. Auch kann ich Ihnen nicht ganz beistimmen; mag Ihre Ansicht auch vielfach das Richtige treffen, anderwärts stimmt sie nicht, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. — Herrn H. Stralsund. Die beiden Gedichte sind minder gut, als die früheren. — Frau M. Andressen in Breslau wird um genaue Wohnungsangabe gebeten. — Bekannte Unbekannte in Groß-M. Besten Dank für Erzeugnis Ihrer Kunst. Aber mir thut es leid Ihnen nur an dieser Stelle danken zu können. Herzliche Grüße! — Herrn Buchhändler G. H. in L. 1. Die zwei letzten Gedichte sind nicht so gut wie die früheren. 2. Über das Erscheinen der Autobiographie von M. kann ich keine Auskunft geben. — Herrn G. F. in G. „Verlorenes Glück“ soll kommen. — Frä. J. M. in L. Sie haben die Absicht der Mädchenbilder ganz mißverstanden. Die Verfasserin hat ja nicht jene Mädchen treffen wollen, die arbeiten, sondern nur solche, die sie schildert. Übrigens sind sie übel berichtet, wenn Sie glauben, daß die Töchter der Beamtenkreise nur faullenzen. — Frä. Ellen St. aus St. Ich bin der Ansicht Ihrer Frau Mutter. Ein achtzehnjähriges Mädchen ist noch nicht reif und erfahren genug, um in der Fremde einen Haushalt führen zu können. Über die anderen Fragen könnte ich Ihnen nur brieflich Auskunft geben, aber Sie haben Ihren Wohnort nicht angegeben. — Frä. Elij. T. in B. „Der Minnesänger“ ist in sehr gewandten Versen geschrieben, aber nur gedichtet und nicht gelebt. Besten Gruß. —

## Inhalt der Nr. 7.

Erkämpft. Roman von Agnes Harber. — Heinrich Guise. Historischer Roman von Karl Verlow. Forts. — **Beiblatt:** Der Reiter von Johnstown. Von C. W. I. — Frauenwohl. Von M. Andersen. — Abendphantasie. Von Carl Hunnius. — Frauenfragen. Von H. Gies. I. — Glück. Von Gola Luigi. — Aus dem Leben für das Leben. Von D. v. L. — Vermischte Anzeigen. — Vermischtes. — Briefkasten.

# Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3 $\frac{1}{2}$  N. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N $\text{^o}$ . 8.

## K r ä m p f t.

Roman

von

Agnes Harder.

(Fortsetzung.)

### VII.

Ja, einsam! Ein trauriges Wort! Ein Wort, das fremd und kalt nach unserm Herzen greift und uns treibt, die Hand auszustrecken, um die eines Freundes in Liebe zu umfassen, uns an eine treue Brust zu schmiegen und zu sagen: ich bin nicht einsam, ich habe ja noch Dich!

Ernst Haupt hatte ein Leben voll Arbeit und Kämpfe nichts gegeben, als ein verkrüppeltes Kind, das so zart war, wie das erste verfrühte Frühlingsgrün — jeder leichte Nachtfrost konnte es töten. Er hatte Anerkennung gefunden, sein Name wurde mit Achtung genannt, seine Gedanken breiteten sich aus, und er konnte sich sagen, daß sein Schaffen nicht vergebens gewesen, sein Streben und Ringen mit Erfolg gekrönt sei — aber ein Herz, das ihn mit voller Hingebung liebte, mit ihm jubelte und mit ihm litt, das war ihm versagt geblieben. Und, seltsames Spiel der Natur, gerade das hatte er sein Leben lang gesucht, gesucht mit der liebebedürftigen Seele eines Mannes, der im Weibe nicht ein Spielzeug für müßige Stunden sieht, sondern die Ergänzung des eigenen Ichs, den Zusammenklang der Töne, die allein in der Menschenbrust eine volle, echte Harmonie geben. Er hatte dann nach einer Seifenblase gegriffen, die seinem schönheitsstrunkenen Auge wie aus Edelsteinen gefügt erschienen, und als er sie in Händen gehalten, da war das schillernde Luftgebild zergangen und nichts an seinen Fingern geblieben, als ein Tropfen scharfer Lauge.

Vor einer langen Reihe von Jahren hatte es im schlesischen Gebirge einen kleinen Jungen gegeben, der Abend für Abend hinausgeschlichen war, vor das Dorf auf einen nahen Abhang, um zu sehen, wie die Sonne unterging. Er hätte das ja bequemer haben können vor dem kleinen Schulhause, wo die Mutter um diese Zeit saß und strickte, und der Vater seine

Erholungspeife rauchte, aber da fielen ihre letzten Strahlen immer gerade in die große Pfütze vor des Nachbarn Thür, und die Königin des Himmels verschwand hinter Schweinekoben und Reifighaufen. Das mochte er nicht. Er hatte noch keine Ahnung von dem, was sentimentale Seelen das Los des Schönen nennen, aber eine unverstandene Abneigung gegen alles Niedrige und Gemeine trug der scheue Knabe, auf den niemand sonderlich acht gab, mit sich herum. Hier aber auf seinem Berge, hinter den Brombeerheiden, da hatte er sie ganz für sich allein. Er konnte sich einbilden, nur ihm gehörten die letzten goldenen Strahlen, und die rosigen Wölkchen wären Schiffchen, die einmal herniedertommen würden, um ihn mitzunehmen. Wohin? Damals wußte er es selbst noch nicht. Aber das wußte er, kalte Erdäpfel, Schelte, vielleicht auch einmal Schläge, das war ihm nach einer so verträumten Stunde gleichgültig.

Anfangs hatte der alte Haupt seinen Sohn für den eigenen Beruf bestimmt. Als er aber die großen Anlagen des Knaben, seinen eisernen Fleiß, die peinliche Gewissenhaftigkeit erkannte, die er dem in sich gefehrten Kinde nie zugetraut, da dachte er, er könne vielleicht mehr aus ihm machen, und so schickte er ihn auf das Gymnasium nach Breslau, mit dem ausgesprochenen Wunsch, ihn einmal als Pfarrer auf der Dorfkirche zu sehen.

Dieser Wunsch war so ziemlich die ganze Ausstattung, die der arme Junge mitbekam. Aber haben sich nicht Hunderte so durch die besten Jahre ihres Lebens hindurchgehungert? Ein paar Nachhilfestunden, die man den Dümmlsten und Faulsten der Klasse giebt, natürlich für einige Groschen, die die Eltern dem schlecht gekleideten jungen Menschen wie ein Almosen hinlegen, einen Freitisch — und im übrigen kannst Du Dir den Hungerriemen fester ziehen! Nun, die Taille war schon schlank genug, als er sich sein Reifezeugnis erwarb.

Jetzt hätte er also ein Brodstudium ergreifen sollen. Und die Theologie gab ja damals zu dem trockenen Brod noch etwas Tüchtiges dazu, wie bei der vierten Bitte Haus und Hof, Geld und Gut stillschweigend mit einbegriffen sind. Ernst Haupt aber drehte den winkenden Fleischtopfen den Rücken mit der Verachtung des Johannes, da er Heuschrecken und wilden Honig aß. Manche Nacht hindurch saß er an der trübe brennenden Öllampe, frierend in der kahlen Kammer, hungrig, und doch begeistert, mit glühenden Wangen über einem großen Dichter oder einem Handbuch der Kulturgeschichte. Einmal kam er nach Dresden. Wie er vor der Sixtinischen Madonna stand, und wohl eine Stunde lang in die milden Augen voll des göttlichen Geheimnisses geschaut, da kam's über ihn wie eine Offenbarung.

Im nächsten Frühjahr zog er, ein zweiter Windemann, über die Alpen. Geld hatte er sehr wenig, auch kein Stipendium, aber ein reines Herz, das hungerte nach allem Schönen, und ein kindliches Gottvertrauen. Schon in Mailand hörte er in einem Hotel, in dessen höchstgelegenen und kleinstem Stübchen er für einen Tag Wohnung genommen hatte, daß einem vornehmen Herrn sein Sekretär plötzlich erkrankt sei. Er stellte sich vor und erhielt den Platz, trotz seines abgefabten Röckchens und seiner Papierwäsche. Zufällig war die Gräfin dabeigewesen, und der hatte der Jüngling mit der reinen Stirn und den tiefen Augen gefallen.

Das war der erste Sonnenstrahl in seinem Leben und von nun an ging's ihm äußerlich gut. Nicht mit einemmal, wie im Märchen, sondern ganz allmählich, wie im Menschenleben. Ein Jahr war er damals mit Graf Torsti in Norditalien und Rom geblieben, bald nicht mehr der bezahlte Diener, sondern der geschätzte Freund. In der Zeit hatte er sich genug gespart, um seinen Aufenthalt dann noch ein Jahr selbständig auf dem klassischen Boden zu fristen. Als er darauf in die Heimat zurückkam war seine Börse fast leer geworden, aber auf dem Grunde seines Koffers lag ein dickes Manuskript, eine Arbeit über die römischen Denkmäler der vorchristlichen Zeit. Er fand einen Verleger und dann einen Kritiker, einen von denen, die nicht nur das Gift, sondern auch den Honig aus den Blüten holen. Man wurde aufmerksam auf ihn, andere Arbeiten folgten, und wieder nach ein paar Jahren wurde ihm eine außerordentliche Professur in Bonn angetragen, der nach einiger Zeit die Berufung nach Berlin folgte, wo er nun über Litteratur- und Kunstgeschichte mit stets wachsendem Erfolge las.

Noch jung — er war kaum dreißig — machte er schon damals einen bedeutend älteren Eindruck. Er hatte bisher keine Zeit gehabt, jung zu sein, und es schien, als solle er das Versäumte auch künftig nicht nachholen. Seine Mußestunden gehörten der Arbeit auf litterarischem Gebiet, und hier zog ihn immer mehr der innere Entwicklungsgang des Menschen, der Läuterungsprozeß des Selbst an. Er legte seine Sonde an das, was man „die Schäden der Zeit“ zu nennen pflegt, und was doch nichts anderes ist als Genußsucht, Selbstsucht und Gottvergessenheit.

Man wurde aufmerksam auf den Diogenes an der Spree, der für sich in wahrhaft klösterlicher Einfachheit lebte. Hungern brauchte er nun nicht mehr, aber wie wehe das thut, hatte er nicht vergessen, und es gab viele Herzen, die ihn in ihr Dankgebet einschlossen.

Noch immer sah er abends der Sonne nach, noch immer lockten ihn die rosigen Luftschiffchen, denn die Sehnsucht in seinem Herzen war nie eingeschlafen. Schon damals war er einsam, wenn es auch niemand wußte als die Blätter, auf die er mit glühender Feder seinen Glückshunger niederschrieb. Verse veröffentlichte er nie. Er scheute sich davor, sein heiligstes Empfinden der Menge preiszugeben.

Da sah er sie. Graf Torsti war auf einen Winter nach Berlin gekommen; dessen Sohn besuchte für einige Semester die dortige Universität, und Haupt wurde ein häufiger Gast in dem gräflichen Hause. Als Gesellschafterin der Gräfin fand er dort ein adliges Fräulein, schöner, als ein Bild von Tizian. Er wußte wenig, sehr wenig von den Frauen, obgleich er wahrscheinlich mit der größten Gründlichkeit die Vorzüge der Venus von Milo gegen die der medicinischen verteidigt hätte. Kein Wunder, daß ihn Eugenie von Besser berauschte. Ging es doch den erfahrenen Lebemännern, die sie sahen, meist nicht anders, nur waren diese klug genug, ein Gemälde von Tizian, das zufällig nicht auf Goldgrund gemalt war, wohl zu bewundern, aber nicht zu erwerben.

Eugenie von Besser war sehr stolz, und so war ihre hervorragende Schönheit in ihrer abhängigen Stellung für sie oft eine Quelle von Demütigungen. Sie mußte es ertragen, daß ihr die Augen der Männer in beleidigender Bewunderung folgten; als ganze Abwehr hatte sie eine eisige Kälte. Edle Herzen treibt nichts so weit, als das Mitleid, weil es die selbstloseste Regung ist. So erfüllte sie bald sein ganzes Sein, Herz und Sinne, mit einer Leidenschaft, die um so heftiger, weil sie die erste war. Als er sie zum ersten Mal in den Armen hielt, seine Lippen auf ihr goldenes Haar drückend — ihr den Mund zu küssen schien ihm fast eine Entweihung — ging ein Schauer von Glück durch seine Adern, wie er ihn noch nie empfunden. Er fragte nicht einmal, ob sie ihn ebenso liebe, hätte das vielleicht garnicht verlangt. Sein Leben wollte er ihr opfern und es schien ihm höchster Lohn, wenn sie dieses Opfer annahm.

Die Brautzeit war ganz kurz, viel zu kurz, um eine Ernüchterung herbeizuführen. Sie sahen sich zwar täglich, aber selten ohne Zeugen. Ehe er ging legte er meistens ein paar Zeilen in ihre Hände, Zeugen seiner glühenden Leidenschaft.

Eugenie hätte kein Weib sein müssen, wenn sie an diesen Flammen nicht selber Feuer gefangen hätte. Im Grunde liebte sie nur sich selbst. Jetzt sah sie wie ihr Ich die Seele dieses ernstesten Mannes ganz erfüllte, und sie schaute von nun an in diese Seele wie in einen Spiegel, — lieber noch, denn das Spiegelbild war ja unendlich geschmeichelt. Zudem empfand sie den Wechsel ihrer Stellung als Erlösung. Das arme „Fräulein“, die bezahlte Gesellschafterin, deren Schönheit man durch das Augenglas bewundern durfte, wie die einer Tänzerin, sie hatte ihre Statistenrolle

nun ausgespielt. Die Frau des berühmten Professors würde ein neues Leben führen, und Eugenie sah in diesem neuen Leben nur den Genuß, nicht die Pflichten.

In der ersten Zeit des Rausches glaubte er ganz glücklich zu sein. Wie liebte er sein schönes Weib aber auch! Bis zur Tollheit, bis zur Raserei, so, wie man nur lieben kann, wenn man jung ist und ein unentweihetes Herz hat. Dann giebt man nicht bewußt, sondern unbewußt, liebt um der Liebe willen, kniet Tag und Nacht vor einem Altar, auf den man vielleicht ein Götzenbild gestellt hat.

Die Sehnsucht war eingeschlafen. Da, eines Tages, ganz plötzlich, schlug sie die Augen wieder auf und fragte: wo ist Deines Weibes Seele? Furchtbare Frage, die ihn verfolgte, unablässig. Und er begann sie zu suchen, erst scheu, als begehe er ein Unrecht, dann offen, geschäftig, ängstlich, zuletzt verzweifeln. Er suchte sie auf ihren Lippen und fand nur Küsse, Schmolzen und ein oberflächliches Lachen. Er suchte in ihren Augen; die sahen ihn an, groß und klar, kalt, wie tiefblauer, eisiger Winterhimmel. Da stieg er in ihr Herz hinab. Es war, als beträte er eine lange, leere Spiegelgalerie, und aus all diesen Spiegeln lächelte ihn harmlos selbstgefällig nur ein Bild an, ihr Ich. Aber konnte er ihr denn nicht geben, was ihr fehlte? Und mit unendlicher Geduld fing er an zu lehren, zu bilden, zu erziehen. Umsonst. Sie hörte zerstreut zu, sie gähnte, sie langweilte sich. Kein Interesse für seinen Beruf, seine Arbeiten, die Mitmenschen, die höchsten Güter des Lebens, — kein Interesse für etwas anderes, als das Ich. Er mußte sich sagen, daß er an diesem schönen Steinbild nie zum Pygmalion werden würde.

Da kam eine Hoffnung, an die sich sein Herz noch einmal klammerte. Sie würde Mutter werden, und was ihm nicht gelungen, ihr Kind würde es vollbringen! Armes Kind, von dem sich die Mutter mit Grauen abwandte, als man ihr sein Gebrechen endlich gestand; armer Mann, der nun nichts mehr zu hoffen hatte!

So lösten sich die Bande allmählich. Sie strebte hinaus in die Welt des Scheins. Er wollte und konnte ihr nicht folgen, aber er legte ihr auch keine Hindernisse in den Weg. Die Liebe war tot, doch er bemitleidete sie um ihres leeren Lebens willen, vor dem ihm graute, und er gab ihr reichlich die Mittel zu dem, was sie „Genuß“ nannte, so weit es in seiner Macht stand. Für sich selbst machte er ja keine Ansprüche, kannte er keine Bedürfnisse, und wie zum Hohn für das, was er entbehrte, stieg sein Ruf, wuchs sein Einfluß.

Wie er sich nach Liebe sehnte, wie es in ihm schrie nach einer Seele, die ihn verstand, ihn tröstete, sich ihm hingab! Wohl brauchte er nur die Hand auszustrecken und er fand, was den meisten ein Ersatz geschienen, was jeder entschuldigt hätte. Aber außerhalb der Pflicht gab es kein Glück für ihn, und manches heiße Auge lockte ihn umsonst.

So waren die Jahre gekommen und gegangen, reich an Arbeit, an Sorgen, an Erfolgen — arm an Glück. So hatten sich weiße Fäden in seine Haare gemischt, und er hatte die Sehnsucht zur Ruhe ge-

jungen; was sollte ihm jetzt ihr Lied? So war er ein einsamer, alternder Mann geworden.

## VIII.

„Eva, Frau Professor Haupt wünscht Deine Gesellschaft.“

Tante Seraph kam in Evas Stube, wo diese am Fenster saß und malte.

„Ich habe heute durchaus nicht Lust die Rolle des kleinen David zu spielen, da er dem großmächtigen Saul die Wolken von der Stirne fortzuziehen sollte.“

„Komm doch schon, Eva,“ die Tante war mittlerweile näher gekommen, „ich kann doch aus der Küche nicht fort, wenn die Mehlpastete gemacht wird; und bedenke einmal Onkel Dicks Gesicht, wenn er am Vormittag ein langweiliges Modell und zu Mittag eine überkaperte Pastete bekommt.“

Eva legte den Pinsel hin, sah die Tante an und lachte.

„Tante Seraph, Du bist ein großer Diplomat. Weißt Du, was ich denke? daß Du im Grunde doch ein wenig eifersüchtig bist. Onkels Enthusiasmus wächst ja mit jeder Sitzung. Solch einen Hals und solche Arme —“

„Eva, ich werde ernstlich böse. Und weshalb willst Du denn nicht hinunter? Steckst doch sonst immer dabei. Kommt Norden etwa heute nicht?“

Sie schaute das junge Mädchen prüfend an, aber die pinselte wieder so eifrig an einem Schwalben-nest herum, als gäbe es auf der ganzen Welt nichts Interessanteres für sie, als die fünf weit aufgesperrten gelben Schnäbel! Nur ihre Mundwinkel verrieten den Schalk.

„Vielleicht bleibe ich gerade gern hier, weil Norden kommt, vielleicht will die kleine Maus gerne großmütig sein gegen die Löwin, und ihr den ‚Stern‘ lassen. Sie passen auch besser zusammen.“

„Oh, Norden scheint das nicht zu finden.“

„Gebrannt Kind scheut das Feuer, Tante Seraph.“

„Oder es steckt sich an dem erlöschenden Flämmchen schnell noch ein neues an. Dein Ideal möchte ich übrigens sehen, Eva. Ganz was Absonderliches muß es sein.“

Eva beugte sich so tief über ihre Arbeit, daß die Tante das flammende Rot nicht sah, das plötzlich bis unter den braunen Scheitel flog. Nach einer Weile sagte sie:

„Sollen wir Deine Pastete —“

„Meine Pastete! Hilf Himmel! Und ich schwäze hier!“

Schon an der Thür fragte sie dann noch: „Du gehst hinunter?“

„Ja,“ antwortete Eva mit einem Seufzer.

Sie band die große Malschürze ab und legte die Palette hin.

„Natürlich trocknen mir nun alle Farben ein. Und unten kann ich mir erst Mühe geben, eine Statue zu unterhalten, und dann versuchen, Norden



klar zu machen, daß er seine Aufmerksamkeiten an die Falsche verschwendet. Was für eine himmlische Geduld Haupt haben muß! Oder liebt er sie so leidenschaftlich, daß er blind ist gegen ihre Fehler? Dann könnte er auch einmal kommen und sehen, welche Fortschritte das Bild macht."

Unter diesem Selbstgespräch war Eva ins Atelier gekommen, wo sie der Onkel und sein Opfer mit einem Seufzer der Erleichterung empfangen.

"Wo bleiben Sie denn, Fräulein Eva? Ich langweile mich so!"

"Und ich arbeitete, gnädige Frau!"

"So niedliche kleine Mädchen sollten nichts thun, als hübsch aussehen."

"Da suche ich denn doch nach einer erfolgreicheren Beschäftigung."

"Fishing for compliments?"

"Durchaus nicht. Aber Onkel," rief sie, plötzlich an die Staffelei tretend, "das wird ja großartig!"

"Bitte, störe mich darum nicht, sondern erhalte mich bei guter Laune, indem Du Frau Professor zwingst, so liebenswürdig, wie möglich auszu sehen."

Wenn die Muse von Onkel Did Besitz ergriff, konnte der sonst so gefellige kleine Mann unheimlich grob werden. Der gelenkige, lustige Spaszmacher war dann steif wie sein Malstock.

In diesem Augenblick ging die Klingel.

"Suffurs," rief Eva fröhlich, und Frau Haupt richtete sich gespannt auf.

Es war Norden, der, nachdem er die Damen begrüßt und ein trocknes Kopfnicken von Ebert mit verständnisvollem Achselzucken beantwortet, mit dem Rechte der Gewohnheit einen bequemen Stuhl heranzog und sich so setzte, daß er scheinbar Frau Haupt in Wirklichkeit aber Eva ansah.

"Sie kommen gerade recht, Onkel, in dem der Künstler wieder einmal den Menschen mit Füßen tritt, verlangt das Unmögliche von mir. Ich soll die Frau Professor zwingen, liebenswürdig auszu sehen."

"Und warum wurden Sie dazu verurteilt, Eulen nach Athen zu tragen?" fragte er galant.

Frau Eugenie lächelte geschmeichelt.

"Herr Ebert ist ein Tyrann, wie alle Künstler. Er verurteilt mich dazu, eine Stunde lang meinen Arm in der denkbar unbequemsten Lage zu halten, damit meine Finger nicht den Ausdruck verlieren."

Und sie erhob lachend einen Arm, den Homer der lilienarmigen Hera zugeschrieben hätte, und der in einer Hand mit schlanken, zugespitzten, gepflegten Fingern endigte.

Nach einer Viertelstunde hatte sich die Scene verändert. Norden stand und sagte mit seinem wohlklingenden Organ die Rede des Antonius an der Leiche des Cäsar her. Die Blicke der beiden Frauen waren laufend auf ihn gerichtet, nur daß die eine dabei nur an die Schönheit der Dichtermorte, die andere an den Vortragenden selbst dachte.

Niemand bemerkte Haupt, der schon seit vielleicht fünf Minuten unter der Portièrre des Eingangs lehnte und aufmerksam die Gruppe vor sich, den

eifrig strichelnden Maler, den Künstler und die beiden Frauen beobachtete.

Wenn er nur gewußt hätte, warum ihn bei dem Anblick ein so wehes Gefühl überkam. Es war gewiß nicht Eifersucht. Er hatte die Koketterie seiner Frau mit diesem oder jenem immer ruhig mit angesehen. Da er wußte, daß sie seine Ehre nie bloßstellen würde — weniger aus Pflichtgefühl, als aus Herzenskälte — gönnte er ihr diesen Zeitvertreib, wie er ihr jeden anderen gönnte. Anfangs freilich hatte er versucht, ihr das Unwürdige einer solchen Tändelei klar zu machen. Sie hatte ihn nicht verstanden, gewöhnliche Eifersucht vermutet, und ihr Spiel ruhig fortgesetzt. Nun schwieg er schon lange, wie zu so vielem andern auch.

Eva bemerkte ihn zuerst. Sie sprang hastig auf, dunkle Blut im Gesicht. Nun wandte sich auch Onkel Did, legte den Malstock fort, Palette und Pinsel dazu, und ging ihm mit ausgestreckten Armen entgegen.

"Was will Saulus unter den Propheten?"

"Eine lang veräumte Pflicht nachholen; aber Eugenie meinte bisher ja, es lohne noch nicht."

Er trat prüfend vor die Staffelei. "Professor, das wird ein Meisterstück, ich gratuliere Ihnen."

"Ein Meisterstück? Und ich habe vorhin wieder so lebhaft empfunden, was für Stümper wir Künstler doch sind, einem Meisterwerk der Natur gegenüber. Darum gratuliere ich Ihnen, Professor."

Haupt schwieg. Er stand noch immer vor der Staffelei, gerad, als könne er sich nicht satt sehen an den schönen Zügen, meinte Eva. Warum er sich nicht lieber umdrehte und das Original ansah?

"Und nun, Professor," sagte dieses jetzt, indem es sich von Norden eine weiche Pelzhülle um die tief entblößten Schultern legen ließ, "nun reden Sie meinem Mann seine Bedenken aus. Er will nicht, daß das Bild ausgestellt wird."

Onkel Did sprang empor und begann vor Haupt einen wahren Indianertanz aufzuführen. Nicht ausstellen! Diese Perle, dieses Meisterstück, wie er selbst gesagt hat! Weshalb pinsele er denn mit solcher Hingebung daran? Etwa damit es in Haupts Empfangszimmer alle Jahr ein Duzend Professoren besähen, die blaue Brillen trügen, weil sie sich die Augen an alten vermoderten Folianten ausgeguckt und von lebender, moderner Schönheit so viel verstünden, wie Aristoteles von elektrischer Beleuchtung?"

"Vergessen Sie nur nicht, lieber Ebert, daß ich selber so ein schwachlichtiger Professor bin, der ohne sein Glas nicht viel von der schönen Erde in seinem Sehbereich hätte!"

"Ach was, Unsinn. Von Ihnen rede ich nicht. Weiß gut genug, daß Sie das Schöne zu finden wissen in Natur und Menschenleben und mit Ihren kurzichtigen Augen in die Tiefen der Menschenherzen hineinblicken und Licht darin finden, wenn's für uns andere schon lange dunkle Nacht darin ist. Aber mein Künstlerehregeiz spricht mit, begreifen Sie das nicht?"

"Ehrgeiz begreife ich überhaupt nur in soweit, als ich darunter die uns innewohnende Triebfeder

verstehe, jedes unserer Werke in den Grenzen unseres Könnens zur möglichsten Vollendung zu bringen.“

Onkel Dick fuhr sich in die Haare.

Norden wollte sich offenbar nicht in den Streit mischen, Frau Haupt sah mit einem spöttischen Lächeln um die Lippen da, die bei ihres Mannes letzten Worten verächtlich zuckten.

„Wenn ich etwas hasse, dann sind's Philosophen,“ rief Onkel Dick. „Sie stellen einen Lehrsatz auf, und die Sache ist abgemacht. Ich erkläre Ihnen aber hiermit feierlich, daß ich Ihre Frau Gemahlin nicht gemalt habe, um die Grenzen meines Könnens zu erproben, sondern um ihre Schönheit und meinen Ruhm zu verherrlichen. Und vor allen diesen Zeugen schwöre ich, daß ich das Bild im nächsten Jahre auf die Kunstausstellung schicke, und wenn zehn Ehemänner dagegen sind. So, und meinen Willen setze ich immer durch, da können Sie meine Frau fragen.“

Wie zur Bestätigung der letzten Worte trat in diesem Augenblick Frau Seraphine ein. Sie konnte sich das schallende Gelächter, das sie empfing gar nicht erklären, und sah ängstlich an sich herunter, ob ihre häusliche Beschäftigung vielleicht zu sichtbare Spuren hinterlassen.

Man bemühte sich, sie aufzuklären und ihr das Für und Wider klar zu machen. Während dieses Gesprächs trafen sich die Augen von Haupt und Eva und sie tauschten einen langen, sprechenden Blick. Er mußte plötzlich, daß sie die einzige hier war, die ihn verstand, die einsah, daß es seinem innersten Empfinden widerstrebte, seine Frau den Augen der Menge Preis zu geben in einem Kleide, wie es der Unfittigkeit nach nur die Frauen der ganz großen, oder die der Halbwelt tragen, und sie fühlte genau, es war nicht thörichte Eifersucht, was ihn zu dieser Weigerung trieb. Es wurde ihnen beiden plötzlich so warm ums Herz, das gegenseitige Verstehen gab ihnen ein so tiefes Gefühl des Glücks, und als sie sich von einander abwandten, lächelten sie.

„Das geht wirklich zu weit,“ sagte in diesem Augenblick Frau Seraphine. „Sie geben nach, nicht wahr?“

„Meinetwegen, gnädige Frau. Mag Freund Ebert seinen Willen haben.“

Es klang so ruhig, so heiter und harmlos, daß alle in einen Ruf des Erstaunens ausbrachen.

„Seraph,“ meinte Onkel Dick, „Dein Name sagt, daß Du ein Engel bist, und seit vierundzwanzig Jahren finde ich, daß der Spruch recht hat, nomen et omen! Dies aber hätte ich Dir nicht zugetraut. Laß Dich umarmen, und die Hälfte aus dem Lorbeerkranz, den mir das Bild einbringt, wandert in Deine Küche, zu sauren Klopfen und ähnlichen magenstärkenden Erzeugnissen.“

„Und wenn es nun die goldene Medaille ist.“

„So tragen wir sie abwechselnd, ich am Tage, und Du des Nachts.“

Eva hatte sich abgewandt. Sie stand am Fenster und legte die Hand auf ihr Herz. Das hämmerte und klopfte, als wolle es aus der Brust heraus.

Norden trat zu ihr und fing ein Gespräch an. Sie antwortete auch, halb im Traum, weicher vielleicht,

als es sonst ihre Art war ihm gegenüber, denn plötzlich bog er sich herunter und flüsterte:

„Onkel Dick sagte heute, daß er sich mit Haupt zusammen die linke Fremdenloge für den Torquato sichern wolle. Ich werde dann also wissen, wo meine Leonore sitzt, und nur für sie spielen.“

Sie fuhr plötzlich auf, vielleicht unter dem Eindruck der leidenschaftlichen Worte, vielleicht gerührt von dem langen Blick, den Haupt nach der Nische sandte, und der ihr ebenso wehe that, wie ihr der erste vorhin wohlgethan.

„Es giebt aber zwei Leonoren, Herr Norden. Hüten Sie sich, daß Sie nicht an die falsche geraten.“

Mit den hastigen Worten trat sie zu den übrigen, gerade als Haupt Ebert bat, ihm in der nächsten Zeit den Kopf seines Kindes zu malen.

„Lotte willst Du malen lassen?“ fragte seine Frau.

Es klang verletzende Verwunderung aus dem Ton. Man hörte den unausgesprochenen Zusatz heraus, „das lohnt doch wahrlich nicht der Mühe!“

„Wenn Professor Ebert mir den Gefallen thut? Der Gedanke kam mir neulich vor dem Bilde Ihres eigenen Töchterchens. Bei allem Mangel an Ähnlichkeit,“ fügte er mit fast entschuldigendem Lächeln hinzu, „haben die Kinder doch gleiche Augen, so große, unschuldsvolle, überirdische Sterne.“

„Ja, das sagten auch alle Bekannte von unserem Seraph. Kinder mit solchen Augen blieben nicht auf dieser Welt, die trügen das Heimweh nach dem Himmel mit sich herum.“

Tante Seraphine schwieg erschrocken. Da waren der raschen Zunge wieder Worte entflohen, die sie gerne zurückgenommen hätte. Aber der schönen Frau schien die Prophezeiung nicht besonders nahe zu gehen. Sie wandte sich eben nach Frau Eberts Ankleidezimmer, das ihr diese an den Sitzungstagen bereitwillig zur Verfügung gestellt, um ihr die Unannehmlichkeiten zu ersparen, die eine helle Balltoilette am Vormittag mit sich bringt.

Haupt blätterte in einem Skizzenbuch. Aber die glänzenden italienischen Landschaften reizten ihn nicht. Vor seinem geistigen Auge stand ein kleiner Hügel, der einmal den kargen Rest von Glück decken würde, den er noch sein nannte. Er mußte es ja, es waren im günstigsten Fall noch ein paar Jahre, aber es that weh, so plötzlich daran gemahnt zu werden.

„Ich freue mich auf Ihr Töchterchen,“ sagte Eva plötzlich neben ihm. „Ich bin gewiß, wir werden bald gute Freunde werden.“

„Sie kennen mein Kind nicht, es ist ein armes, unglückliches Geschöpfchen; es hat wenig Einschmeichelndes, wenigstens im Äußeren.“

Eva dachte daran, was er noch sagen würde, wenn er erführe, daß sie seine Verhältnisse durch ihren Bruder schon seit Jahren kenne. Aber sie schwieg. Sie scheute sich, ihm den Anteil zu verraten, den sie schon seit so langer Zeit an ihm nahm. So sagte sie nur: „Es wäre traurig, wenn uns nur das Äußere Unrecht auf Liebe gäbe.“

„Warum fänden Sie das traurig?“ Er betonte das ‚Sie‘ mit einem leichten Lächeln. „Es ist ja das glückliche Vorrecht der Jugend, von äußeren Vorzügen auf innere Vortrefflichkeiten zu schließen.“

„Und das nennen Sie ein Vorrecht?“

„Gewiß, es verrät das die unbewusste Begeisterung nicht nur für das Schöne, sondern auch für das Gute. Zuerst mißt das Auge, dann das Herz. Und wie am Anfange des Lebens alles Schöne auch gut, so scheint uns im Alter alles Gute auch schön.“

„Dann bin ich schon sehr alt,“ sagte Eva fröhlich.

„Dann bin ich eigentlich immer alt gewesen, denn ich besinne mich, daß man mich als Kind einmal gefragt hat, wen ich für den schönsten Menschen halte. Ich habe ohne Besinnen den Samariter genannt, mein Lieblingsbild aus der Bilderbibel, den ich fest in mein Herz geschlossen hatte, weil er dem armen Manne so liebevoll die Wunden verband. Aber schön war er eigentlich garnicht.“

„Und doch maßen Sie damals nur mit den Augen. Es giebt aber ganz reine Menschenaugen, die sehen nur immer das Gute, und so halten sie auch die Herzen ganz rein. Solche Augen sind Jungbrunnen, und die sich darin versenken dürfen und in ihren Fluten die Enttäuschungen des Lebens begraben, das sind Bognadete.“

In diesem Augenblick erschien Frau Haupt.

„Also nur noch eine Sitzung, mein lieber Professor?“ fragte sie, den letzten Knopf ihres Handschuhs schließend.

„Zawohl, gnädige Frau, noch eine Stunde und Sie sind erlöst. Was dann bleibt geht auch so.“

„Im übrigen sehen wir uns wohl alle übermorgen im Torquato? Ich verspreche mir jedenfalls einen seltenen Genuß.“

Norden verbeugte sich.

„Dann können wir ja auch das Nähere wegen Lottens Sitzungen besprechen, lieber Freund. Wenn Ihnen möglich, möchte ich das Bildchen bald gemacht haben. Das Kind kommt mir in den letzten Wochen frischer vor.“

„Ja, dann besprechen wir das Nähere. Ich will mich so einrichten, daß es geht. Ich bin Ihnen ja noch Dank schuldig, wegen Ihrer Nachgiebigkeit in Bezug auf das Bild Ihrer Frau Gemahlin.“

## IX.

Das Schauspielhaus war sehr stark besucht. Man hatte die Gelegenheit nicht versäumt, dem an dieser Bühne erst seit kurzem beschäftigten Künstler zu zeigen, wie warme Sympathien er sich bereits erworben hatte. Schon bei seinem Auftreten empfing ihn ein Beifallssturm, der sich von Scene zu Scene steigerte. Er war vorzüglich bei Stimme, die schönen Verse klangen wie Musik von seinen Lippen; dazu das sichere Zusammenspiel, die malerische Tracht der Renaissance, das auch im höchsten Affekt beherrschte und vornehme Spiel Nordens — kurz, die verwöhnten Berliner genossen, was auch ihnen nicht immer geboten wird und sorgten nicht mit ihrem Beifall.

Eberts und Haupt mit seiner Frau saßen zusammen in der Loge. Eva hatte, sich auf ihre vorzüglichen Augen berufend, den Platz in der ersten Reihe neben Frau Haupt an ihre Tante abgetreten. Sie wollte nicht gesehen sein, denn Nordens in letzter Zeit auffallend gewordenen Hulbigungen waren ihr unangenehm. Von Natur war sie wenig gefallsüchtig, obgleich ihr ferne Stehende ihren Frohsinn und ihr heiteres Naturell oft fälschlich so deuteten. Sie hatte allerdings immer den Wunsch, ihre ganze Umgebung heiter und glücklich zu sehen und that dazu auch, was sie konnte; wollte man das aber Koketterie nennen, so hätte man wenigstens der Wahrheit gemäß hinzusetzen müssen, daß sie diese gegen alle übte, Frauen, Kinder, ja sogar Tiere eingeschlossen. Auch die Dienstmädchen hingen bald an ihr, und mit einem freundlichen Wort richtete sie mehr aus, als ihre Mutter oder Tante Seraphine mit der längsten Rede. Nach ihrer „traurigen Erfahrung“ wie sie in Selbstgesprächen immer die Geschichte ihrer Entlohnung nannte, war sie viel vorsichtiger geworden, besonders jungen Herren gegenüber; daher hatte auch Norden bei seinem Hofmachen bisher so wenig Erfolg zu verzeichnen gehabt.

Daß er sich nicht abschrecken ließ, bewies ihr schon der Anfang des zweiten Aktes, wo Tasso auf die Vorwürfe der Prinzessin, daß er Lenore Sanvitale vernachlässige, mit deutlicher Betonung zu ihrer Loge hin die Worte sprach:

„Ich habe Dir gehorcht' sonst hätt' ich mich  
Von ihr entfernt, anstatt mich ihr zu nahen.“

Sie sah ganz ängstlich zu Haupt hin, der neben ihr saß. Doch seine Züge waren so ruhig, wie immer. Es war eigentlich merkwürdig, daß sie ihn so schön fand. Sie hatte gleich an jenem ersten Gesellschaftsabend, als er ihr vorgeführt wurde, oben auf ihrem Stübchen noch einmal die alte Photographie ihres Bruders vorgenommen, die doch mehrere Jahre jünger war, ihr nun aber durchaus nicht vorteilhaft schien. Wie ernst, fast streng die Stirn ausjah, und doch waren die Augen darunter so milde, und ihr Blick fand so warm den Weg zum Herzen. Eva sagte sich immer wieder, daß er in den Zügen den Stempel des Leides trüge, aber eines überwundenen Leids, das die Seele nicht verbittert, sondern geklärt hatte.

Sie war so in ihre Gedanken versunken, daß sie erschreckt auffuhr, als nun der Vorhang fiel und das Theater plötzlich wieder in blendendem Lichte erstahlte.

„Wo waren denn die Gedanken, Lenore Este?“

Das fehlte nun gerade noch! Er hatte also von Nordens „dummen Courmachereien“, wie sie Eva höchst ungerecht in ihrem Herzen nannte, gehört, vielleicht seine Anspielung in der letzten Sitzung vernommen, und hielt sie nun für in Schwärmerie versunken.

„Bei dem Schlummerpunsch, den wir nach der Vorstellung trinken wollen,“ sagte sie trocken.

„Warum nicht wahr, wie immer?“

„Sie kennen mich doch viel zu wenig, um zu wissen, ob ich diese höchste Tugend überhaupt besitze.“

„Ist es Ihnen eine so hohe Tugend?“

„Die erste.“

„Ich wußte es, darum spreche ich auch immer so offen zu Ihnen. Eine bloße Phrase will mir garnicht über die Lippen. Ich kenne Sie auch nicht wenig, o nein. Es ist mir im Gegenteil so, als hätten wir uns immer gekannt, als hätten mich Ihre Augen schon lange, lange gegrüßt, vielleicht schon zu einer Zeit, als sie noch garnicht zum Licht unserer Sonne aufgeschlagen waren.“

„Sie halten mich wohl für jünger, als ich bin.“

„Schwerlich, trotz der jungen Augen und der Hängezöpfe. Vierundzwanzig, nicht?“

„Wie wissen Sie das so genau?“

„Das lernt man, Kind. Ich weiß auch, daß Sie trotz Ihrer Fröhlichkeit schon den Schmerz kennen.“

„Ich habe einen über alles geliebten Bruder verloren.“

Dann fügte sie nach kurzem Besinnen hinzu:

„Ich will auch offen sein. Ich kenne Sie auch schon lange aus Ihren Schriften. Nicht nur so dem Namen nach, sondern eingehender und tiefer. Es ist nicht mein Verdienst. Mein Bruder hing schwärmerisch an Ihnen —“

„Er hörte vor zwei Jahren bei mir Kollege, nicht wahr?“ unterbrach er sie hastig. „Ein schwächlicher junger Mann mit kurzen, braunen Locken und Ihren Augen.“

„Wir sollen uns sehr ähneln.“

„Ja, nur fehlte den seinigen der Ausdruck sonniger Heiterkeit. O, nun weiß ich, warum mir Ihre Augen gleich so auffielen! Er saß immer auf dem gleichen Platz, nahe dem Katheder und sein großer, gespannter Blick verließ mich während des ganzen Vortrages nicht. Ich versuchte öfters, ihm zu begegnen. Es machte sich nicht. Dann war das Semester zu Ende, und später sah ich ihn nicht mehr.“

„Nein“, unterbrach sie ihn mit bebender Stimme, „später konnte er Sie nicht mehr hören. Aber Sie haben großen Einfluß auf ihn ausgeübt, seine Seele ausgerüttelt aus dem Schlafe der Selbstsucht, wie er immer sagte, und ihm den Blick in weite, reiche Arbeitsfelder am eigenen Ich eröffnet. Es war nur Samen, den Sie in seine Brust streuen durften, im Keim erstickt, nicht bestimmt, zu reifen und Frucht zu tragen. Ich habe mit ihm seit den Kindheitstagen alles geteilt, ich teilte auch, was ihn in den letzten Wochen so mächtig bewegte. Ihre Bücher waren sein Vermächtnis an mich, ich las später noch mehr, alles werde ich wohl nicht verstanden haben“ — sie sah mit einem allerliebsten, kindlichen Lächeln zu ihm auf, — aber zum Nachdenken hat mich alles angeregt, und als ich Sie dann kennen lernte —“

„Waren Sie enttäuscht, gestehen Sie es nur. Das ist das Los von Gelehrten und Schriftstellern, und besonders einem so jungen Mädchen gegenüber. Ideal und Wirklichkeit deckten sich nicht, nicht wahr?“

„Ich hatte Ihr Bild gesehen.“

„Was will das heißen? Zudem war es wohl ein altes, Sie dachten also mindestens, ich sei jünger“

Haupt hätte sich wohl selbst nicht Rechenschaft davon geben können, was ihm daran gelegen war,

Evas Meinung über einen so nebensächlichen Punkt zu erfahren. Jetzt fragte sie stockend und ein wenig schüchtern:

„Sind Sie eigentlich schon sehr alt, Herr Professor?“

Er lachte. Es klang sehr hübsch, dieses Lachen, so voll und tief, daß sich Eva, wenn sie eine Menschenkennerin gewesen, schon aus diesem Lachen hätte sagen können, daß das Herz des Mannes neben ihr jedenfalls noch nicht alt, daß es jung und glücks empfänglich sei.

„Fünfundvierzig. Ein Methusalem, nicht wahr?“

Sie schwieg verlegen und wurde auch einer Antwort überhoben, denn der Vorhang ging auf und der dritte Aufzug nahm seinen Anfang.

„Wissen Sie,“ sagte er gegen den Schluß der folgenden Pause, „daß ich während dieses langen Aktes einen schönen Traum geträumt habe? Die ersten Worte der Lenore, die so innig um den Freund klagt, den sie zu verlieren fürchtet, brachten mich darauf. Und wer weiß, ob mein Traum nicht Wahrheit werden kann?“

„Sie sehen mich dabei so erwartungsvoll an; aber erstlich kenne ich Ihren Traum nicht, und dann bin ich wohl auch keine besondere Deuterin.“

„Ich will ihn Ihnen erzählen. Ich dachte daran, daß mein Lebensweg immer ein sehr einsamer gewesen.“

Eva fuhr auf und sah zu der schönen Frau hinüber, die sich eben lebhaft mit einem Maler unterhielt, der Ebert in der Loge aufgesucht hatte. Er bemerkte es und winkte abwehrend mit der Hand.

„Trotzdem — vielleicht deshalb. Ich bin nun lange in die Jahre gekommen, in denen man seine Hände nicht mehr nach den roten Rosen der Liebe verlangend ausstreckt, sich wohl aber um so schmerzlicher nach den Lilien der Freundschaft sehnt. Nun träumte mir, ich sänd' ganz plötzlich das so heiß Begehrte, ein warmes, mitfühlendes Herz, einen klaren Kopf und eine reine Seele. Und wie ich zugreifen will und den lieben Jonathan an die Brust ziehen, da hat das neidische Schicksal mir wieder einen Streich gespielt — kein Freund ist's, sondern eine Freundin, eine ganz junge noch dazu, mit langen, braunen Zöpfen und so lieben Augen. Nun muß ich mich wieder besinnen; es fragt sich doch sehr, ob sie will. Ich bin ja in ihren Augen ein alter Mann, dem man seine Kindergeheimnisse wohl ruhig anvertrauen kann, dessen Vertrauen entgegenzunehmen, aber vielleicht unbequem und langweilig ist?“

„O nein, nein!“

„Halt, Fräulein Eva — kein rasches Wort. Wir Männer sind sehr empfindlich, auch in der Freundschaft. Ein Korb könnte uns sehr kränken, aber ein rasches, unüberlegtes Zustimmung beglückt auch nicht. Eben geht der Vorhang auf, Tasso fängt seine Selbstquälereien an. Ich gebe Ihnen diesen ganzen Akt hindurch Zeit, sich die Sache gründlich zu überlegen.“ —

„Nun?“ fragte er eine halbe Stunde später. Eva hob die Augen zu ihm auf, so strahlend und klar, als wolle sie ihn auf dem Grunde ihrer Seele die Antwort selber lesen lassen.

„Die Augen sagen: ich will!“ flüsterte er bewegt. „Und die Lippen sagen dasselbe. Da ist meine Hand, die soll's in einem festen Druck bekräftigen.“

Zum ersten Mal umschloß er die feinen Finger. Er hätte gerne die lange Stulpe des Handschuhs zurückgebogen und einen Kuß auf das Gelenk gedrückt, aber er unterließ es. Das gehörte nicht zur Freundschaft.

„Und nun die erste Vertrauensprobe. Wie gefällt Ihnen der Tasso?“

„Der Goethesche, oder Herr Norden?“

„Weibe.“

„Das Stück scheint mir doch selbstverständlich über jeden Tadel erhaben. Die Sprache ist ja so schön. Und dann — wie viele Erinnerungen an die Schulzeit! Ein geflügeltes Wort jagt das andere.“

„Sie lachen. Es ist mir augenblicklich auch sehr gleich, was Sie von dem Goetheschen Helden sagen. Ihnen kann er unmöglich sehr sympathisch sein.“

„Warum?“

„Weil er ein Halbmann ist in seinem ewigen Schwanken und Zweifeln an sich selbst und seinen Freunden. Sie aber sind ein echtes Weib. Und das beugt sich nur dem echten Manne.“

„Also Herr Norden?“

„Ja.“ Er sah ihr gespannt in die Augen.

Sie hielt den Blick ruhig aus, nur die Sonnenstrahlen in der braunen Iris fingen ihr neckisches Spiel an.

„Herr Norden ist ganz nett.“

Jetzt lachte er, so herzlich und glücklich, daß sich seine Frau erstaunt umdrehte.

„Sagen Sie von mir was Sie wollen, daß ich ein Ungeheuer, daß ich unaussehlich, unangenehm, abscheulich — aber sagen Sie nie, daß ich 'nett' bin. Es ist für mich die denkbar gleichgültigste Bezeichnung.“

„Für mich auch. Darum gerade wählte ich sie in diesem Falle.“

Dann ist es etwas anders. Aber Lenore Este hat ja ein Steinherz. Hörte sie denn nicht das zu Herzen dringende: auch sie! auch sie! das am Schluß des vorigen Aktes gerade in unsere Loge flog?“

„Ich mag die ganze Lenore nicht.“

„Reherin!“

„Nein, die andere hat ganz recht, wenn sie sie eine Mondscheinnatur nennt. Zuerst die zu warme Freundschaft —“

„Finden Sie das?“ fragte er, und sah sie belustigt an. Er war ordentlich übermütig geworden.

„Natürlich. Was ist das für eine Freundschaft, wenn die aufsteigende Sonne sein Traumbild von ihren Lidern nimmt, ihr erster Blick ihn im Part sucht, ihr das Leben ohne ihn leer scheint. Ist das noch Freundschaft?“

Seine Züge nahmen einen gespannten Ausdruck an.

„Wissen Sie denn schon, was es sonst ist?“

„Liebe,“ sagte sie eifrig, „aber Mondscheinliebe, kalte Schwärmerei, ohne Kraft und Leben. Nachher,

wo er endlich zu ihren Füßen liegt, stößt sie ihn fort und eilt davon. Es ist sehr gut, daß sie dann nicht wieder auftritt, denn was hätte sie der Dichter wohl nach dieser Feigheit sagen lassen sollen?“

„Vielleicht, daß Stand und Verhältnisse sie auf ewig trennen.“

„Stand!“ Eva zuckte unmutig die Achseln. „Sie war doch frei, also trennte sie nichts.“

„Und wenn er nun die andere Lenore geliebt hätte, die, wie sie selbst sagt, „Gemahl und Sohn und alle Güter besaß?“

„Das hätte er nie gethan. Tasso war wohl schwach, aber gut. Eine verbotene Liebe hätte er nie in sein Herz eingelassen.“

„Und doch hätte Lenore Sanvitale ihn erhört!“

„Weil sie eine leichtsinnige, eitle Frau war.“

„O Kind,“ sagte er leise, mit einem traurigen Lächeln, „Dummerle, kleines. Wie wenig kennen Sie die Welt und die Macht der Leidenschaft.“ —

Es war ein großer Erfolg, den Norden gefeiert hatte. Wieder und wieder mußte er nach Schluß der Vorstellung vor dem beifallsfrohen Publikum erscheinen. Der Künstler konnte zufrieden sein. Ob es auch der Mensch war? Über die Brüstung der Loge hatte sich, hingerissen von ihrer Begeisterung, mit strahlender Miene, vielleicht die schönste Frau aus dem menschenvollen Raum ihm zugeneigt — aber in zwei braunen Mädchenaugen hatte er das Feuer nicht entzünden können, um dessentwillen er den Ruhm des heutigen Abends gerne hingegeben hätte. —

Mitternacht war schon vorüber, als Haupt noch an seinem Schreibtisch saß. Er hatte jene verwelkten Maiglöckchen vor sich liegen, die ihm damals das Kind der Sünde geboten, und die ihn an das reinste Herz gemahnt, das ihm begegnet war. Nun war ihr Anblick ihm von dem Gedanken an Eva unzerstrennlich. Wie Frühlingssodem hatte ihn ihr Duft angeweht, und Frühling war es nun in seinem Herzen geworden. Was sollte er sich selbst belügen? Das war nicht Freundschaft, das war Liebe, heiße, stürmische Liebe, die sein Herz klopfen machte in namenlosem Entzücken, als wolle es nachholen, was es in langen Jahren versäumt, als wolle es sich nun berauschen, da es so schmerzlich gedürstet hatte.

Und doch, es war zu spät!

An den Schranken, die sie beide trennten, konnte er nicht rütteln, nicht seinem ganzen Leben, seiner ganzen Lehre ins Gesicht schlagen, indem er sich von seinem Weibe trennte und eine andere ans Herz nahm. Und wenn sie hundertmal nicht mehr sein Weib war, wenn alle Bande innerlicher Zusammengehörigkeit längst zerrissen waren — in den Augen der Welt blieb es dasselbe, und auch in seinem Gewissen würde sich eine anklagende Stimme erheben und nie schweigen. Eugenie war keine Natur, die man sich selbst, der eigenen Leitung überlassen konnte. Er würde die Verantwortung zu tragen haben, auch ferner, und Selbstsucht wäre es gewesen, sich von ihr abzuwenden.

So mußte er diese späte Liebe verschließen, im tiefsten Schrein seines Herzens. Den Mantel der

Freundschaft hatte er ihr umgehängt, und seine ganze Selbstbeherrschung wollte er aufbieten, um die Hülle festzuhalten. Eva sollte nie ahnen, wie es in ihm aussah. Nie sollten ihre reinen Augen erschrecken, wenn sie in den seinen das Las, was sie selbst eine ‚verbotene Liebe‘ genannt hatte. Er wollte ihr Freund sein, den heiligen Frieden ihres Herzens hüten helfen, was es ihn auch koste, und einmal, wenn sie mit dem Manne gehen würde, den sie sich erwählt, den Kuß der Entfagung auf ihre Stirne drücken, wie auch sein Herz ausschrie.

So konnte er aus dieser Blume, die so plötzlich in berauscher Schönheit an seinem Lebensweg aufgeblüht war, den Honig saugen und das Gift darin lassen.

Der Gott, den er suchte mit allen Kräften seiner Seele, der Geist, nach dessen Vereinigung er strebte, seit das Gottesbewußtsein in ihm aufgegangen, er würde ihm helfen. Und wenn es wieder einen neuen Kampf kostete mit dem heißen Herzen, er war bereit, denn er wußte es, im ehrlichen Kampf gegen das Ich, stehen dem Menschen höhere Kräfte zur Seite. Nur daß er eben ein Mensch war, und daß ihm daher nichts so schwer wurde, als das Entfagen!

Darum standen auf dem blauen Blatt, das er zusammen mit den verwelkten Maiglöckchen jetzt in das Fach zurücklegte, folgende Worte:

O, nicht der Freundschaft Lilien blühen!  
Was heiß durch Deine Adern fließt,  
Zurück zum Herzen sich ergießt  
Ist Liebesglühn.

Spät kommt es, wie das Abendlicht;  
Die Flamme, die in Dir entfacht  
Beleuchtet nur des Herzens Nacht,  
Glück bringt sie nicht.

Denn einsam leuchtet Dir ihr Schein.  
Verklungen in der tiefsten Brust  
Muß dieser letzte Schrei nach Lust —  
Du bleibst allein!

## X.

„Tante Seraph, was hältst Du eigentlich von der Freundschaft zwischen Männern und Frauen?“

„Ein höchst interessantes Kapitel,“ sagte Onkel Did, seine Morgenzeitung, die er beim Kaffee zu lesen pflegte, beiseite legend.

„Dich habe ich gar nicht gefragt. Du bist ein Künstler, und im Grunde, glaube ich, hast Du schauerhaft freie Ansichten, wenn Du auch vor mir immer so ehrbar thust. Ich will ein einfaches, vernünftiges Frauenurteil.“

„Wenn man sich dieses Kind ansieht, Seraph, wie es sich so zierlich seinen Zwieback mit Honig beträufelt, und dann hört, daß sie von ‚schauerhaft freien Künstleransichten‘ spricht, dann überläuft einen wahrhaftig ein Gruseln. Dich scheint sie übrigens nicht zu den Künstlern zu rechnen. Als ob Du nicht seiner Zeit ganz München toll gemacht hättest.“

„Ocean, Du Ungeheuer!“ intonierte er dann mit mehr gutem Willen als Verständnis.

Tante Seraphine hielt die kleinen Hände an die

Ohren. Sie sah in ihrem hellen Morgenkleid, mit dem tabellos weißen Häubchen auf dem leuchtenden Scheitel so hübsch und appetitlich aus, daß man den Geschmack der guten Münchner noch heute wohl begreifen konnte.

„Hab' Erbarmen und sänge nicht so falsch! Das ist in Wahrheit das Unglück meines Lebens, daß Du nicht die C-bur Tonleiter zustande bringst.“

„Du irrst Dich, das ist gerade Dein Glück. Es konnte Dich von Anfang an darüber beruhigen, daß ich mich nicht in Deine Nachtigallentele verliebt hatte, und als Du später die Stimme verlorst, wurde es Dir leicht, mir zu glauben, der stumme Schwan sei mir lieber als der singende.“

Frau Ebert seufzte.

„Nun Tante? Höre doch nicht auf das, was Onkel Did sagt, er macht sich ja doch nur über uns lustig, wenn wir ganz ernst sprechen.“

„Ja, Eva, wenn ein junger Mann und ein junges Mädchen Freundschaft schließen, so ist das meist doch nur der erste Schritt zur Liebe.“

„Ein Mädchen oder Weibchen,“ pfiff Ebert diesmal zur Abwechslung.

„Dich, ich denke, Du bist mit Deinem Frühstück fertig,“ sagte seine Frau sehr ernst.

„Ich denke, nein! Dürfte ich Dich noch um eine Tasse Kaffee bitten, Seraph? Und würde Fräulein Eva die Güte haben, mir eine Schinkensemmel zurecht zu machen?“

Beide Damen entsprachen seinem Verlangen.

„Wenn nun aber ein Teil verheiratet ist, Tante?“

„Dann ist's meistens schlimmer, das heißt, wenn Du nicht eine bloße Salonfreundschaft meinst.“

„Frag' ich mein bekommen Herz!“ pfiff Onkel Did, diesmal noch dazu mit vollem Mund.

„D,“ machte Eva traurig.

„Was ist's denn, Liebling? Hast Du mit jemand Freundschaft geschlossen?“

„Mit Norden etwa? Wie Tasso und Lenore?“

„Geh, Onkel Did, Du bist abscheulich. Ja, Tante, ich habe ganz ordentlich Freundschaft geschlossen, mit Professor Haupt.“

„D, Kind, das ist ja etwas anderes. Wenn Dir Haupt seine Freundschaft angeboten hat, so kannst Du sie ruhig annehmen. Er ist über jeden Verdacht erhaben, und stolz und glücklich kann meine kleine Eva darauf sein.“

„Siehst Du, das dachte ich auch,“ rief diese strahlend.

„Ja,“ fügte Onkel Did hinzu, „wenn Haupt morgen zu Dir sagt: ‚packe Deine Sachen, ich will eine Reise um die Welt mit Dir machen!‘ so darfst Du Dich durchaus nicht weigern, sondern kannst ruhig mit ihm losfahren, Luftballon oder Salonwagen, wie er will.“

„Du arbeitest jetzt wohl gar nicht mehr, Onkel Did?“

„Warum, Fräulein Naseweis?“

„Weil Du auf lauter schlechte Gedanken kommst.“

„Zur Strafe bitte ich Dich sofort in mein Atelier, ich möchte diesen kleinen Tropfopf verewigen.“

„Soll ich Balltoilette dazu anziehen?“

„Das paßt für ein so bescheidenes Weibchen nicht. Ich will auch nur den Kopf haben, und rate Dir anstatt der Hängezöpfe einen einfachen griechischen Knoten.“

„Aber ich muß um elf in der Malkstunde sein.“

„Kannst Du auch. Solch ein simples Gesichtchen braucht nicht viel Zeit.“ —

Als Eva heute durch den Thiergarten ging, wo in der sonnigen Märzluft die Späzen schreien und zwitschern, wie echte, rechte Gassenjungen, da hätte sie es ihnen am liebsten nachgemacht. Ihr ganzes Herz war voll Sonnenschein, und so jung und glücklich fühlte sie sich, daß sie die ganze Welt hätte umarmen mögen. „Wenn ich doch jemand eine recht große Freude machen könnte,“ dachte sie immerfort, und da ihr sonst nichts einfiel, schenkte sie einem blassen kleinen Jungen, der sehnsüchtig einigen gepuhten Kindern nachah, die eben ihre Reifen an ihm vorbeitrieben, ein ganzes Markstück. „Aber gib's der Mutter,“ sagte sie ernsthaft, und als ihr dann einfiel, daß sie damit dem kleinen Zaungast am Wahl des Lebens doch nicht viel genügt hatte, nahm sie ihn noch schnell mit zu einer Brezelfrau und kaufte ihm Kuchen, so viel die blaugefrorenen Hände halten konnten. Dann erstand sie sich einen großen Weibchenstrauß, und als sie die kleine Nase tief in die blauen Blüten drückte, dachte sie: „ob Fräulein Habicht wohl ihre saure Miene behält, wenn ich ihr die schenke?“

Sie nahm einen kleinen Umweg und ging an der Königin Luise vorbei. Am vorigen Tage, dem Geburtstag der Königin, hatte man den Holzkasten abgenommen und einen Flor von Krokus und Hyazinthen vor das Bild der geliebten Fürstin gestellt. Eva nickte ihr freundlich zu. Der weiße Marmor hob sich leuchtend von dem klaren Himmel ab.

„Schade, daß sie nicht zu ihrem Manne hinübersteht,“ dachte sie, dann schlug sie energisch den Rückweg ein, eilte die Belleuestraße hinunter, über den Potsdamerplatz, und nachdem sie ein Blick auf die Bahnhofsuhr belehrt hatte, daß sie ihren Schritt mäßigen könne, bog sie langsamer in die Potsdamerstraße ein und trat zehn Minuten später in das Atelier von Fräulein Habicht, mit einem so hellen „guten Morgen,“ daß sich sechs Köpfe von ihrer Arbeit hoben, und ihr heiteres Lächeln einen Widerschein auf jedem Antlitz hervorrief, wie der Duft ihres Straußes den Sieg über den häßlichen Terpentingeruch davontrug. —

Am nächsten Tage kam Haupt mit der kleinen Lotte. Sie sollte sich erst ein wenig an die neue Umgebung gewöhnen. Frau Ebert empfing das Kind mit der Bärtlichkeit eines echten Mutterherzens. Lotte taute denn auch bald auf, und er konnte den Versuch machen, sie allein dort zu lassen, während er nach der Bibliothek ging. Als er zurückkam, und vom Mädchen eingelassen, das Wohnzimmer betrat, saß in einem großen, bequemen Lehnstuhl Eva, Lotte auf ihrem Schoß, dicht an sie geschmiegt.

„O Papa,“ rief sie dem Eintretenden entgegen, „ich habe Tante Eva so lieb! Sie weiß so wunder-schöne Geschichten, und sie zeichnet gleich alles auf,

die Bären, die verzauberte Prinzen sind, und das Eichhörnchen mit der Rüdenschürze, sieh doch nur!“

Sie zeigte nach einem kleinen Tischchen, das der Dämmerung wegen zur Seite gestellt war, und auf welchem eine Menge niedlicher, flüchtig hingeworfener Bildchen lagen.

„Meine Freundin kennt also das: Sesam thu' dich auf! für alle Herzen, große und kleine?“

Er hatte sich einen Stuhl geholt und neben ihnen Platz genommen. Durch die Fenster drang schon das fahle Gaslicht der Straße, und hier im Zimmer leuchteten die roten Augen des amerikanischen Füllosens.

„Es wäre hübsch, wenn Sie fortführen und sich nicht stören ließen.“

„Ich werde mich hüten! Dem Dichter erzähle ich meine Kindermärchen nicht.“

„Woher wissen Sie, daß ich zuweilen Verse mache? Der eine Band, den ich vor Jahren einmal drucken ließ, ist doch schwerlich in Ihre Hände gekommen.“

„Nein. Aber ich habe es aus Ihren Prosaschriften herausgeföhlt. So sieht nicht der Gelehrte, sondern der echte Dichter Welt und Menschen an. Machen Sie noch Verse?“

„Zuweilen. Die Beweglichkeit des Inneren nimmt ja mit den Jahren ab.“

„Und zeigen Sie sie niemand?“

„Nein. Ich habe ein dickes Buch, auf dessen Titelblatt steht, selbstüchtig nicht wahr? ‚Mein Ich!‘“

Eva schwieg.

„Wenn Sie mir übrigens eine echte Freundin bleiben, werde ich Ihnen einmal etwas daraus vorlesen. Das Bedürfnis uns mitzuteilen, wohnt schließlich in uns allen. Was wir Jahre lang gehütet, fließt leicht von unseren Lippen, wenn wir zu Menschen sprechen, die uns verstehen.“

Sie hätte gerne gesagt, daß zu solchem Vertrauen seine Frau doch die Nächste sei. Aber sie wagte es nicht. Seit der Vorstellung des Tasso ging ihr ein Wort nicht aus dem Sinn. „Ich bin ein einsamer Mann,“ hatte er gesagt, in einem Ton, der sie durchschauert hatte. Was konnte er auch Gemeinsames haben mit der eleganten Frau, die seinen Namen trug? Ihr Herz war so voll von Mitleid, daß sie ein körperliches Gefühl des Schmerzes empfand, aber sie war zu zartfühlend, um ein nichtsagendes Trostwort zu äußern.

Vielleicht that ihm gerade dieses Schweigen wohl. Es giebt so wenige Menschen, die es verstehen, schweigend mitzuleiden. Auch er sagte nichts. Er hatte Lottens Hand ergreifen wollen und sie fest in Evas Hand geschmiegt gefunden. So hielt er sie beide und fühlte sich glücklicher, heimischer, als in langen Jahren.

Frau Ebert brachte die Lampe. Ihr Licht fiel hell und blendend in das Zimmer und verjagte die kleinen Traumgeister der Dämmerungstunde.

„Natürlich bleiben Sie zum Thee, Professor!“

Er blieb. Bald saßen sie alle um den Tisch, auf dem das Wasser summt, Lotte auch, die vor Glück ganz rote Wädden hatte.

„Zu Hause paßt immer der Papa auf, daß ich meine Milch trinke,“ sagte sie zu Eva, als dieselbe ihre Tasse füllte.

Evas Hände zitterten ein wenig, wie sie die Ranne fortstellte, aber sie zwang sich zu einer heiteren Bemerkung, während Tante Seraph mitleidig über die roten Haare strich.

Was war das für ein heiteres Stündchen! Jeder gab sein Bestes, nur, daß er es nicht aus dem Verstande, sondern aus dem Herzen holte. Jetzt erzählte Onkel Did auch von Evas Schwärmerei für den berühmten Professor, und Tante Seraphine sagte, daß sie sich sogar einige Bände seiner Schriften mitgebracht habe. Nun war es Eva auch gar nicht unangenehm. Sie sah ihren „großen Freund“ an und lachte.

„Ich konnte ja nicht denken, daß ich Sie persönlich einmal kennen lernen würde.“

„Bringen Sie die Sachen das nächste Mal herunter, ja? Ich möchte gerne sehen, was Sie interessiert und Ihnen mehr geben. Es ist nicht Eitelkeit; aber ich habe nie ein Wort geschrieben, das nicht meinem innersten Empfinden entsprang, und so bekommen Sie aus meinen Schriften am ehesten ein Bild meines Charakters.“

„Sie werden Eva verwöhnen, wenn Sie ihrem Geist so viel zutrauen.“

„Nicht ihrem Geiste, ihrem Herzen traue ich.“

„Om, Eva, sollen wir Herrn Haupt sagen, was für eine Enttäuschung dieses Herz schon hinter sich hat?“

„Wenn Du willst, Onkel Did?“

„Sie ist hier nämlich im Exil, die Kleine, weil sie eine Verlobung aufgehoben hat, die doch der Ausgangspunkt eines so bequemen Lebensweges für sie gewesen wäre — eine schnurgerade Pappelallee, alle zehn Schritt ein Baum, alle fünfzig ein Meilenstein, und das alles am Arm eines der vielversprechendsten jungen Beamten des preussischen Staates!“

Haupt hatte sein Glas erstaunt hingesezt und sah Eva prüfend an.

„Das hätte ich nicht gedacht, dieses Herz schien mir unbekannt mit Liebesleidenschaft.“

„Das ist es auch.“

„Aber warum hatten Sie sich denn gebunden? Aus Berechnung? Unmöglich!“

Eva wurde glühend rot.

„Ich muß also beichten? Und nicht einmal im verbunkelten Stuhl, allein dem Ohre des Priesters erreichbar, sondern vor allen, im vollen Lampenlicht?“

„Kann Dir nichts schaden, Eoche. Ein Leichtsinn war's ja doch, und der verdient Strafe. Ich finde übrigens, daß es jetzt bei uns höchst interessant wird, nicht Seraph? Beim Kaffee Erörterungen der Freundschaft, beim Thee Vorlesungen über die Liebe.“

„Ich bin auch neugierig, Kind. Du sagtest nur immer, Du liebtest ihn eben nicht. Das begründete wohl die Lösung Deines Verhältnisses, aber warum hast Du ihn denn genommen?“

„Also,“ sagte Eva und seufzte tief auf, „also — aus Eitelkeit!“

„War er schön,“ fragte Onkel Did, in dem der

Künstler erwachte, „ein Balder, ein nordischer Lichtgott, der eine hellblonde Folie für Dein kleines braunes Zigeunergeficht abgab?“

Eva schüttelte den Kopf.

Haupt hatte sich zurückgelehnt, so daß man seine Züge nicht deutlich unterscheiden konnte, aber seine Augen hingen unverwandt an Eva, und von ihrer klaren Stirn las er ohne Mühe, was sie bewegte, ein Gemisch von Scham, Reue und Mutwillen.

„Nein, ein Balder war er nicht. Aber hübsch, was wir Mädchen schneidig nennen, flotter Tänzer, eleganter Gesellschaftler, sicherer Schütze. Die Jagdpassion nimmt ja in unseren Kreisen überhand, er war hier und da Jagdkönig, spielte auch vorzüglich Liebhabertheater und —“

„Und einem solchen Manne gaben Sie ihr Herz?“ fragte Haupt ernst.

„Ich weiß nicht,“ antwortete sie leise — „ich denke ein Herz hatte ich damals noch gar nicht.“

Nach einer Pause fuhr sie lebhafter fort: „Dann aber erwachte es. Ich suchte die Seele in der Form, und als ich sie nicht fand, da — Ihn kann ich nicht tabeln, er blieb sich immer gleich, immer aufmerksam und liebevoll, aber es genügte mir nicht mehr.“

„Und so hoben Sie Ihre Verlobung auf?“

„Nicht gleich. Wir waren zwei Jahre verlobt. — Nun sind Sie mir wohl gar nicht mehr gut?“ fragte sie ängstlich, den tiefen Schatten auf Haupts Stirn sehend.

„Als ob wir nicht alle Lehrgeld zahlen müssen!“

Und doch that ihm der Gedanke weh, daß diese friischen Lippen ihren ersten Kuß schon vergeben hatten.

„Ich dachte immer, ich mache zu viel Ansprüche, wollte auch die Eltern nicht kränken. Aber schließlich ging's nicht mehr — und nun bin ich so froh, so froh!“

„Warum haben Sie mir das nicht lange erzählt?“

„Wie sollte ich dazu kommen? Eigentlich denke ich gar nicht mehr oft daran; und ich kann doch nicht zu jedem, der mir vorgestellt wird, sagen: ich bin einmal zwei Jahre verlobt gewesen!“

„Weißt Du, Eva,“ sagte Onkel Did, „ich werde eine schöne Tafel malen, mit der Aufschrift: warne jeden, sich meiner Nichte zu nähern. Sie lockt die Männer an und läßt sie dann schände sitzen! Die binde ich Dir dann immer um, wenn ich mit Dir ausgehe.“

Lotte war gerade mit dem großen Bilderbuch, das man ihr gegeben hatte, fertig. Man setzte den Termin der ersten Sitzung fest und trennte sich.

Die Kleine wollte Tante Eva gar nicht loslassen, und beruhigte sich erst, als diese ihr versprach, immer im Atelier zu sein, wenn der fremde Onkel sie malen würde.

Als Haupt seinem Kinde gute Nacht sagte, brüchte er seine Lippen lange und fest auf Lottens Mund. Er suchte und fand darauf den Kuß, den ihr Eva zum Abschied gegeben, und mit diesem Kuß und dem Gedanken an sie schlief er ein.



## XI.

Die Sitzungen hatten bald unterbrochen werden müssen. Lotte zog sich eine Erkältung zu, die sie an das Bett fesselte und sogar kurze Zeit hindurch einen ängstlichen Charakter annahm. Haupt hatte die Nachricht selbst zu Eberts gebracht, und Eva hatte die tiefe Sorgenfalte auf seiner Stirn gesehen. Was sie darum gegeben hätte, wenn es ihr gestattet gewesen wäre, sanft mit der Hand darüber zu streichen und zu sagen: Sorge nicht, Gott hilft!

Die wenigen Sitzungen im Atelier waren so schön gewesen! Fräulein Dreist, die ewig Beschäftigte, hatte das Kind hingebacht. Eva hatte die Kleine in Empfang genommen, mit ihr geplaudert, während Onkel Did seine lustigen Späße mit beiden machte. Dann war der Professor gekommen, um sein Töchterchen abzuholen, aber das ging nie so schnell. Schließlich sahen sie alle, auch Frau Seraphine, im Atelier, das, wie Onkel Did behauptete, vollständig entheiligt würde und nächstens zur Berliner-Stube herabsänke.

„Jedesmal, wenn Ihr alle fort seid, muß ich es erst mit Schwefel entführen und reinigen, wie Odysseus den schön gehauenen Saal, nachdem er die Freier darin erschlagen hatte.“

Aber er freute sich doch über die engeren Bande, die ihn mit Haupt verknüpften, den er achtete und schätzte vor all seinen anderen Bekannten. Nur daß er ihm nie sitzen wollte, das ärgerte ihn.

„Sie haben gerade einen Kopf, der unsereinen reizt, seine Kraft zu erproben. Wenn man Ihre Züge studiert, wird man immer betroffen durch die auffallende Mischung von Energie und Sanftmut, Kraft und Weichheit. Schade, daß Sie einen Bart tragen, der Mund und Kinn verdeckt. Kann mir übrigens denken, daß die Linien des Mundes weich sind und die untere Partie fest gezeichnet ist. Warum wollen Sie sich mir eigentlich nicht anvertrauen? Es thut nicht weh, nicht Eva?“

„D, Du weißt ja, für mich „Beilchen“ brauchtest Du nur eine Stunde.“

„Hat Ihr Onkel Sie gemalt?“

„Nein, so sündhafte Verschwendung hat er mit seinen Farben nicht getrieben. Er hat mich nur angeschwärzt.“

„Hole das Blatt, Eva.“

Eva machte eine große Mappe auf und suchte. Gespannt sah ihr Haupt über die Schulter.

„Da,“ sagte sie und reichte ihm eine Kohlen-skizze.

„Fast der Thumannsche Studienkopf,“ meinte Onkel Did. „Die Ähnlichkeit ist bei der gefenkten Kopfhaltung frappant. Ich ließ mit Absicht die Haare im Knoten aufstecken, es wäre sonst eine reine Kopie geworden. Was sagen Sie, Professor?“

Der Professor sagte vorläufig garnichts. Er sah das Blatt lange an, und als er es in die Mappe zurücklegte, geschah es so zögernd, als könne er sich nicht davon trennen.

„Ein sehr hübsches Bild, aber doch nicht ganz Fräulein Eva; das Leben fehlt.“

„Sie haben gut reden; malen Sie erst einmal ein Mädchen, das in einer Stunde den Ausdruck sechzigmal ändert.“

„Onkel Did, ich bin kein Chamäleon.“

„Aber ein Apriltag, Fräulein Nichte: Regen, Sonnenschein, Sturm, Hagel, blauer Himmel, alles in eins.“

„Bitte, mein Freund, verteidigen Sie mich.“

„Was Herr Ebert da sagt, könnte man vielleicht mit einem Wort launisch nennen, und das entspräche der Wahrheit allerdings nicht. Dagegen kann man Ihnen mit Leichtigkeit jeden Gedanken aus den Augen lesen, und da Sie über vieles nachdenken, giebt das natürlich auch viel Wechsel von Licht und Schatten.“

„Lieber Professor,“ sagte Ebert, seinen Pinsel hinlegend, denn seine Frau kam eben mit einem Tablett mit Schokolade und Cafés für die Kleine, „machen Sie mir das Kind nicht eitel, sondern lassen Sie uns Männer zur Erholung lieber ein Glas Sherry trinken. Die Frauen leisten ja doch Lotten und ihren Süßigkeiten Gesellschaft.“

Eva rollte ein kleines Tischchen herzu und man setzte sich.

„Warum Sie sich nicht malen lassen wollen, haben Sie noch immer nicht gesagt.“

„Und doch ist es sehr einfach. Wozu? Für wen? Mein einfaches Bild, ohne Bändchen, ohne Stern würde eine schlechte Folie für Eugeniens strahlendes Gemälde sein.“

„Also ich muß endgültig verzichten?“

„Endgültig, wenn sich nicht noch einmal ein Menschenherz aus anderen Gründen, als aus Ehrgeiz nach einem lebensgroßen Portrait von mir sehnen sollte,“ fügte er mit einem traurigen Blick auf sein blaßes Kind hinzu. —

Wie hübsch das immer gewesen war! Eva hatte sich den ganzen Tag auf die Stunde im Atelier gefreut, und es schien ihr nun alles dunkel, obwohl draußen der erste Frühlingssonnenschein lachte.

„Ich weiß nicht,“ hatte Fräulein Habicht neulich gesagt, „diese Seerosen sehen so mondlich aus. Ich liebe es nicht, wenn junge Mädchen sentimentale Arbeiten liefern.“

„Ich habe diese Wasserrosen eben frei nach Heine gemalt.“

„So nehmen Sie hier die Vorlage mit den Weintrauben und malen Sie sie meinetwegen frei nach Zola.“

Eva machte ein klägliches Gesichtchen, als sie die Früchte neben ihre Palette legte und Fräulein Habicht wandte sich mit Achselzucken ihrer großen Leinwand wieder zu. Sie malte jetzt einen Rakabu und das Modell vollführte seit mehreren Stunden einen Spektakel, der Eva zu der Entdeckung gebracht hatte, daß auch sie Nerven habe.

Sie war jetzt überhaupt leicht gereizt, auch körperlich nicht ganz wohl. Am liebsten lag sie auf der Chaiselongue, warm zugebedt, ein Buch von Haupt in der Hand. Er hatte allmählich all seine Werke bei ihr in Pension gegeben, wie er lachend sagte. Und sie konnte sich in seine geistvollen Kunstkritiken,

in seine Abhandlungen so versenken, wie ein Badfisch in einen Marlittschen Roman.

„Ich möchte nur wissen, was Dir fehlt, Kind,“ sagte Frau Ebert eines Tages. „Du bist so blaß und hast so tiefe Schatten unter den Augen.“

Sie schlang den Arm um das junge Mädchen.

Eva lehnte sich an sie und fing so bitterlich an zu weinen, daß ihr ganzer Körper bebte.

„Habe mich recht lieb, ja, Tante Seraph?“

Frau Seraphine lächelte.

„Also Heimweh hat meine Eva? Aber Kindchen, die Verbannung geht ja in wenigen Wochen zu Ende. Ende Mai will die Mama herkommen und Dich mitnehmen nach Karlsbad.“

„O Tante, Du bist ja so gut. Ich habe gar kein Heimweh und bin nur froh, daß Du Dich uns für die Reise anschließest.“

„Nun was denn? Sieh mich an, Eva. Vereust Du, daß wir Norden abwiesen?“

Jetzt lachte Eva durch die Thränen hindurch. „Bewahre, Onkel Did hat das wunderhübsch gemacht. So ganz zart sub rosa abgewinkt. Und die Lorbeeren, die er sich nun in Dresden holt, werden ihn die kleine Enttäuschung bald vergessen lassen. Unglückliche Dich nur nicht, ich denke, ich habe ein wenig Frühlingsfieber. Das geht vorüber, wenn die Bäume erst grün sind.“ —

Heute ging sie nun ganz langsam durch den Thiergarten nach Hause. Sie war so müde, daß sie sich am liebsten auf eine der Steinbänke hingesezt hätte. Aber jede war besetzt. Alles sonnte sich und hin und wieder reckte sich behaglich ein nordischer Lazzaroni.

„Ohne die Poesie des Schmutzes, die der Süden giebt,“ dachte sie im Weitergehen. Da sah sie scheu an einen Pfahl gedrückt den kleinen Jungen, dem sie neulich das Geld geschenkt hatte. Er sah noch blasser aus, als vor drei Wochen. Sofort trat sie auf ihn zu.

„Bist Du wieder hungrig, Kleiner?“

„Ach, das liebe Fräulein! Ja, ich bin jetzt immer hungrig, wo Mutter krank ist. Und Mariechen hungert auch.“

„Und der Vater?“

„Vater ist tot. Schon lange. Mutter sagt, schon zwei Jahre. Es wird schon stimmen,“ fügte er nachdenklich hinzu, „schon zwei Winter ist der Ofen fast immer kalt gewesen.“

„Wohnt Ihr weit?“

„Nein, kommen Sie vielleicht mit?“ Er fragte es zögernd, zweifelnd und sah Eva an, als wollte er sich aus ihren Augen Mut holen.

„Gewiß, führe mich schnell hin.“

Ehe sie angelangt waren wußte Eva die kurze Geschichte. Sie war nicht einmal besonders traurig, es gab noch ganz anderes Elend in der Millionenstadt.

„Wie heißt Du?“ hatte Eva die Unterhaltung angefangen.

„Ernst.“

Eva zuckte zusammen. So hieß Haupt auch.

„Gieb mir die Hand, Ernst; so, und nun erzähle.“

Da war nicht viel zu berichten. Als der Vater noch lebte, hatten sie alle in einem schönen Hause in der Dorotheenstrasse gewohnt. „Im Souterrain, wo es im Winter immer ganz warm war. Vater war Schubföder und Portier, und wir hatten immer alle satt zu essen.“ Dann war er gestorben und sie hatten ausziehen müssen; aber noch war es gegangen, die Mutter wusch und that Aufwartedienste und schlug sich mit den beiden Kindern so durch. Diesen Winter wurde sie krank und dann hatte die Not angefangen.

Sie standen vor einem prächtigen Hause.

„Hier?“ fragte Eva erstaunt.

„Ja, aber auf dem Hofe.“

Da sah es allerdings anders aus. Endlos hohe Hinterhäuser, ein feuchter, enger Hof mit einem verkrüppelten Akazienbaum. Unzählige Treppen stiegen sie empor. Endlich traten sie in ein kleines, enges Zimmer. Auch hier noch nicht die nackte Not, aber sie stand schon auf der Schwelle und streckte gierig die Geierklauen aus. Offenbar war noch wenig verfehlt, Schrank, Kommode, Tisch, zwar von einfachster Art, waren noch vorhanden. In dem großen Bett, das zur Nacht wohl die Kinder mit ihr teilten, lag eine Frau mit erschreckend blassem Gesicht. Eva erkannte sofort, daß Hunger und Entbehrung hier die Hauptkrankheitsursachen waren. Zu Füßen kauerte auf einem Holzstempel ein vielleicht vierjähriges Mädchen.

„Mutter,“ sagte Ernst, „hier ist das Fräulein mit der Mark und den Brezeln.“

Eva mußte lächeln und wie sie nun ohne Scheu an das Bett trat und sich zu der Kranken neigte, flog auch über die müden Züge ein leichter Schimmer der Freude.

„Der Junge hat immer von Ihnen gesprochen, wie Sie so gut zu ihm gewesen sind.“

„Das war nur eine Kleinigkeit. Aber womit kann ich Ihnen nun helfen, Frau Stein? Ernst hat mir schon erzählt, wie es steht.“

Die Frau wurde dunkelrot.

„Ich bin keine Bettlerin, Fräulein. Die Mark, die der Junge brachte, war das erste Almosen seit mein Mann gestorben ist. Aber der Verdienst war so schlecht, es reichte kaum zum Sattwerden und eines Morgens konnte ich nicht weiter.“

Eva sah die Frau an und dann die im Verhältnis zu ihr noch gut genährten Kinder. Ihr Instinkt sagte ihr alles. Sie sah die Mutter sich die Bissen am Mund absparen und den Kleinen hinschieben, bis die Natur versagte.

„Ich werde helfen; zuerst will ich Feuer anmachen und eine Suppe kochen.“

„Es sind keine Kohlen da.“

„Aber mein Gott, essen Sie denn nichts Warmes?“

„Eine Nachbarin bringt mittags einen Topf mit Kaffee. Zu Brot reichte es noch immer, ich habe die Betten von den Kindern verfehlt, morgen sollte der Ernst meine Kopfkissen hinbringen.“

Eva traten die Thränen in die Augen. Sie gab dem Jungen Geld und befahl ihm erst Kohlen und dann Milch und Brot zu holen.

„Hatten Sie denn niemand, an den Sie sich

um Hilfe wenden konnten? Wußten Sie keinen Verein?"

Sie nannte den, dessen Vorstandsmitglied das hagere Fräulein Binting mit dem Luifenorden war.

Ein bitteres Lächeln flog über die Züge der Kranken.

„Ich bin dagewesen. Es war gerade Vereins-sitzung. Die Damen ließen mich hereinkommen, be-sahen mich von allen Seiten und sagten, ich sähe ja noch ganz anständig aus. Dann fragten sie, wie oft ich zur Kirche gehe, und als sie hörten, ich sei katholisch, schickten sie mich zum Diakon.“

„Warum gingen Sie da nicht gleich hin?"

„Mein Mann war lutherisch, und ich habe mich immer zu seiner Kirche gehalten. Meine Kinder sind auch so getauft. Aber übergetreten bin ich nicht.“

„Und was sagte der Diakon.“

„Ich ging erst ganz zuletzt hin, als ich nicht mehr ein noch aus wußte. Ich fürchtete mich.“ Ein Schauer ging durch ihre Glieder. „Er fuhr mich hart an und sagte, ich sei mit meiner Brut dem Bösen verfallen, und er wollte nichts mit mir zu schaffen haben.“

Eva hatte sich auf den Rand des Bettes gesetzt. Sie schämte sich in die Seele ihrer Standesgenossen, die den Mantel der christlichen Nächstenliebe zum Dekorationsstück erniedrigen. So nahm sie nur still die Hand der Frau und streichelte sie. Wie hart die Finger waren! Was hatte sie eigentlich für ein Recht zu so weißen, feinen Händen? Über das Gesicht der Kranken flossen große Tropfen.

„Gott vergelt's!" flüsterte sie.

„Und sonst hatten Sie keinen?"

„Einen doch. In dem Hause, wo mein Mann früher Portier war, wohnte ein feiner Herr, Professor Haupt. Der hatte immer so freundlich mit den Kindern gesprochen, und wie mein Mann tot war und die Begräbniskosten und Arzt und Apotheker bezahlt werden sollten, da faßte ich mir ein Herz und ging hinaus. Er hatte ein so gutes Gesicht, und wenn er nur zu einem sprach, wurde es schon leichter ums Herz. Er half auch. Er gab nicht nur Geld, sondern kam hinunter und stand mir bei, bis alles vorüber war. Wie ich dann hierher zog, ist er anfangs auch noch ein paarmal dagewesen, bis er sah, daß alles gut ging, und ich mein Auskommen fand.“

„Und warum gingen Sie nicht wieder zu ihm?"

Eva war ganz rot geworden, als die Frau plötzlich seinen Namen genannt hatte, und ihr Herz schlug laut vor Stolz auf den Freund, der seine edle Menschlichkeit nie verleugnete.

„Das erste Mal war er nicht zu Hause, und das zweite Mal sah mich seine Frau. Die gab mir ein Geldstück und verbot mir, wiederzukommen. Wenn man im Unglück ist und das Messer ist noch nicht am Hals, dann wird man leicht scheu," schloß sie mit einem Seufzer.

Ernst kam angeleuchtet mit einem Korb Kohlen und einem Leib Brot. Die Milch brachte Mariechen aus dem Hause. Die Kinder wollten sich gleich auf die Schwaren stürzen, aber Eva verbot es. Sie legte

ihre leichte Frühlingsjacke ab, zog die Handschuhe aus und versuchte Feuer zu machen.

Es ging sehr ungeschickt, und der kleine Ernst, der wieder ganz Kind geworden, da die Sorge des Augenblicks von ihm genommen war, lachte hellauf, als sie schon ganz schwarze Finger, aber noch kein Fünkchen hatte.

„Das kann ich besser," sagte er, und wirklich brachte er ein helles Feuer zu stande.

Eva goß die Milch in einen Topf und stellte sie auf. Sie war dünn und bläulich, aber es war doch immerhin das am leichtesten zu beschaffende Nahrungsmittel. Als sie kochte schnitt sie Brotstücke hinein, teilte den Kindern zu und gab selbst der Kranken.

Bei ihrer Arbeit war sie ganz heiter geworden. Sie lachte mit den Kindern, die selig schmausfen und nur wenn sie zu der Kranken blickte, deren Augen von den Kindern mit unaussprechlicher Dankbarkeit zu ihr sahen, that ihr das Herz weh.

Was sie that, war doch so einfach. Wie gern wollte sie es täglich thun, wenn dafür so süßer Friede in ihre Brust einzog! Und doch war sie heute nur einer Laune gefolgt, als sie mit dem Kinde ging. Wie viel Glend könnte man stillen, wenn man seine Kraft bewußt in den Dienst echter Nächstenliebe stellte! Eva nahm sich vor, von nun an Augen und Herz offen zu halten. Ehe sie ging machte sie der Kranken noch das Bett.

„Ernst kann mitkommen und sehen, wo ich wohne, wenn Sie mich plötzlich brauchen sollten. Ich komme morgen bestimmt wieder und bringe alles Nötige mit. Wenn Sie kräftige Kost haben, werden Sie gewiß bald gesund, und Arbeit giebt es dann auch.“

Wie stolz Ernst mit seinem Fräulein ging! Und auch Eva erschien der Weg so kurz, wie nie zuvor. An ihrer Hausthür wollte sie den Knaben entlassen, als plötzlich Haupt heraus trat. Er grüßte und sprach sie an. Lotte hatte so stürmisch nach ihr verlangt, daß er dagewesen war, um sie zu bitten, doch nachmittags eine Stunde zu dem Kinde zu kommen. Die Gefahr war vorüber, Ansteckung nicht zu fürchten. Tante Seraph hätte zwar schon zugesagt, aber nun könne er sie ja noch selber um das Opfer bitten.

„Es ist kein Opfer; ich habe Lotte sehr lieb und habe mich so um sie geängstigt.“

Er sah sie an. Wie er es entbehrt hatte, sich an ihren Augen zu erquiden! Mit Bewußtsein entbehrt, denn die Tage, die ihn nicht in ihre Nähe führten, schienen ihm schon leer und dunkel. Und ihre Züge waren so rein und ruhig, wie der Frühlingshimmel. Hatte sie ihn denn garnicht vermisst? Frau Ebert hatte ihm doch gesagt, daß sie leidend gewesen sei. Ihm schien sie blühender als je. Er wußte nicht, daß sie sich die frischen Farben am offenen Herd und die strahlenden Augen bei Samariterwerken geholt hatte.

Da bemerkte er den Knaben, der seine Freude über die Begegnung kaum noch zurückhalten konnte, und sofort bereit schien, die neue Freundin mit der Unbeständigkeit der Kinder über den alten Freund zu vergessen.

„Ernst, mein Junge, wie kommst Du her?"

fragte er, und Eva ent schlüpfte eilig nach kurzem Gruß, denn daß Ernsts Veredsamkeit nicht zu dämmen war, wußte sie zur Genüge, und zur wunderthätigen, angestaunten Heiligen fühlte sie nicht das mindeste Talent in sich.

## XII.

„Tante Eva, gehst Du nun nicht wieder fort?“ Die Stimme der Kleinen klang ängstlich. In dem verbunkelten Zimmer sah sie die Gestalt des jungen Mädchens nur undeutlich und hielt fest seine Hand umklammert. „Ich habe immer und immer nach Dir gerufen, Tante Eva!“

„Warum kamen Sie erst heute?“ fragte sie ihn.

Haupt stand am Fußende des Bettes, Tante Seraphine war im Salon bei der Frau Professor. Die Thüren standen offen und zuweilen hörte man das silberne, musikalische Lachen der schönen Frau. Lotte suchte dann immer zusammen. Die Stimme der Mutter regte sie auf, und Frau Eugenie hatte auch die Pflege hauptsächlich ihrem Mann und Fräulein Dreist überlassen und sich auf gelegentliche Besuche im Krankenzimmer, besonders um die Stunde, in welcher der Medizinalrat kam, beschränkt.

Jetzt schloß Haupt die Thür, ehe er auf seinen Platz zurückkehrte.

„Ich wußte nicht, ob ich Ihnen das zumuten dürfte, bei dem hellen Sonnenschein stundenlang im Krankenzimmer zu weilen. Außerdem entschied sich der ungefährliche Charakter des Fiebers erst spät.“

„Und wenn auch, ich fürchte mich nicht. Nennen Sie das Freundschaft?“ fragte sie vorwurfsvoll.

Er wäre gern neben ihr niedergekniet, hätte ihre Hände genommen und gesagt: „nicht Freundschaft, Eva, Liebe, heiße, namenlose Liebe ist es, was mich zu Dir zieht.“

Nun preßte er die Zähne zusammen und schwieg. Es war ja schon Glück genug, sie zu sehen, sie neben seinem Kinde zu sehen, den Ton ihrer Stimme zu hören und eine Lust mit ihr zu atmen.

„Bleibst Du jetzt hier?“ rief Lotte wieder.

„Ich kann ja nicht, Herzchen. Ich muß doch nach Hause schlafen gehen.“

„Papa hat nie geschlafen. Er hat immer da in dem großen Stuhl gelesen, und wenn ich die Augen aufschlug kam er gleich zu mir.“

„Ich komme aber morgen wieder, Liebling. Wird es Ihre Frau erlauben?“ fragte sie schüchtern.

„Meine Frau wird Ihnen dankbar sein. Am Vormittag schläft Lotte meist, aber der Nachmittag ist lang und das lebhaftes Kind ist jetzt in der Genesung schwer zu beschäftigen. Ich habe ja auch leider so wenig Zeit.“

„So komme ich täglich ein Stündchen, hörst Du's, kleine Lotte?“

„Ich wünsche, Du bleibest immer hier,“ wiederholte diese mit dem Eigensinn der Kranken.

Eva trat zum Tisch, ihre Handschuhe zu nehmen, die sie dorthin gelegt hatte, und zugleich Haupt Lebewohl zu sagen, da sie zu den Damen in den Salon wollte. Wie sie ihm die Hand reichte fiel der Schein der Lampe, die nach dem Bette hin durch einen Schirm verbunkelt war, voll auf eine rote Stelle am Handgelenk.

Er umschloß ihre Finger fest mit beiden Händen, dann beugte er sich plötzlich nieder und legte seine Lippen lange und innig auf die Brandwunde.

„Was thun Sie, mein Freund?“ sagte Eva befremdet, indem sie ihm die Finger entzog.

„Ich küsse ein Ehrenmal. Ernst hat mir heute erzählt, wie ungeschickt das liebe Fräulein war.“

„Kinder übertreiben.“

„Kinder sprechen die Wahrheit.“

„Es war wahrlich keine Helbenthat.“

„Aber eine Samariterthat, die Selbstüberwindung kostete.“

„Selbstüberwindung? Gewiß nicht.“

„Doch, wenn ein Mädchen, wie Sie, einer armen Kranken das Bett macht, schmutzige Kinder wäscht und ihnen Suppe kocht —“

„Ernst ist eine Plaudertasche.“

„Und das alles freudig thut, denn Ernst strahlte noch, als er es erzählte. Er schien das ebenso natürlich zu finden wie Sie.“

„Also —“ sie versuchte, ihre Hand frei zu machen, die er wieder ergriffen hatte; jedoch vergebens.

„Also sehe ich meine kleine Freundin, als ob ich dabei gewesen wäre, wie sie mit freudigem Herzen giebt, nicht nur aus der Börse, das wäre wirklich nebensächlich, sondern aus dem reichen Schatz ihres Herzens, ihrer sonnigen Fröhlichkeit, ihrer echten Gottesfurcht. Und darum küsse ich diese Hand noch einmal.“

Er ließ den Worten die That folgen, aber als er noch etwas hinzufügen wollte, war Eva verschwunden. Rasch zog sie im Salon den Handschuh über. Die Stelle am Gelenk brannte sie nun heißer, als da sie heute Vormittag sich mit dem Schürhaken verletzt hatte.

„Ich bespreche eben mit Ihrer Frau Tante, wie unendlich peinlich es mir ist, daß ich Sie noch nicht bei mir aufnehmen konnte. Mein Mann liebt Geselligkeit nicht besonders, und meine große Gesellschaft zu Anfang Januar habe ich ihm förmlich abtämpfen müssen. Dann kam die Krankheit des Kindes dazwischen, die mir die Freuden der Saison so jäh verkürzte. In acht Tagen aber hoffe ich doch schon wieder einen kleinen Kreis bei mir sehen zu können.“

(Fortsetzung folgt.)

# Heinrich Guise.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

War es allein die Mißachtung, welche er für die Günstlinge seines Herrn hegte, die ihn veranlaßte, ihr den Verkehr mit einem derselben zu verbieten, war es nicht doch vielleicht ein tieferes Gefühl für sie, das zum ersten Male sich in unbewusster Eifersucht äußerte? Katharina entschloß sich zu dem gewagten Mittel, ihrem Gatten ungehorsam zu werden. Möchte er das Leid endlich kennen lernen, das er so oft ihr zugefügt und aus diesem Leide sich die Überzeugung erheben, daß sie ihm dennoch teurer sei, als er sich je zuvor eingestanden.

Bald erzählte man sich am Hofe, daß der Graf von St. Mégrin die Farben der Herzogin von Guise trage, und daß sie seine Huldigungen mit offenem Wohlgefallen annähme. Man staunte darüber und es fehlte nicht an schadenfrohen Bemerkungen. Die sittenstrenge Katharina von Cleves hatte oftmals die Anerkennung, häufiger aber noch den Neid derer herausgefordert, welche keine reine Vergangenheit mehr aufzuweisen hatten und darum geneigt waren, die Tugend anderer als ein Martyrium für sich selbst zu betrachten.

Dem Herzoge gönnte man im allgemeinen seine Niederlage. Er besaß in der Umgebung des Königs viele erbitterte Widersacher, die durch Heinrich III. beeinflusst waren, aber auch seine Freunde folgten mit unverhohlener Spannung der Entwicklung dieses beginnenden Skandales.

Es liegt in der Natur des Menschen, auch dem Freunde eine vorübergehende Demütigung für heilsam zu halten und niemand wird sich um dieser Ansicht willen mißgünstig dünken. Weshalb nur soll ein Einziger Glück auf jedem Gebiete haben? So fragen sich die meisten, denen das Leben mancherlei Fehlschläge und Kränkungen gebracht und aus diesem Grunde erachten sie es als kaum nachteilig, wenn auch ein geliebter Freund die Bitternis solcher erfährt. Seltsam nur, daß der Herzog so auffällig kalt und gleichgültig bei der Sache blieb. Der Graf von St. Mégrin war kein zu verachtender Nebenbuhler. Er war von schöner Gestalt, kühn, ritterlich, ein Liebling aller Damen; es war durchaus nicht unmöglich, daß er bei Madame de Guise siegte und eigentlich, zischelten sich die boshaften Zungen des Hofes zu, wäre dies eine gerechte Vergeltung an dem flatterhaften Gemahl gewesen.

Katharina auch schien dies zu glauben. Sie gab dem jungen Kavalier mannigfache Zeichen ihrer Gunst. Ihr Gatte wiederholte seine Warnung nicht; es verdroß sie und feuerte sie an, in ihrem Verkehr mit dem Grafen eine zur Schau getragene Freiheit zu legen, der ihr Inneres widerstrebte.

Heinrich Guise entging nicht die kleinste Veränderung ihres Wesens. Er durchschaute die Gründe, welche sie antrieben ihm nicht zu gehorchen, aber sie war eine Frau, — es konnte auch sich ereignen, daß sie in dem Neze sich fing, welches sie einem anderen gestellt hatte. — Ermüdet fruchtlose Liebe nicht endlich an dem nie belohnten Streben?

Sie war ihm nicht teuer genug, um den Verlust ihrer Zuneigung als einen Schmerz zu empfinden, doch sie war seine Gattin, die Trägerin seines Namens — sein unbändiger Stolz verabscheute den Gedanken, sich in die Zahl betrogener Ehemänner einreihen zu lassen, die er selbst so oft verspottet hatte. Er schwieg und wartete, bis der Zeitpunkt des Handelns ihm geboten dächte.

Die fast stadtkundigen Beziehungen der Herzogin zu dem Günstlinge des Königs hatten seit einiger Zeit auch die Aufmerksamkeit der übrigen Mitglieder des Hauses Guise erweckt. Der jüngere Bruder Heinrichs, Herzog von Mayenne, fühlte sich veranlaßt, dem ersteren Mitteilung darüber zu machen.

„Ich begreife Dich nicht,“ bemerkte Karl von Mayenne, „daß Du stillschweigend zusehst, wie dieser parfümierte Narr und Weiberheld Dir die Ehre Deines Hauses stiehlt.“

„Was meinst Du damit?“ entgegnete Heinrich Guise hochfahrend. „Soviel mir bewußt, ist auf diese noch kein Flecken gefallen, auch wenig glaubhaft, daß es je geschehe.“

Mayenne betrachtete seine Fingerspitzen. „Nun, ich meine, was man in ganz Paris sich jetzt erzählt,“ antwortete er trocken, „daß man ihn für den Liebhaber Deiner Frau hält.“

„Du gebrauchst einen sehr starken Ausdruck,“ sprach Heinrich, „ich werde nie eine solche Bezeichnung mit Bezug auf meine Frau dulden. Sie steht in meiner Achtung zu hoch, um ihr auch in Gedanken nur mit einem Verdachte zu nahen.“

„So warte, bis Dich die ferneren Ereignisse belehren,“ sagte Mayenne. „Ich würde es jedoch an Deiner Stelle nicht thun.“

„Was giebt es so Außerordentliches, um Dich bis zu diesem Grade besorgt zu machen?“ fragte der Herzog von Guise wegwerfend. „Mégrin trägt ihre Farben; daran kann ich ihn nicht hindern.“

„Er trägt auch eine Schleife auf seinem Herzen, von welcher man behauptet, daß er sie Katharina in einer zärtlichen Stunde geraubt. Ich kann natürlich nicht wissen, wann und wo dies geschehen.“

Heinrich biß sich in die Lippen. Das war stark; so weit durfte Katharina nicht gehen, mochte sie den Wunsch haben, ihn zu peinigen, welchen sie

wollte. Ihre Handlungsweise verdiente eine ernste Lehre.

Der Herzog teilte vollkommen die Ansicht der übrigen Männer, daß eine gelegentliche Untreue wohl dem Gatten gestattet sei, bei der vermählten Frau aber höchst strafwürdig erscheine.

„Nun, wie gefällt Dir diese neueste Laune Deiner Gemahlin?“ fuhr Mayenne fort, mit Befriedigung gewahrend, daß seine Worte nicht ohne Eindruck geblieben. „Wäre es nicht an der Zeit den übermühtigen Burtschen zu züchtigen, der sich, ohne daß Du davon Kenntnis nimmst, in Dein Haus eingeschlichen?“

Heinrich Guise nahm plötzlich wieder eine gleichgültige Miene an. „Mir liegt es fern den Worten eines eitlen Prahlers Glauben zu schenken,“ sagte er.

„Wenn Du für Deine Person es nicht glauben willst, so ist das Deine Sache,“ entgegnete Karl von Mayenne, „aber ist es Dir so ganz dasselbe, ob es von anderen geglaubt wird?“

Das war es Heinrich Guise durchaus nicht, aber er war zu stolz, dies seinem Bruder zu zeigen.

„Welch ein Vergnügen Du daran findest, mir derartige Lasterreden zu wiederholen,“ bemerkte er, „Dir sollte es doch bekannt sein, wie schnell man in Paris mit solchen bereit ist.“

Mayenne zuckte die Achseln. „Ich muß Dich darauf aufmerksam machen, daß ich als Schwager Deiner Frau darüber nicht so kühl denke, als Du, und auf alle Fälle die Bestrafung dieses Frevlers übernehmen werde. Hat er die Wahrheit gesprochen, verdient er sie ebensowohl, als wenn er gelogen, denn Deine Frau ist dann um so schwerer von ihm beleidigt worden.“

„Halte das, wie Du willst,“ erwiderte Heinrich Guise, „sowie ich an der Überzeugung festhalten werde, daß meine Frau vollständig rein geblieben.“

Der Herzog von Mayenne hatte noch einen weiteren Grund, den Mignon des Königs zu hassen.

Auf Fürsprache der Königin-Mutter befand sich Margarethe von Valois seit einiger Zeit wieder am Hofe ihres Bruders und Karl bewarb sich um die Gunst der schönen, leichtfertigen Frau. Sie wies ihn unter anderen Verhältnissen nicht zurückgewiesen haben, doch gegenwärtig teilte sie den Geschmack der Mehrzahl der Damen und zog ihm den Grafen von St. Mégrin vor, der, trotz seiner Leidenschaft für Frau von Guise, es nicht verschmähte, zeitweilig auch ihr seine Huldigungen zu Füßen zu legen. Mayenne fühlte sich durch den hergelaufenen jungen Menschen, wie er ihn nannte, verdrängt und hatte beschlossen, sich an ihm zu rächen, indem er seine Schwägerin zum Vorwande nahm.

Katharina von Cleves befand sich in ihrem Schlafgemache, mit dem Lesen eines Wertes des Dichters Ronsard beschäftigt, als sehr unerwartet ihr Gemahl bei ihr eintrat.

„Ihr noch auf, Katharina?“ sagte er, sie fest anblickend. „Was hält Euch so lange wach? Die elfte Stunde hat soeben geschlagen.“

Sie legte das Buch zur Seite, in welchem sie gelesen. „Ich leide seit kurzem an Schlaflosigkeit,“

erwiderte sie, „so ist es mir lieb, mich noch einige Stunden mit einem Buche zu beschäftigen.“

„Das bedaure ich, denn was ich Euch zu sagen habe, wird schwerlich dazu dienen, Euch die notwendige Ruhe schneller zu verschaffen.“

Sie war betroffen von dem strengen Ausdruck seiner Züge, als er die Worte sprach.

„Was habt Ihr, mein Gemahl?“ fragte sie. „Ihr blickt so finster. Ich muß fürchten Euer Mißfallen erregt zu haben.“

„Es setzt mich in Erstaunen, daß Ihr darüber noch im Zweifel seid,“ entgegnete der Herzog. „Erinnert Ihr Euch noch des Abends, als ich Euch ersuchte, die Annäherung jenes neu aufgetauchten Günstlings des Königs, des Grafen von St. Mégrin zurückzuweisen? Ihr zoget es vor, mein Gebot zu mißachten und die Folge davon ist, Euch zum Gespräch des Hofes, wie der Stadt zu machen.“

Katharina hatte sich bereits gefaßt. „O, ist es das, was Euch erzürnt?“ entgegnete sie scheinbar ruhig. „Der arme Graf dauerte mich mit seinem hoffnungslosen Schmachten, und da ich Euch mit meiner Liebe oftmals lässig und stets gleichgültig war, glaubte ich ihm gütiger begegnen zu dürfen.“

Heinrich Guise unterdrückte ein Lächeln; die Antwort wäre für einen anderen Mann wohl berechnet gewesen, nur für ihn nicht, der nach einem überlegten Plane handelte.

„Die Güte einer Frau gegen einen Mann, der sie anbetet,“ sagte er, „hat ihre Grenzen, und diese habt Ihr überschritten, Katharina, in einer Weise, wie es sich einer Dame Eures Ranges nicht mehr geziemt und wie es mir die Befugnis giebt, sie an der Frau strenge zu ahnden, welche ich zu meiner Gattin wählte.“

„Ich wüßte nicht, was Euch dazu berechtigte,“ sprach Katharina unüberlegt, „Ihr wohl am wenigsten dürftet dort richten, wo es sich um eine Treulosigkeit handelte.“

„Wenn Ihr verlangt, daß ich diese Worte als Eures Herzens wahrhafte Meinung nehmen soll, so erniedrigt Ihr Euch selbst,“ war die Erwiderung. „Ihr seid nicht nur die Herzogin von Guise geworden, Ihr seid mehr noch, die Hüterin der Ehre meines Hauses und mißkennt Eure Pflicht, wenn Ihr in dem blinden Wahne, Euch an mir zu rächen, Eure Frauenwürde, Eures Rufes Reinheit in den Staub zieht. Und haltet Ihr es nicht einmal für der Mühe wert zu beachten, wessen man Euch beschuldigt, so müßet Ihr Euch in das Gedächtnis rufen, daß es Heinrich von Lothringen ist, den Ihr geheiratet, und daß ich Euer Richter sein darf und werde, gleichviel, ob Ihr als solchen mich anerkennt oder nicht.“

Katharina lächelte bitter. „Ich habe in einer Reihe von Jahren die Auszeichnung schätzen gelernt, die Ihr mir erwiesen,“ sagte sie, „verargt es mir nicht, wenn sie im Laufe der Zeit an Wert für mich verloren und ich mich dorthin wende, wo man mehr für mich empfindet.“

„So also ist es Wahrheit, daß Mégrin Euer Geliebter ist?“ fragte Heinrich langsam, mit Betonung. „Alle Zurücksetzungen, die sie in den Jahren ihrer

Ehe von ihm erfahren, schienen vor ihr aufzuleben, alle Wunden ihres Herzens neu zu bluten, die er ihr geschlagen, als sie ihm zurief: „Nehmt an, daß es so sei; was kann ich Besseres wünschen?“

Er verlor nicht einen Augenblick die kalte Ruhe, die er während des ganzen Gespräches bewahrt hatte.

„Dann bleibt mir eins nur, Euch und ihn zu strafen,“ sprach er eisig. „Ich dulde keinen Fleck auf meiner Ehre, kein Hohnlächeln meiner Feinde, daß es mir nicht besser ergangen, als vielen anderen, — Ihr müßet noch in dieser Stunde sterben.“

„Und ich will es,“ rief sie außer sich, „ich würde mit keinem Worte, mit keinem Blicke mehr um Eure Gnade stehen.“

Heinrich Guise schritt zu dem Tische neben ihrem Bette, um in einen Becher Wassers, der dort stand, ein Pulver zu schütten, welches er aus seiner Tasche zog.

„Trinkt das,“ befahl er, ihr den Becher reichend, „und wenn Ihr vor dem Gifte zurückschreckt, nehmt meinen Dolch Euch zu töten.“

Sie gab keine Antwort; ohne Besinnen riß sie ihm den Becher aus der Hand, mit einem einzigen Zuge ihn zu leeren.

Heinrich stand ihr gegenüber mit verschränkten Armen, sie beobachtend, die in dem Sessel vor ihm lag, der Qualen des nahenden Todes gewärtig. Er war merkwürdig unerschüttert bei dem seltsamen Strafgerichte geblieben, doch jetzt flog es wie ein Schein des Mitleids über sein Gesicht, als er die zusammengefuntene Gestalt sah.

„Katharina, habt Ihr mir nichts zu sagen?“ fragte er. Eine peinliche Viertelstunde war bereits verfloßen. Sie richtete sich empor, die Arme ihm entgegenstreckend.

„Wenn ich in dieser Stunde noch vor Gottes Richterstuhl zu stehen bestimmt bin,“ sprach sie, „so möge Euch mein letztes Wort zur Beruhigung dienen, daß ich Eure Ehre nicht geschädigt. Ich wollte Euch strafen, Heinrich, schuldig war ich nicht.“

Da stand er vor ihr, über ihren Sessel geneigt, seine Augen leuchteten.

„Und nie auch nur für die Dauer einer Sekunde habe ich es geglaubt,“ erwiderte er.

Sie starrte ihn an wie geistesabwesend. „Ihr glaubtet es nicht und wollt mich töten?“

Er lächelte abermals. „Nein, nein, Ihr thöricht Weib, Ihr werdet nicht sterben. Das Gift, welches Ihr zu nehmen meintet, war ein unschädlich Pulver. Ich mußte Euer Geständnis haben und zugleich Euch den Beweis führen, daß Ihr mit mir ein Spiel, wie jenes, nie wieder treiben dürfet.“

Katharina sank wie vernichtet zurück. „Heinrich, Heinrich, Ihr mißbrauchet Eure Macht,“ murmelte sie, sich abwendend.

Er zog die Widerstrebende in seine Arme.

„Ich mußte so handeln, nicht nur um meinest sondern auch um Euretwillen,“ sagte er ernst, „Ihr seid mir zu wert, um in dem leichtfertigen Getändel mit einem thörichtem Laffen Euch verlieren zu sehen, oder Euren Namen von den Lästerzungen müßiger Schwäger zerreißen zu lassen. Wollt Ihr mich strafen

für vermeintlich Unrecht, thut es auf andere Weise, nicht auf solche, die Euch selbst am meisten schädigt, weil sie Euch nimmt, was Euch in meinen Augen und in denjenigen der Welt hoch über alle anderen Frauen stellte. Ich weiß, daß Ihr der Verfehlung anderer nicht fähig seid, aber auch den Schein einer solchen dulde ich auf meiner Gattin nicht. Ich habe Euch eine halbe Stunde tiefster Angst bereitet, die Euch an einer Wiederholung ähnlicher Dinge hindern wird. Ich will Euch, wie Ihr stets gewesen, und wie es Euer innerstes Wesen bedingt. — Gilt Euch dies nicht mehr als das Liebesgirren Eures Ritters, weil es der Beweis der höchsten Achtung ist?“

#### Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die herbe Lehre, welche Heinrich Guise seiner Gattin erteilt hatte, bewies sich als erfolgreich. Katharina begab sich mit ihren Kindern nach Schloß Cu, um dem jungen Ritter, den sie als das Mittel ihrer Rache benutzen wollte, die Gelegenheit zu nehmen, ferner mit ihr zu verkehren. Der Herzog ging nach der Champagne, wo er viele Anhänger besaß, um dort in seinem Interesse zu wirken.

Graf St. Mégrin wurde kurze Zeit darauf von sechs ihm unbekanntem Kavalieren angefallen, als er spät abends aus dem Louvre heimkehren wollte. Trotz tapferer Gegenwehr erlag er den vereinigten Angriffen und wurde schwer verwundet in das Schloß zurückgebracht.

König Heinrich, dem man unlängst erst drei seiner Mignons, Luelus, d'D und Maugiron getötet, war untröstlich über den neuen, ihm drohenden Verlust. Er pflegte seinen Günstling selbst und rief die hervorragenden Ärzte an sein Lager, ihnen ungemessene Belohnungen versprechend, wenn sie ihm den Freund erhielten.

Es war umsonst. Nach langen Leidenstagen starb St. Mégrin, seinen königlichen Herrn fassungslos in seinem Schmerz zurücklassend.

Niemand wußte, wer die Mörder gewesen, noch wer sie gesandt. Man nannte insgeheim den Herzog von Mayenne, dessen Eiferlucht der kühne Südländer erweckt habe, auch Heinrich III. glaubte es, und da er seine Schwester Margaretha als Ursache hierfür ansah, kam es zu einem neuen Zerwürfniß zwischen beiden und einer abermaligen Verbannung.

Die unglückliche Königin von Navarra befand sich in einer üblen Lage. Ihr Bruder haßte sie und versäumte keine Gelegenheit, ihr dies zu beweisen; ihr Gemahl hatte sich fast öffentlich von ihr losgesagt, an ihrer Mutter fand sie keinen Schutz und diesmal auch keine Fürsprecherin mehr, um noch länger in Paris bleiben zu dürfen.

Katharina, welche an ihrem Hofe jede Liebesintrigue gestattete, soweit sie ihre eigenen Ziele fördern konnte, verstand sich dennoch nicht dazu, den anstößigen Lebenswandel ihrer Tochter gutzuheißen, die ohne eigentlichen Pflichtenkreis, noch Beruf, zu einer Unthätigkeit verdammt, der ihr lebhafter Geist widerstrebte, ein Spielball ihrer Leidenschaften geworden war.

Es hatten feindselige Mächte den Schicksalsfaden dieses schönen und begabten Geschöpfes gesponnen und sie frühzeitig in des Lebens Wirrsal gestoßen, aus welchem sich zu retten ihr die sittliche Kraft fehlte. Der Hochmut ihrer Verwandten hatte sie verhindert, Heinrich Guise ihr als Gatten zu geben. Sie meinte zuweilen in Stunden stiller Reue über ihr eigenes verfehltes Dasein, daß sie besser geworden wäre an der Hand des geliebten Mannes, der einst auch sie geliebt. Jetzt dachte er schon längst nicht mehr an sie.

Arme Königstochter, von der sich alle wandten! War sie nicht verlassen als das Bettlerkind der Straße, das doch vielleicht ein Heim besaß, zu dem es flüchten konnte? Sie erinnerte sich ihrer Schwestern, ihrer Schwägerinnen. Elisabeth von Spanien, von ihren Unterthanen „la reyna de la paz y de la bondad“ genannt, hatte ihren Weg so frühe beschloffen, ehe sie noch zu dem Bewußtsein gekommen, daß er über ungezählte Dornen ging, und sie war im Herzen des alternden Gemahls schon wieder durch eine andere ersetzt.

Claude, welche Heinrich Guises Vetter, den regierenden Herzog von Lothringen geheiratet, war eine glückliche, in ihrem kleinen Kreise segensreich wirkende Frau geworden. Elisabeth, die Witwe Karl IX., Louise, die Gemahlin Heinrichs III., suchten durch unermüdeliches Wohlthun, durch Werke edelster Barmherzigkeit sich jene innere Befriedigung zu schaffen, welche über die Enttäuschungen des Erdenkampfes einen Schimmer breitet, der dem Glücke ähnlich ist, — sie alle hatten die schwere Kunst des Lebens besser verstanden, als sie, deren geistige Fähigkeiten die der anderen überragten, — warum nur konnte sie nichts finden, was dieses ruhelose Herz ausfüllte, ihm ein würdiges Ziel seines Wünschens, seines Sehnsens gab?

Die vertriebene Fürstin entschloß sich, es wie schon einige Male, mit dem Wechselspiel der Politik zu versuchen. Die Bestrebungen Heinrich Guises und seiner Anhänger hatten ihre Sympathie erweckt, schon weil sie gegen ihren feindlich sich abschließenden Gatten gerichtet waren. Sie nach ihren Kräften zu unterstützen begab sie sich in die Guyenne, diese Provinz gegen Heinrich von Navarra aufzureizen und in der sicheren Voraussetzung eines Krieges ihm durch dieses Nachbarland erheblichen Schaden zuzufügen.

Sie rechnete nicht vergebens auf neue Verwickelungen, welche durch die allgemein gespannten Verhältnisse des Reiches herbeigeführt werden mußten, und die äußeren Umstände schienen ihre Erwartungen zu begünstigen, die sich mit denjenigen der Herzogin von Montpensier trafen.

Am 15. Juli des Jahres 1584 starb, von seinen mißlungenen Unternehmungen in den Niederlanden zurückgekehrt, der jüngste Sohn des Hauses Valois, Franz von Anjou-Mençon.

Der Tod dieses Prinzen, der weder durch glänzende Gaben, noch durch Größe des Charakters besonders hervorragte, wäre für Frankreich von keiner Wichtigkeit gewesen, wenn Heinrich III. Erben seines Thrones gehabt hätte; jetzt aber wurde er ein Ereignis von unberechenbarer Tragweite.

Die Partei der Liguisten durfte bis in das tiefste

Herz sogar darüber erschrecken, denn der protestantische König von Navarra und Béarn war mit vollem Rechte jetzt der nächste Agnat der Krone geworden.

Doch ihre Bestürzung dauerte nur eine kurze Zeit. Die Häupter der Ligue, so kühn in ihren Entschlüssen wie unermüdelich in ihren Projekten, waren nicht lange um ein Auskunftsmittel verlegen, der Gefahr zu begegnen.

Sie erneuerten zunächst mit ihren Parteigenossen das vor mehreren Jahren geschlossene Bündnis, und bald kam ihnen von den verschiedensten Seiten der Beistand, der ihre Macht zu einer ungeahnten Höhe erhob.

In der Stadt Paris lebte als einer der eifrigsten Verfechter jener Confédération, Charles Hotmann, Herr de la Rocheblanc, der im Verein mit den Pfarrern von St. Séverin und St. Benoît den Plan entwarf, von nun an alle glaubenstreuen Katholiken in den Dienst der Ligue zu ziehen. Man teilte zu diesem Zwecke Paris in fünf Arrondissements und ordnete für jedes einzelne eins der vertrauenswürdigsten Mitglieder der Verbindung ab, deren Aufgabe es war, in jedem Distrikte die Zahl der Liguisten zu vermehren.

Diesen fünf Mitgliedern gesellten sich später noch elf andere zu; sie bildeten das sogenannte Comité der Sechzehn, welches auf alle Schritte der Ligue den entscheidendsten Einfluß übte, zugleich aber auch ihre kraftvollste Stütze blieb.

Das Comité der Sechzehn errichtete ein Gouvernement, welches einen geheimen Rat, sein Budget und seine Armee besaß. Der Rat setzte sich aus den Abgeordneten der verschiedenen Quartiere zusammen, das Budget aus den freiwilligen Gaben der Bürgerschaft, das Heer aus der Masse des Volkes.

Alle ohne Ausnahme waren durch einen Eid sich gegenseitig verpflichtet. Sie schwuren mit Opferung des Lebens und der Güter den protestantischen Thron zu erben, Heinrich von Navarra, von der Nachfolge auszuschließen und die Zerstückelung des Reiches zu verhindern, die aus der Duldung der neuen Religion entstehen müsse. Sie gelobten sich, die alten Rechte der Kirche in ihrer ganzen Ausdehnung wiederherzustellen, die Schäden der Verwaltung zu bessern, das Volk von seinen Lasten zu befreien.

Als Haupt und Führer erklärten sie bedingungslos den Herzog von Guise, doch um dem Verdachte zu entgehen, dem letzteren den Weg zum Throne bahnen zu wollen, erkannten sie auf den Vorschlag des Herzogs den Kardinal von Bourbon, Oheim des Königs von Navarra, als Erben der Krone an, einen beschränkten, eiteln Greis, der die ihm zuge dachte Würde bereitwillig annahm und sich fortan zum gedankenlosen Werkzeug der Guisen hergab.

Aber noch einen anderen wichtigen Verbündeten erhielt die Ligue in der Person des spanischen Königs Philipp II., der ebenfalls mit Besorgnis der Möglichkeit entgegensah, daß ein protestantischer Fürst Beherrscher des benachbarten Reiches werden sollte.

Philipp II., wohl der unbulbsamste Monarch seiner Zeit, hätte eine schwache reformierte Partei in Frankreich nicht ungerne gesehen, weil sie dessen Regenten



durch unaufhörliche Unruhen verhinderte, seine eigenen Staaten anzugreifen. Er hatte deshalb auch die Ermordung seines alten Widersachers Coligny mit Jubel aufgenommen, dessen Pläne und Wünsche mit Bezug auf Spanien ihm nicht verborgen geblieben waren.

Nichts aber mußte ihm ungelegener sein, als wenn die reformatorische Bewegung unter dem Beistande eines Fürsten gleichen Glaubens eine Ausdehnung gewann, die ihm selbst Gefahr bringen konnte und eine solche durfte er von Heinrich von Navarra erwarten, falls er zur Regierung käme.

Es war begreiflich, daß in dieser Sorge sein Auge auf den einzigen Mann sich richtete, der im Stande war, das gefürchtete Ereignis zu verhindern, welches seinen Interessen in gleichem Maße entgegen war, den Herzog von Guise.

Er entsandte als Übermittler seiner Vorschläge, Don Juan Baptista de Tassis und Don Juan de Moreo nach Frankreich, beide mit genügenden Vollmachten versehen, ein Bündnis mit dem Herzoge abzuschließen.

Heinrich Guise war auf das Kommando vorbereitet. Auf seinem Schlosse zu Joinville trafen die beiden Botschafter mit den lothringischen Prinzen, dem Vertreter des Kardinals von Bourbon, François de Roncherolles, Sieur de Maineville und den Herzögen von Amale und Elboeuf zusammen.

Die Bevollmächtigten des Königs von Spanien verhandelten mit den französischen Herzögen, wie mit souverainen Fürsten. Man einigte sich mit leichter Mühe über das zu schließende Bündnis; waren doch die Ziele die gleichen, wie wäre man in der Wahl der Mittel schwierig gewesen, sie zu erreichen?

Die hauptsächlichsten Punkte, die man zu erwähnen hatte, waren die Ausrottung der Ketzerei in den Niederlanden und in Frankreich und die unwiderrufliche Ausschließung Heinrichs von Navarra von der Thronfolge. Die spanischen Gesandten willigten ein, den Cardinal von Bourbon als künftigen König anzuerkennen und die Beschlüsse des Konzils zu Trident als Grundlage der Gesetzgebung beider Länder aufzustellen.

Dafür verpflichteten sich die Guisen dem Könige von Spanien in der Unterwerfung der Niederlande beizustehen und Cambrai, welches seit Franz von Alençons Tode im Besitze Frankreichs geblieben, Philipp wiederzuerstatten.

Der Cardinal von Bourbon sollte, zur Königswürde gelangt, die Schifffahrt in den indischen Gewässern aufheben, welche den Handelsunternehmungen Spaniens Schaden bringen konnte und auf jegliches Bündnis mit der Türkei verzichten.

In einem besonderen Artikel des Vertrages versprachen ferner noch die lothringischen Prinzen dem Könige den Präbenden der portugiesischen Krone, Don Antonio de Crato, in die Hände zu liefern und im Namen des Kardinals von Bourbon wurde Philipp der südliche Teil von Navarra und Béarn zugestanden. Die Summen, welche der König dem Herzoge von Guise zur Führung des Krieges vor-

zustrecken bereit war, sollte der Nachfolger Heinrichs III. später wieder an Spanien zurückzahlen.

Heinrich Guise hatte, um nicht als Rebell wider seinen Herrn zu erscheinen, dem Papste die Absichten der Ligue in geheimer Mitteilung enthüllt, seine Ansicht und seinen Segen begehrend.

Gregor XIII. hatte ihm die ausweichende Antwort gegeben: er würde seinen Segen erteilen, wenn die zu verfolgenden Ziele allein religiöser Natur seien, und mit dieser Erwiderung sich für alle Fälle den Rückzug gebekkt.

Herzog Heinrich erachtete dies als eine ausreichende Zustimmung und begann demgemäß zu handeln.

In einem Manifeste von Péronne aus datiert, setzten die verbündeten katholischen Prinzen die Gründe auseinander, welche sie bewogen, von neuem gegen die Hugenotten die Waffen zu ergreifen und riefen zum Schutze der bedrohten Einheit der Kirche ganz Frankreich zu ihrem Beistande auf.

In weiterer Folge gedachten sie der mannigfachen Klagen, die aus den Kreisen des Adels, der Geistlichkeit, der mittleren und unteren Stände zu ihnen gedrungen und sprachen ihre Absicht aus, auf Grund innerer Reformen dem ganzen Staatswesen Abhilfe zu schaffen.

Durch diesen Schritt mußte, wie die Guisen richtig voraussetzten, König Heinrich III. in eine Lage gebracht werden, die ihn zwang, völlig ihren Wünschen sich unterzuordnen oder ihnen den scheinbaren Grund verlieh, ihn selbst als Feind der Kirche zu brandmarken.

\* \* \*

Der Krieg der drei Heinrichs, wie der nun ausbrechende Krieg genannt wurde, bot in seinen Ursachen, wie in seiner ganzen Führung eines der seltsamsten Bilder, welche die Weltgeschichte aufzuweisen hat. Hätte der König seinem Herzen folgen dürfen, er würde nie sich mit den Bestrebungen der Ligue einverstanden erklärt haben; obwohl er die Ausdehnung dieses Komplottes und die jüngsten Abmachungen mit Spanien nicht kannte, argwöhnte er dennoch hinter dem Religionseifer ihrer Führer andere weiter reichende und verräterische Pläne, die zu seinem eigenen Untergange dienen konnten. Er fürchtete und nicht mit Unrecht, daß die Ligueisten die Waffen gegen ihn selbst kehren würden, wenn er sich nicht zu ihrem scheinbaren Oberhaupte erklärte\*) und so trat er in ein Bündnis mit jenen, vor welchen ein instinktiver Haß ihn warnte, um einen Feind zu bekämpfen, dem er in seinem Inneren wohlwollte.

Sein Mangel an Scharfblick, wie an Energie ließen ihn auch die Hilfsmittel unterschätzen, welche ihm zu Gebote standen und ihn von seinen Widersachern zu befreien vermocht hätten. Er hätte sich mit der Königin von England, mit den Venetianern, mit Heinrich von Navarra verbündet, die Oberhoheit der

\*) Dieser Plan bestand in der That, zur Mißbilligung des Herzogs von Nevers, der seitdem ganz auf die Seite des Königs sich stellte.

Niederlande annehmen können, die eine Gesandtschaft an ihn abgeschickt hatten.

Aber dies wäre eine offene Kriegserklärung gegenüber den Guisen und dem Könige von Spanien gewesen und Heinrich fühlte sich seiner Streitkräfte nicht sicher genug, um mit diesen beiden mächtigeren Verbündeten den Kampf zu beginnen.

So gab er denn der Notwendigkeit im eigenen Lande nach, und ließ sich von den Guisen, die ihre Wünsche der Königin-Mutter vortrugen, ein Edikt abzwängen, welches die vorangegangenen Friedensedikte sämtlich widerrief und die Calvinisten aller ihrer bisher eingeräumten Rechte beraubte.

Gleichzeitig war von Sixtus V. welcher unlängst den päpstlichen Stuhl bestiegen, die Exkommunikation Heinrichs von Navarra und des Prinzen von Condé ausgesprochen worden. Beide Fürsten hatten dagegen protestiert, sie nahmen keinen Anstand es öffentlich zu erklären, daß es jetzt nicht mehr die Sache der Religion sei, welche die lothringischen Prinzen verfolgten, daß ihre Absichten vielmehr dahin gingen, den regierenden König von Frankreich zu stürzen, und daß sie beide es als ein verdienstliches Werk betrachteten, Heinrich III. von diesen gefährlichen Rivalen zu befreien. Ihre Haupt Sorge war es nun, ein Kriegsheer aufzustellen, das an Stärke dem ihrer Feinde nichts nachgab. Die Werbungen in Deutschland, in den evangelischen Kantonen der Schweiz fanden von neuem statt. Königin Elisabeth unterstützte die hugenottischen Prinzen mit Geldmitteln; bald war Heinrich von Navarra in den Stand gesetzt, an der Spitze seines Heeres den Kampf mit der allerdings überlegenen königlichen Kriegsmacht aufnehmen zu können.

Heinrich III. hatte seine Truppen in drei Heere gesondert. Das eine unter der Führung seines Lieblings, des Herzogs von Joyeuse, schickte er seinem Schwager von Navarra entgegen, um letzteren zu verhindern sich mit den ihm verbündeten deutschen Prinzen zu vereinigen, er selbst wollte sich den unter dem Grafen Dohna anrückenden Schweizer Truppen gegenüber stellen.

Um die Guisische Armee schien sich der König kaum zu kümmern, obwohl ihn beständig der Gedanke peinigte, es möge seinem Nebenbuhler gelingen, irgend eine Waffenthat auszuführen, die ihm größeren Ruhm sicherte, als er ihn vielleicht erntete. Zwischen beiden Armeen herrschte seit Beginn des Feldzuges ein stillschweigender Kampf, der sich seitens des Königs darin äußerte, dem Guisischen Heere keinerlei Unterstützung zu gewähren, seitens des Herzogs, aus seiner Umgebung alle royalistisch gesinnten Offiziere zu entfernen und sie durch seine Anhänger zu ersetzen. Wäre es Navarra oder Montmorency gelungen, Heinrich Guise eine erhebliche Niederlage beizubringen, niemand würde eine größere Freude empfunden haben, als der König, nach dessen Befehlen der Herzog zu handeln behauptete.

\* \* \*

Unweit von Nérac, der bisherigen Residenz ihres Vaters, hatte in der Stadt Agen Margaretha von Valois ihr Standquartier aufgeschlagen. Ihren persönlichen Reizen mehr, als ihren politischen Talenten war es gelungen, sich dort eine kleine Partei zu verschaffen, die ihr ergeben schien und mit deren Hilfe sie sich vermaß, in den Besitz Néracs sich zu setzen.

Philipp II. war von dem Herzoge ersucht worden, ihr in ferneren Unternehmungen seinen Schutz zu gewähren. Der spanische König hatte es seinem Verbündeten zugesagt, ohne jedoch die Absicht zu haben, sein Wort zu erfüllen. Ihm erschien der Beistand Margarethas zu den Bestrebungen der Ligue ebenso zweifelhaft, als nebensächlich.

Heinrich von Navarra machte es gleichfalls wenig Sorge, daß seine einsige Gattin ihm in aller Form den Krieg erklärt habe. Er ließ jedoch der Sicherheit wegen eine schwache Besatzung zurück, einem möglichen Angriff von Agen aus zu begegnen und hatte jene mit besonderer Absicht unter den Befehl Maurice von Rougemont gestellt.

„Ihr werdet Eile haben, mir in das Feld zu folgen, Chevalier,“ sprach er bei seiner Verabschiedung von ihm, „deshalb vertraue ich Euch eine Waffenthat an, die Euch unmöglich viel Zeit rauben kann. Die Streitkräfte, über welche die Königin gebietet, sind nicht groß und selbst Agen ist ihr nicht einmal völlig gesichert. Gelingt es Euch, mich von dieser ungefährlchen Feindin zu befreien, weiß ich, daß ich in Euch einen meiner Getreuesten besitze, gelingt es Euch nicht, so liegt dies nicht an der Tapferkeit der Ihren, sondern an Eurer eigenen Schwachheit, die sich von neuem in den Netzen der Sirene fangen ließ.“

Die Mahnung an eine Vergangenheit, welcher er noch immer nicht ohne Beschämung zu gedenken vermochte, war Maurice bedrückend. Der Zweifel, der sich in seines Gebieters Worten aussprach, traf ihn wie eine abermalige Strafe für die Verirrung, die er durch selbstverleugnende Entfugung, durch strengste Pflichterfüllung in den dazwischen liegenden Jahren zu sühnen versucht hatte.

Er beschloß, seinem Herrn den Beweis zu liefern, daß er seines Wohlwollens, seines Vertrauens wieder wert geworden. Weshalb den Angriff abwarten, wenn es ihm glücken konnte Margaretha zum Verlassen von Agen zu zwingen und ihre Schar zu zerstreuen? Er gewann sich damit zugleich das Recht, das Heer zu erreichen, das auf offenem Felde kämpfen sollte, für ihn die Erfüllung eines sehnlichen Wunsches.

Sein Schwager, Eustache de Voignac, befand sich bei der Armee, welche zum Teil aus neugeordneten Schweizern und deutschen Truppen bestand; er hatte seine Gattin Angélique in Agen zurückgelassen, wo eine seiner verheirateten Schwestern lebte. Sie dachte Maurice im geheimen aufzusuchen, sich über die Stimmung des Ortes zu unterrichten.

In dem Gewande eines reisenden Händlers legte er die wenigen Wegstunden zurück und kam in der Dämmerung des Abends ungehindert durch die noch nicht geschlossenen Thore. Eine Viertelstunde

später stand er vor seiner Schwester, die über sein Erscheinen weder Schreck noch Freude äußerte.

Es war nicht ihre Art mehr dies zu thun. Mit jenem gewaltsamen Trauungsakte, der sie in die Sklaverei eines verhassten Mannes gab, schien in ihrem Innern etwas zerbrochen, das niemals mehr zu neuem Leben erstehen konnte. Sie war nach ihrer Verheiratung in eine lange, schwere Krankheit verfallen und aus dieser endlich als ein bleiches, stilles Weib hervorgegangen, das gleichsam leblos seine Pflichten erfüllte, als trüge es ein totes Herz in der Brust.

Man sah sie niemals lächeln und auch niemals weinen, es gab für sie kein Ereignis der Welt mehr, das ihren Anteil erweckt hätte, um einen Wechsel in ihren Zügen hervorzubringen. Es war ja gleichgültig alles, alles, was sie fortan traf; welches Leid wäre noch fähig gewesen, sie zu erschüttern, welche Freude noch möglich für sie, auf dem sonnenlosen Pfade, der vor ihr sich dehnte, endlos, ohne Hoffnung, ohne Erlösung?

Und sie lebte ihre öden Tage weiter, nur zuweilen sich zu fragen, ob dies wirklich Leben sei, was sie ertrug und neidete den Gefangenen in seiner kahlen Zelle, der hoffnungsarm, wie sie, seine Kette schleppte, aber dennoch das bessere Los vor ihr voraus hatte, denn er war allein, nicht gezwungen die Gegenwart eines anderen zu ertragen, in welchem er seinen Todfeind und seinen Peiniger sah.

Eustache hätte es vielleicht vermocht, die Wunden ihrer Seele zu heilen, wenn er, der Bitte des Freundes nachgebend, Geduld und Liebe ihr gegenüber geübt, die an der Hand der Dankbarkeit die Achtung leise in des Herzens Tiefen führt, und sie hätte aus diesem Empfinden heraus gelernt sich an den Gatten zu schließen, bis er ihr endlich wirklich wert geworden; aber er war nicht geartet dies zu vermögen. In seiner Brust glühte ein finsterner Groll gegen dieses junge Weib, das ihm von Anbeginn ihrer Ehe einen Abscheu und Widerwillen gezeigt, die ihn wie oft, von ihr zurückstießen; er erkannte auch das Recht ihrer Verzweiflung nicht an, als man sie von dem Geliebten gerissen und hegte daher auch kein Mitleid für sie.

Nun war sie sein, nach göttlichem, wie menschlichem Gebote und er sollte noch, dem Liebenden gleich, um ihre Neigung werben, dort bitten, wo er bereits zu fordern hatte? Seit seiner frühesten Jugend waren seine Wünsche auf Angélique gerichtet gewesen, jetzt aber war er nahe daran, sie zu hassen, wie sie ihn haßte, weil er empfand, daß nicht der kleinste Teil der Seele dieses Weibes ihm gehörte, das er seine Gattin nannte. Wie wilde Eifersucht stieg es dann wohl in ihm auf — gegen wen? Sie lieferte ihm keinen Grund dazu und verschloß sich in den Mauern ihres Hauses vor der Welt.

Die Blicke der Männer, die bewundernd ihr folgten, wenn sie an seiner Seite zu seltenen Malen über die Straße ging, schien sie nicht zu sehen. Selbst ihre strengsten Richterinnen hätten keinen Tadel an ihrem Benehmen zu entdecken vermocht.

Angélique lächelte bitter vor sich hin, wenn sie

sich dessen bewußt wurde. Wohl war sie eine ehrbare Frau geworden, sogar von den Calvinistinnen begnadigt, die sich einst mit heiligem Zorne von ihr abgewandt, doch wie sie unablässig in den Stunden der Einsamkeit über den Rätseln des Lebens grübelte, so stieg in diesen Jahren der erzwungenen Ehe oftmals der Zweifel in ihr auf, ihr zuzufüstern: ob diese Ehrbarkeit, die von ihresgleichen gerühmt wurde, nicht eher einer Schmach gleich zu achten sei, größer, weit größer, als es die verwehnte Neigung ihrer Jugend gewesen? Ob wohl die Anerkennung, die sie sich jetzt erworben, es wert gewesen, dafür ein ganzes, langes, düsteres Leben in die Waagschale zu werfen und ob sie durch das Opfer selbstloser Hingabe an den Geliebten sich so erniedrigt und befleckt gefühlt haben würde, wie sie sich als das Weib des angetrauten Gatten erschien?

Welch seltsamer Widerspruch in jenen Satzungen, die von Menschengestalt erfunden, von Menschenlippen gepredigt, das Gewand einer göttlichen Verkündigung angenommen. Wie hatte das Bewußtsein der Keinheit ihrer Leidenschaft sie ihren Anklägern gegenüber noch erhoben, — jetzt war es ihr, als müsse sie vor ihnen die Augen niederschlagen, die ihr Ehrerbietung darbrachten, weil sie die unwürdige Kette des weihelosen Bündnisses auf sich genommen.

Wie kam ein Wort der Klage über ihre Lippen, sie that, was ihr Gatte von ihr verlangte und die Gedanken der Empörung, welche in ihr aufstiegen, verschloß sie sorgfältig in sich. Wie hätten solche in den Ohren ihrer Glaubensgenossinnen geklungen, von denen sie von Neuem in Acht und Bann gethan worden wäre? Sie hatte nicht einmal das Bedürfnis der Aussprache und suchte auch keine Freundinnen. Es war, als sei ihre Liebesfähigkeit erloschen und sie besann sich zuweilen darauf zurück, wie sie wohl früher gewesen, eine völlig andere, die mit der Angélique von heute nichts mehr gemein hatte.

Ihren Bruder sah sie selten; Maurice mochte glauben, daß sie sich in ihr Los gefunden. Es war die Sitte der Zeit, daß Töchter und Schwestern nach dem Ermessen der Angehörigen verheiratet wurden, auch wenn sie nicht damit einverstanden waren. Später fügten sie sich ja wohl in das ihnen Aufgelegte, und lernten verhältnismäßig zufriedene Frauen werden. Niemand fiel es ein, dies als einen Mangel an Liebe zu betrachten. Man glaubte zu dem Besten der Betreffenden zu handeln, wie es Maurice ebenfalls geglaubt.

Auch er liebte seine Schwester, freilich in seiner Weise; er empfand es abermals, wie teuer sie ihm sei, als er nach längerer Trennung wieder vor ihr stand. Wie schön sie war! Sie dünkte ihm schöner mit diesem Hauche rührender Schwermut, der sie umfloß, als in dem Liebreize ihres ersten Erblühens. Er begriff es, daß sie die Aufmerksamkeit aller erwecken müsse, die ihr nahten, wie sehr sich auch Eustache darüber verdroß.

„Was führt Dich her?“ Es war die einzige Begrüßung, die Angélique ihrem Bruder schenkte.

„Wenn ich als Grund angäbe, Dich nach Deinem

Ergehen, nach Deinem Leben zu fragen, würde Dir das nicht genügen?" entgegnete er warm.

"Nein, Maurice," antwortete sie, "denn Du weißt, daß in mein Leben keine Veränderung tritt. — Wonach also solltest Du mich fragen wollen?"

Er war an das jetzige Wesen seiner Schwester gewöhnt und kaum noch überrascht oder verletzt davon.

"Nun denn," sprach er, "so will ich Dir den wahren Grund sofort mitteilen. Ich kam, mich zu erkundigen, wie groß die Truppenzahl ist, welche die Königin von Navarra um sich gesammelt hat und wie die Stimmung hier in der Stadt für sie ist."

"Demnach als Spion," bemerkte Angélique trocken.

"Der Name bedeutet nichts; ich suche meinem Herrn zu dienen, sei es als solcher."

"Dem Könige und nicht lieber ihr?"

"Angélique, wie kannst Du mir das zutrauen?" fuhr er auf. "Mir ist jene Frau seit endloser Zeit gleichgültig."

"Doch kann ich nicht wissen, ob sie es bleibt. Fühlst Du Dich auch einer Wiederbegegnung mit ihr stark genug? Sie ist sich ihrer Reize noch vollkommen sicher, und weiß sie zu gebrauchen."

"Wahrscheinlich hat sie mit Hilfe dieser ihre stärksten Erfolge hier errungen?" meinte der Chevalier.

"Ja, und man ist im Stillen bereits empört über sie, weil sie durch die Wahl ihrer Ritter verschiedene Familien in Unfrieden miteinander gebracht. Erst gestern fand ein Zweikampf zwischen dem Grafen von Marsal und dem Seigneur von Batignolles ihre wegen statt."

"Der letztere ist ja erst seit drei Monaten vermählt," rief Maurice.

"Es ist derselbe," sagte Angélique gleichgültig.

Maurice dachte nach. "Die Art und Weise, wie sie sich hier benimmt, kann mir nur zu statten kommen," sprach er. "Man wird ohne Zweifel zufrieden sein, wenn sie Agen verläßt."

"Das glaube ich auch," erwiderte Angélique. "Sie hat jedoch eine ziemlich feste Stellung in dem Castell eingenommen, das sie mit Munition und Waffen ausgerüstet. Man sagt ihr nach, daß sie den früheren Befehlshaber vergiften ließ, um sich in den Besitz des Schlosses zu setzen, wennschon ich nicht weiß, ob die Anklage auf Wahrheit beruht."

"Sabest Du sie einige Male, meine Schwester, seit sie hier ist?"

"Ja, ich traf sie im Hause der Gräfin Marsal. Sie war sehr gnädig zu mir, als sie hörte, daß Du mein Bruder siehest, und befahl mich einmal in das Schloß. Ich lehnte es ab, da ich ohne Custache derartigen Einladungen nicht folge; er will es nicht."

"Du hast recht gethan. Ich wünsche Dich nicht in näheren Beziehungen zu dieser Frau zu sehen, und jetzt will ich zu dem Maire der Stadt, Mr. Caulain, ihn zu fragen, welche Schritte er gegen den unerbetenen Gast zu unternehmen gedenkt."

### Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Maire von Agen empfing den ihm wohlbekannteren Chevalier mit sichtlichem Befriedigung. Er vermutete, weshalb er gekommen, da er kurz zuvor in Nérac aus Heinrich von Navarras Munde gehört hatte, wie sehr der König die Entfernung seiner Gemahlin aus so naher Nachbarschaft wünsche.

"Der Aufenthalt der Königin in unserer Stadt," sprach Mr. Caulain, "ist für uns mit geringen Annehmlichkeiten verknüpft gewesen. Sie beruft sich auf ihre Besitzungen in dieser Provinz, welche ihr von ihrem königlichen Bruder übertragen worden sind und hat bisher nichts weiter gethan, als alles zu verwirren und die Gemüther gegen einander zu erhitzen."

"Sie sucht offenbar im Dienst der Ligue zu wirken?" fragte Maurice ironisch.

"Thörichterweise, ja," antwortete der Maire, "unsere Stadt und die ganze Provinz sind protestantisch gesinnt und dem Könige von Navarra ergeben. Es wäre unser Verderben, wenn jene Hilfe von Spanien einträfe, die sie erwartet."

"König Philipp wird sich nicht übereilen," meinte der Ritter. "Wie ich mir sagen ließ, traut er dieser Bundesgenossin keine Erfolge zu. Wollet mir mitteilen, ob die Streitkräfte bedeutend sind, die es ihr gelang, für sich zu gewinnen."

"Sie hat in ihrem Dienste tausend Hakenschützen und ungefähr hundert Reiter, welche sie, teils in dem Castell, teils in den nächsten Häusern untergebracht. Wäre dies nicht, hätten wir Bürger längst den Versuch gemacht, sie hinauszutreiben. Ihr Wandel ruft die Verachtung, auch des niederen Volkes heraus, das für sie keine Hand rühren würde, auch ihre nächste Umgebung, die Frauen, die sie mit sich brachte, haben sich verhaßt gemacht. Man sagt von ihrer ersten Dame, Frau von Durac, daß sie mit Wissen ihrer Herrin den Gouverneur vergiftete."

Maurice erhob sich von seinem Sessel. "Ich weiß genug," sprach er, "und Ihr sollt in kürzester Frist von ihr befreit werden. Noch in dieser Nacht kehre ich nach Nérac zurück. Bevor ich indessen zur Gewalt schreite, will ich versuchen, sie auf gutlichem Wege zur Entfernung zu bringen."

"Das gelingt Euch nicht," erwiderte der Maire, "sie hat versichert, nur als thatächlich Besiegte zu weichen und baut auf die Treue ihrer Ritter, deren mehr als einer ihr Liebhaber gewesen ist oder noch ist."

"Ich muß es dennoch versuchen," entgegnete Maurice, "mir widerstrebt es, mit Frauen Krieg zu führen. Einer Vorstellung der Vernunft muß doch auch sie zugänglich sein."

\* \* \*

Margaretha von Balois hatte mit ihren Damen soeben zu Nacht gespeist, als einer ihrer Diener ihr ankündigte, daß ein fremder Mann sie zu sprechen begehre.

"Frage ihn, woher er kommt und wie sein Name ist," gab sie zurück.

Der Diener verschwand, um gleich darauf zu melden: „Er kommt von Nérac, im Auftrage seines Herrn, des Königs. Seinen Namen aber will er nur Ew. Majestät selbst sagen.“

„Von meinem Gemahl also,“ sprach Margaretha nachdenklich. „Durac, Thorigny,“ wandte sie sich an ihre Damen, „lasset mich allein.“

Die Angeredeten zögerten. „Wenn es ein Verräter wäre,“ sagte die vorsichtige Durac warnend.

„Sei ohne Furcht,“ lächelte Margaretha, die nicht ohne persönlichen Mut war. „Ihr mögt in der Nähe bleiben, doch will ich nicht vor Zeugen hören, was mein Gebieter mir zu wissen kund thut.“

Die Damen zogen sich zurück; die Königin blickte mit einiger Neugier auf die Thür, durch die der Abgesandte eintreten sollte.

Ein Ausruf des Staunens entglitt ihren Lippen. „Chevalier von Rougemont!“

Sie hatte ihn sofort wiedererkannt, dessen ernstes, bleiches Gesicht mit den dunklen Feueraugen zuweilen noch in ihrer Erinnerung auftauchte, als der wenigen einer, die sie mit der Tiefe wahrer Empfindung geliebt hatten.

Auch er war einige Minuten stumm, doch mochte dies die Ueberraschung über die Veränderung bewirken, welche die Jahre an dieser Frau hervorgebracht. Das war nicht mehr die zauberisch schöne Königin, die einem Feuerreiche entstiegene schien, um arme Sterbliche zu berücken, das war die Frau auf ihres Lebens Höhe angelangt, in deren noch immer anmutige Züge die Leidenschaft ihre tiefen Linien eingegraben, die Runenschrift des Lasters, welche dem Beschauer die Geschichte einer schuldigen Vergangenheit erzählt.

„Ihr liebet mir sagen,“ begann die Königin in dem leutseligen Tone, den sie so wohl anzunehmen verstand, „daß Ihr mit einer Botschaft meines Gemahls betraut seit. Sprecht sie aus; einer einflamen, vom Schicksale verfolgten Frau kann es nur willkommen sein, zu hören, daß man sich ihrer erinnert.“

„Es wird mir schwer, des Auftrages mich zu entledigen, Madame, den Euer hoher Gemahl mir übergab,“ antwortete Maurice, „denn ich fürchte, daß er Euch nicht mit Freude erfüllen kann. Seine Majestät, der König, läßt Euch ersuchen, so bald als möglich Agen zu verlassen und Euch nach Paris, oder auf eines Eurer Schlösser zu begeben.“

Margaretha warf spöttisch ihre Lippe auf. „Ist dies alles, was mein Gemahl mir zu sagen hat,“ rief sie, „so konntet Ihr den Weg Euch sparen, Chevalier, denn ich bin nicht gesonnen, dem Befehle zu folgen.“

„Ob es alles ist, Majestät, was ich Euch mitzutheilen habe,“ sprach Maurice, „hängt von der Antwort ab, die Ihr mir zukommen laßet.“

„Wohlan denn,“ erwiderte Margaretha herbe, „sagt dem Könige, daß es mir gefällt in Agen, inmitten meiner Getreuen zu bleiben, und daß mich keine Gewalt der Erde zwingen wird, freiwillig diesen Platz zu räumen, so lange ich ihn noch verteidigen kann.“

„So schmerzt es mich, Euch vorstellen zu müssen, Madame,“ fuhr Maurice fort, „daß Ihr zu Eurem

eigenen Nachteile damit handeln würdet. Gelingt es Seiner Majestät nicht, Euch auf friedlichem Wege zu bestimmen, Agen zu räumen, so habe ich den Befehl, die Stadt zu belagern und einzunehmen. Ihr werdet selbst ermessen können, ob Eure Truppenmacht einem bevorstehenden Ansturm gewachsen ist.“

Die Königin wandte ihr Antlitz voll zu dem vor ihr stehendem Manne. „Und Ihr,“ sprach sie vorwurfsvoll, „müßet es sein, der mir diese Drohung zu überbringen bereit war? Vollendet, fügt hinzu, daß Ihr unter denen waret, die zu der Vertreibung Eurer Königin geraten, daß es Euch keine Ueberwindung kosten würde, schon morgen als Feind unter diesen Mauern zu erscheinen.“

„Ich übernahm den Auftrag, Madame,“ antwortete Maurice ruhig, „um Euch der Pein eines ungewissen Ausganges zu entziehen und Euch die Möglichkeit zu lassen, Euch zu retten, wenn Ihr den Wünschen Eures königlichen Gemahles nachgebet. Ist es Euch unbekannt, daß auch der Marschall von Matignon von Paris her auf dem Wege nach Agen ist, Eure Entfernung zu bewirken? Ließe ich dem Feldherrn König Heinrichs III. jetzt freien Raum, so sielet Ihr in kurzem in seine Hände, während ich Euch einen Ausweg biete, der für Euch minder drückend ist.“

„So seid Ihr noch ein wenig mir ergeben, obgleich Ihr einst im Zorne von mir geschieden?“ fragte Margaretha schmelzend, während in ihrem raschen Geiste die Möglichkeit auftauchte, aus dem Abgesandten des feindlichen Lagers sich einen Bundesgenossen zu machen. „Es lebt ein Rest des längstvergangenen Gefühles noch in Euch, des besten wohl, das ich je von einem Manne empfang? O Maurice, Ihr seid nicht als mein Verfolger gekommen; Ihr seid zu edel, um anderes für mich, als Mitleid zu empfinden, wenn Euer jetziges Handeln nicht Besserem noch entsprang.“

Ihre bisher unruhig flackernden Augen suchten die seinen mit zärtlichem Blick; die Hoffnung, die sie belebte, gab ihr einen Teil des früheren Jugendreizes wieder. Umsonst! Ihr Zauber war gebrochen; sein Herz blieb kalt und unberührt, das alte Spiel, das ihr noch heute so oft glückte, verfehlte seine Wirkung auf ihn.

Margaretha legte ihre Hand auf seinen Arm. „Maurice, habe ich Euch recht verstanden?“ fragte sie halbblaut. „Ihr kommt als Freund zu mir. Ihr habt es mir verziehen, daß ich einst Euch wehe that, Ihr seid der alte geblieben, furchtlos, kühn und treu. Verlaßt mich nicht mehr; Euch soll fortan mein ganzes Vertrauen gehören, Ihr sollt an meinem Hofe den ersten Platz einnehmen, der dem besten meiner Ritter gebührt.“

Der Hugenott besetzte sich langsam von der zarten Hand, die ihn hielt.

„Ihr irrt Euch, hohe Frau; nicht bei Euch zu bleiben kam ich her. Wollet Euch erinnern, welches meine Vorschläge waren, und gebt mir ungesäumt jetzt Euren Entscheid.“

Seine Züge hatten sich verfinstert und waren hart und strenge geworden. Sie erkannte, daß sie von ihm nichts zu hoffen habe.

„Ich sagte Euch zuvor, was ich beschloffen,“ erklärte sie in hohem Tone. „Aus Agen, meinem Eigentume, weiche ich nicht.“

„Bedenkt, Madame, was Ihr Euch damit zieht.“

„Bedenkt Ihr selbst Eure Sicherheit, Chevalier, dem es nicht geziemt mit solcher Drohung mich zu schrecken. Wer hindert mich, meine Trabanten herbeizurufen und Euch in das Verließ dieser Burg werfen zu lassen?“

Maurice richtete sich empor; was jetzt aus seinen Augen sprühte, war Widerwille und Verachtung.

„Wenn Euch die Person des Abgesandten, der zu Eurer Wohlfahrt zu handeln meinte, nicht geheiligt ist,“ erwiderte er, „mögt Ihr thun, was Euch beliebt. Meine Haft würde in solchem Falle nicht lange dauern. Bin ich morgen in der Frühe zu der gegebenen Stunde nicht in Nérac, haben meine Leute den Befehl, nach Agen zu marschieren und die Stadt mit Sturm zu nehmen, Euch selbst aber als Gefangene an den Marschall von Matignon auszuliefern, der nur auf meine Botschaft harret, ob er gegen Euch vorgehen kann. Vielleicht zieht Ihr es vor, Euch dieser Möglichkeit nicht auszusetzen. Die Bürgerchaft von Agen wird Euch nicht verteidigen, Ihr werdet besser als ich wissen, weshalb nicht.“

Sie zerbrach in aufwallendem Zorne den Fächer, den sie in der Hand gehalten. „Lasset, was Ihr wollt, zu meinem Verderben geschehen,“ rief sie aus, „ich füge mich Euren Vorschlägen und meines Tyrannen Willen nicht.“

„Ihr werdet ungefränkt aus diesen Mauern ziehen, wenn Ihr es über Euch gewinnt, Euch zu fügen.“

„Nimmermehr!“

Sie winkte ihm heftig Entlassung. Er verneigte sich förmlich vor ihr und schritt erhobenen Hauptes aus dem Zimmer, an den Wachen vorbei, die im Schloßgange auf und nieder gingen und auf ein gebieterisches Wort ihm das Thor öffneten.

In dem Dunkel der Straße erwartete ihn Mr. Caulain. „Wie steht es?“ flüsterte der Maire ihm zu. „Fast war ich in Sorge, sie könne Euch zurückhalten und hatte darauf hin schon die Bürgerwache benachrichtigt, in das Schloß zu dringen. Dem Weibe ist alles zuzutrauen.“

„Sie hatte nicht übel Lust es zu thun,“ erwiderte Maurice, „doch fürchtete sie wohl die Folgen. Haltet Euch für morgen bereit; sie weicht nur der Gewalt, wie sie erklärte. Ich rechne auf Eure Unterstützung, denn ich möchte der Stadt einen nutzlosen Kampf ersparen.“

„Seid dessen versichert; wir alle sind auf Eurer Seite und ihre Soldaten werden nicht lange Stand bieten. Nun kommt mit mir, daß ich Euch aus den Thoren geleite; es thut nicht not, daß man Euch vorzeitig kennt.“

In dem Schlosse der Königin wurde inzwischen ein Kriegsrat gehalten, wie weit man sich der Hoffnung hingeben könne, dem gedrohten Angriffe zu begegnen. Die Besonnenen unter ihren Anhängern waren dafür, den Kampf nicht zu wagen, die jüngeren Ritter

brannten darauf, der Königin durch die höchste Aufopferung ihre Treue zu beweisen.

Margarethe selbst war bis zum äußersten entschlossen. Die Mitteilung, daß auch der Marschall von Matignon im Begriffe sei, sie anzugreifen, erfüllte sie mit Entsetzen und sie zweifelte keinen Augenblick, daß Maurice die Wahrheit gesprochen.

In der That hatte Heinrich III. seinem Marschall den Befehl gegeben, die Königin aus Agen zu treiben und sich selbst in Besitz dieser Stadt zu setzen. Die Bemühungen Margarethas im Dienste der Ligue fanden durchaus nicht ihres Bruders Beifall und er ergriff mit Freuden den Vorwand, seiner Abneigung gegen sie neuen Ausbruch zu leihen, zugleich damit seinem Schwager einen Dienst erweisend, dem er soeben auf Heinrich Guises Drängen den Krieg erklärt hatte.

Margarethe wußte, was ihrer an Bitterkeit und Demütigung harrte, wenn sie in die Gewalt ihres feindlichen Bruders käme, sie durfte auch erwarten, daß ihr Gemahl darauf bestehen würde, sie nach Paris zu senden; so blieb ihr nichts, als ihre eigene Kraft und die Tapferkeit derer, die sie umgaben.

Die Truppen aus der Nachbarschaft wurden herangezogen, das Schloß in Verteidigungsstand gesetzt, die Führer an ihre Posten gewiesen. Die Königin ging hin und her, ihre Streiter zum Ausbarren zu ermutigen. Sie ließ in der Frühe des Morgens unter die ärmeren Bewohner der Stadt Geld und Lebensmittel austheilen, sich ihres Bestandes zu versichern und den Maire auffordern ihr Hülfe zu senden.

Aber all diese Bemühungen blieben fruchtlos angesichts der Stimmung, die gegen sie herrschte. Das Volk in seiner großen Mehrheit verlangt mit instinktiver Überzeugung, daß es dort lieben und achten könne, wo es sich opfern soll. Margarethe jedoch hatte sich weder das eine, noch das andere erworben.

Wer nicht in ihr die Liguistin haßte, die den Spanier in das Land rufen wollte, sah in ihr die zügellose Frau, die ungetreue Gattin. Ihre Bedrängnis erregte keine Teilnahme, ihre Freigebigkeit erwarb sich keinen Dank mehr. Als gegen Mittag unter der Führung von Rougemont die Truppen von Nérac her anrückten, stießen sie nirgend in der Stadt auf ernstlichen Widerstand.

Den Bürgern kam es nicht in den Sinn, für die Königin Margarethe sich erschließen zu lassen, ja, ein großer Teil schloß sich den fremden Soldaten an, das Castell erobern zu helfen.

Der Kampf war nur von kurzer Dauer. Ehe noch der Marschall Matignon mit seiner größeren Truppenmacht nahte, hatten die Verteidiger des Schlosses der Hefigkeit des Angriffes bereits nachgegeben, die Führer vermochten ihre Untergebenen nicht mehr zum Widerstande zu bewegen, die wenigen, der Königin wirklich ergebenen Gelleute wurden in dem Burghofe theils niedergestossen, theils zu Gefangenen gemacht. Triumphierend drang hinter den Soldaten König Heinrichs die Menge des Volkes ein, mit ihrem ungestümen Überfalle den letzten der Gegner in die Flucht jagend.

Maurice hatte sich von seinem Pferde geschwungen und war, das bloße Schwert in der Hand, in das Schloß geeilt. Er fürchtete für die bethörte Fürstin dort droben, falls die Volkswut wider sie sich kehren sollte. Er wollte ihr auch die Beschämung ersparen, als Kriegsbeute später von Maignon hinweggeführt zu werden, der in weniger als einer Stunde von Cahors her eintreffen konnte.

In dem Gemache, in welchem sie ihn gestern Abend empfangen, stand sie inmitten ihrer Damen und einiger Diener, totenbleich, ratlos, dem Jammer ihrer Umgebung aber mit festem Mute belegend.

Maurice eilte auf sie zu und ergriff ihre Hand. „Fort, fort Madame,“ rief er, „flieht, wenn Euch Euer Leben lieb ist. Das Schloß ist unser und Maignon auf dem Wege hierher, Euch zur Gefangenen zu machen.“

„Fliehen, wohin?“ fragte die Königin dumpf. „Ich habe keinen Ort der Erde, der mir Sicherheit böte.“

„Ihr dürft nicht in die Hände des Volkes fallen,“ sagte er dringend, „kommt mit mir; Ihr seid ein Weib, das sich selbst nicht schützen kann. Zwei meiner Ritter stehen mit ihren Pferden an der Seitenspforte des Castells. Ich führe Euch hinab und decke Eure Flucht. Wendet Euch nach Carlat, dort wird man Euch ein Asyl gewähren, und für den Augenblick seid Ihr außer aller Gefahr.“

Sie folgte ihm wie willenlos durch die Räume des Schlosses bis zu der Ausgangspforte, welche er bezeichnet hatte. Dort standen die Pferde bereit, die sie und Madame Duras hinwegführen sollten. Maurice hob die Königin empor.

„Wie habe ich Eure Schonung verdient?“ fragte sie, als sie den Platz hinter dem zu ihrem Schutze bestellten Ritter eingenommen.

Der Chevalier trat zurück. „Ich bin ein Edelmann, ein protestantischer Christ,“ sprach er ernst, „als solcher fühle ich mich gedungen durch Eure Rettung Euch das Üble zu vergelten, das Ihr einst mir angethan.“

Die Pferde jagten davon; der Ritter kehrte in das Schloß zurück, die Dienerschaft der Königin zu entwaffnen und das Volk hinauszurufen, das seinem Zorn über das vergebliche Suchen nach Margaretha in Zerstörung und Blünderung Lust machen wollte.

Die Königin erreichte nach wildem, anstrengendem Ritte die Festung Carlat; aber auch dort war ihres Bleibens nicht lange. König Heinrich sandte sie in das feste Schloß Usson in der Auvergne, um sie unter die Aufsicht des Marquis von Canillac zu stellen.

Margaretha gelang es durch ihre Liebenswürdigkeit den Kerkermeister derart zu bethören, daß er ihr größere Freiheiten einräumte, als sie mit seinem Amte verträglich waren und die Königin zog aus diesem Umstande soviel Nutzen, daß sie sich endlich des Schlosses bemächtigte, den Marquis verjagte, und sich während der folgenden Jahre zur Herrin von Usson aufwarf.

## Sechszwanzigstes Kapitel.

Maurice von Rougemont kehrte mit einem Gefühle der Erleichterung nach Nérac zurück, um sich von dort zu dem Heere zu begeben. Es war ihm, als könne er nach langer Zeit wieder freier atmen, als sei ein Bann von ihm gewichen, der Jahre hindurch auf ihm gelastet. Heinrich von Navarra empfing ihn mit sichtlich Befriedigung, nach der raschen Ausführung des erteilten Auftrages, behielt ihn jedoch nur kurze Zeit in seiner Nähe, da die Notwendigkeit es erheischte, die ihm gehörenden Streitkräfte, entsprechend der königlichen Armee, in verschiedene Abteilungen zu sondern. Maurice wurde daher den Truppen beigegeben, welche unter dem Oberfehl des Grafen Dohna dem Guisesehen Heere entgegenzogen, Gustache von Loignac, mit den Werbungen in der Schweiz betraut, war im Begriffe sich mit den neugewonnenen Soldaten zu Dohnas Heere zu begeben, um dann sich wieder mit Navarra zu vereinigen.

Man mußte erwarten, zunächst auf die Guisesehe Armee zu stoßen, die auch von allen im Felde stehenden wohl die kampfeslustigste war, obgleich ihre Anführer nicht aufhörten sich über die Mißgunst des Königs zu beklagen, der alle Dispositionen nur treffe, um ihnen zu schaden, ihnen nicht einmal den nötigen Sold für ihre Truppen gebe und sie zwingt, stets von neuem den Beistand des Königs von Spanien anzugehen, dessen Geldmittel allein es ihnen ermöglichen, ihre Soldaten zu erhalten.

Heinrich III. blieb diesen Klagen gegenüber taub und nahm sich vor es ferner noch zu sein. Die Waffenthaten, welche bisher von den verschiedenen Armeen geleistet worden, waren nicht bedeutend gewesen. Heinrich wünschte auch keine solche, die den verhassten Guise in der Gunst des Volkes noch mehr erheben könnten.

Er hatte gehofft, daß die fremdländischen Truppen in Lothringen bleiben und diese Provinz verwüstend, den Herzog von Guise ruinieren würden. Doch Fabian Dohna hatte seinen ursprünglichen Plan geändert und war, dem Laufe der Loire folgend, bis in die Nähe von Gien gekommen, wo sich der König befand.

Der Herzog von Guise faßte sofort den Entschluß, dem Gegner den Weg abzuschneiden und es glückte ihm nach einem kurzen Scharmügel sich der Stadt Vimory zu bemächtigen, in welcher die deutschen Truppen Fuß gefaßt.

Das Gefecht von Vimory war kein hervorragender Erfolg, auch wurde dadurch der Weitermarsch der Feinde nicht aufgehalten, die gegen Chartres zogen, dennoch aber wurde das Ereignis von den Anhängern der Ligue als eine Heldenthat gepriesen. In den Städten, welche zuerst die Kunde davon erhielten, veranstaltete man öffentliche Dankgebete und erwartete in kurzem von einem noch glänzenderen Siege des Volkslieblinges zu hören.

Aber König Heinrich, dem der Freudelärm über diese ganze Sache sehr mißtönend war, nahm sich vor es keinesfalls dazu kommen zu lassen und die Um-

stände sollten seine Absichten über Erwarten begünstigen. Er hatte sein Lager in der Nähe von Chartres aufgeschlagen und sich vorläufig gänzlich unthätig verhalten.

Seine Stimmung war die denkbar schlechteste. Wie haßte er diesen ganzen Krieg und jene, die ihn dazu gezwungen! Seine Umgebung durfte kaum noch die Namen der lothringischen Brüder vor ihm nennen, ohne einen Hornsausbruch von ihm zu gewärtigen. Wenn er wenigstens seinem Gegner ein Hindernis auf seiner Bahn entgegenzuschleudern vermocht hätte! Aber Heinrich Guise erwies sich unanfechtbar auf jedem Plage, den er behauptete und immer, wo es auch war, mußte er einen Vorteil davontragen.

König Heinrich liebte es mit seinen Vertrauten, dem Herzog von Sperton und Mr. de Bellière, zuweilen Refognoszierungsritte in die Umgegend zu machen, eigentlich aber that er es, um von niemand als seinen Günstlingen gehört, seinem Grolle über den Herzog von Guise Ausdruck geben zu können. Er ließ sich auch nicht abraten, diese Ausflüge zu unternehmen, seit er in Erfahrung gebracht, daß eine der feindlichen Armeen nur wenige Meilen noch entfernt sei und ihre Vorposten sich bereits am Ufer der Eure zeigten.

„Möge Guise mit ihnen fertig werden,“ sagte er, als er eines Abends in Begleitung der genannten Edelleute das Lager verließ, „oder sie vielleicht mit ihm, was ich vorzöge. Von uns beiden ist schon seit lange einer zuviel auf der Welt. Lasse ich ihn gewähren, wie er jetzt begonnen, gelte ich in kurzem nichts mehr in meinem Lande und er ist König von Frankreich.“

„Nehmen Ew. Majestät ihm die Gewalt, die er auszuüben sich anmaßt,“ riet Sperton, der keinen Grund hatte, dem Herzoge wohlzuwollen, „gelingt es ihm, noch einen Sieg in diesem Kriege zu erfechten, so wird er in seinen Forderungen maßloser werden, als bisher.“

„Ich weiß sehr gut, wohin seine Wünsche gehen,“ sagte der König ingrimmig. „Er will Connétable werden, um mein Heer, meine Unterthanen dorthin zu führen, wo es ihm beliebt. Aber ich dulde es nicht, daß er einen Erfolg auf dem Schlachtfelde aufzuweisen hat, und sollte ich sofort mit Navarra Frieden schließen müssen, den ich tausendmal lieber zum Verbündeten hätte, als diesen unleidlichen Lothringer mit seinen hochmütigen Augen, die mir stets auszudrücken scheinen: er sei der Gebieter, ich nur sein Unterthan.“

„Er fühlt sich auch aus königlichem Blute, Sire,“ bemerkte Monsieur de Bellière. „Ist Ew. Majestät die Schrift Rosières' nicht bekannt geworden, in welcher jener nachweist, daß die Lothringer in gerader Linie von Clodion abstammen, den Merowing verdrängte?“\*)

„O, sicher kenne ich das saubere Schriftstück, für welches Rosières seiner Strafe nicht entgehen wird. Jetzt begnügen sie sich nicht mehr damit, ihre Ab-

\*) Dieser legendenhafte Stammbaum wurde von den Liguisten mit Begeisterung aufgenommen, trug jedoch seinem Verfasser, Rosières, eine sehr harte Freiheitsstrafe ein.

stammung von den Karolingern behaupten zu wollen und Hugo Capet als Ursurpator aufzustellen. Ihres Hauses Ahnentafel geht noch viel weiter hinauf, immer nur das eine festhaltend: daß sie eigentlich berechtigtere Ansprüche an Frankreichs Krone haben, als ich.“

„Ew. Majestät sollten eine Gesandtschaft an den König von Navarra senden,“ sagte Sperton, „nicht insgeheim, sondern öffentlich, damit der Herzog Eure Gesinnung kennen lerne.“

„Ich ließ ihm wiederholte Anerbietungen machen,“ entgegnete Heinrich, „wenn er sich nur bekehrte!“

„Ist Ew. Majestät der Calvinismus so verhaft, um ihn bei dem Könige nicht dulden zu wollen, auch wenn es nicht anders ginge?“ fragte Bellière.

„Ich zöge ihn unter allen Umständen diesen falschen Liguisten vor, die mich tyrannisieren, wo sie wissen und können,“ sprach Heinrich offen. „Die Ligue ist verkappte Rebellion, nicht Glaubenseifer. Navarra dagegen ist rechtschaffen und ehrlich, aber ich erwecke mir neues Mißtrauen in Paris und weit darüber hinaus, wo dieser Guise seine Kreaturen hat, wenn ich Navarra zum Erben einsetze, ohne daß er Katholik wird.“

Er hatte im Eifer des Gespräches nicht mehr auf den Weg geachtet. Jetzt plötzlich befanden sich die drei Reiter in einer unbekanntem Gegend, unweit eines Steges, der über die an dieser Stelle seichte Eure führte und soeben von zwei ebenfalls berittenen Männern überschritten worden war, welche sich dem Könige näherten.

Die Sonne war bereits gesunken; das scheidende Tageslicht aber noch hell genug, um den König die Feldabzeichen der feindlichen Armee erkennen zu lassen. Es überraschte ihn; sollten die fremden Truppen so weit schon vorgebrungen sein? Heinrich wollte sich darüber Gewißheit verschaffen und ritt auf die beiden Männer zu.

„Wer seid Ihr? Wo kommt Ihr her?“ fragte er kurz.

Der eine der Angeredeten schien ihn nicht zu verstehen, der zweite richtete sich grüßend empor.

„Eustache de Voignac, Lieutenant bei den Fantassins des Obersten Turenne und Charles Werninger, Cornet bei den Schweizern,“ antwortete er, den König scharf ansehend.

„Also von den Calvinisten, die mir gegenüberstehen,“ sprach Heinrich. „Was führt Euch in diese Gegend?“

„Das Heer, dem wir angehören, lagert unweit von hier,“ sagte Eustache, „und wir sind hinausgeritten, das Terrain zu erkunden, um morgen unseren Marsch fortzusetzen. Ew. Majestät thun besser, nicht weiter nach dieser Richtung zu reiten, da Ihr sonst unseren Vorposten in die Hände fallen könntet.“

„Ihr kennt mich?“

„Ich bin Franzose, Sire. Hätte ich Ew. Majestät nicht sofort erkannt, würde ich Eure Fragen nicht beantwortet haben.“

„Mein Unterthan und dennoch mein Feind, der



morgen schon auf dem Schlachtfelde sich mit den Meinen messen kann!"

"Sire, der Soldat hat keinen eigenen Willen; er gehorcht dem Felbherrn, der ihn sendet."

Die Entgegnung gefiel Heinrich. "Wenn Ihr demnach nicht einen persönlichen Grund habt, mir übel zu wollen," sprach er, "so könntet Ihr mir auch sagen, ob die Armee, bei der Ihr steht, der gleichen Gesinnung ist, wie Ihr."

"Die Truppen, welchen ich mit den Meinen zuerteilt bin, sind protestantische Schweizer," erwiderte Eustache, "sie folgen der Werbetrummel und dem Angebote, das man ihnen machte, wie es alle jene Fremden thun, ohne zu fragen, wohin ihr Weg gehe."

"Die Schweizer sind durch das Edikt des ewigen Friedens mit mir verbündet," bemerkte der König, "sie haben bei Abschließung desselben gelobt, nie wider mich die Waffen zu ergreifen. Was konnte sie bewegen, es jetzt zu thun?"

Eustache zögerte. "Man wird sie über den Zweck des Krieges falsch berichtet haben," sagte er endlich. "Sie erblicken in dem Herzog von Guise ihren Feind, nicht in Ew. Majestät."

Des Königs Antlitz überflog ein Ausdruck des Triumphes; was er ersehnte, hier war es ihm geboten: die Gelegenheit ohne fernere Kämpfe mit seinen Feinden zu einer Verständigung zu gelangen, welche seinem Nebenbuhler den bittersten Verdruss bereiten mußte.

"Ich danke Euch, Ritter von Loignac," sprach er, "daß Ihr mir Eure Warnung zukommen liehet und ebenso, daß Ihr mich über die Stimmung in Eurem Heere unterrichtetet. Sagt Euren Gefährten, daß es König Heinrich, nicht der Herzog von Guise ist, der mit seiner Armee bei Chartres steht, und daß sie mir eine Anzahl vertrauenswürdiger Männer senden sollen, wenn ihnen darum zu thun sei, mit mir zu unterhandeln."

Der König kam sehr befriedigt in das Lager zurück. Er zweifelte nicht daran, daß die Schweizer und deutschen Truppen sich auf gutlichem Wege zum Abzuge würden bestimmen lassen. Geschah dies aber wirklich, dann war der Krieg so gut wie beendet und Heinrich Guise an jedem weiteren Schritte gehindert.

Die Hoffnungen des Königs waren keine vergeblichen. Als an einem der folgenden Tage die Abgesandten der fremden Truppen erschienen, drückte der König den Schweizern zunächst sein Erstaunen aus, sie als Feinde in seinen Landen zu sehen, erinnerte sie an die früher geschlossenen Verträge und an die Verpflichtung, die sie ihm gegenüber auf sich genommen. Er bot ihnen schließlich viermalhunderttausend Dukaten Abstandsgeld und persönliche Sicherheit, wenn sie ungesäumt in ihre Heimat sich zurückbegeben wollten.

Die Schweizer Werbungen hatten ihre größere Ausdehnung allerdings nur genommen, weil man den Landsknechten den Glauben beigebracht, es sei der Verfolger ihrer Religion, der Herzog von Guise, gegen den sie zu kämpfen ausgesandt wurden. Die Worte und Anerbietungen des Königs machten um so tieferen Eindruck auf sie, weil sie in der That sich des beschworenen ewigen Friedens erinnerten, der sie in ein Bündnis mit dem französischen Herrscher gebracht.

Sie zögerten daher nicht, das gebotene Geld anzunehmen und Heinrich III. ihrer erneuten Bundestreue und Ergebenheit zu versichern.

Eustache de Loignac hatte die Abgesandten begleitet, der König wandte sich an ihn, als der Vertrag unterzeichnet war.

"Ihr habt mir und meinem Lande einen erheblichen Dienst geleistet," sagte er, "und mich Euch damit verpflichtet. Bittet Euch eine Gnade aus, die Euch meine Erkenntlichkeit beweise."

Eustache beugte ein Knie vor ihm. "Die Gnade Ew. Majestät ist mir Lohnes genug," erwiderte er ehrerbietig. "Ich hoffe, daß ich in dem nächsten Kriege gewürdigt bin, unter Ew. Majestät Fahnen zu kämpfen."

"Ich hoffe es mit Euch, nur wünsche ich mir diesen Zeitpunkt nicht sogleich herbei, und mache Euch den Vorschlag, da Eure bisherigen Gefährten in ihre Heimat gehen, und der Frieden in naher Aussicht ist, in meine Dienste zu treten. Ich nehme Euch unter die Zahl derer auf, die meine Leibwache bilden, denn wer wie Ihr sich scheute, als Gegner mich in Gefahr geraten zu lassen, wird mir als Diener um so treuer sein. Wollt Ihr das, Ritter von Loignac?"

Eustache war von dem Anerbieten einigermaßen betroffen. "Sire, ich bin Calvinist," antwortete er.

"Das war auch Ambroise Paré, mein früherer Leibarzt," sagte der König. "Es ändert an meinem Vorschlage nichts. Mögt Ihr in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen werden, um so besser."

"Wolle Ew. Majestät mir Zeit lassen, dies letztere in Erwägung zu ziehen," sprach Eustache, durch dessen Geist unwillkürlich die Vorteile flogen, welche ihm die Gunst des Königs bringen könne, "und meiner treuen Dienste allezeit gewärtig sein, auch wenn ich mich nicht sofort zu einem Wechsel meines Glaubens entschließen könnte."

Der König reichte ihm die Hand zum Kusse. Er war in seiner Freude über den errungenen Erfolg sehr gnädig gestimmt. Vielleicht empfand er auch, daß die Hugenotten seine eigentlichen Feinde nicht seien, daß er sie weit eher unter seinen angeblichen Verbündeten und Glaubensgenossen zu suchen habe.

(Fortsetzung folgt.)

# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## Der Reiter von Johnstown.

(Schluß.)

Steil stieg der Weg vor uns empor,  
Aus den Hängen wuchs dichtes Gestrüpp hervor,  
Und unweit ragte ein Fichtenbaum  
Tiefschwarz und ernst in der Lüfte Raum.  
Dort saß es und ächzte und rang nach Luft,  
Als läg' es im Sarg in verschlossener Gruft.

Nach dem Becher griff ich und sprang hinan,  
Doch wehrte den Trunk der alte Mann  
Und richtete stöhnend sich in die Höh'  
Und ächzte: „Ihr fahrt zum Connemaugh-See?  
Schon lange zieh' ich das Thal hinauf,  
Doch geht's mit mir Altem schlecht bergauf.  
Nehmt, Herr, in Euren Wagen mich ein.  
Es soll Euch unvergeffen sein.“

Und er stützte sich schwer auf meinen Arm.  
Welch Grauen kam mir — daß Gott erbarm! —  
Und rann mir vom Wirbel hinab zur Zeh',  
Und wie bänglich bekommen mir ward und weh!  
Ja, wär's gewesen um Mitternacht,  
Bei Jesus, ich hätte mich zehnmal bedacht,  
Eh' ich ihm öffn'et des Wagens Schlag.  
Doch wer denkt an Gespenster am lichten Tag!

Der Kutscher schirrte die Kofse an.  
Sie häumten und schlugen und zitterten dann,  
Bom Jügel gebändig, als lauerte dort  
Am Wege ein Untier, bräuernd mit Mord.  
Und als der Kutscher die Peitsche schwang,  
Ging's wie auf der Rennbahn die Straße entlang,  
So steil wie sie anstieg, in rausender Fahrt,  
Als ob nur Flucht unser Leben bewahrt.

Und nun schwaug auch der Sturm sich vom Bergeshang  
Und zerriß die Nebel das Thal entlang  
Und sagte mit uns zum Gebirg empor  
Tief hängender Wolken schwärzlichen Flor.

Ich blickt' auf den Alten neben mir.  
Wie schwankte der Arme! Doch voller Gier  
— So schien's mir — maß sein hohler Blick  
Umschauend den Weg, den wir legten zurück,  
Und ob wir noch vor sinkendem Tag  
Das Ziel erreichten, das nahe schon lag.

Ich mochte nicht reden. Des Bergstroms Drang,  
Der Räder Gerassel das Wort verischlang,  
Und des Sturmes Brausen, des Donners Schall  
Und der grollende, heulende Widerhall.  
So durchforchte mein Blick nur seitwärts und schen  
Des Alten Gesicht und wer er sei.

Hohl war seine Wange, sein Blick, wie graß!  
Voll Runzeln die Haut und gelblich blaß,  
Seine Lippen farblos; es schlug sein Sinn  
Den Takt, wie der Wagen flog her und hin.  
Den fahlen Schädel bedete ein Hut,

Mißfarben von Regen und Sonnenglut;  
Und seine welke, knöcherne Hand  
Hielt krampfhaft zusammen sein schlotternd Gewand,  
Als fürchtet' er, daß — was sein Mantel bedeckt —  
Mit Ekel und Grauen das Auge schreckt.  
Ob Blut ihm warm durch die Adern rann?  
Eiskalt ging's aus von dem alten Mann.  
Doch schalt ich mich selbst und mein thörichtes Gran'n.  
Das Ziel war nah. Bald sollt' ich's schau'n.

Da plötzlich wandte der schaurige Gast  
Zu mir der hohlen Augen Glanz  
Und regte der Lippen farblos Paar.  
Und durch's Toben des Wetters, deutlich und klar,  
Durch's Brausen und Heulen und Donnergetrach  
Bekam ich, was er krächzend sprach.

„Das nenn' ich mir rüstige Fahrt, fürwahr!  
Wie mühte ich mich schon manches Jahr  
Dies kurze Thal bergan zu ziehn  
Zum Connemaugh-See im Waldesgrün.  
Doch immer vergebens! — Alt, wie die Welt,  
Schreit' ich nur nach, wie die Welle fällt.  
Vergab, da wandr' ich rüstigen Schritt,  
Da kommt mir so leicht kein anderer mit.  
Wie auf die Beute stürzt der Har,  
Schwing' ich vom Fels mich sonder Fahr.  
Mit der Lawine stürzendem Schnee  
Halte ich Schritt, wenn bergab ich geh'.  
Auch auf ebener Bahn, sei's Nacht, sei's Tag,  
Bin ich schneller als Blitz und schmetternder Schlag.“

Doch soll bergan die Reise gehn,  
So muß mir ein Mensch zur Seite stehn.  
Die Glieder wurden mir steif und schwer,  
Wie in rüstiger Jugend geht's nicht mehr.  
Hei! Damals, als noch jung die Welt,  
Auch ich war da jung und ein starker Held.  
Wie spielend nahm ich die Berge zur Hand  
Und streute die Trümmer weit über's Land.  
An allem was lebte, am ganzen Geschlecht  
Übr' ich mein wonniges Herrscherrecht.  
Und die Bogen wälzte ich vor mir her,  
Und die Lande bedeckt' ich mit strudelndem Meer.  
Millionen drückte diese Hand  
In die Tiefe hinab, in Schlamm und Sand.  
Wie sie ächzten und rangen mit wogender Brust!  
Ich doch stärker als alle. O, Götterlust! —

Jetzt aber, was kostet's mir Müh und Qual,  
Handelt's sich nur um geringe Zahl!  
Um Fünfzigtausend nur schleppt' ich mich gar  
Den Weg hier herauf schon Jahr für Jahr,  
So lange, wie der Damm dort steht,  
Dran unfre Straße bald aufwärts geht.  
Wärst Du nicht gekommen, nahmst Du mich nicht mit,  
Wohl nimmer lentt' ich bis hierher den Schritt.

Und doch brennt mir längst in verschlossener Brust  
Der Wunsch nach solchen Schauspiels Lust:

Wie der Damm zerreißt, wie die Flut erbraust,  
Eine schäumende Mauer das Thal durchsauft;  
Wie sie Bäume zerbricht und Felsen hebt,  
Die Brücken zertrümmert, die Felder begräbt!  
Und Häuser und Dörfer zertrachen im Thal  
Und die Stadt dort brunten. Und Heulen und Dual  
Und Wahnsinn und Nöcheln und Hülfeschrei:  
Und alles umsonst! Nicht einer kommt frei!"

Wie im Fieber lauscht' ich, der Sinne bar,  
Ein eisiges Grauen sträubte mein Haar.  
Wie von zischender Schlange Zauber gebannt,  
Fühlt ich gelähmt mir Fuß und Hand.

Der Alte schwang sich zum Wagen hinaus:  
„Du fahre nun schnell zum sichern Haus.  
Hier sind wir zur Stelle. Dein Leben war mein.  
Behalt's! Das laß meine Zahlung sein.“

Und neu wuchs, o, Grau'n, der gespenstige Mann  
Wie ein Wirbelsturm zu den Wolken hinan.  
Sein Auge Blitze um Blitze loht,  
Windsbraut sein Mantel. Das war der Tod  
Der Länderverderber, der Menschenfeind,  
Nicht der, der sich friedlich dem Alter eint.  
Seine Mörderhände zerrissen den Damm  
Mit Donnergetrausch vom Fuß bis zum Kamm,  
Und Trümmer wälzend, turmhoch daher  
Brach's brüllend ins Thal herab, ein Meer!

Da — „Mörder!“ schrie ich mit wildem Grimm —  
„Nimmst Du tausend Leben, auch meines nimm!  
Doch Deine Tücke mach' ich zu Spott  
Und rette ihr Leben! Des gnade mir Gott!“

Was weiter geschah, ich weiß es kaum.  
Mir dünkt es wie ein wüster Fiebertraum,  
Daß ich, schnell wie der Blitz, mit scharfem Schnitt  
Die Stränge zerteilt und talwärts ritt,  
Von Blitzen umzuckt, vom Sturm umheult,  
Wie Felsen und Hügel vorübergeilt,  
Ich immer verfolgt von dem tosenden Schall  
Und der Mörderstimme Donnerhall!  
Wie ich selber rief mit Donner-ton:  
„Fort! Wasser, das Wasser!“ — Und alle flohn.  
Doch wehe, zu spät! Schon brach es herein.  
Nun Hülfeschrei und Todespein!

Hindurch durch die Stadt! Die Funken sprühen  
Vom Hufschlag hell, die Menschen fliehn  
Zur Seite entsezt und starren mir nach.  
„Das Wasser! Rettet!“ — Da war es schon jach!  
Und vom turmhohen gläsernen Wall  
Griff der Mörder gierig und würgte sie all'  
Und brückte sie tief ins strudelnde Meer  
Und deckte Gestrümm über sie her.  
Nun schlug seine Faust mein treues Roß.  
Aus dem Sattel ich weithin zur Erde schoß,  
Mein Haupt schlug krachend wider den Stein,  
Dann hüllten mich Gischt und Strudel ein.

Ob die Flut mich spülte auf's Hügelband,  
Wer unter Trümmern mich treibend fand,  
Ich weiß es nicht. Ich fühle nur ein's:  
Nicht Pflege, nicht Liebe, mir hilft kein's.  
Mich verzehrt die Schuld an Jammer und Not,  
Denn zur Beute half ich dem gierigen Tod.

Ja — seht! Dort tritt er unter die Thür!  
Die Knochenhände streckt er nach mir!  
O, helft, er würgt mich! — Es ist vorbei! —  
Meine Seele, Du Mörder, ist ewig — und frei!

E. B.

## An Bord des „Plymouth“.

Erinnerung einer Krankenpflegerin.

I.

Es wird bald zehn Jahre sein, daß ich während einiger Monate zur Hülfeleistung in einem Krankenhause einer holländischen Hafenstadt eingetreten war.

Der Zustand der Anstalt war in dem Augenblicke nicht sehr günstig; das Personal war sehr beschränkt, und es gab viele Kranken in der Stadt. Allein wir thaten was wir konnten, pflegten im Hause so viele Patienten, als es nur die Umstände erlaubten und schickten ab und zu eine Pflegerin in Familien, wo besondere Hilfe dringend not that.

Die zeitweilige Oberin, die ich Schwester Marianne nennen will, war vom Morgen bis zum Abend auf ihrem Posten in den Krankensälen und that die schwerste Arbeit in eigener Person. Mir war die Aufgabe zugeteilt worden, die mir am liebsten war: den hin- und herziehenden Schwestern eine behagliche Häuslichkeit zu verschaffen, den Ankömmlingen durch ihre ersten Schwierigkeiten hindurchzuhelfen, und gelegentlich in allen Winkeln des Hauses helfend einzutreten.

Da schickte uns an einem Nachmittage der Direktor den Bericht, es solle am Abend eine Pflegerin bereit sein zur Pflege eines kranken Kindes auf einem eben angekommenen englischen Dampfer. Es war unmöglich das zu verweigern. Das Versprechen war gegeben und durfte nicht unerfüllt bleiben; es sollte also in der einen oder anderen Weise Rat geschafft werden.

Der Commis des Rheideireibureaus, der unsere Entscheidung zu holen kam, bei der uns keine Wahl übrig blieb, fügte einige nähere Erläuterungen hinzu, die nicht sehr ermutigend waren. Es handelte sich um das neun-jährige geirntranke Söhnchen des Kapitäns, das unter der Obhut seines hoffnungslosen Vaters und eines halb betrunkenen Steuermanns geblieben war, während die übrige Schiffsbesatzung ans Land gegangen war.

Es lag die Frage nahe: ob das Kind nicht transportabel sei; ob die bessere Pflege, die ihm im Krankenhaus zu teil werden könnte nicht die geringeren Gefahren einer vorsichtigen Überführung zehnfach aufwöge?

Die Antwort aber war ganz bestimmt: daß es der Vater nicht wollte. In seiner echt englischen Hospitalabscheu hatte er sich diesem Vorschlag mit voller Kraft widersezt. Halb betäubt vor Trauer, sah er ganz teilnahmslos und war nur darin energisch: daß Johnny auf dem Schiff bleiben sollte, der Mann meinte, er würde es nie vor der Mutter beantworten können, wenn er das Kind in ein Hospital gegeben hätte.

Die Pflegerin wurde innerhalb einer Stunde im genannten Bureau erwartet, von wo aus man sie in einem Kahn zum Dampfer rudern würde, der in der Flußmündung geankert hatte.

Die Pflegerin. Ja, aber welche? Man überlegte, wie das in allen Pflegerinnenanstalten fast täglich vorkommt, bei uns aber wenig kompliziert war.

Die Marie konnte unmöglich zurückgerufen werden aus der Familie wo sie war. Die Johanna sollte ruhen, das arme Ding; sie hatte sich in den letzten Tagen schrecklich angestrengt. Die Minna hatte die Nachtwache im Haus. Andere gab es nicht, denn auf die jüngeren konnten wir in so einem Falle noch nicht rechnen.

Schwester Marianne und ich sahen einander an, und ich fühlte, daß wir den nämlichen Gedanken hatten. Entweder sie sollte gehen oder ich.

Ich zauberte. Es war im Januar, zwischen Frost und Tauwetter. Ich hörte eine Uhr fünf schlagen, und es fing schon an zu dunkeln. Eine lange Winternacht unter solchen Umständen auf einem in der Flußmündung geanterten Dampfer, mit einer so großen Verantwortung, selbst vielleicht seetrank. Jede Sekunde dieser Vorstellung erregte mir neuen Schauer. Ich konnte nicht dazu kommen, mich für diese Aufgabe anzubieten; ich schämte mich meiner Schwäche und erkannte meine Kleinmütigkeit. Allein dann mußte Schwester Marianne gehen, und für die war es auch nicht angenehm.

Plötzlich fiel es mir ein, ich könnte die Nachtwache im Haus übernehmen, und wir könnten die Minna schicken. Es war ziemlich egoistisch, daß mich dieser Einfall so erfreute; allein die Minna war nun einmal eine große, breite, vieredrige Bauerntochter. Nur erhob sich gegen ihre Sendung eine sehr wichtige Schwierigkeit.

„Verstehen der Kapitän und der Steuermann holländisch?“ fragte ich den Commis im Wartezimmer.

„Das glaube ich kaum. Der Kapitän macht die Reise erst zum zweiten Mal; und der Steuermann ist, wie gesagt, halb betrunken.“

Nun schämte ich mich um so mehr meiner Mutlosigkeit. Denn ich wußte sehr genau, daß von allen Anwesenden ich der englischen Sprache am meisten mächtig und also in diesem Falle die einzige brauchbare Person war. Dennoch erbot ich mich nicht.

„Melten Sie, bitte, daß innerhalb einer Stunde jemand im Bureau sein wird,“ sagte nun Schwester Marianne zu dem Commis; und sobald er fort war, wandte sie sich zu mir mit den Worten: „Ich werde selbst gehen.“

Schwester Marianne war ein vierzigjähriges, adliges Fräulein und besaß einen scharf ausgeprägten Charakter.

Die Leute meinten, daß ihre äußere Erscheinung nicht gerade vorteilhaft sei. Sie wußte, daß man darin recht hatte; und wenn sie das vielleicht vorher bebauert hatte, so kümmerte sie sich jetzt darum nicht mehr viel. Es gab deren auch, die ungünstig über ihr Inneres urteilten; und wenn sie vorgab, sich darum auch nicht zu kümmern, so war das durchaus nicht der Fall. Sie war eine stolze, aber zugleich eine hochherzige Natur. Wahrscheinlich war sie Krankenpflegerin geworden, um sich über persönliche Schmerzen zu erheben; und einmal dazu entschlossen, arbeitete sie mit einem seltenen Eifer und einer Hingebung, in der ihr nur wenige gleich kamen. Es regte sich bisweilen der Gedanke in mir, daß dieser Eifer und diese Hingebung mehr ihrem Amt galten als den Kranken, mehr ihrer als Seelenkur gewählten Pflicht als ihrem individuellen Wohlsein. Es wurde erzählt, daß sie in einer Choleraepidemie die gefährlichste Stellung gesucht und darin Erstaunliches geleistet hatte, sowie bisweilen hoffnungslose Männer, die auf dem Schlachtfeld den Tod suchten, Wunder der Tapferkeit thun. Allein wenn dem so wäre, so würde es unmenschlich sein, ihr das übelzunehmen. Denn von allen denkbaren Arten, um sich über persönliches Leid zu trösten, war diese am Ende wohl eine der edelsten.

Streng war sie in erster Linie — und hart war sie ausschließlich sich selbst gegenüber. Die scheinbare Härte, die sie ab und zu anderen gegenüber zeigte, beschränkte sich eigentlich nur auf eine auffallende Zurückhaltung und eine sehr große Verschlossenheit. Es fehlte ihr die Lust sich gemüthlich-unbefangen zu bewegen. Mich zog sie demungeachtet an, wie ich glaube, daß sie mich auch gern hatte, so munter ich war; und gegenseitige Höflichkeit half uns den Pfad ebnen, auf dem wir nebeneinander zu gehen hatten.

In diesem Augenblick aber, als sie mutig eine Aufgabe auf sich nahm, die mir zu schwer war, da war es mehr als Höflichkeit, ja sogar mehr als Sympathie, was mich ihr gegenüber erfüllte. Es war eine innige Hochachtung, umso mehr, als ich überzeugt war, daß sie selbst die Sache als nicht leicht erachtete.

Ihrem würdigen Betragen gegenüber konnte ich keine gewöhnlichen Entschuldigungen oder Ausflüchte vorbringen. Wenn ihre Kräfte größer waren als die meinigen, so blieb mir nichts übrig, als die aufrichtige Anerkennung ihrer Überlegenheit. Auch dazu konnte ich die geeigneten Worte nicht finden, und es lag mir doch etwas daran, mich zu äußern. Glücklicherweise waren wir allein. Ich näherte mich ihr, küßte sie und drückte ihre Hand. Sie erwiderte herzlich meine Freundschaftsbezeugungen und sah mich mit einem Paar Augen an, in denen Thränen glühten.

„s wird vielleicht ziemlich schwierig sein!“ sagte ich nun.

„Wahrscheinlich,“ sagte sie halblaut.

„Ich möchte mit Ihnen gehen,“ fuhr ich fort. Das wünschte ich ehrlich, mit ihr zusammen fürchtete ich mich nicht. Allein wir sahen ein, daß so etwas bei unserem beschränkten Personal nicht anging, und daß entweder sie oder ich die Nacht im Hause verbringen mußten.

„Ich könnte Sie dahin begleiten,“ warf ich ein, „und mit dem Kahn zurückkommen. Ich könnte Ihnen dann wenigstens helfen, sich zu orientieren und sich so gut wie möglich einzurichten.“

Zu meiner Freude zeigte sie sich mit dem Vorschlag einverstanden. Und mit dem Anpassungsvermögen, das uns in solchen Fällen zu Hilfe kommt, wurde mir nun auf einmal die Sache lieb.

Wir rüsteten uns so gut wie es eben ging für eine Expedition, über deren Einzelheiten wir eigentlich ziemlich im Dunkeln waren.

Der wenig Gutes versprechenden Mitteilungen des Commis wegen, sorgte ich dafür, daß Schwester Marianne ein tüchtiges Abendbrot einnahm und gab ihr ein ebenso tüchtiges Nachtessen mit. Wir lachten zusammen, indem wir die sonderbarsten Sachen einpackten, die vielleicht unter Umständen nützen könnten.

Wir lachten in der Droschke, in der wir zum Ahebereibureau fuhren. Der Humor des Hospitallebens machte sich geltend. Wir lachten noch, obgleich wir es nicht zeigen mochten, als wir im Mondenschein in den Ruderkahn stiegen und sogar als wir mittelst einer Strickleiter zum Teil selbst hinaufkletterten, zum Teil hinaufgezogen wurden. Das abenteuerliche der Geschichte packte mich und, wie ich glaube, auch meine Gefährtin.

Allein wir lachten nicht mehr, sobald wir das Ziel unserer Mondscheinfahrt, die Kajüte erreichten, in der der franke Knabe lag.

Der „Plymouth“ war kein Passagier- sondern nur ein Paketdampfer. Die Kajüte war nichts anderes als eine sehr

kleine dreieckige Stube mit zwei Bänken und einem schmalen Tisch in der Mitte und einem Aufheberaum für die verschiedensten Gegenstände im äußersten Winkel. Eine der Bänke war zu einer Koje für den kranken Knaben eingerichtet: es waren ein paar rohe Bretter davor angebracht, damit er nicht herabrolle. Wegen des Windes waren die Fenster fest zugeschraubt, und eine Petroleumlampe that das ihrige, um die Luft in diesem engen Raume fast unerträglich zu machen.

„Good evening,“ sagte Schwester Marianne, indem sie die kleine Thür, durch welche sie hineintrat, so weit wie möglich öffnete. Dann, sich dem Kapitän zuwendend, der neben seinem Söhnchen saß: „We are hospitalisters.“

„Thank you,“ erwiderte der Mann halblaut, indem er aufstand und uns die Hand reichte. Er sah uns mit einem Paar gültig-brauner Augen an. Er gehörte zu dem dunklen Britentypus, der davon Zeugnis ablegt, wie das keltisch-normannische Blut in Groß-Britannien eine wenigstens ebenso wichtige Rolle gespielt hat wie das angelsächsische. Er prüfte unsere Erscheinung und schien damit zufrieden.

Auch auf den Steuermann hatte die Schwesternuniform schon den gewohnten Eindruck ausgeübt. Er hatte uns ganz höflich beim Aufsteigen geholfen und stand nun sehr ehrerbietig mit der Pelzmütze in der Hand: ein richtiger Repräsentant eines gewöhnlichen englischen Volkstypus, mit rohgeschnittenem rotem Gesicht und einem nur um ein paar Schattierungen davon abweichenden Bart.

Schwester Marianne bog sich um den Tisch zur Inspizierung ihres Patienten.

„Why, Johnny dear,“ rebete ihn der Steuermann an. Allein Johnny gab kein Zeichen des Bewußtseins. Nur zogen sich dann und wann seine Mundwinkel schmerzhaft zusammen. Er war ein blondblaffer, sehr zart aussehender Knabe.

Schwester Marianne warf mir einen bedenklichen Blick zu.

(Schluß folgt.)

## Zu Ende!

Nun ist das Lied zu Ende,  
Der Nachtigallen Lied.  
Zu Ende ging der Sommer,  
Die Rosen sind verblüht.

Und die so heiß ich liebte,  
Sie ging zur Todesruh;  
Nun deckt die feuchte Erde  
Die Frühlingsblüte zu.

Die Blumen kehren wieder,  
Wenn milder Lenzhauch weht,  
Die Nachtigall singt wieder,  
Wenn neu die Welt ersteht.

Nur sie, die ruhig schlummert,  
Sie weckt kein Frühlingshauch.  
Drum ist mein Lenz zu Ende,  
Und sterben möcht' ich auch.

Josef Raulbach.

## Frauenfragen.

(Briefe an eine junge Frau.)

Von **H. Gies.**

(Schluß.)

Vierter Brief.

Im Anschluß an ihre Familie suchst Du das Heil für die Unverheiratete. Im Elternhaus und später bei Geschwistern sei der Ersatz für sie zu finden, jagst Du. Gewiß, liebe Nuna, so lange das Elternhaus steht und Raum und Arbeit für sie hat, wird sie beides nicht anderswo suchen. Aber es kommt die Zeit wo es sich schleicht. Was dann? — Zu Geschwistern gehen, meinst Du; im Anschluß an verheiratete Geschwister einen neuen Halt für's Leben suchen. Wenn engster Anschluß, inniges Zusammengehen sich künstlich machen, erzwingen lassen! Wenn sie nicht vielmehr das Ergebnis tausend kleiner, feiner und doch so wichtiger Dinge wären! Sieh Dich um in der Pflanzenwelt; mehr Luft, mehr Licht, mehr Sonne braucht die eine Pflanze als die andere, verschiedenes Erdreich eine jede zu ihrem Gedeihen. Wie sollte der Mensch, der so fein organisiert ist, weniger bedürfen?

„Ob die Liebe zu ihren Angehörigen nicht dieses alles zu überbrücken und das Herz der Lebigen ganz auszufüllen vermöge?“ meinst Du.

In seltenen, glücklichen Fällen, ja; wenn die Familie und das Herz danach sind. Wenn die Familie Liebe entgegenbringt, und das Herz nicht zu leidenschaftlich ist. Hier und da sehen wir sie ja im Leben, (und ehemals sah man sie noch mehr,) die „glücklichen und beglückenden Tanten,“ die ganz in der Liebe und Sorge um die Kinder der Familie aufgehen. Wem gehörte es nicht zu den liebsten Erinnerungen aus der Kinderzeit: im stillen Eckchen eine stille, liebe Tante, und auf ihren Lippen stets ein liebes, gutes Wort. Ach! daß diese Erscheinung immer seltener wird! Daß das Leben ein so anderes geworden ist! So oft liegt heutzutage der Schwerpunkt desselben außerhalb des Hauses; Gedanken und Interessen drehen sich um Dinge außerhalb, und thatächlich ist man nicht mehr so viel „zu Haus“ wie früher. In Theater, Konzerten und Gesellschaften ist man mehr „zu Haus“ als im eigenen Heim, und was von Zeit und Gedanken bleibt, das beanspruchen „die Vereine.“ Ob, still und verlassen liegen die häuslichen Räume da, und die „Hausgeister,“ (mit ihnen die Hausstange) drohen zu entfliehen. Wem soll sie erzählen aus früheren Zeiten? Niemand ist da, niemand hört ihr zu, Zeit und Ohr fehlen; oft hat die ganze, elegante Wohnung kein „stilles Eckchen“ mehr für „die Tante.“ Andere Zeiten, andere Menschen!

So, auch von den Verhältnissen auf andere Bahnen gedrängt, richtet die Unverheiratete den Blick auf die Welt. Und manchen Ersatz bietet diese der mehr äußerlich angelegten Natur. Hat sie Mittel, kann sie gesellig leben, reisen, sich schön kleiden, kurz „vieles mitmachen;“ und ist sie dabei heiter, nicht zu anspruchsvoll und eine gute Gesellschafterin, dann ist sie überall ein gern gesehener Gast. Sie wird die „vergnügte alte Jungfer.“

Wie aber sieht es um die stillere, tiefere Natur aus? Was wird ihr Teil wenn sie sich in die Gesellschaft wagt? Vielleicht recht gebildet und geschickt, wird sie doch vielfach übersehen, zur Seite geschoben; ihr, mehr wie jeder anderen,

fehlt das, was nur die Stellung des Mannes giebt. In jeder Gesellschaft ist ihr Platz „untenan,“ bei jeder Vorstellung wird ihr Name überhört; (es sei denn, daß sie über bedeutende Geldmittel verfüge, oder als „Vereinsdame“ eine Rolle spiele.) Bei ihrer Unterhaltung, und wenn sie dieselbe mit Geist und Liebenswürdigkeit zu führen versteht, blickt und hört ihre Nachbarin zerstreut im Zimmer umher, die Redende hat ja in der Gesellschaft kein Gewicht. (Ich übertreibe nicht, liebe Anna, ich zeichne nach der Natur.) Sie zieht sich zurück, und steht ein gütiger Gott ihr bei, so wird sie dennoch nicht die „unzufriedene, verbitterte alte Jungfer.“ „Und wer ist das?“ fragt Du mit leisem Schauer.

Sie ist die Ärmste ihres Geschlechts. Sie war schön in ihrer Jugend, sehr schön, und setzte alles daran es so lange als möglich zu bleiben. Sie machte Ansprüche an das Leben und sah ihm mit großen Erwartungen entgegen. Von Hause ohne Vermögen, ist sie um so mehr darauf erzogen „sich zu verheiraten.“ Die Bildung ihres inneren Menschen, ihres Geistes und Gemütes sind vernachlässigt, schöne Kleider und Gesellschaften waren ihre Götter.

Und wenn nun dennoch nicht der Rechte kommt, der sie mag und der ihr paßt, wenn sie alt und älter wird? — Wenden wir den Blick weg von dieser Erscheinung, die, Gott sei Dank, nicht zu häufig ist im Leben.

„Du bist doch nun fertig?“ fragst Du ängstlich und unsicher.

Viele Gestalten vermöchte ich Dir noch vorzuführen, liebe Anna, von der Putznärrin an bis zu dem Blaustrumpf und der Betschwester, doch ich will es schließen dies traurige Kapitel von der „alten Jungfer,“ die meistens mehr zu beklagen als anzuklagen ist. — Dennoch, eine ist noch zurück, eine Deiner Mitschwester, die gehört sein möchte. Es ist die Begabteste ihres Geschlechts, die außergewöhnliche Frau, die Geist, Herz, Feuer, Ehrgeiz, alles besitzt, und damit die verschiedenen Stadien der einsamen Frauenexistenz durchlaufen muß.

Sie sagt großend: „Die Unverheiratete ist das Stiefkind der menschlichen Gesellschaft. Wie schon im Altertum an der Schußlosen rohe Gewalt verübt wurde, so muß sie noch heute großes Unrecht über sich ergehen lassen. Die armen alten Jungfrauen Griechenlands wurden auf den Dreifuß der Pythia gesetzt und gaben nicht selten den Geist bei der schrecklichen Prozedur auf, die mittelalterlichen Hexen mußten den Holzstoß besteigen, die indische Witwe muß es noch heute.

Schußlos, in manchem Sinne rechtlos, steht noch heute auch die Unverheiratete da. Was man der verheirateten Frau als ein Recht zugesteht, was ihre Pflicht ist: sich zu großer Selbständigkeit zu entwickeln, das rechnet man der Unverheirateten für ein Unrecht an und nennt sie emanzipiert. Wenn sie sich einen Platz zu erkämpfen sucht, den die Frau ganz bequem von ihrem Mann angewiesen bekommt, dann „geht sie über die weibliche Sphäre hinaus.“ Man läßt uns gewähren in unserem Streben, man kann nicht ‚nein‘ sagen, aber wie man es beurteilt, das sagt uns oft ein Blick, eine Miene, ein Wort. Statt aller Antwort halte ich ihnen die Frage entgegen: welchen Ersatz gebt Ihr der Unverheirateten dafür, daß die Frau im Haus und in der Gesellschaft den ersten Platz einnimmt?“ —

Du bist betrübt geworden, liebe Anna, weißt nicht was es werden soll mit der ganzen Reihe ernster Gestalten, die ich an Dir vorübergeführt habe. Doch, doch, denk' nur nach,

liebes Mädchen, Du bist so klug, sicher findest Du das Mittel wie wir sie alle zufrieden machen. Und sag's mir bald, in Deinem nächsten Brief.

Leb wohl.

#### Fünfter Brief.

Siehst Du, ich wußt' es ja, daß wir in demselben Gedanken uns begegnen würden, und daß wir gottlob, recht vieles den Unzufriedenen entgegenzuhalten haben. Die Arbeit ist es, ernste Arbeit, worin Heil und Segen für sie ruht. Berufsarbeit, erspriehliche Thätigkeit, die auf Erwerb gerichtet ist, das sind Heilmittel für die Unverheiratete, der Zeit und Kräfte bleiben. Warum giebt es im Volk so viel weniger unbefriedigte Existenzen? Weil von früh auf hier das Mädchen für die Arbeit erzogen wird, weil sie weiß: ich muß etwas lernen, womit ich meinen Lebensunterhalt verdienen kann. Die Verheiratung ist erst zweite Frage. Diese Grundlage sollten die mittleren, selbst die höheren Stände auch haben. Geld und Gut, das wir besitzen, kann verloren gehen, Wissen und Können, welches wir uns angeeignet haben, nicht. Auch giebt es der Frau einen ganz anderen Halt, dieses Stehen auf eigenen Füßen, als das Suchen nach dem Halt und Verlaß auf die männliche Kraft. Einen anderen Reiz verleiht es dem Leben, wenn man täglich es sich gewissermaßen erobert durch eigene Kraft. Ist es doch eigentlich auch das Ursprüngliche, uns von der Natur Mitgegebene, dieses Einsetzen der eigenen Kraft für die eigene Existenz. Sie liegt in dem Tier als Instinkt, sie liegt ebenso im Menschen als Trieb der Natur.

Hast Du je schon den Unterschied gefühlt zwischen Geld und Geld? Welch eine ernste, fast heilige Sache es ist um verdientes Geld, das man seinem Fleiß, seiner Tüchtigkeit verbankt? Wir sollten selbständig erst dann Geld ausgeben dürfen, wenn wir es verdient haben.

Zu viel müßige Existenzen giebt es noch in der Frauenwelt, müßig, weil leer, nicht ausgefüllt von einem anderen Zweck und Gedanken, als dem der nächsten Versorgung des eigenen „Ichs“ mit Nahrung und Kleidung.

Die Frau des neunzehnten Jahrhunderts will und muß Anteil haben an dem allgemeinen großen Arbeitsfeld. Kein Zeitpunkt in der Geschichte der Entwicklung der Menschheit war wichtiger für die Frau als es der gegenwärtige ist. Ein neues Bewußtsein muß in der Frau erwachen, ein neuer Geist sie erfüllen: ehe sie Weib ist, muß sie Mensch sein, und als solcher seinen Anteil heischen an Leid und Freud' des Lebens. Wird ihr das Glück des Herzens nicht, Mann und Kinder zu besitzen, so muß ihr wenigstens eine allgemeine menschliche Befriedigung zu teil werden, und diese ist nur möglich, wenn sie arbeitet. Die Freude an der Arbeit muß ihr aufgehen, ihr Adel, ihr Segen sie überkommen, und nicht zum geringsten muß sie sich erfreuen an dem Nutzen, den sie schafft, Nutzen, der ihr und anderen zu gute kommt.

Siehst Du, liebe Anna, so schaffen wir sie aus der Welt alle die bösen und unzufriedenen, die traurigen und unnützen (und oft noch recht jungen) „alten Jungfern.“

Ich höre einen Vorwurf, den Du mir zum Schluß machst. „Du sprichst von der Frau,“ sagst Du, verlangst für sie Anteil an dem großen Arbeitsfeld des Lebens, und meinst doch eigentlich die Unverheiratete.“

Ich, liebe Anna, spreche von meinem Standpunkt aus, und meine Ansicht ist, daß eine verheiratete Frau ihr natürliches Arbeitsfeld hat, daß der Frau und insbesondere

der Mutter zu thun gegeben ist für Kopf, Herz und Hände. Genügt ihr das nicht, will sie darüber hinaus gehen, (vielleicht sogar den Lehrstuhl besteigen,) — in Gottes Namen, können's ihr die Männer nicht wehren, nun, so können wir Frauen es gewiß nicht. Wohin das führen wird? Ich weiß es nicht. Mein Verstand hat es nie recht fassen können, wie die Frau „Mann und Kinder verlassen kann, um der Wissenschaft anzuhängen.“

Anderß liegt die Sache da, wo die Frau und Mutter es nötig hat zum Unterhalt der Familie mit beizutragen; hier natürlich gebührt ihr Anteil an dem, was ich Arbeit genannt habe. Auch die kinderlose Frau, die Ersatz sucht, hat ein Anrecht daran.

Mein Schluß macht mich lachen. Sieht's nicht wie Brodneid aus, was ich vorgebracht habe gegen die Arbeit der verheirateten Frau? Dein feines Köpfchen blickt tiefer, und wenn es mich eines anderen Reibes beschuldigt, was soll ich antworten?! —

Für heute nichts mehr, hier schließt sich der Ring; zu meinem Ausgangspunkt bin ich zurückgekehrt.

Ob ich Dir Antwort gegeben auf Deine Frage: was das höchste Glück der Frau ausmache? Du selbst mußt es wissen.

Ich aber bitte Dich beim Lebewohl um eins: stell' künftig harmlosere Fragen an

Deine alte Freundin.

### Herbstgedanke.

Von **Rath. Abraham.**

Was soll mir noch der Blumen Fülle,  
Wenn durch die Luft, die lautlos stille,  
Späthommer seine Fäden schleift,  
Wenn schon die Frucht am Baume reift?

Mich freut nicht mehr das bunte Leben,  
Ich seh' Natur schon angstvoll beben  
Beim ersten kalten Wintergruß,  
Erstarrt an seinem eis'gen Ruß.

Mit fahlen, rotgeschminkten Wangen  
Am Baum die Blätter lässig hangen.  
Wald bläst der Nord zum letzten Neigen,  
Ein toller Tanz — dann Todeschweigen.

### Für den Weihnachtstisch.

Aus dem Jugendschriften-Verlag von H. J. Meidinger in Berlin sind uns folgende Bücher zugekommen:

1. **Aus dem Zauberland** von Elisabeth v. Beckendorff;
2. **Unter Farn und Gnomen** von A. Herding;
3. **Die Goldsucher in Aufrastien** von Dr. A. Springer;
4. **Unter Dornen erblüht** von Oskar Höcker;
5. **Erene Freundschaft** von Viktor Wurm;
6. **Evass Lehrjahre** von Elisabeth Halben.

Jeder der 6 sehr hübsch ausgestatteten Bände kostet 3 Mk.; die drei ersten sind mit je 5 Farbendrucken, die anderen mit je einer Heliogravure geschmückt; die Einbände sind nett und haltbar. Aber nicht die äußeren Vorzüge und die große Billigkeit sind es, was die Bücher empfehlenswert macht, sondern der Inhalt. Ich hebe besonders Oskar Höcker's

„Unter Dornen erblüht“ und „Evass Lehrjahre“ von E. Halben hervor. Die erste Geschichte, die schon in 2. Aufl. vorliegt und an dieser Stelle bereits einmal empfohlen worden ist, paßt für die reifere Jugend beider Geschlechter. Warmes christliches Empfinden ohne jede Übertreibung zeichnet sie vorteilhaft aus; ich weiß aus eigener Erfahrung, daß sie auf die Jugend einen nachhaltigen Eindruck ausübt. Mehr für Mädchen geeignet sind „Evass Lehrjahre“ mit trefflich gezeichneten Mädchengestalten; der Grundgedanke ist sehr gesund, die Moral drängt sich nicht hervor, sondern ist unter Ernst und Scherz so versteckt, daß sie von selbst ins Herz schleicht. Der heitere Ton der Erzählerin hat schon ihren früheren Arbeiten viele junge Mädchenherzen gewonnen, er bürgt auch hier für den Erfolg.

Für kleine Kinder bestimmt ist:

**Zwunderbold.** Sechs heitere Märchen der Gebrüder Grimm, nacherzählt und in Reime gebracht von Georg Vötticher mit Aquarellen von Prof. Eugen Kliemisch. 4 Mk. (Im gleichen Verlage.)

Das Buch kann auch Große erfreuen. Der Maler hat seine Aufgabe mit solcher Hingebung erfaßt, daß selbst der echte Kunstkritiker das Geleistete warm anerkennen wird. Sein Strich erinnert an Thuman, aber er ist bis auf einige Bildchen viel kräftiger, hat einen schärferen Blick für die Wirklichkeit. Einige große Blätter sind thatsächlich bis ins kleinste künstlerisch durchgearbeitet; der Hersteller des Bundeindruckes verdient besonders Lob. Als Unterlage für die Zeichnungen dienen sechs Märchen der Grimmschen Sammlung „Die goldene Gans“. „Vom pffiffigen Schneiderlein“. „Der süße Brei“. „Der Arme und der Reiche“. „Die klugen Leute“ und „Die beiden Wanderer“. G. Vötticher hat ihren Stoff geschickt in Reime gebracht.

Ebenfalls im Verlage von Meidinger ist erschienen:

„**Im Wechsel der Rinde**“. Lieder = Auswahl von Rudolf Köhler.

Ein niedliches Schächtelchen birgt vier kleine nach den Jahreszeiten benannte Hefte, deren jedes Gedichte mit Malereien und Rankenwerk enthält. Ich kann diesen seit Jahren modischen Büchleichen keinen Geschmack abgewinnen. Das Ganze ist „zu süß“ — eine Spielerei für Backfische.

**Edwin Normann.** 's **Buch von Kladderstorch.** Mit Bildern von Georg Schöbel. (Leipzig, Adalbert Fischer.) 3,50 Mk.

36 Gedichte in sächsischer Mundart; alle beziehen sich auf den Storch und seinen „Beruf“. Manches ist recht unterhaltend. Die Zeichnungen sind durchweg flott, und im Druck gut wiedergegeben.

**Lotte.** Eine Erzählung für junge Mädchen. Von Marie Silling. Mit Illustrationen von A. Klamroth. (Leipzig, Georg Wigand) 3 Mk.

Es ist an dieser Stelle schon eine Arbeit der Verf. „Familie Schrötter“ empfohlen worden. Auch das neue Werk entspricht durchaus seinem Zwecke. Der Grundgedanke ist lehrhaft, aber durchaus gesund, die Darstellung ist einfach; nirgendwo macht sich Überspanntheit des Gefühlslebens bemerkbar, aber das Ganze zeigt doch schlichte Wärme. Ausstattung und Bilderschnitt sind dem Zwecke entsprechend.

**Selgoland.** Beschreibung der Insel und des Landlebens von Adolf Lipsius. Mit 48 Abb. nach Naturaufnahmen und einer Karte. (Leipzig, Adolf Lisc.) 5 Mk. gebunden.

Das Buch, von einem begeisterten Verehrer der Insel geschrieben, bringt auf 142 S. in lebhafter Darstellung alles,

was zur Kenntnis von Land und Leuten beitragen kann, daneben auch Schilderungen des Vadelebens u. s. w. Die nach Lichtbildern hergestellten Zeichnungen bringen alles Bemerkenswerte. So kann das Buch als hübsches Weihnachtsgeschenk für solche dienen, die Helgoland schon kennen, als auch für die, die es besuchen und sich vorher über die Insel unterrichten möchten. Die Ausstattung ist sehr nett.

Auch bei Adolf Tixe ist erschienen:

„**Du selige Backfische!**“ Bilder und Bignetten von René Reinicke. Mit begleitenden Dichtungen von Frida Schanz. (8 Mt.).

Reinicke ist ein „moderner“ Zeichner; er hat scharfe Augen für die äußere Erscheinung, aber er hat sie hauptsächlich in großen Städten geübt. Sein Backfisch ist nicht das echte, gesunde Kind, das zuweilen recht ungeschickt ist im Behaben, Empfinden und Denken, aber dabei doch reizend sein kann in dem Gemisch von Allfugheit und kindlichem Sinn. — Reinicke's Backfische gehören den vermögenden und sehr reichen Kreisen der Großstadt an, sind verwöhnt, sind mit einem Worte künftige Salondamen und nicht deutsche Frauen des gesunden Mittelstandes. Aber die Kreise, die er kennt, stellt der Künstler vorzüglich dar, mit Geist und Geschick. Die Gedichte von Frau Fr. Schanz passen viel mehr zu der Vorstellung des echten Backfisches; es lebt in ihnen natürliche Frische und ein warmes Empfinden. Die Ausstattung ist fein; die Lichtdrucke von Klinckschardt in Leipzig sind tadellos.

**Innocens.** Eine Novelle von Ferd. von Saar. Gebunden 2,50 Mt. (Heidelberg, Georg Weich).

Zuweilen bringt doch das Werk eines wirklichen Dichters durch den Wall von Gleichgültigkeit, der bei uns so oft das einzelne Haus vor dem Eindringen der Poesie schützt. Die vorliegende Erzählung liegt in 4. Auflage vor. Des Lobes bedarf dieses Seelenbild nicht, aber ich mache, die es noch nicht kennen, darauf aufmerksam. Es ist ein Weihnachtsgeschenk für feinsinnige Frauen und Mädchen.

**Goliath** von F. W. Weber. 5.—12. Auflage. (Paderborn, Ferd. Schöningh.)

Der Dichter von „Dreizehn Linden“ hat ein neues Epos veröffentlicht. Man pflegt ihn gewöhnlich als katholischen Dichter zu bezeichnen. Wenn dieses Beiwort aber sagen soll, daß er einen einseitig religiösen Standpunkt einnimmt, so ist es durchaus unrichtig angewendet. Wohl ist Weber ein Mann von tiefreligiöser Empfindung, aber er ist vor allem doch ein echter Dichter. Was in seinen Arbeiten den Höhepunkt seines Könnens darstellt, das wird auch der glaubenslose Kunstschlichter anerkennen müssen. Weber besitzt lebhaft, aber doch stets gehaltene Einbildungskraft; er weiß für seine Menschen Teilnahme einzufößen, er schildert sie von innen heraus und stellt sie in eine Natur, die ihrem Wesen entspricht. In besonders glücklichen Augenblicken erhebt er sich zu reifer Künstlerschaft, die Inhalt und Form unlösbar verschmilzt; dann rührt er auch das Herz. Im allgemeinen ist „Goliath“ — nicht der biblische — kräftiger noch als Dreizehn Linden, vor allem aber einheitlicher in Stoff und Stimmung. Es sei unsern Lesern bestens empfohlen.

**Geschichte der deutschen Literatur** von Otto von Leizner. Zweite neugestaltete und vermehrte Auflage. Mit 411 Text-Abbildungen und 50 teilweise mehrfarbigen Beilagen. (1893, Leipzig, Otto Spamer.) Geheftet 14 Mt.; in Prachtband 18 Mt.

Ausstattung und Bilderschmuck dieses Werkes sind in jeder Beziehung musterhaft; es übertrifft jetzt auch Königs-

bekanntes Buch. Viele Schwächen der ersten Aufl. hat der Verf. beseitigt; nicht alle. Besonders müßte der Zusammenhang zwischen politischen Strömungen und Schrifttum sichtbarer entwickelt werden. Auch der Einfluß der fremden Dichtung auf die mittelhochdeutsche Lyrik und das höfische Epos ist nicht genügend hervorgehoben. Da der Verf. die neueste Zeit behandelt und, um den Lesern einen Überblick zu geben, auch die Verdenden nennt, so hätte er manchen Namen nicht übergehen dürfen, wie Otto Sutermeister, den feinsinnigen Spruchdichter; Gerhardt von Amynor, D. Webdigen u. s. w. Der Hauptzweck war, ein Werk zu liefern, das dem Gebildeten als Lehrbuch dienen kann und in ihm das deutsche Empfinden stärkt oder erweckt. Wie weit er das erreicht hat, kann am wenigsten an dieser Stelle erörtert werden. D. v. L.

Im Verlage von H. Trenkel (Berlin NW.) sind erschienen:

**Schillers Werke.** Mit Einleitungen von Alfred Richter und einem Lebensabriß des Dichters von D. v. Leizner. Ausgabe in sechs Bänden. Geb. 16 od. 27 Mt.

Die vorliegende Ausgabe ist, was die Ausstattung betrifft, vielleicht die schönste aller, die wir besitzen. Papier und Druck sind tadellos, die Einbände, grüner Lederrücken, so geschmackvoll, daß sie auch den Forderungen eines verwöhnten Bücherfreundes befriedigen. Das Ganze ist ein Weihnachtsgeschenk edelster Art. Der Herausgeber, Alfred Richter, hat seine Aufgabe mit größter Hingebung ergriffen. Er verfügt über eine umfassende Kenntnis der Ausgaben und der Schiller-Literatur, er hat auch den Mut gehabt nach vielen Richtungen von der gewohnten Anordnung abzugehen, um eine größere Übersichtlichkeit zu gewinnen. Die Einteilung ist folgende:

Bd. 1. Gedichte. Erzählungen.

Bd. 2. 3. Dramen.

Bd. 4. Dramatische Bruchstücke und Übersetzungen.

Bd. 5. Geschichtliche Schriften.

Bd. 6. Philosophische Schriften.

Die Ausgabe enthält alle Werke, bis auf einen Teil der dramatischen Entwürfe, die nur für den Literaturforscher wichtig sind. Vortrefflich sind die Einleitungen, indem sie alles bringen, was zur Geschichte der Arbeiten gehört und es mit des Dichters Leben verknüpfen. Richter hält sich überall in den richtigen Grenzen und hat stets im Auge, daß die Ausgabe nicht für Gelehrte bestimmt ist, sondern für jene Tausende, die vor allem die Dichtungen und nicht langatmige Betrachtungen über sie lesen wollen. Ganz frei ist er von der „Kommentierwut“, die manche Ausgabe fast ungenießbar macht; die Erklärungen unter dem Text beschränken sich auf das wirklich Nötige. Wir wünschen dieser Ausgabe den besten Erfolg.

**Gedichte** von Ernst Scherenberg. Gesamt-Ausgabe. (Leipzig, 1892. Ernst Keils Nachfolger.)

Die sehr gefällige Ausstattung macht das Buch zum Christgeschenk sehr geeignet. Die Sammlung giebt ein lebendiges Bild von dem Streben des warmherzigen Dichters, der im besten Teil seines Wesens deutsche Art verkörpert. Die Zeitgedichte von 1859—1892 entstanden, sind fesselnd als Nachhall der geschichtlichen Entwicklung; man freut sich der Vaterlandsliebe, die aus ihnen spricht und an deren Echtheit kein Leser zweifeln kann. Aber an dichterischem Werte werden sie doch von den Liedern und Gedichten der anderen Abteilungen übertroffen und wie bei so vielen sind auch bei



Scherenberg die besten jene, die er im Leibe gefungen hat. Möge auch die deutsche Auflage guten Erfolg haben.

**Bibliothek des geselligen Lebens.** (Berlin SW. Dr. P. Langensche idt.) Herausg. von Dr. Erwin Neg.

Von diesem Unternehmen sind drei Bändchen erschienen. „Wem bring ich wohl das erste Glas?“ Ernste und heitere Original-Tischreden für alle Verhältnisse des geselligen Lebens. Bd. 2.: „Fesch und angenehm“ Lexikon der guten Lebensart für alle Verhältnisse des häuslichen und geselligen Lebens, und Bd. 3.: Fremdwörterbuch. Alle drei Bändchen sind vom Herausgeber bearbeitet. Das letzte ist bei uns schon angezeigt und empfohlen worden; auch die beiden andern sind für ihren Zweck gut zu brauchen; besonders das Toast-Büchlein. Das Lexikon der guten Sitte enthält manches, was in den höheren Schichten schon im Verschwinden begriffen ist, aber die Sitten des guten Mittelstandes giebt es klar wieder. Außerordentlich hübsch ist der Einband der zierlichen Bändchen, der sie zu Geschenken sehr geeignet macht. (2 Mk. der Band.) Besonders das Fremdwörterbuch empfehlen wir noch einmal für den Schreibtisch aller jungen und älteren Frauen. Es wird nicht nur Schmuckstück bleiben, sondern auch nützen.

## Gedanken einer Frau.

Von **Carola Blaker.**

Wenn ein schwacher Charakter eine Illusion verliert, so thut sich vor ihm die Leere auf und er schaut hoffnungslos in sie hinab. Ein starker aber erblickt die Wirklichkeit und von ihrer steilen aber klaren Höhe sieht er die Hoffnung leuchten.

\*

Die Freude dient nicht bloß zur Verschönerung des Lebens, sie ist selbst ein notwendiges Lebensmoment. Es giebt Existenzen, viel zu schwer für jegliche äußere Verschönerung; ihnen aber wird die geringste Freude zu einer hilfreich tragenden Kraft. Dies vergessen die Verkünder einer öden Nüchlichkeitstheorie.

\*

Die Kleinstädterei bringt uns menschlich so recht nahe, sagst Du? Aber erkennst Du denn selbst eine gemeißelte Menschenfigur in ihrer Schönheit oder ihrer wahren Wirklichkeit, wenn Du das Auge so nahe daran hältst, daß es nur die Spuren des Meißels und die kleinen Sprünge des Marmors sehen kann?

\*

In der Jugendzeit ist Frühlingsglaube Religion; Frühlingshoffen sicherer Besitz; Frühlingsliebe dauernde Beseeligung. Im Alter ist Glauben, Hoffen, Lieben oft nur ein herbftliches Erinnern, zuweilen aber auch des Winters Frühlingsahnung.

\*

Eine Seele, über der eine geheime Leidenschaft liegt, gleicht in ihrer öden Farblosigkeit einer Landschaft, über die der Föhnwind geht: der Himmel ist ein totes Grau, die Höhen sind in schweren Dunst gehüllt; grau sind die Wälder und die Wiesen, denn die Blätter selbst zeigen in welcher Mattigkeit ihre farblose Rückseite nur. Die ganze Welt, die uns umgiebt, liegt unter dem heißen Dunstatem leblos, matt und schlaff.

Ob' das gefallene Laub vom Waldboden verschwunden ist, fällt das vom nächsten Herbst darauf, und immer nur aus dürren Blättern wächst das junge Grün empor. Werden Wald säubern wollte, indem er vom Boden der Menschheitsgeschichte das trockene Laub vergangener Jahre wegfegte, der entzöge dem Wachstum die befeuchtende Nahrung: denn nur aus dem Gewesenen entwickelt sich das werdende.

\*

Gemeine Naturen sind nicht selten unerbittlich strenge Sittenrichter. Durch solch billige Moralität stellen sie das Gleichgewicht in sich her zwischen den undeutlichen Forderungen des Gewissens und ihrem niedrigen Thun.

\*

Wie kommt es, daß nach einem zerstörenden Schicksalsschlag wir wieder heiter werden und lachen können? Wenn der Sturm die Eiche entwurzelt hat, so leben die Moose und die Kräuter und die Gräser, die sie umgaben, wieder auf, und treiben im ersten Sonnenstrahl ihre kleinen Blüten.

\*

Unüberlegtes Handeln ist bei edlen, wohldisziplinierten Naturen generöser Impuls.

\*

Man sollte dankbar sein selbst für erheuchelte Wärme, denn es spendet uns da der Wille, was das Gefühl nicht zu geben im stande ist.

\*

Einem teuren Grabe gleich soll man die Erinnerung pflegen? Doch das Grab ist ja der Tod, und die armen Reste vom Leben, die es noch birgt, sterben unaufhörlich weiter. Die Erinnerung aber ist nicht gestorben, sie begleitet in ihren Wandlungen Deine Seele, sie erfüllt Dein Herz mit Frieden heut, sie bringt Dir morgen tiefes Weh; und doch verliert sie selber nichts und bleibt die eine, gleiche. Fühltest Du noch nie ihr geheimnisvoll mächtiges Leben in dem Deinen erzittern?

## Briefkasten.

Frau Claire, Holland. Die Gedichte der Toten stammen aus einem tiefen, warmen Gemüt, aber sind leider in Form und Ausdruck so unbeholfen, daß ein Abdruck unmöglich ist. Besten Gruß. — Nr. 2, Breslau. Ihr letztes Gedicht ist mir abhanden gekommen. Wollen Sie mir nicht eine neue Abschrift senden? — Herrn Fr. D. in B. „Vanitas“ gefällt mir auch mit dem neuen Schluß nicht ganz. Die Ironie an sich störte mich nicht, aber nichts deutet an, daß der Dichter einen höheren Standpunkt innehatte, von dem aus diese Ironie innerlich berechtigt ist. Besten Gruß. — Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart. Wir nehmen gern von Ihrer Nachricht Kenntnis, daß nächstens Georg Ebers bei Ihnen eine Geschichte seines Lebens veröffentlicht. An Erfolg wird es gewiß nicht fehlen. — Herrn stud. J. B. in L. „Studentenwünsche“ ist als Gelegenheitsgedicht sehr nett, aber für die Öffentlichkeit doch nicht recht geeignet. — Frä. Annita Hans. Gut gemeint, aber nicht eigenartig genug.

## Inhalt der Nr. 8.

Erkämpft. Roman von Agnes Harder. Fortf. — Heinrich Guise. Historischer Roman von Karl Verlow. Fortf. — **Beiblatt:** Der Reiter von Johnstown. Von G. W. Schluß. — An Bord des „Blumont“. Erinnerungen einer Krankenpflegerin. Von Gertrude Carlsen. I. — Zu Ende! Von Josef Kaulbach. — Frauenfragen. Briefe an eine junge Frau. Von H. Gies. Schluß. — Herbstgedanke. Von Kath. Abraham. — Für den Weihnachtstisch. — Gedanken einer Frau. Von Carola Blaker. — Briefkasten.

# Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3/4 M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N<sup>o</sup>. 9.

## Er kämpft.

Roman

von

Agnes Harder.

(Fortsetzung.)

Eva antwortete einige gleichgültige Worte. Diese Mutter, welche darüber klagte, daß die Krankheit ihres einzigen Kindes ihr „die Freuden der Saison verkürzt“, war ihr unendlich unsympathisch. Neben ihr blühend-schönes Antlitz schob sie in Gedanken das blasse Kinder-gesicht, und es erschien ihr fast häßlich. Auf dieser glatten Stirn hatte die Sorge keine neue Falte gezogen, wie auf der ihres Mannes.

Sie sprach von Lottens Wunsch, sie täglich zu sehen, und erklärte sich bereit, der Kleinen jeden Nachmittag Gesellschaft zu leisten.

Frau Haupt nahm dankbar an, und man trennte sich im besten Einvernehmen.

Auf der Straße bemerkte Tante Seraphine: „Du willst Dich wohl bei mir zur barmherzigen Schwester ausbilden, Eva? Vorhin erklärtest Du, jeden Vormittag bei Frau Stein selbst zu kochen, bis sie imstande sei, das Bett zu verlassen, jetzt bindest Du Dich für den Nachmittag an ein verdunkeltes Kinderzimmer — möchtest Du nicht daran denken, daß Du selbst in letzter Zeit nicht wohl warst?“

Sie waren die Friedrichstraße hinuntergegangen und kreuzten nun die Linden. In der Abendluft zitterte noch ein Hauch von Tageshelle, in dem sich die blendenden Kreise des elektrischen Lichtes, das schwefelige Gelb des Gases wunderbar ausnahmen. Die Menschen zogen aneinander vorüber mit dem fröhlichen Schwirren der Zugvögel, die vom Süden heimkehren, Equipagen rollten in so ununterbrochener Reihenfolge über den Damast, daß sein Durchqueren die Geschicklichkeit der Großstädter erforderte, kurz, durch das ganze vornehme Stadtviertel pulsierten erhöhte Genußfähigkeit und Lebensfreude.

Als sie an der Passage landeten, antwortete Eva. Bisher hatte sie und die Tante nur acht darauf geben müssen, nicht das Los des Schönen auf Erden zu teilen und unter den Hufen der Pferde zu enden. Frau Ebert stieß dabei manchen Seufzer aus.

Sie behauptete, es sei hohe Zeit, daß sie mit der Cousine Werder nach Karlsbad gehe, dieser Winter sei ihr doch zu gut bekommen.

„Als ob ich nicht weiß, Tante, daß ich von Dir jeden Vormittag einen Topf mit Fleischbrühe für die arme Kranke mitbekomme. Den werde ich mit Ernst's Hilfe schon aufwärmen. Und viele Arbeit macht gesund, die Frühjahrsluft und das Nichtsthun erschaffen Geist und Körper. Ich kann einmal nicht den ganzen Tag sitzen und Elfen pinseln, die in der unwahrscheinlichsten Weise aus Blumentelchen hervorsehen.“

Und als Tante Seraph schwieg, fuhr sie nach einer Weile fort:

„Bist doch wohl im Grunde recht froh, in vierzehn Tagen der Sorge um mich enthoben zu sein, gelt?“

„Jeder Sorge für Dich, Liebling, werde ich erst enthoben sein, wenn ich Dich einmal am Herzen eines geliebten Mannes sicher geborgen weiß.“

„Tante,“ es lag in diesem Ausruf ein wunderbares Gemisch von Entrüstung, Schmerz und Angst, einer sinnbethörenden, quälenden Angst, wie sie Eva jetzt manchmal empfand, ohne sich von dem Gefühl Rechenschaft geben zu können.

„Eva! Als ob das eine Sünde und Schande ist!“

„Du trittst so oft die alleinstehenden Mädchen, Tante Seraph; Du warst so einverstanden mit dem Aufheben meiner Verlobung, und nun möchtest Du mich dem Ersten, Besten an den Hals werfen.“

„Dem Ersten nicht, dem Besten — ja. Jetzt kenne ich Dich genau. Was willst Du kleines Ding denn einmal machen mit Deinem vollen, warmen Herzen, das immer gleich weh thut, wenn andere leiden? Hast Du erst einen Mann und geliebte Kinder, dann kannst Du sie warten und pflegen nach Herzenslust. Es giebt Frauen, die nur in der Ehe glücklich sein können, ebenso wie es geborene alte Jungfern giebt — Du bist eine von den ersteren.“

„Dann mußt Du schon darauf verzichten, mich glücklich zu sehen, denn ich heirate ganz sicher nie.“

Es klang sehr bestimmt, und doch war es etwas, worüber die Sprecherin noch nie nachgedacht hatte. Als sie es aber aussprach, fühlte sie es plötzlich als unumstößliche Gewißheit. Sie konnte nie mehr einem Manne angehören. Warum nicht? Darüber grübelte sie nicht, aber die Thatsache stand fest.

Tante Seraphine lächelte und sah belustigt zu ihr auf. Wie hübsch sie aussah in dem engan-schließenden Tuchkleid mit den frischen Farben und den langen, dicken Zöpfen! So kindlich und rein! Und doch, wenn die weichen Lippen so fest aufeinandergepreßt waren, wie eben jetzt, lag in dem jungen Gesicht ein Ausdruck bewußten Wollens, der ihrem anschniegendern Wesen fremd zu sein schien.

Sie setzten das Gespräch fort, denn Frau Ebert sah in einem Schaufenster eine Anzahl von Brunnenmänteln ausgestellt, die ihre Gedanken sofort auf ihre Reisebedürfnisse führten. —

Eva saß wieder einmal im Kinderzimmer. Lotte durfte schon aufstehen und warm zugebedt auf dem Sofa oder in einem Stuhl sitzen. Es war sogar das entferntere der beiden Fenster geöffnet und die frische Luft eines der letzten Apriltage strömte herein. Das Fenster ging nach dem Garten, wenn das schmale, zwischen Mauern geklemmte Stückchen Erde mit den paar grünen Bäumen, den mit Austeruschalen umschlossenen Beeten und der steifen Holzlaube diesen Namen verdiente. In der Mitte stand eine Flora, von Rauch und Ruß geschwärzt, traurig und bekümmert aussehend, wie es sich für die Göttin eines solchen Reiches schickte. Jetzt freilich, wo die Bäume das erste Grün schmückte, lag auch über diesem Berliner Garten ein Hauch von Frühlingsfreude.

Lotte hatte sich ihren Stuhl dicht an das geschlossene Fenster schieben lassen und drückte die kleine Nase fest an die Scheiben. Ihre großen Augen schauten sehnsüchtig auf die Kieswege und sie seufzte.

„Was fehlt Dir, Liebling?“

„Siehst Du, Tante Eva, da unten in der Ecke ist mein Beet. Das da mit dem Buchsbaum neben dem großen Strauch. Es ist ein Fliederstrauch und im Sommer steht da eine kleine Bank und Papa sitzt jeden Abend ein Weilchen mit mir dort. Dann pflückt er mir so viel ich haben will von den blauen Blumen. Sie riechen so süß, Tante Eva, und ich stecke die Blüten ineinander und mache lange Ketten. Papa aber erzählt mir dann so schöne Märchen, wie sie in keinem Geschichtenbuch stehn.“

Sie sah ganz glücklich aus in der Erinnerung, und Eva streichelte das Köpfchen, das man ganz kurz geschoren hatte, so daß es noch häßlicher als früher aussah und küßte sie.

„Weißt Du, was mir Papa immer erzählt? Von armen Kindern, denen es hier so schlecht geht, weil sie keine Eltern haben oder krank und elend sind, und die die lieben Engel doppelt lieb haben. Und darum lassen sie sie auch nicht lange unten auf der Erde, sondern holen sie herauf zu sich und machen sie ganz glücklich. — Warum weinst Du, Tante Eva?“

Eva mußte sich wirklich die Augen trocken.

„Ich habe zu lange in die Sonne gesehen, Lotte. Das dürfen wir Menschen nicht. Die Sonne ist Gottes Auge, das dürfen wir nicht so lange ansehen, sonst kommen uns die Thränen.“

„Mir nicht. Siehst Du, ich kann immer in die Sonne sehen, ganz lange.“

Sie that es wirklich, ohne scheinbar im mindesten geblendet zu sein.

„Wer macht Dir denn Dein Beet zurecht, Lotte?“

„Karl, der Sohn vom Portier. Er spielt auch immer mit mir im Garten. Voriges Jahr hat er Schneeglöckchen gesetzt; ich denke, ich sehe da weiße Punkte schimmern. Nun kann ich sie nicht pflücken.“ Wieder seufzte sie und sah Eva verlangend an.

„Warte, Kind, ich will sie Dir holen.“

Sie schloß das zweite Fenster und eilte die Treppe hinunter, über den Hof in den Garten. An Lottes Beet angelangt, sah sie wirklich eine ganze Staupe der kleinen weißen Blumen. Sie hielt eine in die Höhe, und als die Kleine eifrig nickte, pflückte sie ein ganzes Sträußchen. Wie sie wieder zum Fenster auf sah stand Haupt neben seinem Kinde. Eva hatte ihn nun fast täglich gesehen, aber immer nur auf einige Minuten, da er meistens kam, wenn sie ging. Daß er manchmal fast die ganze Zeit hindurch im Nebenzimmer gesessen hatte, nur um ihrem Geplauder mit der Kleinen zu lauschen, ihr Kleid rauschen zu hören, das wußte sie nicht.

Aber trotz des häufigen, wenn auch nur kurzen Zusammenseins standen sie sich fremder gegenüber als früher. Eva verlor ihm gegenüber sofort die Unbefangenheit, und erst wenn sie seinen warmen, offenen Blick sah, die Ruhe seines Wesens, wenn er sie so selbstverständlich „meine kleine Freundin“ nannte, fand sie den harmlosen Ton vergangener Zeit. Sie machte sich selbst Vorwürfe darüber. Warum fürchtete sie sich so vor ihm, da sie doch gleichzeitig so grenzenloses Vertrauen zu ihm hatte? Auch jetzt, wie sie die Treppe emporstieg, klopfte ihr Herz zum Zerspringen. Freilich, er hatte sein Kind allein gefunden, hielt sie vielleicht für lässig in der Erfüllung über-nommener Pflichten!

So waren ihre ersten Worte an ihn eine Entschuldigung, die er heiter abwehrte. Er hätte nicht der erfahrene Mann sein müssen, wenn ihm ihr verändertes Wesen entgangen wäre. Er deutete es sich auch richtiger, als sie selber; aber wenn die Ahnung von der Liebe, die in dem jungen Mädchenherzen noch unbewußt sich entfaltete, ihn auch mit stürmischer Seligkeit durchflutete, so fand er doch die Kraft, um ihretwillen die Grenzen der Freundschaft nur noch fester einzuhalten. Sie blieb ja nur noch kurze Zeit da; vielleicht erwachte ihr Herz nicht zum Bewußtsein, und ihr Frieden war gerettet. Sie war so jung! Neue Eindrücke würden sein Bild verdrängen, im Umgang mit Gleichaltrigen, an dem es ihr hier so ganz gefehlt hatte, würde ihr der große Unterschied der Jahre zwischen ihm und ihr auffallen. Ganz von selbst würde ihr Gefühl sich dann wieder zu dem der Freundschaft für den „alten Mann“ wandeln. Was that's, wenn er litt! Kam sie aber zur Klarheit über sich selbst, dann mußte sie leiden, doppelt leiden,

weil ihre strenge Religiosität in jedem Augenblick noch die Pein der Sünde zu den Qualen der Entfagung fügen würde. Und sie sollte nicht leiden, wenn er es verhindern konnte! So viel Beherrschung würde ihn ein langes Leben doch wohl gelehrt haben, daß er sie nicht ahnen ließ, was in ihm vorging. Es gab ein Zauberwort für ihn, ein Wort, das alles Schwere leicht machte. Es hieß: um ihretwillen!

So plauderte er jetzt mit ihr, harmlos und herzlich, während Lotte die erlangten Blumen, Stengel für Stengel, in drei Teile teilte und bei jedem Mal sagte: Papa, Tante Eva, Lotte. Als sie dann zum Schluß eine Blüte übrig behielt, überlegte sie ein Weilchen, während ihre großen Augen von dem Vater zu der Tante wanderten.

„Papa,“ sagte sie dann entschieden, das Schneeglöckchen zu den für Haupt bestimmten hinzuzufügen.

Der Vater hatte doch selbst über die angebetete junge Tante den Sieg davongetragen.

„Ihre Frau ist nicht zu Hause?“ fragte sie, sich das Sträußchen anstehend.

„Nein, sie hat noch einige Besorgungen für morgen. Wir haben also bestimmt das Vergnügen, Sie morgen abends bei uns zu sehen?“

„Es ist Ihnen ja gar kein Vergnügen. Sie mögen ja Geselligkeit nicht.“

„Geselligkeit doch, nur keine Gesellschaftsbege.“

„Kommen viele Menschen?“

„Zum Glück hat die Hälfte der Geladenen abgesehen. Es kann also wirklich gemütlich werden. Nicht über die Zahl der Mägen.“

„Es ist meine letzte Gesellschaft in Berlin. Montag kommt Mama.“

Er schwieg, und erst als sie ihn erstaunt ansah fragte er, was ihm gerade einfiel.

„Wie lange bleibt Ihre Frau Mutter?“

Er hätte eben so gut fragen können: was macht der Sultan? Es war nur eine mechanische Bewegung der Lippen.

Sie schien das auch zu fühlen und für Teilnahmslosigkeit zu deuten.

„Mama bleibt nur einen Tag, um die nötigsten Besorgungen zu machen.“

Dann stand sie auf.

„Ich will gehen, Lotte ist ja nun geborgen.“

Er hinderte sie nicht.

Als sich die Thür hinter der schlanken Gestalt geschlossen, nahm er sein Kind ans Herz und drückte seine Lippen auf die roten Haare.

„Du bleibst mir noch! — Wie lange?“ flüsterte er.

„Papa, hast Du Tante Eva etwas gethan? Sie sah ja so traurig aus, als sie fortging.“

„Nein, Liebling.“

„Das mußt Du auch nicht. Sie ist so gut, gerade so lieb wie die Engelein, denk ich. — Sieh nur, was für hübsche Figuren sie mir wieder ausgeschnitten hat!“

Sie zeigte eine Menge niedlicher Silhouetten, die ihr Eva mit großer Geschicklichkeit, während sie mit ihr plauderte, aus schwarzem Papier zu fertigen pflegte.

„Hast Du sie auch lieb?“ fragte sie bringender, als er nicht antwortete.

„O Papa,“ sagte sie dann plötzlich, „nun hast Du auch Thränen in den Augen, gerade wie Tante Eva vorhin, als sie in die Sonne sah. Jetzt scheint die Sonne aber doch nicht mehr, Papa?“

### XIII.

„Warum hast Du keine Blumen für die Damen besorgt?“ fragte Haupt seine Frau, als er in den Salon kam.

„Es ist jetzt im Frühling doch nichts Besonderes mehr, der volle Tafelaufsatz genügt.“

Frau Eugenie machte sich wenig aus Blumen. In ihren Zimmern fand man nur die modernen Staubfänger von Makaristräußen und die beliebten Papierblumen in Form von ganzen Schneeballbäumen.

„So werde ich noch einige Sträuße besorgen, es ist noch eine Viertelstunde Zeit.“

„Wie Du willst,“ war die gleichgültige Entgegnung.

Er ging in einen nahen Blumenladen und ließ sich von der Verkäuferin ein halbes Duzend Tischsträußchen binden. Zu dem letzten hatte er selbst die Blüten aus der vollen Schale gezogen, lauter Maiglöckchen. Als das Fräulein noch eine rosa Rose hinzufügen wollte, wehrte er ab. Wie er dann den Strauß auf Evas Platz legte, drückte er ihn erst noch einmal an die Lippen.

„Als ob ich ein Primaner wäre,“ sagte er mit einem Lächeln zu sich selbst. „Und wenn ich mich ernüchtern will, brauche ich nur in den Spiegel zu sehen, auf meine grauen Haare und die Falten in der Stirn.“

Und doch klopfte sein Herz vor Freuden, als er sah, wie Eva den Duft der Blumen einsog und sie an ihrem Kleide befestigte.

Man war sehr heiter bei Tisch. Frau Eugenie verstand es, eine hinreißend lebenswürdige Wirtin zu sein. Außer Eberts waren nur noch ein Professorenpaar da, ein gewesener Offizier, der mit Doktor Peters eine Afrikaexpedition mitgemacht hatte und eine bekannte Schriftstellerin, eine Berühmtheit neuesten Datums.

„Lauter ganz gelehrte Leute,“ flüsterte Eva Onkel Dick zu, der an ihrer anderen Seite saß.

„Hast wohl Furcht, Evchen?“

„Nein, das nicht; aber ich denke, ich werde mich heute mehr als sonst dem Menü widmen.“

„Edita Bölen soll nicht nur geistreich, sondern auch sehr lebenswürdig sein,“ sagte er mit einem Blick auf die Schriftstellerin, die mit auffallender Eleganz gekleidet war, und aus deren klugem Gesicht ein Paar lebhaft Augen leuchteten.

„Ich finde ihren letzten Roman entzückend.“

„Sage ihr das doch, sie wird es Dir nicht übel nehmen.“

„Danke sehr. Wieviel hundertmal mag sie das schon gehört haben!“

„O, darin sind wir Künstler unerfättlich. Wir hören es auch gerne tausendmal!“

„Haupt sagt, ihm sei es ganz gleich, was die Menschen von seinen Büchern sprechen.“

„Ja, Haupt!“

„Was denn, Onkelchen?“

„Der ist auch —“

„Nun?“

„Ein Halbgott, nicht Eva?“

Sie wurde dunkelrot.

„Nein, ich finde, er ist ein echter Mensch.“

„Und ein echter Freund?“

Über ihr Gesicht flog ein Schatten. In letzter Zeit hatte es ihr manchmal geschienen, als sei seine Freundschaft kälter geworden.

Sie sah über die Tafel zu ihm hin. Die fremde Frau Professor sprach eben auf ihn ein. Eva verstand einige Worte: Olympia, Theater, Ausgrabungen. Gewiß war die lebhafteste Frau mit dem furchtbar verbrannten Gesicht und den trotz ihrer Jahre ganz kurz verschnittenen Haaren sehr gelehrt, denn er hörte ihr aufmerksam zu und hatte keinen Blick für sie.

Indessen erzählte der Lieutenant a. D. seiner Nachbarin, Frau Haupt, von einem Überfall der Wilden und dem folgenden furchtbaren Gemetzel. Da die Tafel zu klein für Sonderunterhaltungen war, beteiligte sich bald alles an den Ausführungen des Vortragenden, dessen Schilderungen eine breite, kaum verheilte Narbe auf der Stirn das Gepräge der Wahrheit gab.

Am unruhigsten dabei war Professor Dorn. Er war eben von einem einjährigen Aufenthalt in Griechenland und den griechischen Inseln zurückgekehrt, und ruhte auch nicht, ehe er nicht dem ruhmreichen Krieger die Fügel des Gesprächs entwunden hatte. Er war überall gewesen und hatte alles gesehen. Seine Frau hatte ihn, trotz Gefahren und Unbequemlichkeiten, immer begleitet, oft in Männerkleidern und mit einer Pistole im Gürtel.

Eva sah schau zu der Dame, deren rundliche Fülle einen Aufenthalt in Marienbad für sie weit eher als Tante Seraphine nötig machte, Onkel Did aber flüsterte ihr zu:

„Die möchte ich malen, im Bergkostüm, Kniehosen und ein Lobenjäckchen —“

„Warte, Onkel, ich sage es nachher Tante Seraph.“

Er schwieg mit komischen Zeichen des Entsetzens.

„Du wirst Dich hüten, Eva. Bei ihren bekannten Anlagen zur Eifersucht ginge sie vielleicht nicht mit nach Marienbad, so lange dieser dicke Hydriont Berlin unsicher macht.“

Die klugen Augen der Schriftstellerin gingen von einem zum andern. Offenbar machte sie Studien. Die gewöhnlichen Typen großstädtischer Geselligkeit mochten ihr nur zu gut bekannt sein. Eva betrachtete sie mit mehr Interesse.

„Sie spießt Dich, Eva. In einem Vierteljahr erscheinst Du gedruckt als Heldin in einer Novelle. Soll ich ihr nachher einige interessante Details geben? Entlobt, verbannt, Freundin berühmter Männer —“

Das Rücken der Stühle unterbrach ihn, und Eva flüchtete zu Tante Seraph, um ihr mitzuteilen, daß es heute mit Onkel Did wieder einmal nicht zum Aushalten sei.

Edita Bölen kam und verflocht sie in ein Gespräch. Nicht lange, so schienen beide Gefallen aneinander zu finden und nahmen an einem der zierlichen Marmortischchen in Frau Haupts Salon Platz.

Eva war hier noch nicht gewesen, die Eleganz des Raumes überraschte sie, während Fräulein Bölen fand, daß er in vollendeter Harmonie mit der blendenden Erscheinung der Wirtin stehe.

„Eine wunderschöne Frau. Ich sehe sie ja öfters, aber immer überrascht sie mich von neuem, besonders neben ihm,“ fügte sie nachdenklich hinzu.

Eva sah sie fragend an.

„Er ist nämlich der bedeutendste Mann, den ich kenne.“

„Dann paßt doch die schöne Frau für ihn.“

„Ja,“ sagte Edita Bölen, „aber nicht eine so schöne Frau. Sie erscheint zu sieghaft selbstherrlich, das stört bei diesem Paar die Harmonie. Bei der Frau von Professor Haupt müßte mehr die Schönheit der Seele, die hingebende, schmiegsame Weiblichkeit zum Ausdruck kommen, wenn man an ein volles gegenseitiges Genügen glauben sollte. So etwa Ihr Genre, Fräulein König.“

Eva zuckte zusammen.

„Ich habe übrigens einen Wunsch,“ fuhr die Schriftstellerin lebhaft fort. „Man kann etwas lernen aus der Umgebung, in der einem Manne, wie Haupt, seine Gedanken kommen. Kennen Sie sein Arbeitszimmer? Sind Sie überhaupt hier im Hause vertraut?“

„Nur im Kinderzimmer.“

„Wie die Antwort zu Ihnen paßt! Kommen Sie, so wollen wir die Tonne des Diogenes suchen. Ich vermute nämlich einen sehr einfachen Raum.“

Evas Zartgefühl bebte freilich vor einem solchen Eindringen zurück, doch war der Wunsch in ihr zu mächtig angeregt, und so ging sie mit.

„Hier,“ sagte Fräulein Bölen, in der Thür stehen bleibend und mit den Augen prüfend den Raum überfliegend, in dem nur die niedrige Arbeitslampe brannte.

„Oh, wohnlicher als ich dachte.“

Eva blieb auf der Schwelle stehen. Das Zimmer schien ihr so vertraut, als weile sie täglich Stunden darin, und doch stockte ihr Fuß, als sie eintreten wollte.

Fräulein Bölen prüfte indessen ungestört die langen Bücherregale.

„Natürlich meist wissenschaftliche Sachen. Hier eine Ecke für die schöne Litteratur. Was für ein abgegriffenes Exemplar des Dante!“

Auf dem Tische lag eine Menge gelehrter Zeitschriften und zum Teil noch unaufgeschnittener Broschüren.

„Nirgends etwas von seinen eigenen Arbeiten,“ sagte sie nach einem flüchtigen Blick auf den leeren Schreibtisch, über dem ein guter Stich nach Raphaels Schule von Athen hing. „Nirgends auch ein Bild von seiner Frau. Dafür hier,“ sie trat rasch nach der Wand, „ah, die Mona Lisa von Lionardi. Oh, wenn das sein Frauenideal ist, dann —“

Eva stand wie auf Kohlen. Es kam ihr so

entwürdigend vor, dieses Tassen und Suchen an dem Seelenleben ihres Freundes; am liebsten hätte sie den fremden Eindringling enfernt und die Thüre geschlossen. Nun hörte sie Schritte hinter sich, und, sich umdrehend, gewahrte sie Haupt und Ebert. Wie mit Blut übergossen trat sie zur Seite. Fräulein Ebbita zog sich gewandt aus der Schlinge.

„Ein Studierzimmer ist kein Damenboudoir. Zudem entschuldigt wohl das Interesse, das man an dem Schaffen des Geistes nimmt, unser Eindringen.“

Haupt wehrte lächelnd ab, Ebert aber meinte:

„Eva steht ja noch an der Schwelle. Bekamst wohl Angst vor der Höhle des Löwen, Kind?“

Haupt suchte indessen unter den Festen auf dem Tisch, nahm ein dünnes, gelbes Bändchen hervor und gab es dem Professor mit dem Bemerkten, daß es das Neueste über die Forschungen Professor Dorns enthielte.

„Ich ziehe mich in einen stillen Winkel zurück und merke mir wenigstens die Kapitelüberschriften und einige Schlagwörter. Er will mir die Ehre erweisen morgen mein Atelier zu besichtigen, da muß ich doch oberflächlich orientiert sein.“

„Nehmen Sie mich mit, Herr Professor,“ rief die Schriftstellerin. „Ich brenne darauf, mir von der Dame etwas über ihre interessanten Mittheilungen zu lassen, wage mich aber ohne klassisches Rüstzeug nicht an sie heran.“

Ebert bot ihr galant den Arm und beide entfernten sich.

Eva wollte ihnen folgen, aber Haupt hielt sie zurück.

„Will mir meine Freundin nicht einmal die Freude machen, zehn Minuten in meinem Zimmer zu sein?“

Sie trat näher und stellte sich neben den Schreibtisch vor dem er Platz genommen hatte.

„Bin ich denn wirklich noch Ihre Freundin? Sie sind jetzt oft so wortkarg. Zürnen Sie mir? Wenn ich etwas nicht recht gemacht habe, dann können Sie es mir doch sagen!“

Ihre Stimme zitterte ein wenig. Er sah auf und sein Blick umfaßte mit unendlicher Zärtlichkeit die schlante Gestalt. Er war ja auch nur ein Mensch, mußte er denn sein Herz knechten, immer, immer? Es schrie so laut danach, einmal, einen kurzen Augenblick selig zu sein. Wenn er sie jetzt an sich zog, ihren Mund küßte? Er kannte die Macht der Leidenschaft, ihre Wirkung auf den Menschen, er wußte, daß in ihrer Brust der Zündstoff angehäuft war, der nur auf den Funken wartete, um zur lodernen Flamme emporzuschlagen, dann — dann würde sie kämpfen, wie er kämpfte, leiden, wie er litt, dann würde die mädchenhafte Knospe aufspringen, und das Weib mit seinem Wünschen und Begehren erwachen. Arme Eva! Nein, es durfte nicht sein, nie!

Dort, rechts in dem Schreibtischfach lagen seine Lieber an sie. Wenn er die blauen Blätter herausnahm und in ihre Hände legte? Es war eine stattliche Menge geworden. Erst gestern Abend, als sie gegangen war, hatte er eins hinzugelegt, deutlich waren ihm die Verse im Gedächtnis geblieben:

Wohl sage ich mir tausendmal:  
Verschließe Deines Herzens Dual,  
Daß sie nicht ahnt, was in Dir lebt,  
Mit heißer Sehnsucht zu Ihr strebt  
Und Dich durchbebt.

Die Liebe fordert sonder Ruh:  
O ruf Ihr Dein Geheimnis zu,  
O thu Ihr Deine Sehnsucht kund  
Und küß' an Ihrem reinen Mund  
Dein Herz gesund.

Ist denn auch dieses letzte Glück,  
Ein traumverlorner Augenblick,  
Da Du so lang, so schwer entbehrt,  
In tausend Schmerzen Dich verzehrt,  
Dir noch verwehrt?

Er konnte sie ja bitten, sie erst zu lesen, wenn sie fort, wenn sie daheim war, dann war die Gefahr vorüber und —

Ein heißer Tropfen fiel auf seine Hand. Sie hatte nun so lange auf ein gutes Wort gewartet, jetzt wollte sie sich zum Gehen wenden.

„Eva,“ rief er, „liebe, kleine Freundin, haben Sie Rücksicht mit mir, ich habe so viel Sorgen.“

Sie war sofort wieder neben ihm. Daß sie auch nur an sich dachte! Wie mochte er leiden, und sie wog kleinlich seine größere oder geringere Freundlichkeit ab.

„Gotte ist ja nun besser!“

Plötzlich flog ein Gedanke durch ihren Kopf. Sie sah im Geist den eleganten, blauen Salon, die Hausfrau, deren scheinbar so einfaches weiches, weißes Wollkleid um den Saum eine breite Goldstickerei zeigte, und mit einem der unvermittelten Ideenübergänge, die bei ihr so häufig waren, fragte sie:

„Sind Sie eigentlich reich, mein Freund?“

Er sah erstaunt auf. Diese Augen, in denen noch eben Thränen geblitzt, sahen ihn so forschend an, daß er lächeln mußte.

„Dummerle,“ er nannte sie manchmal so, mit einem Anklang an seine Heimat, und sie hatte ihm einmal gesagt, sie höre es gern.

„Möchte wohl wissen, woher ich irdische Güter nehmen sollte! Wenn Sie nicht zu sehr erschrecken wollen, vertraue ich Ihnen sogar an, daß ich oft nicht mit meinen Einnahmen reiche und dann Schulden machen muß.“

Eva war ein Beamtenkind; in geordneten Verhältnissen aufgewachsen, hatte sie von jeher gehört, daß peinliche Genauigkeit im Übereinstimmen der Einnahmen und Ausgaben eine Lebensbedingung sei. Und wenn es Null mit Null aufging — nur kein Minus! Freilich wußte sie, daß die jungen Leute ihrer Kreise oft sehr bedeutende Schulden hatten, aber dann heirateten sie immer reich und „arrangierten ihre Verhältnisse.“ Daß ein Mann wie Haupt mit solchen Schwierigkeiten kämpfen sollte, schien ihr unfasslich. Schulden waren in ihren Augen etwas Schlechtes, Erniedrigendes, und dieser Gedanke war so deutlich auf ihrer Stirn zu lesen, daß er jetzt ganz belustigt auflachte.

„Aber,“ sagte sie ein wenig entrüstet.

„Aber Kind, das ist ja das wenigste.“

„Können Sie mir denn nicht sagen, was Sie bedrückt?“

„Das wäre eine lange Geschichte, zu der wir hier keine Zeit haben, sie vor Ihrer Abreise wohl schwerlich finden werden.“

Da sie an die bevorstehende Trennung dachten, waren sie beide unwillkürlich ernst geworden.

Dann sagte sie schnell:

„Ich kann Ihnen ja schreiben — das heißt, wenn Sie Zeit für mich haben.“

Er ergriff ihre Hand. Das war ein Hoffnungsstrahl; so blieben sie doch nicht ganz getrennt. „Schreiben Sie, Eva, schreiben Sie so oft und was Sie wollen. Nur keine Konvenienzbriefe, die hasse ich.“

Sie lächelte schon wieder.

„Und dann bleiben wir Freunde?“

Er drückte ihre Hand so fest, daß sie schmerzte.

„Für immer,“ sagte er ernst.

Sie standen auf und gingen hinaus.

„Es ist hübsch von Ihnen, daß Sie an meinem Schreibtisch standen, nun werden gute Geister über meine Arbeiten wachen.“

In einem der folgenden Zimmer fanden sie Onkel Dick und Fräulein Edita.

„Es ist schwer,“ rief ihnen derselbe entgegen, „der gute Mann hat seine Weisheit in die dunkle Redeweise einer Sibylle gehüllt und ich zerbreche mir an seinen Rätselnüssen die Zähne.“

„Ich begreife nicht,“ fügte die Bölen hinzu, „daß so große Männer oft vergessen, wie für ihr Laienpublikum weniger mehr wäre. Das schätze ich an Ihren Werken so hoch, Herr Professor, daß überall ein so edles, klassisches Maßhalten vorhanden ist. Jedenfalls weiß ich nun von dem Anfang der Expedition genug, um bei der berühmten Reisenden einen Versuch zu wagen.“

Die zwei schlossen sich an und man betrat wieder den Salon.

Tante Seraphine ließ sich gerade von Frau Professor Dorn das Rezept der berühmten schwarzen Suppe geben. Es soll zwar verloren gegangen sein, aber die energische Dame hatte in Sparta selbst, ihrer Meinung nach von Erfolg gekrönte Forschungen angestellt.

Lieutenant von Bever befand sich in eifrigem Gespräch mit der schönen Wirtin. Sie sprachen über Pferdesport, und das Ergebnis ihrer Unterhaltung war die Erklärung von Frau Eugenie, daß sie in der nächsten Zeit Reitstunden zu nehmen gedenke. Herr von Bever war zu aller nur möglichen Hilfe bereit und man verabredete eifrig den Termin der ersten Stunde im Tatterfall.

Eva sah wohl, daß Haupt die ganze Sache unangenehm war; die Frau Professor aber schien wenig auf die leise angedeutete Mißbilligung ihres Mannes zu geben.

„Nun hat er wieder neue Sorgen,“ dachte sie, und etwas wie Haß stieg in ihr auf gegen die schöne Frau, die den reichen Pflichtenkreis, den Gott ihr gegeben hatte, so arg vernachlässigte.

#### XIV.

Frau Regierungsrat König war angekommen. Eva hatte die geliebte Mutter wieder und wieder in die Arme geschlossen und in der Freude des Wiedersehens so frisch und heiter ausgesehen, daß der erste Abend schattenlos vergangen war. Frau König fühlte sich in dem Hause der Cousine offenbar sehr wohl, und ließ es nicht an feinen Schmeicheleien fehlen, für die Tante Seraph, wenn es ihre Hausfrauenwürde anging, sehr empfänglich war. Sie konnte ihrerseits mit gutem Gewissen versichern, wie innig sie Eva in ihr Herz geschlossen hatte, und Onkel Dick entwickelte vor Vergnügen über dieses gegenseitige Anrühren und Honigstreichen, wie er es leise zu Eva gewendet nannte, eine wahrhaft quecksilberne Lebendigkeit.

Am nächsten Morgen fand Frau König ihre Tochter allerdings sehr angegriffen, und als man den ganzen Vormittag hindurch aus einem Laden in den andern gegangen war, Blusen, Mäntel und Hüte angepaßt hatte, da war Eva mittags so matt, daß die Mutter selbst ihr den Rat gab, sich lieber zu Hause auszuruhen und zu erholen, da man die Reise nach Böhmen am nächsten Tage in ziemlicher Frühe antreten wollte. So ließ Eva die Mutter allein gehen und verzichtete auch auf den Abend im Opernhause, da die Meisterfinger das Übel wohl nur noch ärger machen würden. Onkel Dick begleitete beide Damen; als sich die Thür hinter ihnen schloß, atmete sie erleichtert auf.

Sie setzte sich in Frau Eberts Erker, einen hübschen, erhöhten Fensterplatz voll gedämpften Lichtes, das in gebrochenen Farbentönen durch die gemalten altdeutschen Vorhänge fiel. Frau Seraphine liebte die Bequemlichkeit auf Kosten des Stils, wie sie so oft betonte, daher stand in diesem mittelalterlichen Eckchen ein moderner, sehr bequemer Faullenzer. In ihm hatte Eva es sich nun behaglich gemacht und müde die Augen geschlossen. Selbst dieses matte Licht that ihr weh, der Kopf schmerzte, und die Glieder waren schwer wie Blei.

Die letzten vier Monate zogen wie Traumbilder an ihrem geistigen Auge vorüber. Vier Jahre schienen es ihr zu sein, so reich an neuen Eindrücken waren sie gewesen. Eine so heitere, anregende Zeit! Warum sie wohl ein so schweres Herz aus ihr mitnahm? Sie dachte an Fräulein Habicht und den gönnerhaften Abschied der Dame, die zum Schluß noch ihr Talent für die Kleinmalerei, die Gewerbearbeit betont, ihren Fleiß und ihre Gewissenhaftigkeit gerühmt hatte; sie dachte an Frau Stein, die ihr mit Thränen die Hände geküßt hatte, während Ernst und Mariechen ein Jetergeschrei erhoben, als sie vernahmen, ihr Fräulein käme zum letzten Mal. Eva konnte die Frau nun ruhig ihrem Schicksal überlassen; das Fieber war gehoben, und Tante Seraphine hatte versprochen, von Zeit zu Zeit nachzusehen. Auch hatte Frau Stein erzählt, der Herr Professor wäre wieder dagewesen, und wenn der sich um sie kümmerte, dann wäre sie wohl geborgen. So waren Evas Gedanken wieder bei ihrem Freunde angelangt. Als sie gestern Vormittag

bei Haupts ihren Abschiedsbesuch gemacht hatte, war er nicht zu Hause gewesen. Sie hatte von Frau Eugenie einen begeisterten Bericht über die erste Reistunde vernommen, als sie ihr aber einen Gruß für ihn auftragen wollte, hatte ihr etwas die Kehle zugeschnürt. Erst im Kinderzimmer, da sich Lotte weinend an sie anklammerte, hatte sie ihr zugeflüstert: grüß' auch den Papa von mir, ja, Herzchen? Aber es that doch weh; sie hatte ihm so viel zu danken, und sie hätte ihm so gern noch einmal die Hand gegeben.

Wie sie nun bei einem leichten Geräusch die Augen aufschlug, stand er vor ihr. Sie rührte sich gar nicht, sondern sah ihn nur groß und erschrocken an, als könne eine Bewegung ihn verschwinden lassen.

Er beugte sich lächelnd herab und legte einen Strauß Matglöckchen in ihre Hände.

„Ich bin es selbst, Eva, und nicht mein Geist, wie Ihre Augen zu fürchten scheinen.“

„Aber wie kamen Sie herein, es klingelte ja nicht.“

„Und doch kam ich durch die Thür, nicht durch den Rauchfang oder das Schlüsselloch,“ zwang er sich zu scherzen. „Und dazu noch auf die einfachste Weise. Ihr Mädchen schloß gerade auf, um mit dem Korb in den Kohlenkeller zu gehen, sie sagte mir, daß die Herrschaften aus und Fräulein Eva im Wohnzimmer sei — und da bin ich. Ich habe übrigens hier schon eine ganze Weile gestanden und gefunden, daß meine Freundin unverantwortlich blaß aussieht, tiefe Schatten um die Augen hat und sicher keinen fröhlichen Gedanken nachhing.“

„Abschiedsgedanken.“

Sie befestigte den Strauß an der Brust und winkte ihm Platz zu nehmen.

„Lotte hat mir Ihren Gruß bestellt. Glaubten Sie denn wirklich, ich würde nicht wenigstens den Versuch machen, Sie noch zu sehen?“

Seine Stimme klang sehr weich, und sie versteckte sich förmlich in ihrem großen Lehnstuhl, auf dessen gepolsterte Arme sie ihre Hände legte, die kleinen Füße fest auf ein dickes Kissen stemmend. Antworten that sie nicht. Es war ihr heute schon den ganzen Tag so, als hätte sie lauter Thränen im Halse, und ein Wort würde die Flut entfesseln.

Auch er schwieg still. Die Pein des Scheidens senkte sich auf beide; wollte er ihr nicht erliegen, so mußte er sprechen.

„Was machen wir nun mit dieser Stunde?“

„Ich hätte wohl einen Wunsch.“

Es klang bittend aus dem Schatten hervor.

„Erzählen Sie mir Ihr Leben!“

„Mein Leben! Kind, es wäre ein trübes Schlußbild für heitere Monate!“

„Es wäre mein Glück. Und mir können Sie vertrauen.“

„Ich weiß es. Aber nicht so, daß die Sonnenstrahlen nur die Enden Ihrer Zöpfe und die Fußspitzen treffen. Aug in Auge und Hand in Hand, wie echte Freunde.“

Sie rückte ein wenig ins Licht und gab ihm die Hand, die er fest umschloß.

„Wie kalt sie ist. Ist das Herzchen nicht wärmer, dann sollte ich lieber schweigen,“ scherzte er.

„Sie wissen ja, wie warm es für Sie schlägt,“ sagte sie einfach.

Und er erzählte. „Es war einmal“ fing seine Geschichte an, und wie ein Märchen sagte er sie her. Den Anfang wenigstens, von dem armen Knaben im schlesischen Gebirge, der niemand hatte, der ihn verstand und doch ein so großes Sehnen nach Licht und Wärme im Herzen trug, daß er allabendlich hinauspilgerte, um die Sonne untergehen zu sehen. Und wie der Jüngling nur den Ort gewechselt, die Dachstube in Breslau für das nackte Kämmerchen im Elternhaus. Er erzählte von den Entbehrungen jener Zeit, wie oft er gehungert, und wie dankbar er für einen Freitisch gewesen, an dem er doch kaum gewagt hatte, sich satt zu essen.

Die kleine Hand zitterte in seiner und in Evas Augen malte sich solche Pein, daß er inne hielt.

„Dummerle, das ist nicht das Schlimmste. Der Magen bekam ja später satt zu essen, als die ersten schlimmen Jahre vorüber waren. Aber das Herz, Eva, das Herz! Das ist fast vergangen sein Lebenlang, verschmachtet ist die Seele, die immer vergebens zu trinken verlangte vom Kelch der Liebe, und doch einsam und allein blieb.“

„Nun nicht mehr, nicht wahr? Nun wissen Sie, daß eine andere Seele mit Ihnen lebt, leidet, wenn Sie leiden, glücklich ist in Ihrem Glück.“

Sie sah ihn groß an und in ihren Augen konnte er lesen, daß sie die Wahrheit sprach.

„Deine Seele, Eva,“ sagte er leise, und sie litt das Du und wehrte ihm nicht, als er ihre Hände küßte.

Dann erzählte er weiter, von seinen Studienjahren, da er im Sehen und Erkennen Not und Entbehrung vergessen, von der Pilgerfahrt ins gelobte Land der Kunst und seinem Zusammentreffen mit Graf Torsti.

Sie atmete erleichtert auf, als von nun an die äußeren Schwierigkeiten leichter wurden.

„Wie dankbar Sie ihm gewesen sein müssen!“

„Ich dachte es damals auch. Hätte ich geahnt, wie teuer ich einst diese Hilfe in der Not, diese Verbindung mit dem gräßlichen Hause würde bezahlen müssen — wer weiß, ob ich es nicht vorgezogen hätte, weiter zu hungern.“

Und leise, tief zu ihr hinabgeneigt, klagte er ihr, was er noch niemand geklagt hatte als Gott, das Unglück seiner Ehe, die Herzenstälte seines Weibes.

„Sag' nicht, daß ein Mann weniger Liebe brauche. Ein wenig Sonne in meinem Leben, ein wenig sorgende Teilnahme, und alles, auch mein Schaffen, wäre besser geworden. Sag nicht: Du hast ein Kind! Dieses gebrechliche Geschöpf, das mir Gott geliebt hat für kurze Zeit, damit ich mich nicht verzehre in der Einsamkeit, kann mir die Frauenliebe nicht ersetzen, kann die Schätze meiner Seele nicht heben, den glühenden Durst nicht stillen. Ruhm, Ehre, Erfolg, das alles sind Goldbarren, die der Verschmachtende in der Wüste hohnlachend beiseite wirft, wenn er nach einem Trunk frischen Wassers schreit. Liebe wollte ich, reine, echte Liebe! Und was gewann ich? Ein Haus, aber kein Heim, eine Modedame, aber kein Weib meines Herzens, keine Mutter meines Kindes,



keine Gefährtin meiner Arbeit, wieder, immer wieder einsam, einsam, einsam!"

Er war vor ihr niedergekniet und barg das Gesicht in ihren Händen. Sie fühlte ihre Finger feucht werden, sie wußte, daß sich ihr dieses Herz erschlossen, wie sich die Rinde des Baumes öffnet, wenn er das Mark herausräufeln läßt, langsam, wie Blut aus Todeswunden, und plötzlich schlangen sich zwei Arme um seinen Hals, suchten warme Lippen die seinigen in langem, innigem Kuß.

Er war aufgesprungen und hatte sie mit emporgezogen. Fest hielt er sie an seine Brust gedrückt, wie ein kostliches Kleinod, das Feinde ihm entreißen wollten. Wieder und wieder küßte er sie, als wolle er ihr mit dem Atem die Seele rauben.

"Eva, mein Glück, mein Leben, meine Sonne, sage mir, daß Du mich liebst, und alles Leid ist vergessen."

"Ich liebe Dich, seit ich Dich gesehen, früher schon, seit ich Deinen Namen gehört, ein Buch von Dir in der Hand gehabt habe. Damals, als Du mit Deiner Frau —"

Sie stieß einen herzerreißenden Schrei aus und entwand sich seinen Armen. Wie ein Blitz in dunkler Nacht eine Gegend einen Augenblick in helles, phosphoreszierendes Licht taucht, daß uns auch die kleinsten Einzelheiten sichtbar werden, so sah sie plötzlich die letzten Monate im grellen Schein der Wahrheit. Sie hatte ihn immer geliebt, und unbewußt, instinktiv hatte ihre Seele sich gewehrt gegen das Verbrechen dieser Liebe. Und als hätte der Blitz der Erkenntnis sie zu Boden geschlagen, fiel sie auf die Kniee und rief: "Mein Gott, vergieb mir, erbarme Dich meiner!"

Es war ganz still in dem Gemach geworden, in dem zwei Menschen mit der Entsagung rangen.

Endlich sagte er dumpf: "Verzeihe mir meine Selbstsucht, Eva!"

Sie richtete den Kopf auf und hörte auf den trostlosen Klang der Stimme, sie sah zu ihm hin und mit dem hellsehenden Blick des liebenden Weibes las sie von seiner Stirne die Kämpfe der letzten Monate, die Pein dieser Stunde, in der auch bei diesem Manne das Ich das Selbst besiegt hatte. Sie stand auf und ging zu ihm, langsam und schleppend. Sanft suchte sie seine Hand.

"Du bist nicht Schuld, Ernst, Du nicht."

Er rührte sich nicht und ihre Hand fiel schlaff herab.

"Ich hätte schweigen müssen, dann hättest Du mich vergessen. Vergiß mich noch, Eva, es ist meine letzte Bitte an Dich," sagte er leidenschaftlich.

"Nie," antwortete sie fest.

"Dein Glück soll nicht scheitern an dieser Liebe."

"Diese Liebe ist mein Glück. Mach doch nicht solch finsternes Gesicht, Ernst. Daß wir uns vorhin küßten," eine glühende Röte flog über ihr Gesicht, "Gott wird es uns vergeben, wir wußten nicht, was wir thaten; und es wird nie wieder geschehen. Aber daß wir uns die reinsten Gedanken, das tiefste Empfinden, die heiligsten Gebets weihen, daß wir ein Leben leben, auch wenn wir uns vielleicht nicht

wieder sehen, ist das nicht genug Glück für ein Menschenherz?"

Er stöhnte tief auf und schlug die Hände vor das Gesicht.

"Und ich hätte mein Herzblut gegeben, wenn ich Dir dafür Glück hätte erkaufen können!"

"Ich bin ja glücklich," ihr rührendes Lächeln traf ihn härter, als alle Vorwürfe, "aber Du sollst es auch sein. Du darfst Dir nie, niemals Vorwürfe machen. Versprich es mir," fügte sie dringender hinzu.

"Ich verspreche es," antwortete er mühsam.

"Und nun gehe." Nein, er hatte ihre Hand ergreifen wollen und jetzt hatte sie sie ängstlich weggezogen, "nicht so; schau mich noch einmal an, und dann Lebewohl!"

"Du wirst mir schreiben?"

Sie schüttelte das Haupt.

"Für Dich beten will ich Tag um Tag, aber schreiben will ich nicht. Wir wissen ja jetzt, wie schwach wir sind."

Er sah sie an, lange, lange, als könne er sich nicht losreißen von ihrem Anblick. "Gott segne Dich, Eva, mein alles!"

Dann wandte er sich und ging.

An der Schwelle blieb er noch einmal stehen und schaute in das dämmerige Zimmer zurück. Auf dem Boden lag etwas Weißes. Es war der Maiglöckchenstrauß; er war ihr entfallen, als er sie an sich gedrückt hatte. Die kleinen Blumen waren zerpreßt und geknickt. Er kam zurück, hob ihn auf und preßte ihn an die Lippen. Dann ging er.

Sie stand unbeweglich bis sich die Hausthür mit dumpfen Krachen schloß. Dann warf sie sich in den Lehnstuhl und weinte.

Das war der Sabbath ihres Herzens.

## XV.

Eva König war damals eine stille und blasse Reisegefährtin gewesen. Die Mutter hatte alles auf den anstrengenden Berliner Aufenthalt geschoben, Frau Ebert schwieg dazu. Sie wußte aus Evas Erzählungen, daß eine Saison in Königsberg in den Kreisen der höheren Beamten ungleich angreifender sei, als die wenigen Gesellschaften, die sie mit Eva besucht, daß diese bei ihr häuslicher gelebt hatte, als daheim. Da sie Eva aber wirklich liebte, ahnte sie auch den wahren Grund ihrer Veränderung, und Sorge und Angst machten sie stumm. Vielleicht hoffte sie auch, daß es im Grunde nur eine unschuldige Mädchenschwärmerei sei, deren Flamme aus Mangel an Nahrung von selber erlöschen würde. So nannte sie Haupts Namen so wenig wie möglich, und wenn er im Gespräch über die Berliner Bekannten erwähnt wurde, ging man von beiden Seiten gleichgültig darüber hinweg. Evas Farben kamen auch bei dem beständigen Aufenthalt in der frischen Luft bald wieder, und ihr Wesen war so liebenswürdig, ihre Sorge um Mutter und Tante so innig, daß sich beide bald beruhigten.

Nach beendigter Kur trennte man sich. Frau Ebert mußte nach Hause, da sie es eigentlich schon für unverantwortlichen Leichtsinns erklärte, ihr großes Kind so lange ohne Aufsicht zu lassen, Königs aber erwarteten zu Anfang der Ferien den Regierungsrat, mit dem noch eine Reise durch das Salzkammergut angetreten wurde. Den Schluß bildete eine heitere Woche in dem fröhlichen Wien, dann ging's direkt zurück nach Königsberg.

Daheim umfingen Eva die alten Pflichten, der alte geschäftige Müßiggang, mit dem sie so lange ihre Zeit ausgefüllt hatte. Nur daß sie es jetzt nicht mehr ertragen konnte, außer ihren kleinen häuslichen Arbeiten, die mehr Spiel als Ernst waren, sich mit nichts anderem zu beschäftigen, als Besuchen bei Bekannten, ein wenig Lektüre und ein wenig Malerei. So schuf sie sich ein anderes Arbeitsfeld. Ohne in einen der Vereine einzutreten, denen ihre Mutter angehörte und gegen die sie seit den Erfahrungen mit Frau Stein ein gerechtfertigtes Mißtrauen hegte, verwandte sie täglich einige Stunden für Besuche bei Armen und Kranken. Als sie den ersten Versuch gemacht hatte, fand sie bald mehr Arbeit, als sie bewältigen konnte. Sie ging auch hier nicht in die tiefsten Höhlen des Elendes und sittlichen Schmutzes; es waren meistens kranke Arbeiterfrauen, denen sie half, ihre Schmerzen tragen, mit deren Kindern sie sich beschäftigte, in ihrer einfachen, herzlichen Art, die nie den Gedanken an ein beabsichtigtes Wohlthun, ein Herablassen, aufkommen ließ.

Frau König war über die Richtung, die Evas Geist immer entschiedener einschlug, unruhig und unglücklich. Nie brachte sie aus einer geselligen Zusammenkunft eine so heitere Laune, so strahlende Augen mit, wie aus ihren Krankenzimmern. Es war ihr einziger Trost, daß Eva in größerem Kreise nie von ihrer Samariterthätigkeit sprach. So drang dieselbe nur allmählich und tropfenweise in die Öffentlichkeit, und die Bekannten wandten sich über diese „Schrulle“ hinweg zur Tagesordnung. Die kleine König schien ihre Entlohnung doch tragischer zu nehmen, als man bei dem frohen Geschöpfchen vorausgesetzt hatte. Wer konnte wissen, ob die Lösung des Verhältnisses wirklich von ihr ausgegangen?

Am ruhigsten faßte wieder der Regierungsrat die Sache auf; wenn es das Kind glücklich machte, dann solle man ihr die Freude lassen. Etwas Böses sei es doch wahrlich nicht, und es stünde besser um die sozialen Zustände, wenn viele so dächten, wie seine Eva.

Und diese selbst? Ach, sie wußte nur zu gut, daß es in erster Linie nicht Nächstenliebe war, was sie trieb. Sie mußte arbeiten, um das Klopfen und Hämmern ihres Herzens zu übertönen, sie hätte am liebsten mit einer der armen Frauen getauscht und Tag über am Waschfaß gestanden, um abends todmüde auf ihr Lager zu sinken und traumlos einzuschlafen. Wenn sie es sich manchmal in klaren Worten sagte: Du, Eva König, liebst, was Du nicht lieben solltest, den Mann einer andern, liebst ihn mit jeder Faser Deines Herzens, jedem Pulsschlag Deines

Geistes! Dann schauberte sie vor sich selber wie vor einer Verbrecherin.

Und wenn sie in seinen Büchern las, wenn sie an ihn dachte, an sein ernstes Streben, sein glückloses und doch reiches Dasein, sein selbstloses Wirken — dann flog ihm ihr ganzes Sein wieder zu, gab es für sie nichts natürlicheres, als diese Liebe, die Hingabe ihrer Seele an die feine. „Ich will ihn ja nicht für mich, lieber Gott,“ betete sie. „ich will ihn nicht mehr sehen, nichts von ihm hören; kein Wunsch knüpft mich an sein Andenken; nur ihn lieben will ich, so lange ich lebe, nur in seinem Geiste wirken, wie es meine schwache Kraft erlaubt. Wenn das Sünde ist, so vergieb mir, ich kann nicht anders.“

Wenn sie an fremden Krankenbetten saß und aus der Bibel vorlas, wenn sie kleine, verwahrloste Kinder auf den Arm nahm, dann dachte sie: jetzt thue ich, was er für recht halten würde! und in ihr wurde es Friede.

Tante Seraphine vermied in ihren Briefen seinen Namen zu nennen; manchmal erwähnte ihn eine Notiz in der Zeitung oder einem Journal gelegentlich einer Besprechung; — das war alles, was sie erfuhr. Kurz vor Weihnachten, als die Saison begann, las sie die Beschreibung einer Wohlthätigkeitsvorstellung. Eine Quadrille war geritten worden, die eine der Reiterinnen war seine Frau gewesen. Man rühmte die blendenden Kostüme, die Eleganz der Darstellung, und mit einem bitteren Lächeln legte Eva das Blatt zur Seite.

Dann kam das Fest. Eva hatte gerüstet, wie noch nie zuvor. Sie durfte viel Freude bereiten, denn ihr Vater hatte ihr reichliche Mittel in die Hände gegeben, und so packte sie auch ein Kistchen für Frau Stein, lauter gute, nützliche Sachen, nur für Ernst außerdem ein schönes Buch und für Mariechen eine eigenhändig gepuzte Puppe. „Damit es doch nicht rein wollene Weihnachten sind,“ lächelte sie. Es war ihr, als sendete sie dem Geliebten einen Gruß, als ahnte sie, daß er in den Feiertagen zu ihren Schützlingen kommen, den herzlichen Brief lesen würde, und die Gewißheit ihrer Liebe mitheimnehmen als echten Weihnachtssegens.

Sie selber stand dann dankbar vor dem reichen Gabentisch, den die Elternliebe ihr geschmückt. Ein rotes Büchlein lag darauf. Wie sie den Titel ansah, hätte sie es fast fallen lassen vor freudigem Schreck. „Herbst“, von Ernst Haupt, stand darauf. Frau König hatte es zufällig in der Buchhandlung gesehen, und da sie wußte, daß der Verfasser zu Evas Bekannten gehöre, hatte sie es mitgenommen. Noch beim Glanz der Weihnachtskerzen blätterte Eva darin und mit Herzklopfen fühlte sie, daß jedes Lied in dem Büchlein ihr gehöre, ein Gruß seiner Liebe, seiner Sehnsucht war. Gleich die Widmung auf dem ersten Blatt galt ihr, auch ohne daß ihr Name da stand.

Als ich Dich traf, mein letztes Glück,  
Ging schon mein Tag zur Neige;  
Da zitterten am Lebensbaum  
Noch einmal alle Zweige.

Noch eine letzte Blüte trieb  
Das nimmermüde Sehnen,  
Und die Entfagung pflegte sie,  
Goh sie mit ihren Thränen.

So wächst sie in des Herzens Grund,  
Und liebende Gedanken  
Um jene letzte Blüte sich  
Als Herbsteslieber ranken.

So befaß sie jetzt etwas, was ihnen beiden gemeinsam war. Manche der Lieder trugen ein Datum, sie konnte vergleichen, sie dachte nach, was ihm den Stoff gegeben, ein Wort, eine Begegnung, und sie fühlte mit schmerzlichem Jubel, daß auch er sie geliebt hatte, fast vom ersten Blick an. Daß er sie noch liebte, immer lieben würde, daran zweifelte sie nicht einen Augenblick. Ihre Seelen gehörten zusammen für dieses Leben; wie sie, so mußte auch er denken. Je reiner die Gedanken waren, desto sicherer wurde dieses Glück. —

So war vielleicht ein Jahr vergangen, als in Evas inneres Leben eine Wandlung trat.

Frau Regierungsrat König hatte den Damen ihres Bekanntenkreises einen Kaffee gegeben, einen richtigen Koffee „mit Schleppe“, wie der landesübliche Ausdruck lautete, das heißt, an die unzähligen Torten und Crèmes schloß sich noch ein ausermähltes kaltes Abendbrot. Es war eine Unsitte, natürlich, aber schon Hamlet hat erkannt, daß Unsitten Sitten werden, nicht nur in Dänemark, sondern auch in deutschen Landen; und da Trinken immer gefährlich bleibt, ob man den berausenden Met aus Trindhörnern, oder echten Mokka aus chinesischen Schälchen mit goldenen Löffelchen schlürft, so trieb dieser Kaffee den Regierungsrat zu der alljährlich wiederholten Bitte, wenigstens auf seine Dienstreise zu warten, wenn die Sache schon sein mußte.

Es mußte sein. Eva wagte zwar auch Einwendungen zu machen, aber es galt doch zu bedenken, daß die verwitwete Frau Präsident P., die Frau des pensionierten Geheimrat R., Fräulein S., die ihrem Bruder, dem unverheirateten Tribunalsrat die Wirtschaft führte, und noch funfzehn andere mehr, keine gemischten Gesellschaften besuchten, man also zu dieser wenig anmutigen Art des Zusammenkommens gezwungen war. So schmückte sie denn mit einem Seufzer die Zimmer mit frischen Blumen, legte die hübschesten Decken auf, und ging prüfend hin und her, an Tante Seraphinens Ausspruch denkend, daß ein Damenthee ungefähr zehnmal so viel Sorgfalt erfordere, als ein Herrenfrühstück, denn Frauen sehen eben alles, auch das, was garnicht da ist.

Frau König war eigentlich eine Salonvirtuosin, wenigstens in ihren Kreisen. Sie verstand es, mit feinem Takt gefährliche Klippen zu umgehen, und da sie eine aufrichtige Feindin jeder übelen Nachrede war, so hatten sich ihre Gäste bei ihr meistens vorzüglich unterhalten, ohne daß das unwillkürliche Plaudern über den lieben Nächsten und seine Beziehungen je ein boshaftes geworden wäre.

Auch heute widmete man seine Aufmerksamkeit zuerst dem allerliebsten Service, das Eva ihrer Mutter gemalt hatte. Als aber die zierlichen Ranken und

Sträußchen genügend bewundert waren, lenkte man doch das Gespräch energisch auf einen Gegenstand, der allerdings viel Stoff für geübte Zungen bot.

Ein junges Paar, das seit einer Reihe von Jahren in anscheinend glücklicher, jedenfalls friedlicher Ehe lebte, wollte sich scheiden lassen. Die Klage war eingereicht und der Sühnetermin eben vorübergegangen, ohne daß eine erneute Annäherung vorgelegen hatte.

Selbst die mit den besten Spürnasen Gesezneten — und ein solcher Fall schärft dieses Organ meistens bis zur Indianerfeinsüßigkeit — konnten bei einem von beiden Teilen nicht eine verbotene Neigung zu jemand anders wittern. Er war ein trockner, ein wenig pedantischer Beamter vom strengsten Pflichtgefühl, sie eine lebenslustige junge Frau, die sich zwar gerne den Hof machen ließ, aber vollständig in den Grenzen des guten Tons und in so oberflächlicher Art und Weise, daß ein Verehrer nicht länger vorhielt, als eine frische Blumengarnitur, also noch nicht einmal einen Ballabend. Der einzige Grund, den beide angaben, war auch nur gegenseitige Abneigung; da sie Kinder nie gehabt hatten, genügte er. Die junge Frau sollte auch noch erklärt haben, sie würde sich nichts daraus machen, zu ihren Eltern zu gehen, um das „Schuldig in Folge böswilligen Verlassens“ auf sich herabzuziehen, wenn sie nur frei würde.

Unsere Zeit hat manche Umsturzidee gezeitigt, nicht nur auf wissenschaftlichem, auch auf sittlichem Gebiet. Eine derjenigen, die sich in der Theorie immer mehr Bahn brechen — Gottlob erst in der Theorie, denn die That zeigt doch noch immer ein anderes Gesicht, als der Gedanke — ist der Grundsatz der wahren Sittlichkeit, nachdem das echte Weib sich dem Manne geben soll, dem ihr Herz gehört. Findet sie diesen Mann nun erst, nachdem sie sich gebunden, so ist es „Pflicht“, die Ehe zu lösen — und eine neue einzugehen. Ob nicht auch die zweite ein Irrtum, und der „Rechte“ erst in der dritten, vierten oder fünften auftritt, davon schweigen diese Apostel. Die „Pflicht“ soll eben zum modernen Tritotgewand werden, das sich schmiegsam einem jeden anfügt. Sie ist aber eine alte, trotzig Eisenrüstung, die nur dem paßt, für den sie geschmiebet wurde. Unsere Großmütter faßten das Wort anders auf, wenn sie nach Elternwillen dem oft ungeliebten, kaum gekannten Manne folgten. Sie trugen den undurchdringlichen, schweren Panzer, an dessen Harnisch die Pfeile des Versuchers abprallten; und in einem Leben treuer Arbeit und unermüdblicher Sorge erblickte ihnen unversehens oft die Wunderblume eines echten Glückes, deren Wurzeln sich tief hineinsenkten in den Boden der Hochachtung, und deren Knospe in einer geweihten Stunde sich öffnete unter dem Kuß der Liebe. Aber sie waren auch topper. Keine hätte in leichtsinniger Flucht ihren Posten verlassen, lieber wären sie gestorben auf dem unbefleckten Schilde ihrer Ehre.

Zu den Frauen, die von dem vorgeschriebenen Wege auch nicht den kleinsten Schritt abseits gestatteten gehörte auch Frau Regierungsrat König. Möchten es bei ihr immerhin viel anerzogene Vorurteile, Standesgefühl, Rücksichten auf Außerlichkeiten sein, das

waren doch nur Nebelhüllen um einen festen glänzenden Kern wahren Pflichtbewußtseins.

Sie verurteilte die junge Frau Hatten auch am schärfsten.

„Aber ich bitte Sie, Verehrteste, eine Scheidung ist doch heut zu Tage nichts so Seltenes, nichts, wodurch man die Achtung seiner Bekannten verliert!“

„Es kann unter Umständen allerdings zu entschuldigenden sein,“ meinte sie, „wirklich Ehrentüchtiges kann einen von beiden Teilen zu solchen Schritten treiben. Wenn aber, wie hier, nichts vorliegt, als Leichtsinns, Leichtsinns beim Knüpfen, Leichtsinns beim Lösen — dann entschuldige ich es nicht!“

„Ich glaube, das hübsche Mädchen liebte ihn, als sie sich mit ihm verlobte.“

„Ich glaube nicht, sie wünschte nur aus den Kaufmannskreisen in unsere Beamtenkreise zu kommen.“

„Sie heiratete ihn aus Trotz, weil Lieutenant Pohl, der ihr den Hof machte, abschnappte.“

So schwirrte es durcheinander.

„Die beiden Menschen passen übrigens wirklich nicht, besser schon, sie gehen auseinander.“

Frau König sah auf.

„Und viel bequemer nebenbei, als ernstlich sich bemühen, sich ineinander einzuleben, sich unterzuordnen — oder im schlimmsten Fall sich zu vertragen.“ —

Eva hatte mit angehaltenem Atem gelauscht. Zum ersten Male erschienen ihr in Gedanken die Hindernisse, die sie von dem geliebten Manne trennten, nicht mehr unübersteigbar. Scheidung! Noch war ihr der Gedanke nie gekommen, und ihr reiner Sinn wendete sich auch jetzt davon ab; aber immer wieder stand er vor ihrem Geiste, lodend, wie die Äpfel im Garten Eden oder das verschleierte Bild zu Sais. Es war ja nichts Unmögliches, es geschah ja alle Tage. Und hätten nicht auch die strengsten Sittenrichter ihn entschuldigen müssen? Er hatte ja gerungen um die innere Einheit, er hatte ja sein alles eingeseht, um ihre Seele zu gewinnen — sie hatte ein Band nach dem andern zerrissen, bis nichts übrig blieb, als das rein äußerliche des Namens, der sie wohl vor den Menschen einte, aber nicht vor Gott. War das denn überhaupt noch eine Ehe?

Und wenn nicht, dann — Eva preßte die Hände auf das Herz, das so wild zu pochen anfing, so wild und ängstlich, als wolle es sie warnen vor den Sophismen der Leidenschaft. Was hinter diesem: dann! — stand, war die Versuchung, je lodender sie winkte, je bethörender sie schmeichelte, desto gefährlicher war sie.

Aber das Begehren, wenn es einmal in der Menschenbrust entstanden, ist sobald nicht wieder zu töten. Es wächst und wird groß, die Schucht nährt es und Eigenliebe und Genußsucht stehen Paten.

Eva dachte an jene Abschiedsstunde, an die heißen Küsse, die er auf ihren Mund gedrückt; und sie sog aus dieser Erinnerung nicht wie bisher Kraft und Mut zum Entfagen, sondern schrankenloses Verlangen. Sie war ein Weib geworden, bewußt der Fülle von Liebe und Glück, die sie zu vergeben hatte, aber auch hungernd, dürstend nach der Gegengabe. Sie wollte nicht darben durch lange Jahre, bis das heiße Blut

langsam verkühlte, der Herzschlag matter wurde — ein Stückchen aus dem Spiegel des Teufels war in ihr Herz geflogen, und die Wunde brannte und wollte nicht heilen.

Das waren dunkle Stunden. Auch er hatte sie durchkostet, wie hätte er sonst Verse schreiben können, wie die letzten in dem Bände?

Ich kenne ungefülltes Sehnen,  
Ich kenne ungelöschte Thränen;

Die Blut von tausend heißen Küffen  
Im Windhauch hat ersterben müssen.

Der Schmeicheltworte zärtlich Vallen  
Ließ nur das Echo widerhallen,

Nur Schatten haben mich umfassen,  
Wenn Dein ich dachte voll Verlangen,

Und all den dunkeln Leidestagen  
Stand an der Stirn das Wort: Entfagen!

## XVI.

So verging wieder ein Jahr, langsam, als hätte die sonst so eilige Zeit bleierne Schwingen. Zwar, das wilde Fieber des Begehrens hatte lange ausgelebt; Eva hatte sich an den rechten Arzt gewandt, und da sie im Staube zu seinen Füßen gelegen und: Herr hilf mir! gerufen, war das tröstende: Stehe auf und wandle, Deine Sünden sind Dir vergeben! an ihr Ohr geklungen.

Sie hätte sich gern ihrer Mutter anvertraut, aber sie fürchtete sich. Nicht Vorwürfe oder Anklagen, die wären verdient gewesen, warum hatte sie das Senfkorn zu einem Baum wachsen lassen, der alles andere überschattete? sie fürchtete für ihre Mutter. Das Herz würde ihr bluten, und helfen konnte sie ihr doch nicht. An Tante Seraphine schreiben? Schon der Gedanke trieb ihr das Blut in die Wangen. Ihre Schulfreundinnen waren lange verheiratet oder thätig in den Lebenskampf eingetreten. Eva war ja mittlerweile sechsundzwanzig Jahre alt geworden. Neulich hatte sie bei der Hochzeit der letzten von ihnen Brautjungferndienste gethan. „Die ewige Braut“ hatte man das junge Mädchen genannt, die acht Jahre gewartet hatte, bis er Hauptmann geworden war, und die geringe Zulage reichte. Am Hochzeitstage hatte sie Eva in die Arme geschlossen und ihr zugeflüstert: „ich bin so glücklich, Eva, so unbeschreiblich glücklich! Um kein Jahr thut es mir leid — schließlich hätte ich auch gewartet, bis er Major geworden!“

„Gut, daß diese Geduldsprobe nicht von Dir verlangt wurde, Lieb. — Was sagen Sie zu dieser modernen Penelope, Gnädigste?“

Wie stolz er dabei ausgesehen! Eva war ein Stich durchs Herz gegangen. War sie denn wirklich schon so selbstüchtig, daß sie sich nicht mehr freuen konnte an fremdem Glück?

Es thut so wohl, sich einmal auszusprechen, sich auszuweinen an einem treuen Herzen; eine so an-schmiegende Natur, wie es die Evas war, empfand dieses Entbehren doppelt. Sie hatte niemand auf der Welt, so flüchtete sie auch damit zu dem, der allen tragen hilft.

Um die Neujaarszeit schickte der Landratsverweser Walter Bodenhausen seine Verlobungskarte mit Fräulein Minnie Habermann, einzigen Tochter des Kommerzienrats Habermann. Minnie war in allem der Gegensatz zu Eva. Blond, phlegmatisch und schwer reich. Sie waren zusammen zur Schule gegangen, hatten dann aber alle Beziehungen abgebrochen. Einige Wochen später traf man sich in einem Konzert. Man grüßte sich, Bodenhausen verlegen, Fräulein Minnie, die auffallend elegant gekleidet war, mit mitleidiger Herablassung.

„Armes Kind,“ sagte Frau König, als das Paar vorüber war.

„O Mütterchen, das thut nicht weh. Ich freue mich, daß er vergessen und Erfaß gefunden hat. Ich war ja der schuldige Teil, und wir hätten so schlecht zu einander gepaßt. Findest Du das nicht auch?“

Frau Regierungsrat König hatte vor Jahren, als diese Verlobung ein Herzenswunsch von ihr war, das Gegenteil gefunden. Heute freilich konnte sie sich ihre Eva am Arme des selbstgefälligen, eleganten Mannes nicht mehr vorstellen. Sie hätten wirklich schlecht zusammen gepaßt. Wieder einmal fiel ihr die große Veränderung auf, die mit ihrer Tochter vorgegangen war. Worin lag sie nur? Sie hatte äußerlich nicht verloren, im Gegenteil, die stolze Mutter sagte sich, daß ihre Erscheinung anziehender geworden war; noch immer hatten die feinen Züge einen fast kindlichen Ausdruck, besonders wenn sie lachte; aber Eva lachte nicht mehr so oft, die Sonnenstäubchen tanzten nicht mehr so neckisch in den braunen Augen; ein großes, stilles Leuchten war in ihnen aufgegangen, aus ihnen sprach die Seele, die hinabgestiegen war in das tiefe Meer des Schmerzes, um Perlen von unvergänglicher Kostbarkeit herauszuholen. Die Tochter war längst zur Freundin der Mutter geworden. Frau König war in letzter Zeit viel leidend, nun erfuhr sie, wie sanft Evas Hände pflegen konnten, nun wurde es eine Wohlthat für sie, daß ihr Kind so gern daheim blieb, sich mit so glücklichem Gesicht zu ihr setzte, wenn die Stunde kam, die sonst zu Vätern und Gesellschaften gerufen hatte. Es schien ihr manchmal fast, als müsse sie zu ihr aufsehen, gerade dann, wenn sie am demütigsten war, und so sagte sie auch jetzt in aufwallendem Gefühl:

„Du bist viel, viel zu gut für ihn, Eva. Und nicht nur für ihn, für alle unsere jungen Herren. Wäre nicht der Gedanke an die Zukunft, ich behielte Dich am liebsten ganz für mich.“

Eva hätte gern gesagt, daß sie sich für den einen, dem ihr Denken gehörte, nie gut genug finden würde, und wenn der Papst auf den Einfall käme, sie unter die Heiligen zu versetzen — so antwortete sie nur, daß sie sich um die Zukunft nicht Sorge, die stünde in Gottes Hand.

Im Frühling schrieb Tante Seraphine und fragte an, ob man nicht gemeinsam ein Bad besuchen könne. Ihr thäte zwar Marienbad mehr not als je, denn bei Onkel Dick hätte sich immer mehr eine ausgesprochene Feinschmeckerei herangebildet, und das Ausprobieren und Kosten hätte sie um den Rest ihrer schlanken Taille gebracht; aber der Cousine zu lieb,

und um ihre kleine Eva wieder einmal ein paar Wochen für sich zu haben ginge sie auch an die Ostsee. Frau König brauchte Erholung, so entschied man sich für Zoppot, wo man im Juli eintreffen wollte.

Noch war es April, im nordischen Königsberg zeigte er ein sehr unfreundliches Gesicht. Am Himmel hingen schwere, schwarze Wolken und die Hagelkörner prasselten gegen die Scheiben.

Eva löste den Kreuzband von einer Zeitung, die von Tante Seraphys Hand an ihre Adresse gesandt war. Gleichgültig entfaltete sie das Blatt und sah eine blau angestrichene Stelle. Haupts Name fiel ihr auf. Dann tanzten die Buchstaben vor ihren Augen und mit einem leisen Schrei fiel sie ohnmächtig zu Boden.

Die markierte Stelle aber gehörte der Rubrik „Unglücksfälle“ an und lautete:

„Ein erschütternder Trauerfall hat den in weiten Kreisen bekannten Professor der hiesigen Universität, Doktor Haupt, befallen. Seine Gemahlin, eine der glänzendsten Erscheinungen der hiesigen Gesellschaft, stürzte gestern bei einem Ritt in größerer Gesellschaft so unglücklich, daß sie wenige Stunden später ihren Verletzungen erlag.“

## XVII.

Die Julisonne schien grell auf den weißen Meeresstrand. Ganze Scharen kleiner Kinder buddelten darin, die Gesichtchen tief beschattet von den Riesenstrohhüten oder den breiten Helgoländern, die Beinchen nackt, und warfen mit den Holzschaukeln Festungswälle auf, an denen die Wogen leckten, oder liefen diesen entgegen, wenn sie so schmeichelnd und kazenfreundlich herankamen, um im letzten Augenblick lachend zurückzueilen, verfolgt von dem gurgelnden Wasser. Am Strand war das rege Leben des Vormittags, wo sich nach dem erfrischenden Bade jeder gerne auf dem warmen Sand ausstreckt. Die Damen brauchen noch keine Rücksicht auf die Toilette zu nehmen, die Herren haben die Morgenzeitung mitgebracht und vertiefen sich dem Wellenrauschen zum Trost in den Courszettel oder in die politischen Wolkenschiebungen, und vom Rurgarten herüber tönen die sanften Klänge eines Straußschen Walzers.

Königs und Eberts hatten sich nach dem Bade getroffen und suchten nun eine geeignete Stelle um sich einzubuddeln und noch ein Stündchen zu ruhen. Onkel Dick hatte schon zehnmal sich der Länge nach „auf Probe“ ausgestreckt, aber jedesmal irgend etwas zu tabeln gefunden. Bald störte sein Malerauge der feuerrote Morgenrock einer dicken Dame, die wie eine ungeheure gefottene Hummer vor ihm im Sande lag, und er erklärte, er würde vor Appetit auf Remouladen-sauce krank werden, müsse er sie eine Stunde lang ansehen; bald waren kleine Kinder in der Nähe, die er nur als Staffage auf Landschaften, aber nicht in Wirklichkeit liebte, bald hatte ein Nachbar eine Käse-stulle gegessen und der Duft hing noch in der heißen, zitternden Luft — kurz, immer wieder schnellte er in die Höhe und schleppte die Seinen weiter. Regierungs-

rat König, der sich in den Ferien nie ärgerte und nie die Laune verlor, folgte mit gutmütigem Lächeln. Tante Seraph aber stöhnte. Sie war wirklich stark geworden, und es war keine Kleinigkeit für sie, sich nach dem angreifenden Bade so durch den lockeren Sand weiter zu schleppen. Jetzt setzte sie sich energisch hin und erklärte, Dick könne ihretwegen noch bis Neufahrwasser laufen, sie rühre sich nicht mehr. Eva breitete ihrer Mutter ein Plaid unter und machte ihr ein bequemes Sandkissen zurecht. Dann nahm sie den Schuhhut ab, und streckte sich selber lang aus; die Hände unter dem Kopf gefaltet blinzelte sie unter dem Schirm ihrer Mutter hervor auf das blaue Meer und den blauen Himmel. Schon nach wenigen Minuten hatte sie ihre Umgebung vergessen und war in eine jener süßen Träumereien verfunken, denen sie sich in letzter Zeit so oft hingab.

Jetzt war es ja keine Schuld mehr, und wenn sie auch seit jenem Unglücksfall von Haupt direkt nichts gehört hatte, so wußte sie ja doch, daß er, gleich ihr, die Tage zählte, die sie noch trennten. Sie fühlte sich so frei, so leicht, daß sie am liebsten die Silberschwinge der Löwen gehabt hätte, die in geschicktem Fluge über die Wogen schwebten, um dahin zu eilen, wo er weilte, weit, weit fort vom blauen Ostseestrand bis zum Mittelmeere. Onkel Dick hatte neulich bei Tisch erzählt, Professor Haupt würde seine Ferien zu Studien in Norditalien benützen, und Tante Seraph hatte mit feinem Lächeln bemerkt, daß Eva sich in der Zerstreung so viel Essig zum Salat goß, daß die Thränen, die gleich darauf in ihre Augen stiegen, einige Berechtigung hatten.

Rat König hatte das neueste Ministerialblatt aus seiner Tasche gezogen, und Onkel Dick spottete über die Vorübergehenden; als er damit bei seiner Umgebung wenig Glück hatte, fing er an Eva mit Sand zu werfen. Sie rührte sich nicht und mit der Zeit begrub er ihre Füße unter einer schöngeschichteten, weißglänzenden Pyramide. Als sie auch auf diese Neckerei nicht einging, verlor er die Geduld.

„Woran denkt Prinzessin Langhaar?“

Eva hatte die langen Haare gelöst, Onkel Dick sagte, aus Kotetterie, weil sie wohl wußte, daß es die längsten am ganzen Strande wären, in Wahrheit aber, weil ihre Schwimmerjude noch immer mit einem unfreiwilligen Tauchen endeten. Frau Ebert war ihre Lehrmeisterin, deren Geschicklichkeit je zu erreichen sie aber schon zeugend aufgab. Der galante Onkel tröstete sie freilich auch hier; wenn sie einmal so schwer sei, würde es ganz leicht sein, meinte er mit einem seiner beliebten paradoxen Aussprüche.

„An nichts, Onkel Dick!“

„Wenn junge Mädchen sagen, sie denken an nichts, so denken sie immer an ihn. Bitte, werde nicht so rot, Kind. Dein Gegenüber von der Table d'hôte ist entweder ein russischer Fürst, oder ein deutscher Friseur, und ich verstehe vollkommen, daß Dir diese männliche Sphinx zu denken giebt.“

„Mama, begreift Du nun, daß mich die vier Monate in Berlin mit Onkel Dick zusammen ganz herunterbrachten?“

„Ja, ich bewundere auch Deine Ruhe, Seraphine; aber meine Eva hat sich in den letzten Wochen so erholt, daß ich ganz glücklich bin.“

„Braun gebrannt bin ich, wie eine Haselnuß.“

„Es steht Dir nicht übel. Wenn Du vielleicht die Güte hättest, mir Modell zu sitzen? Ich suche gerade nach einer Hexe von Eador!“

Eva wollte ganz empört dem Spötter eine Handvoll Sand zuschleudern, als der Hoteldiener, der schon eine Weile suchend auf und ab gegangen war, dem Professor Ebert ein Telegramm überreichte. Nachdem er es gelesen hatte, sprang er wie elektrifiziert auf und verschwand hinter dem ungeheuren Sonnenschirm seiner Frau.

Er verhielt sich dann sehr schweigsam und piff nur mit geheimnisvollem Lächeln die unmöglichsten Melodien vor sich hin. Eva neckte ihn nun ihrerseits und fragte, ob sich bei ihm vielleicht telegraphisch ein Käufer für die Hexe gemeldet hätte.

„Du könntest recht haben,“ antwortete er und sah sie sonderbar an.

Man ging dann ins Hotel, um zu Tisch Toilette zu machen. Kaum hatte sich die Thür hinter Ebert und seiner Frau geschlossen, als Onkel Dick sich feierlich vor sie hinstellte und nichts sagte, als das eine Wörtchen:

„Nun?“

„Nun? Natürlich kommt er, um sie anzuhalten. Er hätte noch einige Zeit warten sollen, es sind kaum vier Monate seit dem Tode seiner Frau vergangen.“

„O, über Euch Frauen! Wenn doch nur ja immer alles am Schnürchen des Hergebrachten geht! Wie ich Haupt beurteile, sind ihm diese vier Monate, mit der Möglichkeit des Besitzes vor Augen, schwerer geworden, als die Jahre der Entiagung!“

„Wo kommt er denn her? Von Rechts wegen müßte er doch jetzt in Florenz sein?“

„Hat es natürlich nicht ausgehalten. Italien, Julihitze und Verliebtheit! Ein Blatt von diesem Kleeblatt genügt ja schon, um mir den Sonnenstich in bedenkliche Nähe zu rücken! Die Depesche ist aus Berlin.“

„Und um vier Uhr?“

„Ja, ich gehe natürlich auf die Bahn.“

Onkel Dick ging erregt im Zimmer auf und ab. Er kam sich ungeheuer wichtig vor, fast so, als hätte er seine einzige Tochter zu verloben, oder doch mindestens, als wären all die Schicksalsfügungen, die Eva und Haupt erst getrennt und nun vereint hatten, sein Werk.

„Gut, ich bereite erst die Eltern vor. Eva müssen wir entfernen. Es hat doch manches Mißliche. Er ist soviel älter, fast fünfzig —“

„Siebenundvierzig, bitte. Also noch nicht einmal in den besten Jahren,“ rief Onkel Dick beleidigt.

„Sein krankes Kind, die kurze Zeit seiner Witwerschaft, Du weißt, wie sehr Königs auf Außerlichkeiten sehen.“

„Und ich wette, in acht Wochen ist Hochzeit!“

„Was gilts?“

„Da ich meiner Sache sicher bin, will ich großmütig sein. Ich darf während eines Monats den

Rüchenzettel entwerfen, und Du darfst nur ein Gericht ändern. Sage ich also: Schildkrötensuppe und getrüffelte Fasanen, so darfst Du sagen —

„Gaferschleim und gekochtes Rindfleisch!“

Onkel Dick schüttelte sich vor Entsetzen.

„Und Du, ein neues Seidentkleid?“

„Als ob ich das nicht zum Hochzeitsdiner so wie so bekäme! Nein, ich bitte um zwei Duzend silberne Fischmesser.“

„Da ich, wie gesagt, in Gedanken schon den Fasan zerlege, bewillige ich es.“

Tante Seraph zuckte mitleidig die Achseln und man ging zu Tisch. —

„Wie wärs, Eva,“ meinte der Onkel beim Kaffee, den man im Kurgarten nahm, „wenn wir heute unsern Plan ausführten und gemeinsam eine Skizze aufnehmen würden?“

Eva stimmte freudig zu.

„Weißt Du noch den Ort? Rechts den Strand herunter, bis zu den Fischerbooten, so daß der Blick auf Adlershorst frei wird?“

„Kommst Du nicht gleich mit?“

„Gleich nicht.“ Er sah nach der Uhr. „Ich hole mir erst noch Kreide, es kann immerhin noch ein halbes Stündchen dauern. Geh ruhig vor, Kind, und sieh, was Du allein zu stande bringst.“

Er ging und auch Eva stand auf, um ihr Zeichengerät zu holen.

Tante Seraphine sah prüfend an der schlanken Gestalt im weißen Batistkleid herab.

„Setze lieber Deinen großen weißen Hut auf, Eva. Er schützt besser.“

Und als sie gehen wollte, rief sie sie noch einmal zurück und sagte jählich;

„Du kannst mir auch noch einen Ruß geben, es sieht niemand.“

Alle lachten, und dann war Eva entlassen. —

Onkel Dick blieb sehr lange. Das Skizzenbuch lag längst im Sande neben dem großen weißen Hut. Die umgekehrten Schifferbote gaben gerade genügenden Schatten, um ungeblendet auf das weite Meer blicken zu können. Wie hübsch die kleinen Wellen tanzten und wie fröhlich sie plätscherten! Eva hatte den Kopf aufgestützt und lauschte der Musik der Wasser, die so heiter das Jubellied ihres Herzens begleitete. Er ist frei! Er liebt mich! Er wird kommen! Das war ungefähr der Grunddreiklang, um den sich tausend feine, zierliche Figuren rankten, wie die musikalischen Schnörkel in einer Haydn'schen Sonate.

Wieder sah sie den Strand entlang. Weit hinten standen zwei Herren. Der eine trug einen weißlichen Anzug, wie Onkel Dick. Jetzt zeigte er nach der Richtung der Bote, dann ging er zurück. Also war es doch nicht der Onkel. Wieder hörte sie auf das, was die Wasser sangen. Da flog eine Möwe dicht über ihren Kopf weg. Sie fuhr auf — und starrte wie geblendet auf den Nahenden. Der war nur noch wenige Schritte entferrt, als sich aber die Mädchengestalt so plötzlich aufrichtete, blieb er stehen und breitete die Arme aus.

Und einen Augenblick später schloß er sie fest um ein seliges, zitterndes Menschenkind, in dessen

Dhr er nur die Worte flüsterte: „Mein Kind, mein Weib, mein alles!“

### XVIII.

Aus dem Fenster des Eisenbahnwagens wehte ein weißes Tuch, eine doppelte Antwort kam vom Perron her, Regierungsrat König schwenkt das seine mit mehr Feuer, als seine Zurückhaltung ihm bei ähnlichen Gelegenheiten gestattete; aber er wollte doch nicht zurückziehen hinter Onkel Dick, der mit seinem Fähnchen Kunststücke aufführte, als sei er ein chinesischer Taschenspieler. Dieser unglaubliche Mensch hatte ja während der ganzen Hochzeitsfeierlichkeiten eigentlich die erste Rolle gespielt. Er war mitgefahren zum Standesamt und hatte Eva als erster mit „Frau Professor“ angesprochen, er hatte eine Rede gehalten, die in ihrer burschikosen, lustigen Art, eher auf einen Kommerz als auf ein „dejeuner d'ordinaire“ gehörte, und in jedem feierlichen Momente war er mit einem Witzwort bei der Hand gewesen, so daß die „rührende Stimmung, die doch von Alters her zu jeder Hochzeit gehört wie Myrtenkranz und Schleier, garnicht aufkommen konnte. Es war eigentlich ein Wunder, daß er jetzt Frau König so herzlich in ihr Taschentuch schluchzen ließ, wobei ihr Tante Seraph thatkräftige Unterstützung leistete. Lotte stand zwischen den beiden und sah ganz ängstlich von einer zur andern.

„Großmama“, sagte sie endlich. „Warum weinst Du so? Papa sah doch so froh aus, wie ich ihn noch nie gesehen habe; er wird schon auf Mama Eva aufpassen.“

„Das glaube ich auch, Du Herzenskind,“ rief Onkel Dick, die kleine kümmerliche Gestalt mit samt den Krücken aufhebend und zur Droschke tragend. „Meine wie Du, daß er sie nicht unterwegs verlieren wird. Aber das verstehen wir nicht. Großmama und Tante wissen, daß eine Hochzeit ein ganz schreckliches Unglück ist, besonders wenn „sie“ den Mann ihres Herzens heiratet, und einen solchen Mann dazu. Arme Eva! Sie sah auch jämmerlich aus.“

„Onkel Dick, das ist aber ganz gewiß nicht wahr. Mama Eva sah gestern in ihrem weißen Kleid mit dem langen Schleier gerade wie ein Engel aus. Papa hat ihr das auch gesagt, ich habe es wohl gehört, und Papa wird es doch besser wissen, wie Du.“

Alle lachten und Frau König beugte sich hinab und küßte die Kleine. Es kam Lotten jetzt manchmal vor, als sei sie schon im Himmel, so lieb und gut waren alle gegen sie. Gleich nach der Verlobung hatte Haupt sie nach Königsberg gebracht, bis zur Hochzeit war sie bei Eva geblieben. Nun nahm Tante Seraph sie mit zurück, um sie bei sich zu behalten, bis das junge Paar nach Hause kam.

„Weiß denn wirklich niemand, wo sie hinfahren?“

„Niemand; Eva hat es ihm ganz überlassen und wußte es selbst nicht.“

„Eine Dichterlaune.“

„Und sehr begreiflich,“ meinte Ebert. „Wer Haupt näher kennt, weiß, wie sehr er nach einem vollen, ganzen Glück geschmachtet hat. Nun will er

einmal die ganze Welt um sich her vergessen. Ich glaube daher auch kaum, daß er auf der großen Fahrstraße nach Interlaken oder dem Lago Maggiore geht. — Übrigens, lieber Seraph, wir haben heute den vierzehnten September, wir tranken jene herrliche Verlobungsbowle am zwanzigsten Juli — es wird Zeit, daß ich an den Küchenzettel des nächsten Monats gehe; so ernste Arbeit will gründlich gethan sein.“

Frau Ebert seufzte und Frau König sagte, es sei wirklich unverzeihlich schnell gegangen, kaum die Leibwäsche hätte sie besorgen können.

„Mehr rar ja auch nicht nötig. Frau Eugeniens Schränke waren wohl gefüllt, darauf kannst Du dich verlassen. Und sollte Eva einmal auf den Einfall kommen, alle Studenten der Universität zum Mittagessen einzuladen, so hilfst ihr Seraph aus. Servietten sind ihre Spezialität, sie hat sie in jeder Größe grosweise, von den altdeutschen, großen Mundtüchern bis zu den neumodischen Eisdeckchen.“

„Das ist doch auch Nebensache,“ sagte Herr König, „Eva war einverstanden mit dem kurzen Brautstand, und ich finde, daß ihn die Verhältnisse bedingten.“

„Ja, sie sagte immer: er will es, also ist es recht so.“

Die Frau Regierungsrat wußte ganz gut, daß für sie eigentlich ein anderer Grund ausschlaggebend gewesen war. Minnie Habermann und Vobenhäusen heirateten im November, er war Landrat in einem litauischen Kreise geworden. Ihre Tochter ging an der Seite eines bedeutenden Gelehrten nach der Residenz — und heiratete noch zwei Monate früher!

Frauenlogik — Mutterliebe, ihr zeitigt manchmal wunderbare Blüten! —

„Und nun sage mir, wohin Du mich bringst, Geliebter?“

Er nahm ihr Gesicht zwischen seine beiden Hände, vorsichtig, wie man etwas Zerbrechliches, unendlich Kostbares anfast und versenkte sich lange in ihre Augen. Die füllten sich unter diesem zärtlichen Blick, der wie seine stillen Liebtosungen von etwas Großem, Unfassbarem sprach, von einem Glück, an das er sich noch nicht gewöhnt hatte, und das er noch jeden Augenblick zu verlieren fürchtete, mit Thränen.

„Nach der Insel der Seligen, Lieb. Wo sollten wir wohl anders hingehen?“

Und er küßte ihr die Tropfen von den Wimpern.

„Die tragen wir ja im Herzen herum, die liegt ja in Deinen Augen, draußen finden wir sie sicher nicht.“

„Wer weiß? Dieser Schnellzug rasselt so furchtbar, daß ich Dir jedes Wort ins Ohr sagen muß, dazu kann jeden Augenblick der Schaffner durchs Fenster sehen — auf der Insel der Seligen aber ist Ruhe und Friede und niemand wohnt darauf, als wir allein. Du sollst mich aber garnicht fragen, Eva. Ich habe mich all die Wochen so auf die Überraschung gefreut.“

„All die Wochen?“

Die neckischen Sonnenstäubchen führten einen wahren Elsentanz auf in den braunen Augen.

„Gewiß, fast acht Wochen. Wenn ich das in die Sprache der Welt übersetze, so ist es ein ganz

unermesslicher Zeitraum, viel, viel länger, als ein Menschenalter — ich dachte schon, er ginge garnicht zu Ende.“

„Warum hast Du keine Verse gemacht?“

„Weil ich viel zu glücklich dazu war, Dummerle.“

Mitunter hat das Draußen und Dröhnen des Zuges seine Vorzüge — wenigstens kann es einigermaßen als Entschuldigend dienen, wenn kluge Männer keinen einzigen Satz zu Ende bringen, und wenn auch die abgebrochenen Worte sich schließlich in einem Geräusch verlieren, das freilich sanfter, unendlich sanfter ist, als das Rollen der Räder. Landschaftliche Schönheiten veräumt man ja glücklicherweise nicht, wenn man auf einer Fahrt durch Preußen und Pommern auch die Gardinen vor die Fenster zieht.

„Greifswald,“ rief der Schaffner. Haupt griff nach dem Handgepäck und stieg aus. Eva machte ein sehr erstauntes Gesichtchen, sagte aber kein Wort. Folgsam wie ein Kind stieg sie in die Droschke, die nach dem Hafenplatz fuhrte, und auf den kleinen schmucken Dampfer. Er war ziemlich leer und so konnten sie sich ein behagliches Plätzchen aussuchen. Auf den ruhigen Wassern des Boddens spielte die Septembersonne, und nun tauchten fern am blauen Horizont die steilen Kreidefelsen des „lieblichen Eilandes“ auf.

„Also die Insel der Seligen trägt auf der Landkarte den Namen Rügen,“ sagte sie lächelnd.

„Falsch geraten. Ich sehe schon, es ist gut, daß ich kein Schwanenritter bin. Die Frage brennt meiner kleinen Frau ja auf den Lippen.“

„Doch nicht, mein gestrenger Herr. Und zum Beweis will ich schweigen, auch wenn wir in die sinkende Nacht hineinfahren, meinethwegen bis Island.“

Er breitete sorgsam die Decke um sie und nahm ihre Hand in die seine. So saßen sie und saßen der Insel entgegen, hinter der wirklich schon die rote Abendsonne stand. Die grünen Buchenwälder schienen in Flammen zu stehn und auf die leise plätschernden Wellen senkten sich die Schatten der Dämmerung.

Sie lag vor ihnen, lockend und winkend wie das Land der Verheißung, an dem schimmernden Strande stand das Glück und erwartete sie mit offenen Armen. Sie fühlten es beide und schwiegen. Was sollten Worte?

In Lauterbach, dem kleinen Landungsort bei Pulbus, legte der Dampfer an. Eva wollte den Steg hinunter, nach dem Lande gehen, aber Haupt hielt sie zurück. Am Stege schaukelte ein kleines Boot, in das ein kräftiger Fischer eben ihr Gepäck lud. Haupt sprang hinunter und hob sie zu sich. Vom Lande wehte ein frischer Wind, ein Segel wurde aufgezo-gen, und das kleine Schiff, der Schwan stand am Bug, schoß so sanft über das dunkle Wasser, als wolle er seinem Namen Ehre machen.

Eva hatte sich dicht an ihn geschmiegt. Die frühe Herbstnacht war schon hereingebrochen und fast gespenstig tauchten in ihr die Unrisse einer kleinen Insel auf, große, alte Bäume und nahe am Ufer ein paar helle Fenster, die grüßten sie wie Sterne.

Jetzt knirschte der Kiel auf dem Kies des Ufers. Wieder stand ein Bursche da, augenscheinlich schon



auf sie wartend. Haupt gab ihm das Gepäck, mit dem er im Schatten verschwand.

„Es ist so dunkel,“ flüsterte Eva ängstlich „und unser Fischer faßt wie Charon, der die Schatten hinüberführt zum andern Ufer.“

„Was für ein trauriges Gleichnis, Lieb? Und doch nehme ich es an. Wenn man in den Himmel will, muß man ja auch erst durch das Thal des Todes. Sieh, die Welt liegt hinter uns, und dort winkt die Seligkeit.“

Und den kurzen Waldpfad hinauf, sorgfältig acht gebend, daß sie sich nicht an den Baumwurzeln stieß, führte er sein Weib unter das bergende Dach. —

Vielleicht ein Stündchen vor Rügen liegt die Insel Wilm, ein kleines Fleckchen, mit uralten Bäumen bestanden bis hart ans Ufer. Um manche dieser hundertjährigen Eichen klettert armdicker Epheu empor, als wolle er von der höchsten Spitze hinübernicken nach der blauen See, oder nach der großen Schwesterinsel drüben, die so vornehm geworden ist mit ihren unzähligen Wädern und dem Zuzug von Fremden. Wo ist das Schweigen des heiligen Haines geblieben? Wo die Zeit, da die Göttin Hertha in dem ihr geweihten See die Opfer der Sklaven aufnahm, die ihren Wagen gewaschen hatten? Das ist ein Kommen und Gehen auf der großen Insel, Fahren, Dampfschiff- und Eisenbahnverbindung schleppt die Fremden heran, und die durchspüren das liebliche Eiland mit der nervösen, lieblosen Hast der Neuzeit, stehen auf dem Rugard vor dem Arndt-Denkmal, schlagen sich ein Stückchen Kreide vom Königestuhl ab, um es im Hotel nachlässig liegen zu lassen, und betritteln das einfache Denkmal, das die Stelle anzeigt, auf der einst Gustav Adolf ans Land sprang und in die Kniee sank, um Gott zu danken, für die glückliche Überfahrt. Hält sich jemand längere Zeit in Putbus oder in dem weißen, säulengetragenen Hause, dem Friedrich-Wilhelmsbad auf, so unternimmt er wohl aus Sport oder Langeweile eine Segelfahrt hinüber nach dem stillen, kleinen Inselchen, das bei günstigem Wind in einer halben Stunde umschifft ist; treibt ihn die Neugierde, so steigt er wohl auch aus; aber er findet nichts als dichten Wald und Brombeergestrüpp, auf der einen Seite Rügen abgewandt, freilich noch einen steilen Abfall der Küste zum offenen Meer mit einem großen, schönen Umblid. Dafür ist die Bewirtung in dem kleinen Forsthaus der Insel auch eine mehr als einfache, und so kehrt er nach flüchtigem Umblid zurück zu den gediegenen Tables d'hôte von Saßnitz oder Putbus.

Vor Jahren war auch Haupt auf einer Fußwanderung, die er durch Rügen machte, nach Wilm verschlagen worden und die Ruhe, der weltferne Frieden des Ortes waren ihm wieder eingefallen, als er nach einem Plätzchen suchte, wo er nur seinem späten Glück und seiner Eva leben könnte. Der Gedanke, sein junges Weib aus einem Hotel ins andere zu schleppen, war ihm entsetzlich und ebenso widerstrebte es ihm, sie sofort nach Berlin zu bringen, in sein altes Haus,

das ihm nie ein Heim gewesen war, und in das die guten Geister der Zärtlichkeit und Treue erst mit ihr einziehen sollten. Schnell entschlossen war er hinübergefahren, um sich an Ort und Stelle zu erkundigen. Unverändert hatte er die einsame Insel freilich nicht gefunden. An Stelle der Försterei erhob sich ein weißes hübsches Haus, ausreichend für eine beschränkte Zahl von Gästen mit einfachen Bedürfnissen. Das war eine Enttäuschung, denn im August war jeder Raum besetzt gewesen. Aber die freundliche Wirtin erklärte, Anfang September zöge alles ab, und der Herr Professor könne dann für sich und seine Frau die schönsten Zimmer haben. Er überzeugte sich selbst, daß die Kultur auf Wilm sich doch nicht weiter erstreckte, als bis auf einige Holzbänke und ausgehauene Wege in dem Walde, durch den im übrigen nach wie vor das Geläute der Kuh und der wenigen Schafe des Försters klang. So suchte er sich zwei helle, freundliche Zimmer mit dem Blick auf die See aus, achtete besonders noch darauf, daß wenigstens eins für etwaige kühle Tage einen heizbaren Ofen hatte, und schied im besten Einvernehmen von seiner Wirtin, deren Herz er schnell erobert hatte.

Sie empfing die beiden denn auch wie liebe Freunde, hatte sogar ein Feuer im Ofen angemacht und ließ es sich nicht nehmen, eigenhändig beim Thee zu bedienen. Die junge Frau — nein, aber eine so junge Frau, Herr Professor — war ja ganz müde von der weiten Reise, und als Eva in ihrer herzlichen Art das gemütliche Zimmer rühmte, meinte sie, bescheiden abwehrend, ganz so vornehm seien sie doch noch nicht, die dicken Felle und bequemen Sessel hätte der Herr Professor geschickt, und es wäre gut, denn manchmal wehte Ende September der Wind schon scharf genug von Osten.

In diesem Jahre aber war der Spätherbst lind und weich wie kaum der Sommer. Freilich, die Buchen färbten sich schon goldgelb und um die wie in flammendes Rot getauchten Brombeerhecken zogen die silberglänzenden Fäden des Spätsommers, aber das Heidekraut schimmerte noch röslich und Himmel und Meer metzeiferten in südlicher Bläue. Und so warm schien die Sonne, so weich fächelte der Wind, als sollte jeder Strahl, jeder Hauch ein Gruß der Liebe sein für die beiden Menschen, die hier einen Traum von vollem Menschenglück träumten.

Einen Traum, denn daß es Wirklichkeit sei, das mußte Eva jeden Morgen aufs neue aus seinen Augen lesen, und auch dann noch glaubte sie es kaum. Hatte sie nicht früher in ihrer heiteren Sorglosigkeit, in dem Bewußtsein der sie umgebenden Liebe immer lachend gemeint, sie sei das glücklichste Menschenkind? Als ob sie überhaupt gemußt hatte, was Glück heißt! Und nun, wo es sie durchströmte als ein feuriger Strom, wo das hohe Lied in ihren Ohren sang und tönte wie Wellenrauschen, nun war zugleich mit dem Besitz in ihr die Furcht vor dem Verlust erwacht und sie zählte die Tage auf dieser seligen Insel ängstlich, wie der Geizhals seine Goldstücke.

(Schluß folgt.)

# Heinrich Guise.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

Es wäre unmöglich den Zorn zu beschreiben, den Heinrich Guise empfand, als ihm die Kunde von dem wurde, was sich in Chartres zugetragen. In dem Aufruhr der Leidenschaft erkannte er nicht an, daß der König seinem Lande einen Dienst mit diesem Siege des Wortes geleistet, der höher anzuschlagen war, als es ein Erfolg auf offenem Felde gewesen.

In Paris war man von dem Nahen der fremden Truppen in hohem Grade erschrocken und brängstigt gewesen; dem Könige war es gelungen, seinem Lande die Verwüstungen eines langen Kampfes zu ersparen.

Der Abgott seines Volkes dagegen empfing von dem erbittertesten Feinde Frankreichs, Philipp II., Geldmittel, um den Krieg zu verlängern, der das Reich zerfleischte und seinem Untergange entgegentrieb. Niemand dachte daran, niemand überzeugte sich, daß der vielgeschmähte König verbienflicher behandelt, als sein großer Nebenbuhler, der aus den Herzen seiner Unterthanen ihn mehr und mehr verdrängte.

Die Wogen der Erregung gingen höher als je, die Liguisten wünschten ebenso lebhaft die Fortsetzung des Krieges, wie der König ihn zu enden sich sehnte. Heinrich Guise gab seinen Parteigenossen das Wort, nicht früher aus dem Felde heimzukehren, als bis er einen zweiten Sieg erfochten.

Bei Coutras hatte die kleine Armee Heinrichs von Navarra das prächtige Heer des Herzogs von Joyeuse fast völlig vernichtet; auch der königliche Feldherr war in der Schlacht gefallen. Die lothringischen Prinzen glaubten nicht eher ruhen zu dürfen, als bis sie eine Waffenthat, ähnlich dieser, vollbracht.

Die Schweizer und deutschen Truppen waren gegen Nemours gezogen. Graf Dohna hoffte auf den Herzog von Guise zu stoßen, ihm eine Niederlage zu bereiten, bevor er gezwungen war, das Land zu räumen. Der Vertrag mit dem Könige hinderte ihn, seiner Meinung nach, keinesfalls sich mit dem langjährigen Gegner zu messen.

Herzog Heinrich mit den Verhältnissen von Land und Leuten besser vertraut, als ein Fremdling, wußte ihn durch einen raschen Handstreich zu überlisten.

Der deutsche Graf hatte für eine Nacht mit seinen Leuten Quartier in dem Marktflecken Auneau genommen, das von dem Schlosse gleichen Namens beherrscht wurde. Der Gouverneur desselben, Monsieur du Bouchage, hatte dem Feldherrn versprochen sich neutral zu verhalten, und Dohna dem gegebenen Worte leichtgläubig vertraut, ohne sich des Castells zu versichern.

Heinrich Guise bewog durch Bestechung Monsieur du Bouchage ihm Beistand zu leisten und das frühere Versprechen aufzuheben. In der Stille der

Nacht ließ er seine Truppen das Schloß besetzen, um am nächsten Morgen, als die fremden Reiter mit dem Satteln ihrer Pferde beschäftigt waren, sich auf sie zu stürzen und sie zu zersprengen.

Fabian Dohna vermochte noch mit wenigen seiner Leute sich zu retten; an ein Sammeln seiner Truppen war jedoch nicht mehr zu denken. In der größten Unordnung mußte der Übergang über die Loire bewerkstelligt werden, ein Teil der Soldaten und der Führer gerieten als Gefangene in die Hände des Siegers.

Zu erneuertem Verdrusse desselben hielt der König trotzdem sein Versprechen, den Abzug der fremden Regimenter zu decken. Epemon, der ihnen die verheißene Summe Geldes überbrachte, hatte zugleich den Auftrag mit mehreren tausend Reitern ihnen zu folgen und ihre friedliche Entfernung aus Frankreichs Grenzen zu überwachen.

So endete dieser denkwürdige Krieg, der in seinen Erfolgen niemand befriedigte, sondern nur den Gang der Ereignisse beschleunigte, die zu einem blutigen Abschlusse drängten.

## Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Heinrich III. hatte dem Unwillen des Herzogs von Guise keine Bedeutung beigemessen. Er fühlte sich gehoben in dem Bewußtsein alles, was in seinen Kräften stand, zur Wahrung der französischen Ehre und zur Erhaltung des Friedens gethan zu haben und hoffte, daß sein Volk dies in seinem ganzen Umfange anerkennen, ihm dafür den Dank zollen werde, der dem Sieger gebühre.

Er hatte ohne die Bemühungen seiner Feinde zu Paris gerechnet, welche an Erbitterung seine Gegner im offenen Felde weit übertrafen.

Der König wußte es seit lange, daß ein Teil der Sympathien des Volkes ihm entzogen sei, er wußte auch, daß er sie nicht allein durch eigene Schuld verloren, aber er erfuhr es erst jetzt, bis zu welchem Grade es geschehen sei.

Der kalte Empfang, der ihm bei seinem Einzuge in der Hauptstadt zu teil wurde, belehrte ihn, daß seine Widersacher während seiner Abwesenheit thätig gewesen, ihm noch den Rest dessen zu rauben, was er von der Anhänglichkeit seines Volkes besessen und was er im Inneren seiner Seele so hoch geschätzt, um den Verlust mit bitterem Schmerze zu empfinden.

Es war ihm, als ob der Boden unter seinen Füßen schwankte. Man hatte ihn als Oberhaupt der Ligue anerkannt, jetzt mußte er gewahren, daß die

Liguisten sich gegen ihn in offener und geheimer Auflehnung verschworen, daß sie bereit sein würden, die Hände nach seiner Krone auszustrecken, falls er nicht anstandslos nach ihrem Willen handele.

Heinrich III. faßte es überdies als eine Beleidigung seiner Würde auf, daß man die Einnahme von Auneau zu einer Heldenthat von unabsehbarem Werte erhob. Der Überfall der fremden Truppen durch den Herzog von Guise wurde in Festlichkeiten und öffentlichen Dankgebeten gefeiert, eine Anzahl von Poeten besang ihn in überschwenglichen Liedern, und das Volk umdrängte jubelnd seinen Abgott, wenn er sich in den Straßen zeigte, den allgemeinen Enthusiasmus in mehr oder minder stürmischer Weise kundgebend.

Nicht wenig trugen die Anstrengungen des Kardinals Louis von Guise und seiner Schwester, der Herzogin von Montpensier bei, diese Stimmung in den Herzen ihrer Mitbürger sorgfältig zu nähren. Beide, erklärte und persönliche Feinde des Königs, wendeten ihren ganzen Einfluß an, den Clerus der Hauptstadt zu gewinnen, der seinerseits wieder die Masse dieses leichtbeweglichen, so schnell in Haß und Liebe entflammten Volkes zu lenken wußte. Die Herzogin rühmte sich ohne Scheu vor jedem, der es hören wollte, daß sie durch den Mund der Prediger mehr erreiche, als ihr Bruder mit den Waffen in der Hand und zeigte lachend in vertrautem Kreise eine goldene Scheere, die sie am Gürtel hängen hatte, als das Werkzeug, mit welchem sie dem Könige seine dritte Krone, die Tonsur des Mönches, herstellen wolle.

Der Ton, der jetzt auf den Kanzeln herrschte, war ein eigentümlicher. Die Prediger wählten als Lieblingstext ihrer Reden das Bibelwort „Saul hat tausend geschlagen, David aber zehntausend,“ und priesen in Lobeshymnen den Fels des Glaubens, die Säule der Kirche, den Judas Makkabäus seines Vaterlandes, das Haupt der Ligue: Heinrich Guise.

Zu den Ohren des Königs drang diese seltsame Art der Verkündigung des Gotteswortes sehr bald. Ergrimmt ließ er sich die hervorragenden Mitglieder des Clerus kommen, ihnen in scharfen Worten sein Mißfallen auszudrücken. Er bemerkte ihnen, daß, was sie predigten, der Anstiftung zum Aufruhr gleiche, daß Papst Sixtus in ähnlichem Falle sie auf die Galeeren schicken würde und daß er ihnen den Rat gäbe, sich zu bessern, wollten sie nicht seiner Gnade völlig verlustig gehen.

Diese erregte Audienz war nicht geeignet die allerorten ausbrechende Gährung zu dämpfen. Die Prediger maßigten sich auf den Kanzeln, um dafür außerhalb derselben ihre unterwühlende Thätigkeit fortzusetzen.

\* \* \*

Angélique de Voignac hatte mit nicht geringer Überraschung zu Agen den Besuch ihres Gatten, zugleich mit der Nachricht seiner neuen Stellung empfangen. Doch ihr Staunen wuchs, als er ihr mitteilte, daß er auch zu dem von dem Könige gewünschten Glaubenswechsel entschlossen sei, den er

zum Vorteil seiner künftigen Laufbahn für unerlässlich halte.

„Ich hätte Euch einen Abfall von Eurem Glauben nie zugetraut,“ war indessen alles, was sie sagte. Sie pflegte in dem Verkehre mit ihrem Gatten jedes überflüssige Wort zu sparen.

„Das Anerbieten, welches mir der König machte,“ erwiderte Eustache, „war mir zu wertvoll, als daß ich es ohne weiteres ausgeschlagen hätte. Um jedoch vorwärts auf meiner Bahn zu kommen, mußte ich dieses weitere Opfer bringen, das mich der Gunst meines Herrn noch sicherer machte.“

„Maurice würde um äußerer Vorteile willen das nie gethan haben,“ sprach Angélique.

„Dein Bruder mag handeln, wie es ihm beliebt,“ gab Eustache zurück, „ich aber that es nicht allein für mich, Angélique, ich that es auch für Dich, um Dich dereinst in jenem Glanze zu sehen, den ich für Dich wünsche und den ich in meinen jetzigen beschränkten Verhältnissen niemals zu erreichen hoffen durfte. König Heinrich lohnt seine Diener mit ungemessenen Gnaden. Du hättest Ursache, mir für meine Handlungsweise dankbar zu sein.“

„Mein Herz hängt nicht an äußerem Schmuck und Tand,“ entgegnete Angélique kalt, „wie dürfte ich solchen verlangen, da ich Euch selbst nichts an irdischen Gütern zugebracht? Ihr werdet nie gehört haben, daß ich mich über unsere mangelnden Mittel beklagte.“

„Wenn Du es nicht gethan, ich habe es empfunden,“ sagte Eustache, „jetzt aber ist dies vorüber und ich darf mich freuen, Dich mit den Annehmlichkeiten zu umgeben, die Dir gebühren, meines Weibes Schönheit in einem anderen Rahmen zu sehen, als dieses kahle Zimmer, dieses schmucklose Gewand ihn bilden.“

Er unterschied nicht, daß der äußere Flitter ein krankes Herz nicht zu heilen vermöge, daß es sich eher widerwillig davon wende, weil es seine innere Armut bitterer dabei fühle. Er war des ihm Gewordenen stolz und froh, und er wäre glücklich gewesen, wenn ihm Angélique auch nur ein leises Lächeln dafür gespendet hätte.

Aber ihre Züge blieben unbewegt, ihre Lippen stumm. Sie nähte weiter an dem Tuche in ihrer Hand, als sei die Mitteilung ihr völlig bedeutungslos, die er ihr gemacht.

„Du wirst Dich jetzt zu unserer Abreise rüsten müssen,“ fügte er hinzu, „ich habe nur kurze Zeit Urlaub erhalten, Dich zu holen.“

„Lasset Ihr mich nicht hier?“

„Woran denkst Du? Wir gehen zunächst nach Chartres, wo der König noch weilt, dann nach Paris.“

Die Arbeit sank in ihren Schoß; ihr Herz erbehte in ihr.

„Nach Paris,“ wiederholte sie, wie zu sich selbst.

Ihm entging ihre plötzliche Bewegung nicht.

„Was befremdet Dich dabei?“ fragte er gebieterisch.

Sie hatte ihre Arbeit wieder aufgenommen. „Ich konnte unmöglich sofort wissen, daß wir nach Paris gingen. Dies allein setzte mich in Erstaunen,“ ant-

wortete sie und beugte sich tiefer, um ihm das Erglühen ihrer Wangen zu verbergen.

„Nichts weiter?“ sagte Eustache schroff. „Ich will Deinem Gedächtnisse nachhelfen. Du denkst, daß in Paris auch jener Mann lebt, dem die erste Liebe Deines Herzens gehörte und der die Schuld trägt, daß ich Dich niemals ganz gewonnen. Vergiß es nicht, daß er für Dich ein Toter sein mußte, da Du mein Weib geworden. Vergiß es nicht, daß ich an Deiner Seite stehe, mein Eigentum und meine Ehre zu bewachen.“

Sie erwiderte nichts; was hätte sie sagen sollen? Sie dachte nur, daß sie jetzt dorthin gehen würde, wo er sei, getrennt von ihr, als wenn das Weltmeer zwischen ihnen rolle und dennoch war es ihr, als ob sie ihr Los von nun an leichter tragen müsse in dem Bewußtsein die gleiche Luft mit ihm zu atmen.

Eustache beobachtete sie noch immer scharf; dann plötzlich zog er sie ungestüm an sich, sie zu küssen. Sie stieß einen Schrei aus; er wußte, daß ihr derartige stürmische Zärtlichkeiten unerträglich seien, die sie nie erwiderte, aber heute gewährte es ihm ein grausames Vergnügen, sie ihr aufzudrängen. Sie sollte es empfinden, daß er als ihr Herr zu fordern habe, was sie ihm nach Jahren noch mißgönnte.

Einige Tage später verließ Eustache mit seiner Gattin Agen; er nahm den Umweg über La Rochelle, wo er ein kleines Vermögen zu erheben hatte, und gab somit Angélique Gelegenheit, die Stätten ihrer Kindheit und die einstige Gespielin, Irène de Hennequin, wiederzusehen. Die Freundinnen hatten in den verfloffenen Jahren wenig Nachrichten ausgetauscht; ihr verschiedener Lebensgang hatte sie einander entfremdet. Jetzt saßen sie sich gegenüber und suchten nach dem alten trauten Tone, den sie fast verlernt.

An Irène war die Zeit spurloser vorübergegangen, als an Angélique. Sie hatte ihr stilles Leben im Hause der betagten Pflegeeltern in liebevoller Pflichterfüllung fortgesetzt, eine Helferin der Armen, eine Trösterin der Betrübten, Gutes spendend, wo sie sich zeigte. Ihr mildes Antlitz spiegelte den Frieden ihrer Seele wieder, dem eigenes Leid zum Segen sich für andere gewandelt, so weit verschieden von dem blendend schönen Weibe vor ihr, unter dessen kalter Hülle die Glut eines sehnennden, unbefriedigten Herzens loderte. — Sie versuchten ihre beiderseitigen Erlebnisse sich mitzuteilen. Irène wurde dies leichter, als Angélique, die davor zurückschrak, ihr die Leere und Verzweiflung ihres Ehelebens zu enthüllen.

Und dann wurde endlich der Name Maurices zwischen ihnen genannt, der nach so langer Zeit dennoch eine feine Röte auf die Wangen seiner einstigen Verlobten zauberte.

„Du weißt, daß er gefangen ist?“ fragte Angélique.

„Ich hörte davon,“ erwiderte Irène, „auch daß er der einzige war, der seine Compagnie bei dem plötzlichen Überfalle zu sammeln vermochte, obgleich es ihm dadurch nicht gelang Auneau zu behaupten.“

Angélique nickte. „Wer erzählte Dir das so genau?“

„Charles de Montbois, der den Zug mitmachte,

jedoch glücklich der Gefangenschaft entging,“ sagte Irène, in leiser Verwirrung, weil sie durch ihre Worte es unwillkürlich eingestand, wie genau sie nach dem Schicksal Maurices geforscht. „Er fügte auch hinzu, daß Dein Bruder in einen persönlichen Kampf mit dem Herzog von Guise gekommen, der ihn erst entwaffnen konnte, nachdem er ihn verwundet hatte.“

„In der That,“ entgegnete Angélique, während ihr Blick an Irène vorüber in das Weite irrte.

Der Haß überdauert die Zeit, wie die Liebe es thut. Sie sah im Geiste jene beiden Männer vor sich, die abermals feindlich sich bekämpft, der allgemeinen Sache, der sie dienten, in jener Stunde wohl uneingedenk, dem Grolle allein nachgebend, der in dem anderen den Beleidiger erkannte.

„Würdest Du nicht versuchen, Deinen Bruder zu sehen?“ begann Irène nach einem längeren Still-schweigen.

„Wie sollte ich? Den Gefangenen gestattet man schwerlich, die Besuche ihrer Angehörigen entgegenzunehmen.“

„Aber Maurice ist noch nicht hergestellt,“ fuhr Irène fort, „man würde mit ihm vielleicht eine Ausnahme machen, und er hätte den Trost, daß jemand seiner gedacht.“

„Ich sah ihn ja erst unlängst zu Agen,“ bemerkte Angélique, „wir stehen uns nicht so nahe, daß ich erwarten könnte, meine Gegenwart würde ihm zum Troste gereichen.“

„Wie kalt Du bist,“ sprach Irène mißbilligend, „wäre ich an Deiner Stelle, ich thäte noch mehr für ihn. Ich suchte bei dem Könige seine Freilassung zu erwirken.“

„Weil Du ihn, trotz Deines Leugnens, noch immer liebst,“ sagte Angélique ruhig, „übrigens ist er des Königs Gefangener nicht.“

„So wäre es der Herzog von Guise, an den ich mich zu wenden hätte,“ sprach Irène gedankenvoll.

„Du, Irène?“ fragte Angélique überrascht.

„Wer sollte es thun, wenn nicht ich?“ erwiderte die Jungfrau entschlossen. „Mir sagte Charles Montbois, daß seine Gefangenschaft auf unbestimmte Zeit bemessen sei, weil er sich weigerte, sein Edelmannswort zu geben, fortan nicht mehr gegen die Ligue zu sechten, daß er jedoch die Haft nur äußerst schlecht vertrage, und seine Gesundheit, wie sein Leben, ernstlich dadurch gefährdet sein könnten. Soll ich ihn zwischen Kerkermauern dahinsiechen lassen, wenn ich den Versuch machen kann, ihn zu befreien?“

„Und ist er frei, was gedenkst Du dann zu thun?“

Irène barg ihr Antlitz in beiden Händen. „Ich weiß es nicht.“

„Ich habe Dich begriffen,“ sagte Angélique, und ein bei ihr jetzt seltenes Lächeln glitt über ihre Züge, „daß Du meines Bruders Gattin nicht werden wolltest, als Du erkennen mußtest, daß er Dich nicht geliebt, wie Du es verdienstest, daß er sich von den buhlerischen Künsten eines leichtfertigen Weibes fesseln ließ, von dem er dennoch sich so schnell schon abgestoßen fühlte, um sie in tiefster Seele verachten zu können. Doch daß Du ihm, wie lange schon! verziehen, beweist der Vorfall, den Du soeben aus-

gesprochen und der in Deiner Seele niemals Raum gewinnen würde, wenn noch ein Schatten zwischen Euch stände, der ihn Deiner Liebe unwert erscheinen ließe. Ich weiß es nicht, ob Du erreichen wirst, was Du erstrebst, aber dankt er Deinen Bitten, Deiner Fürsprache seine Freiheit, hast Du die Kraft und auch den Mut, in das gewohnte Leben zurückzukehren — ohne ihn? Wird Dein Stolz nie das erlösende Wort für ihn finden, das Euch dem Glücke wiedergiebt, und das Maurice nicht wagen würde zuerst auszusprechen, weil er so schwer unter dem Bewußtsein der einstigen Verfehlung gelitten?"

Irène schlang ihre Arme um der Jugendspielerin Hals. „Hilf mir, rate mir,“ flüsterte sie schamvoll. „Ja, ich verzieh ihm längst, ich liebe ihn wie ehedem und mehr vielleicht noch als zuvor, da ich in Kindeseinfalt und seligem Glauben in ihm den Inbegriff der Vollkommenheit erblickte. Doch ihm den ersten Schritt entgegengehen, mich ihm als Weib antragen, während ich gar nicht weiß, ob er mein noch denkt, — nein, nein, ich kann es nicht.“

Angélique schaute sinnend auf die Jungfrau nieder, die auf einem Polster neben ihr kniete; ihre weiße, durchsichtige Hand glitt lieblosend über die rosige Wange der Freundin.

„Ich habe nie das Glück gekannt, Irène“, sagte sie schwermütig. „Was ich für solches hielt, war nur ein Traum, dem ein so jähes und bitteres Erwachen folgte. Das Schicksal hatte mich von ihm geschieden, den ich liebte, noch als ich glaubte, ihm für immer zu gehören und als ich mit dem Entschlusse rang, jene Schranken zu durchbrechen, riß man gewaltsam mich von ihm und sagte mir, daß es so besser für mich sei. Die Welt wird ihnen recht geben, die es thaten, — ich allein lernte es nicht. Die Jugend zerfloß mir in meines Herzens tödlichem Sehnen, — ich lebte sie nicht; — ich denke nur, daß jedes Jahr, das ich gezwungen bin, auf der Erde zu wandern, mich jenem einem Ziele näher bringt, das mich von meinen Ketten löst. — Und darum: sehe ich zwei Menschen, die einander lieben, wie Du und Maurice, zwei Seelen, deren Prüfung nur den inneren Wert erhöhte, — deren Glück in ihrem Wollen liegt, wenn sie den Stolz überwinden könnten, der sie für immer zu trennen droht und die des Besitzes ohne Vorwurf, ohne Schuld froh sich rühmen dürften, — so ist es mir, als müßte ich sie hindern, die kargen Stunden freiwillig dahinzugeben, die das Schicksal dem Sterblichen an ungetrübten Wonnen gönnt, als müßte ich den Reichtum ihnen zeigen, den sie sich selbst in blindem Trotz verschmerzen, indem ich ihnen bekenne, wie arm ich geworden.“

Sie sprach in jenem gelassenen, leidenschaftslosen Tone, den sie seit so langer Zeit angenommen und keine Thräne war in ihre Augen getreten.

Irène aber weinte. Ein unsagbares Mitleid überkam sie bei den Worten Angéliques, deren sündige Liebe man auch sie in vergangenen Jahren zu verdammten gelehrt und ihr eigenes Leid begann ihr klein zu dünken neben dem Weh dieses Menschenherzens, das einst dem Leben entgegengeschlagen, wie das ihre, — gläubig, vertrauend, jung, rein und hoffnungsvoll.

Angélique versuchte Irènes Kopf aufzurichten, den diese in den Schoß der Gefährtin gelegt, um ihre Thränen zu verbergen.

„So weine doch nicht um mich, thörichtes Mädchen,“ sprach sie sanft. „Lasse uns lieber beraten, was Du thun könntest, Maurice die Freiheit zu verschaffen.“

Irène trocknete ihre Thränen und schmiegte ihre Wange an die Schulter Angéliques.

„Glaubst Du, daß der — Herzog,“ sie wagte seinen Namen nicht mehr auszusprechen, „meine Bitte erhören würde?“

Ein eigentümliches Leuchten verklärte Angéliques Gesicht. „Wenn er noch ist, wie er früher war, wird er es thun.“

„Aber es ist Dein Bruder, sein erbitterter Feind, um welchen es sich handelt,“ fuhr sie schüchtern fort.

Angélique schwieg einige Minuten; sie schien unschlüssig mit sich zu kämpfen, dann plötzlich zog sie einen Reiß hervor, den sie an schwarzseidenem Bande unter ihrer Kleidung trug.

„Gieb ihm den Ring, Irène, und sage ihm, sie, der er einst ihn gab, vereine ihre Bitten mit den Deinen, so wirst Du seiner Gewährung gewiß sein können.“

Irène nahm das Kleinod in Empfang, in einem Kästchen es zu bergen, das auf dem Tische stand. „Dank Dir,“ flüsterte sie bewegt.

„Und sehe ich Maurice früher, als Du,“ fügte Angélique hinzu, „was darf ich ihm von Dir berichten?“

Irène preßte die Hände zusammen. „O, Du weißt es besser, als ich, Du Liebe und Getreue; Du sollst ihm sagen, was Du für gut findest.“

Angélique neigte bejahend ihr Haupt. „Doch Deine Pflegeeltern? Werden sie mit Deiner Entscheidung einverstanden sein?“

„Ich glaube es hoffen zu dürfen. Der Oheim in seiner steten Milde war schon längst zu einer Veröhnung bereit und die Tante ist Maurice wieder geneigter, seit sie seine Handlungsweise zu Aagen vernommen.“

„Sie werden beide wissen, weshalb Du alle Freier bisher ausgeschlagen.“

„Und darüber beinahe eine alte Jungfer geworden bin,“ scherzte Irène.

„Blicke in den Spiegel, Dich zu überzeugen, daß es damit noch keine Gefahr hat.“

Aber Irène folgte der Weisung nicht; sie mußte sich ja schämen, es einzugestehen, wie jung und thörichtselig sie sich in diesem Momente fühlte.

„Wenn wir unser Heim gegründet haben,“ sagte sie, „mußt Du zu uns kommen, oft und lange, Angélique. Wir wollen Dich lieben, Dich pflegen und Dich erfreuen, bis Deine Augen wieder froh blicken und Du geworden, wie einst. Glaubst Du nicht, daß Du besser thätest, ganz bei uns zu bleiben?“

„Hast Du vergessen, daß man mich verheiratete?“ fragte Angélique mit Bitterkeit. „Ich muß dorthin gehen, wo Eustache ist.“

Dagegen war kein Einwand zu erheben; Irène vermochte nicht weiter in sie zu bringen. Sie griff nach ihrem Schleiertuche, das sie bei den Ausgängen

trug. Auch Angélique's Zeit war abgelaufen, die sie sich für den Besuch bei der Freundin erbeten.

„Begleitest Du mich?“ fragte Irène, sich zärtlich an ihren Arm hängend. „Ich gehe in die Kirche, wo heute der Dankgottesdienst für die Beendigung des Krieges gefeiert wird.“

Angélique machte eine abwehrende Bewegung. „Ich gehe nur in die Kirche, wenn ich dazu gezwungen werde,“ sagte sie kalt, „wofür hätte ich zu danken?“

### Achtundzwanzigstes Kapitel.

Heinrich Guise hatte sich auf seine Besitzungen begeben. Er durfte überzeugt sein, daß auch ohne seine Gegenwart in der Hauptstadt seine Interessen pünktlich gewahrt würden.

Den Herzog nahmen gegenwärtig mannigfache Sorgen in Anspruch. Er war unaufhörlich genötigt, die Geldvorschüsse des Königs von Spanien anzunehmen, weil ihm selbst die Mittel fehlten, seine großartigen Pläne zu verfolgen, denen er die Kraft seines Lebens geweiht hatte. Für seine Freigebigkeit reichte auch sein Einkommen nicht aus, das ihm durch die von seinem Vater hinterlassenen Schulden überdies bedeutend verkürzt war.

Der Krieg der Ligue konnte ohne Spaniens Beistand keinesfalls fortgesetzt werden, aber auch in seinen eigenen Verhältnissen drohte Verwirrung zu entstehen. Er dachte daran, seinen Haushalt einzuschränken, aber es widerstrebte ihm, einen Teil seiner Diener zu entlassen, die mit begeisterter Treue an ihm hingen und er hatte bis jetzt den Vorstellungen seines Haushofmeisters kein Gehör geben wollen.

„Ihr sagt, Grosjean, daß ich all jene Leute nicht brauche,“ bemerkte er, „und das ist richtig. Sie aber brauchen mich; soll ich ihre Ergebenheit damit belohnen, sie brodblos vor meine Thür zu setzen, da ich ihr Alter nicht einmal vor Not schützen kann?“

Mr. Grosjean wagte den Vorschlag nicht wieder zu machen; er kannte die Großmut seines Herrn.

Bei alledem war es verdrücklich, ihm diese Stöße von Forderungen auf den Tisch legen zu müssen, die der Bezahlung harreten und offenbar noch lange harreten sollten.

Der Herzog fand dies auch; es war entschieden eine sehr unangenehme Lektüre, die ihn am Morgen dieses grauen Wintertages beschäftigte und seine Stimmung wurde kaum verbessert, als ihm einer seiner Diener meldete, daß eine Dame um die Erlaubnis bäte, in einer dringenden Angelegenheit vorgekommen zu werden.

„Eine Bittstellerin doch wohl, die eine Unterstützung begehrt?“ sagte Heinrich Guise, an den solche Gesuche häufig gerichtet wurden. „Schicke Grosjean zu ihr; er wird entscheiden, ob wir es geben können.“

„Die Dame macht nicht den Eindruck, als ob sie bedürftig sei,“ erwiderte der erfahrene Diener. „Sie ist in Begleitung einer älteren Verwandten in eigener Sänfte schon gestern in der Stadt angelangt, wie ich von dem Läufer erfuhr, den sie vorausandte

und nennt sich Fräulein von Hennequin aus La Rochelle.“

„Von Hennequin?“ wiederholte Heinrich Guise. Er entsann sich den Namen gehört zu haben; wo war es nur gewesen? „Wohlan, so sage ihr, wenn sie kommt, daß ich sie erwarte,“ wandte er sich an seinen Kammerdiener, „ich kann mir kaum vorstellen, was sie von mir will.“

Infolge dieses Befehles wurde Irène de Hennequin von dem Sekretär des Herzogs, Péricart, sofort zu seinem Gebieter geführt, dessen Zimmer sie nun doch mit heftigem Herzklopfen betrat. Sie hatte ihn nur einmal in den Straßen von Paris gesehen, als er dem künftigen Könige von Polen zu der Eidesleistung im Hotel de Ville das Schwert vorantrug, — wie würde er ihr Besuch aufnehmen, an dessen Erfüllung sie bisher kaum gezweifelt und das ihr plötzlich tollkühn und verwegen erschienen?

Heinrich Guise gewahrte ihre Beklommenheit. Mit jener wohlwollenden Güte, die dem Bittenden sein Anliegen so schnell erleichtert, richtete er das erste Wort an sie.

„Man sagte mir, edles Fräulein, daß Ihr die weite Reise von Rochelle gemacht, mich um etwas zu bitten. Sprecht ohne Scheu; es kann nur Wichtiges sein, das Euch zu mir geführt und wenn ich es vermag, bin ich zu Eurem Dienste gern bereit.“

Irène blickte jetzt erst zu ihm auf. Die ermutigenden Worte und mehr noch, der Ton, in welchem sie gesprochen, lösten ihre Angst. Leise und stockend anfangs, endlich aber gefaßter werdend, trug sie ihr Gesuch um Freilassung des Chevaliers von Rougemont ihm vor.

Heinrich Guise hatte sie ohne Unterbrechung ausreden lassen; als sie geendet, hatte seine Stirn sich verschattet.

„Es wäre mir lieber gewesen, edles Fräulein, Ihr hättet mich um anderes gebeten,“ sagte er ernst. „Ich käme dann nicht in die traurige Notwendigkeit, Euch enttäuscht und vielleicht zürnend von mir gehen zu heißen. Der Chevalier von Rougemont ist mein langjähriger Gegner. Ich müßte annehmen, daß er von seiner Freiheit Gebrauch machen würde, mir von neuem zu schaden. Hat er doch nicht einmal sich herbeilassen wollen, mir sein Wort zu geben, nicht wieder gegen mich die Waffen zu führen, als ich schon an einem der nächsten Tage einen Teil der Gefangenen entließ.“

„Und würde er es jetzt nicht thun, wenn er von Eurer Gnade hörte, Monseigneur?“ wandte Irène ein. „Der Krieg ist vorläufig beendet, noch ist ja keine Gelegenheit, die Waffen von neuem zu ergreifen.“

„Sie kann indessen jeden Augenblick wieder eintreten, mein holdes Fräulein,“ entgegnete der Herzog, „wir leben in ernster Zeit, die uns in kurzem abermalige Kämpfe bringen wird. Und wäre auch das nicht, müßte ich es als eine Genugthuung empfinden, durch seine Gefangenschaft an dem Chevalier zu rächen, was er mir in seinem vergangenen Leben Bitteres zugefügt. Ihr seid ein Weib, von milden Sitten, wie Eure schönen Züge mir verraten; Ihr könnt es

nicht ermessen, welch ein Gefühl das Herz des Mannes schwellt, wenn es ihm gelang, endlich einen Feind zu besiegen.“

Frène lächelte. „Nein, Monseigneur,“ erwiderte sie. „Und möge Gott verhüten, daß ich es jemals kennen lerne. Vergebung dünkt mir besser, als Vergeltung des erlittenen Bösen und eine Dankesthräne in dem Auge eines begnadigten Menschen herrlicher, als der Triumph gesättigter Rache in dem eigenen Herzen.“

Heinrich Guise betrachtete sie sinnend. „Ihr seid Hugentottin?“ fragte er.

„Ja, mein Prinz!“  
„Und was ist der Chevalier Euch, daß Ihr für ihn bittet? Gehört Ihr seiner Familie an?“

Sie errötete tief. „Ich bin seine Verlobte und hoffe, wenn ich Eurer Gnade theilhaftig würde, in kurzem sein Weib zu sein.“

Der Herzog antwortete nicht; die Fremde, die zu ihm gekommen, erweckte seine Sympathie, wie sein Interesse; es widerstrebte ihm jedoch, ihre Bitte zu erfüllen, weil er dadurch zu dem Glücke seines Feindes beitragen sollte; die Gegnerschaft auf offenem Felde hätte ihn kaum berührt, — was lag daran? Er fühlte sich stark genug, es mit allen seinen Widersachern aufzunehmen, aber er vermochte es Maurice nicht zu verzeihen, daß er ihm durch die Entführung Angéliques das höchste Glück seines Lebens, wie er es nannte, geraubt hatte.

„Es erregt mein Bedauern, edles Fräulein,“ sagte er endlich, „daß ich Eure Bitte nicht gewähren kann, — es ist unmöglich. Dieser Mann, für den Ihr Euch verwendet, hat mir einen schwereren Schlag einst beigebracht, als ich es Euch gestehen kann. Zürnet mir nicht, wenn ich mich nicht ohne weiteres zu überwinden vermag, ihm zu seiner Freiheit, seinem Glücke zu verhelfen. Es giebt Feindschaften, welche selbst der Tod nicht löst und eine solche besteht zwischen mir und Maurice Rougemont.“

Frène griff in die gestickte Tasche, welche sie an der Seite trug und zog daraus ein Kästchen von Perlmutter, das sie dem Herzoge reichte.

„Verzeihet, mein Prinz, wenn ich Eure Entscheidung noch nicht als endgültig ansehen möchte,“ sprach sie sanft, „und lasset einen anderen Mund, statt des meinen, stehen, der mir die Hoffnung Eurer Großmut und Güte gab.“

Heinrich Guise nahm das Kästchen aus ihrer Hand und öffnete es. Frène hatte ungern nur zu diesem letzten Mittel ihre Zuflucht genommen, vor welchem ein Etwas ihres Inneren sie warnte, über das sie sich nicht Rechenschaft ablegen konnte. Jetzt sah sie, wie der Herzog bei dem Anblicke des Ringes sich entfärbte, wie er seine Hand darum schloß, als hielt er in krampfhaftem Drucke die schmale, einsteigelierte Hand, der er das Kleinod angestreift und die sich ihm für immer entzogen.

„Wer gab Euch den Ring?“ fragte er und seine Stimme klang völlig verändert.

„Angélique de Voignac,“ antwortete Frène leise und zaghaft.

Heinrich Guise strich sich mit dem Taschentuche

über die heiße Stirn. „Und sie, — sie richtet den gleichen Wunsch an mich, sonst hätte sie Euch nicht diesen Ring anvertraut?“

„Ja, Monseigneur; sie hofft, daß ihre Bitte von Euch erhört werde.“

Er saß ihr gegenüber, vergebens bemüht seiner Bewegung Herr zu werden. Es schien, als ob mit dieser Botschaft, der ersten, die er nach langen Jahren von Angélique erhalten, ein Jugendtraum vor ihm erstehe, mit schmeichelnder Stimme an sein Herz zu pochen, das bei jenem Ringen nach der Erde höchster Macht ihn fast verloren und doch nie vergessen.

Die wechselnden Gestalten, die in den verfloffenen Jahren an ihm vorüberzogen, erschienen bleich und schattenhaft und über ihnen schwebte in dem süßen Reize ihrer Jugend, ihrer Unschuld, ihrer tiefen Liebe das Bild der Sinen, die zuweilen, wie die Erinnerung an ein versunkenes Eden, in stillen Stunden vor ihm aufgetaucht.

Frène vermochte den Blick nicht von ihm zu wenden. Die gebietende Hoheit seiner Züge war einer seltsamen Milde gewichen, die flammenden blauen Augen schauten wie verschleiert, als er zu ihr sprach; „Ich will Euer Gesuch erfüllen, Fräulein von Hennequin, doch nur unter einer Bedingung.“

„O Monseigneur, befehlet über mich; was nähme ich nicht auf mich für dieses Gnadenwort?“

Frène zögerte; es war ihr, als wenn sie eine Verantwortung für der Freundin Schicksal damit übernähme.

Der Herzog führte ihre Hand an seine Lippen. „Seid barmherzig,“ sprach er halblaut, „bedarf es noch des Geständnisses, wie teuer sie mir war, und welchen Schmerz ihr Scheiden mir bereitete, das Scheiden ohne Abschied, dem niemals ein Wiedersehen folgte? Sprecht mir von ihr, — ob sie glücklich geworden, ob sie sich in ihr Schicksal finden lernte, — doch sagt mir nicht, daß sie mich vergessen. Ich würde es Euch nicht glauben, auch dann nicht, wenn Ihr mir versichern wölltet, daß sie den Ring mir nur aus Sorge für den Bruder sandte.“

Sein Blick suchte beschwörend den ihren, er war jetzt nicht mehr der gewaltige Magnat, zu dem sie eine Gnadenheischende gekommen, er war ein Bittender, der von ihr das ersehnte Wort begehrte, — erwartungsvoll, Hoffnung und Bangen in jedem Zuge seines Angesichtes.

Und Frène begriff es plötzlich, daß die Gefährtin ihrer Kindheit dieses Mannes Bild nicht aus ihrem Herzen zu reißen vermöge, daß es eine Macht gäbe, zwei Seelen aneinander zu fetten, stärker, als die Sagenungen der Welt und das Gebot der anerzogenen Pflicht, und Angéliques Liebe, die auch sie so oft verdammt, erschien ihr verzeihlich unter dem Eindrucke, den sie selbst von Heinrich Guise empfangen.

„Angélique, mein Prinz,“ erwiderte sie stockend, „befindet sich gegenwärtig in Paris; ihr Gatte ist in des Königs Dienst getreten.“

„In Paris!“

Es war ein Ausruf staunenden Triumphes, mit dem er das Wort wiederholte, doch er fühlte, daß er sich beherrschen müsse. Er konnte den Gedanken-

gang verfolgen, der Trène bei ihrer Auskunft beschäftigte.

„Sehr edles Fräulein,“ sagte er gefaßt, „ich danke Euch für die gewährte Mitteilung, doch an mir ist es nun, auch mein Wort Euch zu halten und Euch die Bürgschaft der Befreiung Eures Verlobten zu geben. Der Befehl wird sogleich von meinem Sekretär ausgefertigt werden.“

Er bewegte eine silberne Glocke, die vor ihm stand, um dem erscheinenden Péricart den entsprechenden Auftrag zu geben.

„Habt Ihr den Wunsch, dem Chevalier selbst die Verkünderin seines Glückes zu werden,“ fügte er gütig hinzu, „so werde ich von meinen Leuten Euch eine Sicherheitswache ausstellen, die Euch nach Schloß Auneau geleitet.“

„Nein, o nein, Monseigneur,“ wehrte Trène verwirrt ab, „meine Tante, die mit mir die Reise machte, würde dies nicht gestatten.“

Sie scheute sich, ihm einzugestehen, daß sie sich einen Titel angemacht, der ihr nicht mehr gebührte, um besser für Maurice wirken zu können, und ebenso, ihm persönlich seine Befreiung zu überbringen, um des Geliebten Dankbarkeit nicht herauszufordern.

„Nun, wie Ihr es vorziehet,“ sprach der Herzog, „der Ritter folgt Euch wohl in kurzem nach Rochelle. Ein reitender Bote geht noch heute nach Auneau und morgen ist Euer künftiger Gatte frei.“

Er schnitt ihre bewegten Dankesworte ab, indem er die Frage an sie richtete, wann sie Joinville zu verlassen beabsichtige.

„Erst übermorgen, mein Prinz,“ antwortete Trène, „meine Tante und einstige Pflegemutter bedarf nach der anstrengenden Reise der Erholung.“

„So seid Ihr und die würdige Dame, welche Euch begleitet, für die Dauer Eures Aufenthaltes, meine Gäste,“ sagte er, „nein, keine Widerrede, holdes Fräulein; Ihr dürft nicht so übel von der Gastfreundschaft auf Schloß Joinville denken. Euer Gepäck wird noch in dieser Stunde aus der Stadt heraufgeschafft und jede Erleichterung, welcher Ihr für die bevorstehende Reise bedürft, soll Euch zu Teil werden.“

\* \* \*

Trène kam wie betäubt von dem Erlebten zu Madame de Hennequin, die in einem Gasthause der Stadt Wohnung genommen. Frau Alison war schon in Sorge wegen des langen Ausbleibens ihrer Nichte gewesen. Sie machte sich Vorwürfe, das Mädchen allein zu dem verhassten Guise gefandt zu haben, aber sie selbst hatte in den letzten Jahren stark gealtert und war ziemlich unbehülflich geworden. Sie fürchtete, daß ihre Anwesenheit bei der Audienz eher hinderlich, als fördernd sein könnte.

Das strahlende Aussehen ihrer Nichte, die sich in stürmischer Zärtlichkeit an ihren Hals warf, sagte ihr besser, als die überstürzten Worte Trénens, daß alles gut und glücklich abgelaufen sei.

Sie ließ sich herbei, des Herzogs Großmut anzuerkennen; weniger entzückte sie die Aussicht, die Gastfreundschaft des Feindes ihrer Heimatstadt an-

nehmen zu müssen, und ernstlich unzufrieden wurde sie sogar, als Trène nicht müde werden konnte, des Herzogs ritterliches Wesen, seine Güte und Milde zu preisen.

„Du bist, wie von der Tarantel gestochen,“ sagte sie endlich mißbilligend. „Nun fange Du doch auch noch an, Dich in diesen Baalssohn zu verlieben, der alles an sich zieht, was in seinen Weg kommt. Das ist nicht irdisch mehr, wie er die Menschen bezwingt, das ist die Macht der Hölle, die ihm gegeben und die alle verblendet, auf die er seine Schlangenaugen richtet.“

Trène küßte lachend den scheltenden Mund. „O, teure Mutter, ich verlöre mich nicht in den herrlichen, fürsüßlichen Mann, aber ich kann es verstehen, wenn andere es thun.“

„Ja, vom Verstehen bis zum Begehren ist nur ein Schritt,“ meinte Frau Alison orakelartig.

„Ich habe ja Maurice, den ich nie aufgehört zu lieben.“

„Nun, ich will froh sein, wenn Ihr Euch erst habt,“ sagte Frau von Hennequin. „Wir werden alt, der Dheim und ich, da ist es uns eine Beruhigung, Dich nicht allein zurückzulassen und der Maurice ist immer noch der Beste, wenn er mich einst auch arg erzürnt. Aber wie er die buhlerische Königin so tapfer aus Agen hinausgetrieben, ohne sich von ihren Schmeichelkünsten aufs neue berücken zu lassen, da habe ich ihm verziehen, daß er vordem in Sünde gefallen.“

Trène dachte, daß die Verzeihung der Tante ziemlich langer Zeit bedürft habe, aber sie zog es vor nichts zu erwidern. War sie doch schon von Herzen dankbar, daß sie ihre endliche Vereinigung mit Maurice billigte.

Zwei Diener des Herzogs erschienen, um das Gepäck der Damen auf das Schloß zu schaffen. Frau Alison ordnete grollend ihre Sachen. Es war nichts Ungewöhnliches, daß die französischen Großen ihre Gastfreundschaft in dieser Weise ausdehnten, aber sie hätte es lieber gesehen, wenn der Unterdrücker ihres Glaubens nicht so zuvorkommend gewesen, während Trène in ihrer glückseligen Stimmung aus ihrer Freude darüber kein Hehl machte.

„So lasse es nur wenigstens Maurice später nicht hören, wie entzückt Du von seinem Todfeinde bist,“ riet Frau Alison, „der trägt ihm die Geschichte mit seiner Schwester doch Zeit seines Lebens nach.“

Angélique! Der Name genügte, einen Schatten in ihre frohen Hoffnungen zu werfen. Jenes beklemmende Gefühl kam von neuem über sie, das sie in der Gegenwart des Herzogs ergriffen, als sie den Ring ihm übergab.

Sie wäre noch tiefer beängstigt gewesen, wenn sie einen Blick in das Zimmer Heinrich Guises hätte thun können, der lange, nachdem sie ihn verlassen, sinnend an seinem Tische saß.

Noch lagen die Papiere vor ihm, die sein Haushofmeister ihm überbracht; er sah sie nicht. Seine Augen ruhten auf dem Ringe, den er vor Jahren Angélique gegeben und er dachte an das eine nur:



wie es ihm möglich sein könne, in Paris sich ihr wieder zu nahen.

\* \* \*

Irène verweilte mit ihrer Pflegemutter noch drei Tage auf Schloß Joinville, um dann über Paris in ihre Heimat zurückzukehren. Sie hatte erreicht, was sie gewünscht und mehr noch, als dieses. Die Güte, das Wohlwollen, mit welcher Heinrich Guise ihre Bitte gewährt, die Gastfreundschaft, welche sie in seinem Hause erfuhr, hätten diese Tage ihr zu ganz besonders frohen Erinnerungen gestalten müssen und sie schalt sich thöricht, undankbar, daß es nicht der Fall war.

War doch sogar Frau Alison durch die bezauhernde Liebenswürdigkeit des verhassten Glaubensfeindes bezwungen worden und schon am zweiten Tage hatte sie ein bei ihr völlig ungewohntes Lächeln für ihn gehabt, als er es sich nicht nehmen ließ, die kränkelnde Frau selbst die Treppe hinab in den Speisesaal zu führen. Und welche zarte Rücksicht er für die fremden, hugenottischen Gäste zu üben wußte, inmitten des großen Kreises seiner Freunde, der ihn, wie immer, auch hier umgab. Die Herzogin und Frau von Montpensier wurden erst in einigen Tagen erwartet, dennoch liebte es der Herzog, allabendlich eine Anzahl seiner Edelleute und Anhänger um sich zu versammeln, bei denen er unbefangen, als seien es langjährige Bekannte, die beiden Damen einführte.

Sein reger Geist beherrschte gewöhnlich auch die Unterhaltung, die stets lebhaft und jessend war; nur als einst bei der Tafel die Sache der Religion berührt wurde, wußte er mit einer raschen Wendung das Gespräch sofort abzubrechen.

Zufällig streifte sein Blick gleich darauf die ihm gegenüberliegende Irène, deren sanfte Augen mit dem Ausdruck des Dankes die seinen trafen; er hob sein Glas.

„Auf Eurer Zukunft Glück, edles Fräulein,“ sagte er.

„Und auf das Eure, Monseigneur,“ erwiderte Irène, sich leicht neigend.

Sie vergaß nie das Ausleuchten, welches sein Antlitz bei ihren Worten überflog und sie über ihre Entgegnung erschrecken ließ.

„Ich baue fest darauf,“ sprach er langsam, sein Glas bis zum Grunde leerend, und es war ihr, als ob er für die nächsten Minuten dem Gespräche um ihn keine Aufmerksamkeit mehr schenke.

Sie hatte beständig gefürchtet, daß Angéliques Name noch einmal zwischen ihnen genannt würde. Er schien es absichtlich zu vermeiden, oder hinderte ihn die Anwesenheit der übrigen Gäste daran? Eine halbe Stunde vor ihrer Abreise traf er Irène allein in der Halle seines Schlosses. Sie nahm Gelegenheit ihm noch einmal ihren Dank auszusprechen.

„Ihr überschätzt, holdes Fräulein, was ich that,“ entgegnete er, „erinnert Euch, daß ich Euren Dank nur halb verdiene, da ich der zweiten Bitte erst nachgab, die Ihr mir im Namen einer anderen übermittelte.“

Sie wußte es und war es dies nicht, was sie

so tief bedrückte, den Wermutstropfen in den Becher ihrer Freude goß?

„Ihr blicket so ernst,“ fuhr er fort, „ich weiß, daß Ihr mir ungern jetzt die Frage beantworten werdet, die ich Euch dennoch nicht ersparen kann, und auf die Ihr das erste Mal mir keine Auskunft gabet, — ob Angélique, die Euch zu mir gesandt, glücklich geworden?“

Sie suchte nach einer Antwort, die ohne Lüge es ihm verhehlen konnte, wie unglücklich die Gefährtin sich fühle.

„Mein Prinz,“ sagte sie endlich ausweichend, „die Mädchen unseres Standes, wie unserer Religion, sind es gewohnt, daß man ihnen den künftigen Gatten auswähle, wie Eltern und Erzieher es zweckmäßig finden. Das Glück des Weibes liegt allein in der treuen Erfüllung auferlegter Pflicht.“

„Ihr aber, Irène de Hennequin,“ sprach Heinrich Guise, „könnt von dieser Pflicht Besseres erhoffen, als Eure Freundin, denn Ihr liebt den Mann, der Euch bestimmt wurde. Wollt Ihr mir sagen, ob dies bei Angélique der Fall ist?“

Sie schlug die Augen nieder. „O, mein Prinz,“ murmelte sie, „dringet nicht in mich, ich lade eine schwere Verantwortung auf mich, wenn ich,“ — sie brach verwirrt ab.

„Wenn Ihr mir gesteht, was ich einzig zu wissen wünsche, — daß Angélique mich noch liebt,“ vollendete er. „Fürchtet nicht, daß ich Eures schönen Herzens Dankbarkeit in Widerstreit mit Eurer Pflicht bringen werde. Euer Schweigen ist mir Geständnis genug. Und nun laßt mich zu Eurer Tante Euch geleiten, auch ihr ein Wort des Abschiedes zu sagen.“

Er bot ihr die Hand, sie hinwegzuführen. Stumm ging sie einige Schritte an seiner Seite.

„Darf ich für Angélique den Ring zurücknehmen?“ fragte sie nach einer Pause schüchtern.

Er schüttelte lächelnd den Kopf. „Ich kann mich nicht sofort wieder von ihm trennen; Ihr seht, daß ich ihn selbst jetzt trage. Sie wird ihn von mir, wie ich hoffe, in nicht zu ferner Zeit zurückerhalten.“

„Monseigneur,“ sagte Irène, in wahrhaftem Schrecken zu ihm aufschauend.

Er gab keine Antwort. Die Thür der Tante war erreicht; Herzog Heinrich ließ sich bei Frau von Hennequin ankündigen, verplauderte noch eine Viertelstunde mit ihr in angenehmer Weise und geleitete dann beide Damen zu der ihrer harrenden Sänfte, der eine Anzahl seiner eigenen Reifigen als Schutzwache bis Paris beigegeben war.

Frau Alison ließ sich in die Kissen sinken, als der Zug sich in Bewegung setzte. „Schade, daß er einer von den Götzendienern des verderbten Glaubens ist,“ seufzte sie, „gern muß man ihn haben, man mag wollen oder nicht.“

Aber diesmal war es Irène, die dem überraschenden Lobe aus der Pflegemutter Munde nicht zustimmte.

\* \* \*

Maurice von Rougemont langte eine Woche nach dem Besuche Irènes zu Joinville in Paris an. Von Angélique war ihm noch nach Schloß Auneau

die Aufforderung zugegangen, zu ihr zu kommen, bevor er sich nach Nérac begäbe und er war dem Rufe gefolgt, obwohl er sich nicht denken konnte, was Angélique ihm Wichtiges mitzuteilen habe. Sie hatte in den vergangenen Jahren niemals Sehnsucht nach ihm geäußert.

Er fand seine Schwester in einer behaglich ausgestatteten Wohnung, die Eustache in der Nähe des Louvre hatte einrichten lassen, und er schrieb es der Verbesserung ihrer Verhältnisse zu, daß Angéliques Wesen ihm harmonischer, als sonst, ihre Farbe blühender, ihr Blick freier dünkte.

„Es ergeht Dir wohl, meine Schwester,“ sagte er mit Wärme, „fast ist es mir, als müße mit der Wendung Deines Schicksals auch ein neues Leben beginnen.“

Über ihre Züge flog ein Schatten; sie warf einen Blick um sich. „Du meinst wegen Eustaches Berufung in des Königs Dienst?“ entgegnete sie. „Und wegen der prächtigen Geräte, die mich jetzt umgeben?“

„Auch dies ist eine Annehmlichkeit, für die wir dankbar zu sein haben,“ sprach er, „Reichtum und eitle Güter bilden nicht die Hauptbedingung des Glückes, aber ohne Sorge den kommenden Tag erwarten zu dürfen, ist ein Vorzug, den wir schätzen sollten.“

„Ich dachte, Du würdest es tadeln, daß Eustache, dem Könige zu Gefallen, seinen Glauben wechselte.“

Der Hugenott faltete die Stirn. „Ich bin nicht sein Gewissenrat,“ entgegnete er, „noch hat er mich um meine Ansicht gefragt. War ihm seine Religion nicht teuer genug, er nicht standhaft und getreu darin, sie für immer zu bewahren, verliert unsere Sache keinen Kämpfer an ihm. Er wird es um Deinetwillen gethan haben, Dir die Vorteile einer glänzenden Zukunft zu sichern.“

„Du überschätzt ihn,“ war die kalte Erwiderung, „er wird in gleichem Maße an sich selbst gedacht haben.“

„Gleichviel, Angélique, ich möchte nicht, daß dieser Punkt zwischen mir und Deinem Gatten den Anlaß eines Streitgeschehens gäbe, und werde ihn daher in seiner Gegenwart nicht berühren. — Lasse uns von Dir sprechen, deren Aussehen Besseres kündigt, als seit langer Zeit.“

Sie errötete leicht. „Ich freue mich, daß Du aus Deiner Haft befreit bist; ist Dir dies nicht Grund genug dafür?“

„Gern nehme ich es als solchen an,“ sprach er, „mir war ja die unerwartete Erlösung überraschend und befremdend, doch denke ich, meine fernere Gefangenschaft war zwecklos, da wir im Frieden leben.“

„Meinst Du, Maurice? Sie hätte sich verlängern können, wenn man nicht für Dich gebeten. Errätst Du gar nicht, wer es gethan?“

Sein Angesicht war plötzlich finster geworden. „Thatest Du es, Angélique? warst Du bei dem Herzoge?“

„Nicht ich, sei ohne Furcht,“ antwortete sie herbe. „Steh her, wer den Bittgang für Dich nicht scheute, und ob Du den Mut findest, noch einmal um Dein Glück zu werben.“

Sie schlug den Vorhang zurück, der das zweite Zimmer von dem ihren trennte; auf der Schwelle stand sie, die ihn einst von sich gehen geheißten für ein ganzes Leben, und um die er in langen Jahren trauern lernte, wie man die Hoffnung einer Seligkeit betrauert.

„Frène, — Du?“ rang es sich aus seiner Brust. Er wich, wie schwindelnd vor dem Unfaßlichen zurück.

Sie streckte ihm beide Hände entgegen. „Maurice, ich wartete in Treue, daß Du zu mir zurückkehrtest,“ sprach sie mit ihrer sanften, klaren Stimme, „Du thatest es nicht. So mußte ich den Weg wohl suchen, der mich zu Dir führte, um Dir zu sagen, daß ich es vergessen, was uns vordem trennte, und daß ich Dich lieb behalten, wie ich Dich seit unserer Kindheit Tagen liebte.“

Da stürzte er zu ihren Füßen nieder und seine Lippen drückten sich auf den Saum ihres Gewandes.

„Begnadigt, endlich begnadigt,“ flüsterte er, „Frène, ist es denn ein Traum nur, der mich umfängt? Soll ich es wirklich hoffen dürfen, daß Du —“

Sie wollte sein Haupt zu sich erheben; es gelang ihr nicht. Sein Antlitz blieb ihr abgewandt, weil es dem Stolzen, stets Beherrschten beschämend war, ihr zu zeigen, daß aus seinen Augen Thränen fielen.

Als die Erschütterung dieser bewegten Minuten endlich der Ruhe des erkämpften Glückes gewichen, rief Frène nach Angélique, doch diese hatte schon bei der Freundin Erscheinen das Gemach verlassen. Sie saß in ihrem Schlafzimmer über einen Brief geneigt, den einer der Reifigen des Herzogs von Guise ihr überbracht und dessen Zeilen sie stets von neuem überlas, obgleich sie ihren Inhalt schon auswendig kannte. Sie sprachen von entschwindenden Tagen, von einem heißbegehrten Wiedersehen, und die erglühende, zitternde Frau küßte die Stellen, auf denen seine Hand geruht, den Namenszug, der den Brief beschloß, um ihn dann langsam zusammenfaltend an ihrem Herzen zu verbergen.

#### Neunundzwanzigstes Kapitel.

König Heinrich hatte die Wintermonate in wenig angenehmen Verhältnissen zugebracht; der äußeren Gegner war er durch den letzten Friedensschluß entledigt, dafür jedoch herrschte jetzt zwischen ihm und dem Herzog von Guise eine fast unverhüllte Feindseligkeit, die sich zunächst bei dem lothringischen Prinzen in stets erneuten Forderungen, bei dem Könige in immer heftigerer Auflehnung gegen dieselben bekundete.

Heinrich III. besaß jene außerordentliche Fähigkeit des Widerstandes, welche bei manchen Menschen die mangelnde Energie ersetzt, weil sie dem andern keinen Fußbreit auf dem umstrittenen Gebiete weicht.

Dem gesteigerten Verlangen der Ligue nachgeben hieß für den König sich des größten Teiles seiner Autorität entäußern und der Ton, in welchem die Forderungen gestellt wurden, belehrte ihn, daß man nicht lange säumen würde, ihm Befehle vorzuschreiben,

wenn er auf diese maßlosen Wünsche wirklich einginge.

Seine Spione berichteten ihm überdies von den Bewegungen in Paris, welche auf Anstiften des Rates der Sechzehn stattfanden. Schon drang das dumpfe Gerücht zu ihm, daß man gesonnen sei, sich seiner Person zu bemächtigen, — stand er am Vorabende einer Revolution, die zu verhindern ihm Macht und Mittel fehlten?

Er wußte, daß die Guisen fortlaufende Geldunterstützungen von Philipp II. empfangen, — zu welchem Zwecke? Der Krieg war ja beendet; es mußte sich um ein Unternehmen handeln, welches gegen ihn selbst gerichtet war.

Auch Katharina von Medici konnten die drohenden Anzeichen einer nahen Katastrophe nicht verborgen bleiben, aber sie hielt es für besser, ihrem Sohne zum Frieden mit den Guisen zu raten, als durch fortgesetzte Reibungen ihren Groll noch mehr zu reizen.

„Ihr habt auf Ansuchen der katholischen Prinzen, welche sich zur Ausrottung der Ketzerei vereinigt, Euch an die Spitze der Ligue gestellt, mein Sohn,“ sagte sie eines Tages, als der König aus der Sitzung des Staatsrates zurückkehrte, „weshalb zögert Ihr die Pflichten zu erfüllen, die Euch damit, wie allen Beteiligten, auferlegt werden? Wollt Ihr warten, bis Euer Schwager durch seinen Sieg bei Coutras übermütig gemacht, mit Hilfe der protestantischen Fürsten, der Königin von England Euch von neuem überfällt? Warum thut Ihr nichts, um seine Macht zuvor zu brechen, der alle Eure wohlmeinenden Rathschläge mißgeachtet und sich Euch zum offenen Feinde erklärt hat?“

„Navarra, meine Mutter,“ entgegnete der König, „ist der schlimmste meiner Feinde nicht. Ich will, daß jeder mir gehorcht, der meinem Reiche, sei es als Unterthan, oder als Vasall angehört. Mein Schwager kann doch nicht anders, als sich wehren, wemmer von allen Seiten verfolgt und angegriffen wird.“

Die Königin zog die Brauen zusammen. „Ihr nehmt seine Partei, als ob er von je Euer Freund gewesen, während er es doch kaum in all diesen Jahren war. Welch eine Antwort ließ er mich hören, als ich in Eurem Auftrage ihn ersuchte, hierher an den Hof zu kommen, um in aller Form des Rechtes als Erbe des Thrones anerkannt zu werden.“

Der König warf einen raschen Blick zu seiner Mutter hinüber. „Er wird sich gesagt haben, daß solch eine Einladung zuweilen verhängnisvoll ausfallen könne,“ bemerkte er ironisch. „War es nicht Jeanne d'Albret, war es nicht der Admiral, die Ihr vor Jahren auch zu Gaste ludet? Heinrich wird dessen schwerlich vergessen haben.“

„Mag sein,“ antwortete die Königin, die Bosheit ihres Sohnes überhörend. „Er betrachtet sich trotz alledem als Euren Nachfolger in diesem Reiche.“

„Der er auch nach den Gesetzen unseres Hauses und des Landes ist,“ sprach der König fest.

Katharina fuhr empor. „Wie, mein Sohn,“ rief sie unwillig, „Euch läßt der Gedanke unbewegt, einen Keger auf dem Throne Eurer Väter zu sehen, Frankreichs Scepter in der Hand eines Mannes, der

den reinen Glauben von sich gestoßen und dessen erste Handlung es sein würde, die verderbliche Lehre zu der herrschenden Religion zu machen?“

„Besser einen Keger auf dem Throne, als einen Rebellen,“ antwortete der König kalt.

Die Augen von Mutter und Sohn trafen sich; beide schwiegen einige Sekunden.

„Ist Navarra etwas anderes?“ fragte Katharina, entschlossen, ihre Partie noch nicht aufzugeben.

„Er verteidigt, wie ich schon bemerkte, seine angegriffenen Rechte,“ sagte Heinrich, „die ich ihm auf den Rat Eurer guten Freunde entriß. Doch er wird keine unlaunteren Mittel gebrauchen, um vorzeitig zu erlangen, was ihm erst mit meinem Tode zufallen könnte, er würde ebensowenig etwas unternehmen, um diesen zu beschleunigen.“

„Und von wem setzet Ihr solches voraus?“

„Von ihm, der mir die Herzen meines Volkes gestohlen,“ loberte der König auf, „von ihm, der sich jetzt schon rühmen darf, der Herrscher jener willenslosen Menge zu sein, während ich nur noch König zum Scheine bin.“

„Ihr sehet zu schwarz, mein Sohn,“ sagte die Mediceerin besänftigend. „Man hat versucht den Herzog bei Euch zu verleumben, den sein Eifer unserer heiligen Religion zu dienen, vielleicht zu weit getrieben und Euer Groll gegen ihn ist es, der die Kluft zwischen Euch täglich erweitert. Ihr schluget jedes Gesuch ab, das er in diesen letzten Monaten an Euch richtete, — es mochte im Interesse des Reiches, oder zu seinem eigenen Vortheile sein. Er bat Euch um das Gouvernement der Normandie, welches Joyeuse bisher besessen, und hoffte, daß seine Dienste die Belohnung verdient hätten.“

„Die Dienste, welche er mir geleistet, sind nicht so bedeutend gewesen, um ihn ein Gouvernement zu übertragen, das ihn zum Herrn einer neuen Provinz macht. Ich ziehe es vor, Epervon an diese Stelle zu setzen.“

„Er ist sein erbitterter Feind.“

„Eben darum!“

Die Königin unterdrückte einen Ausruf der Ungeduld. „Und die Picardie, welche durch Condés Tod frei geworden? Der Herzog wünschte sie für seinen Vetter Amale.“

„Nevers erhält sie,“ erklärte Heinrich trocken, „Ihn wenigstens weiß ich mir ergeben und treu.“

„O Heinrich, Ihr bereitet Euch selbst die Grube, wenn Ihr in dieser Weise gegen die Lothringer handelt.“

„Ich schütze nur meine eigene Person, wenn ich ihnen nicht die wichtigsten Plätze in meinem Reiche übergebe, die sie längst verlangen. Meinest Ihr, ich ahne seine Pläne nicht? Die Verbindungen mit Parma, die mit Philipp gehen darauf hinaus, einen Einfall in Frankreich zu bewerkstelligen, wie es in England durch Euren Eidam in kürzester Zeit geschehen soll.“

„Woraus entnehmt Ihr das?“

„Es genügt, daß ich es weiß,“ erwiderte der König. „Für jetzt kann ich Euch nur noch mitteilen, daß ich der Königin von England bereits ein Bündnis

zum Schutze gegen diese verräterischen Angriffe angeboten und daß ich mich eher mit Navarra vereinigen würde, als es dulden, daß jene noch mehr an Macht gewinnen, deren stetes Trachten dahin geht, die meine zu verringern."

"Heinrich, Ihr habt in Eurer Jugend oft auf meinen Rat gehört; laßt ihn auch heute Euch von einem Schritte zurückhalten, der Euer sicheres Verderben wäre. Die Freundschaft Navarras vermag Euch nichts zu nützen, doch die des Herzogs kann es, wenn Ihr treu zu ihm haltet."

Der König lächelte spöttisch. "Ihr seid von den Huldigungen Eurer Freunde so weit eingenommen, um sie wärmer, als je zu vertreten," sprach er, "ich aber bedaure Euch gestehen zu müssen, daß ich es vorgezogen hätte, auch in meiner Jugend Euren Ratschlägen nicht so unbedingt zu folgen. Sie brachten mir kein Gutes ein, ich zöge es vor, ihrer fernerhin für immer zu entbehren."

Es war das erste Mal, daß Heinrich es in offener Weise aussprach, wie wenig er mit den Neigungen, den Ansichten seiner Mutter einverstanden sei, die mehr als je sich an die Guisen angeschlossen, in deren Ergebenheit sie eine Stütze für sich selbst erblickte. Katharina war unter den Worten des Königs leise zusammengejuckt.

"Mein Sohn," sprach sie vorwurfsvoll, "ist dies der Dank für die uneigennütige Liebe, die ich Euch vor allen Euren Geschwistern sollte? Der Dank für meine jahrelangen Mühen, Euch groß, ruhmreich und glücklich zu sehen, die Hindernisse zu entfernen, die in Euren Weg sich drängten? Soll ich beklagen lernen, daß ich Euch so sehr geliebt, Euch endlich im Bündnisse mit jenen sehen, welche die natürlichsten Feinde Eures Reiches sind?"

"Es scheint mir, daß wir uns über diesen Punkt nicht verständigen können," erwiderte Heinrich, von ihren Klagen ungerührt, "und da ich schwerlich mich zu Eurer Meinung bekehren werde, ist es besser, diese Unterredung zu enden. Navarra wird mit meiner Einwilligung kein neuer Krieg erklärt, dies mögt Ihr Euren Bundesgenossen mitteilen und Heinrich von Lothringen außerdem ersuchen, für das erste meiner Hauptstadt fern zu bleiben, in welcher seine Gegenwart mir keinerlei Freude bereiten würde."

Katharina erhob sich. "Ihr seid der Herr und König," antwortete sie förmlich, "auch Eure Mutter muß sich Euren Befehlen fügen."

Sie verließ mit kaltem Gruße das Gemach; ihren marmorartigen Zügen sah man es nicht an, wie tief die Erkenntnis sie getroffen, daß sie in dieser Stunde innerlich auch diesen Sohn, ihren einstigen Liebling, verloren, ihn durch das Leben, welches sie feindlich einander gegenüberstellte, wie ihre anderen Kinder durch den Tod.

Drei Söhne und zwei Töchter\*) hatte sie in das Grab sinken sehen, in Jugendblüte früh gebrochen, — nur eine Tochter war ihr noch geliebt: Margarethe, die sie nie geliebt, die ihrem Hause Schande über Schande bereitete und dieser Sohn, — auf den sie

\*) Auch Claude von Lothringen war inzwischen gestorben.

alle Zärtlichkeit vereint, welcher ihr selbstisches Herz fähig war. Sie liebte ihn auch heute noch, so weit sie eben lieben konnte, sie fürchtete für ihn, der, welchen Weg er einschlug, von Gefahren umringt war.

Und diese Gefahren sollten keine leeren Wahngelüste mehr bleiben. Es "ging" durch ganz Paris jene eigentümliche Unruhe, jene heimlich aufjuckende Bewegung, welche die Vorläufer der Revolution und der großen inneren Stürme bilden. Wie, woher sie entstanden, jene dumpfen, drohenden Gerüchte, vermochte niemand zu sagen. Sie waren plötzlich da, die einen mit zitternder Furcht, die anderen mit dem grollenden Verlangen nach Rache erfüllend.

Die Liguisten hatten, von der versöhnlichen Stimmung des Königs für Heinrich von Navarra unterrichtet, nichts versäumt, um ihren Mitbürgern ein Bündnis mit dem Kefersfürsten nicht nur als möglich, sondern als verderblich für das ganze Reich darzustellen.

Schon sprach man aller Orten davon, daß der König, statt des heißbegehrten Krieges gegen die Calvinisten, seine Truppen mit den ihren vereinen werde, um die Verteidiger des wahren Glaubens, die Liguisten, zu vernichten; daß, damit nicht genug, von den deutschen Grenzen ein ungeheures Kriegsheer sich in kurzem der Hauptstadt nähern werde, die dann den Schrecknissen einer völligen Plünderung und Verwüstung ausgesetzt sein müsse. Schon wurden in allen Teilen der Stadt Anstalten zur Verteidigung getroffen, der Rat der Sechzehn entwickelte eine umfassende Thätigkeit, um für den Notfall ein starkes Heer aufbringen zu können. Die Sorge war jetzt vorherrschend, daß man die Liguisten zwingen werde, Paris zu verlassen und der König an der Bürgerschaft blutige Rache für ihre Bestrebungen zu Gunsten der ersteren nehmen werde.

In der That hatte Heinrich III. mit seinen Rathgebern den Gedanken erwogen, ob es im Interesse seiner eigenen Sicherheit nicht besser sei, sämtliche Liguisten als Rebellen erklären zu lassen, doch konnte dies allein schon das Signal zu einer allgemeinen Empörung sein. Die Zahl ihrer Anhänger war eine täglich wachsende. Auch aus den Provinzen langten Scharen von Parteigängern an, die sich in den verschiedenen Gasthöfen oder auch in Privathäusern aufhielten. Man hatte den Versuch gemacht, diese verdächtigen Fremden aus der Hauptstadt zu entfernen, aber sie fanden energischen Beistand an der ganzen Bürgerschaft, die sie theils verbarg, theils offen schützte.

Der König hatte seine Gardes vermehren lassen, und die in den Bororten lagernden Compagnien Schweizer nach Paris gezogen. Auch durfte er darauf zählen, daß die Gemäßigteren unter den Einwohnern zu ihm hielten, sowie er auch hoffte den heraufziehenden Sturm beschwören zu können, wenn der Herzog der Hauptstadt fern bliebe, dessen Erscheinen von seinen Anhängern lebhaft gewünscht, von Heinrich III., wie das Nahen eines feindlichen Feldherrn, gefürchtet wurde.

Heinrich Guise befand sich zu dieser Zeit in Soissons, wo er die Abgesandten des Königs empfangen hatte, M. M. de Bellèvre und de La Guiche, welche

ihm den Befehl des Monarchen überbrachten, Paris vorläufig nicht zu betreten.

Der Herzog hatte es versprochen, doch die dunklen Gerüchte, die ihm von dort aus zuginen, die Bitten seiner Freunde, die Gefahr, in welcher er die letzteren glaubte, entschieden ihn plötzlich, des Königs Willen mißachtend, Soissons zu verlassen. Es zog ihn nach Paris aus vielerlei Gründen, deren Mehrzahl er nicht einmal seinen Vertrauten eingestehen mochte. Er schützte die Notwendigkeit vor, sich persönlich von dem Stande der Dinge unterrichten zu müssen.

Es war am neunten Mai zur Mittagsstunde, als er durch das Thor St. Martin in Paris einritt. Nur sechs seiner Edelleute begleiteten ihn und ein Bürgermann aus der Hauptstadt, welchen der Rat der Sechzehn ihm entgegen geschickt. Heinrich Guise hatte die Absicht gehabt, unerkannt zu bleiben und sein Antlitz tief in seinen Mantel verborgen, doch diese Mühe war umsonst. Die Liguisten, welche ihn seit Tagen erwarteten, hatten ihn fast sofort erkannt. Die ersten Jubelrufe, welche den Ersehnten begrüßten, fanden ihren Widerhall in den Straßen, wie in den Häusern, in welchen sich von Mund zu Munde die frohe Nachricht weiter trug.

Die Kaufleute verließen ihre Läden, die Bürger ihre Wohnungen, um sich der Menge anzuschließen, die ihren Helden begleitete. Als der Herzog vor dem Palais der Königin-Mutter anlangte, war sein Gefolge auf 20 000 Menschen angewachsen, die nicht müde wurden, ihm stürmische Huldigungen darzubringen.

Heinrich von Lothringen entzog sich mit einiger Anstrengung diesem Enthusiasmus, der ihm mehr noch, als die Warnungen der Freunde, das Gewagte seines Schrittes klar machte. Was Heinrich III. von seiner Anwesenheit in Paris gefürchtet, — es wurde jetzt zur Thatsache; von diesem Tage an gab es zwei Herrscher in Frankreich: den König, der die Krone trug, Heinrich von Valois, und den König der Herzen, Heinrich Guise.

Auch Katharina von Medici erschrak in tiefster Seele, als ihr der Herzog gemeldet wurde, dessen Ankunft ihr bereits der jubelnde Empfang verraten, der ihm zu teil geworden. Heinrich Guise ließ ihr nicht Zeit die Bestürzung zu äußern, die er in ihren Zügen las. Mit der ritterlichen Artigkeit, die er niemals verleugnete, unbewölkten Antlitzes, beugte er vor seiner alten Beschützerin ein Knie und küßte ehrfurchtsvoll ihre Hand.

„Mein Vetter,“ sagte Katharina, sich fassend, „ich wäre erfreut, Euch hier zu sehen, wenn Ihr den Zeitpunkt nicht so ungünstig gewählt hättet.“

„Madame,“ erwiderte der Herzog fest, „ich war gezwungen hierherzukommen, um mich von den Verleumdungen zu reinigen, welche man bei Seiner Majestät, Eurem erlauchtem Sohne, über mich verbreitet. Ich bin unglücklich, Euer Mißfallen erweckt zu haben und

muß Euch dennoch ersuchen mich zu dem Könige, meinem Gebieter, zu führen. Eure Gegenwart ist mir die Bürgschaft, daß seine Majestät mich gnädig anhöre, mich zum mindestens nicht von neuem verbanne.“

„Der König,“ antwortete Katharina zögernd, „ich muß es mit Schmerz bekennen, ist Euch nicht wohlgesinnt. Ihr wagt viel, wenn Ihr darauf besteht, ihn sehen zu wollen.“

„Ich weiß es und vermag dennoch nicht von meinem Verlangen Abstand zu nehmen. Ich bin es mir selbst und ihnen schuldig, die Gut und Leben meiner Sache weihen.“

Katharina dachte nach „Es ist besser, wenn ich den König auf Euren Besuch vorbereiten lasse,“ entschied sie, „er wird mir seine Wünsche dann mitteilen.“

Der König war ebenfalls schon von dem Eintreffen des Herzogs in Kenntnis gesetzt worden, das ihn mit sehr begreiflichemorne erfüllte. Die Anfrage, welche ihm der Sekretär seiner Mutter, Davila, überbrachte, diente nicht dazu, seine Stimmung zu verbessern.

Er verharrte einige Minuten in düsterem Schweigen, bis er endlich, seinen Sessel heftig zurückstoßend, rauh erwiderte: „Sagt Ihrer Majestät, der Königin-Mutter, wenn sie durchaus den Herzog bei mir einführen will, so werde ich ihn in dem Zimmer meiner Gemahlin empfangen.“

Er winkte Davila, das Cabinet zu verlassen, um sich, als kaum die Thür hinter ihm gefallen, an den Obersten Alphonso d'Ornano zu wenden, mit welchem er über einige Maßregeln zur Aufrechterhaltung der Ruhe in der Stadt verhandelt hatte.

„D'Ornano,“ rief er erregt, „dieser Herzog hat meinen ausdrücklichen Befehl übertreten; er ist hier, seine verräterischen Pläne auszuführen. Was thätest Du an meiner Stelle?“

„Sire, es hängt alles davon ab, ob Er. Majestät Mr. de Guise für einen Feind, oder für einen Freund hält?“

„Für einen Freund?“ Der König zuckte verächtlich die Achseln.

„So giebt es in meiner Heimat Corsika ein sehr einfaches Mittel, sich von einem verhassten Widersacher zu befreien,“ antwortete d'Ornano trocken, „befehlt, Sire, und ich lege Euch vor Abend noch den Kopf des Herzogs zu Füßen nieder.“

Der König wollte etwas erwidern; der Eintritt der zu ihm befohlenen Räte, M. M. de Bellièvre, de Villequier und de La Guiche hinderte ihn daran.

„Ihr kommt zur rechten Stunde, Ihr Herren,“ sprach Heinrich. „Vermutlich wisset auch Ihr bereits das wichtigste Ereignis des Tages: daß der König von Paris soeben seinen Einzug gehalten.“

Die Edelleute verneigten sich schweigend.

(Fortsetzung folgt.)

# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## Stilles Gedenken.

Von G. Vogel.

Nun geh ich still durch weiße, mondbeglänzte Fluren  
 Und denke an zwei holde lichte Augensterne  
 Und denke träumend wieder an die längst vergang'ne,  
 Die mondscheinübergoff'ne stille Winternacht.  
 Wir fuhr'n Hand in Hand auf stahlbeschwingtem Fuße  
 Hin auf der weißen spiegelglatten Eisesfläche,  
 Und wiegten schwebend uns, geschmiegt dicht aneinander.  
 Dann glitt der Wind ihr kosend durch die dunkeln Locken,  
 Und kosend küßt er ihr die jugendfrischen Wangen;  
 Bis das erhigte Paar nach kurzer Rast sich sehnte  
 In jener lauschig dunkeln Ecke, wo die Bäume  
 Gedämpft nur duldeten das bläulich matte Mondlicht. —  
 Wie trunken blickt' ich in ein tief erglüh'ndes Antlitz,  
 Wie trunken in zwei holde, lichte Augensterne,  
 Und dann wie träumend wieder in die zaubererschöne,  
 Die mondscheinübergoff'ne stille Winternacht.  
 Wir plauderten und flüsteren so traulich leise,  
 Und um uns flüsteren die windbewegten Bäume.  
 Hernieder rieselte ein feiner, weißer Regen  
 Und silberte das sammetweiche Moos des Ufers.  
 Wir aber sprachen von der Zukunft, von den kühnen,  
 Den blütenvollen, gold'nen, stolzen Hoffnungs träumen,  
 Die beide wir im jugendfrohen Herzen hegten.  
 Doch was wir sprachen, wie wir auch, kaum daß wir's ahnten,  
 Einander uns die vollen Herzen ganz erschlossen,  
 Doch schien der Mund schon ein Geheimnis noch zu wahren,  
 Ein holdes, keisches, ungesprochenes Wörtchen —  
 Ich geh' allein, allein durch mondbeglänzte Fluren,  
 Durch winterschneebedeckte, mondbeglänzte Fluren  
 Und denke an zwei holde, lichte Augensterne  
 Und denke träumend wieder an die längst vergang'ne,  
 Die mondscheinübergoff'ne stille Winternacht.

## Vegetation und Farbe.

Von Sylvester Frey.

Der Reiz, welchen die Vegetation auf uns ausübt, liegt nicht zum mindesten in der Farbenpracht, über die sie verfügt. Der Gesang der Nachtigall, welcher unser Ohr entzückt, der Wohlgeruch, den Veilchen und Roseba ausströmen, der Gruß der Sonne und das milde Spielen der Frühlingslüfte — wer wollte jedes einzelne hiervon in seinem Werte unterschätzen oder gar hinwegwünschen aus dem kunstvollen Zusammenwirken, zu welchem sich die Natur hier vereinigt hat! Allein die größte Lücke würde wohl entstehen, wenn die Mannigfaltigkeit der Farben, in welche die Vegetation gekleidet ist, nicht vorhanden wäre. Wir sind seit frühesten Kindheit so an diese Spende der Natur gewöhnt, daß wir uns die letztere ohne die ersten nicht wohl vorstellen können. Kein Frühling ohne Grün, kein Rosenkranz ohne die Farbenabwechslung von allen Schattierungen des Rot bis zum lichtvollsten Weiß. Wir möchten keine einzige im Reigen

derselben missen; erst wenn sie fehlte, würden wir dessen inne werden, welche eine Verringerung ihrer Schönheit die Vegetation erfahren hat. Am geläufigsten für unser Auge wird allerdings die grüne Farbe sein. Es ist diejenige der Hoffnung, der erwartungsreichen Jahresjugend, des Frühlings. Zwischen Blau und Gelb gestellt, vermittelt es gewissermaßen diese Gegensätze. Carrière meint in einer Charakteristik, welche er von sämtlichen Farben entwirft, daß sich keine andere so eigne für die Vegetation in der Gesamtheit, für die allgemeine Umgebung, innerhalb derer die besonderen Farben aufblühen, wie blaue, gelbe, rote Blumen im Wiesengrün. Dieses Grün der Vegetation mit seinen mannigfachen Abänderungen nach Pflanzenart und Jahreszeit ist übrigens keineswegs eine einfache noch auch jene bloß aus Blau und Gelb zusammengesetzte Farbe. Allein schon das Pflanzenblatt, an welchem uns doch das Grün am entschiedensten aufgeprägt erscheint, reflektiert mancherlei andere Farben. Sie werden für uns sofort erkennbar, wenn wir uns der optischen Hilfsmittel bedienen, welche hierzu nötig sind. So drängt sich unserm auslugenden Blick hierbei die ganz gewiß unerwartete Erscheinung auf, daß der grünen Farbe des Blattes ein reichlicher Teil roten Lichtes beigemischt ist.

Wie überhaupt das Laub in der Vegetation als Hauptfaktor derselben eine wichtige Rolle spielt, so nicht minder seine Farbe durch die Variationen, welche es im Verlaufe der Jahreszeiten aufweist. Die stimmungsvolle Schönheit der nordischen Natur wird nicht zum wenigsten gerade dadurch hervorgerufen, daß die Farbe des Laubes in stetem Wechsel an unserm Auge vorüberzieht. Im Frühling knospet sie im lichtesten Grün auf; zu dunkleren Tönen vertieft es sich im Hochsommer; gelb, rot, braun welkt es im Herbst dahin. So ruft es auch in der Stimmung des Menschen jenen Widerschein hervor, welcher beim Anblick der betreffenden Vegetation in seine Seele zieht. Zu diesem Grün der Blätter, welches wir an jeder Pflanze finden, bietet die rote Blüte immer den vollsten Gegensatz. Der Grund läßt sich wissenschaftlich sonder Mühe nachweisen. Der rote Strahl ist am wärmereichsten, er wird durch die größten Lichtwellen hervorgebracht. So muß die Gewalt, mit welcher er das Interesse unseres Auges erzwingt, wohl einleuchten. Eine Blume in tiefroten Farbentönen hebt sich mit scharfer Prägung sofort an der sie umgebenden Vegetation ab. Ästhetisch hat man diese Wirkung, welche sich auch außerhalb der Vegetation mit zwingender Gewalt vollzieht, wiederholt zu erklären versucht. Man leitete gern den Farbeindruck und dann seine symbolische Bedeutung von einzelnen Gegenständen her, welche mit ihm in bestimmter Beziehung stehen. Bei Rot, hieß es, denken wir an das Blut, an die Wärme des Herzens: darum machen wir es zur Farbe der Liebe. Übel läßt sich diese Deutung keineswegs an. Ein sattroter Blütenkelch, welcher aus grüner Blattrahmung hervorkommt — das wäre also, mit Übertragung dieser Symbolik auf die Vegetation, die aus der Hoffnung hervorgesprossene Liebe! Auch den übrigen Farben hat die Gepflogenheit mehr oder weniger zutreffend und im allgemeinen Einverständnis einen bestimmten Sinn unterlegt. Und sie wird vielleicht nirgends so entschieden gesucht wie gerade in der Vegetation,

bei den Kindern Floras. Das weiß derjenige, welcher dieselben zum Strauß oder Kranz zusammenflücht; das weiß vor allem der Liebende, welcher mit solchem Angebinde die stillen Wünsche seines Herzens erkennen lassen möchte. Dann tritt zu der Sprache, welche schon aus jeder Graskriese, aus jedem Blatt und Blütenauge spricht, als ein ferneres wesentliches Moment die Farbe selbst, in welches diese gekleidet sind.

Schwarz und Weiß, Abwesenheit oder Fülle des ganzen Lichtes, sind eigentlich keine Farben. Allein in der Vegetation müssen sie als solche gelten, zumal wenn es sich um die Stellung derselben zu der Anschauung des Volkes handelt. Die Trauer, welche in einer schwarzen Rose angedeutet sein würde, ist ebenso bestimmt wie die Anschuld der so oft von den Dichtern besungenen weißen Lilie. Grau ist die Mischung dieser beiden Farben; es ist unentschieden, phlegmatisch; oftmals melancholisch wie das Zwielicht der Silberpappel. Vielgedeutet werden Blau und Gelb. Die landläufigen Bedeutungen, welche diesen Farben außerhalb der Vegetation zu Grunde zu liegen pflegen, darf man nicht so ohne weiteres in dieselbe hinübernehmen. Hier hat wie überall, wo es sich um Erzielung oder Beurteilung des Schönen handelt, die Aesthetik ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Blau schließt etwas Stilles, Finsteres in sich. Goethe sagt: es sei als Farbe eine Energie, allein sie stehe auf der negativen Seite, auf der des Dunkels, und sei in ihrer höchsten Reinheit gleichsam ein reizendes Nichts; es sei etwas Widersprechendes von Reiz und Ruhe in ihrem Wesen. Auf die Vegetation übertragen, bleibt diese Erklärung in vollstem Umfange bestehen. Die Wirksamkeit des Blauen nimmt zu, wenn es sich dem Violetten nähert. Es ist nach der Anschauung des Volkes die Farbe der Sehnsucht, wie Blau diejenige der Treue ist. Blüten in violetterm Schimmer stimmen ungleich wärmer als solche im kalten, schneidenden Blau. Gelb ist die lichtmächtigste Farbe; es verlangt zu glänzen, es stimmt heiter. Zugleich strebt es nach Reinheit, und wo es nur um ein Geringes getrübt wird, erscheint diese Veränderung als Schmutz und Fälschung. Goethe sagt: „Die gelbe Farbe ist äußerst empfindlich und macht eine sehr unangenehme Wirkung, wenn sie beschmutzt oder herabgezogen wird. Durch eine geringe und unmerkliche Bewegung wird der schöne Eindruck des Feuers und Goldes in die Empfindung des Stotischen verwandelt und die Farbe der Ehre und Wonne zur Farbe der Schande, des Abscheus, des Mißbehagens umgekehrt.“ Orange, die glutreiche Farbe der Feuerflamme, ist lebendig und unruhig wie diese. Aus dem Grün der Vegetation heraus strömt es wie ein satter Lichtquell auf unser Auge ein. Aber es befriedigt dasselbe keineswegs; es reizt, es erregt, es kann sogar ein Mißbehagen hervorrufen.

Inzwischen hat die Wissenschaft es sich angelegen sein lassen, die Schönheit der Vegetation, wie sie zumal in der Farbenpracht zu Tage tritt, auf jede Weise dem Auge geläufig zu machen oder gar zu erhöhen. Das geschieht, wenn man die Landschaft durch verschiedene Gläser betrachtet, welche zu diesem Zwecke zusammengestellt sind. Eine dieser Vorrichtungen, das sogenannte Erythrostop, erzielt dadurch, daß es die grünen Strahlen fernhält, eine geradezu überraschende Wirkung. Jeder Palm und jedes Blatt erscheint rot wie aus Korallen geschnitten, der Himmel tief kornblumenblau, die Wolken im freundlichsten Violet, der See leuchtet blaugrün in geheimnisvollem Wehen. Der gesante Anblick ist wahrhaft märchenhaft, da die leisesten Schattierungen der Vegetation trotz dieser Metamorphose der Farben erhalten

bleiben, ja, in der magischen Veränderung, welche stattgefunden, noch erhöht erscheinen. Der Apparat an sich ist überaus einfach: er besteht aus einer brünnenartigen Kombination von blauem Kobalt mit gelbem Eisenoxydglas. Wird statt des letzteren ein rotes Kupferoxydglas angewendet, so erscheint die Vegetation leuchtend karminrot. Wer tiefe, innige Freude an der Natur hat, wird sie auch in dem neuen Farbenkleide, welches sie nunmehr zeigt, lieb halten. Andererseits wiederum hat die Wissenschaft, immer in dem Streben, die Mannigfaltigkeit der Farbtöne in der Vegetation zu steigern, die Blüte selbst zu allerhand Metamorphosen veranlaßt. Wir wissen, welche Triumphe die Hortikultur auf diesem Gebiete erzielt hat. Immer neue Nuancen schälen sich aus dem grünen Blattfelde der Hyacinthe und Georgine heraus; wie durch einen Zauber erstehen sie und berücken das Auge durch ihre Pracht. Schließlich gelang es sogar, die bereits abgeschnittene Blume zu einem Wechsel ihrer Farbe zu veranlassen. Mit Hilfe der Chemie wurde die Entdeckung gemacht, daß der Stengel gewisse Farben absorbiert, wodurch dann die Blüten selbst in einem ganz wunderbaren Kolorit erscheinen. Durch genaue Versuche hat sich dann herausgestellt, daß die Blumen auf gewisse Farben gar nicht reagieren, während sie mit andern sehr leicht Verbindungen eingehen. Oder man kann diese Färbung auf eine andere Weise zu stande bringen. Eine Mischung von 10 Gramm Schwefeläther und 2 Gramm Salmiakgeist ruft bei Blumen, welche damit in Verbindung gebracht werden, die merkwürdigsten Veränderungen der Farbe hervor. Rose und Bergfameinnicht, Heliotrop und Flieder gestalten sich grün, Gänseblümchen und Levkoye gelb. So geht es fort in nicht enden wollender Metamorphose. Man erzielt auch gespreizelte Blumen, wenn man sie mit dieser Mischung stellenweise betupft.

Schließlich sind das jedoch Spielereien, an denen der einzelne seine Freude haben mag, ohne daß sie darum zu allgemeiner Geyflogenheit werden dürften und sodann einen Einfluß auf den Geschmack ausüben. Wie die Natur überhaupt, so deucht uns auch die Vegetation am allerschönsten in dem Kolorit, welches ihr von der Schöpfung verliehen worden. Wenn eine Farbe ausgebaut oder ergänzt wird mit Hilfe der Hortikultur, so wird der gute Geschmack immer dafür Sorge tragen, daß keine Seltbarkeit zu stande kommt. Eine solche staunen wir wohl an, allein wir haben keine Freude an ihr. Wir wollen nun einmal am liebsten die schlanken Graskrispen in ihrem satten Grün, das Weilchen im traulichen Violet, das Bergfameinnicht in zartem Blau erprangen sehen. Grüne Rosen, wie sie hin und wieder durch chemische Spielereien erzeugt werden, würden uns, wenn sie plötzlich von selbst an jedem Strauche erblühten, ebenso wenig zusagen, wie etwa der Ager, wenn er von nun an in Braun getaucht wäre. Überhaupt hat die Vegetation aus der Hand der Natur selber ein so reich prangendes Gewand erhalten, daß es solcher Verbesserungen, so gut gemeint sie auch sein mögen, nicht einmal bedarf. Und der Reigen dieser Farben tanzt auf und nieder vor unserm beobachtenden Auge, weitet sich oder schließt sich aneinander je nach der Beleuchtung, in welche er gestellt ist. Anders nimmt sich die Vegetation aus unter dem keuschen Kuß der jungfräulichen Morgenjonnenstrahlen, anders im Zenith des Tages, wenn das satte Licht desselben jeden Farbenton scharf von dem andern abhebt. Auf der offenen Wiese, angelacht vom blauen Himmel, erscheint sie anders als in dem geheimnisvollen Dämmerungsweben,

welches im Dom der deutschen Wälder herrscht. An dieser Farbenvariation mag uns genug sein; wie bedürfen keiner ferneren!

### Versäumt.

Das will mir nicht in den Kopf hinein,  
Daß ich sobald hab' scheiden müssen!  
Ich möchte lieber bei Dir sein  
Und Deine roten Lippen küssen.  
Dumm war ich — ehrlich sei's gesagt —  
Beim Croquetpiel in uns'rem Garten —  
Warum auch hab' ich nicht gefragt:  
„Sag', Gretchen, willst auf mich Du warten?“

Es war doch ein so schöner Tag  
— Ich kann es wirklich kaum begreifen —  
Mit seinem Liebchen durch den Hag  
Beim Lerchenlied dahinzustreifen.  
Die Sonne schien, es rauschten schwer  
Und leis die obstbelad'nen Bäume;  
Es war, als ob die Welt umher  
Von künft'gem Mutterglücke träume.

Da kommt doch auch ein süßer Traum  
So leicht ins Menschenherz gezogen,  
Es steht der Hoffnung grüner Baum  
Von Früchten schwer herabgebogen.  
Es war vielleicht zu wunderschön,  
Zu träumen von dem neuen Glücke,  
Daß ich, berauscht von Lustgetön,  
Vergaß, wie ich die Früchte pflücke.

Nun sit' ich wieder, fern von Dir,  
Allein in meinem kleinen Zimmer;  
Es braust die Weltstadt unter mir,  
Die Sonne sinkt mit gold'nem Schimmer. —  
Ich aber träume immerzu  
Von Dir, dem feinen, blonden Stinde — — —  
Bei Dir blieb meiner Seele Ruh' —  
— Ob ich sie da wohl wiederfinde?“

Paul Warden.

### An Bord des „Plymouth“.

Erinnerung einer Krankenpflegerin.

(Schluß.)

Der Steuermann, der sich augenscheinlich mehr als der Vater berufen fühlte, den Hausherrn zu spielen, gab uns in ich weiß nicht welchem Dialekt einen langen Bericht von dem, was vorgefallen war. So viel ich verstehen konnte, kam es darauf hinaus, daß der Knabe schon krank war, als sie abreisten, und daß ihn der Vater mitgenommen hatte, in der Hoffnung, die Seereise würde ihm gutthun. Die Mutter hatte es gar nicht gewollt, aber Johnny selbst wünschte es sehr, und nun war er seit gestern in diesem elenden Zustande. Es war schon an die Mutter geschrieben worden, damit sie baldigst herüberkäme.

Ob auch ein Arzt dabei gewesen wäre?

Ja, der Arzt, auf dessen Anfrage wir geholt worden waren, hatte gesagt, daß es sehr schlimm sei: „very bad.“ Und er hatte einen Zettel hinterlassen für die Pflegerin, die

kommen würde, und ein Rezept geschrieben. Aber der Matrose, der das Rezept ans Land bringen sollte, hatte beide Papiere mitgenommen und beide ins Wasser fallen lassen.

„Ich denke, wir könnten ihm ebenfogut noch etwas Whisky geben,“ meinte der Mann.

„Noch etwas . . .?“ wiederholte ich fast mechanisch. Ob denn das sind schon Whisky getrunken hätte?

Ja, am Nachmittag hatten sie ihn ein Weinglas voll einnehmen lassen. Und er hatte ein schreckliches Nervenzucken gehabt. Was vorangegangen sei, der Whisky oder das Nervenzucken, das wurde mir nicht recht klar.

Mittlerweile brachte der Sprecher schon wieder seine „black bottle“ zum Vorschein.

„No. no,“ protestierte Schwester Marianne, deren Englisch nicht weit reichte, die aber in dieser Beziehung so bestimmt ihre Meinung zu äußern wußte, daß der Mann sich unmittelbar darauf entfernte mit dem, was ihm als Univerfalmittel galt. Ich hörte ihn außer der Kajüte etwas eingießen und vermutete wohl nicht mit Unrecht, daß er sich gleich selbst die von ihm so gepriesene Medizin reichte.

Mein Blick fiel auf den schweigsamen Kapitän, der mit den Händen auf den Knien vor sich hinstarrte; und die Möglichkeit drängte sich mir auf, daß auch er in seinem Glend nach dieser Panacee gegriffen und also augenblicklich einen passiven Trunk habe, wie sein Gehülfe einen aktiven. Ich möchte aber an dem Glauben festhalten, daß es nur sein Glend selbst war, das ihn so sehr niederbrückte. Die kurzen Antworten, die er auf einige an ihn speziell gerichtete Fragen gab, waren vollkommen nüchtern.

Wir entschlossen uns, den Knaben zu behandeln, wie es in solchen Fällen zu thun üblich ist, allein die Reaktion, die wir bezweckten, blieb gänzlich aus.

Nun kam der Bootsmann, mich zu benachrichtigen, daß es Zeit sei, mit ihm zurückzufahren.

„Soll ich bei Ihnen bleiben?“ fragte ich Schwester Marianne.

Wir sahen aber beide ein, daß es besser wäre, ich ginge zurück. Eigentliche Arbeit gab es hier kaum für eine. Und zu Hause hatte ich meine regelmäßigen Pflichten.

„Ich hoffe es wohl soweit zu bringen, daß wir ihn morgen mitnehmen dürfen,“ flüsterte mir Schwester Marianne zu. „Halten Sie nur die kleine Hinterstube bereit, damit wir ihn da hinlegen können.“

„Das würde ja schön sein!“ erwiderte ich und zum Abschied: „Sie werden es wohl soweit bringen!“ Ich sah gleich ein, daß in dieser Hoffnung ein Reiz lag, der ihr durch die Unannehmlichkeiten der Nacht hindurch helfen würde, sei es, daß diese in anstrengenden Sorgen oder nur in monotoner Traurigkeit bestehen würden. Und als ich ihr einen letzten Gruß zuwinkte und ihre ruhigen, lautlosen Bewegungen beobachtete, zweifelte ich gar nicht daran, daß sie über das väterliche Mißtrauen einen glänzenden Sieg davontragen würde.

Am nächsten Morgen früh wollte der Bootsmann wieder zum Dampfer rudern, und ich verabredete mit ihm, daß ich nun halbnacht am Bureau sein würde, damit er mich mitnehme. Am Abend besorgte ich alles für Johnnys hoffentlichigen Empfang und ordnete meine häuslichen Beschäftigungen.

Ehe ich einschlief, und sobald ich erwachte, dachte ich an Schwester Marianne und ihren schweren Posten.

Ich konnte daran denken ohne Vorwürfe und ohne Eifersucht. Es dünkte mich etwas Natürliches, daß sie auf



dem Posten war statt meiner; ich gestand mir vollends, daß sie dort besser am Plage sei.

Morgens vor sieben Uhr war ich schon wieder auf dem Wege zur Flußmündung.

Es hatte leise gefroren, und die Straßen waren glatt. Es war herrlich trockenes Wetter, und der Mond stand prächtig am noch halbdunklen Himmel. Ich fühlte mich recht froh an jenem frischen Januarmorgen. Einen Augenblick schämte ich mich dessen bei dem Gedanken an Johnny und seinen armen Vater und Schwester Mariannes womögliche Widerwärtigkeiten. Nein, die vergaß ich nicht: zog ich doch eben aus, um ihr wenn nötig zu helfen! Allein es war ein angenehmer Zufall, daß ich dadurch diesen schönen Sonnenaufgang auf dem Wasser genoß, und den genoß ich eben durch und durch. Die Lebensfreudigkeit, in den meisten Fällen nur eine Gesundheitsfrage, machte sich mit voller Kraft geltend, und ich hätte vor Frohsinn jauchzen können, als ich schleunigst die Strickleiter hinaufkletterte.

\* \* \*

In der Kajüte schien mir alles noch dunkler zu sein wie am vorigen Abend.

Ich brauchte ein paar Minuten, um mich an das salbe Licht, mehr noch um mich an die unfrische Luft zu gewöhnen. In Bezug auf die Ventilation hatte Schwester Marianne gethan, was sie nur konnte, allein sie hatte am Ende nur die Wahl zwischen Zugluft oder Petroleumqualm.

Die Nacht war schwer gewesen. Das Kind hatte verschiedene Unruheanfänge, deren Ablauf die Anwesenden jedesmal mit großer Angst entgegensehen. Nun lag es wieder regungslos darnieder.

Nur der Steuermann war redseliger als je zuvor und beeilte sich, mir die wichtige Nachricht mitzuteilen: daß man Johnny so bald wie nur möglich transportieren würde. Es war deshalb bei einem Schleppdampfer angefragt worden, um die Überbringung zu erleichtern.

Ein Blick voll inniger Genugthuung aus Schwester Mariannes grauen Augen wiederholte mir seine Meldung.

Eine wichtige Besserung war auch in der Haltung des Kapitäns eingetreten. Er hatte sich mobilisiert und half mit an demjenigen, was es zu thun gab, und war es auch nur, daß er den Kopf des Kindes gegen schmerzliche Verührung der genannten rohen Bretter zu beschützen sich bestrebte.

Er sah nun selbst ein, daß es nicht anginge länger in dieser Lage hier zu bleiben, und daß in einem Hospital, wo Schwester Marianne zu Hause war, das Kind gut aufgehoben sein würde.

„I see,“ hatte er mit bejahendem Kopfnicken geantwortet, als die Schwester im Laufe der Nacht halb auf Englisch, halb auf Holländisch mit ihm darüber geredet hatte. Und gleich hatte er selbst mit dem Steuermann sich die Schleppdampferfrage überlegt.

Es dauerte ein paar Stunden, ehe dieses Boot kam. Nun einmal der Entschluß gefaßt war, die Kajüte zu verlassen, wurden wir alle ungeduldig. Der Steuermann natürlich am Sichtbarsten und Hörbarsten. Er lief ab und zu, untersuchte nach rechts und links, rief vorbeisegelnde Schiffer an — endlich kam er, uns zu melden, daß das gewünschte Transportmittel da sei.

Wir kleideten, so gut es schon ging, das Kind an und verpackten es überdem in eine große Reisebede.

Nun kam es darauf an, wer ihn tragen sollte. Weder

der Steuermann, noch der Bootsmann, noch ein aus gutmütiger Neugier mitgekommener Matrose erklärten sich dazu bereit. Ein Blick auf den Vater zeigte der Schwester Marianne, daß es diesem sehr peinlich sein würde.

Wohlan, warum sollte sie's nicht selbst machen? Ihre geübten Arme hatten schon ältere und größere und stärkere Patienten getragen!

Ohne weiteres nahm sie ihre lebendige Last auf. Geschickt, vorsichtig, taktvoll bewegte sich ihre zierliche, elastische, biegsame Gestalt, die Ellbogen an die Seiten gedrückt und den Kopf nach hinten gebogen, die Treppe hinauf und über das Verdeck. So weit ging es köstlich.

Jetzt folgte, zwischen den zwei Schiffen, ein dünnes, schmales, unfest liegendes, etwas abneigendes Brett, glatt vor Feuchtigkeit. Einen Augenblick besam sie sich, ging aber durch.

Mit Sicherheit setzte sie die kleinen Füße auf das Brett, und fing seine Schwankungen geschickt auf: es würde schon gut gehen.

Allein auf einmal, mitten im zwei bis drei Meter langen Wege fängt der Knabe an sich zu rühren. Er sträubt sich in ihren Armen, streckt sich in seiner vollen neunjährigen Länge, löst die Reisebede, schlägt seine Trägerin gegen die Stirn und auf die Augen . . .

Sie beißt sich auf die Lippen; allein sie geht weiter. Noch zwei, drei Schritte, der letzte ist ein kleiner Sprung. „Kreuzmillionen!“ murmelt der Kapitän des Schleppdampfers und greift ehrerbietig nach seiner Mütze.

Schwester Marianne biegt sich vorsichtig in die Kniee und legt ihre bewegliche Last auf den hölzernen Boden vor sich hin. Es fehlt ihr die Kraft sich nach einer besseren Lage für ihn umzusehen. Hier ist er wenigstens außer Gefahr.

Ihre Lippen bluten. Ihre Hände zittern. Mit emporgezogenen Augenbrauen atmet sie tief auf. Allein die intensive Selbstbeherrschung, die einen so wichtigen Teil hatte an dem, was Natur und Erziehung aus ihr gemacht, hat sie davon abgehalten, auch nur den leisesten Augstichrei auszustößen.

In wenigen Sekunden hat sie sich erholt und winkt, daß man ein paar Bretter aufstelle, um das Kind gegen den Wind zu schützen; und indem jeder sie fragend anstaunt und vielleicht bereut, ihr die gefährliche Arbeit überlassen zu haben, sagt sie mit einem ruhigen Lächeln: „Glücklicherweise ist es gut gegangen.“

Als nun alle sich beeifern wollten, den noch immer zuckenden und um sich her schlagenden Knaben aufzuheben, bittet sie, ihn nur liegen zu lassen. Das einzige, was sie den Umstehenden erlaubt, ist, ihn mit Decken, Stößen und Überziehern zu umhüllen.

Mit den Holländern überlegt sie, ob man nicht einer Wahre habhaft werden könne, um ihn ins Hospital zu bringen. Sobald wir uns dem Ufer nähern, springt der Bootsmann ans Land, um dies zu besorgen.

Einer der Reedereichefs stand am Ufer und reichte Johnny's Vater die Hand.

„Nun, Kapitän,“ sagte er auf Englisch, „daran haben Sie recht, daß Sie das Kind ans Land bringen. Haben Sie Ihre Furcht vor unseren Hospitalern überwunden?“

„I trust these ladies,“ versicherte der einsilbige Mann.

Der Chef erkannte und grüßte uns. Ich wußte schon, wie gering mein Teil am Verdienst dieses väterlichen Vertrauens war; allein es war mir lieb um Schwester Mariannes willen.

\* \* \*

Ich lief voraus zum Krankenhause, um nachzusehen, ob alles dazu bereit war, den kleinen Patienten aufzunehmen; und innerhalb einer Viertelstunde sahen wir den Aufzug sich nähern: die Bahre, von zwei Männern getragen, der Vater und Schwester Marianne zu beiden Seiten und hintenan eine Droschke, in die sich am Ende niemand hineingefest hatte.

Natürlich wuchs allmählich die Zahl der Neugierigen, die mitgingen, nachfragend, lauernd, ängstlich teilnehmend.

Als die Bahre zur Thür hineingetragen wurde, hatte sich ein großer Zuschauerkreis gebildet.

„Nanu, der ist ja auch der Rechte für des Königs Geburtstag!“ sagte einer, mit einem Blick auf den orangegeblen Bart des dabei emsig agierenden Steuermanns.\*)

Ein paar der Umstehenden lachten über den Wit; allein zum Witzmachen war man sonst nicht gestimmt. Der Eindruck des peinlichen Aufzuges war zu stark.

„Lebt er noch?“ fragte schon dieser und jener.

Ganz gewiß, Johnny lebte noch. Ab und zu regte er sich. Allein der kleine Kranke und sein düsterer, niederbeugter Vater und Schwester Mariannes ernste Erscheinung imponierten dem Publikum.

Zu meiner Freude ließ sich nun Schwester Marianne versorgen und zur Ruhe überreden. Sie war so sehr ermüdet, daß sie sich nicht wie gewöhnlich dagegen sträubte. Sie schlief zwanzig Stunden hintereinander.

Währenddem kam Johnnys Pflege, zumal die Unterhaltung mit seinem Vater, auf meine Rechnung. Nach tausend Ängsten durften wir ihn am Leben behalten.

Nach ein paar Tagen traf die Mutter ein: eine bewegliche, nervöse, scharfzüngige Frau. Mehr als um die Pflege ihres Jungen kümmerte sie sich darum, ihren Mann mit Vorwürfen zu überschütten, weil er das Kind mit an Bord genommen hatte. Sie war die reine Repräsentantin des „Sehen Sie mal, hab' ich es nicht gesagt“-Typus.

Der Direktor unserer Anstalt entzückte sie durch sein Eingeständnis, Johnny hätte nicht mit verreisen sollen. Allein ohne es zu wissen, goß er Öl ins Feuer ihres Zornes, als er hinzufügte, man solle Johnny nie wieder Whisky trinken lassen.

Was! Whisky? Hatte er Whisky getrunken? Das kam davon, daß sie nicht dabei war. Männer nützen zu nichts. Wenigstens nichts bei Kindern. Und wenigstens nicht so ein Mann wie der ihrige. — Diese letzte Einschränkung machte sie wahrscheinlich, als es ihr auf einmal einfiel, daß sie auch zu einem Manne sprach und zwar zu dem Direktor eines Kinder-Krankenhauses. Dann folgte ein Weinen, von dem ich nicht genau weiß, ob es Johnnys sorgenvollem Zustand oder der Nichtswürdigkeit ihres Mannes galt.

„Es wundert mich gar nicht,“ meinte Schwester Marianne, „daß unser Herr Kapitän so einsilbig geworden ist.“

Johnny besserte sich so weit, daß die Eltern ihn mit nach England zurücknehmen konnten.

Wie es ihm weiter gegangen ist, weiß ich nicht.

Anderer Patienten, täglich neue, beanspruchten an seiner Stelle unsere Teilnahme. Allein die Nacht an Bord des „Plymouth“ blieb in meiner Erinnerung. Und gewiß auch in Schwester Mariannes Gedächtnis.

„Sie haben ein graues Haar,“ neckte ich sie einige Zeit nachher. „Soll ich es ausziehen? Oder ist es Ihr Stolz? Es ist noch nur ein, das erste!“

\*) Bei holländischen Nationalfesten schmückt man sich, dem Hause von Dranken zu Ehren, mit orangegeblen Bändern.

„Das habe ich wahrscheinlich der Nacht an Bord des „Plymouth“ zu verdanken . . . Es wird vielleicht vor Angst ergraut sein, als mich die Ratte in den Fuß biß! . . . Drei Ratten gab es in der Schreckensstajüte. Zwei hat der Steuermann mit vielem Gepolter gefangen; aber die dritte hat mich bis zum letzten Augenblicke geängstigt. Und dann die abscheuliche Minute auf dem Laufbrett.“

Und mit einer Erregung, die ich noch nie an ihr erfahren hatte: „O, o, o, das Laufbrett! So etwas hoffe ich in meinem Leben nicht abermals durchzumachen.“

Gertrude Carlsen.

### Serzenslandschaft.

Es blüht eine Blume im tiefen Thal  
In leise plätschernder Quelle;  
Wie in wildem Trocke erstarrte Qual  
Schroff ragen die Felsenwalle.

Die Blätter der Blume sind schneelig weiß,  
Sie leuchtet im Thalesbunkel,  
Wie Heiligenschein umzieht sie ein Kreis  
Von bleichem Lichtgefunkel.

Leis klingt durch die Felseneinsamkeit  
Der Quelle Singen und Sagen: —  
Ein Lied von der Liebe, ein Lied vom Leid  
Und heilig großem Entlagen! . . .

Paul Remer.

### Für den Weihnachtstisch.

Aus dem Verlage von Otto Spamer in Leipzig sind uns folgende Werke zugekommen:

**Französische Königsgeschichten** aus der Bourbonenzeit von Konrad Sturmhoefel. Mit 42 Holzschnitten nach Holzschnitten von A. de Neuville. (1892.)

Das Werk schildert in anschaulicher Darstellung, die auf die einzelnen Menschen das Hauptgewicht legt, die Entwicklung und den Fall der absoluten Königsmacht von Heinrich IV. bis Ludwig XVI. bis zum 4. August 1789, also in die beginnende Revolution. Das Werk ist besonders für Primaner der Mittelschulen bestimmt und vorzüglich geeignet ihnen Kenntnisse auf einem sehr vernachlässigten Gebiete in lebendiger Weise zu vermitteln. Wo es angeht, führt der Verf. Stellen aus zeitgenössischen Schriften an und sichtet kleine Anekdoten ein, die oft, selbst wenn nur erfunden, ein helles Licht auf die Verhältnisse werfen. Neuville's Art ist bekannt. Nicht frei von Manier, aber mit elegantem Strich, weiß er stets einen gefälligen Eindruck zu machen.

**Die Elektrizität**, ihre Erzeugung und ihre Anwendung in Industrie und Gewerbe. Allgemein verständlich dargestellt von Arthur Wille, Ingenieur für Elektrotechnik. Mit 11 Tafeln und 775 Textbildern. (1893.)

Das Werk dürfte bald alle ähnlichen aus dem Felde schlagen. Es umfaßt das ganze Gebiet der Erzeugung und Anwendung der Elektrizität. In einfacher, bis ins kleinste klarer Sprache schildert der Verf. die Entwicklung der elektrischen Technik von ihren Anfängen bis in die neueste Zeit. Selbst verwickelte Maschinen und Vorgänge setzt er so anschaulich auseinander, daß jeder aufmerksame Leser sie

zu begreifen vermag, wenn er dem Stoffe Teilnahme entgegenbringt. Der Hauptteil des 640 S. starken Bandes behandelt: die Erzeugung der Elektrizität (die Elemente, Dynamomaschinen, die sekundären Stromerzeuger); die Leitungen; das elektrische Licht und die Beleuchtungsanlagen; Anwendung der Wärmewirkungen, Motoren; Galvanotechnik, Telegraphie, Telephonie; Anwendung in der Heilkunde u. s. w. Der zweite Teil schildert die Elektrizität „in ihren weiteren Beziehungen“. Zu diesen ist auch der Blick in die Zukunft zu rechnen, der den Band abschließt. Daß die weitere Ausbildung der Elektrotechnik gewaltige Umwälzungen nach sich ziehen kann, ist sicher. Man braucht sich nur vorzustellen, was es bedeutete, wenn der Dampf abgesetzt würde. Um so sicherer ist es, daß es die Pflicht der Staatsmänner ist, schon jetzt mit dem zu rechnen, was innerhalb einiger Jahrzehnte sich vollziehen kann. Und als Hauptpflicht erscheint dann die Verstaatlichung der Kraftquellen. — Besonders seien noch jene Stellen hervorgehoben, wo der Verf., wie in der Einleitung, Grundsätzliches behandelt oder Maschinen in einfach schematischer Darstellung erklärt. Die Bilder sind natürlich kein bloßes Beiwerk, sondern nötige Begleiter des Wortes. Ihre Ausführung ist tadellos. Ist das Buch nun auch hauptsächlich für weitere Kreise bestimmt, so wird es doch auch dem Fachmann willkommen sein.

**Reinhart Rosfuchs.** Die deutsche Tiersage für Jung und Alt erzählt von Georg Panzen Peterfen. Mit 6 Vollbildern von August Drossel. (1892.)

Eine lebendig dargestellte Behandlung der Tiersage. Der Verf. hat sich an dem Tone der Grimmschen Märchen gehalten. Die schlichte Sprache paßt vortrefflich zu dem Inhalte. Ich bin überzeugt, daß sich Alt und Jung an dem Buche erfreuen werden. Die Ausstattung ist vortrefflich.

**Die Helden der Äste.** Erzählung vom deutschen Nordseegebirge. Von Anton Dhorn. (1893.)

Auf diese Erzählung mache ich die Eltern und Lehrer besonders aufmerksam. Die Jugend bedarf des Reizes des Geschehens — dafür sorgt die bewegte Handlung; sie will nicht Menschen mit verwickeltem Seelenleben; darum hat der Verf. schlichte Naturen mit festem einheitlichem Zuge gewählt; sie will im Gemüt ergriffen sein; auch dafür ist gesorgt. Dabei bricht überall ein ernster sittlich-religiöser Geist durch, ohne sich lehrhaft hervorzudrängen. Das Buch ist für Knaben von 12—16 Jahren, aber auch für Volksbüchereien ganz vorzüglich geeignet.

Außer diesen neuen Büchern liegt uns noch die 3. Auflage eines schon belobten älteren vor:

Franz Otto, „**Männer eigener Kraft**“. Vorbilder von Hochsinn, Thatkraft und Selbsthilfe für Jugend und Volk. Mit Vollbildern nach Originalzeichnungen von Robert Leinweber.

Diese vermehrte und vollständig neubearbeitete Auflage ist von Richard Roth besorgt. Das Werk, von kräftigem Geiste belebt, verdient die Anerkennung, die es gewonnen hat. Es kann auf etwas willensschwache Naturen erziehend wirken. Zu wünschen wäre nur, daß man in einer vierten Auflage den Kreis der Männer eigener Kraft auch auf jene Helden des Geistes ausdehnte, die sich als Dichter, Gelehrte und Künstler aus dunklen Verhältnissen zum Licht hinaufgearbeitet haben. So ist die zu sehr auf Erfinder und Industrielle beschränkte Auswahl etwas einseitig. Die Bilder sind ebenso gut erfunden als wiedergegeben.

**Fliegender Sommer.** Von Ludwig Ganghofer. (Berlin 1892, Verlag des Vereins der Bücherfreunde, Fr. Pfeilstücker.)

Der starke Band enthält 28 kleine Geschichten. Einige wenige sind minder gut, die Mehrzahl aber durch Inhalt und Darstellung wertvoll. Die Stoffe sind sehr verschieden; einzelne Geschichten geben ein kleines Ereignis in lebendiger Darstellung wieder, Ernstes und Heiteres, aber ohne daß der Verf. damit einen tieferen Gedanken verknüpfte. Manche spielen in der Gegenwart, andere in der Vergangenheit. Eine zweite Gruppe spricht in schlichter und herzerwärmender Art eine Wahrheit aus, ohne zu predigen. Darunter sind einige kleine Meisterwerke, wie „Goldi-Goldi“, voll warmer Empfindung. Eine dritte Gruppe trägt das Gepräge des Märchens. Hier erhebt sich die Begabung G.'s nicht über den anständigen Durchschnitt. Das Ganze aber ist doch ein liebenswertes Buch, das wir für das Christfest warm empfehlen können.

In dem gleichen Verlage ist erschienen:

**Aus Ardas Horn.** Schilderungen und Betrachtungen im Lichte der heutigen Lebensforschung von Dr. Theodor Jaensch.

Das mit Bildern geschmückte Buch enthält eine Reihe von naturwissenschaftlichen Aufsätzen, die fast durchweg auf dem Boden der heutigen Entwicklungslehre stehen. Sie sind geschmackvoll geschrieben, auf das Verständnis der Gebildeten berechnet, oft für innige Liebe zur Natur zeugend. So sehr es mich freut, wenn ein naturwissenschaftlicher Schriftsteller sich eines reinen Deutsch befleißigt, so kann ich doch nicht allen Übersetzungen der Fachausdrücke beistimmen. Sie erschweren zuweilen das Verständnis. Die Ausstattung beider Bände ist sehr geschmackvoll.

**Die Rosen von Meran.** (Eine Novelle) in fünf Gesängen und einem Anhang: „Frauen-Emancipation.“ Novelle nach einer wahren Begebenheit von Marie Schmidt. (Wiesbaden, M. Fischkopf.)

Das hübsch ausgestattete Buch liegt schon in dritter Auflage vor. Die Dichtung ist das Erzeugnis einer warmherzigen Frau, die zugleich mit klugen Augen in die Welt geblickt hat. Die Verf. behandelt Sprache und Form mit ehrlicher Hingabe, ihr Vortrag ist ungesucht, die Naturstimmungen sind fein. Wir empfehlen das Buch besonders als Geschenk für Frauen und Mädchen; es wird sicher gleichgünstigen Herzen Freude machen.

**Der Bauernjörg.** Ein Sang aus Oberschwaben von Eduard Eggert. (1893 Stuttg. Jos. Roth.)

Der Dichter führt uns in die Zeit des Bauernkrieges. Der Stoff ist geschickt gebaut, die Gestalten sind mit einfachen Strichen gezeichnet, wie es für eine epische Dichtung paßt, die sich nicht auf Lösung verwickelter Seelenvorgänge einlassen kann. Der Vortrag zeichnet sich durch Schlichtheit aus; die Zeilen haben jambischen Tonfall, sind vierfüßig und meist paarig gereimt — nur selten werden sie klapperig; fast immer erfreut der natürliche Fluß der Sprache. Mit feinem Gefühl ist das Naturleben in den Stoff verwebt. Schilderungen dieser Art gehören zu den dichterisch am meisten wertvollen Teilen der Dichtung. Die Lieder des Burgpfaffen im 9. Gesang sind gedanken- und stimmungsreich, aber ihr Ton fällt aus dem Stil des Ganzen etwas heraus. Jedenfalls ist das Werk die Arbeit eines ernststrebenden Dichters. Die Ausstattung zeigt feinen Geschmack und macht das Buch auch äußerlich zu einem empfehlenswerten Festgeschenk.

**Meyers Kleiner Hand-Atlas.** Mit Benutzung des Kartenmaterials aus Meyers Konversations-Lexikon zusammengestellt. 100 Kartenblätter und 9 Textbeilagen. (1892. Leipzig, Bibliogr. Institut.)

Das Werk, dessen Lieferungen wir an dieser Stelle besprochen und empfohlen haben, liegt nun vollendet vor. Alle Karten, die aus dem Konversations-Lexikon stammen, sind verbessert; zwanzig, die nicht mehr den Forderungen entsprachen, durch Neustiche ersetzt. Die Vorzüge dieses Atlas bestehen erstens in der Handlichkeit — er kann auf jedem Schreibtische stehen, ohne den Raum zu beengen — und in der Bevorzugung, die bei der Auswahl Deutschland und Österreich gefunden haben. Auf das erstere entfallen 27, auf Österreich 23 Blätter. Darin sind die Stadtpläne von Berlin und Wien und die Karten der Umgebung beider Hauptstädte eingeschlossen.

Asien ist mit 6, Afrika mit 7 (darunter Deutsch-Ostafrika, östl. Hälfte) Amerika mit 10 und Australien mit 2 Karten vertreten. Die Stiche sind sorgfältig gearbeitet und klar. Besonders empfehlenswert ist der Atlas, der auch in starkem Einband zu beziehen ist, für Beamte, Kaufleute und für jeden, der nicht gerade wegen wissenschaftlicher Zwecke große Kartenwerke nötig hat.

### Waldeswehen.

Heilige stille Morgenkühle  
Liegt auf den Auen,  
Trinkt von den Gräsern den perlenden Tau. —  
Keines Menschen Fuß noch betrat,  
Lenzesnatur, hier dein Heiligtum.  
Blutrot steht die Sonne am Waldestrand  
Und übergießt der Lannen düster grüne Nacht  
Mit Hermelin.  
Leise rauscht's in den Bäumen,  
Über die dämmernde Heide  
Weht es wie Sphären-Musik,  
Ein sanftes, flüsterndes Säuseln,  
Wie ein Murmeln vieler, weicher Stimmen:  
Der Weltgeist atmet.  
Sonst kein Laut, kein Ton. —  
Mich dünkt, es schwebten Geister um mich her  
In der Dämmerung losender Stille,  
Anzubeten im Morgenlicht;  
So eng wird mir ums Herz,  
Und doch so weit. —  
Mir ist, als könnte ich noch einmal glauben,  
Es gäb' einen Gott, einen Allerbarmen,  
Einen unendlich Liebenden — —  
Und sehrend breit' ich die Arme . . .

Paul Victor.

### Aus dem Leben für das Leben.

Von D. v. L.

Geldmenschen verzeihen Dir alles, nur eines nicht:  
Mangel an Demut vor dem Geldsack.

\*

Wer auf Menschen Einfluß gewinnen, sie leise erziehen  
will, hat Menschenkenntnis unbedingt nötig. Dem einen

kann er das höchste Leitbild enthüllen, weil dieser durch das fernste Ziel am meisten angefeuert wird; ein zweiter verlore allen Mut, wollte man ihn so zum Handeln bringen; ihm müssen kleinere Aufgaben gestellt werden. Wieder ein anderer weist den Versuch, ihn zu führen, hochmütig ab — aber er folgt doch, wenn man seinen Stolz erweckt oder in ihm die Vorstellung weckt, daß der Entschluß zur Umkehr ganz aus seinem eigenen, freien Willen hervorgegangen sei. Aber jeder Erzieher dieser Art muß frei sein von Eifersucht und reich an Liebe. Dann lenkt er mit milder Hand auch starre Geister.

\*

Die leidenschaftlichen Gefühle sind bei den verschiedenen Menschen verschieden angeordnet. Jemand eines ist durch Anlage und äußere Einflüsse besonders gewährt worden; es stellt sich nun in den Mittelpunkt, und alle anderen werden nur geweckt, wenn das herrschende davon berührt wird. Der eine Mensch hat den glühenden Ehrgeiz nach Ruhm. Wenn ein anderer neben ihm z. B. Besitz erwirbt, so schweigt der Neid in jenem; wenn er sich aber hervorstut, wird dieser sofort wach. Wieder einer bleibt gleichmütig in beiden Fällen; Ruhm und Besitz haben für ihn wenig Wert — sobald es sich aber um ein Weib handelt, das er für sich begehrt, werden in ihm Neid, Haß, Zorn entbunden. Hat man erst in einem Menschen die, oft versteckten, herrschenden Triebe entdeckt, so vermag man in den meisten Fällen seine Handlungen voraus zu bestimmen, und wenn nicht diese, so doch die inneren Vorgänge, die durch sittlichen Willen oder durch äußere Rücksichten verhindert werden, sich in Thaten anzusehen.

\*

Wann erkennen wir, ob unser Selbst frei geworden ist?  
Wenn wir Gutes kampflös üben können.

\*

Das Auge der gewandten Weltmenschen, die mit Meisterschaft heucheln, hat einen doppelten Strahl. Der stärkere, der die Vertrauenden besticht, glitzert auf der Oberfläche; daneben ist ein zweiter vorhanden, schwächer, aber dem Menschenkenner erkennbar: und er verrät, was im Innern vorgeht. Man braucht solchen Menschen nur fest und lang ins Auge zu sehen, dann ermüdet der künstliche Blick und plötzlich zuckt — oft nur für eine Sekunde — der echte hervor.

\*

Die Menschenkenntnis, die man bei einem Volke erlangen hat, darf man nicht ohne weiteres auf die Mitglieder eines zweiten übertragen. Gewisse Bewegungen und Laute der Romanen, besonders der Italiener, bei einem Deutschen sagen bei diesem etwas anderes als bei jenen. Man muß stets gewisse geschichtlich gewordene Eigenheiten abziehen, ehe man die Zeichen der Seele sucht. Diese sind dann wohl nach ihrer Stärke verschieden, aber gleichartig im Wesen.

\*

Nichts enthüllt so sehr die Tiefe einer Mädchenseele, als die Art, wie sie eine Täuschung ihres liebenden Herzens trägt.

\*

Man hört so oft von jungen Menschen den Ausspruch, sie könnten nur glücklich sein, wenn man sie sich aus ihrer Natur frei entwickeln lasse. Aber wie selten sind die Menschen, die schon vor den Jahren der Reife ihre echte Natur kennen!

### Vermischtes.

— Napoleon I. hatte am 29. Juni 1815 dem Throne zu Gunsten seines Sohnes entsagt. Die eingesetzten Regierungsverweser ernannten den Marschall Davoust zum Oberbefehlshaber der französischen Truppen. Dieser erließ am 30. Juni an den Marschall Fürsten Blücher ein Schreiben, worin er ihm mitteilte, die verbündeten Mächte hätten bereits erklärt, durch Napoleons Thronentfugung sei die Ursache des Krieges hinweggeräumt, mit Oesterreich sei ein Waffenstillstand abgeschlossen, und er (Blücher) würde vor der ganzen Welt eine große Verantwortlichkeit auf sich laden, wenn er trotzdem noch die Feindseligkeiten fortsetzen wollte.

Als der alte Marschall Vorwärts die französische Epistel gelesen, verfinsterte sich sein Gesicht nicht wenig. Er rief seinen alten Genossen Gneisenau und diktierte ihm folgende Erwiderung an Davoust:

„Mein Herr Marschall! Es ist irrig, daß zwischen den verbündeten Mächten und Frankreich alle Ursachen zum Kriege aufgehört, weil Napoleon dem Throne entsagt habe; dieser hat nur bedingungsweise entsagt, zu Gunsten seines Sohnes, und der Beschluß der vereinigten Mächte schließt nicht allein Napoleon, sondern auch alle Mitglieder seiner Familie vom Throne aus. Wenn der General Frimont sich berechtigt geglaubt hat, einen Waffenstillstand mit dem ihm gegenüberstehenden feindlichen General zu schließen, so ist das kein Beweggrund für uns, ein Gleiches zu thun. Wir verfolgen unseren Sieg, und Gott hat uns Mittel und Willen dazu versehen. Sehen Sie zu, Herr Marschall, was Sie thun, und stürzen Sie nicht abermals eine Stadt ins Verderben; denn Sie wissen, was der erbitterte Soldat sich erlauben möchte, wenn Ihre Hauptstadt mit Sturm genommen würde. Wollen Sie die Verwünschungen von Paris ebenso wie die von Hamburg auf sich laden? Wir wollen in Paris einrücken, um die rechtlichen Leute in Schutz zu nehmen gegen die Plünderung, die ihnen von Seiten des Pöbels droht. Nur in Paris kann ein zuverlässiger Waffenstillstand Platz haben. Sie wollen, Herr Marschall, dieses unser Verhältnis zu Ihrer Nation nicht verkennen. Ich mache Ihnen, Herr Marschall, übrigens bemerktlich, daß, wenn Sie mit uns unterhandeln wollen, es sonderbar ist, daß sie unsere mit Briefen und Aufträgen gesendeten Offiziere gegen das Völkerecht zurückhalten.“

Als Gneisenau dies geschrieben, sagte Blücher zu ihm: „Nanu, geben Sie mal Ihre Feder her! Nu will ich meinen Namen drunter schreiben, und dann schicken wir meinen Liebesbrief ab.“ — „Durchlaucht vergessen,“ erwiderte Gneisenau, „daß ich den Brief erst ins Französische übersetzen muß?“ — „Was? Sie wollen den Brief erst ins Französische übersetzen?“ rief Blücher verblüfft. — „Natürlich, Durchlaucht, wir können doch einem Franzosen nicht zumuten, daß er einen deutschen Brief verstehen soll!“ — „Na, und warum können wir ihm das nicht zumuten?“ schrieb Blücher, dem die Hornesröte ins Gesicht gestiegen, „Herr Gott im Himmel, was sind wir Deutsche doch immer für demütige Fuchschwänzer und unterthänigste Duckmäuser! Wir können's andern Völkern nicht zumuten, daß sie unsere Sprache kennen, um uns zu verstehen, darum lernen wir gehorsamst ihre Sprache, um sie zu verstehen. Ich frage Sie, in welcher Sprache hat Davoust an mich geschrieben?“

„Nun, natürlich in französischer Sprache, Durchlaucht!“

„So, das finden Sie natürlich, daß der Franzose an einen Ausländer, an einen Deutschen in französischer Sprache schreibt — der Franzose hat das Recht dazu? Na, dann habe ich auch das Recht, ihm in meiner Sprache zu antworten und als Deutscher an den Ausländer, den Franzosen, in deutscher Sprache zu schreiben. Er mag meinetwegen vornehm die Nase rümpfen und sagen: ‚Der Kerl, der Blücher, ist so dumm und ungebildet, daß er nicht einmal das Französische versteht und mir in seiner Muttersprache schreibt.‘ Ich rümpfe auch die Nase und sage: ‚Der Kerl, der Davoust, ist so dumm und ungebildet, daß er nicht einmal Deutsch versteht und mir in seiner Muttersprache schreibt.‘ Es bleibt dabei, Gneisenau, schreibt er mir französisch, weil's ihm so bequem ist, so antworte ich ihm deutsch, weil's mir so bequem ist. Es wär' uns Deutschen allezeit her viel nützlicher gewesen, wenn wir weniger Zeit darauf verwendet hätten, französische Vokabeln zu lernen, sondern lieber unsere eigene deutsche Sprache und unser deutsches Wesen mehr im Auge behalten hätten.“

Der Brief ging deutsch ab. Davoust schimpfte allerdings nicht wenig über den ungelesenen Bären Blücher. Gr — r.

### Briefkasten.

Frl. v. M. in Th. Zu jugendlich in Form und Inhalt. — Frl. st. R. in M. (Westf.) Die Gedichte entbehren der Eigenart. Die Erzählung können Sie senden, wenn sie mindestens einen Band füllt, (an Otto Jankes Verlag, Berlin SW. Anhaltstr. 11.) Auch die Gedanken bin ich bereit zu prüfen. — Frl. J. Pf. in R. Daß Sie die Gedichte zu Ihrer Unterhaltung geschrieben haben, enthüllt eine große Tugend: Anspruchslosigkeit. — Frl. Joh. Sch. in Gl. Daß Ihre Tante die „Drei Lieder“ vorzüglich, ganz Lenau findet, schmerzt mich; ich hätte gern mit ihr übereingestimmt. Aber ich kann's nicht. — Ungenannt. Das Märchen „Der Pfannkuchen“ ist mir ganz unverständlich. Wohnungsangabe? — Fr. v. C. in M. Sehr erfreut über Ihre Mitteilung. Besten Gruß dem ganzen Hause. — Fr. A. F. in H. Ein Bild können Sie vom Hopsphotographen C. Ruf in Freiburg i. Br. beziehen. Beste Empfehlung. — Ohne Namen aus E. bei Aurich. Sie irren; weder Mißthl noch Beneschlag haben mich zu meinen religiösen Anschauungen geführt. — Übrigens kann ich nur mit einem Worte antworten: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“. Wenn der feste kirchliche Glaube Ihnen Frieden gegeben hat, so freuen Sie sich dessen in Demut und Dankbarkeit. Aber Sie sollen nicht glauben, daß es der einzige Weg zu diesem Frieden sei; doch wo er ist, kommt er vom Vater. Herzl. Grüße! —

### Inhalt der Nr. 9.

Erkämpft. Roman von Agnes Harber. Fortf. — Heinrich Guise. Historischer Roman von Karl Berkow. Fortf. — **Beiblatt:** Stilles Bedenken. Von H. Vogel. — Vegetation und Farbe. Von Sylvester Frey. — Verjämmt. Von Paul Barncke. — An Bord des „Plymouth.“ Von Gertrude Carljen. Schluß. — Herzogsländschaft. Von Paul Remer. — Für den Weihnachtstisch. — Walbesweben. Von Paul Victor. — Aus dem Leben für das Leben. Von D. v. L. — Vermischtes. — Briefkasten.

# Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N<sup>o</sup>. 10.

## Erkämpft.

Roman

von

Agnes Harder.

(Schluß.)

Die Klippe war ihr Lieblingsaufenthalt. Dort oben, im Heidekraut, saßen sie stundenlang, abwechselnd auf das Meer und in ihre Augen<sup>?</sup> sehend, als wollten sie die Unendlichkeit und Tiefe der Wogen und ihrer Liebe vergleichen. Dort flocht er sich ihre langen Zöpfe um die Hände, und wenn sie sich einen Kranz von Heidekraut aufsetzte, nannte er sie seine Fee, seine Königin, die Nymphe dieser Insel, die ihn hier fesseln würde, bis er Pflicht und Amt vergäße, wie weiland Kalyso den göttlichen Dulder.

„Sieben Jahre! Wenn ich es doch könnte, Ernst. Aber ich habe wohl gesehen, daß Du heute früh solch einen böden, häßlichen Brief bekommen hast, mit dem Universitätsiegel.“

„Wir haben den dritten Oktober, Lieb, die Ferien gehen zu Ende.“

„Wir müssen fort? Morgen? Bald?“

Es sprach so tödliche Angst aus ihrer Stimme, aus ihren großen, entsetzten Augen, daß er sie tröstend an sich zog.

„Wir müssen die Insel der Seligen verlassen, Kind, versinken kann sie ja nicht, Du hast selbst gesagt, daß wir sie in uns tragen. Warum soll sie nicht emporsteigen in stillen Stunden, auch in der Dorotheenstraße?“

„So nie mehr,“ sagte sie leise und ein Schauer ging durch ihren Körper.

„Nun denn, ich bewillige meiner holden Nymphe noch eine Woche, für jedes Jahr einen Tag. Bist Du nun zufrieden, Dummerle?“

Ob sie zufrieden war, wenn er so lachte, wenn sein Antlitz so vor Glück leuchtete und er heiter und ausgelassen sein konnte, wie ein Kind? Spielten sie doch wirklich Haschen unter den alten Bäumen, deren Laub schon unter ihren Füßen raschelte, und wenn sie die Hecken nach den letzten schwarzen Brombeeren absuchten steckten sie sich dieselben gegenseitig in den Mund und zankten sich, wenn jeder dem andern die

größten hinschob. Und mit einem Gefühl unendlicher Dankbarkeit, aber auch unendlicher Demut sagte sich Eva, daß sie es war, die seine Augen so leuchten, seine Stirn so strahlen machte, fühlte sie an ihm die verjüngende Kraft echter Liebe.

Denn er war glücklich. Was durch seine Avern lief, war nicht der Rausch der Leidenschaft, sondern das milde, wärmende Feuer, daß das Bewußtsein nährte, mit der Geliebten eins zu sein für immer. Darum gab ihm der Besitz Ruhe. Er verlangte nichts, aber er fürchtete auch nichts, wie Eva. So mußte es immer bleiben, und ob die Welt an sie beide wieder ihre vielfachen Anforderungen stellte, in ihr gemeinsames Eden konnte sie nicht eindringen, denn davor stand der Engel mit dem feurigen Schwerte. Er war eben der reife Mann, der als die Quelle ewiger Unrast längst das eigene Herz erkannt hatte, und Frieden und Glück nicht abhängig machte von äußeren Zufällen.

Und auch diese Woche verging. Sie suchten am Vormittag zusammen Pilze, mit kindischem Eifer, laut jubelnd, wenn eins einen großen, braunen Steinpilz fand, der auf seinem birnförmigen, weißen Stengel ordentlich ehrfürchtig ausah, wie ein Tischlein, vom lieben Gott gedeckt für die Schnecken und Würmer, oder wie ein Zelt für Eidechsen und Käfer. Eva brach ihn auf. Was für ein niedergeschlagenes Gesichtchen sie machen konnte, wenn er ihnen mädig und unbrauchbar war. Sie schmeichelte auch so lange, bis Frau Steinert sie ihrem täglichen Küchensettel einverleibte und klagte über die Mühe, die ihr das Reinigen mache, und die sie ihr ja gern abnähme, wenn sie nur Zeit hätte.

Frau Steinert sah dann zu ihm hin, wie er mit Tuch und Schirm dastand und schon ganz ungeduldig ausah, und sagte mit gutmütigem Spott, sie wolle es schon besorgen, die Frau Professor solle sich ja nicht aufhalten.

Dann gingen sie in ihrem kleinen Reich umher, das ihnen gehörte, wie den ersten Menschen das Paradies, suchten ihre Lieblingsplätze auf, denen sie Namen gegeben, liebe, thörichte Namen, nur ihnen verständlich, nur von ihnen gebraucht, und lagerten schließlich an der Klippe im Heidekraut.

„Was das für ein Herbst ist, Liebster, schöner, als es der Sommer und der Lenz waren.“

„Schöner, viel schöner, Eva. Ich hätte nie geglaubt, daß das noch möglich sei.“

Sie hörte es seiner Stimme an, daß er sein Leben meine. Rasch war sie bei ihm, schlang die Arme um seinen Hals und sagte:

„Das sollst Du nicht sagen, es ist nicht wahr. Ich höre ja, wie Dein Herz klopft, ganz schnell und warm; und doch kommt auf den Herbst der kalte Winter.“

„Es ist wahr. Sieh, auf meinem Haupt kannst Du den Reif sehen, den die ersten Herbstfröste brachten. Wirst Du immer denken, daß im Herzen Frühling ist? Werden Dich die grauen Haare nie schrecken? Sie haben mich gemahnt, als ich Dich kennen lernte, daß es zu spät sei für Lenz und Liebe, werden sie nicht auch Dich daran mahnen?“

„Nein. Mir sagen sie nur, daß sie zu früh bleichten, weil Du mehr gelitten, als andere, und wenn ich etwas bedaure, so ist's, das all meine Liebe sie nicht wieder schwarz färben kann.“ —

Am Abend, der schon früh hereinbrach, saßen sie in dem behaglich warmen Zimmer bei der Lampe. Evas schwerstes Reisegepäck war eine Auswahl seiner Bücher gewesen, aus denen las er ihr nun vor. Sie vergrub sich dann gerne in einen großen Lehnstuhl, wickelte die Zöpfe um die Finger und hörte ihm zu mit großen, glücklichen, verträumten Augen. Es gab für sie keine liebere Musik, als seine Stimme. Legte er dann das Buch fort, so setzte er sich ihr zu Füßen und ergriff ihre Hände, wie damals, als sie in Berlin Abschied nahmen. Daran dachten sie kaum noch. Das Glück hat ein kurzes Gedächtnis. Zuweilen sprachen sie sehr ernst über Gott und Wahrheit und Nächstenliebe. Dann rührte es ihn, zu sehen, wie ganz sie sich seine Ansichten angeeignet, wie sie seine Schriften durchdacht und in sich aufgenommen hatte. Ihr Herz hatte ihn einst so mächtig angezogen, nun fand er, daß ihr Geist dem Herzen ebenbürtig sei.

Ich darf es eigentlich gar nicht mehr wagen, Dich mein Dummerle zu nennen. Du bist ja mein Klugerle, Lieb.“

„D, Ernst, wie kannst Du das sagen,“ rief sie ganz erschrocken. „Das bischen Wissen!“

„Du thust ja fast, als sei es ein Verbrechen.“

„Wenn ich es neben das Deine stellen wollte, das schiene, wie ein kleines Nachtlämpchen neben einer großen, flammenden Sonne. Niemand sieht es.“

„Das ist ja auch neben der Sonne nicht nötig. Aber wie warm und mild leuchtet das kleine Licht Kranken und Ruhelosen in der Dunkelheit!“ —

Und schließlich endigten ihre ernstesten Gespräche eben so wie ihre heiteren — alle Strahlen ihres Geistes einigten sich jetzt in einem Brennpunkt, der Liebe.

Endlich mußte doch gepackt werden. Eva legte alles ordentlich in den Koffer, auch ein elegantes Handarbeitsetui mit einer mühsamen Häfelarbeit. Nicht einmal geöffnet hatte sie es in den drei Wochen.

„Was haben wir eigentlich gethan, Ernst?“

„Unendlich Wichtiges. Ich denke, Du weißt, daß wir uns den ganzen Tag beschäftigt haben. Gräme Dich nicht, Kind,“ er reichte ihr einen Stoß leeres Papier, „hier, mir ging's nicht besser.“

„Wie wunderbar, noch keinen Vers hast Du mir gemacht, seit ich Deine Frau bin!“

„Wenn man Poesie lebt, schreibt man sie nicht.“

Nun waren die Koffer gepackt, am nächsten Morgen — es war ein häßlicher, nebliger Morgen — kam der Schwan und holte sie ab. Frau Steinert weinte, und Eva mußte sich zusammennehmen, daß sie es nicht auch that. Sie ruderten, weil kein Wind wehte. Das Meer lag kalt und grau vor ihnen, scheinbar dampfend; schon nach fünf Minuten hatten die wallenden Massen die Insel der Seligen verschlungen. Eva ging ein scharfer Schmerz durchs Herz und schauernd zog sie das Tuch fester. In Lauterbach erwartete sie ein Wagen. Die regelmäßige Dampferverbindung war aufgehoben, sie mußten die Bahn benutzen. Als sie im Coupé saßen und der schrille Lokomotivenpfeif ertönte, drückte Eva sich bitterlich weinend in die Polster. Ihr war, als ließe sie all ihr Glück zurück.

## XIX.

Im neuen Heim fand sich Eva viel leichter zurecht, als sie gedacht hatte. Es gab zu ordnen und einzuräumen, Besuche mußten gemacht und empfangen werden, und fast alle Kollegen mit ihren Frauen kamen ihr liebevoll und freundlich entgegen. Manche der Frauen musterten sie wohl verstohlen von der Seite. Das also war sie, die das Bild der strahlenden Eugenie, dieses Wunders von Schönheit, so unpassend bald aus dem Geiste Haupts verdrängt hatte! Etwas Besonderes war wahrlich an ihr nicht und der Geschmack der Männer wieder einmal nicht zu begreifen. Da aber Frau Eugenie unter den Damen nicht viel Freundinnen gehabt hatte, so fiel Evas anscheinendes, kindliches Wesen nur angenehm auf. Daß ein Witwer nach einem halben Jahr wieder heiratete, das kam ja schließlich alle Tage vor.

Eva merkte diesen raschen, prüfenden Blick, dem so oft ein leiser, kaum wahrnehmbarer Zug der Enttäuschung folgte, gar wohl. Man verglich sie mit der ersten Frau. Bisher hatte ihr nichts ferner gelegen, als der Gedanke an Eugenie. Sie war ihr unsympathisch gewesen vom ersten Augenblick an, ja, als ihre Freundschaft, ihr Interesse für Haupt wärmer geworden war, und sie der schon damals mutterlosen Lotte ihr Herz geöffnet hatte, war der Mangel an Sympathie bis zur Abneigung gewachsen. Aber nie hatte sie ihr den Platz an seiner Seite beneidet. Es war ihr ja nicht gegeben gewesen, ihn glücklich zu machen. Und in dem Moment, da sie sich ihrer Liebe bewußt wurde und in ihr das Hindernis erkannte,

das sie vom Glücke schied, in den Jahren des Leids und der Entfagung, war nie auch nur der Schatten von Eifersucht in ihr aufgetaucht. Sie hatte Haupts Ehe immer für das gehalten, was sie war, für ein äußerliches Nebeneinanderleben; sein Herz hatte ja ihr gehört, wie konnte sie auf seinen Namen eifersüchtig sein?

Nun wurde das allmählich anders. Täglich, stündlich wurde sie an die erste Frau erinnert, von Lotte, dem Mädchen, von tausend leblosen und doch so unheimlich redenden Dingen. In den Wäschegegenständen fand sie ihre eingestückte Krone, in Gläsern und Service ihren Namenszug. Als sie einige Bekannte zum Thee einladen sollte und ihren Mann um Karten bat, gab er ihr ein ganzes, ungeöffnetes Paket, und erst als sie die Feder schon in der Hand hatte, sah sie die Überschrift, in der Professor Haupt und Frau Eugenie, geborene von Besser sich beehrten, und so weiter. Die Feder entfiel ihrer Hand und die feine Karte grinste sie unheimlich an, wie ein Totenkopf.

Einmal öffnete sie eine Kammer. Ein betäubender Heliotropduft schlug ihr entgegen und an die Thür streiften raschelnde und knisternde Stoffe. Sie trat näher und glaubte in einem Trödlerladen zu sein. Balltoiletten, Hauskleider, Straßentkostüme, elegante Umhänge, das alles hing hier in buntem Durcheinander. Auf dem Boden standen in Kisten wohl ein Duzend Hüte, und in der Ecke ein wahrer Schirmladen. Sie begriff sofort, daß dies Frau Eugeniens Garderobe gewesen. Da, ihr zunächst hing sogar das weiße Kleid mit den Goldborten, welches sie damals getragen, als Eva sie zum letzten Mal gesehen. Haupt hatte selbst befohlen, daß die Kleider seiner Frau hier aufbewahrt würden. Er wollte Eva jede unliebsame Erinnerung aus dem Wege räumen, war zu zartfühlend, ihr die Sachen zur Verfügung zu stellen, und kannte andererseits aus vielen, vielen Rechnungen doch zu genau den Wert dieses „Plunders“, um ihn den Mädchen zu überlassen.

Tante Seraphine, die eben gekommen war, und kraft ihrer verwandtschaftlichen Rechte, ihre Besuche nie auf den Salon beschränkte, fand die junge Frau in Thränen.

„Das ist ja eine wahre Theatergarderobe, Eva. Ich verstehere Dich, mehr besaß ich dazumal in München auch nicht. Was willst Du denn damit machen?“

„Weiß ich's?“ sagte diese schluchzend. „Es sind abscheuliche Sachen.“

„Gm, finde ich nicht.“ Sie breitete einen allerliebsten Schlafrock von mattblauem Kaschmir mit echten Klöppelspitzen wohlgefällig auseinander. Dann schien ihr der Grund von Evas Thränen klar zu werden. Mütterlich strich sie ihr über den Scheitel und sagte: „Laß mich nur machen, Kind. Ich werde mit Haupt reden, den ganzen Kram zu mir bringen lassen und ihn verkaufen. Darauf verstehe ich mich noch von früher her ausgezeichnet, und Du sollst nur sehen, was für eine nette Summe wir daraus lösen.“

„Ich rühre das Geld nicht an,“ erklärte Eva entschieden.

Tante Seraphine lachte und setzte ihren Willen durch. Haupt sah von dem Buche, in dem er gerade las, auf, und sagte, das sei ihm ganz gleichgültig. Er wäre sehr erstaunt gewesen, hätte er erfahren, Eva habe über alte Kleider Thränen vergossen.

Aber die Erinnerung ließ sich nicht immer zum Trödler schicken.

Eva hatte den blauen Saal meistens abgeschlossen. Die ganze Einrichtung atmete so sehr die Eigentümlichkeit ihrer ersten Besitzerin, die aus dem breiten Goldrahmen, Dank Onkel Dicks Kunst, dazu noch so unheimlich lebendig darauf herniederlächelte, daß sie sich dort nie heimisch gefühlt hätte. So mußten die zierlichen Stühlchen unter ihren hellen Kattunüberzügen warten, bis der Lichterglanz einer größeren Festlichkeit ihnen wieder einmal vorübergehende Bedeutung verlieh.

Haupt hatte Eva einen kleinen Raum neben seinem Arbeitszimmer eingeräumt und behaglich und geschmackvoll eingerichtet. Eva war sehr glücklich gewesen, denn jeder Gegenstand hatte ihr seine Liebe, seine zarte Sorge verraten. An der Wand einige ihrer gemeinsamen Lieblingsbilder in guten Stichen, ein zierlicher, kleiner Füllosen, dessen rote Fenster sie so gern in der Dämmerung leuchten sah, ein großer, bequemer Stuhl, in den sie sich wieder vergraben konnte, und ein paar langhaarige, weiche Felle. Das Beste war, daß das Zimmerchen einen eigenen Eingang hatte, sie ihn also nie störte.

„Wenn ich ganz still sitze, kann ich gewiß Deine Feder knirschen hören, Ernst.“

„Wenn Dir diese Musik besonders angenehm ist, Dummerle —“

Manchmal, wenn sie spät aus dem Theater kamen und Lotte schon schlief, tranken sie hier noch eine Tasse Thee zusammen. Eva war sehr stolz auf ihren kleinen Traumwinkel, und er meinte, hier würde für ihn wohl eine unerschöpfliche Fundgrube guter Gedanken sein.

Auf das hübsche, geschnittene Bücherbrett hatte Eva seine Bücher gestellt, nur seine allein, denn hier wollte sie nichts anderes sein, als seine stolze, kleine Frau. Eines Tages, er war ins Kolleg gegangen, stand sie in seinem Zimmer an seinem Bücherbrett und mühte sich ab, einen dicken Band der Kunstgeschichte herabzuziehen. Die Bücher standen sehr fest, und als der Band endlich nachgab, zeigte es sich, daß ein dünnes Büchelchen in verblaßtem roten Deckel dahinter eingeklemmt gewesen war. Bei dem heftigen Ruck fiel es auf die Erde, blätterte im Fallen auf, und plötzlich las Eva auf dem Titelblatt zu ihren Füßen den Namen Eugenie. Rasch hob sie es auf und fing an darin zu blättern. Immer schneller flogen die Blätter durch ihre zitternden Finger, immer tiefer erglühte sie, je weiter sie las. Mit einem scheuen Umblick, als begehe sie ein Unrecht, nahm sie das rote Buch mit in ihr Zimmer, flüchtete in den großen Lehnstuhl und las es noch einmal, Wort für Wort, mit fiebernden Pulsen. Es waren die Verse, die Haupt während seines kurzen Brautstandes und in der ersten Zeit seiner jungen Ehe Eugenie gemacht und für sie hatte drucken lassen.



So konnte er also lieben! So hatte er jene geliebt! Was waren dagegen die Gebichte an sie! Die letzten spärlichen Blüten vor dem Schnee des Winters! Hier floß es wie ein Feuerstrom durch die Strophen, sprach sich wahn sinniges Verlangen, trunkene Seligkeit im Besitz aus. Wann war seine Sehnsucht nach ihr je so schrankenlos gewesen, wie sie sich in folgenden Versen aussprach:

Des Nachts vom Lager aufgetrieben  
Bin durch die Straßen ich geirrt,  
Bis hin zum Hause meiner Lieben,  
Die Füße schwer, den Sinn verwirrt.

Hinauf zu ihrem Fenster ranke  
Der heißen Wünsche wilde Schar!  
Bis jeder fiebernde Gedanke  
Am Ziele seiner Sehnsucht war.

Ihr kalten, bleichen Mondesstrahlen,  
Was schleicht ihr durch das Fenster sacht?  
Wart' Mond, Du sollst sie mir bezahlen,  
Die süßen Freuden dieser Nacht!

Und dann, nach der Hochzeit, wach ein Rausch erfüllter Leidenschaft! Eva dachte an die Tage auf der Insel der Seligen, an sein heiteres, stilles Glück, die ruhige Klarheit seines Wesens, und auch auf dieses Sonnenbild fiel nun der häßliche Schatten rückschauender Eifersucht.

Sie schlich sich in den blauen Salon, zog einen der Vorhänge auf und ließ die helle Vormittags-sonne voll auf das Bild fallen. Ja, sie war schön gewesen, berückend schön! Zwar, der Zauber hatte nicht vorgehalten und er hatte sie dann nicht mehr geliebt, aber einmal hatte ihr jeder Pulsschlag gehört, damals, als er selber noch jung war, als er lieben konnte, wie sie jetzt liebte, ihn liebte, so, daß sie meinte sterben zu müssen, wenn sie ihn nicht mehr sah. Und aus den siegesgewiß lächelnden Zügen der schönen Frau sog sie ein tödliches Gift in sich.

Wieder in ihrem Zimmer angelangt verschloß sie das Buch sorgfältig, dann warf sie sich in den Sessel und brach in fassungsloses Weinen aus.

So fand sie Lotte, die endlich zur Thür hereinhumpelte. Sie war, seit Fräulein Dreift entlassen, ganz auf die Gesellschaft der Mama angewiesen und nicht gewohnt, so lange vernachlässigt zu werden.

„Aber Mama, Du weinst? Bist Du krank? Hast Du vergessen, daß Du mit meinem Baukasten spielen wolltest, ein Schloß bauen, für meine Puppe?“

Eva nahm das Kind auf ihren Schoß und drückte ihre nassen Augen in die kurzen, roten Locken.

Alles hatte diese Frau vor ihr vorausgehabt. Seine Jugendliebe hatte ihr gehört, ein abgöttisch geliebtes Kind hatte sie ihm geschenkt, und schließlich hatte sie mit ihren schlanken Händen sein Glück zerbrochen, wie Glas. In der törichten, blinden Aufwallung meinte sie, daß ihr nichts übrig bleibe, als die Scherben aufzusuchen und sorgsam zusammenzukitten; damit könne sie sich zufriedengeben.

„Was wird Papa sagen, wenn er kommt, und sieht, daß Du geweint hast? Er wird dann auch traurig werden, der liebe Papa, und jetzt ist er immer so lustig und sieht so glücklich aus.“

Eva zuckte zusammen.

„Du wirst es ihm nicht sagen, Liebling, nicht wahr? Wir wollen jetzt zusammen hinübergehen, Mama wäscht sich die Augen aus und baut Lotte dann einen Feenpalast.“ —

Während des Mittagmahles sah Haupt öfters zu Eva hinüber.

„Du siehst so blaß aus, Eva. Ich glaube, Du gehst zu wenig aus. Ich werde heute abend Tante Seraph sagen, daß sie Dich regelmäßig abholen möchte.“

„Kannst Du nicht jeden Tag mit mir ein Stündchen ausgehen?“

„Jeden Tag nicht, Lieb, das weißt Du ja. So mitten im Semester habe ich immer viel zu thun, diesmal besonders.“

Eva öffnete schon die Lippen zu einer Entgegnung, aber sie besann sich und schwieg.

Nach Tisch, als er wie gewöhnlich Lotte zu sich emporhob, schlang er den andern Arm um Eva und zog sie dicht an sich.

„Meine beiden lieben Kinder,“ sagte er innig. Aber Eva hob nicht wie sonst das Köpfchen und bot ihm die Lippen.

„Das ist's,“ dachte sie bitter, „wie ein Kind liebt er mich, väterlich, nachsichtig, freundlich. Aber jene, die liebte er, wie der Mann sein Weib. O, hätte ich nie das Buch gefunden!“

Klagen aber war nun zu spät, jetzt hieß es kämpfen gegen das, was Evas mahnendes Gewissen mit Recht eine Schwäche nannte. Hatte sie nicht gerade das Sanfte, Zarte, die unendliche Rücksicht in seiner Liebe so gerührt? Wie kam sie dazu, nun die heißen Flammen zu begehren, die doch so bald erloschen waren? Wie das häßlich und niedrig war, eifersüchtig zu sein auf eine Tote! War er denn eifersüchtig auf Bodenhausen? Der hatte sie doch auch geküßt und in die Arme genommen und „mein Lieb“ genannt. Eva wußte nicht, daß rückschauende Eifersucht beim Weibe weit häufiger ist, als beim Mann, und dann kam ihr die Neigung zu dem schneidigen Regierungsassessor gegen die tiefe Blut ihrer Liebe für ihren Mann so verblaßt und nüchtern vor, daß der Vergleich ihr kaum einfiel. Selbst die Verse warf sie ihm in Gedanken vor, als ob er nicht neulich gegen Onkel Did geäußert hätte, Dichten sei von Verliebtheit so wenig zu trennen, wie der Saturn von seinen Ringen!

Und mit all diesen Schmerzen quälte sich die kleine Frau allein! Nie hätte sie es über sich gebracht, ihm zu sagen: Ernst, ich bin eifersüchtig auf Deine erste Frau! — Schilt mich und küsse mir die Zweifel fort! —

Eines Vormittags trat Eva mit einer großen, gedruckten Einladungskarte an den Schreibtisch ihres Gatten. Es handelte sich um einen Ball, den einer der Koryphäen der Universität gab.

„Was soll ich antworten?“

Er nahm das Papier und sah nach dem Datum. Den dritten Dezember! Am vierten habe ich einen Vortrag in der kunsthistorischen Gesellschaft zu halten. Ich kann nicht gehen.“

„Dann sagen wir ab.“

„Beide? Das geht nicht. Du wenigstens mußt da sein. Schließe Dich doch Eberts an.“

„Ohne meinen Mann gehe ich nicht in Gesellschaft.“

„Ich bitte Dich! Das wird öfters vorkommen. Eugenie vertrat mich in solchen Fällen immer.“

Er hätte kein böseres Wort sagen können.

„Das war etwas anderes.“

Er hatte sich schon wieder seiner Arbeit zugewandt. Bei dem harten, fremden Klang der Stimme sah er auf, sah ihr blaßes Gesicht, den schmerzlichen Zug um den kleinen Mund und schloß sie in seine Arme.

„Eva, Dummerle! Natürlich gehe ich mit, wenn Dir so viel daran liegt. Mußt es mir nicht verargen, wenn ich über meinen Schriften zuweilen vergesse, daß ich ein so junges Frauchen habe, das nicht immer einsitzen will!“

Also er dachte, das Vergnügen wollte sie nicht aufgeben! Als wenn alle Bälle der Welt sie reizen könnten, hätte sie daheim sitzen können, und er hätte ihr vorgelesen, wie damals auf Wilm!

Trotzdem hatte sie die ganze Woche ein schlechtes Gewissen. Er arbeitete abends länger als sonst, wenn er ins Schlafzimmer kam, bemühte er sich, leise aufzutreten, um sie nicht zu stören. Sie stellte sich auch immer schlafend, um dann, wenn die Lampe erloschen, oft noch lange mit offenen Augen dazuliegen. Was war nur geschehen, daß sie oft so herzbeleckende Angst vor der Zukunft bekam? Es senkte sich dunkel und schwer auf sie hernieder, wie ein unbekanntes, düstres Schicksal.

Tante Seraph war gekommen und hatte Evas Toilettenvorräte gemustert. Es war eine feierliche Gelegenheit; Eva erschien zum ersten Male in den ersten Kreisen der Residenz, in denen der Geistesaristokratie, und sie sollte gleich den Platz einnehmen, der der Gattin Professor Haupt's gebührte. Tante Seraphine war ehrgeizig für ihren Schützling. Nur das weißseidene Brautkleid fand Gnade vor ihren Augen. Eva mußte sich in einem Geschäft die zu dieser Gelegenheit notwendige ausgeschnittene Taille machen lassen und Frau Ebert ging selbst zum Anpassen mit. Sie hatte aber einen schweren Stand, eine Kostaille wollte Eva nun ein für allemal nicht anziehen, und zum ersten Mal nannte Tante Seraph sie eine Kleinstädterin.

„Du kannst die Amethyste tragen,“ meinte sie auf dem Heimweg, „sie standen Frau Eugenie immer besonders gut.“

„Ich trage den Schmuck der ersten Frau überhaupt nicht,“ antwortete sie herb.

„Was willst Du dann aber nehmen? Du besitzt doch keine Steine?“

„Dann trage ich auch keine, sondern frische Blumen.“

„Nun, wenn Du mit Deinem züchtigen Ausschnitt und den Apfelblüten nur nicht wie eine Pensionärin aussiehst,“ bemerkte diese etwas gereizt.

Wie eine Pensionärin sah Eva freilich nicht aus, aber doch unendlich zart und mädchenhaft, trotz der langen, rauschenden Schleppe. Sie stand schon ganz

fertig angekleidet vor dem großen Spiegel, das Mädchen befestigte eben die frischen Maiglöckchentuffs auf dem Kleide und Eva steckte einen von ihnen an den verachteten Ausschnitt. Es war die höchste Zeit und Ernst saß noch am Schreibtisch.

Da kam er. Nun mußte er doch sehen, daß sie sich nur für ihn so gepußt, mußte ihr ein paar liebe Worte sagen. Aber nein! Er nickte ihr nur freundlich zu und kleidete sich in Hast an. Eva trat die Thränen in die Augen. Freilich, Eugenie hatte anders ausgesehen im Ballstaat, sie wußte es nur zu genau. Wie blaßes Mondenlicht strahlte ihr weißes Bild sie aus dem Spiegel an, kein Wunder, daß er auch nur eine Mondscheinliebe für sie hatte.

Als er den Mantel anzog, sagte er nach einem Blick auf ihren leichten Umhang:

„Du wirst frieren, Kind.“

Hastig ging er nach dem Schrank und suchte eine wärmere Hülle. Der Zufall wollte, daß auf einem der letzten Haken ein vergessener Abendmantel Eugeniens hing, reich mit Pelz verbrämt und gefüttert. Haupt nahm ihn und legte ihn sorglich um ihre Schultern.

Ein feiner Heliotropduft stieg zu Eva auf, und nach einem Blick auf den schimmernden Atlas warf sie den Mantel ab, als hätte eine Schlange sie berührt. Der schwere Stoff rauschte knisternd zu Boden.

„Komm, es ist spät,“ sagte sie kalt, eilig der Treppe zuschreitend.

Der Kutscher schlug die Thür des geschlossenen Wagens zu und sie rollten fort.

„Eva,“ sagte er nach kurzem Schweigen, ihre Hand suchend, „bist Du krank?“

„Nein.“

Er kannte diese geliebte Stimme zu gut, um nicht zu hören, daß sie mit Thränen kämpfte.

„Was sonst, Lieb?“

„Es war — es war ihr Mantel, Ernst?“

„Eugeniens?“

Jetzt weinte sie wirklich.

„Und ich habe doch mein Hochzeitskleid an und trage Maiglöckchen, aber Du hast nichts gesehen. Hast Du denn alles vergessen?“

„Eva,“ sagte er sehr ernst, ihr Köpfchen ganz vorichtig an sich ziehend, „Eva, willst Du meine heilige, große Liebe von solchen Kleinigkeiten abhängig machen?“

Und er küßte die nassen Augen und den zuckenden kleinen Mund.

Wie sie sich schämte und wie sie glücklich war! Wie schade, daß man schon da war! So, an seine Brust gelehnt, hätte sie noch stundenlang fahren können.

Sehr stolz führte Haupt seine Frau in den glänzenden Saal, und Tante Seraphine war befriedigt von dem Eindruck, den sie machte.

Onkel Dick bat sie um die Polonaise und sagte, er hätte ihr nie zugetraut, daß ihr große Toilette so stehen würde und ob sie Belladonna genommen, daß ihre Augen so unnatürlich leuchteten.

Heute tanzte Eva wieder mit wahrer Leidenschaft. Die wenigen Studenten, die den Vorzug einer Einladung erhalten, rissen sich um die Frau ihres ge-

liebten Lehrers und Eva war selig, wenn sie im Vorbeifliegen die ernstesten Augen ihres Mannes mit unendlicher Liebe auf sich ruhen sah.

„Was für ein Glück dieser Haupt hat,“ sagte ein blasierter Herr, das Augenglas fallen lassend, mit dem er ihr nachgesehen, „zuerst die Prinzessin Goldhaar, und nun dieses Schneewittchen!“

Als sie wieder im Wagen saßen und er seine erhitzte, kleine Frau mit dem eigenen Pelz sorgfältig zudeckte, sagte er:

„Oft bringe ich Dich nicht in Gesellschaft, Kind, sonst werde ich noch eifersüchtig.“

Da schlang sie die bloßen, weichen Arme um seinen Hals und lachte so heiter und kindlich, wie nur die alte, glückliche Eva lachen konnte.

## XX.

Eva stand mit Lotten am Fenster und wartete auf ihren Mann. Es war abscheuliches Wetter. Der weiche, großflockige Dezember Schnee zerging auf der Erde sofort zu trübem Schlamm. Von oben sah man von den Vorübergehenden meistens nichts, als einen Regenschirm und Gummischuhe.

Die Kleine plauderte beständig von Weihnachten. Wie wunderschön das sein würde! Onkel Dick und Tante Seraph würden kommen, und zum hundertsten Mal wurde die Mama gefragt, wie vielmal sie noch einschlafen und aufwachen müsse, bis der wichtige Tag da sei.

Anfangs gab Eva bereitwillig Antwort. Als aber fast eine Stunde über die gewöhnliche Essenszeit vergangen war, wurde sie unruhig und ungeduldig.

„Ich bin schon hungrig, Mama.“

„Ich auch. Das ganze Essen wird verdorben sein!“

„Roastbeef wie Leber, sagt Onkel Dick,“ bemerkte Lotte mit der scharfen Beobachtungsgabe der Kinder.

Da bog Haupt um die Ecke. Er hatte den Schirm nicht aufgemacht und war so in Gedanken, daß er nicht einmal zu dem Fenster, Evas gewohntem Lugauss, empor sah. Erst als Lotte an die Scheiben trommelte, nickte er hinauf, flüchtig und zerstreut.

Eva war eine zu kluge Frau um wegen eines verspäteten Mittagessens ein Wort zu verlieren. Sie hatte auch keine Ursache sich bei ihm über mangelnde Eglust zu beklagen, er löffelte die laue Fleischbrühe eifrig hinunter und schnitt mit Todesverachtung an dem zähen Filet.

Wie er auffah bemerkte er aber doch den gespannten Ausdruck ihrer Züge.

„Eva, Lieb, jetzt kommt eine Prüfungszeit für Dich.“

„Soll ich einige Jahre stumm sein, wie die selige Enita? Ich erkläre sofort, das kann ich nicht.“

„Nein, aber Du sollst Deine Probe als echte Gelehrtenfrau ablegen.“

„Soll ich Dir helfen, ein großes Werk schreiben?“

„Freilich.“

Sie lachte und legte ihm das Stück Fleisch auf, das noch am fastigsten aussah.

„In allem Ernst, Eva. Es ist vielleicht garnicht leicht für eine junge Frau wochenlang von ihrem Manne fast nichts zu sehen, ihn ganz im Banne der Arbeit zu wissen, und doch immer ein freundliches Gesicht machen, ein liebes Wort bereit halten.“

„Was hast Du denn vor?“

„Mein Lehrer und Vorgänger auf meinem Lehrstuhl feiert am 15. April sein goldenes Doktorjubiläum. Die Fakultät hat mir die große Ehre erwiesen, mich mit der Abfassung einer Festschrift zu beauftragen — über die Stellung der pergamenischen Funde in der Entwicklung der griechischen Kunst. Ich habe mich mit dem Stoffe schon viel beschäftigt, da es mich reizt, die Dunkelheiten wenigstens etwas aufzuhellen. Aber die Zeit drängt, und ich werde alle Kraft aufbieten müssen, etwas zu schaffen, was des Namens des Gefeierten würdig ist.“

„Und nun wirst Du immer schreiben?“

„Mache doch nicht so entsetzte Augen, kleine Frau. Ist die Feuerprobe zu schwer?“

Sie waren aufgestanden und in ihr Stübchen gegangen.

„Das ist ja eine Tintenprobe, Ernst. Wirst Du nun nie mehr in der Dämmerung hier bei mir sitzen?“

Die frühen Schatten des Winterabends fielen schon jetzt in das kleine Gemach. Er setzte sich in den Sessel und zog sie auf seinen Schoß. Sie sahen beide nach den leuchtenden Fenstern des Ofens. Hinter dem Marienglas tanzten blaue und rote Flämmchen. Dieses Dämmerstündchen hatte bisher ihr und ihrer Liebe gehört.

„Nicht immer, Eva.“

Sie seufzte tief auf und schmiegte sich an ihn.

„Es ist doch sehr schwer, einen berühmten Mann zu haben.“

Er machte ihr den Seufzer nach.

„Es ist doch sehr schwer, eine so reizende, kleine Frau zu haben, daß man in Gefahr ist, Arbeit und Pflicht ihretwegen zu vergessen.“

„Das sollst Du nicht,“ sie richtete sich auf und legte beide Hände auf seine Schultern, „nein, Ernst, so klein will ich nicht sein. Ich verspreche Dir, ich will nicht klagen, auch wenn Du mir einen ganzen Tag lang keinen Ruß giebst.“

„Weißt Du, Lieb, dann will ich mich doch lieber auf einen Monat verproviantieren.“

Nach einer Weile ließ er die atemlose Eva aus seinen Armen und ging in sein Zimmer. Es galt Vorarbeiten zu machen, und als sie ihn zum Thee rief, sah er schon vergraben in Bücherbergen.

Diese Arbeit wurde Evas Unglück. Sie nahm sich zwar vor, vernünftig zu sein, sie kämpfte sich ein Lächeln ab, wenn er bei Tisch so zerstreut war, nach dem Essen gleich in sein Zimmer ging und oft bis in die Nacht arbeitete, sie rebete sich und Tante Seraph ein, sie sei glücklich, so ungestört den großen, mühsamen Schreibtischteppich zu vollenden, den sie ihm zum Fest nähte, aber im Grunde war es anders. Da fing sie an, in dieser Arbeit eine Nebenbuhlerin zu hassen, und die alte, böse Eifersucht erwachte von neuem, diesmal die auf sein Werk.

Anfangs kam er noch manchmal ein Weilchen zu ihr und Lotte, um zu sehen, was „seine Kinder“ machten, begleitete sie bei ihren Weihnachtsbeforgungen, saß abends mit ihr zusammen und beratschlagte die Bescherung, die sich auch hier in Berlin nicht nur auf die Hausgenossen beschränkte. Aber das wurde immer seltener. Eva forderte ihn auch nicht mehr auf, im Gegenteil, als er einmal in einem Geschäft, in dem sie eine Arbeit für ihre Mutter ausuchte, statt der Serviertischdecke, die sie ihm zur Begutachtung hinhielt, ein danebenliegendes Kinderjäckchen ergriff, und abwesend meinte, er fände die Wahl sehr passend, sagte sie, sie verzichte künftig darauf, seinen Leib auf ihren Besorgungen mitzuschleppen, wenn seine Seele doch am Schreibtisch bliebe.

Damit verloren die Vorbereitungen zum Fest für die junge Frau freilich allen Reiz. Sie zwang sich um Lotten's willen, die ganz in Weihnachtsahnungen aufging, zu heiterer Geschäftigkeit, aber so recht von Herzen kam es ihr nicht. Ihr Leben hatte eben keinen andern Inhalt mehr, als ihren Mann. Sie war in ihm aufgegangen mit allen Fasern ihres Seins, sie brauchte ihn, wie die Pflanze das Sonnenlicht. Sie wußte es, ohne ihn gab es für sie keine Freude, keine Befriedigung mehr, und sie schauderte, bei dem Gedanken, daß er leichter zufriedengestellt sei. Anstatt gerade aus seiner Schaffenskraft, seiner Arbeitsfreudigkeit den Schluß zu ziehen, daß vollkommenes, gesichertes Glücksbewußtsein ihn erfülle, zweifelte sie. Zweifel aber ist Teufelsamen, der schnell aufgeht und giftige, verderbliche Früchte bringt.

Kurz vor dem Fest, als Haupt aus seiner Vorlesung nach Hause kam, erfüllte würziger, frischer Kuchenduft die ganze Luft. Er ging in die Küche und fand Eva mit blendend weißer Schürze und glühenden Wangen mit aufgestreiften Armen in einem dunkelbraunen, klebrigen Teige rühren. Tante Seraphine war auch dabei und in einer Ecke am Küchentisch saßen Onkel Dick und Lotte.

„Papa,“ rief diese eifrig, „Papa, wir baden wirkliche Pfefferkuchen, wie beim Konditor. Ich darf nachher die Mandeln hineinspicken, aber Onkel Dick darf nicht. Er ist unartig, er hat Mama ganz mit Mehl weiß gemacht und Tante Seraph in die Arme gekniffen.“

„Dafür bin ich nun hier in die Ecke verbannt, und um mir die Zeit zu vertreiben, experimentiere ich mit Marzipanformen.“

Mit einem Schrei stürzten beide Frauen auf ihn zu und entriß ihm die gefährdeten Herzen und Halbmonde.

„Wie kommst Du eigentlich hierher, Ebert,“ — Haupt buzte sich seit einiger Zeit mit beiden — „und warum hast Du's mir verheimlicht, Eva, daß Du heute großen Bocktag hast? Wenn ich nicht meiner Nase nachgegangen wäre, hätte ich ja von all den interessanten Vorgängen im Hinterhause nichts erfahren.“

„Verheimlicht!“

Eva legte die große Rührkelle hin und sah in komischer Verzweiflung von ihrem Mann zu ihrer Tante.

„Als ob er nicht vorgestern die ganze Zeit dabei gestanden hätte, in der wir das Notwendige besprachen! Aber da war Dein Geist sicher wieder bei Deiner Festschrift! Wenn sich mein gelehrter Herr doch nur ein wenig darum kümmern möchte, wie schwer es einer armen Professorenfrau wird, ihr Weihnachtsgebäck zu bereiten! Onkel Dick ist ein viel besserer Mann. Ich habe ihn garnicht eingeladen und er ist doch gekommen.“

Haupt zog das mit Mehl gepuderte Köpfchen an seine Brust und sagte lachend: „Wenn ich für mein Werk in Deiner Küche praktische Studien machen wollte, Lieb, dann würde es ein Roman, und die Fakultät könnte am Ende finden, der Geist der pergamentischen Kunst sei nichts anderes, als der Geist der Liebe.“

Frau Ebert aber meinte ganz trocken: „Wenn Du Dick's Hilfe lobst, so hast Du mehr Geduld, als ich. Sein Hausrecht hört in meiner Küche auf. Er treibt mit allem Allotria, sogar mit so heiligen Dingen, wie Waffeisen und Kaffeemühle.“

Eva sah gerade so aus, als hätte sie garnichts dagegen gehabt, wenn auch ihr Mann einmal Allotria getrieben hätte.

„Er hat doch vorhin alle Mandeln zum Marzipan durch die Maschine gerieben.“

„Das hat er,“ gab seine Frau herablassend zu.

„Das schlägt eben in sein Fach, Farben reibt er ja täglich.“

„Jetzt ist's genug, ich gehe,“ rief der Geschmähte, „Eva, ich habe immer gewünscht, daß Du eine Perle bist. Auf Deinen Knien kannst Du mir danken, Haupt, daß ich sie damals überredete, die Deine zu werden. — Wenn das Marzipan fertig ist, komme ich Dir beim Garnieren helfen, Eva. Mein Malerblick sieht das besser, und zu dem führst Du eine Sorte eingemachte Hagebutten, die ich schon lange nicht gekostet habe.“

Damit ging er und Tante Seraphine strich mit einem Seufzer der Erleichterung den Teig auf die Bleche. —

Und der Weihnachtsengel breitete seine Schwingen aus. Die reichten von Pol zu Pol, und überall, wo ihr Schatten hinfiel, erstand in den Menschenherzen die Ahnung der göttlichen Liebe, daß sie überflossen von Dank, und daß sie das heilige Wort begriffen: geben ist seliger, denn nehmen.

In der emsigen Geschäftigkeit der letzten Tage hatte auch Eva die nagenden Zweifel fast vergessen. Haupt freilich saß auch heute, am heiligen Abend, fest am Schreibtisch. Sie hatte den schönen Tannenbaum allein schmücken müssen, die Gaben darunter allein aufgebaut. Es that wohl wehe, aber als er zu ihr aufgesehen und gesagt hatte:

„Wenn ich fleißig bin, bekomme ich heute den ersten Teil fertig, ich glaube, er wird nicht schlecht,“ da hatte sie nicht den Mut gehabt, ihn zu bitten. Nur eins mußte er ihr versprechen, sich dann wenigstens an den beiden Feiertagen Ruhe zu gönnen.

„Und,“ fügte sie schüchtern hinzu „komme morgen mit mir in den Dom, Ernst. Am heiligen Christfest, möchte ich mit Dir zusammen beten.“

„Können wir das nur in der Kirche? Thun wir es nicht oft, wenn wir zusammen von dem sprechen, was unser Herz bewegt?“

Eva war auch als Frau der Gewohnheit des sonntäglichen Kirchenbesuchs treu geblieben. Ihr Mann begleitete sie nur selten, obgleich er immer bereit war, seine Hausandacht mit ihr zu halten, wie er ihre häufigen Gespräche über die göttlichen Dinge, das Gottverlangen und die Hingebung an den Vater nannte.

„Gewiß, und wir thun's ja auch. Aber die eine Stunde, die Gott wöchentlich für sein Haus verlangt, die sollen wir doch für ihn übrig haben. Kommst Du mit, Geliebter?“

„Willst Du Proselyten machen für das Dogma?“

„Nein, ich könnte Dir eher den Vorwurf zurückgeben. Du hast aus Deinen Schriften schon lange mich bekehrt zum Christentum der That, Du hast meinem Glauben den Inhalt, den Geist gegeben. Ich möchte Dir dafür die Form geben, das Wort.“

„Das Wort ist Gleichnis, wie alles Irdische.“

„Das Wort ist das Gefäß für das göttliche Geheimnis. Wie willst Du das Wasser des Lebens schöpfen, wenn Du Dein Herz nicht zum Krüge machst?“

Er zog sie zu sich nieder und sah lange in ihre Augen.

„Ich komme,“ sagte er ernst. „Es ist ein wahres Wort, wir müssen werden, wie die Kinder.“ —

Und nun strahlten die Kerzen am Weihnachtsbaum. Lotte hatte noch ein kleines Bäumchen angezündet, unter dem sie Mariachen und Ernst Stein bescherte. Beide Kinder spielten öfters mit ihr; Ernst pries den Tag, da ihn Eva zu seiner Mutter begleitet hatte, als einen Wendepunkt in ihrem Leben. Es war vorwärts gegangen und Wohlthaten brauchten sie schon lange nicht mehr.

Lotte war selig. Diesmal hatte das Christkindchen gerade gebracht, was sie sich gewünscht. Kein Wunder, Frau Eugenie pflegte ohne Liebe zu wählen und Männer sind unpraktisch, davon hatte Lottens reicher Weihnachtstisch oft Zeugnis abgelegt. Diese große Puppe aber hatte genau dasselbe Kleidchen an, wie sie es selber trug, und um ihr Bettchen hingen auch so blaue Vorhänge, wie Lotte sie hatte. Daß sich das Christkind das alles so genau merkte, wo es doch zu so vielen kleinen Kindern mußte!

Eberts und Eva mit ihrem Mann saßen um die grüne Tanne, an der die Wachslichte herunterbrannten, bis nur noch das letzte, glühende Dochtendchen aus dem Drahthalter schimmerte. Sie schwiegen alle und hingen ihren Gedanken nach, friedlichen, lieben Christgedanken, in die sich ein wenig Wehmut mischt; fordert doch nichts so sehr zu einem Rückblick auf, als die brennenden Weihnachtsterzen.

Haupt dachte an die vielen Weihnachtsabende seines Lebens, die kalt und einsam gewesen waren; kaum daß er sich in seiner Kindheit auf echte, selige Festfreude besann. Und kalt waren diese Abende geblieben, auch im eigenen Heim, auch an der Seite der schönen Frau, die nie mehr Schneekönigin gewesen war, als am Fest der Liebe. Schauernd zog

er Eva fester in seine Arme. Jetzt wußte er, was Glück war. Würde er stark genug sein, es zu tragen, wenn es das Schicksal ihm raubte? Seltsamer Gedanke, der ihm da kam, heute, wo jedes Wort, jeder Blick von ihr nichts als Liebe gesprochen hatte!

Langsam erlosch das letzte Licht an der Spitze des Baumes, gerade als das Mädchen meldete, daß das Essen fertig sei.

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus,“ rief Ebert aufspringend „Christfestpoesie ist angreifend. Ich sah mich gerade als achtjährigen Jungen selig mit meinem ersten Tuschkasten abziehen, und es wurde mir merkwürdig feucht in den Augen. Komm, Seraph, heute tauschen wir nicht, jeder nimmt sein Kreuz auf sich, das heißt, er reicht ihm den Arm.“

Die kleine Tafelrunde war sehr heiter. Lotte hatte zur Feier des Tages ausbleiben dürfen, saß zwischen den Eltern und Eva besreite sorgfältig für sie ein Stück des Weihnachtskarpfens von den Gräten.

„Trägst Deinen Orden mit Recht, Eva.“

Frau Ebert wies auf einen wunderschönen Amethystschmuck, den Haupt ihr heute um den Hals gelegt. Er hat Eugeniens Steine umfassen lassen, in Stiefmütterchenform.

„Bitte, Seraph, lasse Dir doch von Eva das Rezept zu dieser Bier Sauce geben. Mir haben Karpfen noch nie so gut geschmeckt. Wenn ich noch einmal um die Schüssel bitten dürfte! Der Kopf ist nämlich das Beste.“

Und mit harmloser Selbstgefälligkeit köpfte er unter dem Gelächter der Anwesenden die noch übrigen Fische.

„Und dabei wird er kein Pfund schwerer,“ seufzte Frau Seraph mit einem kummervollen Blick auf die eigene rundliche Gestalt.

„Das ist eben Arbeitsteilung. Ich esse das Jahr hindurch so gut und viel ich kann, und meine Frau geht dafür im Frühling vier Wochen nach Marienbad.“

Beim Nachtisch fragte er Eva, warum sie sich von ihrem Manne nicht die Erlaubnis erbeten, sich malen zu lassen.

„Weil mir nichts daran liegt.“

Sie war sehr rot geworden. Vor dem Bild im blauen Saal hatte sie noch manchen heißen Kampf zu bestehen. Nichts stirbt in der Frau so schwer, wie die Eitelkeit.

„Ich wünsche mir Evas Bild auch garnicht. Die kleine Kohlenstizze habe ich Dir damals heimlich entwendet, Ebert. Ich gestehe es jetzt, da die Schuld verjährt ist. Sie war mir ein Trost in ein paar schweren Jahren. Seit ich das Original besitze ist mein Sehnen gestillt. Deine Kunst in Ehren, aber befriedigen würdest Du mich doch nicht.“

Er hob sein Glas und ließ es an Evas anklängen.

„Auf unser Glück, Eva.“

XXI.

Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken! spricht der Herr.

Am Weihnachtsabend hatten Haupts versprochen, einen fröhlichen Sylvesterpunsch bei Eberts zu trinken, Glück zu greifen und Zinn zu gießen — und in der ersten Nacht des neuen Jahres, als alle Glocken durch die feierliche Stille klangen, die gleich darauf unter dem wüsten Trubel der herumtreibenden Glückwünschenden zu wahren Karnevalsärm entweicht wurde, da saßen beide an dem Bettchen der fiebernden, schwerkranken Lotte.

Sie gaben sich nur stumm die Hände zu langem Druck. Ein großes, banges Ahnen stand zwischen ihnen und ließ keinen Glückwunsch aufkommen.

Und dieses Ahnen schien Erfüllung werden zu sollen. Zwar hatte Lotte die widerstandsfähige, zähe Natur, die schwächtigen Kindern eigen ist, sie hatte auch in unzähligen Krankheiten ihre Probe abgelegt, aber das Fieber, das sie jetzt schüttelte, ließ sie nach jedem Anfall schwächer zurück. Der alte Medizinalrat schüttelte bedenklich den Kopf, und Evas ängstliche Augen lasen aus den Falten, in die er seine Stirn legte, eine Bestätigung ihrer schlimmsten Befürchtungen heraus.

Sie wich kaum von dem kleinen Bett. Keine Mutter hätte ihr einziges, geliebtes Kind treuer und aufopfernder pflegen können. Jede Medizin erhielt Lotte von ihr, jeden kühlenden Umschlag legte sie auf die heiße Stirn. Keine andere Hand schüttelte die Rippen auf, bettete das Kind um. Wenn sich Lottens müde Augen nach unruhigem Schlummer öffneten, so fielen sie auf die blassen, überwachten Züge der Stiefmutter, die wie ein Schutzengel neben dem Bettchen saß.

Ihr Mann rebete ihr zu, sich zu schonen, wollte sie mit sanfter Gewalt zur Ruhe zwingen, aber sie schüttelte nur stumm den Kopf. Sie aß und schlief so viel, als notwendig war, um nicht zusammen zu brechen, die übrige Zeit rang sie mit der Krankheit und den Schatten des Todes.

Für wen kämpfte sie eigentlich so verzweifelt? Weshalb sank sie in stillen Stunden in die Kniee und rang die Hände in stummem Flehen? War es wirklich nur das Leben dieses unglücklichen Kindes, das sie dem Vater droben abringen wollte? Sie wußte, daß Haupt selbst sich an den Gedanken gewöhnt hatte, Lotte wie ein geliehenes Gut zu betrachten, das er in kürzerer oder längerer Zeit zurückerstatten mußte.

Das war es also nicht. Eva kämpfte um ihr Glück. Es schien ihrer überspannten Phantasie, ihren gereizten Nerven, als sei Lotte das innerliche Band zwischen ihr und ihrem Gatten, das nicht reißen durfte. Sie sah seinen unterdrückten Jammer, seine Unruhe. Nicht angerührt hatte er die Feder seit dem Tage, da das Fieber bei Lotte plötzlich ausgebrochen war, kaum die laufenden Arbeiten wurden erledigt, im letzten Augenblick ging er ins Kolleg, um wenige Minuten nach Schluß der Vorlesung wieder da zu sein, atemlos, eine tödtlich bange Frage in den Augen: lebt sie noch?

Von seinem Werke sprach er mit keiner Silbe, und doch ging der Januar zu Ende, und Eva wußte, daß das Manuskript lange, lange nicht beendet war. Wie mußte er dieses Kind lieben, wenn die

Pläne seines Ehrgeizes in nichts versanken vor seinem Schmerzenslager. Mehr, viel mehr, als er sie liebte! Wer weiß, ob er sie nicht nur feinetwegen so liebevoll an sein Herz genommen, ob er sich nicht nur Lottens wegen so innig an der veränderten Häuslichkeit gefreut hatte? — Wenn Evas nagende Gedanken in ihrem ewigen Kreislauf an diesem Punkte anlangten, dann hätte sie am liebsten mit Lotten tauschen mögen, und sich ausstrecken zu ewigem Schlaf. War das schwer, wenn er ihre Hände hielt und der letzte Blick seine Augen traf, in denen nichts lag, als Liebe? Aber weiter leben, zu sehen, wie seine Liebe allmählich matt und lau wurde, wie sie unnötig wurde, verdrängt von Arbeit, Ruhm oder Pflicht, ein Gegenstand jener Fürsorge und Güte, die er für alle hatte, vielleicht ein Hindernis, ein Hemmschuh —

Warum nicht ein Hemmschuh? Starb das Kind — sie lauschte angstvoll nach dem Bettchen hin, für Minuten hörte sie nur die eigenen lauten, stürmischen Herzschläge — starb das Kind, dann war sie doch eigentlich nichts anderes für ihn, dann würde er mehr Trost finden, wenn er sich ganz seinem Beruf hingab, als ihm ihre unruhige Liebe bieten konnte, diese Liebe, die nie demütig genug werden würde, um da eine bescheidene, stille Dienerin zu sein, wo sie einst die angebetete Herrin gewesen war.

O wie endlos lang sind solche Krankenwachen! Wenn in der warmen Luft der süßliche Arzneigeruch liegt, und in dem Dämmerlicht die Flaschen mit den langen, schmalen Papierstreifen nur den Totenkopf auf dem Schilde zeigen, wenn alles an Sterben und Vergehen gemahnt, und die Uhr so hohl ihre Stunden ausruft!

Dann kam er, beugte sich über den Lehnstuhl, streichelte das blasse Gesichtchen und sagte:

„Geh, Liebling, sonst wirst Du mir auch noch krank.“

Aber sie schüttelte den Kopf und griff nur nach seiner Hand und ließ sie schauernd fallen, wenn sie kalt war, wie ihre eigne.

Und der Todesengel ließ sich nicht halten. Er kam und holte die kleine, blasser Blume, um sie hinauszutragen in den großen Garten und in besseres Erdreich zu pflanzen, daß auch sie blühe und Frucht trage. —

„Die Liebe, die Du an Lotten gethan, kann ich Dir nie vergelten, Eva,“ sagte er wenige Tage nach der Beerdigung, „die letzten Monate ihres Lebens hindurch durfte sie wenigstens die Sonne der Mutterzärtlichkeit empfinden. Ich wünschte, es hätte noch länger gewährt.“

Sie antwortete nicht. Sie war wie erstarrt in ihrem Schmerz. Aus den liebevollen Worten hörte sie nichts, als die Bestätigung ihrer Befürchtungen heraus.

Er mußte wieder an die Arbeit, die Zeit drängte. Ihre Blässe, ihre Mattigkeit schob er auf die Anstrengungen der Pflege. Er war lieb und gut mit ihr, aber es war ihm nicht zu Mute nach stürmischen Zärtlichkeiten. Eher gab er ihr die sanfte, stille Liebe, die auch Lotten gegolten hatte! Mußte sie ihm nun doch alles sein, mehr als je.

Und sie lehzte nach einem heißen Wort der Liebe, ihr Herz schrie nach seinem Ruß, nach seiner Umarmung. Wie die Wochen vergingen reifte ein Entschluß in ihr.

„Du bist krank, Eva,“ sagte Tante Seraph eines Tages, „nun sitzt Du hier Tag für Tag allein und grübelst. Der liebe Herrgott kann Dir reichen Ersatz geben für das arme, kleine Ding, die Lotte. Du solltest Dich herausreißen. Am besten, Du gehst einige Zeit zu Deinen Eltern.“

„Du könntest Recht haben,“ antwortete Eva mit einem seltsamen Blick.

„Ich werde gleich mit Haupt sprechen.“

Die resolute Frau erhob sich, um den Worten die That folgen zu lassen, aber Eva legte abwehrend die Hand auf ihren Arm.

„Laß, ich sage es ihm lieber selbst. Zudem würdest Du ihn nur stören, er arbeitet.“

„Das solltest Du nicht zulassen, Eva. Zuletzt liegt Ihr alle beide und ich kann pflegen kommen. Er sitzt den ganzen Tag am Schreibtisch, Du weinst.“

„Ich weine nicht mehr, Tante Seraph.“

Sie sprach wahr, die Thränen waren lange versiegt.

Frau Ebert ging kopfschüttelnd nach Hause.

„Und ich spreche doch mit ihm,“ murmelte sie. —

Nach Hause! Als der Gedanke zum ersten Mal durch Evas denkmüdes Gehirn gezuckt, war sie davor erschrocken. Aber er kam immer wieder, und sie gewöhnte sich daran, bis er ein Freund wurde, ein Tröster.

Nach Hause! Fort von hier, fort von ihm. Nicht für immer, nur so lange, bis wieder Klarheit in ihr Denken, Friede in ihr Herz kam. Ihm nichts sagen, fortgehen ohne Abschied, und dann abwarten, ob er das Leben ohne sie ertragen würde. Sie hatte sich in letzter Zeit so oft nach einem Prüfschein seiner Liebe gesehnt — nun würde sie erkennen, ob sie noch seine alte Eva war, sein alles.

In den Augen der Menschen war es ja das Natürlichste, Tante Ebert hatte es gesagt. So würde nicht einmal der Schatten übler Nachrede auf ihren Entschluß fallen.

Und wer weiß! Vielleicht war es ihm lieb so. Wer kann das Herz der Menschen ergründen? Dann war es doch das Einfachste, daß sie ging. Später konnte man ja weiter sehen.

Eva war so überreizt, so verbittert, daß ihr nicht einen Augenblick der Gedanke an das große Unrecht kam, daß sie begehen wollte. Der Entschluß kräftigte sie, regte sie an, und als Haupt beim Abendessen eine Spur von Rot auf ihren Wangen sah, jagte er befriedigt: „Das ist recht, Lieb. Finde Dich selbst wieder.“

Und sie lächelte.

Wie er am andern Morgen fort ging und ihr den gewöhnlichen Abschiedskuß bot legte sie beide Arme um seinen Hals. Ein unterdrücktes Schluchzen durchbebt ihren Körper. Aber auf seine zärtliche Frage, ob ihr etwas fehle, verneinte sie kopfschüttelnd.

Dann ging sie in die Küche und gab ihre Verordnungen. Auf die Köchin konnte sie sich verlassen,

die ging durchs Feuer für sie. Es sollte ihm an nichts fehlen. Minna würde das besser besorgen, als sie selber. Sie gab ihr Geld für die laufenden Ausgaben, später sollte sie sich an den Herrn wenden, sie ging zu ihren Eltern.

„Ist ein reines Glück. Die Frau Professor schwinden ja hier ganz hin,“ sagte das treue Mädchen. Gepackt war bald.

Sie schloß sorgfältig ab und brachte die Schlüssel auf seinen Schreibtisch. Langsam las sie seine Arbeit vom vorhergehenden Tage durch. Das pflegte sie immer zu thun, er verschloß deshalb das Manuscript nie. Fand sie etwas, was ihr auffiel, was sie nicht verstand so sagte sie es ihm, er besprach es dann mit ihr. Das beglückte sie beide. Damals! In letzter Zeit hatte sie nichts mehr gefragt, aber nachgelesen hatte sie immer noch.

Wie schön und klar das war, was er geschrieben! So scharf und treffend. Jedes Wort zur Sache gehörig und jeder Satz ein Gedanke. Wie stolz sie darauf war — früher! Nun quälte sie gerade diese Objektivität, die sich außerhalb der Dinge stellen konnte, die prüfte und verwarf, nach dem Wert, ohne Schwäche. Ja, er verstand seinem Herzen zu gebieten, daß es ihm zuckend folgen mußte auf den geraden Weg der Pflicht.

Sie — sie war ja nur ein Weib! Darum streichelte sie wohl auch die Blätter, die seine Hand berührt hatte, legte ihre Wange darauf und flüsterte ihnen einen zärtlichen Abschiedsgruß für ihn zu.

Dann griff sie zu seiner Feder und schrieb.

„Verzeihe mir, mein Geliebter, wenn ich ohne Dein Wissen und ohne Abschied auf einige Zeit zu den Eltern gehe. Ich kann nicht anders. Schon seit Wochen leide ich unter schweren Zweifeln, die ich unbeeinflusst von Dir durchkämpfen muß, dem Zweifel daran, ob ich Dir zu Deinem Glück wirklich notwendig bin.“

Deinem Hause bin ich seit Lottes Tode entbehrlich, ob auch Deinem Herzen, das soll mich diese Trennungszeit lehren.

Eberts nehmen an, daß ich die Reise mit Deinem Wissen unternommen habe, ich überlasse es Dir, in wie weit Du sie einweihen willst.

Willst Du, so findest Du auch zum zweiten Mal den Weg zu mir. Leb' wohl.“

Sie hatte nicht gestocht, als sie die Worte niederschrieb. Jetzt, beim Durchlesen, kamen sie ihr so kalt vor, wie die Hand, die die Feder hielt.

Da kam die Droschke, die Minna geholt hatte. Rasch schrieb sie einige Worte zu.

„Bis in den Tod Deine Eva.“

Dann verschloß sie den Brief in ein Couvert, adressierte, fuhr noch einmal mit der Hand liebevoll über das grüne Tuch des Schreibtisches und ging hinaus.

Minna legte ihr den Mantel um und trug die Sachen nach dem Wagen.

„Halte gut Haus, Minna, und koche nur, was der Herr Professor gerne ißt.“

## XXII.

Als Haupt mittags nach Hause kam suchten seine Augen Evas Fenster. Es war leer. Das in letzter Zeit so weiß und schmal gewordene Gesichtchen nickte nicht zu ihm hinab. Obgleich schon Mitte Februar war es draußen noch eifig kalt. Er schüttelte vor der Korridorhür erst die Schneeflocken von seinem Pelz, dann schloß er auf und trat in sein Zimmer, die Hefte auf den Tisch zu legen.

Da sah er den Brief. Er nahm ihn auf, erst verwundert, dann von einem plötzlichen Schrecken durchzuckt, von einer Eiseskälte in seinem Herzen vorbereitet auf den Schlag, der ihn treffen sollte.

Und doch verstand er nicht, was er las. Es war ja eine Unmöglichkeit, ein Scherz. Dort, hinter dem Vorhang ihrer Zimmerthür mußte sie stecken und ihm mit dem alten, silberhellen Lachen um den Hals fallen. Aber ihr Zimmer war leer, und trotz der behaglichen Wärme wehte es ihn an, wie Grabesluft.

Da begriff er, daß es Wahrheit war. Sie hatte ihn verlassen. Seine Eva hatte ihn verlassen!

Warum? Was hatte er ihr gethan? Ruhelos fing er an, in den Zimmern auf und ab zu gehen und sich immer wieder diese Frage vorzulegen. Eine Antwort fand er nicht. Wieder und wieder las er den kurzen Brief. Den hatte sie ja garnicht geschrieben, seine süße kleine Frau, sein herziges Dummerle diese fremden, kalten Zeilen. Da, die wenigen Worte, unten, mit zitternder Feder aus dem unwillkürlichen Empfinden des Herzens heraus: Deine Eva bis zum Tod! die waren von ihr!

Minna machte ein sehr gekränktes Gesicht, als sie ihr schönes Mittagessen ebenso wieder abtrug, wie sie es hereingebracht hatte. So zu haben brauchte sich der Herr Professor doch auch nicht! Schließlich hatte er weiße Haare; in den Jahren wird man nicht mehr satt von Liebestummer! Aber die junge Frau war ja ebenso. Bläß wie der Tod hatte sie ausgesehen, als sie heute abfuhr.

Am Nachmittag kamen Eberts.

„Wo ist Eva? Sie soll mit uns spazieren gehen.“

„Abgefahren. Ich denke, Du wußtest es, Seraphine.“

Frau Ebert ließ sich überrascht auf einen Stuhl fallen.

„Abgefahren! Aber das geht doch nicht so schnell, Gestern sprach ich zum ersten Mal davon mit ihr. Da hatte sie Dir ja noch garnichts gesagt.“

„Es ist aber doch so schnell gegangen.“

Onkel Dick pfiß vor sich hin. Endlich sagte er: „Ich denke, Haupt, uns gegenüber brauchst Du aus Deinen Herzen keine Mördergrube zu machen. Eva ist abgereist, ohne Dir etwas mitzuteilen.“

Haupt schwieg. Dann kam ihm ein Gedanke.

„Seraphine, hat meine Frau Dir je angedeutet, daß sie nicht glücklich sei?“

Tante Seraph bereute auf. Sie wurde in einem Augenblick der Engel mit dem feurigen Schwert.

„Ich bitte Dich! Nicht glücklich! Wenn je eine

Frau ihren Mann anbetet — was ich natürlich für höchst überflüssig halte — so war sie es.“

Dann fügte sie nachdenklich und bedeutend sanfter hinzu:

„Sie war allerdings sehr eifersüchtig auf die erste Frau.“

„Auf Eugenie?“

Es klang fassungsloses Erstaunen aus der Frage.

„Hast Du das nie gemerkt?“

„Ne — doch — warte, einmal ja. Ich hielt es für eine augenblickliche Laune.“

„Und dann —“ Frau Ebert rang ersichtlich mit einem großen Entschluß. Haupt war kein Mann, dem man mit solchen Dingen kommen durfte. „Und dann — fand ich selbst, daß Du sie seit der Arbeit da etwas vernachlässigtest. Sie ist doch eine junge Frau, und sie war so viel allein.“

Sie atmete sichtlich erleichtert auf, als es heraus war. Es war aber ihre Überzeugung, und mit der hielt sie nicht hinter dem Berg.

Haupt schwieg und Onkel Dick, dem die Sache peinlich wurde, sagte, nach seinem Hut greifend:

„Jedenfalls kommt sie bald zurück.“

„Ich hoffe es,“ war die ernste Antwort.

„Wirst Du nach Königsberg fahren?“

Tante Seraph bereute die Frage, sobald sie ihr entschlüpft war. Es erschien ein Zug so fester Entschlossenheit in seinem Antlitz.

„Nein,“ sagte er.

Sie gingen. Onkel Dick pfiß bis zum Brandenburger Thor den Pariser Einzugsmarsch. Dann fing er mit dem Dessauer an.

„Höre um Gotteswillen mit dem albernen Pfeifen auf, Dick, und sage was Du meinst.“

Er brach mitten in einem möglichst falschen langgezogenen Ton ab und sagte:

„Ich denke, daß alle Frauen geborene Despoten sind, die uns als Sklaven tagüber zu ihren Füßen sehen wollen. Sie vergeßen ganz, daß das erstens eine sehr unbequeme Stellung ist, zweitens nur durch große Jugend entschuldigt werden kann, drittens die Kniee durchdrückt, viertens —“

Tante Seraph wendete sich mit so fühlbarer Verachtung ab, daß Dick schwieg und sein übriges Beweismaterial für die Herrschucht der Frauen in unartikulierten Tönen anlegte. —

Das waren schlimme Tage für Haupt, fast schienen sie ihm die trübsten seines Lebens. Es war gut, daß er arbeiten mußte, daß er nicht Zeit hatte zu grübeln, wie in den ersten Stunden.

Er hatte Eva ein paar Zeilen geschrieben, liebevoll, aber ernst. Ob sie ihm zum Leben notwendig sei oder nicht, darauf würde ihr eigenes Herz ihr Antwort geben, wenn sie es ruhig befrage; er könne sie nicht holen, denn sie sei nicht mehr das Mädchen seiner Wahl, sondern sein Weib, das von selbst wissen müsse, wo ihr Platz sei. „Ich erwarte Dich täglich. Laß mich nicht zu lange harren,“ hieß der Schlußsatz.

Und er wartete von Tag zu Tag, immer ungeduldiger, immer sehnsüchtiger. Wenn die Schnellzüge aus Ostpreußen einliefen, lauschte er eine halbe Stunde lang, ob kein Wagen vorfahre. Ging Minna



um diese Zeit an seiner Thür vorbei, so fuhr er auf, mitten aus der tiefsten Arbeit. Wie denn sie sich öffnete, wenn der Flüchtling wiederkäme? Unwillkürlich breitete er die Arme aus — ob er sie festhalten würde?

Aber sie kam nicht und ihre lieben, klaren Schriftzüge standen auf keinem der vielen Briefe, die bei ihm abgegeben wurden.

Täglich mußte Minna das Zimmer der gnädigen Frau heizen und sorgfältig Staub wischen. Kam dann die Dunkelstunde und mußte er die Feder hinstellen, so ging er hinüber, setzte sich in ihren Stuhl, stellte die Füße auf das weiche Fell, in das sie die ihren so gern vergrub und hielt Zwiesprache mit seinem Herzen. Auf dem Stuhl lag ein weiches, schwarzes Tuch, daß ihr gehörte. Daran lehnte er seine Wange, bis er meinte, die Wärme des geliebten Körpers zu fühlen, bis er sich einbildete, sie in seinen Armen zu halten.

„Du hast mir nur einen Schmerz bereitet, Eva, nur einen. Aber die Wunde kann nie heilen, wenn Du nicht kommst, und Deine weichen Hände darauf legt und mich gesund küßt mit Deinen warmen Lippen.“

Und doch trat sein eigener Kummer in den Hintergrund, wenn er an den ihren dachte. Wie mußte sie gelitten haben, ehe es in ihr so trübe und dunkel wurde, daß sie einen solchen Entschluß ausführen konnte!

Er hatte auf ihrem Tisch die Lieder an Eugenie gefunden und die Spuren der Thränen auf den vergilbten Blättern gesehen. Über die Blut jener Verse ging er mit einem Achselzucken hinweg — die Thränen Spuren küßte er zärtlich. Er begriff jetzt alles und verstand, wie es gekommen war. Wenn man rückwärts schaut wird einem manches klarer — Frau Ebert hatte recht gehabt — er hätte nicht nur seiner Arbeit leben dürfen. Und noch einen Vorwurf machte ihm sein Herz: er hätte ihr die tiefe, glühende Zärtlichkeit seiner Seele nicht verbergen dürfen. Wie oft, wenn sie in ihm aufwallte und Ruhe und Vernunft überdönen wollte, hatte er an seine grauen Haare gedacht und geschwiegen. Es lag so viel Kindliches in Evas Wesen, der Unterschied der Jahre war ihm bei ihrem Anblick oft so fühlbar, daß er gemeint hatte, ihr müsse seine väterliche Güte lieber sein, als seine heiße Leidenschaft.

Aber eine Frau, die ihr alles giebt, will nicht geliebt sein, wie ein Kind.

So war sie neben ihm hergegangen mit dem vollen, schweren Herzen und hatte das rechte Wort nicht gefunden. Armes Kind! Und doch lag hierin der Vorwurf, den er ihr machen mußte, der Mangel an Vertrauen. Sie hätte zu ihm flüchten müssen mit ihren Schmerzen, er hatte ein Recht darauf. Nun sie es aber nicht gethan hatte, nun sie gegangen war, konnte, durfte er sie nicht holen, und wenn seine Seele noch so gebieterisch ihn zu ihr drängte. Von selbst mußte sie kommen, dann wollte er die Arme aufstehen und sie in sein heißes Herz sehen lassen, dann würde sie nicht wieder glauben, daß er nur eine Mondscheinliebe für sie habe.

Aber sie kam nicht. Die Wochen vergingen, Märzlüfte wehten und trugen unter ihren noch rauhen Fittichen doch schon den ersten Lenzensatem wie ein süßes köstliches Geheimnis.

Onkel Dick kam öfter und jedesmal piff er nachdenklicher, wenn er die Treppe herunterstieg. Beging die Eva da bei all ihrer kirchlichen Frömmigkeit nicht eine Todsünde, dann wollte er in seinem ganzen Leben keinen Pinsel mehr anrühren! Eins mußte er, kam sie nun nicht bald, dann fuhr er selber hin und holte sie, und wundern sollte sie sich, wenn er ihr den Standpunkt klar machte! Aber die Weiber! Wenn sie dem Manne nicht so unbedingt notwendig wären, nicht nur zum leiblichen Wohlbehagen — Onkel Dick dachte mit Rührung an das wunderbare Ragout in Muscheln von heute Mittag — sondern auch in idealer Beziehung — wo bliebe z. B. die ganze Malerei ohne sie? — dann könnte man sich wirklich wundern, daß sie dem lieben Herrgott einmal eine Rippe wert gewesen waren. Seraph war doch wirklich eine von den Besten, für diesen Fall hatte sie aber auch kein Fünftchen Verstandnis. „Daß ihn sie nur ein Weilchen entbehren,“ hatte sie heute gesagt, „dann wird ihm vielleicht der Unterschied zwischen einem in Schweinsleder gebundenen Folianten und einem so herzigen Frauchen klar werden.“

Wenn sie ihn nur gesehen hätte in der letzten Zeit, wie verfallen er ausah, und wie fieberheiß und feucht seine Hände waren! Onkel Dick machte sich überhaupt nichts aus der ganzen Kunstgeschichte; am wenigsten aber aus der alten. —

Und sie? Eva? Sie saß und wartete, auf ein Wunder, auf ein Zeichen vom Himmel, das ihr den rechten Weg zeigen sollte. Aber es geschah keine Zeichen und Wunder, wenn wir müßig sitzen und die Hände in den Schoß legen.

Zuerst war sie körperlich wirklich so angegriffen, fühlte sie sich so müde und nervös, daß die zärtliche Sorgfalt, mit der sie daheim umgeben wurde, ihr eine unendliche Wohlthat war. Daß sie Ruhe und Erholung brauchte, das sah man ihr an, auch ohne daß sie es erst versicherte. Allmählich kamen der Frau Regierungsrat doch geheime Bedenken, ob auch sonst alles in Ordnung sein mochte. Aber sie war eine kluge Frau und ihr Schwiegersohn hatte ihr nicht nur gewaltig imponiert, sondern ihr auch unbedingtes Vertrauen eingeflößt. Das war nun einmal nicht anders im Leben, auf die Flitterwochen kamen die Zwitterwochen. Daß ihrer Eva manches schwerer wurde, das glaubte sie ja gerne, aber mit keinem Wort rührte sie daran, und Eva dankte es ihr aus tiefster Seele.

Sie hatte ihr altes Mädchenstübchen wieder bezogen und in langen, einsamen Stunden hielt sie nun Einkehr in sich selbst. Hier störte sie ja nichts, sie brauchte nicht warten, bis er mittags um die Ecke der stillen Straße bog und konnte sie nicht grübeln, ob sein Kuß heute weniger warm war, als gestern.

Wie sie aber gesundete in der warmen Luft des Elternhauses, wie wieder Farbe in die Wangen und Ruhe in die Seele kam, da erwachte langsam auch wieder die alte fröhliche Zuversicht, das Rechtsbe-

mußte sein und gerade Pflichtgefühl in ihr, da brannten ihr zwei Bibelworte in ihrem Herzen: er soll Dein Herr sein, hieß das eine, und das andere: ich will ihm eine Gehülfin machen! War sie ihm eine Gehülfin gewesen, jetzt, wo er ihrer so sehr bedurft hätte? Das Blut stieg Eva in die Wangen, und die Einflüsterungen von Selbstsucht und Eigenliebe mußten verstummen vor der ehrlichen, lauten Stimme des Gewissens.

Und wie der Schnee draußen, so schmolz die Rinde künstlichen Eises um ihr Herz und der warme Quell natürlichen Empfindens brach sich wieder Bahn. Und wenn Eugenie eine Prinzessin Taufendtschön gewesen wäre, wenn er sich um Lote noch mehr gesorgt und Tag und Nacht über den Büchern geseßen hätte, — was hatte das mit ihr zu thun, mit ihrer großen Liebe? Hatte sie nicht oft genug dem Pochen seines Herzens gelauscht und sich jeden Pulschlag überseßen können? So lange die eigene Liebe rein und selbstlos gewesen war, hatte sie verstanden, was das sagte; wie aber ein Hauch schon den Spiegel trübt, so hatten unreine Leidenschaften das heitere Bild ihres Glücks in ihrem Herzen zerstört.

In diesem selben Zimmer, das früher ihrem Bruder gehört, hatte sie zum ersten Mal seinen Namen vernommen, war ein Bild dieses selbstlosen Lebens und Schaffens vor ihrem Geiste entrollt worden; und sie hatte diesem Wirken und Streben ein Ziel setzen wollen — und noch so ein jämmerliches Ziel für einen echten Mann, hatte verlangt, daß er in seinen reifen Jahren ausging in weichlicher Liebe zu einer kleinen, unbedeutenden Frau!

Hier hatte sie einst ihrem Bruder Worte nachgesprochen, die sie selbst kaum verstand, und die sie doch mit ahnungsvollen Schauern durchbebten: merke auf den Sabbath Deines Herzens! Als er aber gekommen war, da hatte sie den stillen Feiertag selbst geschändet und entweiht. —

Eines Tages, anfangs März, wie sie von ihrem Fenster aus den roten Sonnenball hinter den altmodischen, spitzgiebeligen Häusern der alten Kaufmannsstadt verschwinden sah, ergriff sie die lang unterdrückte Sehnsucht mit solcher Macht, daß sie plötzlich aufsprang. Was hinderte sie denn, zu ihm zu gehen, bald, morgen schon? Warum darbt sie, wie einer, der sich freiwilligem Hungertode ergiebt an reichbefleckter, lodender Tafel? Wie ihr Herz schlug bei dem Gedanken! Sofort wollte sie zur Mutter, ihr ihren Entschluß mitteilen, ihr alles sagen, nun, da der Sieg über das Ich endlich erfochten war.

Da klopfte es an ihre Zimmerthür. In der hochgradigen Erregung des Augenblicks bildete sich Eva fast ein, Gott belohne ihre Selbstüberwindung sofort, und da käme Nachricht von ihm, vielleicht er selbst.

Sie preßte beide Hände auf das Herz, um sie mit einem Seufzer der Enttäuschung sinken zu lassen, als sie im Dämmerlicht das eintretende Mädchen erkannte.

Es reichte der Frau Professor eine eben abgegebene Depesche und ging hinaus.

Eva mußte die Stirn an die Scheiben drücken, um die Worte in der großen, gleichgültigen Beamten-

handschrift mit dem breiten Blauflüststrich noch entziffern zu können.

Die Worte lauteten:

„Haupt schwer krank. Komme sofort.“

Seraphine.“

### XIII.

„Das wirst Du nicht thun, barmherziger Gott, das nicht!“ sagte sich Eva fortwährend, und sie klammerte sich an das „barmherzig,“ wie sich ein Kind in Krankheit und Gefahr an den Hals der Mutter klammert. „So furchtbar wirst Du mich nicht strafen.“

Um sieben Uhr war die Depesche eingetroffen, zwei Stunden später saß sie schon im Nachtschnellzug. Frau Regierungsrat König hatte sie durchaus begleiten wollen, aber sie litt es nicht.

„Wenn ich Dich brauche, werde ich schreiben, ich verspreche es; aber jetzt muß ich allein sein, Du kannst mir ja auch nicht helfen, Mama.“

Der Vater gab ihr recht. Seine Frau war selber kränklich, und auf Eva konnte er sich verlassen.

Und nun brauste der Zug dahin, durch die stürmische Frühlingsnacht. Er kam von Sydtkuhnen, es war tüchtig geheizt, und die ganze Abteilung erfüllte die trockne, unangenehme Wärme der glühenden Bolzen. Eva hatte das Fenster heruntergelassen, ihr war, als müsse sie ersticken. Die Gasflamme flackerte so unruhig, sie zog den grünen Schirm herunter; dann starrte sie in die Dunkelheit hinaus. Der Wind trug den weißen Dampf der Lokomotive mit rasender Schnelligkeit an ihr vorüber, glühende Funken tanzten darin einen tollen Reigen. Die grünen und roten Lichter der Weichensignale flogen an ihr vorbei, und dazu rasselte und dröhnte es, klirrten die Schienen und klapperten die Wagen mit der ganzen Hölle, die in der Totenstille der Nacht so unheimlich scheint. Die Bahnhöfe öde und leer, der grelle Pfiff des Stationsvorstehers das einzige Lebenszeichen, und auf dem hellerleuchteten Zifferblatt der Uhr schien der Zeiger so langsam fortzuschreiten, so tödlich langsam.

Wenn man doch aufhören könnte zu denken, wenn doch die wilden Herzschläge aussetzen wollten, nur ein paar Minuten lang! Aber das ging schneller, als der Frühjahrssturm, rasender, als die Bewegung der Räder.

Vor einem halben Jahr war sie dieselbe Strecke gefahren, da war der Himmel ihrer Liebe blau und wolkenlos gewesen, da hatte er ihr leise und zärtlich von der Insel der Seligen erzählt, auf die er sie brächte. Ach, die selige Insel war versunken in dem Meer der Leidenschaft!

Allmählich wich die Dunkelheit dem Schatten der Dämmerung. Im Osten graute der Tag, noch eine kurze Fahrt in dem fahlen Licht des ersten Morgens, und der Zug rasselte in den Friedrichstraßenbahnhof ein.

Wie der Schaffner die Thür öffnete, stand Onkel Dick vor derselben. Er hob die junge Frau aus dem Wagen und küßte sie so zärtlich ab, als hätte er niemals daran gedacht, ihr eine „Standrede“ zu halten.

„Nur ruhig, Herzchen, nicht weinen! Es wird gewiß noch alles gut werden. Seraph ist bei ihm und pflegt ihn.“

Sie hielt in der Droschke den ganzen Weg über seine Hand umklammert und sah ihn mit so todes- traurigen, bangen Augen an, daß ihm selber Thränen aufstiegen. Natürlich, erst brocken die Frauen die ganze Suppe ein, und dann versalzen sie die Mahlzeit mit ihren Thränen. Aber mit solcher Angst mußte man ja Mitleid haben.

„Ist bloß ein Nervenfieber, Eochen,“ sagte er in einem Ton, als handle es sich um einen Schnupfen, „bloß ein Nervenfieber, wegen Überanstrengung mit seiner Arbeit und hm, ja — wegen großer seelischer Abspannung.“

Eva preßte die Hand auf das Herz.

„Ist das Werk fertig?“

„Weiß ich nicht. Solange er auf war, lagen immer ganze Berge Konzeptpapier auf seinem Schreibtisch. Lesen kann ich ja von seiner unglaublichen Handschrift keinen Buchstaben; begreife die Setzer nicht.“

„Es wird alles abgeschrieben,“ antwortete sie, und eine neue Furcht krallte sich in ihr Herz. Wenn alle Arbeit umsonst gewesen, wenn das Werk zu spät kam? Der Ablieferungstermin war so nahe, es mußte fertig werden.

Da hielt der Wagen, sie flog die Treppe hinauf, kaum daß ihr Minna den schweren Reisepelz abnehmen konnte, sie lief durch die Zimmer und hielt dann doch vor der Thür zur Schlafstube, als wage sie sie nicht zu öffnen, als könne sie nicht den Schleier von dem Antlitz der Wahrheit ziehen.

Da öffnete sich die Thür leise und Tante Seraph trat heraus. Sie schloß die junge Frau in die Arme und führte sie zum Sofa.

„Weine Dich erst aus, Kind, und dann gehe zu ihm. Er schläft meistens, Fieberphantasien sind selten.“

„Hat er von mir gesprochen, Tante?“

„Wenn er bei Besinnung war, nie. Im Fieber oft.“

Sie streichelte den braunen Scheitel.

„Es war doch Unrecht, Eva.“

„Ja gewiß, ich weiß es. Aber ich wollte kommen, Tante; ich hatte es erkannt, auch vor der Strafe, heute wollte ich zurückkommen.“

Ein leises Geräusch im Krankenzimmer ließ sie auffahren.

„Bleib,“ bat sie aufstehend.

Dann ging sie gefaßt und ruhig hinein und schloß die Thür hinter sich.

„Gott gebe ein gutes Ende,“ seufzte die kleine Frau, die rundlichen Hände faltend, und ihr eben eintretender Gatte sagte mit einer bei ihm ungewohnten Feierlichkeit: „Amen!“ —

Gott gebe ein gutes Ende, sagte auch Eva, als sie am Lager des Gatten von den Knien aufstand. Dann zog sie den Vorhang des einen Fensters ein wenig zurück und setzte sich auf den Bettrand. Wie gut sie in seinen Bügen lesen konnte! Hier, die Falte hatte noch nicht zwischen den Brauen gestanden, als sie ihn verließ, und so weiß waren die Haare an den Schläfen nicht gewesen. Sie küßte leise die

abgemagerten Hände, es schien ihr, als hätte sie das Recht verwirkt, ihre Lippen auf seinen Mund zu legen.

Als sie nach einer Weile wieder zu Eberts kam, leuchtete ein solcher Frieden von ihrer Stirn, daß Tante Seraph sich wunderte. Sie hatte eigentlich erwartet, sie niedergedrückt und verzweifelt zu finden.

„Du mußt nun nach Hause, Tante, und Dich ausruhen. Ich werde Dir sehr dankbar sein, wenn Du täglich nach mir siehst, aber eigentliche Hilfe brauche ich nicht, ich werde ganz gut allein fertig. Und Du, Onkel Dick, gehst bitte, noch zu dem Schreiber, der immer seine Manuskripte erhält. Ich möchte ihn in einer Stunde sprechen.“ —

Mit dem Schreiber, einem ärmlich aussehenden hüftelnden Menschen, der von Professor Haupt unterstützt wurde und für ihn durch's Feuer gegangen wäre, stand sie dann am Schreibtisch. Der letzte Teil der Arbeit lag noch bogenweise darauf herum, so wie er sie verlassen. Frau Ebert hatte nur abgeschlossen und sich nicht weiter darum gekümmert. Die Feder lag auf dem letzten Blatt, unter dem wunderbaren Schnörkel, mit dem er das Ende seiner Arbeiten zu bezeichnen pflegte; einige schwarze Flecke hatte sie beim Herunterrollen gemacht. Seine Kraft hatte augenscheinlich gerade bis zum Ende gereicht, denn vorgestern früh hatte ihn Minna im Sessel der gnädigen Frau im kleinen Zimmer gefunden. Auf dem Schreibtisch hatte noch qualmend die kleine Arbeitslampe gestanden.

„Das kann ich in acht Tagen nicht abschreiben, Frau Professor,“ sagte der hektische Schreiber.

„Es muß sein.“

„Und wenn ich Tag und Nacht arbeite, so brauche ich mindestens die doppelte Zeit dazu.“

„So nehmen Sie Hilfe.“

„Leicht gesagt, und wenn ich auch gleich jemand fände, so müßte er sich doch erst in die Handschrift einlesen, und das erfordert Zeit, sie ist gar zu un- deutlich.“

Dem kleinen Mann stand der Angstschweiß auf der Stirn. Er hätte gerne geholfen, aber das durfte er nicht übernehmen.“

Eva dachte nach.

„So nehmen Sie die Hälfte. Das andere werde ich abschreiben.“

„Frau Professor!“

„Ich schreibe eine deutliche, gute Hand. Es wird, es muß gehen.“

Seufzend fügte er sich. Mit einem mitleidigen Blick auf die zarte Frauengestalt schob er sich noch einen Stoß von dem Papier zu, das sie für sich bei Seite gelegt, dann ging er unter wiederholten Versicherungen strengster Pünktlichkeit.

Eva machte sich im Krankenzimmer in der Nähe des Fensters einen Tisch zurecht und fing ihr Werk mit Feuereifer an. Er war ein sehr ruhiger Kranker, die Abspannung der vorhergehenden Wochen war eine so große gewesen, daß er nun fast beständig schlief.

Der Medizinalrat schüttelte den Kopf zu Evas Vorhaben, aber sie sagte auch ihm, daß es sein müsse, daß es die ganze Genesung ihres Mannes auf's

Spiel setzen würde, wenn er erführe, sein Werk sei nicht zur rechten Zeit gedruckt worden.

„Wir sind aber noch garnicht bei der Genesung, meine gnädige Frau. Diese fortwährende Schlafsucht und die dauernde Bewußtlosigkeit sind keine guten Zeichen.“

„Aber wir werden dahin kommen,“ erwiderte sie zuversichtlich.

Der Herr Geheimrat erkannte sie nicht wieder. Während Lottens Krankheit war sie niedergedrückt, verzweifelt gewesen. Und doch handelte es sich da um die kleine, verkrüppelte Stieftochter. Hier lag nun der leidenschaftlich geliebte Mann zwischen Leben und Tod — sie aber verlor nicht einen Augenblick die Besonnenheit und Hoffnung.

Es strengte sie auch scheinbar garnicht an, obgleich sie Tag und Nacht am Schreibtisch die Feder über das Papier fliegen ließ.

Sie hatte den Schluß der Arbeit für sich behalten, all das, was sie noch nicht gelesen, was während ihrer Abwesenheit entstanden war. Welch ein Trost war es für sie, sich in seine reinen, ernstesten Gedankengänge zu vertiefen, wie lernte sie nun die heilende, ablenkende Macht der Arbeit kennen!

Manchmal lag zwischen diesen Blättern ein kleines Zettelchen, auf dem durchstrichene, halbverwischte Verse standen. Es war ein hingeworfener Schrei der Sehnsucht oder des Schmerzes, nie vollendet, nie gemeißelt, immer mit einem Gedankenstrich, einem Ausrufungszeichen abbrechend. Oft stand ihr Name darunter, liebevoll und sorgfältig ausgeführt, und Eva küßte ihn, küßte die halb verwischten Zeilen und bewahrte sie sorgfältig.

Jetzt wußte sie, wie er gelitten hatte um sie.

Wurde das Fieber unruhiger, so pflegte er ihren Namen zu rufen. Dann eilte sie an das Bett und legte ihre weichen, kühlen Hände auf seine Stirn. Er erkannte sie nicht, er war noch nicht wieder zum Bewußtsein gekommen, aber auch unbewußt übte ihre Nähe einen besänftigenden Einfluß auf ihn aus. Dann hörte sie, wie er nach ihr rief, wie er sie bat, wiederzukommen, und wie er sich anklagte, seine zahme Taube verschwecht zu haben.

Er klagte sich an!

Das war das Härteste von allem Leid, das ihr diese Liebe schon gebracht. Wenn sie zurück sann, schien es ihr, als sei damals, vor Jahren, mit der Erkenntnis zugleich, das Schwert in ihr Herz gedrungen, und sie hatte mit kindischem Unverstand den Griff erfaßt, und es herumgedreht, bis es nur noch eine zuckende Wunde war.

Aber sie wußte auch, daß die Wunde heilen würde; an dem Tage, da er sie wieder mit Bewußtsein anblickte.

Zum bestimmten Termine kam der Schreiber. Er sah noch bleicher aus und hustelte noch stärker; schier unglücklich aber schien es ihm, als Eva auf seine Arbeit die ihrige legte. Bis zum letzten Wort glatte, saubere Schriftzüge.

Onkel Dick trug das Manuskript fort. Er hüllte es immer wieder ein.

„Ich fürchte, es verbrennt mir die Finger, dieses Unglückswerk. Es hat ja beinahe ein Menschenleben und ein Glück gekostet,“ rief er grimmig. „Ich lese es sicher nie.“

Damit ging er.

Eva aber ging zurück in das Krankenzimmer, zog die Vorhänge auf, daß die Abendsonne des ersten Aprikeltages sanft in das Gemach leuchtete, setzte sich mit gefalteten Händen auf den Bettrand und wartete.

In ihr war unbeschreiblicher Friede. Ihre Schuld war gesühnt.

Da schlug er langsam die Augen auf. Lange und ungläubig hasteten sie auf der kindlichen Gestalt, um die die Abendsonne einen Glorienschein wob. Große Thränen fielen auf die gefalteten Hände herab, aber sie bewegte sich nicht.

„Eva,“ sagte er leise.

Da glitt sie neben dem Lager in die Kniee und flüsterte leise:

„Vergieb mir, Ernst, o vergieb mir.“

Ein leichtes Lächeln ging über die matten Züge, dann sagte er nur ein Wort, aber Eva klang es lieblicher, als der Chorgesang der Engel.

„Dummerle!“

Einige Sekunden blieb es ganz still. Dann schien eine plötzliche Unruhe über ihn zu kommen.

„Und meine Festschrift?“

Auch nicht der Schatten eines Mißbehagens, daß er so bald nach dem Wiederfinden schon an anderes denken konnte, kam über sie. Mit selbigem Lächeln beugte sie sich über ihn.

„Sei ruhig, Geliebter, sie kam noch zur rechten Zeit in die Druckerei.“

#### XXIV.

Und wieder einmal schien die Maisonnette in das blaue, zierliche Zimmer. Die Fenster waren weit geöffnet und Luft und Licht drang in den geschmackvollen Raum, dem Frau Eva schon lange nicht mehr aus dem Wege ging. Nur als es sich heute darum gehandelt, den Taufaltar für ihren Jungen aufzubauen, da war sie doch ihrer Vorliebe für den eigenen Traumwinkel treu geblieben. Dort stand der Taufstisch noch, umgeben von einem dicken Kranz frischer, duftiger Maienglocken. Die kleine Gesellschaft — nur Eberts und Königs, der Geistliche hatte sich schon entfernt — wartete lebhaft plaudernd im blauen Zimmer auf den Anfang des Familiendiners.

Die Wärterin brachte den kleinen Ernst, daß er noch einmal die Runde mache, ehe er den zarten Taufstaat ablegte. Eva gab ihn ihrer Mutter und als sich die Frau Regierungsrat mit Tante Seraph auf das zierliche, kleine Sofa setzte und beide gegenseitig die Vorzüge „ihres“ Enkelkinds in den begeistersten Ausdrücken priesen, hing sich Eva an den Arm ihres Mannes und lachte. Wie die Sonnenstäubchen wieder in den braunen Augen tanzten, als sie zu ihm auffah!

„Weißt Du auch, was ich heute Vormittag gethan habe, Lieb?“

„Nun?“

„Meine letzten Schulden bezahlt. Wenn Du nichts dagegen hast, fangen wir nun an Schätze zu sammeln.“

„Was wohl Papa sagen würde, wenn er es wüßte, daß sein berühmter Schwiegersohn mit solchen Schwierigkeiten gekämpft hat!“

„Und daß er sie so leicht besiegt hat, mit Hilfe seiner sparsamen kleinen Frau.“

Ein klägliches Weinen ließ die junge Mutter auffahren. Onkel Dick balancierte das Kind auf seiner ausgestreckten Hand, und die Lage schien dem kleinen Ernst verdächtig.

Eva brachte den kostbaren Schatz erst in Sicherheit, dann sagte sie: „Onkel Dick, wenn Du nicht feierlich Besserung gelobst, so verbiete ich Dir mein Haus, bis der Junge laufen kann.“

Onkel Dick sank geknickt auf ein Sesselchen, daß die dünnen vergoldeten Beine desselben erbeben.

„Ich gelobe alles — aber unter einer Bedingung. Du und Haupt, Ihr laßt Euch malen! Ich finde nämlich, sie ist ordentlich schön geworden, nicht?“

Die letzten Worte waren an Haupt gerichtet; der antwortete nur mit einem Blick, aber Eva mußte wohl zufrieden sein, denn eine heiße Röte stieg bis unter die braunen Haare.

„Wie ist's, Eva?“

Er drehte sich um und warf einen Blick auf das strahlende Bild Eugeniens.

„D, ich fürchte mich nicht mehr. Meinetwegen kannst Du es nachher daneben hängen,“ sagte sie übermütig.

„Das will ich nicht. Aber ich nehme Dich beim Wort Ebert. Brustbild, so wie sie hier steht, im weißen, hohen Kleid mit dem Maiglöckchenstrauß, Medaillonformat, daß ich's über meinen Schreibtisch hängen kann.“

„Topp, Eva?“

„Topp, aber dann muß er sich auch malen lassen, sein Sohn kann das verlangen.“

Ebert verneigte sich feierlich vor Frau König.

„Denke Dir, liebe Cousine, wie gut mir heute die Suppe — Maitreffe, nicht, Eva? — munden

wird. Zwei Bestellungen — meine Existenz ist für ein halbes Jahr gesichert.“

Die Frau Regierungsrat maß ihn mit einem ungewissen Blick, aber seine Züge waren unbedringlich.

Bei Tisch fragte König seinen Schwiegersohn, ob es wahr sei, was ihm ein Königsberger Buchhändler gesagt, ob von der Festschrift wirklich in der unglaublich kurzen Zeit eines Jahres die zweite Auflage erscheinen würde.

Haupt bejahte.

„Eigentlich paßt es mir nicht besonders. Ich muß es nun doch noch einmal durchsehen und bin so wie so mit einer anderen kunstgeschichtlichen Arbeit bis zu den Universitätsferien reichlich beschäftigt.“

„Nun Eva,“ meinte ihre Mutter lächelnd, „wenn Dein Mann so viel zu arbeiten hat, dann kann ich wohl Dein Mädchenstübchen in Ordnung bringen lassen?“

In Evas schönen Augen schimmerte es feucht, trotz des glücklichen Lächelns.

„Mama, und wenn es auch der große Ernst erlaubt, was meinst Du wohl, würde der kleine dazu sagen?“

Haupt umschloß fest die Finger seiner Frau und sagte: „Der große Ernst erlaubt es auch nicht.“ Ebert erhob sich, ein volles Glas in der Hand, und sprach: „Wir wollen sie nicht beschämen, und nicht davon sprechen, daß sie ihren Mann mit seiner Lieblingsbezeichnung: Dummerle! so glänzend gerechtfertigt hat — wir wollen großmütig anstoßen auf das Wohl dieses Hauses. Es lebe Er! Sie! Es!“

Als sie aufstand, legte Eva die Hand auf die Brust. Da knisterte unter der feinen Wolle des Kleides ein Papier. Das hatte ihr Mann ihr heute gegeben, und darauf stand:

Mein junges Weib, mein lichter Mai,  
Wie schlägt das Herz so stolz und frei,  
Es wandelt sich der Sorge Grau  
In hellen Frühlingshimmels Blau  
Bei Deinem Blick.

Leg Deine Hand auf meine Brust,  
Und fühle, wie's drin pocht vor Lust,  
Mit jedem Schlag für Dich allein,  
Mein Eden Du, mein Sonnenschein,  
Mein Lebensglück!

# Heinrich Guise.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

(Fortsetzung.)

„Und an Euch ist es nun mir zu raten, ob ich den Vorschlag meines Getreuen,“ er deutete auf d'Ornano, „annehmen, ihn noch heute töten lassen soll, den ich nicht mehr als einen Unterthan, den ich als einen Rebellen betrachte.“

„Ich flehe Ew. Majestät in Demut an, einen solchen Gedanken nicht zu fassen,“ sagte Mr. de Bel-lièvre. „Die Gefahren sind zu groß, welche ein solcher Schritt nach sich ziehen könnte. Die Bürgerschaft hängt an dem Herzoge und würde sich vielleicht gedrungen fühlen, seinen Tod mit bewaffneter Hand zu rächen.“

De La Guiche und Villequier stimmten lebhaft bei. Der König zerknitterte in seinem Unwillen einige Schriftstücke, die vor ihm lagen.

„So soll ich seine Anmaßung, seine Verwegenheit, seinen Ungehorsam fernerhin ertragen, nur weil ich fürchten mußte, daß man seine Bestrafung an mir heimsuche?“ rief er aus. „Ich soll es dulden, daß er stückweise mir die Herrschaft entreißt und endlich mir, seinem Könige, Gesetze vorschreibt?“

„Sire,“ suchte de La Guiche zu begütigen, „es müssen zwingende Gründe sein, die den Herzog bestimmen, jetzt nach Paris zu kommen. Vielleicht wichtige Eröffnungen, die er im Dienste Ew. Majestät zu machen hat. Wollet ihn zuerst hören, erlauchter Herr, zur Rache bleibt es Zeit, wenn Ihr ihn in der That als einen Gegner erkanntet.“

Der König warf sich mißmutig in seinen Sessel. „So möge er denn kommen,“ sagte er ingrimmig, „ich werde einen anderen Zeitpunkt finden, meine Rechnung mit ihm auszugleichen.“

Während in dem Cabinet des Königs sein Schicksal erwogen wurde, näherte sich Heinrich Guise in der Begleitung der Königin-Mutter dem Louvre. \*) Er schritt zur Linken der Sänfte, in welcher sie sich tragen ließ, über sein weißes Atlaswams einen schwarzen Mantel geschlagen, den breitrandigen Hut mit wallender grüner Feder in der Hand, um die Grüße alle erwidern zu können, die ihm bei diesem Gange von tausend Seiten wurden. Die Begeisterung schien mit jeder Minute zu wachsen, aus den Fenstern ergoß sich auf den Dahinschreitenden ein Regen von Blumen, Männer, Frauen, Kinder, Greise drängten sich heran, ihn zu sehen, seine Kleider zu berühren und wie Meeresbrausen mächtiger und mächtiger anschwellend, tönte der Ruf bis zu den Fenstern des Königsschlusses empor: „Es lebe Guise, der Befreier Frankreichs, der Pfeiler der Kirche, der Besieger der

Reger,“ untermischt mit den Klängen des biblischen Hosanna.

Es bedurfte des unerschütterlichen Selbstvertrauens Heinrich Guises, um sich aus dieser jubelnden, freubetrunkenen Menge hinaus in den Palast des feindlichen Königs zu wagen. Er kannte seinen Genossen aus der Bartholomäusnacht, er wußte, daß dieser Weg in den Louvre sein Todesgang sein könne, doch seine ruhig lächelnden Mienen verrieten die Gedanken nicht, die ihn erfüllten, als er mit unwiderstehlicher Anmut den ihm Begegnenden zurückend die doppelte Reihe der Garben durchschritt, die in den Corridoren aufgestellt waren.

Die finsternen und mißtrauischen Blicke, welchen er sich ausgesetzt fühlte, schienen ihm die Stimmung Heinrichs III. widerzuspiegeln; selbst Oberst Crillon, einst sein Freund, erwiderte mit frostigem Ausdrucke seinen Gruß. Der Herzog legte unwillkürlich die Hand an den Degen, als er in das Zimmer geführt wurde, in welchem der Monarch ihn empfangen wollte. Es war das Schlafgemach der Königin, in dem diese, seit einiger Zeit leidend, auf einem Ruhebetto lag. Heinrich Guise hatte kaum Gelegenheit genommen, seine hohe Anverwandte zu begrüßen, als die Thür ungestüm aufgerissen wurde und der König eintrat.

„Was führt Euch hierher, Herzog?“ rebete Heinrich III. in strengem Tone ihn an.

„Eure Majestät demütig zu ersuchen,“ antwortete Heinrich Guise, „den Verleumdungen meiner Feinde keinen Glauben schenken zu wollen, sondern meiner Treue und Ergebenheit, wie früher, auch jetzt versichert sein zu mögen.“

Die ehrerbietige Entgegnung schien auf den König nicht den geringsten Eindruck zu machen.

„Habe ich Euch nicht sagen lassen, in dieser unruhigen und aufgeregten Zeit nicht hierherzukommen?“ fragte Heinrich III., mit Mühe sich be-meisternd.

„Sire,“ erwiderte der Herzog, gelassen wie zuvor, „man hat mir die Befehle Ew. Majestät nicht in einer Weise überbracht, die mir den Glauben erwecken mußte, daß meine Gegenwart Euch so zu-wider sei.“

Der König wollte auffahren, Katharina, die in steigender Besorgnis dem kurzen Gespräche gefolgt war, näherte sich ihm, um ihm zuzufüstern, nicht weiter zu gehen. Sie bestätigte, was die Minister bereits ausgesprochen, daß das Volk, dessen Jubel sie soeben gesehen, sich nicht länger würde halten lassen, wenn dem Herzoge ein Leid geschähe.

Heinrich von Lothringen hatte sich wieder zu

\*) Katharina wohnte damals in dem späteren Hotel de Soissons.

der Königin Louise gewandt, anscheinend dem Gespräche zwischen Mutter und Sohn keine Aufmerksamkeit schenkend. Die Stimme des Königs unterbrach ihn. „Ihr seid entlassen, Herzog, ich bedarf Eurer nicht.“

Der Abschied konnte nicht formloser und nicht ungnädiger sein. Heinrich Guise bemerkte es nicht. Unbefangen die beiden Fürstinnen und den König grüßend, verließ er das Gemach, ohne daß ein einziger der Cavaliere des Monarchen ihn geleitet hätte.

Draußen vor dem Louvre hatte die Menge schon in einiger Unruhe seiner Wiederkehr geharrt. Wer konnte wissen, ob man ihn nicht verhaftete, ihm Schlimmeres nicht noch zufügte? Viele seiner Anhänger hatten nicht übel Lust, in das Schloß zu dringen, sich zu überzeugen, daß er noch lebe, noch unverfehrt sei, als er selbst unter dem Portale des Louvre erschien.

Für die aufgeregte Menge war damit das Zeichen zu einem neuen Ausbruche schrankenlosen Jubels gegeben, für ihn aber bedeutete diese Rückkehr aus dem Königspalaste seines Lebens größten Triumph. Als er jetzt vor dem Schlosse stand, seine leuchtenden Augen über diese unzählbare, jauchzende Volksmasse schweifen lassend, war es ihm, als ginge eine Wandlung in ihm vor, als sei er thatsächlich der Beherrscher, welchen sie so lange ersehnt, ihrer Hoffnungen starker Hort, ihr Befreier aus drückenden Banden, und er fühlte, daß er jene Liebe nicht enttäuschen dürfe, die ihm Tausende und Abertausende voll und ganz darbrachten.

Blumen wurden ihm von neuem zugeworfen und er fing lächelnd einige derselben auf, um sie an seinen Hut zu stecken. An der Ecke der nächsten Straße flogen einige Rosen an seine Brust; er wandte sich der Richtung zu, woher sie gekommen. In einem Fenster zu ebener Erde lehnte weit hinausgebeugt eine schöne, blonde Frau, in weißem Kleide, die mit fieberisch glühenden Wangen, zitternd vor Erregung, die Vorgänge auf der Straße verfolgte.

Niemand fand es auffällig, daß sie die Spannung der anderen zuvor und jetzt ihre Freude teilte, niemand bemerkte es, daß sich ihre schimmernden Augen für die Dauer einer Sekunde mit den aufstammenden Heinrich Guises trafen, — sie allein sah es, daß er die Rosen, die sie ihm zugeworfen, an seine Lippen drückte und dann, als er vorüber, sank sie, wie betäubt, in den nächsten Sessel nieder. Die Thränen, die ihr Herz so lange zurückgepreßt, fielen auf ihre gefalteten Hände, — unaufhaltsam, als müsse sich in den heißen Tropfen all das Weh vergangener Jahre lösen.

\* \* \*

Herzog Heinrich setzte seinen Weg fort; von dem Volke dicht umdrängt, das seinen Helden keinen Augenblick verlassen mochte, wie ein Sieger nach hartem Kampfe gefeiert, erreichte er sein Palais, in welchem sich in kurzem alles versammelt hatte, was von dem katholischen Abel zu seiner Partei sich zählte.

Hof und Garten füllten sich mit Verteidigern, um das Gebäude in eine Festung zu verwandeln,

die Bürgerschaft hielt sich in ihren Häusern, bewaffnet und gerüstet zu dem nun unausbleiblich erscheinenden Kampfe: — zwischen König und Vasallen. Paris schien in zwei feindliche Heerlager gespalten, doch war es nicht zweifelhaft, auf wessen Seite der Sieg sich neigen sollte.

Und Heinrich Guise war dessen in vollem Maße sich bewußt; als er am nächsten Vormittage in dem Garten der Königin-Mutter Heinrich III. traf, war es nicht mehr der Ton des Untergebenen, in welchem er zu seinem Gebieter sprach.

Er verlangte im Namen seiner Glaubensgenossen, deren Beschützer er sich nannte, die Abstellung der Mißbräuche, über welche diese sich beklagten, die Berufung der Generalstände noch in dem nämlichen Jahre, die Entfernung des Herzogs von Epéron von dem Gouvernement der Normandie und die der Mignons vom Hofe, endlich jedoch die Übertragung der höchsten militärischen Gewalt in seine eigenen Hände, wie sie sein Vater und vor diesem die Connétables Frankreichs besaßen.

Dem König kam es nicht in den Sinn, diese Wünsche zu erfüllen. Er antwortete anfangs ausweichend, dann mit entschiedener Ablehnung. — Der Herzog verabschiedete sich, — eine Verständigung war fortan unmöglich. Schon die folgenden Tage mußten die Entscheidung bringen, wen Paris — Frankreich in Zukunft als seinen Herrn zu betrachten habe.

#### Neunundzwanzigstes Kapitel.

Angélique hatte die Stunden seit dem Einzuge Heinrich Guises in unbeschreiblicher Aufregung verbracht. Es war, als ob sie ein Menschenalter seit dem Momente durchlebt, da er, einem ruhmgekrönten Herrscher gleich, nach langer Zeit wieder vor ihr erschienen. Und jetzt — jetzt fürchtete sie für ihn, wie sie seiner froh und stolz war. Was würde die Folge seines kühnen Schrittes sein? Der König, sie wußte es durch ihren Gatten, war auf das höchste gegen ihn erzürnt, — was mochte ihm von der Seite des beleidigten Monarchen drohen?

Sie empfand es dankbar, daß sie fast den ganzen Tag allein blieb; es wäre ihr kaum möglich gewesen, den mißtrauischen Augen Eustaches den Aufruhr ihres Inneren zu verbergen. Doch der König gestattete seinen Offizieren jetzt nicht, sich in ihre Privatwohnungen zu begeben. Eustache war genötigt während dieser ungewissen Tage unausgesetzt im Louvre zu verweilen. Angélique ahnte, daß Heinrich Guise davon unterrichtet sei, daß er Mittel und Wege finden werde, sie zu sehen.

Und er fand sie. Als er gegen Abend sich von seinen Freunden losmachen konnte, hatte er sein Palais verlassen, durch enge Seitenstraßen seinen Weg genommen, um sich der geräuschvollen Begleitung des Volkes zu entziehen und ungelesen das Haus zu erreichen, in welchem er Angéliques Wohnung vermutete. Er haute auf sein gewohntes Glück, das ihm auch hier beistehen sollte, er hätte einen Kampf mit dem Gatten der Geliebten nicht gescheut, um sich

das Recht zu ertrogen, sie für einige Minuten zu sprechen.

Mit vollkommener Sicherheit, die nur seinem verwegnem Mute gleich kam, trat er in das Haus.

„Wohnt Frau von Loignac hier?“ fragte er eine ihm begegnende Dienerin. „Ist sie anwesend?“

Doch die Angeredete hatte keine Zeit zur Erwiderung, die Thür zur Seite öffnete sich, Angélique hatte seine Stimme vernommen; die er gesucht trat ihm entgegen, bleich, fassungslos in jenem Schrecken, der die Freude zu ersticken vermag. Er entsann sich später nicht mehr, wie er in das Zimmer gekommen, er wußte nur, daß er vor ihr kniete und ihre Hände mit Küssen bedeckte.

„Angélique!“

Der Name allein, mit dem er aus dem Traume des Fiebers erwachte, als er todmüde zu Dormans lag, kam über seine Lippen. Wie damals war es ihm, als könne er nichts weiter sprechen, als dieses eine, eine Wort. Sie war es, die zuerst ihrer Bewegung Herrin wurde.

„Heinrich, es war Tollkühnheit, hierher in mein Haus zu kommen,“ sagte sie leise.

„Ich weiß es und dennoch that ich es. Ich konnte nicht anders. Ich wäre durch Flammen der Hölle geeilt, um bei Dir zu sein.“

„Eustache von Loignac,“ sie nannte ihn nicht ihren Gatten in dieser Stunde, — „könnte zurückkehren, Dich hier treffen.“

„Ich durfte annehmen, daß er heute an dem Plage seiner Pflicht bleiben müsse. Mir wurde berichtet, daß man im Louvre in Angst und Sorge sei.“

„Und Du, — Du hegst keine solche um Dein eigen Schicksal?“ fragte sie und lächelte stolz auf den noch immer vor ihr knieenden Mann herab.

„Ich fürchte nichts, Geliebte, denn ich hoffe auf den Sieg; Du warst Zeugin gestern, wie man mich empfing.“

„Ja, Heinrich, und ich danke zum ersten Male seit langer Zeit Gott, daß ich leben durfte, den erwachenden Tag zu sehen. Wie oft in den vergangenen Jahren sehnte ich mich in Vernichtung zu sinken, — heute thue ich es nicht mehr. Ich will das Leid, das hinter mir liegt, aus meiner Erinnerung löschen um jener Stunde willen, die ich gestern erlebte.“

Sie preßte seine Hände an ihr Herz. „Kniee nicht vor mir,“ sprach sie mit unterdrückter Stimme. „wer wäre würdig auf Erden, daß Du Dich vor ihm beugtest? Nur Du bist der König, Du der Gebieter, nicht jener schattenhafte Fürst im Louvre drüben, dem die Hoheit längst entsunken.“

„Du fühlst und denkst, wie jene, die mir am treuesten ergeben sind,“ erwiderte er, „doch was Du aussprichst, Angélique, ist schwindelndes Wagnis. Der Weg zu jener Höhe führt über Verbrechen.“

„Und dennoch wirst Du ihn gehen, wenn Du Dir selbst getreu bleibst und jenen, die in Dir ihren Retter sehen. Sieht es Verbrechen, wenn die höchste Pflicht uns unser Handeln vorschreibt? O schaudere vor dem Äußersten nicht zurück, Du König all der glühenden Herzen draußert und in der Ferne, die freudig ihr Blut für Dich vergießen, wie ich es für

Dich geben würde, Dir den Königspurpur damit zu färben.“

Sie sprach im Feuer hinreißender Begeisterung, ihre Augen strahlten; er weilte wie verloren auf ihren Zügen, die von der Erregung ihrer Seele durchgeistigt und verklärt erschienen.

„Wie schön Du bist,“ flüsterte er leidenschaftlich, „schöner noch, als in jenen Jahren im Zauber Deiner ersten Lieblichkeit.“

Er wollte sie an sich ziehen; sie wich ihm aus. „Sieh mich nicht so an, wie eben jetzt,“ sagte sie, „Du verwirrst mir der Seele Grund.“

„Nein, nein,“ sprach er entschieden, „ich fordere mein Recht, das Recht des Herzens, welches über Zeit und Raum hinweg Dir seine Liebe unverändert bewahrte.“

„Ich bin die Gattin eines anderen.“

„Man zwang Dich; ich erkenne jenes Bündnis nicht an. Ich fühle nichts, als daß Du mein bist, es bleiben wirst, bis an Deinen oder meinen Tod.“

Sein Kuß brannte auf ihren Lippen; seine Hände vergruben sich in ihrem Haar, aus dem entblättert die Rosen fielen, die sie darin getragen.

„Schone mich, Geliebter, ich bin nur ein Weib,“ hauchte sie, wie vergehend in seinen Armen.

Er gab sie zögernd frei; mit Schrecken erinnerte er sich, daß er nicht länger verweilen durfte, sollte seine Abwesenheit in seinem Palaste nicht Befremden erregen.

„Wann sehen wir uns wieder?“ fragte er.

„Ich weiß es nicht.“

„Sag' nur das eine, daß Du es wünschest.“

„Heinrich!“

Er lächelte. „Leb wohl; diesen Kuß noch, der mir besser, als Dein Wort sagen wird, daß Du, gleich mir, es ersehnt.“

\* \* \*

Der König war zu dem Entschlusse gelangt, der drohenden Bewegung um ihn her stand zu halten; er wußte, daß die Zahl der Liguisten sich durch die Zugänge aus den Provinzen unaufhörlich mehre; noch einmal erließ er den Befehl, daß jeder Fremde binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt zu verlassen habe. Niemand gehorchte; man setzte, wie das erste Mal, den Bemühungen der Polizeiorgane, welche die allerorten Verborgenen aufzuspüren suchte, den heftigsten Widerstand entgegen.

Die Volksausläufe vor dem Hôtel de Ville und in der Nähe des Louvre ließen den König einen ausbrechenden Straßenkampf befürchten; die ihm noch ergebenen Bürgercompagnien wurden zusammengezogen, den Grèveplatz, den Kirchhof des Innocents, die Brücke St. Michel und die Umgebung des kleinen Châtelet zu besetzen. Doch die Mehrzahl dieser Bürger scheute sich, ihre Häuser, ihr Eigentum der Rache der Liguisten zu überlassen; nach einem zwar unblutigen Zusammenstoß mit den Bewohnern der Stadtviertel, die sie halten sollten, gingen sie in ihre Häuser zurück, diese im Notfalle zu verteidigen.

Es blieb somit dem bedrängten Monarchen nichts



übrig, als die in den Vorstädten lagernden Truppen, ungefähr 10,000 Mann, nach Paris zu berufen, welche in der Morgenstunde des 12. Mai unter der Führung des Marschall Biron in die Straßen der Hauptstadt einzogen. Sie begaben sich zunächst zu den von den Bürgercompagnien im Stiche gelassenen Posten. Der Maitre de Camp, Oberst Crillon, besetzte mit den Gardes des Königs den Platz Maubert und das Hôtel de Ville, Marschall D'Amont die beiden Seiten des Pont Notre-Dame. Eine letzte Abteilung befand sich an dem Thor St. Honoré und in der Nähe des Louvre. Auf der Plattform der Bastille hatte man die Geschütze mit der Richtung auf die Straße St. Honoré aufgeföhren.

Allen Truppen war der Befehl eingeschärft worden, Blutvergießen zu vermeiden, jener verhängnisvolle Befehl der Schonung, von schwachen Regenten häufig gegenüber einem irrefeleiteten Volke gegeben, der jedes einzige Mal zum Unheil für ihn ausschlägt, der Milde und Strenge nicht zur rechten Zeit zu trennen weiß.

Auch das Volk von Paris dachte nicht daran, daß es für eine solche Schonung Dank zu zollen habe. Es folgte blindlings seinen liquistischen Führern, die seinen Haß und seine Leidenschaft von neuem mit der Schauerwär zu entfachen wußten, daß all diese fremden Truppen zur Niedermegelung der Bürgerschaft bestimmt seien, daß man bei dem geringsten Widerstande in die Häuser bringen werde, die Männer zu töten, die Frauen zu mißhandeln, Plünderung und Zerstörung überall zu verbreiten, und daß bereits eine Liste derer eingereicht sei, welche ohne Verhör dem Henkertode verfallen sollten.

Diese völlig erdichteten Mitteilungen waren genügend, fast die gesamte Einwohnerschaft in den Dienst der Ligue zu stellen, von der allein man Rettung vor einem entsetzlichen Geschick erwarten durfte.

Die liquistischen Capitaine triumphierten; sie hatten nichts lebhafter ersehnt, als diesen Moment, der ihnen endlich Freiheit des Handelns gestattete. Graf Charles Brissac, Sohn des bekannten Marschalls, zögerte auch jetzt nicht länger mehr, seinen sorgfältig entworfenen Plan zur schnelleren Unterdrückung der Royalisten zur Ausführung zu bringen.

Ihn bestimmte nicht allein ein unruhiger Thatendrang, sondern auch das Verlangen persönlicher Rache an dem Könige, der ihn bei einem geringfügigen Anlasse in dem letzten Kriege vor den versammelten Truppen scharf getabelt und ihm versichert hatte, daß ein Führer, wie er, weder zu Lande, noch zu Wasser etwas taue.

Seinen Gefährten voran stürmte Charles Brissac, eine Hellebarde in der Hand, in das Universitätsviertel, wo er den Hauptschlag zu vollbringen gedachte.

„Kommt, kommt, meine Freunde,“ rief er den ihm Nachfolgenden zu, „wenn König Heinrich erkärt, daß ich weder zu Wasser, noch zu Lande tauglich sei, so wollen wir ihm heute zeigen, was wir auf dem Straßensplaster seiner bisherigen Residenz vermögen.“

Vor der Universität erwartete den jungen Edelmann eine Schar von Studenten, die, für die Ligue gewonnen, sich bewaffnet und das Zeichen ihrer Bun-

desgenossen, das weiße Doppelkreuz,\*) an ihren Hüften trugen.

Arbeiter aus allen Stadtteilen hatten sich ebenfalls auf dem weiten Plage eingefunden. Mit ihrer Hilfe und der der Studenten, ließ Charles Brissac am Eingange der Rue Galande aus sandgefüllten Tonnen und herausgerissenen Pflastersteinen die erste Barrifade errichten.

Das Beispiel fand eine rasche Nachahmung. Bald erhoben sich unter Tausenden von geschäftigen Händen in fast allen wichtigeren Straßen ähnliche Schutzwerke, um die königlichen Truppen abzusperren, selbst dem Louvre gegenüber scheute man sich nicht, eine riesenhafte Barrifade herzustellen. Die Ketten wurden vor die Ausgänge der Straßen gezogen, die Einwohner verproviantierten sich mit Steinen, um bei Beginn des Kampfes sie auf die Royalisten zu werfen.

Diese letzteren befanden sich in einer ebenso peinlichen, als gefahrvollen Lage. Es war ihnen verboten worden, auf das Volk zu feuern und jetzt sahen sie sich von allen Seiten von mächtigen Barrifaden umgeben, welche eine Abteilung von der anderen trennten, hinter diesen Bollwerken jedoch wohlgeschützt ihre liquistischen Gegner, die nur auf ein beliebiges Zeichen warteten, den Angriff zu wagen, und über ihnen an jedem Fenster, hinter jeder Thür neue Feinde, welche bereit waren, mit den Rebellen gemeinschaftliche Sache zu machen.

Marschall Biron erkannte die Notwendigkeit, jede Straße einzeln durch Sturm nehmen zu müssen, falls der Widerstand des Volkes andauere. Den schlagengewohnten Kriegsmann ergriff ein Grausen bei der Vorstellung, wie mörderisch dann der Kampf sich gestalten würde. Vergebens hatte er versucht, die ihm gegenüber befindlichen Liquisten zur Wegräumung der Barrifaden zu bestimmen. Sie hatten seiner Rede mit Hohnlachen geantwortet und endlich gedroht, sofort Feuer zu geben, statt, wie er es verlangte, die Waffen niederzulegen.

Ähnlich erging es dem Gouverneur von Paris, Mr. de Villequier, der während des ganzen Morgens durch die Hauptstadt reitend, sich bemüht hatte, die Bürger zu bewegen, an ihre täglichen Beschäftigungen zu gehen und die Straßen freizugeben.

Man hörte ihn nicht an; er war im Auftrage seines Königs zu ihnen gesendet, gegen den sie im Begriffe waren, sich zu empören, sie erwarteten die Befehle ihres Helden, des Herzogs von Guise, dem allein sie gehorchen wollten.

Villequier begab sich mit den Räten des Parlamentes zu dem Könige, mit ihm über die entsprechenden Mittel zur Beruhigung der Stadt zu beraten. Heinrich III. wäre in seinem Zorne über den hartnäckigen Widerstand geneigt gewesen, strengere Maßregeln, als die bisherigen, zu ergreifen; die flehentlichen Bitten seiner Mutter hinderten ihn, den Befehl zum Angriffe zu geben.

\*) Das Kreuz der Ligue hatte die nachstehende Form:



Unter den ihn umgebenden Räten waren die Meinungen geteilt. Der Mangel einer energischen Führung dieses zerrissenen Staatswesens machte sich mehr als je fühlbar.

Der König glaubte mit der Entfernung des Herzogs auch den Anlaß der Rebellion aufheben zu können. Er entsandte Mr. de Bellivore an ihn, mit der Aufforderung, die Stadt zu verlassen. Es gehörte freilich ein hoher Grad von Verblendung dazu, anzunehmen, daß der Herzog dem Befehle nachkommen werde. Jetzt seinen Posten preisgeben hieß soviel, als die Früchte des Sieges opfern, den er mit Sicherheit in diesen Tagen zu erkämpfen hoffte.

Bellivore traf ihn in seinem Palaste,<sup>\*)</sup> der in eine Art Festung verwandelt worden war, umringt von einer Anzahl Edelleute, die geschworen hatten, mit ihrem eigenen Leben ihn vor der Rache des Königs zu schützen.

Der Herzog empfing den Abgesandten seines Gebieters mit großer Artigkeit, erklärte jedoch, es mit seiner Pflicht gegen seine Anhänger nicht vereinbaren zu können, sie gegenwärtig im Stiche zu lassen. Er fühle sich gebunden, unter den herrschenden Verhältnissen sie mit seiner eigenen Person zu vertreten, und wenn es ihm bestimmt zu unterliegen, mit ihnen zu sterben.

Mr. de Bellivore kehrte unverrichteter Sache in den Louvre zurück. Man riet dem Könige, sich selbst in die Stadt hinaus zu begeben, durch sein Erscheinen die Aufregung zu beschwichtigen, die von Stunde zu Stunde stieg, Heinrich wagte es nicht mehr.

Er wußte, daß seine Gegenwart keinen Enthusiasmus mehr bei seinem Volke erwecke; er wollte nicht aus den Worten, den Mienen derer, die ihn erblickten würden, seine Niederlage durch den mächtigeren Rivalen bestätigt erhalten.

Einige Compagnien der königlichen Gardien fanden sich auf dem Pont Michel, als das Volk den Versuch machte, sie von diesem Plage zu verdrängen. Die Soldaten, denen es verboten war, zu schießen, wichen langsam zurück, um auf dem Marché neuf von neuem Posto zu fassen. Jetzt war die Verbindung zwischen ihnen und den übrigen Truppen völlig abgeschnitten; die Empörer besetzten das Hôtel de Ville, blockierten den Kirchhof des Innocents und bemächtigten sich schrittweise des Terrains bis zu dem Grand Châtelet, das der Marschall vergebens einzunehmen versucht hatte, um die verbündeten Compagnien wieder zu erreichen.

Noch war es nicht zum eigentlichen Handgemenge gekommen, als plötzlich aus den Reihen der Schweizer ein Schuß fiel, der einen der Rebellen tötete. Das Signal zu einem allgemeinen Kampfe war damit gegeben; wütend stürzten unter der Anführung des Grafen Brissac die Liguisten sich auf die königlichen Truppen. Ein lebhaftes Gefecht entspann sich, das sich bis zum Marché Neuf hinwälzte, wo soeben die Royalisten von dem Volke angegriffen wurden, welches in ungezählten Massen aus allen Gegenden der Stadt herbeiströmte.

<sup>\*)</sup> Jetzt Hôtel des Archives.

Die Übermacht ihrer Angreifer machte die Soldaten stutzen. Rings um sie her kein Ausweg zu finden, von Barrikaden eingeschlossen, wohin sie sich wandten, aus allen Häusern mit Flintenschüssen und Steinwürfen bedroht, stellten sie das Feuer ein. Die Schweizer, welche als Fremdlinge von dem gereizten Volke auf keine Schonung zu hoffen hatten, wenn sie besiegt wurden, hoben ihre Rosenkränze empor, um ihren Gegnern zu zeigen, daß sie gute Katholiken seien, nicht wie das Gerücht ihnen nachsagte, zur Niedermetzlung ihrer Glaubensgenossen hierhergerufen.

Doch die Liguisten, halbberauscht von dem leichterrungenen Siege, waren nicht gewillt, Gnade zu üben. Sie umschlossen enger und enger die Scharen ihrer Opfer, achtlos gegen den Zuruf des Marschalls d'Amont, daß soeben der Befehl des Königs eingegangen sei, die Truppen aus den Straßen zurückzuziehen.

Die jetzt aufs höchste gesteigerte Volkswut widersetzte sich der Entfernung der Soldaten. Man begann sie zu entwaffnen, um sie ohne Erbarmen dann zu töten.

Marschall Biron, der die wachsende Gefahr für seine Soldaten sah, entschloß sich schweren Herzens zu dem einzigen Mittel, das es geben konnte, sie zu retten: er eilte in das Hôtel Guise, den Beistand des Herzogs zu erbitten, um auf die Rasenden einzuwirken.

Heinrich Guise war sofort bereit dazu. Er versprach seinem früheren Waffengefährten, sich in die Straßen hinauszubegeben, das erregte Volk zur Ruhe zu mahnen und entließ ihn mit der ganzen Schuld eines Siegers, dem das Recht allein zusteht, Gnaden zu gewähren.

Wenige Minuten später bestieg der Herzog sein Pferd, um, gefolgt von einigen seiner Edelleute und zwei Pagen, welche ihm Degen und Schild<sup>\*)</sup> nachtrugen, zum Marché Neuf zu reiten.

In dem weißen Atlasgewande, das er mit Vorliebe zu tragen pflegte, ohne Panzer, noch Waffen, erschien er unter seinen Getreuen, die kaum seiner ansichtig geworden, in den stürmischen Ruf ausbrachen: „Es lebe Guise, unser Retter, unser Befreier.“

Wer hätte noch zu zweifeln vermocht, daß er der Gebieter sei, den diese leidenschaftlich bewegte Menge aus eigener Machtvollkommenheit sich erwählt, im Gegensatz zu dem ersterbenden Geschlechte der Valois, deren letzte Träger in den Herzen ihrer Untertanen keine Liebe zu behaupten verstanden, ja, ihnen die Idee des Königtumes ebenso verhaßt, als verächtlich gemacht hatten; — der unreife Jüngling Franz, der in Schwermut versinkende Karl, der schwache Heinrich, der zwischen widernatürlichen Ausschweifungen und mönchischer Ascese hin und her geworfen ward.

Hier aber sahen sie einen ritterlichen, hochbegabten Mann vor sich, der dem lebhaften und scharf unterscheidenden Volke durch seine Persönlichkeit alles

<sup>\*)</sup> Die Rondache, das heißt, der Rundschild, der bei den Turnieren noch gebräuchlich war.

zu gewähren schien, wonach sie verlangten: den Zauber äußerer Erscheinung, der durch Schönheit und Anmut wie im Fluge die Sympathien gewinnt, das gütige, große Herz, das sein Wohlwollen in gleichem Maße dem Hohen, wie dem Geringsen schenkt, das warme Fühlen für die Leiden seines Nächsten, den kühnen Wagemut in der Gefahr und endlich jene feste Überzeugungstreue, die von dem einmal Erwählten nur mit dem Leben läßt.

Es liegt Erhebendes in dem elementaren Ausbruch einer großen Volksbegeisterung, die Tausende von Herzen, von Geistern dem nämlichen Gefühle unterwirft, und nach dem gleichen Ausdruck für das Empfundene strebt, das eine einzige Opferflamme auf dem Altare dessen bildet, den sie zu ihrem Gotte sich erwählt. — Es ist, als ob alles Kleinliche, alles Niedere für kurze Zeit aus jenen tieferregten Menschen-seelen schwände, zurückgedrängt von dem Gemaltigen, das sie erfüllt: — einer großen Liebe, einer schrankenlosen Opferung, einem tiefen Schmerze.

Auch Heinrich Guise, dem dieser allerwärts ausbrechende Jubel galt, konnte sich jenem Einbruche nicht verschließen. Er dankte mit seiner gewohnten, hinreißenden Freundlichkeit und dennoch innerlich bewegt den nicht enden wollenden Huldigungen; nur einige Male, als der Jubel seinen Höhepunkt zu erreichen schien, je mehr man sich dem Louvre näherte, antwortete er in lächelnder Mahnung: „Ihr werdet mich zu Grunde richten, meine Freunde, ruft: Es lebe der König!“

Aber diesem Gebote, das mehr der Klugheit, als der Ergebenheit entsprang wollte niemand gehorchen und Herzog Heinrich gab es auf, seiner Aufforderung größeren Nachdruck zu verleihen. Er ritt zu den Bürgercompagnien heran, sie für ihr Verhalten zu belohnen, besichtigte die Barrikaden, verlangte von den Dignitäten die Befreiung der königlichen Truppen und kehrte, nachdem er sie gerettet wußte, von seinem Siegeszuge in sein Palais zurück, wo ihm sogleich darauf der Besuch der Königin-Mutter gemeldet wurde.

Heinrich III. hatte sich berichten lassen, in welcher Weise sein Nebenbuhler die lärmende, rebellische Volksmenge zu beschwichtigen verstanden, wie seine eigenen Soldaten mit gekenteten Waffen, entblößten Häuptern, wirklichen Gefangenen vergleichbar, vor dem Herzoge vorbeifiliierten, während das brausende Hochrufen der versammelten Scharen seiner Anhänger bis in das einsame Zimmer des Louvre gedungen, in welchem er selbst, ein entehrter Monarch, in ohnmächtiger Wut knirschend seine Hände ballte, — jetzt blieb ihm nichts, als bei seinem Unterthanen den Frieden nachzuzuchen, wenn nicht Argeres, als das Geschehene, für ihn erfolgen sollte. So mochte seine Mutter, für die Heinrich Guise stets Rücksichten hegt, es unternehmen, über die Bedingungen zu verhandeln. Er ahnte zuvor, daß der Herzog keine leichten aufstellen werde.

Und so war es. Die Forderungen Heinrich Guises blieben die gleichen, wie am vorhergehenden Tage, ja, er bestand fester noch darauf, als je, da er sich als den Sieger dieses bedeutungsvollen Tages, den künftigen Gewalthaber eines ganzen Reiches fühlte.

Katharina hörte ihn mit all der Geduld an, welche ihr die Not des Augenblickes auferlegte. Als der Herzog sich beklagte, daß der König fremde Truppen nach Paris gezogen, suchte sie ihren Sohn damit zu rechtfertigen, daß er dies gethan, um die öffentliche Ruhe wieder herzustellen; ihre Worte klangen einer Entschuldigung nicht unähnlich.

Seine Forderungen, welche sich in weiterer Folge auf die Besetzung aller wichtigen Posten in dem Königreiche erstreckten, ging sie sorgfältig, eine nach der anderen, mit ihm durch und versprach ihren Einfluß bei dem Könige zur Annahme derselben anzubieten.

Sie zweifelte im Stillen daran, daß ihre schwierige Mission von irgend einem Erfolge gekrönt sein werde, und sie las es in den Mienen der Herzogin von Montpensier, die ihre Schadenfreude nicht zu verbergen wußte, daß ihr eine zweite Demütigung bevorstände. Die Beherrschung vor anderen, in der sie sich ihr ganzes Leben geübt, bis sie ihr zur Gewohnheit geworden, drohte sie zu verlassen.

„Ich habe Euch als Gattin eines nahen Anverwandten, seit ich Euch kannte, nichts als Gütiges erwiesen, Herzogin,“ sprach sie vorwurfsvoll, „Ihr aber schenkt Euch nicht, es mich auf das schmerzlichste empfinden zu lassen, daß ich gezwungen bin, heute als Bittende in Eures Bruders Haus zu kommen.“

„O Madame,“ rief die rachsüchtige Frau, „zürnt nicht mit mir, daß ich heute an diesem Tage des Triumphes unserer Sache mich nicht zu meistern, nicht zu heucheln verstehe. Mir ergeht es, wie den Soldaten, welchen das Herz von ihren Siegen schwillt und sie antreibt, dies aller Welt zu zeigen.“

Katharina preßte ihre Lippen zusammen. Sie fand kein Wort der Erwiderung auf diese schonungslose Äußerung. Es lag ihr augenblicklich nur daran, Zeit zu gewinnen, um ihren Sohn seiner unwürdigen Lage zu entziehen.

Als sie ihre Sänfte bestieg, um sich zurück nach dem Louvre tragen zu lassen, war ihr Vorsatz gefaßt.

Die empörte Stadt war im Begriffe ihren angestammten Monarchen zu verstoßen, — wohl an denn, so mochte er dem Unausweichlichen durch eine rasche Flucht zuvorkommen. Gelang es ihm, den Händen der Rebellen sich zu entziehen, so war immerhin noch ein Schein der königlichen Gewalt gerettet.

Sie hatte Zeit darüber nachzudenken, wie dies zu ermöglichen sei. Man öffnete vor der Sänfte der Königin-Mutter zwar die Barrikaden, aber man schloß sie auch wieder hinter ihr. Sie brauchte zu ihrem Rückwege über zwei Stunden, eine Probe der Geduld, der ein weniger starker Geist, als der ihre, erlegen wäre, die sie jedoch im Hinblick auf die Wichtigkeit der zu führenden Sache ohne ein Wort des Unwillens, noch der Klage abzulegen verstand.

Auf ihren Bruder war sogleich, nachdem die Königin sich entfernt, die Herzogin von Montpensier zugeeilt.

„Jetzt zögere nicht länger, Heinrich,“ rief sie lebhaft, „Du hast erreicht, was nie ein Unterthan vor Dir erreichte. Paris liegt Dir zu Füßen und jener Schwächling Valois ist wehrlos. Ein Schritt

noch und Du stehst an seiner Stelle, — in Deiner Hand ruht fortan Frankreichs Geschick.“

Er blickte gedankenvoll durch das offene Fenster in den Garten, der sich in ein Feldlager verwandelt hatte. War es denn wirklich nur noch ein Schritt, ein einziger zum Königsthron? Vielleicht doch der verhängnisvollste von allen, der sein Streben der letzten Jahre, sein ganzes Handeln in einem völlig anderen Lichte erscheinen ließ. Auch Angélique hatte ihm das Gleiche gesagt, wie jetzt seine Schwester; die beiden Frauen, die ihn am meisten liebten, sahen nur die künftige Größe, die sie ihm wünschten, für den kein Platz dieser Erde zu hoch, zu kühn erschien, — nicht den Flecken, der mit einem solchen Gewaltakte auf seinen Namen fallen mußte.

Katharina von Cleves war bei den Worten der Herzogin leise eingetreten.

„Ihr sprecht im Fieber, meine Schwägerin,“ sagte sie mit ihrer ruhigen, etwas harten Stimme. „Wollt ihr Eurem Bruder anraten, ein Rebell wider seinen Herrn zu werden?“

Herzog Heinrich wandte sich unangenehm berührt um. Katharina sprach mit trockenen Worten aus, was er soeben in der Tiefe seiner Seele hallen gehört und was selbst sein furchtloses Herz wie vor etwas Fremdem, kaum Möglichem unwillkürlich erzittern gemacht.

„Welch seltsame Bezeichnung gebraucht Ihr da, Katharina,“ sagte er unsanft, „ich kann mich nicht erinnern, etwas begangen zu haben, das eine solche Voraussetzung rechtfertigte.“

„Bis jetzt noch nicht,“ erwiderte seine Gattin, „doch glaube ich, daß Ihr nicht allzuweit mehr davon entfernt seid, wenn Ihr Eure Freunde in der begonnenen Art gewähren lasset.“

„Die Dinge haben eine Wendung genommen, wie niemand sie erwartete,“ sprach Heinrich Guise abweisend. „Daß mein Erscheinen das Zeichen zu einer allgemeinen Erhebung sein würde, vermochte ich nicht zu wissen.“

„Nein, Du nicht,“ rief die Herzogin von Montpensier, „der in der Ferne weilte, aber ich hoffte es und wenn auch Ihr mich deshalb tabelt, Katharina, ich werde mich mit freudigem Mute dessen vor jedermann rühmen. — Nennt Ihr die Begeisterung des Volkes für Euren Gatten Rebellion?“

„Der Name klingt nicht gut,“ entgegnete Frau von Guise, „aber an der Sache ändert es nichts. Die ganze Stadt in Waffen, rings Barrikaden aufgetürmt gegen des Königs Truppen, — und dieser selbst von ihnen abgeschlossen, ohne Hilfe, noch Aussicht auf Befreiung, — wie anders wollt Ihr es denn nennen?“

Die leidenschaftslose Art, in der Katharina von Cleves sich zu äußern pflegte, konnte zuweilen tiefer treffen, als die heftigsten Vorwürfe. Heinrich Guises Züge hatten sich verfinstert; die Herzogin war in ihrem Siegesrausche etwas ernüchtert.

„Nähmet Ihr in Wahrheit an der Größe Eures Gemahles teil,“ bemerkte sie, „so würdet Ihr nicht so viele Bedenken tragen, auf welchem Wege er sie erreicht.“

„Mir steht die Reinheit seines Namens höher, als eine solche Größe,“ sagte Katharina, „denn diese letztere erlischt mit dem Leben, während jene bestimmt ist, kommenden Geschlechtern als Vorbild überliefert zu werden.“

„Euch sollte es mit Stolz erfüllen, wenn Heinrich Euren Söhnen einen Königsthron hinterlasse.“

„Ich würde es vorziehen, wenn sie Untertanen blieben, als daß man ihrem Vater nachsagte, er habe jenen Thron durch Meineid und Verrat gegen seinen Herrn erzwungen,“ war die gelassene Erwiderung.

„Katharina,“ brauste Heinrich Guise gereizt auf, aber er mäßigte sich sofort, als er die kühlen, grauen Augen seiner Gattin auf sich geheftet sah.

Er hatte sie nie geliebt, diese klaren, ruhigen Augen. Sie blickten so unbequem scharf, sie senkten sich tief in sein Inneres, auch wenn sie es vielleicht nicht einmal beabsichtigten und immer vermochte er in ihnen ein Urteil seiner Handlungsweise zu lesen, wie eben jetzt, da von allen, die ihn umgaben, Katharina allein den Mut hatte, mit voller Offenheit sie zu kennzeichnen.

„Ihr mögt Euch keine unnütze Sorge machen,“ fügte er frohlig hinzu. „Ich trachte nach der Königswürde nicht. Habt Ihr vergessen, daß der Kardinal von Bourbon von meiner ganzen Partei als Nachfolger Heinrichs von Valois anerkannt ist? Daß er allein es ist, den auch der König von Spanien als solchen dulden würde?“

Katharina wußte sehr wohl, daß die Wünsche des Königs von Spanien ihrem Gemahle sehr gleichgültig sein würden, wenn es ihm wirklich darum zu thun war, sich die königliche Macht anzueignen und daß er gerne auf die Hilfe dann Verzicht leisten werde, die ihm Philipp bisher gewährt hatte.

Sie war jedoch zu klug, ihn durch eine darauf bezügliche Bemerkung noch mehr aufzubringen und begnügte sich zu sagen: „Ich freue mich, daß Ihr so denkt; es bringt kein Glück, zum Herrn seines Herrn sich machen zu wollen. Ein Bourbon war es auch, ein Anverwandter Eures Kardinals, der sich wider Franz I. empörte und heute noch liegt auf seinem Andenken der Fluch des Verräters. — Ist es Eurem Ehrgeize denn nicht genug, wenn Ihr die erste Stelle dieses Reiches einnehmet, der König Euch zu seinem obersten Feldherrn und Ratgeber macht?“

„Wenn er es thut, gewiß,“ antwortete Heinrich fest, „aber ich traue ihm dies nicht zu.“

„Ich auch nicht,“ sagte Frau von Montpensier, „und darum ist es besser, aus eigener Kraft sich diese Stellung zu schaffen.“

„Ihr habt ihn und seine Truppen in der Gewalt,“ sprach Katharina. „Schließet Frieden mit ihm und Eure Großmut wird ihn Euch wieder zum Freunde machen.“

„Ein Valois vergißt erlittene Kränkung nicht; auch er wird den heutigen Tag nicht vergessen,“ entgegnete der Herzog.

„Ich fürchte es ebenfalls,“ sagte seine Gemahlin. Heinrich Guise trommelte ungeduldig mit den Fingern an den Schenkel. „Ihr seid eine traurige

Zukunftsprophetin," bemerkte er sarkastisch, „und auch wenig befähigt, gegebene Verhältnisse zu überschauen. Ich werde zu meinen Freunden gehen, mit ihnen beraten, was zunächst zu thun sei.“

### Dreißigstes Kapitel.

Der König hatte von den Unterhandlungen mit dem Herzoge nicht allzuviel erwartet, doch die Nachrichten, welche seine Mutter ihm überbrachte, bestätigten ihn in der Befürchtung, daß die letzte der Demütigungen ihm noch vorbehalten sei: sich dem Willen seiner aufrührerischen Untertanen völlig zu unterwerfen und ein Scheinkönig dort zu sein, wo er berufen gewesen, die höchste Gewalt auszuüben. In dem Staatsrate, der versammelt wurde, kam man zu keinem Entschlusse. Die Bedingungen, welche Guise stellte, waren zu drückend, als daß man dem Könige hätte zumuten können, sie anzunehmen. Heinrich selbst war entschieden, es niemals zu thun.

Inzwischen rüstete man sich in Paris zu einem neuen Kampfe. Die Barrikaden waren noch nicht abgetragen, die Liguisten blieben auf ihren Posten, um den Befehl des Herzogs zu erwarten, gegen den Louvre zu marschieren.

Charles Drissac stellte sich an die Spitze seiner Scharen, um sich den erhofften Angriff auf den Königspalast nicht von einem andern vorweg nehmen zu lassen.

Zum zweiten Male erschien die Königin-Mutter in dem Hotel Guise über die Friedensbedingungen zu verhandeln. Der Herzog zeigte keine Neigung, auch nur die geringste Milderung zu bewilligen. Katharina behnte absichtlich die Konferenzen länger aus, als es erforderlich gewesen wäre. Vor einer halben Stunde hatte sie ihren Sekretär zurück nach dem Louvre gesandt, angeblich um die Zustimmung des Königs einzuholen.

Jetzt ist es nur ein müßiges Hin und Her von Worten zwischen ihr und ihrem Widersacher, der in dem Gefühle seiner Überlegenheit fester noch auf seinen Forderungen besteht.

Da drängt plötzlich einer seiner Cavaliere sich durch die Edelleute, die in einiger Entfernung stehen, um sich eilig dem Herzoge zu nähern.

Heinrich winkt ihn zu sich heran.

„Was giebt es, Maineville? Was bringst Du?“

„Die Nachricht, erlauchter Herr," berichtet der Ankömmling atemlos, „daß Seine Majestät, der König, soeben durch die Porteneuve aus Paris entflohen ist. Eine Anzahl seiner Räte hat ihn begleitet.“

Auf die Versammelten wirkte diese Meldung wie ein Donner Schlag, selbst Heinrich Guise wechselte die Farbe. Er wandte sich zu der Königin.

„Ah, Madame," rief er unwillig, „während Ihr mich hier mit schönen Worten unterhaltet, laßt Ihr den König entfliehen, damit er den Weg offen halte, mir mehr als je zu schaden.“

Es wurde Katharina schwer, ihre Befriedigung zu verbergen, als sie sich langsam von ihrem Sessel erhob

und mit leichter Neigung des Hauptes sagte: „Da durch dieses überraschende Ereignis unsere Unterredung zwecklos geworden, gestattet Ihr mir wohl, mein Vetter, sie als beendet zu betrachten.“

Die Flucht des Königs war in der That ein Ereignis, welches die Pläne und Hoffnungen der Liguisten mehr oder minder vernichten mußte und Heinrich Guise erkannte sehr wohl, daß sein gestriger Sieg dadurch sehr viel von seinem Werte verloren, daß der König ihn zu überlisten verstanden in einem Momente, da er bereits geglaubt, ihm Gesetze vorschreiben zu dürfen.

Aber auch der Umgebung des Monarchen war dieser Entschluß unvermutet gekommen. Heinrich III. hatte sich, wie er es zu thun pflegte, in der Begleitung weniger Edelleute in den Garten begeben, anscheinend, um einen Spaziergang zu machen. Die Schlüssel eines einzigen Thores, der Porteneuve, waren noch in seinen Händen und damit die Möglichkeit eines Entkommens gegeben.

Schon in früher Morgenstunde hatte er Eustache de Loignac mit einigen Pferden vorausgesandt, ihn in der Nähe des genannten Thores zu erwarten. Es hing von der Unterredung zwischen seiner Mutter und dem Herzoge ab, ob er seinen Fluchtplan ausführe.

Davila sollte ihm verabredetermaßen die Antwort bringen. War seine Sache aussichtslos, so mußte Katharina von Medici seinen Feind so lange mit Unterhandlungen hinhalten, bis sie glaubte, daß er in Sicherheit sei. Die frühere Regentin Frankreichs hatte selbst zu diesem Auskunftsmittel geraten. Ihre Freundschaft für die Guisen trat zurück vor ihrem Empfinden als Königin, als Mutter, und es gelang auf das glänzendste, was sie gewollt.

Heinrich erreichte unangefochten die Porteneuve und die seiner harrenden Pferde.

„Reite ungefäumt nach Paris zurück, Loignac," befahl er, als er sich in den Sattel schwang, „und gib meinen Garben den Auftrag, mir morgen nach Chartres zu folgen. Man wird sie nicht mehr hindern, da dieser Guise sich überzeugt haben kann, daß seine bisherigen Anstrengungen umsonst und er so wenig Herr von Frankreich ist, wie vorher. Noch lebe ich und habe die Kraft, sowie den Willen, seine treulosen Pläne zu durchkreuzen. Den Bürgern aber sage, daß ich in meine einstige Residenz nie mehr, es sei denn durch die Breiche, zurückkehren werde.“

Er sprengte, gefolgt von Bellière und zwei anderen Edelleuten davon. Eustache verlor keine Minute, die Befehle seines Herrn in den Louvre zu bringen. Es war ihm geglückt sich in verhältnismäßig kurzer Zeit in der Gunst des Monarchen zu befestigen; Heinrich hatte ihn zum Capitain seiner Leibwache befördert und zeichnete ihn häufig mit seinem Vertrauen aus.

Viel trug dazu der Umstand bei, daß beide sich in einem tödlichen Haffe gegen den Herzog von Guise trafen. Eustache war daher seine jetzige Stellung ganz besonders erwünscht, weil sie ihm bei der Stimmung des Königs die Hoffnung erweckte, sich eher und jedenfalls sicherer an seinem Feinde rächen zu können, als in offenem Kampfe.

Aber auch die anderen Vorteile, welche er der Gnade des Königs dankte, wurden von ihm nicht unterschätzt. Heinrich pflegte in freigebigster Weise den von ihm Begünstigten zu spenden, und Eustache war es eine Genugthuung, sein schönes Weib mit all dem Luxus umgeben zu können, den er für sie angemessen hielt. Ob er hoffte dadurch ihre Neigung doch endlich gewinnen zu können? Seine Leidenschaft für die stille, melancholische Frau, die ihn mit der stummen Anklage des Blickes so oft zurückschreckte, hatte sich in der Zeit ihrer Ehe kaum vermindert. Sie wurde genährt durch die in seinem Inneren lodernde Eifersucht auf ihn, dem ihr Herz von seinem Erwachen an gehört hatte und dem — er gestand es sich mit Zähneknirschen ein, — es noch immer gehörte, wie ihr unablässiger Kummer ihm verriet. Er hatte dafür gesorgt, daß sie sich nicht wiedersehen, indem er Angélique Jahre hindurch in entlegenen Städten verborgen, in welche der Herzog nie zu kommen pflegte. Mit seinem Eintritt in des Königs Dienst konnte er diese Vorsicht nicht mehr beobachten; was er auf der einen Seite gewonnen, drohte er auf der anderen einzubüßen.

Eustache hatte dennoch gehofft, daß des Königs Verbot den Herzog von Guise verhindern müsse, Paris zu betreten, — der übermüthige Lothringer war trotzdem gekommen; er mißachtete den Befehl, wie er ja stets bestrebt war, seinen Willen allen übrigen voranzusetzen und Angélique war Zeugin des Triumphes gewesen, der seinen Einzug begleitete. Soignac wagte seiner Sorge keinen Ausdruck zu geben, die ihn jetzt gerade, da sein Dienst ihn fast unaufhörlich an die Person des Königs fesselte, zur Raserei zu treiben drohte, — Angélique schien ihm verändert, wenn er auf kurze Viertelstunden nach Hause eilte, sie zu sehen. — Der Schmerzszug um ihren Mund war gewichen, ihr Auge strahlte auf, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, sie wechselte die Farbe so jählings.

Der heutige Tag war für ihn ein verhältnismäßig freier. Er hatte im Louvre des Königs Botschaft mitgeteilt, seinen Leuten die entsprechenden Befehle für morgen gegeben und war dann in seine Wohnung gegangen, sich selbst für die Übersiedelung nach Chartres zu rüsten.

Ein bitteres Gefühl beschlich ihn, als er das behaglich ausgestattete Heim betrat. Jede andere Frau würde das unerwartete Erscheinen ihres Gatten mit Freude begrüßt haben. Er mußte, daß ihm kein herzlicher Empfang zu teil würde. Angélique war es gleichgültig, ob er ging oder kam, ob er, wie jetzt, einige Stunden für das Beisammensein mit ihr zur Verfügung habe.

Er hatte sich in seiner Voraussetzung nicht getäuscht. Angélique, welche nähernd am Fenster saß, blickte wohl erstaunt, aber nicht erfreut auf, als er die Thür öffnete. Trotz Schritt Eustache auf sie zu, sich den Willkommensgruß zu erzwingen, wie er es zuweilen that. Es konnte ihm nicht entgehen, daß sie bei seinem Kusse schauderte.

„Du fragst nicht, wie es zugeht, daß ich heute zu so ungewohnter Stunde heimkehre?“ begann er, als sie stumm blieb.

„Ich glaubte, daß Ihr es mir sagen würdet,“ antwortete Angélique weiter nähernd.

Eustache trat von ihr zurück an das andere Fenster. O diese geringschätzende Kälte, die er fort und fort von ihr erfuhr, wie war sie fähig, alles in ihm aufzuzuwühlen, was es an Haß, an Neid, an wildem Rachebegehren gab!

„Wünschet Ihr bei mir zu Mittag zu essen?“ fragte Angélique. „Oder möchtet Ihr in das Schloß zurück?“

„Nein, ich bleibe bis gegen Abend hier.“

Sie erhob sich, um ihren Dienerinnen einige Aufträge zu geben. In ihren Pflichten als Hausfrau konnte Eustache ihr wenigstens keinen Vorwurf machen. Sie hatte auch bei ihren beschränkten Mitteln stets getreu für sein häusliches Wohl gesorgt, damit aber freilich auch ihre Pflicht als erschöpft betrachtete.

„Du wirfst mit mir und allen, die seiner Majestät, unserem königlichen Herrn, ergeben sind, erfreut und überrascht sein, wenn Du hörst, daß es ihm gelungen ist sich den Gefahren zu entziehen, die ihn bedrohten,“ sagte er, als Angélique zurückkam. „Schon jetzt ist er auf dem Wege nach Chartres, in wenigen Stunden in Sicherheit vor denen, die seiner Freiheit, vielleicht seinem Leben nachstellen.“

„Der König entflohen?“ wiederholte Angélique, in der That betroffen. „Wie war dies nur möglich?“

Eustache lächelte schadenfroh. „Er war eben klüger, als der hochmüthige Herzog, der sich bisher der Klügste von allen glaubte und sich dennoch so arg überlistet ließ.“

Angélique erwiderte nichts. Durch ihren Geist flog der Gedanke, daß Heinrich Guise hierdurch den größten Teil des Übergewichtes verlieren müsse, das ihm sein gestriger Sieg gegeben.

Sie hatte aus der Ferne den betäubenden Jubel vernommen, mit dem man sein Erscheinen nach dem Barrikadenkampfe begrüßte und ihr Herz hatte sich in freudigem Stolze mit all den Tausenden dort drüben erhoben. Ein unbezwingliches Verlangen hatte sie erfüllt, inmitten jener jauchzenden, begeisterten Menge zu sein, die ihm huldigte, — es war unmöglich gewesen. Die Barrikaden sperrten die Straßen und in die Nähe des Louvre kam er nicht. All ihre Gedanken waren seitdem darauf gerichtet, daß sein Sieg ihm den Weg zur Höhe bahnen möge, den König ihm unterwerfen. — Welche Wendung würde der Kampf jetzt nehmen, da Heinrich III. entflohen, vielleicht im Begriff war, mit einer größeren Streitmacht zurückzukehren?

In die Stille, die zwischen den Gatten entstanden, tönte von fern wieder jenes dumpfe Brausen, welches das Nahen einer zahlreichen Menschenansammlung begleitet, jenes vielstimmige Beifallsrufen, in diesen ereignisreichen Tagen so oft vernommen, welches den Einwohnern von Paris kündete, das ihr Held sich wieder in den Straßen zeige.

Von einem plötzlichen Impulse ergriffen, die gebotene Vorsicht aus den Augen setzend, eilte Angélique an ihr Fenster.

„Was giebt es,“ fragte Eustache barsch. „Wonach willst Du schauen?“

„Ich will wissen, was auf der Straße vorgeht,“ antwortete Angélique, bemüht ihrer Stimme einige Festigkeit zu geben.

„Komme augenblicklich hinweg, es lohnt der Mühe nicht!“ befahl ihr Gatte. „Wer anders wird es sein, als dieser Rebellenführer, der sich wieder einmal von dem Volke anbeten läßt?“

Angéliques Augen blickten ihn zornig an; sie verließ ihren Platz nicht.

„Hast Du nicht gehört, was ich sagte?“ herrschte Eustache ihr zu.

„Ja, aber einem solchen Befehle pflege ich nicht zu gehorchen,“ erwiderte sie fest.

„So werde ich mir Gehorsam erzwingen,“ rief er, ihren Arm ergreifend, um sie hinwegzuziehen.

Aber er wagte nicht weiter zu gehen, als er den Ausdruck ihrer Züge wahrte. Die Verachtung des Weibes, dem von dem stärkeren Manne eine Hoheit widerfährt, sprach mit vernichtender Deutlichkeit daraus und ließ ihn fast beschämt von ihr zurückweichen.

„Du weißt nicht, wie Du mich zu reizen vermagst,“ sagte er grohlend, „zu Dingen mich treibst, die ich selbst verabscheue. Begreifst Du nicht, was mich in diesem Augenblicke jede Beherrschung verlieren läßt? Nicht, daß ich sehr wohl errate, was Dich an dieses Fenster zieht, an welchem Jener jetzt vorüberkommen muß, den ich hasse, weil Du — weil Du ihn noch immer liebst?“

Angélique hatte das Fenster geschlossen und wandte sich zu ihm.

„Du nahmst mich zum Weibe, obgleich Du wußtest, daß ich in der Welt nichts so geliebt, wie ihn,“ sagte sie kalt, „wie kann es Dich nach Jahren noch erregen, was Dir ja all diese Zeit hindurch bekannt gewesen?“

„Weil ich gehofft, daß Du als meine Gattin ihn vergessen lernen würdest, der niemals auf rechtmäßigem Wege Dir gehören konnte,“ entgegnete Eustache, „und weil ich Dich genug liebte, Dir die Verirrungen Deiner Jugend zu verzeihen.“

„Verzeihen, Eustache?“ sagte sie bitter. „Mir ist es, als bedürfte ich Deiner Verzeihung nicht, denn ich hatte Dich über mein Empfinden niemals getäuscht. Ich hatte, mehr noch, den Verdacht auf mir ruhen lassen, ich sei in Wahrheit seine Geliebte gewesen, um mich der Möglichkeit zu entziehen, eines anderen Weib zu werden mit dieser Liebe im Herzen, von der ich fühlte, daß sie nur mit meinem Leben erlöschten könne. Du meinst, was Du gethan, sei großmütig und edel. Es wäre großmütiger von Dir gewesen, Dir nicht gewaltsam anzueignen, was ich freiwillig Dir nie gegeben haben würde und mir die Qual der Erinnerung nicht aufzuerlegen, daß ich wie ein rechtloses Geschöpf nicht nur verschont, nein, weggeworfen sei an den ersten Besten, der nach mir die Hand ausstreckte.“

„Du bist in Deiner Welt phantastischer Träume geblieben,“ sagte Eustache, „wennschon Du Zeit gehabt hättest, eine verständigere Auffassung des Lebens Dir anzueignen. Es bleibt Dir unbenommen, ein Ehebündnis, das Dir ein sorgenloses Leben bereitet, und Dir, der Verwaisten, eine Heimat gab, als eine

Schmach zu betrachten, doch Du wirst bei niemand in der Welt mit dieser Meinung Anklang finden.“

„Was kümmert mich die Welt und ihre Zustimmung?“ rief Angélique. „Ja, ich gestehe es Dir, ich zöge der Stellung der Gattin, wie ich sie einnehme, die der niedrigsten Dienerin vor, weil ich dann wenigstens mir selbst gehörte.“

Der Zug, in dessen Mitte sich der Herzog von Guise befand, kam näher; Angélique blieb im Hintergrunde des Zimmers, wohin sie sich bei ihren letzten Worten begeben, Eustache konnte es bemerken, welche Überwindung es ihr kostete, nicht an das Fenster zu eilen. Der Zorn, den ihre schonungslose Entgegnung ihm verursacht hatte, ging unter in der jähen unbedinglichen Angst, daß er sie verlieren könne — jetzt noch an jenen andern verlieren könne.

Da erschien er soeben, der seines Weibes Herz erfüllte, in seinem stolzen Siegesbewußtsein, seiner gebietenden Schönheit, umbrängt, umjubelt von dem Volke, wie alle die Tage zuvor. Jetzt kam er an dem Hause vorbei — sein Blick flog zu dem Fenster, an welchem Angélique kurz zuvor gesehen, — er suchte sie, es war unverkennbar — er wußte es also, daß sie dort seiner zu warten pflegte.

Eustache konnte den Anblick seines Feindes nicht länger ertragen. Der Beifallslärm der Menge schien wie Hohn gelächter in seinen Ohren zu gellen.

„Angélique,“ sagte er gepreßt, als der Herzog vorüber war, „wenn Du gerecht gegen mich nicht sein kannst, sei wenigstens barmherzig. Versprich, mir treu zu bleiben, wenn Du mich nicht lieben kannst. Ich sehe Schredensbilder um mich, wohin ich blicke, ich sehe Dich mir geraubt und ich weiß dennoch, daß ich Deinen Verlust nicht auszubringen vermag. Du glaubtest nie, daß ich Dich wahrhaft liebe. Du würdest dessen überzeugt sein, wenn Du die Qualen sehen könntest, die ich um Dich gelitten habe und noch leide.“

Zum ersten Male, seit sie seine Gattin geworden, begann sich etwas wie Theilnahme und Mitleid für ihn in Angéliques Seele zu regen.

„Ich verspreche Dir bei allem, was mir noch beschieden sein sollte, mich zu erinnern, daß ich Deine Gattin bin,“ sagte sie milder, als zuvor, „mehr kann ich Dir nicht geloben.“

Er war hinter ihren Sessel getreten, seine Hand umklammerte die Lehne desselben. „Wenn ich zuweilen rauh und herrisch gegen Dich gewesen, vergieb es mir,“ sprach er, „Deine Eiskälte trug die Schuld daran. Mir war es oftmals, als müsse meine Liebe auch die Deine erzwingen, dann aber stießest Du mich mit Verachtung von Dir. Das hat mir immer so weh gethan. Ist es denn gar nicht möglich, Angélique, daß wir ein neues Leben beginnen, wenn Du mir nur ein wenig vertrauen wolltest? Ist es so schwer einen hoffnungslosen Traum zu opfern, wenn wir dafür eintauschen, was uns bessere Bürgschaft für eine ganze Zukunft bietet?“

Er hätte vor Jahren so zu ihr sprechen sollen, und sie hätte vielleicht das Vergessen gelernt, wenn sie das Erbarmen bei ihm gefunden, wie sie es damals bedurfte. Jetzt war es zu spät dazu.

„Soll ich die Bitterkeit unseres erzwungenen

Bündnisses je ganz verlieren, giebt es dafür nur ein Mittel, Gustache," erwiderte sie, „und zu diesem wirfst Du Dich niemals verstehen.“

„Welches, Angélique?“ fragte er dringend. „Gäbe es etwas, Dich zu überzeugen, wie teuer Du mir bist?“

Sie richtete ihr Auge voll auf ihn. „Gewähre mir die einzige Wohlthat, für die ich Dir ewig danken würde: gib mich frei.“

Er zuckte zusammen, als habe er auf eine Schlange getreten. „Dich freigeben?“ rief er aus. „Und jetzt? Dies ist, was Du als Preis der Vergebung mir stellst, daß ich Dich zu meinem Weibe mache?“

„Ja!“

„Und Du bist verblendet genug, zu glauben, daß ich es jemals thun würde?“

„Ich hoffe es von Dir; was kann Dir an dem Besitze einer Gattin liegen, die nie mit ihrer Seele Dein eigen war? Auf meinen Knien wollte ich Dich um meine Freiheit flehen und sie Dir danken, als Deines Lebens edelster That!“

Seine Züge waren starr und hart geworden; die weiche Regung, die ihn ergriffen, war verschwunden. Der alte Haß brach wieder hervor, der unter seiner unerwiderten Leidenschaft für dieses Weib schlummerte. Er fühlte, daß er sie in seiner Umarmung ermorden könne, das Uble zu vergelten, das sie ihm zugefügt.

„Du traust mir zuviel zu,“ erwiderte er mit heiserer Stimme, „wenn Du glaubst, daß ich eine solche Bitte erfüllen werde. Du bleibst bei mir auf dem Plage Deiner Pflicht, der Dir nach dem Gesetze Gottes zugesprochen ist und über Deinen ferneren Aufenthalt werde ich entscheiden, ich allein. — Ich gehe morgen nach Chartres, und Du wirst mir unverzüglich dorthin folgen. Die Luft von Paris könnte Dir schädlich sein; ich sehe mich genötigt, Dich an einen für Dich heilsameren Ort zu bringen.“

Er verließ das Gemach, um in seinem eigenen Zimmer das Notwendigste für seine Abreise zu packen. Seine Hände krampften sich zusammen, als er sich allein sah, sein Antlitz war erdfahl geworden.

„Er ist zu viel auf dieser Welt,“ murmelte er vor sich hin, „ich werde niemals Ruhe haben, so lange ich ihn am Leben weiß. Könnte ich an ihn, sein falsches Herz ihm zu durchbohren, ich opferte des Himmels Seligkeit dafür. — Doch Geduld; der König wird statt meiner handeln; sein Wort verriet es mir. Hüte Dich, stolzer Herzog, auch Deine Stunde schlägt und ich werde Zeuge davon sein.“

### Einunddreißigstes Kapitel.

Heinrich III. war indessen, Mut und Verzweiflung im Herzen, in Chartres angelangt, wo er er für das erste bleiben wollte.

Eine Stadt hatte ihn verstoßen, der er zahllose Wohlthaten erwiesen, und von der er sich mit dem heutigen Tage, wie er erklärte, für immer losgesagt. Wie hatte er sein Paris geliebt, das er seit dem Beginne seiner Regierung zu verschönern, zu bereichern getrachtet und das er nun, ein Flüchtling vor seinen

eigenen Unterthanen, verlassen mußte. Er fühlte, daß er ihren Haß nicht einmal verdiene, in dem Maße wenigstens nicht, wie er ihm gezeigt worden.

Er hatte, nachdem die Brandfackel der Bartholomäusnacht verlöscht war, den Religionshaß kaum noch getheilt, den viele zur Schau trugen, um ihren Privatinteressen zu dienen; die Erfahrungen, die er in den letzten Jahren gemacht, mußten ihn überdies veranlassen, den Hugenotten eine noch größere Duldung einzuräumen. Das, was er zunächst nur aus dem Verlangen seiner indolenten Natur heraus gethan, jetzt geschah es seinerseits aus der Überzeugung, daß darin seine Rettung beruhe.

Doch ob er auch in seinem Innern den Fanatismus seiner, von ihren liguistischen Priestern irre geleiteten, Hauptstadt nicht billigte, er fühlte sich ein ebenso treuer Sohn der Kirche als jene, und mußte es jetzt über sich ergehen lassen, daß man ihn im Bündnisse mit den Fremden nannte, um seine Glaubensgenossen zu vernichten, wie er einst in der Verblendung seiner Jugend die Hand geboten, die Protestanten zu überfallen.

Was hatte jener andere dagegen für sein Volk gethan, er, dem sie so anhängen, um dafür sein Recht, das Recht des Souverains zu vergessen, der bei all seinen Verfehlungen sich wenigstens bestrebt, ihnen die Segnungen des Friedens zu erhalten? Sie hatten es ihm nicht zu danken, daß er beständig trachtete, sie in neue Bürgerkriege zu verwickeln. Der Religion wegen? Heinrich glaubte es längst nicht mehr. Er unterschied nur, daß der Herzog von Guise durch sein Verhalten dem Könige von Spanien den Weg nach Frankreich bahnte, er mußte sehr wohl, daß Philipp's Gesandter Don Bernardino de Mendoza, im Einverständnisse mit ihm handle.

Heinrich III. schrieb an den König von Spanien, an den Papst, sowie an die Gouverneure der Provinzen. Er rechtfertigte sich von den Verleumdungen, welche die Liguisten seit Jahren über ihn verbreitet und setzte sie von der Verschwörung wider seine eigene Person in Kenntnis. Auch mit dem Könige von Navarra wurden neue Verhandlungen angeknüpft. Der Herzog von Epemon mußte sich, begleitet von einem zahlreichen Gefolge, nach Nérac begeben, die Botschaft seines Herrn zu überbringen.

Heinrich III. wäre eine große Sorge vom Herzen genommen worden, wäre sein Schwager auf seine Vorschläge eingegangen. Doch scheiterten auch diesmal die Verhandlungen an dem Wunsche des Königs, daß Heinrich von Navarra in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehren möge, falls er zum Erben des Thrones eingesetzt werden wolle.

Den König bestimmte bei diesem Verlangen die Voraussetzung, daß ein hugenottischer Regent von der Mehrzahl seiner Unterthanen nicht anerkannt werden würde, die Bewahrung seines Glaubens ihm endlose Kämpfe bereiten und ihn seiner Krone ganz und gar berauben könne.

Dies war kein leerer Einwand. Ein hugenottischer König mußte sich auf die ernstesten Konflikte gefaßt machen und hätte sich in Paris selbst nie behaupten können, das der neuen Lehre zu keiner Zeit



Eingang gegönnt und mehr als je unter der Herrschaft eines eiferfüchtigen Klerus stand.

Heinrich von Navarra indes vermochte sich nicht zu einem abermaligen Religionswechsel zu entschließen, der ihn in den Augen seiner Glaubensbrüder und Waffengefährten unfehlbar tiefer noch herabsetzen mußte, als der erste. Er blieb in seinem Widerstande fester, als je.

Epéron lehrte unverrichteter Sache nach Chartres zurück und beide Könige, deren eigenste Interessen es geboten haben würden, sich mit einander auf das engste zu verbünden, fühlten sich enttäuscht und gedrückt in Erwartung der Ereignisse, welche die nächste Zukunft bringen mußte.

Der Herzog von Guise war in Paris geblieben, aber keineswegs in der gesicherten Lage, welche man nach dem Siege seiner Anhänger hätte voraussetzen können. Noch war in der Stadt eine Partei vorhanden, die in Treue zu dem Könige hielt und in diese wurden viele Personen gezogen, die das Unglück und die Demütigung des Monarchen bemitleideten. Auch war es nicht unwahrscheinlich, daß der König in Chartres neue Scharen um sich sammelte, mit welchen zurückkehrend, er die Hauptstadt züchtigen werde.

Da er die Bedingungen des Herzogs von Guise nicht angenommen und der lothringische Prinz somit in keiner Machtstellung bestätigt war, so blieb dem letzteren nichts übrig, als die Rolle des Usurpators auszuüben, der gezwungen ist, anarchische Zustände zu ordnen.

Er hatte sich zunächst des Beistandes des Parlamentes versichern wollen, doch der erste Präsident desselben, Achille de Harlay, war auf keinen seiner Vorschläge eingegangen, sondern hatte kalt erwidert: „Es ist ein übles Schauspiel, wenn der Diener den Herrn vertreibt. Was mich betrifft, so gehört meine Seele Gott, mein Herz dem Könige, mag auch meine Person sich gegenwärtig in den Händen der Bösen befinden, die darüber verfügen mögen.“

Auch von dem Gesandten Englands erhielt der Herzog eine stolze Ablehnung, als er ihm zu seiner Sicherheit eine Schutzwache anbot.

So nach keiner Richtung hin erreichend, was er eigentlich begehrt hatte, sah auch Heinrich Guise sich in seinen Erwartungen enttäuscht und begann dem Gedanken Raum zu geben, einer Versöhnung mit dem Könige nicht zu widerstreben, welche Katharina von Medici befürwortete.

Philipp II. hätte nichts dagegen einzuwenden gehabt, wenn sich Heinrich Guise, von seinen Geldmitteln unterstützt, an der Spitze der Ligue in offenem Kampfe dem Könige gegenübergestellt hätte, doch darauf ging der Herzog nicht ein. Er mußte, daß seine Truppenmacht allerdings eine viel bedeutendere sein würde, als die des Königs, der keine Verbündeten

befah, wenn Heinrich von Navarra ihm seine Hilfe versagte, aber er scheute davor zurück, die Maske aufopfernder Uneigennützigkeit fallen zu lassen, die bisher all sein Thun umkleidet hatte, um in Wahrheit sich als den Rebellen zu erklären, wie ihn Heinrich von Valois lange schon nannte.

Die Worte seiner Gattin waren nicht eindrucklos bei ihm verhallt, und die Erfahrungen, die er in diesen Tagen der Anarchie in Paris gemacht, konnten sie ihm nur bestätigen. Ein großer Teil seiner Anhänger würde von ihm abfallen, wenn er die Fahne der Empörung gegen seinen Monarchen auf das Schlachtfeld zu tragen bereit war. — Noch lebte auch in den der Ligue geneigten Kreisen jene angestammte Königstreue, die trotz aller Übelstände, aller geäußerten Mißbilligung fest zu dem legitimen Herrscherhause hält.

Man hatte ihm das schwierige Amt übergeben, diese mannichfachen Klagen zum Ausdruck zu bringen, ihnen durch die Kraft seines starken Willens Abhilfe zu verschaffen, aber man war weit davon entfernt, ihn auf dem Platze sehen zu wollen, von welchem er den rechtmäßigen Herrn gestossen, dem Hause Guise, welches nicht einmal französischer Abstammung war, die Souveränität vor allen Prinzen von Geblüt zuzugestehen.

Herzog Heinrich war zu klug, um dies nicht selbst einzusehen. Er wußte ganz genau die Grenzen der Macht, welche er nicht nur erreichen, sondern auch behaupten könne. Er wußte ebensowohl, daß sein Verbündeter, Philipp II. viel zu sehr von dynastischem Selbstgefühl durchdrungen sei, um einen bisherigen Vasallen und Unterthanen Frankreichs auf dem Throne des Nachbarlandes zu dulden.

Der kühne Traum, welcher in den Tagen des Barrikadenkampfes in greifbarer Deutlichkeit ihm vorgeschwebt, war teilweise zerronnen, es bedurfte der Zeit und einer völligen Umwälzung der Verhältnisse, um ihn Gestalt gewinnen zu lassen. Daß der König seinen Wünschen endlich nachgäbe, wenn die Dinge sich in die Länge zogen, durfte er wohl mit Gewißheit annehmen. Die erste Stelle im Reiche neben Heinrich von Valois konnte ihm als Staffel zu einer noch höheren dienen, er fühlte in sich die Kraft der Ausdauer selbst nach diesem Fehlschlage eine günstigere Wendung zu erwarten.

Philipp II. täuschte sich auch über die Tiefe der Ergebenheit seines Bundesgenossen. Heinrich Guise war zu sehr Franzose, um jemals in die Zerreißung seines Vaterlandes zu Gunsten Spaniens zu willigen, beide aber bedurften einander gegenseitig noch, und beide gaben vor, zu des anderen Vortheil zu handeln, im Stillen entschlossen, mit dem erreichten Erfolge aus ihrer wahren Gesinnung kein Hehl mehr zu machen.

(Schluß folgt.)

# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## Afärung.

Regenwetter, Sturmeswind,  
Sei, das will mir wohl behagen!  
Ist es doch, als ob Natur  
Mit mir weinen möcht' und klagen.

Menschen, fühllos, jeelenkalt,  
Konnten nicht mein Herz verstehen,  
Doch der Wald, er spricht mir zu,  
In dem schrifften Windeäwehen.

Tobe du nur weiter, Sturm,  
Nebel, schlingt um mich den Reigen!  
Mond, dein trüber, matter Schein  
Er genügt, den Platz zu zeigen,

Wo ich müde, lebensfatt  
Strecke ans die schweren Glieder.  
— Mich umhüllend, dicht wie Schnee,  
Blatt um Blatt fällt wirbelnd nieder.

Aber sich! Ein lichter Streif  
Säumt die Wolken im Entfliehen,  
Die, vom Herbsteswind verweht,  
Weiter hin nach Süden ziehen.

Heller wird das Firmament;  
Siegreich strahlt der Mond hernieder,  
Streift mit kühlem, klarem Strahl  
Meine thränenfeuchten Lider.

Und der Sturm hat ausgetobt,  
Weht als Hauch nur in den Zweigen,  
Die sich über meinem Haupt  
Hin und her wie träumend neigen.

War es wirklich jüngst durchlebt  
All' dies Kämpfen, dieses Grollen?  
Friedlich, wie im Grabe nun  
Auf' ich — wunichlos, weltverschollen. —

Elisabeth Feinrich.

## Die Wertschätzung der Musik bei den christlichen Völkern.

Von Dr. Bernhard Müng.

Im Altertum galt die Musik als Gegensatz zu der den Körper ausbildenden Gymnastik; es verstand unter ihr die auf die Gemüts- und Geistesbildung abzielenden schönen Künste und Wissenschaften. Die christlichen Völker haben mit einer seltenen Einmütigkeit und Einheitlichkeit die Bedeutung, welche die Antike der Musik zugeschrieben hatte, über Bord geworfen und den Namen der Musik ausschließlich der Tonkunst beigelegt, als ob diese sich des besonderen Schutzes der Mäusen erfreute. Die Genien der christlichen Völker haben daran gar wohl gethan. Indem sie die Tonkunst so geehrt haben, haben sie sich selbst geehrt und von ihrer richtigen Wertschätzung der Musik ein glänzendes Zeugnis abgelegt.

Die Tonkunst ist, ohne den anderen freien Künsten beileibe nahe zu treten, die großartigste, durchschlagendste, zündendste und lebendigste musische Offenbarung, denn sie spricht eine gemeinverständliche Sprache. Anschaulich und plastisch, sinnlich und greifbar, wie sonst nirgends, stellt sich in ihr dar, was „uns das Herz erregt, in Leid und Lust oft dunkel nur bewußt das Menschenherz tief innerlich bewegt.“ Wie keiner anderen Kunst ist es ihr gegeben, unser viel verschlungenes und viel verzweigtes Gemütsleben, des Menschen zartes Sehnen und süßes Hoffen, seine Freuden und Leiden, sein Liebesglück und seinen Liebesgram, seine inneren Kämpfe und deren erschütternde Tragik zum Ausdruck zu bringen. Jetzt voll, mächtig, bis zum tobeuden Orkan anschwellend, werden ihre Töne im nächsten Augenblicke zum lieblichsten Silberklänge; hier hell aufschauzend, dort leise verschluckend, hier gewaltig brausend, dort sanft verklingend, schmelzend und fast hingehaucht, bald überquellend von tiefster Empfindung, bald in wuchtigen, wild leidenschaftlichen Akkorden daher rasend, also hält uns die Musik einen getreuen Spiegel unserer auf- und niederwogenden Gefühle vor. Sie kann uns in die denkbar höchsten Regionen der Seligkeit versetzen, daß uns leicht und wohl um das Herz wird, wie den Vögeln in den lauen Lüften des Frühlingäwehens; sie kann uns aber auch in den tiefsten Abgrund des Schmerzes stürzen, daß wir vor verzehrendem Weh vergehen, unser ganzes Wesen sich in bitterste Betrübniß auflöst. Demgemäß kann sie uns am wirksamsten von Erregungszuständen befreien, da diese von den durch das Kunsthandwerk erregten gleichartigen Gefühlen gleichsam bewältigt werden und durch den Ablauf derselben sich ausleben. Wo Sprache, Farbe, Marmor versagen und sich damit begnügen müssen, durch einen schwachen Abglang der Seele die Seele selbst, wie sie leidet und lebt, anzudeuten, ahnen zu lassen, da greift die Musik herzhafte in das Meer der sich den mannigfachen Schattierungen des Empfindungslebens anpassenden und anscheinenden Töne und gewährt uns einen erschöpfenden Einblick in die eigene Brust. Wo die anderen Künste in Rätseln sprechen, die Vermittlung von Begriffen anrufen, sich in Bildern und Gleichnissen bewegen, da redet sie frank und frei, offen und unumwunden zu uns. Eben darum ist sie allen Menschen ohne Unterschied der Bildung und Erziehung vertraut und verständlich, wo hingegen die anderen Künste eine tüchtige Vorbildung und Schulung voraussetzen, eine künstlerische Vertiefung und Nachempfindung erheischen. Sie ist, vermöge des ihr zu Gebote stehenden unmittelbaren Ausdrucks, eine volkstümliche Kunst, sie wird, um mit Luthers Lobrede auf sie zu sprechen, „von jedermann unterschiedlich, nicht allein gehört, sondern auch verstanden und vernommen.“ Mit wenigen Akkorden können wir einer Stimmung überliefert sein, welche ein Gedicht erst durch längere Auseinandersetzung, ein Bild durch anhaltendes Hineindenken erreichen würde, obwohl diesen beiden, im Vorteile gegen die Tonkunst, der ganze Kreis der Vorstellungen dienstbar ist, von welchen unser Denken die Gefühle von Lust oder Schmerz abhängig weiß. Die anderen Künste überreden, die Musik überfällt uns. Im Fluge überwindet sie, im Sturme nimmt sie gefangen. Dem elektrischen Funken ähnlich, schlägt sie ungestüm, bevor wir uns noch besinnen können, in Herz

und Gemüt ein. Diesen ihr eigentümlichen Einfluß auf unser Gemüt erfahren wir am stärksten, wenn wir uns in einem Zustande größerer Aufregung oder Herabstimmung befinden. In Gemütszuständen, wo weder Gemälde, noch Gedichte, weder Statuen noch Vauten mehr im Stande sind, uns zu teilnehmender Aufmerksamkeit zu reizen, wird Musik noch Macht über uns haben, ja gerade mehr als sonst. Wer in schmerzhaft aufgeregter Stimmung Musik hört oder macht, dem träufelt sie lindernden Balsam in die Wunde. Sie ist die Beschwörerin der Schatten. So fühlte der greise Goethe in der außerordentlichen Empfindsamkeit, welche ihn während jener Zeit erfüllte, wo er entzückt „durch Blick, Stimme und seelenhaftes Wesen“ der sechszehnjährigen Ulrike von Levegow noch einmal Feuer fing und das Hangen und Bangen einer alles ausfüllenden Liebe noch einmal durchkosten mußte, mehr als je in seinem bisherigen Leben den magischen Zauber, welchen die Musik ausströmt. Sie löste die Leidenschaft, welche ihn erfaßt hatte, in sanfte Versöhnung, in eine milde Harmonie auf, welche dem sturmgebeugten Herzen jenen Frieden gewährte, dessen glänzendstes Zeugnis die „Trilogie der Leidenschaft“ ist. Den Schluß derselben bildet das Gedicht: „Ausöhnung,“ welches die Leiden einer hangenden Liebe und die Beschwichtigung des geängstigten Herzens durch die Macht der Musik schildert:

„Die Leidenschaft bringt Leiden! — Wer beschwichtigt  
Vekommnes Herz, das allzu viel verloren?  
Wo sind die Stunden, überschnell verflüchtigt?  
Vergebens war das Schönste Dir erkoren!  
Trüb' ist der Geist, verworren das Beginnen;  
Die hehre Welt, wie schwindet sie den Sinnen!

Da schwebt hervor Musik mit Engelschwingen,  
Verflücht zu Millionen Tön' um Töne,  
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,  
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne;  
Das Auge neigt sich, fühlt im höhern Sehnen  
Den Götterwert der Töne wie der Thränen.

Und so das Herz, erleichtert, merkt behende,  
Daß es noch lebt und schlägt und möchte schlagen,  
Zum reinsten Dank der überreichen Spende  
Sich selbst erwidern willig darzutragen.  
Da fühlte sich — o daß es ewig bliebe! —  
Das Doppelglück der Töne wie der Liebe.“

Ich verweise ferner, um nur noch ein Beispiel von vielen anzuführen, auf die so einfache und rührende Thatsache, daß der bekannte Afrikareisende Emil Holub, nachdem ihm die Maschafatolunden alle Habe, Nahrung und wissenschaftliche Ausbeute geraubt hatten, seine tapfere, unerschrockene Frau, welche mit ihm redlich alle Strapazen und Mühseligkeiten teilte, inständigst bat, ihm „von der trauten Heimat ein lieb' Lied zu singen.“ Inmitten seines herzerreißenden Jammers schrieb er nach Wien: „O, wie das so wohl thut; es zieht so selig in das todmüde Gemüt, es gießt solche erfrischende Kraft in den morschen Körper, daß ich lausche, daß ich, der lärmenden Dienerschar Ruhe gebietend, knieend die Weisen, diese himmlischen Weisen schlürfen, in das Innerste des Herzens saugen und als Mittel gegen das weitere Leid bewahren möchte.“

Der elementaren, unwiderrstehlichen Kraft der Tonkunst war sich schon die griechische Mythologie bewußt. Sie erzählt bekanntlich von Arion, daß habgüchtige Schiffer ihn, als er mit reichen Schätzen beladen, auf einem korinthischen Schiffe

zu seinem Freunde Periander zurückkehren wollte, zu ermorden beschloßen. Im Traum verkündigte ihm Apollo die Gefahr, worauf er sich von den Frevlern die Erlaubnis erbat, noch einmal singen zu dürfen. Als sie ihm dies zugestanden hatten, begab er sich in vollem Sängerschmucke mit dem Saitenspiel in der Hand auf das Verdeck, sang ein Lied an die Götter und stürzte sich in das Meer. Delphine hatten sich indes, seinen Tönen lauschend, um das Schiff versammelt, und einer derselben nahm den Sänger auf den Rücken und setzte ihn unverletzt bei dem Tánarischen Vorgebirge ans Land, von wo er wohlbehalten in Korinth anlangte. Und von Orpheus berichtet die Sage, daß er durch seinen Gesang Bäume und Felsen bewegte und die wildesten Tiere zähmte. Als er seine Gattin, die Nymphe Eurydike, durch den Biß einer Schlange verloren hatte, erfüllte er mit seinem Wehklagen Berge und Thäler, stieg endlich in den Hades hinab, um die Geliebte zurückzuholen, und erweichte durch seine herrliche Kunst den harten Sinn des finsternen Beherrschers der Unterwelt so sehr, daß dieser der Eurydike gestattete, dem Gatten in die Oberwelt zu folgen.

Die Sonderstellung der Musik giebt sich indes nicht nur in der unbegrenzten Ausdrucksfähigkeit der Töne und in der mit dieser zusammenhängenden unbedingten Herrschaft über die Seele zu erkennen, sondern auch in der allenthalben zu beobachtenden Vertraulichkeit, mit welcher die Menschen die Töne in ihre Herzensgeheimnisse, und seien sie auch noch so intim, einweihen. Die Sprache der Töne ist in Wahrheit die Muttersprache des empfindenden Menschen. Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund in der Tonsprache über. In ihr machen sich selbst bei dem fühlen, nüchternen Verstandesmenschen die bedeutamen Vorgänge des Empfindungslebens Luft. Einem unbezwinglichen Triebe folgend, lassen wir gleich den gefiederten Sängern in den Lüften unsere tiefinnigen Gemütsbewegungen in Lieder, seien es auch Lieder ohne Worte, ausklingen. Die in der Seele angesammelte süße Wonne und das in ihr aufgestapelte schwere Herzeleid entladet sich instinktiv in melodischen Weisen. Selbst von ihrem andächtigen Drange befreit sich die Seele im Gefange. So war die erste Äußerung der von den alten Israeliten unter Führung Moses errungenen Freiheit ein gen Himmel aufsteigendes inbrünstiges Lied. Der königliche Sänger hat wahrlich allen Gläubigen aus der Seele gesprochen, da er in dem 150. Psalm eine eindringliche Aufforderung zur Pflege religiöser Musik ergehen ließ: „Hallelujah . . . Lobet Gott mit Posaunenschall, lobet ihn mit Harfe und Zither, lobet ihn mit Pauke und Reigen, lobet ihn mit Saiten und Schalmeien! Lobet ihn mit hellem Cimbelflange, lobet ihn mit hellem Jubelschalle!“ Diese Anregung fand von seiten des Christentums die eingehendste Würdigung. Die Kirche hat sich verständnisfüchtig und mit Eifer derselben bemächtigt und dabei auch ihre Rechnung gefunden; liegt doch der Schlüssel zu ihrer weltbeherrschenden und weltumfassenden Stellung zum nicht geringen Teile in dem berücksichtigenden Kirchengesange und der hinreichenden Kirchenmusik, welche ihre Wirkung auch auf nichtgläubige Gemüter selten verfehlen.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so besteht das Wesen der Musik in der innersten Verschmelzung von Dichtkunst und Tonkunst, in der Tiefe und Wahrheit idealen Gefühlsausdrucks, in der Bildungskraft, mittelst welcher sie nicht nur auf dem Gebiete der duftigen Lyrik Wunder thut, sondern auch der gedankenvollen Tiefe des Geistes ent-

sprechend, die bewegenden Kräfte des Seelen- und Weltlebens samt ihren Kontrasten und Konflikten dramatisch gestaltet und in ergreifenden Tongebilden verkörpert. Sie ist die Kunst, welche am deutlichsten und ungetrübtesten dem Wesen aller Kunst Ausfluß gewährt. In ihr vereinigen sich die Ausdrucksäußerungen des Menschen, soweit sie noch nicht zur starren Form geworden sind, Laut und Geberde in der tonischen und rhythmischen Bewegung, und zaubern uns das Menschenideal nicht als etwas Gewordenes, Fertiges, Abgeschlossenes, sondern als ein Werdenes, dem Schaffensprozesse nicht Entzogenes vor die Sinne, herrlich und unsterblich, wie es in erhabener Reinheit der Hand des Schöpfers entfließt. Indem wir es von Angesicht zu Angesicht schauen, sehen wir, daß wir nach seinem Ebenbilde geschaffen sind, und fühlen uns ihm eins in den himmlischen Augenblicken, in denen uns die Weihe der Kunst berührt hat: „Verweile, Augenblick, du bist so schön!“ ruft das entzückte Herz aus, und nun ist es erlöst von dem Banne des bösen Dämons. Der Tonkunst gebührt sicher die Palme unter den freien Künsten. Wie die Rose unter den Blumen, strahlt sie mit ihrer Göttersprache aus dem Reigen der Schwesterkünste hervor. Sie schreibt Weltgeschichte, Geschichte der Herzen und Empfindungen, sie zerbricht die Schrecken der nationalen Vorurteile, vernichtet die beengenden Grenzen der Sprachidiome und führt darum mit Zug und Recht unbestritten den Ehrennamen der Musik.

### Augenzauber.

Wie war's doch nur, als Du zum ersten Mal  
Den dunklen Blick mir tief ins Auge senttest,  
Daß Glück und Grauen Du zugleich mir schenkest  
Und sich ein Schauer tief ins Herz mir stahl? —

Wo kam er her, der fremde Flammenstrahl,  
Mit dem mein Denken Du und Fühlen lenktest  
Und mir die Brust mit heißer Blut durchtränktest,  
Bis wild ich rang in wirrer Lust und Qual? —

Es ward Dein Auge mir zu jenem Brounen  
Aus dem ein Trunk die ew'ge Sehnsucht weckt,  
Des Grundes letzte Tiefe auszumessen.

Ob Wochen auch und Monde schon zerronnen,  
Der Zauber immer noch empor mich schreckt  
Und nimmermehr kann Deiner ich vergessen. —

Konrad Rieß.

### Der ästhetische Thee.

Von Hermine Stürmer.

Der bekannte ausländische, Wald- und Wiesenthee ist, wie jedermann weiß, eine rotblühende, mit hellgrünen Blättern versehene Pflanze von ungefähr zwei Ellen hohem Wuchse, die hauptsächlich in China und Japan angebaut wird und am besten auf steinigem Boden gedeiht. Der ästhetische Thee dagegen wird auch bei uns in Europa angebaut und gedeiht ebenfalls auf steinigem Erdreich, am besten auf dem Boden der Großstädte, von denen Paris angeblich die feinste Art erzielen soll. Er erscheint aber nicht wie der einfache ausländische als einzelne Staude oder Pflanze, sondern als

ein Conglomerat fünf bis sechs Fuß hoher farbenreicher Sprößlinge, unter denen einige tönend sind. Die Spezies der tönenden Pflanze, eine neue Entdeckung in der Naturwissenschaft, besitzt bekanntlich die Eigenschaft des Tönens beim Schließen ihres Blütenkelchs; bei der tönenden Pflanze des ästhetischen Thees findet das Gegenteil statt: sobald der Blütenkelch sich öffnet, entströmen ihm Töne lieblichster oit hinreichender Art. Erwähnt war: daß Paris angeblich die feinste Theeart aus ihrem Anbau erzielte. Woher mag das kommen? Vielleicht ist der steinige Erdboden dort von looserem Gefüge, also leichter zu bearbeiten; vielleicht ist der Franzose feurigeren Temperamentes, würzt die Langweiligkeit der Arbeit durch seinen ihm angeborenen Witz und seine Beredsamkeit, welche Eigenschaften noch durch den leichtes, fröhliches Blut erzeugenden Nebenjaß belebt, dem Erdreich sich mitteilen und zum Aroma der Pflänzlinge beitragen; während z. B. des Deutschen Schwerfälligkeit, das Hängen am Lumpen diefeimigen Gerstenjaßes, dem Hausrod und am Glühen der ewigen Lampe, wollte jagen des berauschen-den Giftengels beim Graben des Bodens und Säen des zarten ästhetischen Theesamens hinderlich sein und schädlich wirken mag. Aber doch gebeiht der ästhetische Thee in kleinen Städten auch, wenngleich der Anbau hier mühevoller ist und auch nur ein kleiner Liebhaberkreis sich dafür geneigt zeigt. Fast immer besteht derselbe hier aus dem munteren Volk von in den Erstlingsjahren sich befindenden wohlhabenden Eheleuten, die in ihrer Jugendkraft und Frische Lust und Drang und Arbeitseifer in sich fühlen das Feld für den ästhetischen Thee zu bereiten. Auch junge strebsame Männer, die sich zum Fluge in die Welt vorbereiten wollen, erweisen sich als geeignet zu sothaner Arbeit. Allerdings treibt zu so sonderbarer Arbeit mitunter auch die Langleiwe d. h. der Mangel an vergnüglicheren und gemüthlicheren Beschäftigungen als da sind: feinmaschige Gespinne, Sticks und Strickereien alternder Jungfrauen, lediger Wittwen und weidlicher Mütter. Personen vom vierundzwanzigsten bis sechzigsten Jahre eignen sich für Bearbeitung auf ästhetischem Theefeld am besten. Allenfalls auch solche über sechzig, sofern sie frei sind von freundlichen Notwendigkeiten des Lebens, als da sind Podagra, Ischias, Neuralgien, Gliederzittern u. s. w. welche Leiden auf Bildung des Aromas schädlich wirken.

Um das einfache und schlichte Äußere eines ästhetischen Theefeldes dem Auge des Beschauenden reizvoller erscheinen zu lassen, hat der liebe Herrgott dem Boden Kraft verliehen auch anderen Gewächsen eine Heimstatt zu sein. So wie die liebliche Kornblume im Kornfelde, so gebeiht überraschend schön zunächst auf ästhetischem Theeboden zwischen Theestauben und Pflanzen die wunderherrliche Theerose. Dann aber auch die stolze Marshall-Nielrose, außerdem sogar die seelen- und duftlose Georgine, das liebliche Vergißmeinnicht und andere. Die Marshall-Nielrose allerdings findet man, weil sie teuer bezahlt wird und besondere Pflege beansprucht, nur in geringen Exemplaren. Bei Erwähnung der Theerose muß ich ohne zu wollen einer wunderherrlichen Mädchengestalt gedenken, die mir so ganz den Namen einer Thea zu verdienen schien, und bei jeder Gelegenheit meinem inneren Gesichtsinne zu erscheinen pflegt. Sie bildete für mich den Glanzpunkt eines Abends, eines Festes zu dem die Gunst des Zufalls mir Einlaß gewährt hatte. Der freundliche Leser folge in Geduld mir dorthin.

Es fand eine kleine Gesellschaft statt beim Legationsrat

von K Die goldgeränderten Einladungskarten lauteten geheimnisvoll folgendermaßen: „Der Legationsrat von K und Gemahlin geben sich die Ehre Herrn und Frau von Y von fünf bis acht Uhr zur Plauderei zu sich zu laden.“ Und alle, alle kamen, kamen! Auch Thea! Als ich sie zuerst erblickte, saß sie bereits in einem versteckten Myrtenwinkel unweit einer ältlichen Dame im grauen Seidengewande und ebenfalls grauen, seidenglänzenden Locken. Es war ein klassisch schönes Antlitz, das ich dort sah, mit marmorweißer, rosig belebter Hautfarbe. Die Augen mit den nachtschwarzen Wimpern waren eben zu Boden gesenkt. Ich konnte es nicht erwarten den Glanz dieser Sterne, der ebenio herrlich wie alles an ihr sein mußte, zu erschauen. Da — endlich. Welch ein Ausdruck: sehnsuchtsvoll, feurig, klug! Aber dieser eine Blick war wie ein Blitz. Die dunklen Wimpern verschleierten das Wunder ihres Auges. Um den feinen Mund zog es wie Langeweile und Ungebuld. Die alte Dame sah hinüber zu den mit Wildern beschäftigten Herren und flüsterte ihrer schönen Nachbarin eine Bemerkung zu. Thea regte sich nicht. Aber dann sandten die Augen unter den Wimpern nach seitwärts einen Blick und das schöne Antlitz zeigte den gespanntesten Ausdruck des Horchens. Allein — man vernahm nichts als leises Summen verschiedener Stimmen, und hin und wieder das leise, melodische Lachen einer weiblichen Stimme.

Die Gesellschaft von ungefähr siebenzig Personen befand sich in drei mit Lichtglanz erfüllten Räumen, deren Ausstattung fast nur in bequemen dunkelroten Sammetesseln einigen kostbaren und wertvollen Gemälden und Büsten an den mit goldglänzenden Tapeten bekleideten Wänden, bestand. Im ersten Zimmer, in der Mitte befand sich ein langer Marmortisch, über und über mit Zeitschriften und Büchern bedeckt. In der rechten Ecke hatte sich eine Gesellschaft von Damen und Herren niedergelassen. Es ward munter geplaudert. Ober — ein Herr las aus einem Buche eine kurze Stelle, sprach und las wieder. Ein anderer trat hinzu mit einem Buche, reichte es in den Kreis und berichtete dies und jenes. Andere Herren lustwandelten in eifrigem Gespräch, oder traten an diese oder jene Gruppe der im Zimmer Anwesenden. Hier war die eigentliche Plauderei der Zweck des Zusammenseins, völlig ungezwungen aber fein. So z. B. saß unter andern in dem Kreise der Ecke ein in der Blüte der Jahre stehendes Paar Schulter an Schulter, Hand in Hand. Hier sah man's, daß auch Wahlverwandtschaft zwischen den Gatten bestand. Sie trugen zur Unterhaltung viel bei. Reizend war sie, wenn sie den Kopf zurück gelehnt, mit halbgeöffnetem Munde, lachenden Augen eine geistreiche Bemerkung in den Kreis geschleudert hatte, der Gatte, ihr mit scharfem Blick ins Gesicht blickend, die Bemerkung mir ihr allein fortspann, währenddem sie ihr reizend belebtes Gesicht ihm aufmerksam zuwandte. Die Physiognomie der in diesem Zimmer befindlichen Personen war eine fast gleichmäßige. Wenige mit ausgesprochen schönen, regelmäßigen Zügen, fast immer aber mit großen, klugen Augen, feinem beredten Munde, hoher Stirn und schmalen blassem Gesicht. Mein Begleiter Herr von L., dem ich die Einladung zu danken hatte, nannte mir einige der Anwesenden, darunter Namen aus der hohen Aristokratie, dem Gelehrten- und Schriftstellerstande, z. B. Heiberg, Ernst von Wildenbruch, Max Jahns den Militärschriftsteller.

In dem zweiten Zimmer, dem kleineren, war die Malerzunft mit ihren Liebhabern vertreten. Hier sah man auch

unter ersten Müttern und Tanten, die nichts weiter thaten als beobachten, prüfen, und ein vertrauliches Wörtchen mit ihrer Nachbarin über blaugefochten Hecht austauschten, — reizende Mädchengestalten; meine Thea z. B., dann zwei Bergheimnichtigesichter, Schwestern oder Freundinnen, ganz gleich gekleidet in hellblauen Flor, mit großen Stinberaugen, blühenden Wangen, rosigen Mündern, die fortwährend allerliebst in Bewegung waren und dabei in einem Skizzenbuche blätterten.

Meine Thea! Ah sie, die Unvergleichliche! Sie war zu stolz um ihre Gleichgültigkeit gegen die ganze Welt zu verbergen. Ihre schlanken Hände lagen gelangweilt übereinander, sie selbst gab in der Haltung ihrer wunderherrlichen Gestalt die ganze sie drückende Langeweile kund, und doch hatte ich's an ihrem Auge gesehen und empfunden, daß dieses wundervolle Wesen ein wunderbares Leben bergen mußte. Auch ihrem auffallenden Gegenüber schenkte sie nicht die geringste Beachtung. Es war, wie mein Begleiter mir mitteilte, der beliebte Porträtmaler L. Seit einer Stunde stand er hier an die Wand gelehnt, den Blick unausgesetzt auf Thea gerichtet. Es war ein stolzes, schönes Gesicht, das des Malers. Mit seinen feurigen, scharfen Augen sog er Zug um Zug die Schönheitslinien des herrlichen Mädchenantlitzes ein, und ich wette der andere Morgen zeigte dessen Umrisse auf der Leinwand seiner Staffelei. Auch in diesem Zimmer, an seiner freien Seite befand sich ein langer Tisch bedeckt mit Skizzen, Albums, Mappen, Aquarellblättern und andern künstlerischen Erzeugnissen. Die Gesichtsbildung der hier anwesenden Künstler war eine andere als derjenigen Männer des anderen Zimmers. Es waren schön geformte Gesichter, mit kühnem, weltlichem Ausdruck, deren Hauptreiz in dem feurigen Auge, in dem üppigen Haar — der blühenden Gesichtsfarbe lag. Doch noch einmal Thea. Ich bemerkte plötzlich eine hastige Bewegung, ein kurzes Aufschrecken an ihr. Und mein aufmerksames Ohr vernahm gleichzeitig eine lautere, lebhaftere Nebeweise, gleich einer Begrüßung im nebenliegenden Gelehrtenzimmer. Es währte nur wenige Minuten, da stand eine hohe, männliche Gestalt in feinsten Gesellschaftskleidung, mit einem Diplomaten Gesicht im Rahmen der Thür, warf mit der Schnelligkeit eines Alizes seine Augen rund im Zimmer herum, blieb einen kurzen Augenblick auf Theas schönem, ihm zugewandtem Antlitz, daß in dieser kurzen Zeit zweimal seine Farbe gewechselt hatte, hasten und schritt dann zur Begrüßung hin und her. Plötzlich stand er vor Thea im Myrtengebüsch. Dieser Blick aus ihren Augen! Ich war wie verzaubert von dieser allgewaltigen Leidenschaft. Wie ärtlich, wie tief, wie feurig und auch demütig war dieser Blick! Dieses Mädchen konnte im Stande sein, an ihrer Liebe zu Grunde zu gehen. — Dann schaute ich hinüber zu dem Maler. Ich bemerkte ein dunkelrotes, grimmes Antlitz. Der Diplomat hatte ihm das Schönste geraubt: Pygmalions Erwachen. Das schöne Paar redete wenige halblaute konventionelle Worte, dann eine schnelle, leisere Bemerkung, ein jähes Erröten, ein gehauchtes Ja von Theas Seite, eine gegenseitige verabschiedende Bewegung und der Diplomat trat zur Nachbarin, sprach hier einige Worte, und begab sich dann in den Musiksaal.

Es bleibt noch übrig des Musiksaales zu erwähnen. Er war von mäßiger Größe, mehr lang als breit, mit einer halbgewölbten Decke aus deren reichvergoldetem Stuck Genien schwebten. Der Saal glich einem Tempel. Drei Kronen strahlten ihr elektrisches Licht über die an goldig glänzenden

Wänden, von braunrotem Sammet sich abhebenden Büsten der Tonmeister. H. Wagners scharf geschnittenes Antlitz bemerkte ich sogleich. Gott sei Dank, meine Lieblinge: Beethoven, Mozart, Gluck, Weber hatten in Gemeinschaft an der schmalen Wand ihren Platz erhalten, dabei die vortrefflichen Büsten unseres Kaiserpaars, aus Laubschmuck ragend. Die Personen des Musiktempels, zumeist weibliche Mäcene, stellten sich folgendermaßen dar: Ätherische Gestalten mit bleichen Gesichtern, schwärmerischen Augen, mit nervösen Bewegungen. Außerdem gab es ausübende Künstlerinnen, üppige Gestalten von erotischem Gepräge. Unter den sprechenden Augen bemerkten nur Sachverständige den feinen schwarzen Pinselstrich, ebenso der Wangen wundervolle Röte auf schneeigem Grunde. Unter ihnen war auch eine in gelbem Damast prangende Schöne, eine wahre Marschall-Nielrose; mein Begleiter nannte sie mir als beliebte Opernsängerin. Mehrere Schritte von der Blumennische entfernt, befand sich ein prächtiger Konzertflügel. Um ihn herum Meister, Jünger, Verehrer. Ein breitschultriger Graukopf saß am Steinway mit einem Notenheft und bozierte, schlug dann einige Akkorde an und begann ein kleines Musikstück. Nachdem es beendet, ward Beifall von der ihn umringenden kleinen Gemeinde gezollt, und der Musikmeister ließ sich wieder in Erörterungen ein. Ein junger Violinpieler mit höchst genialem Haartwuchs knipste und strich prüfend seine Viola und ein paar sehr junge blonde Damen in Weiß sahen ihm dabei andachtsvoll zu. Die Marschall-Nielrose stand stolz in einem Kreise von Damen, warf ihre dunkelen Augen unruhig zu dem Konzertmeister hinüber, fächelte sich und zeigte eine Unmutsfalte auf der niederen Stirn. Sie lehnte sich ihre Leidenschaft im Liebe preiszugeben. Da endlich — ein Augenwink des Meisters am Piano, sie trat heran und begann ihre Bravourarie, die alles und jedes Gepolter verstummen ließ und bis in den dritten Saal hinüber schallte. Das war der Beginn des Konzertes und wer aus den anderen Zimmern daran teil nehmen wollte, kam leise heran. Dann wurde leise die Portiere heruntergelassen, um die Andachtsfeier im Tempel der heiligen Cäcilie nicht zu stören. Es folgten in längeren und kürzeren Zwischenräumen die Vorträge der Inspirierten aus der musikalischen Gemeinde. Dazwischen gingen von Saal zu Saal geräuschlos die Diener mit Thee in Tassen und Gläsern, dem feinen, unscheinbaren, einem Hauche gleichenden Gebäck, von denen einige der Herren eine ganze Hand voll sich auf den Teller legten. An den Wänden hier und da auf kleinen Marmortischen standen Tafelaufsätze, Fruchttschalen mit Konfitüren und Früchten aller Art, von denen die Luftwandelnben im Vorübergehen naschten. In der letzten Stunde ward Eis verabreicht; aber auch ein Bier-Ganymed hatte sich im ersten Zimmer niedergelassen und einige der anwesenden Herren konnten es nicht unterlassen an das Büffet heranzutreten und dem deutschen Getränke ihre Achtung zu zollen. Als dann aber aus einem entfernten Zimmer eine silberne tönende Glocke die achte Stunde verkündete, brach alles wie mit einem Zauberschlage auf. Aus den fröhlichen Augen leuchtete die Befriedigung gnußreicher verlebter Stunden, und auch ich ging heim mit dem Bewußtsein, bedeutende Anregung für meine Phantasie erhalten zu haben. Auch nahm ich mir vor, einen solchen Waueraabend wenn auch vereinfacht, in meiner Heimat einführen zu wollen, doch gleichzeitig erstieg ein riesengroßes „Aber“ vor meinem inneren Gesichte. Werden die geistreichen Leute denn kommen wollen, ihren Geist auszuhauken nur bei Wasser und Brod, oder Thee und Patience-

gebäck? Werden sie nicht heimlich schmachten nach den unzähligen Seibeln, den Savannas, den Braten, nach Kompotts und Torten? Nun und warum auch nicht?

Nun denn! So bleiben die Materiellen zu Hause, und es kommen nur wirklich diejenigen geistreichen Leute, die es ernst meinen mit sich und anderen, die ihren Geistreichthum ohne jede Zuthat jebermann und zu jeder Zeit aufzutischen im stande sind.

## Winterritt.

Von Hans Hermann.

Fallende Flocken, die Erde weiß —  
Flüchtiger Hufschlag verhallt lei' —  
Hindurch, mein Roß durch den Schnee!

Schneibender Wind uns entgegenfegt,  
Über die Brust sich ein Panzer legt  
Von starrem, eisigem Schnee.

Auf dunkler Weide die Krähe klagt —  
Und der Baum ist verweht und der Schrei verjagt —  
Hindurch, mein Roß, durch den Schnee!

Dichter noch treibt es und jagt es daher —  
Himmel und Erde verschlinget ein Meer  
Von weißem, wirbelndem Schnee.

Und es türmet Wogen und sperret den Weg: —  
Hinein im Sprunge und drüber hinweg —  
Hindurch, mein Roß durch den Schnee!

Hei, wie das stiebet und freiset und weht —  
Tropfge Lust durch die Adern geht —:  
Hindurch, mein Herz, durch Dein Weh!

## Für den Weihnachtstisch.

**Snock Arden.** Von Alfred Tennyson, aus dem Englischen übersetzt von Robert Waldmüller (Ed. Duboc). Illustriert von Conrad Ermisch. (1892, Hamburg, Herms Grüning.)

Dieser Verdeutschung ist ein besonders günstiges Loß gefallen, denn sie liegt schon in der 34. Auflage vor. Der Fall ist der einzige seiner Art, keine fremdländische Dichtung — Shakespeares Dramen natürlich ausgenommen — hat eine solche Verbreitung bei uns gewonnen. Die Bilder von Ermisch sind hübsch erfunden, der Holzschnitt vortrefflich.

**Gesammelte Schriften** von Heinrich Seidel. X. Bd.: Der Schatz und Andere. (Leipzig, G. Liebeskind.)

Auch in diesem Bande zeigt Seidel die wohlbekanntem Züge. Der Kreis seiner Vorstellungen und Gestalten ist nicht groß, aber wer sich einmal in diese Welt eingelebt hat, den wird es stets freuen in sie einzutreten, auch wenn er nur Bekanntes in anderer Fassung findet. Wie groß Seidels Verehrerkreis geworden ist, beweist wohl am besten die Thatsache, daß seine Werke in etwa 50 000 Abdrücken verbreitet sind. Wir wünschen auch dem neuen Bande den Erfolg der älteren Brüder. Die reizende Ausstattung macht die Bände zum Christgeschenk besonders empfehlenswert.

**Er und Sie.** Kurze Geschichten von A. M. Witte. (Berlin, Rich. Eckstein Nachf. G. Krüger.)

Unsere Mitarbeiterin tritt hier zum ersten Male mit einem Buche vor die Öffentlichkeit. Es enthält neun Geschichten, die alle verschiedenartige Beziehungen zwischen „Ihm“ und „Ihr“ behandeln. Sind auch dem unerschöpflichen Stoffe der Geschlechtsliebe keine neue Seiten abgewonnen, so zeigt sich doch überall ein ehrliches Streben, tiefer in die Seele einzubringen. Die Frauengestalten sind auch fast durchweg gelungen. Mädchen und Frauen sei das Büchlein bestens empfohlen.

**Nordische Seldensagen.** Aus dem Altisländischen übersetzt und bearbeitet von Carl Kühler. (1892, Bremen, M. Heinisius Nachf.)

Der Band enthält die Saga von Gunlaug Schlangenzungen, von Fridthjof dem Gewaltigen und die Wölsunga-Saga in guter Verdeutschung. Dankenswert sind auch die allgemeinen und die besonderen Einleitungen und Erklärungen. Wir empfehlen das Buch besonders für die reifere männliche Jugend zum Christgeschenk. Alles was germanisches Empfinden stärken, vertiefen und läutern kann, soll im deutschen Hause Heimstatt finden. Es ist besser, die Geistesnahrung von den alten nordischen Brüdern zu holen, als von den heutigen romanischen Vettern.

**Gedenkbuch für Kinder.** Mit Bildern von August S. Plinke. (Jahr, Moritz Schauenburg.)

Das Bändchen in haltbarem, nettem Einbände (2 Mk.) enthält neben Kinderreimen, die zumeist von A. Bartels verfaßt sind, für jeden Tag einen freien Raum zu Eintragungen und eine Menge niedlicher Bildchen aus dem Kinderleben. Plinke ist etwas von der Kate Greenaway angeregt worden, aber er ist gesünder und natürlicher, als die oft gezierte Engländerin, und er ist auch mehr durchgebildeter Zeichner. Man sieht sich die kleinen Buben und Mädchen, die er vorführt, mit Vergnügen an.

Von Kalendern, die sich als Weihnachtsgeschenke verwenden lassen, sind uns folgende zugekommen:

**Deutschnationales Jahrbuch.** 3. Jahrgang 1893. Herausgegeben von Karl Bröll. (Berlin, 1893. Hans Lüsten-öder.)

Dieses Buch wünschte ich in jedem deutschen Hause heimisch. Alle Beiträge, Schilderungen über das Leben der Volksgenossen in der Pils, im Böhmerwalde, in Rumänien; Erzählungen, Betrachtungen, Gedichte und Sprüche sind von kräftigem nationalem Geiste durchweht. Unter den Mitarbeitern sind neben Karl Bröll zu nennen, F. v. Saar, Chorn, S. Niegel, S. v. Pfister, Karl Scheffler, Franz Goltisch, G. List. Alle sind von einem Gefühl geleitet, von der tiefen Liebe zum nationalen Geiste. So ist das „Jahrbuch“ nicht nur ein Kalender gewöhnlicher Art, sondern ein Buch, das den deutschen Geist nähren kann, wo er lebt, entflammen, wo er nur glostet und erwecken, wo er schläft. Möge es bei allen Deutschen segensreich wirken. Die Ausstattung ist gut, die Bilder aus dem Böhmerwalde sind vortrefflich wiedergegeben.

**Trowitzschs Volks-Kalender** 1893 mit einem Farbendruck, 3 Hauptbildern und zahlreichen Textillustr. (Berlin-Trowitzsch u. Sohn.)

Der 66. Jahrgang beweist, daß der Verlag dem beliebten Buche besondere Sorgfalt zuwendet. Die gewöhnlichen Abteilungen sind vollständig; sehr reich und gutgewählt ist der Unterhaltungsteil, aus dem die Militärhumoreske „Die Stiefel des Herrn Majors“ von A. v. Degen, „der Mohr von Jena“ von A. Chorn, beide sehr heiter, dann

Lindenbergs „Pariser Gaunerstreiche“, „die Botenlore“ von Gertrud Triefel besonders hervorzuheben sind. Die Bilder sind durchweg gut gezeichnet und wiedergegeben.

Ebenfalls ist erschienen:

**Trowitzschs Damen-Kalender.**

Die Anordnung des Stoffes und die zierliche Ausstattung sind bekannt. Das Bändchen bringt eine hübsche Photographie nach Weimar und Gedichte von Trojan und Auguste Kurr, die im Juli dieses Jahres fast 82 Jahre alt gestorben ist.

Ein zweiter alter Bekannter ist der

**Damen-Almanach.** Notiz- und Schreibkalender für 1893. (Berlin, Haube u. Spener, F. Weidling.)

Auch hier ist Raum für Eintragungen für jeden Tag. Das Büchlein ist mit einem Farbendruck versehen und bringt eine Novelle von Gertrud Triefel. Es wird keine Fremde finden, wie die 26 früheren Jahrgänge sie gefunden haben.

**Schorers Kalender für die deutsche Familie.** (Berlin, J. S. Schorer N. G.)

Der zweite Jahrgang dieses Kalenders ist ungemein reich an Beiträgen aller Art. Der Kalender selbst bringt die gewöhnlichen Angaben sehr vollständig, daneben noch vieles, was sonst vernachlässigt wird. Auch der Unterhaltungsteil ist reich, neben Erzählungen und Gedichten humoristische Kleinigkeiten und Abhandlungen. Der Bilder Schmuck ist gut gewählt.

Im Verlage von Otto Janke in Berlin sind folgende Schriften von dem Grafen Leo Tolstoi erschienen, (fast alle übersetzt von L. A. Hauff.)

Erzählendes:

**Anna Karenina.** Roman. (482 S. 4 Mk.)

Neben „Krieg und Frieden“ die künstlerisch höchst bedeutende Schöpfung Tolstois.

**Die Kosaken.** (2 Mk.)

**Wandel im Licht.** Erzählung aus der altchristlichen Zeit. (1 Mk.)

**Iwan der Karr.** (2 Mk.)

**Der Gefangene im Kaukasus.** (2 Mk.)

**Pollkuschka.** Erzählung. (1 Mk.)

**Der Tod.** (5 Erzählungen: der Tod des Iwan Ilietich; Drei Sterbende; Der Tod eines Pferdes; Der Tod auf dem Schlachtfelde; Der Tod des Prinzen Andreas.) 1 Mk.

**Famillenglück.** Eine Erzählung.

Von den Schriften, in denen Tolstoi seine religiösen sittlichen Anschauungen in den Vordergrund stellt oder sie lehrhaft behandelt, sind in demselben Verlage erschienen:

**Lasterbaste Genüsse.** (1 Mk.)

**Meine Beichte.** (1 Mk.)

**Wie ist mein Leben?** (2 Mk.)

**Die Kreuzersonate** Mit einem Nachwort des Verfassers. 10 Aufl. (1 Mk.)

**Das Geld.** (1 Mk.)

**Fernunft und Dogma.** (1 Mk.)

Diese Schrift schließt sich inhaltlich an „Meine Beichte.“

Wie immer man sich zu Tolstoi, soweit er ein Erneuerer unsrer Lebensformen sein will, stellen mag, wird man zugeben müssen, daß er durchaus ehrlich ist. Selbst der Gegner wird, falls nicht blinde Leidenschaft in ihm jedes Gerechtigkeitsgefühl vernichtet hat, zum Geständnis gezwungen sein, daß Tolstoi nicht nur als Büchermacher arbeitet, sondern aus dem Zwange des Gemüths, aus seinem religiösen Bewußtsein heraus schafft und — wie seine Thätigkeit während

der letzten Hungersnot beweist — seinen Lehren gemäß sein Leben einzurichten strebt. Wer die Strömungen, die durch unfre Zeit gehen, kennen lernen will, muß auch die Streitschriften Tolstojs lesen. Das, was in ihnen wahr ist, kann auf den ernststen Leser auch dann erziehend wirken, wenn er gewisse Ansichten und Überzeugungen Tolstojs ablehnt.

## Neue Dramen.

Beiprochen von **Otto Brad.**

Über das sogenannte „Buchdrama“ ist zu allen Zeiten viel geschrieben worden. Besonders bei uns in Deutschland. Manche Ästhetiker leugnen seine Existenzberechtigung, und manche verteidigen es mit der Theorie, daß einige Stoffe, namentlich philosophischer Natur, die Form dramatischer Behandlung forderten, ohne die Unmittelbarkeit theatralischer Darstellung zu verlangen. Dagegen sagt Herr Gartelmann in seiner „Dramatik“ (S. 31): „Das geschriebene oder gedruckte Drama ist nur ein Symbol, das aufgeführte Drama ist Leben. Hier liegt das unterscheidende Merkmal zwischen Epos und Drama: Das Epos ist ein Buch, das Drama ist ein für die Aufführung auf dem Theater bestimmtes Werk.“ Ohne Frage ist das Buchdrama ein Zwittergeschöpf von Epos und Drama. Es hat Züge von beiden und ist keins von beiden; es hat kein eigenes Leben. Die deutsche Litteratur ist reich gesegnet mit solchen „Buchdramen“, die das grelle Licht der Kampe nicht vertragen können. Hierher gehören vor allem die Trauerspiele, welche ihre Stoffe aus der Antike holen. Sie werden selten gelesen und noch seltener aufgeführt. Aber niemand wird klug durch fremde Erfahrung. Griechen- und Römer- Tragödien werden gezeugt werden, solange noch ein deutscher Professor lebt.

Zu diesen akademischen Dramen gehört „**Die Hochzeit des Achilleus**“ von Hermann Schreyer, dessen „Naustika“ beim lesenden Publikum und auf der Bühne „freundliche Aufnahme“ gefunden hat. Wie der Verfasser selbst im Anhang bemerkt, ist das Drama hervorgegangen aus der eingehenden Beschäftigung mit Homer und der späteren Achilleussage wie mit dem Fragment und Plan der Goetheschen „Achilleis“. Die dramatische Form ist statt der epischen gewählt nach der Bemerkung Goethes (Brief an Schiller, 23. Dezember 1797): „Der Tod des Achilleus scheint mir ein herrlich tragischer Stoff.“ Das Drama schließt sich jener humanistischen Richtung an, „welche durch innige Aneignung altklassischer Ideale den Zusammenhang mit der griechischen Schönheitswelt festhalten will.“ Diese Aneignung ist buchstäblich gemeint. Das Gespenst des Chores, das noch hin und wieder auf unserer Bühne spukt, geht auch in diesem Drama um. Der klassische Philologe ist in dem Verfasser stärker als der moderne Künstler, der peinliche Gelehrte stärker als der schöpferische Dichter. Die Sprache ist einfach und vornehm, aber sie ist breit episch und nicht kurz dramatisch. Den „alten Herrn“ wird dieses Werk manche Erinnerung an seine Primanerzeit wachrufen, aber für die deutsche nationale Bühne ist es keine Errungenschaft.

Verwandt mit diesem akademischen Drama ist Georg Kufelers christliches Trauerspiel „**Michael Servet**“. Man lese nach, was Lessing über diese Gattung sagt! (Hamb. Dram. I. Stück.) Ich will damit nicht sagen, daß Servet ein falscher Märtyrer ist. Aber es bleibt immer gefährlich, einen

religiösen Konflikt auf die Bühne zu bringen, wenn es nicht gelingt, das Theologische ins rein Menschliche zu übertragen. Und das ist dem Dichter nur teilweise durch die frei erfundene Fabel geglückt, welche um den geschichtlichen Glaubensstreit von Calvin und Servet gesponnen ist. Diese Fabel bildet natürlich eine Liebesgeschichte zwischen dem Helben und einer Verwandten seines Feindes Calvin, die mit dem Tode beider endet. Maria nimmt Gift, Servet wird verbrannt. Unter den achtzehn Personen des Stückes zeigt sich manches bekannte Gesicht. Der unglückliche Tillet hat verzweifelte Ähnlichkeit mit King Lear, und Fontaine ist eine Theater-schablone, eine Spielart jenes berühmten, bedauernswerten Theaterbräutigams, der lieben muß, ohne geliebt zu werden. Herr Kufeler ist kein Neuling auf den Brettern. Sein Trauerspiel „Die Stedinger“ hat vier Auflagen erlebt und soll am Hoftheater von Oldenburg mit Beifall aufgeführt sein. Die Lokalzeitungen haben es gemeldet, und ich glaube es. Der Verfasser beherrscht die Technik und hat ein starkes dramatisches Talent. Warum versucht Herr Kufeler nicht einmal einen Konflikt der Gegenwart dramatisch zu gestalten? Die Gesetze des Modernen würden ihm verbieten, sich in rhetorische Monologe zu verirren, und in der ungebundenen Rede würde er das falsche Pathos seiner Deklamation vielleicht verlernen.

Ein vaterländisches Schauspiel nennt Herr Dr. G. Schönemann seine Trilogie „**König Otto der Erste**“. Im Vorwort giebt uns der Verfasser die Entstehungsgeschichte seines Werkes: „Gelegentlich eines Ausspruches unseres Kaisers in der Schulfrage verließ sich ein Blatt der vaterlandslosen Presse zu der Äußerung, man möchte doch unserer Jugend amerikanische, englische und französische Geschichte anstatt der deutschen Lehren, da letztere eine äußerst armselige wäre.“ Das Schauspiel ist also für die Jugend geschrieben, und danach muß man es beurteilen. Zweihunddreißig Personen treten in dem Schauspiel auf. Sie sprechen und bewegen sich auf der Bühne, sie zanken und schimpfen sich, aber keiner weiß, warum. Wir hören und sehen nichts als Kämpfe nach außen, Kämpfe im Innern, alles bunt durcheinander, ohne Zusammenhang, ohne verbindende Idee. Jede Scene hat einen eigenen Schauplatz und eine eigene Handlung. Es ist eine unklare geschichtliche Darstellung der Regierungszeit Ottos des Großen in Form von Gesprächen. Von der herkömmlichen Schreibweise ist der Verfasser allerdings abgewichen, aber ich zweifle, ob die Leser sich mit seiner Form befreunden werden. Diese Sprache, die von der Poesie nur das äußere Gewand der Verse und von der Prosa nur die Trivialität des Ausdrucks entlehnt, hat keinen Charakter; sie besitzt weder den hohen Schwung der Schillerschen Jamben, noch die Kraft der freien, ungebundenen Rede. Wie ganz anders ist dieser Stoff in den „**Königsbrüdern**“ von A. v. Hanstein behandelt! Hier zeigt sich ein Dichter, der sich mit souveräner Gewalt den großen Stoff dienstbar macht. Herr Dr. Schönemann ist ein Philologe geblieben, der uns von der Bühne herab patriotische Geschichte lehren will. Aber das Theater ist so wenig ein Lehrstuhl für Historiker, wie eine moralische Besserungsanstalt. Bis jetzt sind von der Trilogie zwei Teile erschienen. Mir graut vor dem dritten.

Ein „vaterländisches Schauspiel“ nennt auch D. Haupt seinen „**Hans Sachs**“, und dennoch ist es ein ganz anderes Stück. Es ist kein vaterländisches Schauspiel, es ist überhaupt kein Schauspiel, denn die Komposition ist ein Hohn



auf alle Gesetze dramatischer Technik. So baut ein Kind aus den Steinen seines Baufastens ein Häuschen auf. An eine Aufführung ist kaum zu denken. Es ist auch kein Buchdrama, welches den Mangel an packender Handlung und farbigen Charakteren durch philosophische Tiefe und Schönheit der Sprache ersetzt. Und dennoch ist es ein Buch voll Stimmung und Reiz. Man kann es am besten als eine echt deutsche Erzählung aus dem Mittelalter in dialogisierter Form bezeichnen. Die Sprache ist so einfach und schlicht, so rührend und wahr. Es sind Stellen in diesem Buch, welche wie Gebete aus unserer Kindheit zu uns herüberklingen, da wir noch nicht lügen konnten. Nach dem „Hans Sachs“, dessen Leben und Wirken der Verfasser in einer eigenen Schrift dargestellt hat, scheint mir das Talent hauptsächlich rein epischer Natur zu sein. Möge er einmal seine Kunst auf dem Felde des Romans oder der Novelle versuchen! Ich glaube, die Ernte wird ihm nicht ausbleiben.

Einen Konflikt aus der Gegenwart sucht Franz Wichmann in seinem vieraktigen Schauspiel „**Moderne Kinder**“ dramatisch zu gestalten. Der Stoff ist glücklich gewählt, die Sprache hat Mark und Kraft, die Charaktere sind lebendig gezeichnet, aber neben der einfachen Fabel laufen mehrere Nebenhandlungen her, daß das Interesse zerflattert. Wichmann will die positiven und negativen Bestrebungen unserer Zeit in zwei Typen darstellen. Der eine ist ein verbummelter Student, der zum Dieb, Anarchisten und Deserteur wird; der andere ist ein moderner Apostel à la Dieffenbach, der die Menschheit aus Lügen und Versumpfung wieder zur Natur zurückführen will. Diese beiden Charaktere aber stoßen niemals auf einander, sie stehen sich vier Akte hindurch gegenüber, ohne je zum Kampfe zu kommen. Der Sohn, mit dem der Vater seinen verkommenen Sohn niederstreckt, zeigt wohl die unerschütterliche Gerechtigkeit des alten Mannes, aber er zeigt uns nicht den Sieg positiver Ideale, welche der Apostel verkörpert, und das hat doch wohl der Verfasser zeigen wollen. Es ist schon ein Fehler, daß dem lieberlichen „modernen Kind“ ein Spiegelgelle an die Seite gestellt wird, der ihm zum Verwechseln ähnlich sieht. Dadurch verliert der Charakter des verlorenen Sohnes an Farbe. Außerdem ist dieser Gefelle überflüssig für die Entwicklung der Handlung. Denn die Scene, in der er die keusche, herbe Schwester seines „Freundes“ verführen will, gehört zu jenen Episoden, welche den zweiten Akt füllen müssen. Der Realismus des Verfassers hat sich noch nicht geklärt. Diese und andere Scenen zeigen einen Cynismus ohne Geist, eine Brutalität ohne Gefühl. Der Auftritt, wo der Sohn seine Mutter würgt, um Geld zu erpressen, ist natürlich, aber nicht künstlerisch dargestellt. Und ich denke, der Standpunkt ist glücklich überwunden, daß Kunst nichts weiter ist als „Reproduktion der Natur.“

Ganz andere Wege wandelt Peter Philipp, von dem zwei dramatische Dichtungen vorliegen. Die eine behandelt die germanische Götterfage und die andere eine brennende moderne Frage. In dem Schauspiel „**Im Strome der Zeit**“ macht ein hochgespannter Idealismus und ehrliche Entrüstung über das traurige Los der Massen den Professor Wallner zum Barrikadenhelden und Märtyrer, der sein Blut hingiebt für die Freiheit des unterdrückten Volkes. So modern der Stoff ist, das Werk wirkt dennoch nicht auf uns mit der unmittelbaren Kraft gegenwärtiger Verhältnisse. Es ist mehr das Bekenntnis eines idealen Philosophen, der die

dramatische Form zum Ausdruck seiner Betrachtungen gewählt hat, als die freie Schöpfung eines dramatischen Dichters. In der „**Verstümmelten Welt**“ von demselben Verfasser wird dieser Fehler zu einem Vorzug. Ich kenne keine dramatische Dichtung, die unsere herrliche Götterfage so anschaulich dargestellt hat wie diese. Die Götter sind Menschen, Übermenschen, welche die ewigen Ideale, die positiven und negativen Prinzipien aller Entwicklung verkörpern. Hier tauchen dunkle und geheimnisvolle Gefühle aus der Tiefe der Menschenbrust und finden Sprache und Ausdruck. Hier zeigt sich der Verfasser als Dichter von echter Begabung. Eingewunden ist nur eins: die mythischen Gestalten haben ihre eigene tiefere Bedeutung von Hause aus; der Dichter aber hat oft ihre Symbolik anders ausgelegt. Dadurch ergeben sich Dunkelheiten, und selbst der Schluß, wo der milde Baldur erscheint, enthüllt nicht ganz den tieferen Gedanken des Verfassers. Jedenfalls aber hoffen wir von ihm noch Schöpfungen, in denen seine Begabung sich in voller Reife offenbaren wird.

### Briefkasten.

Alter Abonnent in M. Es freut uns sehr, daß „Ein Revolutionär“ Ihren „lebhaften Beifall“ gefunden hat. Nur „männliche Romane von Männern“ kann heute kein Blatt bringen, das soviel Stoff verbraucht, wie das unsrige. Besten Gegengruß. — Eine 18jährige in S. Ich soll „nett“ sein und Ihre Gedichte bringen! Da muß ich schon auf die Nettigkeit verzichten. — Fr. A. L. in B. Ich bekomme stets ein leichtes Grufeln, wenn ich ein Gedicht mit dem Titel „Vergißmeinnicht“ bekomme. Aber das Ihrige hat einen originellen Zug, weshalb ich es hier abdrucke:

O, liebes Angesicht  
vergiß mich nicht.  
Ich bin für immer Dein,  
vergiß nicht mein.  
Ich liebe ewig Dich,  
vergiß nicht mich.  
Treu bleib ich ganz gewiß,  
mich nicht vergiß!

Wenn „Er“ nun doch vergessen sollte, ist er ein Schensal. — Herrn A. an Br. in R. (Holland.) Ich habe nichts dagegen einzuwenden; aber senden Sie mir einen Abzug der Übersetzung. — Herrn D. W. (Poststempel Leipzig.) Wir bitten um Wohnungangabe. Wir können einen Aufsatz, der D.'s ehrenhafte Persönlichkeit so mit Schmutz bewirft, nicht bringen. — Nr. 2 Breslau. „Winterritt“ ist wie Sie sehen, verwendet worden in diesem Hefte. Er war nur verlegt. Best. Gruß. — Frau M. E. Westfalen. Leider in der Form nicht reif genug. — Primaner C. T. in B. Noch zu wenig Eigenart.

### Inhalt der Nr. 10.

Erkämpft. Roman von Agnes Harber. Schluß. — Heinrich Guise. Historischer Roman von Karl Bertow. Fortj. — **Beiblatt:** Klärung. Von Elisabeth Heinrich. — Die Wertschätzung der Musik bei den christlichen Völkern. Von Dr. Bernhard Münz. — Augenzauber. Von Konrad Nies. — Der ästhetische Thee. Von Hermine Stürmer. — Winterritt. Von Hans Hermann. — Weihnachtsanzeigen. — Neue Dramen. Besprochen von Otto Straß. — Briefkasten.

# Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3¼ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

No. 11.

## Das Lied des Todes.

Roman

von

Franz Wichmann.

### I.

Der leichte Kahn glitt, von vier Rudern getrieben, schnell über die spiegelblanke Wasserfläche und stieß mit einem jähen Ruck an das Ufer der kleinen Insel.

Doktor Ehrhardt sprang zuerst heraus, die eiserne Kette in der Hand, und zog die Spitze des Fahrzeuges über den knirschenden Kies.

„Komm, Irma — hier ist es reizend, ein trautes Plätzchen — ganz für uns geschaffen.“

Die junge Frau hatte die Ruder eingezogen, sprang auf und hüpfte leichtfüßig über die Bänke des Schiffes an den Strand.

Er fing sie in den ausgebreiteten Armen auf, hielt sie einen Augenblick an seine Brust gedrückt und preßte einen Kuß auf ihre weiße Stirn. Dann ließ er sie leicht auf den Boden gleiten.

„Hier ist's gut fein, wahrhaftig, hier laß uns Hütten bauen, Max.“

„Ich meine, im vorigen Sommer auf unserer Hochzeitsreise haben wir kaum ein so verstecktes, idyllisches Plätzchen gefunden.“

Irma stimmte ihm bei. Sie hob ihr moosgrünes Kleid, da der Boden vom letzten Regen noch feucht war, ein wenig empor und ging dem Gatten voran auf die andere Seite der kleinen Insel, die für nicht mehr als zwei Menschen Platz zu bieten schien.

Einen Augenblick standen sie schweigend, versunken in den Anblick, den die herrliche Natur ihnen bot.

Rings um das runde freundliche Eiland breitete sich die grünlichimmernde Flut des Walchsees aus. Das niedere Gebüsch, das sie umgab, stand unbeweglich in der klaren Luft, kein Hauch ließ die feinen Blätter der Weiden, das zarte Laub der weißstämmigen Birken erzittern.

Von dem langen bewaldeten Rücken des Riesberges schweifte das Auge weit hinein ins enge Jenbachthal, bis es am Horizont an den fernen Bergriesen des Jantals haften blieb. Ein gelber Postwagen rollte auf der Straße von Ruffstein heran und das Horn des Postillons weckte mit munterem Getöse das Echo der Berge.

Links über dem breiten Sattel von Durchholzen aber türmte sich die zerklüftete, schauerliche Felsenwildnis des Hinterkaiers empor, mit seinen weißleuchtenden Faden und Spitzen hoch in die blaue Luft ragend.

„Jetzt übersehen wir das ganze Paradies mit einem Blick,“ lächelte Irma, ihren schwarzen, mit künstlichen Kornblumen und Winden geschmückten Hut ein wenig tiefer ins Gesicht rückend, um sich vor den brennenden Strahlen der Mittagssonne zu schützen.

Der Doktor hielt ihre kleine, warme Hand in der seinen und sah, von Zeit zu Zeit den Blick von der entzückenden Landschaft abwendend, in die hellblauen, leuchtenden Augen seiner Frau, in denen sich ihm alles schöner widerzuspiegeln schien.

„Es ist fast des Schönen zu viel,“ sagte er, „alles steht uns noch neu und fremd gegenüber.“

„O nicht alles,“ fiel Irma ein, „ich kenne schon manches. Sieh nur dorthin.“

Ihr Blick schweifte von dem roten Dache der Seemühle, auf dem er flüchtig geruht, über die Höhen von Kranzach hinweg, das Westufer entlang. „Siehst Du nicht dort — über dem waldigen Berg Rücken, eng an die Felsen geschmiegt das Wirtshaus?“

„Den Filzermwirt?“

„Freilich — bis zu dem wir gestern nach unserer Ankunft noch hinausgingen, um den Abendchein an den Felsenwänden des Kaisers verglühen zu sehen.“

„Ja — ja — das ist es — jetzt orientiere ich mich,“ meinte der junge Arzt, an seiner Brille rückend, „und dort — weiter nach links — das hohe Haus,

hart am Ufer, ist der Kramerwirt wo wir unsere Freunde zu finden hofften."

"Wir werden sie noch heute sehen," fiel Irma ein, "sie werden nicht allzu weit gehen, Du weißt ja, daß Columba jede Anstrengung vermeiden muß."

"Leider — ja, ich weiß es zu gut, und ich fürchte nur, daß mein Freund es zu wenig weiß, wenn ich auch wünschen möchte, er bliebe immer ahnungslos, zu seinem Besten, um sein Glück eine Zeitlang ungetrübt zu genießen."

Ein leichter Schleier des Mitleids schien sich über Irmas helle Augen zu legen, es war ihr schmerzlich in dieser heiteren, sonnigen Umgebung der Jugendfreundin gedenken zu müssen. Um sich des störenden Gedankens zu erwehren, ließ sie ihre munteren Augen von neuem umherschweifen.

"Aber was ist denn das," sagte sie plötzlich, "das sieht ja aus wie ein Denkmal."

Er folgte ihren Blicken. "Wirklich," meinte er, "die Ferne hat uns blind gemacht für die nächste Nähe, wir sind ganz achtlos daran vorübergegangen."

"Es ist nicht schön, mitten in dieser Welt voll sonnigen Glücks an den Tod erinnert zu werden," meinte Irma. Unwillkürlich mußte sie an die kurz vorher gewechselten Worte über Columba, ihre Freundin, denken.

"Wer wird auch jetzt daran denken, wenn man so frisch und gesund ist wie wir."

"Ach, nicht an uns, Max, aber an andere."

Er verstand sie, und schwieg. Sie traten näher herzu und betrachteten das kleine, die Mitte der Insel auf einem von Gebüsch besetzten Platze einnehmende Denkmal, das sich über einem schlichten, steinernen Rondel erhob. Zwei schlanke Birken neigten ihre feinen, lichtgrünen Zweige zu beiden Seiten gegen das Brustbild nieder, das einen Künstler mit scharf geschnittenem Gesicht in der altertümlichen Tracht vergangener Zeiten darstellte.

Der kurzsichtige Doktor beugte sich ein wenig nieder, um die kurzgefaßte Inschrift zu lesen, die den Grabstein des Genremalers Hanno Rhomborg schmückte.

Irma lehnte sich an ihn und sah zu ihm empor.

"Mitten im schönen Sommer und in dieser herrlichen Gegend sterben zu müssen, ach, wie schrecklich! Ob er wohl auch glücklich gewesen ist, so glücklich wie wir?"

"An was Du nicht alles denkst? Warum sollte er nicht auch glücklich gewesen sein?"

"Vielleicht war er ganz allein — einsam — ohne Weib und Kind."

"Warum meinst Du?"

"Weil nichts von den Seinen auf dem Grabmale steht."

"Ist nicht dieser Stein ein Beweis, daß liebende Herzen seiner gedacht?"

"Wohl — wohl, aber ich denke mich nun einmal hinein, wie schrecklich es sein müßte, so in der Ferne, ohne eine liebende, sorgsam pflegende Hand — zu sterben. So wenig Ehen sind glücklich und wo gar zwei nicht zusammen passen und doch zusammenleben —"

"Woran denkst Du?" unterbrach er sie.

"Ahnst Du es nicht?"

"Nein, in der That, ich weiß nicht."

"Columba," antwortete sie, ohne das, was sie bei diesem Namen dachte, auszusprechen.

"Du meinst doch nicht, daß sie unglücklich sei, mit meinem Freunde?"

"Ich glaube es zu wissen."

"Das hast Du mir noch niemals gesagt."

"Warum auch. Ich dachte, es müßte Dir peinlich sein. Denn Du sagst ja, daß Bernhard sie wirklich von Herzen liebt."

"Ich bin davon überzeugt. Sonst hätte er sich niemals entschlossen, zu heiraten."

"Warum nicht — ist das solch ein gewagtes Unternehmen," sagte sie, ihn schelmisch anblickend.

"Für Bernhard war es das schon. Ich hätte es nie gedacht. Du weißt, ich habe Dir manches aus seinem früheren Leben erzählt. Er war in seiner Jugend ein etwas locherer Vogel, er genoß das Leben, wo er konnte, er liebte die Frauen, aber eine zu heiraten, daran dachte er nie."

"Da mögt ihr manch schlimme Streiche zusammen auf der Unversität ausgeführt haben."

"Nein — nein," wehrte der junge Gatte ab, "ich war der passive Teil und ich bin meiner Armut dankbar, die mir diese passive Rolle zuerteilte. Ich konnte an seinen Vergnügungen nicht teilnehmen, und ich freue mich darüber, daß ich die Frauen und das Glück, das sie uns bereiten, nicht früher kennen lernte, als in Deinen Armen."

Sie küßte ihn schnell und leicht errötend. Dann zog sie ihn nieder und setzte sich neben ihn auf die Steine, die das Denkmal in einem Kreise einsaßen.

"Du mußt mir mehr davon erzählen," sagte sie, den blonden Kopf an seine Schulter lehrend, nachdem sie den Hut neben sich gelegt.

"Was soll ich Dir im einzelnen berichten, ich kenne ja Bernhards Leben eigentlich nur aus seinen Erzählungen. Er war sehr offenherzig gegen mich, und das hätte fast einmal unsere Freundschaft getrübt."

"Seine Offenheit — wieso?"

"Er hatte eine Art, sich mit seinen leichtfertigen Streichen zu rühmen, die mir nicht gefiel, besonders in einem Falle, den er, glaube ich, später selber bereut hat."

"Es handelte sich um ein Mädchen?"

"Ja, um ein armes, alleinstehendes Mädchen. Er hat mir ihren Namen nicht genannt, nur daß es eine junge Lehrerin war, weiß ich, die er in Meran, in der Familie eines Kurgastes kennen lernte. Er weilte dort einmal während der Frühjahrsmonate."

"Und was weißt Du davon?"

"Nur etwas sehr Schlimmes, er hat ihre Ehre auf dem Gewissen."

"Arme Columba," sagte Irma leise zu sich selbst.

"Sie liebten sich?" fragte sie dann.

"Das Mädchen muß ihn sehr geliebt haben."

"Und er?"

"Ich fürchte, daß es nur eine Eitelkeit von ihm war, sonst hätte er nicht so leichtfertig davon sprechen können. Ich war ihm damals ernstlich böse."

„Und er hat sie verlassen?“

„Ja trotzdem er ihr die Ehe versprochen, wie er selbst sagte. Denn nur unter diesem Versprechen vermochte er sie zu gewinnen.“

„So waren sie wirklich verlobt?“

„Ja — ein halbes Jahr lang, sie schrieben sich fleißig Briefe —“

„Und dann?“

„Dann ward er ihrer überdrüssig — nachdem er noch einmal mit ihr zusammengekommen, er brach sein Wort — und verließ sie.“

Irma schwieg und blickte zu Boden, mit der Spitze ihres zierlichen roten Sonnenschirmes den Kies zu ihren Füßen aufgrabend.

„Und sie — Du hast sonst nichts von ihr erfahren — später?“

„Bernhard hat nie mehr davon gesprochen. Aber wohl ist es mir vorgekommen, als habe er später mit Neue ihrer gedacht. Vielleicht war dieser letzte schlimme Streich an seiner Wandlung schuld.“

„So glaubst Du, daß er sich wirklich geändert hat?“

„Ja, seit er sich Deiner Freundin näherte, ward er ein anderer. Ich glaube, daß er bis dahin noch niemals geliebt hatte.“

„Glaubst Du, daß er ihr jemals davon gesprochen?“

„Gewiß nicht. Schon die Scham würde es ihm verbieten, auch wenn er nicht fürchten müßte, sie dadurch zu verletzen und an ihm zweifeln zu machen.“

„Still,“ sagte Irma plötzlich lauschend, „hörst Du nichts?“ Sie wandte das Haupt nach der Richtung des Sübusers, von dem ein leises Geräusch herüberkante.

„Ruderschläge,“ antwortete er, „irgend ein Schiff scheint sich zu nähern. Schade, wenn wir hier gestört werden sollten. Vielleicht sind sie es.“

„Bernhard — Du glaubst —?“

„Warum nicht, vielleicht sind sie auch auf den See hinausgefahren.“

„Aber der Kramerwirt sagte doch, als wir vorhin nach ihnen fragten, er habe sie auf der Straße nach Kössen fortgehen sehen.“

„Sie können das Filzschiff genommen haben, Du hast doch den großen, roten Rahn gesehen, der gestern Abend am Ufer lag und uns zum Rudern zu schwer und plump schien.“

„Möglich, und wenn man von jemand spricht, pflegt er gewöhnlich in der Nähe zu sein.“

„Ich glaube auch vorhin Stimmen gehört zu haben, die sich freilich bei der Entfernung nicht erkennen ließen.“

„Sie können uns vom Wasser aus nicht bemerken; das wäre eine Überraschung, wenn sie hier landeten.“

Sie lauschten beide von neuem, aber sie vernahmen nichts mehr. Das Geräusch der Ruderschläge war verstummt, das Schiff mußte sich weiter entfernt haben.

„So müssen wir noch ein wenig von ihnen plaudern, wenn sie nicht selbst kommen,“ meinte Irma und nahm ihre vorige Stellung wieder ein.

„Jetzt ist es an Dir,“ antwortete der junge Arzt, „jetzt mußt auch Du erzählen —“

„Von ihm, aber ich kenne ihn ja kaum, nur flüchtig von einigen Bällen her.“

„Ich meine von ihr — von Columba Maria — Deiner Freundin; Du kennst ja die Verhältnisse des Hauses, in dem Du so lange Verkehr hattest, genau.“

„Nicht so ganz — manches ist mir immer dunkel geblieben, auch Columba äußerte sich nie darüber, in diesem Punkte war sie, seit ihre Mutter gestorben, sehr schweigsam.“

„Um so mehr wird sie Dir von ihrer Liebe zu Bernhard gesprochen haben.“

„Nie,“ erwiderte Irma, „das eben ist es, was mich ängstigt — was ich vorhin andeutete.“

„Du glaubst, sie habe ihn nicht aus Liebe geheiratet?“

„Ich fürchte, nicht in der rechten Liebe, denn diese hat einem andern gehört.“

„Vor Bernhard? und das hast Du mir nie gesagt?“

„Weil ich keine Beweise dafür habe. Irren ist menschlich, und auch ich konnte irren. Darum habe ich lieber geschwiegen.“

„Du weißt etwas — aus ihrem eigenen Munde?“

„Nein, gesprochen hat sie nie davon. Aber ich habe in ihren Augen gelesen, den Klang ihrer Stimme beobachtet, wenn sie seinen Namen nannte, und zuweilen eine flüchtige, halb unbewusste Andeutung vielleicht besser verstanden, als ich es nach ihrem Willen sollte.“

„Armer Freund, so solltest Du Dich getäuscht haben! Wer weiß, ob es nicht eine Strafe ist für jene Unschuldige; aber sage mir, wer — wer glaubst Du — daß ihr Herz vor Bernhard besessen hat?“

„Besessen? ich fürchte, daß er es noch besitzt.“

„Kenne ich ihn?“

„Dem Namen nach wohl — Du wirst ihn haben nennen hören, denn man hat eine Zeitlang viel von ihm gesprochen — Markus Eisenschmid —“

„Der Kassierer im Geschäfte ihres Vaters, des alten Tiefenthaler?“

„Ganz richtig — derselbe.“

„Aber — der — erinnere ich mich recht — der ist ja verschwunden.“

„Ja, wie man sagt, mit bedeutenden Summen.“

„Und den sollte sie geliebt haben? unmöglich!“

„Wer kann in die Herzen sehen. Überdies ist niemals eine Anzeige erstattet worden und die Beweise fehlen.“

„Aber die ganze Stadt behandelte es wie ein offenes Geheimnis. Herr Tiefenthaler selbst ist, so viel ich weiß, niemals öffentlich dem Gerübe entgegengetreten.“

„Vielleicht war es ihm gelegen. Man hatte damals Mitleid mit ihm und lieb ihm größere Summen, da man ihm unbedingt vertraute. Aber das habe ich wohl an der ganzen Stimmung im Hause und den Äußerungen Columbas erkannt, daß es damals wirklich eine Zeit lang schlecht um das Haus Tiefenthaler stand. Wie weit das Verschwinden Eisenschmids damit in Verbindung gestanden, kann

ich nicht beurteilen. Vielleicht wollte der Vater nur dem Gerede ausweichen, das sich noch mehr an sein Haus geheftet hätte, wenn er den Flüchtigen hätte verfolgen lassen. Vielleicht auch nicht. Mir war der Alte immer unsympathisch, ich hätte ihm nie vertrauen mögen. Um so mehr that es Columba, die mit kindlicher Liebe nach dem Tode der Mutter an ihm hing. Ich glaube, sie hätte ihm keinen Wunsch versagen können, auch jenen nicht.“

„Irma —? Du meinst — ihr Vater habe — auf Bernhards Bewerbung —“

„Ist es nicht natürlich? Der Antrag des reichen Gutsbesizersohnes mußte ihm äußerst gelegen kommen, wenn seine Lage damals wirklich bedenklich war. Wären wir zu jener Zeit nicht fern gewesen — auf unserer Hochzeitsreise — vielleicht hätte sie mir ihr Herz erschlossen. Als wir zurückkehrten, war es zu spät. Die Schnelligkeit mit der Verlobung, Hochzeit, der Tod des Vaters aufeinander folgten, war mir immer auffällig.“

„Sie hatten, als wir zurückkamen, schon die Stadt verlassen; freilich — Du weißt, wie leid es mir that, Bernhard nicht mehr gesehen zu haben, ehe er auf sein väterliches Gut übersiedelte.“

„Um so mehr freust Du Dich jetzt, ihn wieder zu sehen, ich kann es mir denken; auch mir ginge es so — wenn nicht —“

„Wenn nicht?“ wiederholte er fragend.

„Ach, — ich weiß nicht, — aber ich fürchte mich fast, sie wieder zu sehen.“

„Wegen ihrer Gesundheit meinst Du?“

„Steht es denn wirklich so schlimm, wie Du mir damals sagtest?“

„Hoffen wir das Beste. Nach dem damaligen Besuche, den ich in Vertretung eines befreundeten Arztes bei ihr machte, kann ich kein endgiltiges Urteil abgeben. Ich habe Dir schon erzählt, welchen Eindruck sie mir damals hervorrief. Es war, glaube ich, bald nach der Flucht des Kassierers, von der wir sprachen.“

„Ach — ja, — Columba hatte damals oft sehr verweinte Augen,“ unterbrach ihn Irma, „aber sie war verschlossen und still, nicht einmal mir gegenüber sprach sie sich aus, ich schrieb es der Sorge um die Lage ihres Vaters zu.“

„Als ich geholt wurde, hatte sich eine hochgradige Lungenentzündung entwickelt. Ich glaubte damals nicht, daß ich sie durchbringen werde. Ihre Genesung war wie ein Wunder. Es schien, als ob eine geheime, innere Kraft sie belebe, die den Tod von ihr abhielt, aber ich fürchte, daß die Heilung nur eine vorübergehende gewesen.“

„So hältst Du sie wirklich für lungenleidend, die Arme?“

„Der eine Flügel war von der Krankheit sehr stark affiziert; — heute, wenn wir sie wieder sehen, kann ich Dir mehr sagen, das Aüßere solcher Kranken verrät dem Auge des Arztes viel.“

„Ach Max,“ sagte Irma, plötzlich beide Arme um den Hals des geliebten Mannes schlingend, „es wäre entsetzlich! Aber ich kann es nicht glauben. — O, sprich mir nicht mehr davon; wenn ich nur wüßte,

daß sie glücklich wäre; ihre Briefe nennen ja Bernhard den besten und treuesten Mann, den brauesten Gatten, aber von Liebe und Glück steht kein Wort darin. Meinst Du, daß es noch kommen kann?“

„Was Bernhard betrifft, so fürchte ich nichts, er ist so, wie sie ihn schildert, seit seine Liebe die Verirrungen des vergangenen Lebens begraben hat. Er liebt sie von ganzem Herzen, sonst hätte er meine Warnungen mehr beachtet.“

„Du hast ihn gewarnt — vor ihr?“

„Du weißt, was ich meine, was ich Dir schon früher einmal sagte; ich machte ihn darauf aufmerksam, daß Columba schwach und gebrechlich sei, daß sie der äußersten Schonung bedürfe und die Lasten und Pflichten des Ehestandes vielleicht zu schwer sein würden für ihre zarte Gesundheit. Aber er wollte nichts hören, er wollte sie auf den Händen tragen, daß sie von einer Last und Schwere nichts empfinde, er hätte sie zu seinem Weibe gemacht und wenn der Tod schon an ihrem Lager gestanden hätte.“

„Ja, er muß sie wirklich und wahrhaft lieben, Du hast recht, und darum kann ich ihm auch verzeihen.“

„Du ihm verzeihen?“

„Ja, ich habe ihm ernstlich gezürnt, nach dem, was Du mir vorhin erzähltest — aus früherer Zeit. Aber ich meine, die Liebe wenn sie rein und heilig ist, muß alles sühnen, was die Leidenschaft je verbrochen.“ —

Ihre Worte rührten den jungen Arzt, zärtlich drückte er sie an seine Brust und küßte ihre frischen, leicht von der Sonne gebräunten Wangen.

„Wie glücklich Du mich machst, Irma! O brüß alle Menschen so dächten und fühlten wie wir. Wie viele glückliche Ehen könnte es geben. Nie hätte ich geglaubt, daß das Leben so süß und köstlich ist, erst als ich zum ersten Mal Deine Stimme hörte — in dem Konzert — im Walthergarten, weißt Du es noch? da ging eine Ahnung in mir auf von der Seligkeit, die mir noch bereitet sein sollte.“

„Ja, es war ein herrlicher, schöner Abend,“ flüsterte Irma, beglückt von der Erinnerung, „aber Du bist ein Schmeichler, meine Stimme war damals heiser und schlecht disponiert, ich schämte mich vor Columba, die am gleichen Abend nach mir sang, weißt Du noch, jenes Lied, das ich auch Dir oft vorgesungen:

„Immer leiser wird mein Schlummer —“

„Ich habe es nicht vergessen, aber an jenem Abend machte es mir keinen Eindruck; ich staunte nur, daß in der schwachen, leidenden Brust Columbas eine solch' köstlich schöne, hinreißende Stimme wohnte. Lieb ist mir das Lied erst aus Deinem Munde geworden, doch nie so lieb, wie das andere von Lenau, das Du an jenem Abend sangst. Du mußt es mir jetzt wiederholen, hier in dieser stillen Einsamkeit, wo niemand uns hört, als die Berge, die Luft und das Wasser, hier in dieser weihvollen, schönen Stunde des Glücks, — willst Du?“

„Das Lied von der Rose?“

„Ja — jene wenigen, so ergreifenden Verse —“

„Diese Note send' ich Dir —“

Das Weitere habe ich nie behalten.“ —

Irma wollte beginnen, aber sie stockte, sann nach — und plötzlich lachte sie. „Nein, das ist zu dumm,“ rief sie, „kannst Du es glauben, jetzt habe ich selbst den Text vergessen.“

„Du hast es lange nicht mehr gesungen.“

„Weißt Du, was Schuld daran ist, daß ich es vergessen?“

„Nun?“ fragte er lächelnd.

„Unser Glück, das alles andere vergessen macht.“

Er küßte sie von neuem. „Aber ein Lied muß ich hören,“ sagte er dann.

## II.

Sein Wunsch fand eine seltsam unerwartete Erfüllung. Erschreckt fuhr das junge, glückstrunkene Paar auseinander. Vom Wasser her tönte ganz deutlich der Gesang einer schwermütig schönen Frauenstimme, begleitet von leisen, im Takte sich bewegenden Klavierklängen. Näher und näher kam es, von den Schwingen der warmen Sommerluft gegen den Strand der Insel getragen, ein süßes Singen und Klingen, voll dunkler Behmut, schwer und ergreifend. Jetzt wurden die Worte verständlich.

„Kennst Du es?“ fragte der junge Gatte leise, um den lauter und lauter heranströmenden Gesang nicht zu hören.

„Ein Lied von Chopin,“ flüsterte Irma zurück. Und ich kenne noch mehr: — sie sind es, — es ist Columba Marias Stimme.“

Sie lauschten von neuem den zitternden Tönen:

„Mußt in die Ferne wandern,  
Und Du unterdessen  
Hast genommen einen andern,  
Ring und mich vergessen.

Und doch kann ich meine Liebe  
Keiner andern schenken,  
Muß an Dich und an das Klinglein  
Immerfort bedenken.“

Bei der Wiederholung der letzten Worte erstarb der Gesang und die leise verhallenden Klänge mischten sich mit dem Knirschen des Kieses, den der Kiel des hart am Strande der Insel auffahrenden Rahnes rollend vor sich herschob. Doktor Ehrhardt und seine Frau sprangen empor und eilten an das Ufer. Im nächsten Augenblick hatten sich beide Paare erkannt. Der Arzt zog das Boot vollends auf das Ufer und reichte der Gattin des Freundes beim Aussteigen die Hand. Dann ergriff er die Rechte Bernhards von Anger und schüttelte sie mit derbem, freudigem Drucke.

„Endlich finden wir Euch!“

„Ja, endlich, wir erwarteten Euch schon gestern Abend, Deinem Briefe nach, den wir von München hierhergesendet erhielten. Du schreibst, daß Ihr hier den Sommer zuzubringen gedächtet und wir waren seltsamer Weise und durch Zufall schon hier.“

„Wir erfuhren es in München, in Eurer Wohnung,“ erwiderte der Doktor, „und wir waren herzlich froh darüber, Euch nach anderthalb Jahren, wo we-

der ich Dich, noch meine Frau die Deine gesehen, so unerwartet wiederzufinden. Aber gestern Abend, da wir erst mit dem letzten Zug in Kufstein eintrafen und uns der Wagen des Post-Hotels erst gegen neun Uhr hierher brachte, mochten wir Euch nicht mehr aufsuchen. Ueberdies erwarteten wir, Euch in demselben Gasthaus zu treffen.“

„Wir haben es vorgezogen, beim Kramerwirt ein paar Zimmer zu mieten. Die Post liegt uns zu verstedt, man sieht kaum den See und die Berge aus ihren Fenstern. In unserer Wohnung haben wir die weite Wasserfläche vor uns, eine frische, kühle Luft, wie sie meiner Frau wohl thut.“

„Sie sieht recht gesund und frisch aus,“ bemerkte der Doktor, einen Blick auf Columba zurückwerfend, die noch im Gespräch mit Irma begriffen war.

„Wohl — wohl — es geht ihr augenblicklich ziemlich gut, ich hoffe, daß der Aufenthalt hier von bester Wirkung für sie sein wird,“ bemerkte Herr von Anger mit etwas schwachem Lächeln — „Du mußt wissen, daß ich ihretwegen hauptsächlich hierhergefahren bin, der Arzt empfahl eine frische, reine Luft, zur Stärkung ihrer Lunge, so sind wir hierhergekommen, um fleißig zu rudern, zu gehen, zu baden —“

„Zu baden?“ unterbrach ihn der Doktor, „dagegen muß ich protestieren. Deine Frau darf nicht baden, das könnte ihr den Tod bringen.“

Herr von Anger lächelte wieder. „Du brauchst es nicht so ernst zu nehmen, das Baden bezieht sich nur auf meine Person, ebenso wie das Rudern, wovon Du Dich heute überzeugen konntest, obwohl Columba am liebsten beides selbst thäte. Aber man muß der Vernunft gehorchen, und gehen darf sie ja —“

„Nur nicht zu weit und nicht zu anstrengende Wege,“ fiel der Arzt von neuem ein, „überhaupt solltest Du sie vor jeder Anstrengung und Aufregung bewahren.“

Herr von Anger wollte eben etwas erwidern, als die beiden Damen ihm näher traten und die Fortsetzung der nur leise geflüsterten Unterhaltung verhinderten. Columba Maria reichte erst jetzt dem Doktor die Hand. „Nachdem sich die Jugendfreunde ausgesprochen,“ sagte sie mit feinem Lächeln: „dürfen wohl auch die Freundinnen sich zu ihnen gesellen. Sie, Herr Doktor, sind mir ja wohl bekannt, nicht aus den flüchtigen Begegnungen unseres früheren Lebens, sondern aus den Erzählungen meines Gatten, wie aus Ihren eigenen Briefen an Bernhard; jetzt aber möchte ich Ihnen danken für das Glück, das Sie meiner besten Freundin, meiner Irma, bereiten. Sehen Sie sie nur an, es lacht aus ihren Augen, spricht von ihren Lippen.“

„Es ist nur der Widerschein von dem Glücke, das sie mir selbst verurjacht,“ antwortete der Doktor.

Er warf dabei einen prüfenden Blick auf Columba. Sie hatte sich äußerlich wenig verändert, seit er sie zuletzt gesehen. Ihre schlanke, hohe Gestalt schien noch gewachsen zu sein, das Gesicht hatte von seinem schwermütigen Ernst, der immer darauf gelegen, nichts verloren. In seltsamem Kontrast zu der lebensfrohen, in helle, lachende Farben geklei-

deten Irma, trug sie ein dunkelblaues, fast schwarzes Kleid, das freilich zu ihrer imposanten Erscheinung trefflich paßte. Das dunkle Haar, hinten geflochten, trug sie hoch aufgebunden, mit einem braunen Schildkrotzpfel durchstochen. Ihr Haupt, mit seinem üppigen Haar, den dunklen Augen, dem wehmütigen Ernst, gleich einer verspäteten Sommerblume, die ihr müdes Haupt auf einem schlanken Stengel wiegt, während die kühlen Herbstlüfte sie umschauern. Ein feines Blau schien die Grundfarbe ihrer etwas schmalen Wangen zu sein, allein zwei runde, glühende Flecken brannten in der Mitte derselben und ließen sie als ein Bild frischer, jugendlich blühender Gesundheit erscheinen.

Der Doktor hatte diese Flecken zuerst wahrgenommen. Unmerklich schüttelte er den Kopf. Sie gefielen ihm nicht.

„Erinnern Sie sich noch der Zeit, da ich Sie behandelte?“

„Wie könnte ich sie vergessen,“ antwortete sie rasch, „verdanke ich Ihnen doch meine Rettung und den Umstand, daß ich jetzt noch lebe.“

Irma würde in gleicher Lage gesagt haben, das „Glück“; sie sagte, „den Umstand.“ Der Doktor erkannte, daß seine Frau recht haben müsse, sie war in der That nicht glücklich.

„Und würden Sie auch jetzt noch etwas auf meinen Rat geben?“

„Ich möchte Sie sogar um denselben bitten, denn es ist bei mir oft nicht alles, wie es sein sollte.“

„Vor allen Dingen sprechen und denken Sie möglichst wenig darüber — jedes Leiden verschlimmert sich in der Einbildung — seien Sie so frisch und gesund, wie Sie aussehen.“

Sie verneigte sich mit einem schwachen, trüben Lächeln.

„Sie scherzen, Herr Doktor.“

„Durchaus nicht. Und damit Sie sehen, daß es mir ernst ist, breche ich jetzt die Unterhaltung darüber ab. Denken wir lieber nach, wie wir uns amüsieren, statt wie wir uns betrüben. Irma, jetzt bedarf ich Deines Rates.“

„Er ist schnell gegeben,“ sagte sie, heranspringend wie ein mutwilliges Kind. „Fahren wir zu vieren weiter, wie wir vorhin zu zweien fuhren.“

„Zurück — zur Post nicht wahr, auch Ihr?“ wandte sich Max an den Freund.

„Wir müssen wohl, unser Schiff gehört ebenfalls dorthin. Also zur gemeinsamen Heimfahrt.“

„Heimfahrt, und zurück, was das für Worte sind,“ schmollte Irma, „ich mag sie nicht leiden. Weiter und vorwärts, das ist was Rechtes, zum Essen ist es noch zu früh. Nützen wir den Vormittag aus.“

„Aber womit?“ fragte der Gatte.

„Fahren wir ans jenseitige Ufer — wir kennen ja erst den halben See, dort wo die Häuser liegen, wird auch schon ein Krug zum grünen Kranze stehen oder dergleichen.“

„Sie meinen in Deb?“ fragte Herr von Anger.

„Ich weiß nicht, wie der Ort heißt, wir kennen uns noch nicht aus, das Ressort der Geographie stelle ich zu Ihrer Verfügung.“

„Ich übernehme es,“ erwiderte Columbas Gatte lachend, „denn wir haben in den Tagen, seit wir hier weilen, schon die Karten ein wenig studiert und kennen aus persönlicher Überzeugung noch mehr, als sie uns verraten.“

„Das wäre? —“

„Daß drüben ein gutes Wirtshaus steht, zum ‚Lampelwirt‘ genannt, mit einem dünnen, leichten Wein und dicken, berben Wirtseuten.“

„Also was zögern wir noch,“ rief Irma. „Allons, enfants de la patrie!“

Und als die Erste sprang sie in den Kahn, daß das Wasser um den Kiel aufwoigte und das leichte Fahrzeug auf und nieder schwankte. Max folgte ihr. Es kam ihm vor, als sei die Heiterkeit seiner jungen Frau etwas gemacht und erkünstelt, nachdem sie kurz vorher so ernst gesprochen. Auch sie mußte das bedenkliche Aussehen der Freundin bemerkt haben. Vielleicht spielte sie nur die Lustige, um jene aufzuheitern und zu zerstreuen. Auch er nahm sich vor, das Gleiche zu thun und so wenig als möglich von seinen Besorgnissen durchblicken zu lassen. Nur Bernhard mußte er aufmerksam machen und warnen. Dazu würde sich die Gelegenheit schon bieten.

Herr von Anger ließ seine junge, schöne Frau im Borderteil des Schiffes Platz nehmen, er selbst setzte sich in die Mitte und nahm die Ruder in die Hand, nachdem er zuvor seiner Gewohnheit gemäß den glänzend schwarzen Vollbart mit der Hand geglättet und die Weste ein wenig geöffnet, um besser rudern zu können.

Ein leichter Wind, der von Westen durch die Thäler strich, kräuselte die bisher so ruhige Wasseroberfläche. Der See rollte in kleinen, kurzen Wellen den grünen Wiesen des Ufers zu. Millionen bligender, glühender Sonnenfunken führten einen das Auge blendenden Tanz auf ihm aus. Ein würziger Duft wehte von den dichten Nadelwäldern herüber.

Columba Maria holte tief Atem. Aber im selben Augenblick fuhr sie mit der Hand gegen die Brust und drückte sie fest darauf, als wollte sie damit einen stechenden Schmerz lindern.

Der Doktor that, als habe er es nicht bemerkt und wandte sich an den Freund.

„Was nun?“ fragte er, „wer soll vorausfahren und die Richtung angeben?“

„Ach was, voraus,“ warf Irma ein. „Vord an Vord, und dann versucht, wer dem andern vor kommt — eine richtige Ruderregatta — das lohnt sich der Mühe.“

Ihr Gatte schien bei der glühenden Sonnenhitze wenig Lust zu bezeigen. „Das geht wohl nicht, wir wären zwei gegen einen, und mein Freund Bernhard käme in Gefahr, etwas zu viel von seinem familienväterlichen Fette zu verlieren.“

Herr von Anger wischte sich in Vorahnung dessen, was kommen sollte, bereits mit einem feinen Watisttaschentuche den Schweiß von der Stirn.

„Keine Ungerechtigkeit und Ungleichheit,“ rief Irma, „wir leben im neunzehnten Jahrhundert. Ich nehme es allein mit Herrn von Anger auf.“

Sie hatte bereits die Ruder ergriffen und trieb,

ohne daß Max ihr half, das Boot mit raschen Schlägen dem andern voraus. Herr von Anger suchte ihr zu folgen, aber nach einiger Anstrengung gab er es ermattet auf und ruderte langsam nach. Irma hielt nicht eher, bis sie in der Nähe des jenseitigen Ufers war. Hier erwarteten sie das Nachkommen des andern Schiffes.

„Wie findest Du sie, Max?“ fragte Irma leise den Gatten.

Der Angeredete zuckte die Achseln und schwieg, indem er die Ruder über das Wasser erhob und die Tropfen, die in den Sonnenstrahlen wie Demanten funkelten, in den See zurückfallen ließ.

„Nicht wahr, es sieht schlimm mit ihr?“

„Ich fürchte es, in ihrer Stimme ist ein Ton, der mir nicht gefällt. Es ist ein Leichtsinn, wenn sie singt, ich werde Bernhard darauf aufmerksam machen. Nur äußerste Schonung kann sie erhalten, eine Zeitlang,“ setzte er hinzu, da die Gattin ihn fragend anblickte.

„Hast Du ihre Augen recht betrachtet?“ fragte Irma nach einer Weile. „Es liegt etwas darin, was nicht nur eine Krankheit des Körpers widerspiegelt, sondern —“

„Ein Seelenleiden,“ fiel er ein. „Ich glaube selbst, daß Du recht hast, Bernhard dauert mich. Sie ist nicht glücklich mit ihm und liebt ihn nicht, wie er sie, und wie er es von ihr glaubt. Möge die Blindheit nie von ihm genommen werden.“

„Still,“ sagte sie, den Finger an die Lippen legend, „sie kommen.“

Das andere Schiff hatte sich genähert und hielt nach wenigen Augenblicken neben dem ihren. Sie fanden sich an einer leichten Stelle, nahe dem Ufer, das kristallhelle Wasser ließ sie bis auf den gelbsandigen Grund blicken.

Eingeengt von langblättrigem, schmalen Schilf standen die Fahrzeuge mitten in einer Schar hochstieliger, breitblättriger Seerosen, die ihre weiß und golden leuchtenden Blüten über die spiegelklare Wasserfläche wie neugierig emporreckten und in ihren schönen Kelchen den warmen Sonnenstrahl des Himmels auffingen.

Irma beugte sich über den Rand des Schiffes, tauchte, den Armel aufstreifend, die Hand ins Wasser und zog im nächsten Augenblick zwei der schönen Blumen an ihren lang nachschleppenden Stielen, die vom Grunde bis an die Oberfläche reichten, in das Schiff hinauf.

Dann bot sie sie der Freundin in den anderen Nachen hinüber.

Aber Maria Columba nahm sie nicht. „Nein,“ sagte sie, „laß das, brich mir keine Blume, ich kann es nicht leiden, eine gebrochene Blume stimmt mich traurig — ich freue mich ihrer, wenn ich sie leben sehe. Warum ihnen das kurze, sonnige Leben rauben. Es mag wohl schön sein, wie eine Blume den Glanz des Himmels zu sehen, Tau und Regen zu trinken und vielleicht vom Glücke zu träumen. Nicht wahr, Bernhard? — Aber siehst Du nicht,“ wandte sie sich wieder zu Irma, „wie fest sie am Grunde haften, wie sie sich ängstlich daran zu klammern scheinen mit

ihren langen Stielen, und Du magst sie losreißen von diesem heimatlichen Boden, und sie dem Tode preisgeben. Bedenkt Du nicht, was für ein Schmerz es für den Menschen ist, so aus dem festen Grunde, in dem er Wurzel geschlagen, herausgerissen, der Heimat seiner Seele und seines Herzens beraubt zu werden, um langsam dahinwelken zu müssen.“

Irma schwieg — die Worte der Freundin beschämten sie ein wenig. Aber sie konnte sich nicht entschließen, die schönen Blumen sogleich dem See zurückzugeben. Langsam zerpflückte sie mit den feinen, weißen Fingern die gewölbte, goldschimmernde Blütenkrone. Wie mißbegierig bog sie die inneren Blätter auseinander. Da schrak sie auf und schleuderte plötzlich das Gewächs ins Wasser zurück. Wie sie die Staubgefäße zerteilt und den Fruchtknoten bloßgelegt, hatte sie einen häßlichen Käfer erblickt, dem schon das Innere zur Hälfte zum Opfer gefallen war. Wie von einer eklen Krankheit schien alles zernagt und zersessen. Der Anblick machte sie schaudern; so wohnte der Tod, äußerlich unsichtbar, selbst in dieser üppig lachenden Blume. Es war ein trügerischer Schein, der in kurzem hätte enden müssen, auch ohne daß sie die Blume gebrochen. Gewaltfam schüttelte sie die trüben Gedanken ab, die sich ihrer bemächtigen wollten. Rasch ergriff sie die Ruder und trieb, unterstützt von dem Gatten, das Schiff dem Ufer zu.

An der Mündung eines kleinen Baches, der seine Ufer hoch mit feinigem Geröll überdeckt und alle Vegetation in dieser unfruchtbaren Steinwüste begraben hatte, landeten sie und befestigten die Schiffe an den nächststehenden Bäumen.

Dann schlugen sie, von Bernhard geführt, den Weg zu dem unter Obstbäumen verborgenen Wirtshause ein.

### III.

Der Platz vor dem Hause lag schon im Schatten. Man ließ sich auf der Bank, deren Rücklehne die weiße Wand des Hauses bildete, nieder. Nachdem sie Wein und ein schlechtes Frühstück bestellt hatten, lehrten die Freunde noch einmal an den See zurück, um die Schiffe besser zu befestigen und auf das Land zu ziehen, da der Wind stärker wurde und bereits kräftige Wellen gegen das Ufer warf.

Die beiden Frauen blieben allein, aber sie kamen nicht dazu, sich auszusprechen, wie sie es wünschten. Die dicke, behäbige und freundliche Wirtin gefellte sich zu ihnen, und später erschien auch der Wirt selber und nahm an der Unterhaltung teil.

Von der Straße her bog ein bestaubter Wanderer, ein Bündel auf dem Rücken, in schlichter, doch sauberer Kleidung zum Hause ein. Bescheiden nahm er am äußersten Ende der gegenüberstehenden Bank Platz, nachdem er sich überzeugt, daß kein anderer Sitz zu finden sei, und bestellte sich ein Glas Bier.

Irma, die ihm eine Weile neugierig zugehört, schob ihm den Rest ihres Schinkens hin. „Da nehmen Sie,“ sagte sie freundlich. „Sie werden Hunger haben.“



Die Augen des Handwerksburschen leuchteten dankbar.

„Vergelt's Gott,“ sagte er und machte sich so gleich daran, das unverhoffte Frühstück mit großem Appetit zu verzehren.

„Sie kommen schon weit her?“ fragte Columba mit ihrer sanften, schmeichelnden Stimme, der gegenüber jeder sich zur Antwort verpflichtet fühlen mußte.

„Aus dem Bayrischen“, meinte der Fremde, „bei Kössen hat der Bach die Brücke fortgerissen, sonst wär' ich schon weiter.“

„So gehen Sie heute noch weit?“ fragte Irma.

„Bis Ruffstein. Vor Dunkelwerden muß ich dort sein. Ja, früher ging es anders mit mir, aber allmählich wird man alt und kommt nicht mehr so rasch vom Fleck, auch wenn man sonst gesund ist.“

„Aber Sie können doch noch nicht alt sein, Ihrem Aussehen nach,“ warf die junge Frau des Doktors ein.

Der Wandergesell lächelte in seinen noch dichten, braunen Bart. — „Was meinen Sie wohl?“

„Nun, bald ein Vierziger.“

„Die sechzig liegen schon hinter mir, gnädiges Fräulein.“

„Wie!“ sagte Columba erstaunt und in teilnehmendem Tone. „So alt, und da wandern Sie noch!“

„Wenn man muß — warum nicht. Einmal kommt immer die Zeit, wo man weitergehen muß. Ich bin es gewohnt, seit meinem fünfzehnten Jahr. Meine Eltern sind früh gestorben, da war ich mir selbst überlassen und seit ich das Tischlerhandwerk erlernt, habe ich noch nicht viel Ruhe gefunden im Leben. Im Bayrischen habe ich gearbeitet, aber jetzt war auch dort meines Bleibens nicht mehr.“

„So müssen Sie weit herumgekommen sein,“ meinte Irma, die Gefallen an der Unterhaltung des in seinem Wesen so ruhigen, selbstbewußten und doch bescheidenen Mannes fand.

Der Angeredete lächelte wieder. „Wenn es ein Vergnügen ist, die Welt zu sehen, so kann ich mit meinem Schicksal zufrieden sein. Ich meine, ich kenne mehr davon, wie manche Regenten, die immer auf Reisen sind.“

„So waren Sie im Ausland auch?“ unterbrach ihn Columba.

„In Italien, in England, in Spanien, in der Schweiz. Immer zu Fuß, und dabei sieht man mehr von der Welt, als alle, die in Wagen und Eisenbahnen fahren, um die Sehenswürdigkeiten zu besuchen. Wohl hab' ich manchmal Hunger und Durst gehabt, aber immer hat sich wieder ein gastliches Haus gefunden oder irgend eine Arbeit, es ist mir nicht gut, doch auch nicht schlecht gegangen, ich möchte nicht einmal ein anderes Leben, wie es mir nun in so viel Jahren lieb geworden ist.“

„Sie möchten nicht reich sein?“ fragte Irma erstaunt.

„Wozu? Sind denn die Reichen glücklicher? Ich bin mit meinem Lose zufrieden, ich finde das, was ich zum Leben brauche. Mehr ist nicht nötig, ich habe die Welt gesehen, mehr erlebt und erfahren, als Tausende von Reichen vielleicht. Und was ist

Reichtum, wenn einer nicht gesund ist, wie so manche.“

Es war Irma, als habe die Freundin an ihrer Seite einen leichten Seufzer unterdrückt, sie wandte sich ab, um der Armen nicht ins Gesicht zu sehen.

„Ich bin gesund,“ fuhr der Fremde fort, ohne den Eindruck seiner Worte zu bemerken, „ich war es immer, das ist genug. Wenn man tot ist, ist doch alles gleich, und wenn einer noch so reich gewesen. Alle die großen Männer, wer spricht von ihnen noch, wenn sie ein Jahr unter der Erde liegen. Niemand, alle werden vergessen, und dahin komme ich auch, wie sie.“

Er schwieg. Die beiden Frauen waren betroffen von dem schlichten Ernst seiner Worte, der Resignation des ungebildeten Mannes, der zahlreiche Länder gesehen und so vieles begreifen gelernt hatte.

„Sie sehen die Welt ein wenig schwarz an,“ meinte Irma endlich.

„Nur wie sie ist, mein Fräulein. Wenn Sie einmal so alt sind, wie ich, werden Sie sie auch so sehen.“

„Sie müssen vieles erlebt und erfahren haben, in so langer Zeit, ich glaube es wohl,“ bemerkte Columba.

„Viel Gutes und Schlimmes, Elend, Jammer, Krankheit und Krieg, das Letzte und Schlimmste erst vor zwei Jahren.“

„Das war?“ fragten beide Frauen zugleich.

„Der Krieg.“

„Sie haben ihn mitgemacht?“

„Nein, nein, aber ihn gesehen in seiner ganzen Furchtbarkeit. Ich war damals in Frankreich, in Sedan hatte ich Arbeit gefunden. Nach der Schlacht war meines Bleibens nicht länger, die Franzosen wollten nichts mehr von den Deutschen wissen. Am Tage nach der Schlacht ging ich abends davon, um die belgische Grenze zu erreichen. Mein Weg führte mich am Rande der blutigen Felder vorüber. Noch waren nicht alle Spuren beseitigt. Sie und da in den Gebüsch lagen noch Tote, ja ein Köcheln, Seufzen und Stöhnen, das ab und zu an mein Ohr schlug, sagte mir, daß noch mehr Verwundete dort schmachteten, die die Kameraden übersehen.“

„Entsetzlich,“ flüsterte Irma und rückte näher an die Freundin heran, zugleich kein Auge von dem Munde des Erzählers wendend.

Auch Columba schauderte, aber doch sagte sie, den Fremden zum Weitersprechen ermunternd: „Und Sie sahen selbst solche Unglückliche?“

„Einen fand ich, der noch am Leben war.“

„Er ist gerettet?“ fragte Irma, „o erzählen Sie.“

„Ich hoffe, daß er lebt. Aber wäre ich eine Minute später gekommen, so wäre es mit ihm aus gewesen.“

„So haben Sie ihn gerettet?“

„Ein Zufall ließ mich dazu kommen,“ antwortete der Gefragte bescheiden. „Es war schon Abend, der Herbsttag war früh zu Ende gegangen, auf dem weiten Felde dunkelte es, da lockte mich ein schwacher Schrei, ein Jammern, das wie ein Rufen um Hilfe klang, abseits vom Wege. Ich sah einen finsternen

Schatten, der sich über einen am Boden Liegenden beugte. Nichts Gutes ahnend schlich ich mich von hinten herzu. Da sah ich Entsetzliches. Der dort Stehende war ein Mann, der das schändlichste Gewerbe trieb, die Toten und Verwundeten zu berauben. Ich erkannte sein Vorhaben sogleich. Er hatte das Seitengewehr des Soldaten herausgezogen und war im Begriff, es dem Stöhnenden, Wehrlosen in die Brust zu stoßen. Da faßte ich meinen Knotenstock mit beiden Händen und ließ ihn auf seinen Schädel niederfallen, daß er mit einem dumpfen Aufschrei zusammenbrach.“

„Sie haben ihn erschlagen?“ fragte Columba schäudernd.

„Es war nicht schade um ihn.“

„Und der andere, der Unglückliche?“

„Er lebte in der That noch; zu sprechen vermochte er nicht, aber er dankte mir mit einem stummen Blick und machte eine schwache Bewegung mit der Hand. Ich verstand ihn und kühlte seine brennenden Lippen mit einigen Tropfen Wasser und Brantwein aus meiner Flasche. Es war ein Dager, wie ich an der hellblauen Uniform erkannte. Nachdem ich mich versichert, daß niemand mehr in der Nähe war, machte ich ihm begreiflich, daß ich Hilfe suchen wollte und entfernte mich, fortwährend rufend. Endlich hörte man mich. Eine Patrouille kam auf mich zu. Ich führte sie zu dem Gebüsch, wo ich den Verwundeten gefunden. Sie erkannten ihn, es war ein Freiwilliger ihres Regimentes. Schnell brachen sie Äste und Zweige ab und stellten eine Bahre her, auf die sie den Stöhnenden legten. Dann trugen sie ihn fort zum nächsten Feldlazarett. Ich mußte sie auf ihren Wunsch begleiten, um das Nähere zu erzählen. Unter der Hand des Arztes erwachte der Unglückliche völlig zum Bewußtsein. Er fand die Sprache wieder. Als ich meinen Weg fortsetzen wollte, rief mich der Arzt zurück. Der Kranke wollte mich sprechen, mir noch einmal danken. Ich wäre lieber gegangen, da ich ja nur meine Pflicht als Christenmensch gethan hatte. Aber man ließ mich nicht. Mit matter Stimme hauchte der Leidende Worte des Dankes, dann nestelte er aus der neben ihm liegenden Uniform mit zitternden Fingern seine schöne goldene Uhr los und reichte sie mir. Nehmen Sie das — tragen Sie es — zum Andenken — an Ihre brave That. Dann verließ ihn die Kraft und ohnmächtig, totenblaß fiel er auf das Lager zurück.“

„Der Unglückliche,“ sagte Irma schäudernd, „ob er wohl gestorben ist, oder ob ihn der Arzt gerettet hat?“

„Ich weiß es nicht, schon am andern Morgen bin ich meines Weges und über die Grenze gegangen.“

„Sie haben nichts mehr von ihm gehört, ihn nicht wiedergesehen?“ fragte Columba.

„Nein, wie sollte ich?“

„Und Sie haben nicht einmal seinen Namen erfahren?“

„Ich glaube, ihn zu wissen, sehen Sie — hier — in der Uhr — da steht ein Name, es wird wohl der seine sein.“

Neugierig blickten die beiden Frauen auf.

„Wie, jene Uhr, Sie haben sie noch, Sie tragen Sie bei sich?“

„Sie soll mich nie verlassen, es ist mir das teuerste Geschenk, das ich jemals in meinem Leben erhalten.“

Er öffnete seinen bestäubten, fadenscheinigen Rock. Auf der buntgeblühten Weste kam eine breite goldene Kette zum Vorschein; er löste die Haken aus und zog die schwere, flache, rotgoldene Uhr aus der Tasche.

Columba zitterte, sie fuhr wie in jähem Schrecken zusammen, hastig streckte sie die Hand nach der Uhr aus.

„Geben Sie, zeigen Sie, bitte.“

Ahnungslos reichte er sie über den Tisch.

Irma blickte erschrocken auf die Freundin. „Um Gotteswillen, was ist Dir?“

„Ich kenne sie,“ stieß sie hervor, „es kann keine andere sein, ich habe sie zu oft gesehen, es ist die seine.“

„Die seine?“

Sie antwortete nicht und versuchte, mit zitternden Fingern den Deckel der Uhr zu öffnen.

„Den Namen, sagen Sie den Namen, Sie kennen ihn.“

„Markus Eisenschmid,“ antwortete der verwunderte Handwerksgeßell. „Sollten Sie ihn kennen?“

„Ich kannte ihn, Irma, er war es, begreiffst Du das?“

„Wie er, Euer Kassierer, der entfloß?“

„Wie ist es möglich!“ Columba mußte sich nicht zu fassen. Sie mußte sich Gewalt anthun, um ihre furchtbare Erregung zu unterdrücken. „Ich kann es nicht glauben, er sollte nach Amerika sein, und doch, es ist kein Zweifel möglich.“

Sie warf einen Blick auf den Erzähler, unschlüssig, was sie thun, was sie sagen sollte. Konnte sie ihm lohnen mit Geld, mit irgend einem Geschenk? Der Ausbruch seines teilnehmenden, überraschten Gesichtes sagte ihr, daß sie ihn damit vielleicht beleidigen und kränken würde. Trotz seiner Armut lag in seinem Wesen ein selbstbewußter Stolz, der sich selbst genügte.

„Ich bin Ihnen zu großem Danke verpflichtet,“ sagte sie endlich.

„Herr Markus Eisenschmid war Kassierer im Geschäft meines Vaters, er galt für verschollen, wir wußten nicht, daß er am Kriege teilgenommen. Ihre Mitteilungen sind das erste, was mir wieder von ihm zu Ohren kommt.“

Der schlichte Handwerker erkannte mit richtigem Gefühl, daß seine weitere Anwesenheit den Damen peinlich sein mußte. Aus Columbas Worten, die sie nur mühsam und hastig hervorgebracht, hatte er ihre große Erregung erkannt, er sagte sich, daß hier mehr verborgen lag, als eine bloße Bekanntschaft, und da er nichts Neues hätte hinzufügen können, leerte er sein Glas, zahlte seine Zechen und verabschiedete sich.

Columba und Irma drückten ihm die raue, schwielige Hand, wünschten ihm gute Reise und dankten ihm nochmals. Dann entfernte er sich rasch auf der staubenden Straße und war in wenigen

Augenblicken hinter dem nächsten Bauernhose verschwunden.

Fast zu gleicher Zeit bogen der Doktor und sein Freund Bernhard um die Ecke des kleinen Wäldchens, das zwischen den ersten Häusern von Ob und dem Seeufer sich hinzog. Sie hatten mit vieler Mühe die Rähne an den Strand gezogen, so daß sie jetzt vor dem immer mehr zunehmenden Winde gesichert lagen. Erst auf dem Rückwege war ihre Unterhaltung lebhafter geworden. Der Doktor mußte sie bald auf Columba zu bringen, es schien ihm das Wichtigste.

Jetzt, da sie sich dem Hause näherten, blieb er unwillkürlich betroffen stehen. Man sah über den Zaun, hinter dem sie sich jetzt befanden, deutlich zum Lampelwirt hinüber, ohne daß sie selbst von dort aus bemerkbar wurden. Der Doktor faßte den Arm des Freundes und nötigte ihn, einen Augenblick stehen zu bleiben, um sich durch das Geräusch der Schritte nicht zu verraten.

„Sieh hin,“ sagte er mit leiser Stimme. „Das kann so nicht fortgehen. Bemerkst Du nicht, wie blaß sie ist, wie furchtbar erregt sie aussieht. Habe ich Dir nicht gesagt, daß sie nie mehr singen darf? Das Lied, welches wir vorhin von ihr hörten, muß diese Wirkung hervorgebracht haben. Du darfst es nie mehr leiden.“

„Aber sie wird mir nicht folgen.“

„Sie muß es, wenn Du sie nicht töten willst.“

„So hilf Du mir, Max, Dir wird sie eher glauben. Du würdest mir den größten Freundschaftsdienst erweisen, wenn Du täglich einmal nach ihr sähest, Dich nach ihrem Befinden erkundigtest. Wir werden uns ja ohnehin, so lange Ihr hier weilt, alle Tage sehen. Da macht es sich leicht, ohne daß sie es merkt. Denn sie ist mißtrauisch gegen die Ärzte und will ihren Zustand nicht so schlimm auffassen, als er nach Deiner Ansicht ist. Ich mag ihr sagen, was ich will, es ist alles vergeblich. Ist scheint es gerade, als wollte sie jeder Vernunft trogen und sich absichtlich krank machen.“

„Ich kenne solche Patienten,“ antwortete der Arzt. „Und ich verspreche Dir, daß ich das Meine thun will, Dir, wie meiner eigenen Frau zu Liebe, deren beste Freundin Columba ist.“

Da in diesem Augenblick Irma herüberblickte und sie bemerkte, ließen sie den Gegenstand des Gespräches fallen und setzten ihren Weg dem Hause zu fort.

Unterdessen hatten die beiden Frauen nur wenige Worte gewechselt.

Irma hatte an der Bewegung der Freundin und ihrer heftigen Erregung deutlich genug erkannt, daß sie sich in ihrer Annahme nicht geirrt. Der verschwundene Kassierer mußte ihrem Herzen näher gestanden haben. Aber trotz dieser Gewißheit wagte sie nur vorsichtig und andeutungsweise zu fragen.

„Er wird wieder genesen sein,“ sagte sie, „die Pflege des Arztes und der Schwestern wird ihn gerettet haben.“

„D, wenn es wäre! Und wenn nur der Vater noch lebte!“

„Dann würde er ihn wieder aufnehmen, in seinem Geschäfte, meinst Du?“

„Ich glaube es nicht, Markus — Herr Eisenschmid“ verbesserte sie sich, „würde zu stolz sein, aber er müßte sich von diesem schmähligen Verdachte reinigen. Ich habe es nie begreifen können.“

„Und Dein Vater glaubte daran?“

„Er muß sich getäuscht haben, und doch, ich verstehe es nicht. Seit dem Verschwinden von — Herrn Eisenschmid — fehlte eine bedeutende Summe in der Kasse, er hat es mir öfter gesagt, ohne sich näher auszusprechen, aber ich verstand wohl, was er meinte.“

„Ein Ehrloser —“

Columba zuckte bei den Worten der Freundin zusammen.

„Ein Ehrloser,“ fuhr jene fort, „hätte sich nicht an dem großen Kampfe ums Vaterland beteiligt, wie wir es jetzt wissen, er wäre ins Ausland geflohen, um seine Beute in Sicherheit zu bringen.“

„Das glaubte mein Vater auch. Später vielleicht zweifelte er wieder. Überhaupt war er in der letzten Zeit seines Lebens ganz verwandelt, ich sah ihn nie mehr fröhlich, meistens war er ernst und verstimmt. Besonders während des Krieges war er, vielleicht aus geschäftlichen Sorgen, von einer steten Unruhe geplagt. Nur eins schien ihn noch zu interessieren, meine Vermählung, die er mit besonderer Hast betrieb.“

„Ich bin überzeugt, daß Herr Eisenschmid unschuldig ist“, unterbrach Irma ihre Worte.

„Ich war es immer wie Du,“ entgegnete die Freundin rasch, „und doch, warum floh er, ohne ein Wort des Abschieds, und warum hat er niemals geschrieben?“

Sie versank in Nachdenken und hörte nicht mehr auf die Worte der Freundin, die sich bemühte, sie auf andere Gedanken zu bringen.

Die Rückkehr der Männer riß sie aus ihren Träumereien. Als sie Bernhards Stimme vernahm, erschraf sie fast und sah ihn mit einem fremden, überraschten Ausdruck an. Er schrieb es ihrem erregten Zustand zu. Der Doktor betrachtete sie unablässig.

Columba konnte sich nicht entschließen, sogleich das soeben Erlebte zu erzählen. Aber die Furcht, Irma möchte davon beginnen und ihr Schweigen dadurch in einem eigentümlichen Lichte erscheinen, trieb sie, zu sprechen. Bernhard, der den Kassierer nur dem Namen nach gekannt hatte, schenkte der Erzählung weniger Aufmerksamkeit als der Doktor, der durch Irmas Andeutungen aufmerksam gemacht, sich bemühte, in den Augen der erregten Sprecherin zu lesen und in ihr Herz zu blicken.

Als man noch über den seltsamen Zufall und den wackeren Handwerksburschen sprach, fuhr plötzlich ein stürmischer Windstoß daher, der das Laub der Bäume durcheinanderschüttelte und ihre schlanken Stämme ächzend bog.

Besorgt blickten die Männer nach dem Himmel. In die Unterhaltung vertieft, hatte man längere Zeit die äußeren Vorgänge in der Natur unbeachtet

gelassen. Das helle Bild des freundlichen Sommer-tages hatte sich mit erschreckender Schnelligkeit gewandelt. Die Sonne war verschwunden. Ein dunkel-graues Zwielicht breitete sich über die aufgeregte Fläche des Sees. Von ferne aus den Bergen klang ein hohles Donnern und Brausen, der Sturm, der die Kronen der Bäume rüttelte und den Widerhall der Felsen weckte.

Der Doktor leerte hastig den Rest seines Weins. „Es ist die höchste Zeit, daß wir aufbrechen,“ sagte er, sich erhebend. „Wenn wir kräftig rudern, kommen wir noch trocken zurück. Im Kaiser droben braut sich ein finsternes Wetter zusammen.“

Aller Augen wandten sich seitwärts dem Gebirge zu. Ein unheimlich weißgrauer Dunst kloss an den Zacken und Graten entlang, wehte vom Inntal herein, hing sich an die Felsen, ballte sich dort zusammen und wälzte, sich immer dunkler und finsterner färbend, sich gegen das Thal herab. Zuweilen verbreitete sich eine zudende Helle in der düsteren Masse, ein Lichtschein, den die Blitze des Hochgewitters verursachten.

Schnell sprangen alle auf. Die Damen hüllten sich in ihre Mäntel, während die Herren die Wirtin riefen und zahlten.

In größter Eile schritt man dem Ufer zu. Der See brach sich in hohen Wellen, sein Wasser erschien fast schwarz, in der Ferne sah man weiße Schaumköpfe auftauchen und in dem rollenden Wogengewirbel verschwinden.

Mit vereinten Anstrengungen zog man die Schiffe vom Strande ins Wasser, das sich klatschend an den hölzernen Wänden brach. Die Bäume am Ufer bogen und krümmten sich unter den heulenden Windstößen, die von Zeit zu Zeit aus den Höhlen und Schlünden des Gebirges hervorzubrechen schienen.

Man hing, um nicht durch den Wind getrennt zu werden, die beiden Rähne mit der eisernen Kette zusammen, dann stießen der Doktor und Irma, die im vordersten Platz genommen, mit den Rudern vom Lande ab. Die Ruder bogen sich unter dem Anprall des Wassers, das sich rauschend und stampfend an den Kielen brach, die auf und niedergeschleudert durch die Wellen tanzten. In einem Augenblick waren sie vom Ufer abgetrieben, — der Wind jagte sie seitwärts, mitten in den See hinein. Es war unmöglich, wie sie gewollt hatten, sich nahe am Ufer haltend, den See zu umschiffen, um so zu den Schiffshütten der Post zurückzukehren.

Columba griff trotz des Widerspruches ihres Gatten und der ernststen Warnung des Doktors zu den Rudern, um die anderen, die sich mit aller Kraft gegen Wind und Wetter abmühten, zu unterstützen. Die Worte, die gewechselt wurden, waren kaum verständlich, der braufende Wind verschlang sie und trug sie über den See fort. Nur Columbas energische Worte erreichten das Ohr des Doktors.

„Lassen Sie mich“ sagte sie, „was liegt daran, ob es mir gut thut oder nicht. Denken Sie an den Krieg, von dem wir vorhin sprachen, wie viele Tausende haben ihr Blut und Leben für das Vaterland in die Schanze geschlagen, und ich sollte

nicht einmal helfen dürfen, wo es unsere eigene Rettung gilt?“

Es war nicht möglich, ihren Willen zu hindern und sich auf weiteren Wortwechsel einzulassen.

„Zur Insel“, rief der Doktor, „wir können das Ufer nicht mehr erreichen.“

Man setzte alle Kräfte ein, um die Schiffe gegen den Sturm zu drehen. Mit vieler Mühe gelang es. Jetzt glitten sie pfeilschnell mit dem Winde dahin, gerade auf die kleine Insel zu.

Immer neue Wolkenmassen wälzten sich, vom heulenden Sturm getrieben, aus dem Inntal heran, bäumten sich an den Felsenwänden des Kaisers empor und verbreiteten sich an seinem Fuße, um in geschlossener Masse den Ansturm zu unternehmen. Blitz um Blitz zuckte, den schwarzen Nebel zerreißen, und ließ die Schroffen und Zacken in schauerlich weißem, blendendem Lichte sehen. Der Donner rollte tausend-tönig in den Schlünden des Gebirges wieder.

#### IV.

Unterdessen klang durch das Brausen des Windes von Walchsee herüber das Wetterläuten, mit dem schrillen Klang der Glocken das verworrene Geräusch der empörten Natur übertönend.

Mit einem festen Ruck stießen die beiden Fahrzeuge am Rand der kleinen Insel auf. Hier war das Wasser, im Schutze der Bäume und gegen den Wind gefehrt, fast ruhig. Man konnte in den Rähnen bleiben und den Verlauf des Wetters ruhig beobachten. Es schien sich in der Felsenwildnis des Kaisers auszutoben, noch war kein Tropfen gefallen, der Sturm peitschte die düsteren Wolken mit tobender Hast vorwärts, vom niederen zum wilden Kaiser hinüber. Einen Augenblick war von den umgebenden Bergen keine Spur zu sehen. Alles lag in einem einfarbigen, schwarzgrauen Dunstmantel da. Aber plötzlich lüchtete es sich wieder. Der gezackte Kamm des Rokkaisers tauchte über den Wolken empor wie eine Wundererscheinung, — von einem flüchtigen Strahle der wiederkehrenden Sonne beglänzt. Der Wind ließ nach, — nur die Wellen des Sees rollten noch mit weißen Schaumköpfen daher.

Ebenso schnell wie es herangezogen, zerschlug sich das finstere Wetter in den Bergen, die Wolken flohen nach allen Seiten auseinander, ein Stück blauen Himmels lachte gerade über der Insel hernieder.

„Vorüber,“ sagte der Doktor — „wir können weiter fahren, in wenigen Minuten werden wir das schönste Wetter haben.“

Sie stießen die Schiffe wieder hinaus in die langsamere und schwerere rollenden Wellen, die sie fast von selbst den Häusern von Walchsee entgegen trieben. Hinter dem Orte, über den Bergen regnete es in dichten, gelbgrauen Streifen. Jetzt, da sie schon nahe am Ufer waren, fiel gerade das Licht der Sonne darauf. Ein Regenbogen mit sieben schillernden Farben baute sich in buntglänzender Pracht über dem Calvarienberge empor. Die scharfe, klare Beleuchtung

in der gereinigten Luft rüdte alle Dinge in größter Entfernung fast greifbar nahe vor Augen.

Plötzlich stieß Columba einen Schrei aus. Ihre Hand wies erschrocken nach dem Gipfel des niedrigen Hügels, auf dem in seltsam verkrüppelten Figuren der Heiland und die beiden Schächer an den hochaufragenden Kreuzen hingen. Aller Augen folgten der Richtung des erhobenen Armes.

Das Vieh, das auf den umliegenden Bergwiesen weidete, hatte sich, von dem Wetter erschreckt, hier auf der Spitze des Hügels um die drei Kreuzfixe zusammengedrängt, gleich als suche es in seiner Angst Hilfe bei dem blutenden Gotte der Menschen.

Und mitten unter den verrenkten Gestalten der Gekreuzigten stand ein Mensch, gerade in den schillernden Farben des Regenbogens, der einen bunten Glanz über sein Gesicht strömte, das die Entfernung nicht deutlich erkennen ließ. Er schien in den großartigen Anblick versunken zu sein, den der tobende See zu seinen Füßen gewährte.

Columba hatte die Ruder in jähem Schrecken fallen lassen, jetzt umklammerte sie den Arm ihres Mannes, ihre Lippen zuckten, als ob sie sprechen wollte, aber kein Wort kam aus ihrer Brust. Sie zitterte am ganzen Körper, ihr Gesicht war totenbleich geworden.

„Was hat Dich erschreckt?“ fragte in angstvoller Bestürzung der Gatte, indem er die Ruder wieder ergriff, die die Wellen schon davon treiben wollten.

Sie antwortete nicht, nur ihr Blick haftete noch immer mit starrem Entsetzen auf dem Gipfel des Calvarienberges.

„Dort, dort“, sagte sie endlich. Die Worte erstarben in einem Stöhnen, das sich tief aus ihrer Brust empor wand. Sie schien mit einer Ohnmacht zu kämpfen.

„Hast Du es gesehen?“ flüsterte Irma dem Gatten zu.

„Was, dort oben? in der That ein seltsames Bild.“

„Den Mann dort oben, meine ich.“

„Was ist damit?“

„Ich glaube, ihn erkannt zu haben; hast Du nicht Columbas Schrei gehört? Er gleicht jenem, ich erinnere mich noch seiner Gestalt genau, es kann kein anderer gewesen sein.“

„Martus Eisen Schmid?“ fragte der Doktor betroffen, staunend zurück.

„Ich kann mich nicht täuschen.“

Der Doktor faßte sich rasch. Mit schnellen Ruderschlägen trieb er sein Boot an die Seite des anderen. „Es ist nichts,“ wandte er sich zu Bernhardt, „der seltsame Anblick hat sie erschreckt, diese düsteren Gestalten der Gekreuzigten in dem grellen Lichte, in der That, ein Bild zum Erschrecken.“

Es war, als ob Columba ihn begriff, sie warf ihm einen eigentümlich ausdrucksvollen, dankbaren Blick zu. Dann faßte sie sich und sagte, „wirklich, es war so, ein Täuschung der erregten Sinne, ich glaubte dort wirkliche, gequälte Menschen zu sehen, das erschreckte mich.“

Bernhardt beruhigte sich. Er konnte an der Wahrheit ihrer Worte nicht zweifeln.

Irma spähte ängstlich nach dem Calvarienberg hinüber. Die menschliche Gestalt war verschwunden, der Regenbogen erloschen. Die Kühe und Pferde begannen weiter zu grasen und entfernten sich an den umliegenden Gehängen.

Jetzt waren die Schiffshütten erreicht. Man löste die Kette, trennte die Fahrzeuge und ruberte jedes unter die schützenden Dächer.

Der Doktor, dem es darauf ankam, Columba jetzt nicht allein zu lassen, sondern sie durch Gesellschaft und Unterhaltung zu zerstreuen, wechselte einen Blick schnellen Einverständnisses mit Irma und schlug dann vor, zur „Post“ zu gehen.

Bernhardt wußte nichts dagegen einzuwenden und Columba wagte es nicht, Widerspruch zu erheben. Aber sie blieb still und schweigsam, in sich verschlossen und trübe, auch als man in dem leicht und luftig gebauten, schattig dunklen Sommerhäuschen der „Post“ Platz genommen und sich die Unterhaltung beim schweren Tiroler Spezialwein allmählich heiteren Erlebnissen und Jugenderinnerungen zuwandte.

Der harte Kampf mit den Wellen hatte den Durst des heißen Tages vermehrt; ermüdet und froh, ausruhen zu können, dachte man nicht mehr ans Aufstehen. Der Doktor und Irma boten alles auf, um ihre ahnungsbanke Stimmung zu verbergen, und durch ihre eigene Fröhlichkeit die körperlich wie seelisch leidende Columba aufzuheitern.

Ehe man sich's versah, war es dunkel geworden. Der Himmel hatte sich von neuem bezogen, nur zuweilen und flüchtig blickte ein Stern aus den finsternen, schnell ziehenden Wolken.

Es war gegen zehn Uhr, als Bernhardt zum Aufbruch mahnte.

Der Doktor und seine Frau erboten sich, das Paar bis zum Kramerwirt zu begleiten.

Die angenehme, durch das Gewitter abgekühlte Atmosphäre erfrischte sie. Als man vor dem Gasthause angekommen war, empfand Bernhardt noch keine Neigung, die Ruhe aufzusuchen. Auch Columba stimmte ihm bei. Ein weiterer Spaziergang kam dem Wunsche des Doktors und seiner Gattin nur entgegen, das lange Sitzen, der viele genossene Wein hatten sie ermüdet und erhitzt, gerne erfreuten sie sich noch ein wenig der frischen Luft und der dunklen Kühle der Nacht. —

So schritten sie auf der schmalen Straße fort, die dem in steilen Felsen niederfallenden Waldberge abgerungen, hart am Ufer des Sees weiterlief. Allmählich gewöhnten sie sich an das Dunkel, das sie umgab und vermochten die näheren Gegenstände zu erkennen. Vor einer Martertafel blieb der Doktor stehen. „Bis hierher sind wir schon heute Vormittag gekommen, als wir Euch suchten. Habt Ihr das Bild gesehen und die Inschrift gelesen?“

„Das Unglück des früheren Filzerwirts,“ sagte Bernhardt, „des braven Mannes, der, um einen auf dem Eise einbrechenden Knaben zu retten, sich in die kalte Flut stürzte und selbst sein Grab darin fand. Es ist uns gleich am ersten Tage aufgefallen.“

„Ja,“ mischte sich Columba nach längerem Schweigen zum ersten Male wieder in das Gespräch „das Bild ist besser ausgeführt als man es sonst findet, mit kräftigen, lebensvollen Figuren, ein Andenken, wie es der brave Mann verdient hat. Ich kann mir keinen schöneren Tod denken, als so zu sterben, bei dem Versuche, einem bedrohten Nächsten, einem geliebten Menschen das Leben zu retten. Selbst wenn es mißglückt, muß es dennoch ein süßer Trost in den letzten Minuten sein. Aber wohl nur wenigen ist es vergönnt, so zu enden.“

Dem Doktor fiel der eigentümlich schwärmerisch wehmütige Ton auf, mit dem sie diese Worte sprach. Bernhard faßte ihre Hand sanft und zärtlich. Dann beugte er sich zu ihr nieder und drückte einen raschen Kuß auf ihre Stirn. „Sprich nicht immer vom Sterben, liebe Columba“ sagte er, „wir wollen leben, recht lange und recht glücklich.“

Die Dunkelheit hinderte ihn, das schwache, leise Lächeln zu bemerken, das bei seinen Worten ihre Lippen umspielte. Sie antwortete nicht, aber sie erwiderte den Druck seiner Hand, wie ein krankes Kind, das dem liebenden Vater für seine Sorgfalt nur mit einem stummen Händedruck danken kann.

Irma fühlte, was die Brust ihrer Freundin so schmerzlich bewegte. Wenn jener es wirklich, wenn es keine Täuschung gewesen war, wie mußte es in ihrem Herzen aussehen und was würden die nächsten Tage bringen? Wie aber konnte sie der Freundin helfen, die auch ihr gegenüber die tiefsten Geheimnisse ihres Herzens in dunkles Schweigen hüllte und jede Hilfe stolz und fest zurückwies. Wenn sie ihr wenigstens bemerklich machen könnte, daß sie die Schwere ihres Schicksals verstand und mit ihr fühlte, ja mit ihr zu leiden bereit war. Es fiel ihr ein, was sie Vormittags auf der Martertafel, vor der sie standen, gelesen, und einer plötzlichen Eingebung folgend, sagte sie, sich zu Columba wendend; „Weißt Du, was mir noch besser gefallen hat, als das Bild selber?“

„Nein“ sagte die Freundin, „doch nicht die beiden Engel, die zu den Seiten des Bildes die armen Verunglückten im Himmel erwarten?“

„Nein,“ erwiderte Irma, „die Worte des braven Mannes selbst, die unter der Darstellung des Unglücks stehen, und die er im Augenblicke der versuchten Rettung gerufen.“

„Ja, ich erinnere mich, sie sind schlicht und einfach.“

„Duberl, wehr Dich, i hilf Dir schon,“ fiel Irma rasch ein und sprach die Worte mit starker, deutlicher Betonung, so daß Columba den Blick zu Boden senkte und schwieg.

Man verspürte noch immer keine Lust, umzukehren, obwohl man schon vor dem Filzerwirthshaus

sich befand. Aus der niederen, freundlichen Gaststube schimmerte noch ein Licht, das einladend auf die Straße hinausblinkte.

„Es steht ein Wirthshaus an der Straß,“ begann plötzlich der Doktor zu singen, indem er das bekannte Studentenlied variirte.

„Du scheinst sehr guter Laune zu sein,“ meinte Bernhard.

„Das bin ich auch, ich und mein Weiberl, wir können gut tanzen.“

„Aber Du singst ja lauter Studentenlieder.“

„Weil mir so lustig zu Mute ist, daß ich einmal wieder eine Bier- oder Weinreise machen möchte, wie wir es in unserer Universitätszeit so oft gethan. Warum muß da auch gerade ein Wirthshaus stehen!“

„Ich glaube, Du wärst im Stande, noch einmal einzukehren.“

„Warum nicht, — wenn man eine Frau besitzt, die immer ein durstiges Plätzchen in der Kehle hat, wie Irma es von sich behauptet.“

„Das ist wahr,“ mischte sich die Genannte lachend ein, „ich verspüre es schon wieder.“

„Run — also, wenn Irma trinkt, darf Max allein nicht dursten. Was meinst Du dazu?“

„Ich meine,“ erwiderte Bernhard, einen fragenden Blick auf Columba werfend, „daß ich mich jetzt auch einmal von Dir verführen lassen kann, nachdem es früher so oft umgekehrt war. Treten wir ein, wenn es Dir recht ist, Columba.“

„Das Weib muß dem Manne folgen,“ antwortete sie mit leichtem Scherz. Es war ihr selbst erwünscht, noch nicht allein mit ihren Gedanken zu bleiben und lieber noch eine Weile die Gesellschaft der frohen, freundlichen Menschen zu genießen und sich im Abglanz eines fremden Glückes zu erwärmen. „Aber ich denke,“ fuhr sie fort, „wir genießen die schöne Nacht im Freien — wo wir schon das letzte Mal saßen, Bernhard, — in der Regelbahn; hier zur Rechten, und wo Du Dich mit dem Astronomen so gut unterhieltest.“

„Mit dem Astronomen?“ fragte der Doktor verwundert. „Verirren sich so große Gelehrte auch nach Walchsee? Ist es ein Sternenwächter aus München?“

„Nein,“ lächelte Columba, „es ist nur ein schlichter Bauer oder ein Stellmacher vielmehr, der hier im Hause für längere Zeit sich einquartiert hat und in Abwesenheit der Kellnerin den dienenden Geist spielt. Wir haben ihm nur den Namen ‚der Astronom‘ gegeben.“

„Beschäftigt er sich denn mit den Sternen?“ fragte Irma, „das wäre doch komisch.“

„Ich verrate Euch nichts, Ihr lernt ihn schon selber kennen, wenn Ihr länger bleibt, und Euer Interesse ist dann um so größer für ihn.“

(Fortsetzung folgt.)

# Heinrich Guise.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

(Schluß.)

Die Königin-Mutter hatte Paris nicht verlassen, sie wollte durch ihr Ausharren noch einen Rest der königlichen Autorität wahren. Vergebens bat sie ihren Sohn zurückzukehren. Heinrich verweigerte es hartnäckig. In jener Zeit der tiefsten Erniedrigung begann in seiner Seele der dunkle Plan zur Vernichtung seines Feindes zu reifen, der seiner getränkten und beleidigten Würde Vergeltung der erlebten Qualen zu verheißen schien. Er hatte auf keinen Beistand von außen her zu rechnen, es war sogar möglich, daß er in kurzem auf zwei Seiten angegriffen wurde, da es ihm nicht gelungen, seinen Schwager von Navarra zu gewinnen.

Die vermittelnden Vorschläge seiner Mutter wurden endlich von ihm angenommen; Katharina erkannte den Frieden mit dem Herzog als eine Bürgschaft für ihres Sohnes Sicherheit an und scheute keine Mühe, ihn zu der Bestätigung des Vertrages zu vermögen, der ihm im Namen der Ligue und ihrer Führer vorgelegt wurde.

Es kostete Heinrich einen schweren Kampf sich den darin enthaltenen Bedingungen zu unterwerfen. Mit Thränen in den Augen setzte er seinen Namen unter das Dokument, vom ersten Momente an fest entschieden, alles zu thun, diese von ihm verabscheuten Artikel wieder umzustossen.

Wenige Tage nachdem der Vertrag unterzeichnet war, der, auf des Königs Wunsch, der Ligue den Namen der „Union“ gegeben, erhielt der Herzog die Aufforderung nach Chartres zu kommen. Heinrich Guise dankte diese Einladung abermals der Königin-Mutter, die Heinrich III. dazu überredet hatte.

Der König wollte nichts davon hören, den Herzog niemals wiederzusehen. Wußte er doch, welche furchtbare Anstrengung es ihn kosten würde, seinem Gegner, seinem Besieger ein wohlwollendes oder auch nur ruhiges Antlitz zu zeigen, wie es die Lage der Dinge gebot. Aber er war nicht umsonst der Sohn einer Frau, welche Verstellung als eine Tugend zu betrachten gelernt hatte, — auch er hatte sie gelernt und er sagte sich, daß in ihr allein die Möglichkeit gegeben sei, seinen Feind bis zur Unflughheit in Sicherheit zu wiegen.

Heinrich Guise war der königliche Befehl aus verschiedenen Gründen erwünscht. Die Zusammenkunft bestätigte auch äußerlich seinen Friedensschluß mit dem Könige und wie er über seinen großen, alles umfassenden Interessen niemals das Verlangen seines Herzens ganz aus den Augen setzte, so erfüllte ihn auch die Hoffnung, Angélique de Loignac wiederzusehen, die ihrem Gatten nach Chartres gefolgt war.

Er hatte sie vor ihrer Abreise nur einmal noch gesprochen, in jenem Garten, in der Nähe der Universität, in welchem sie vor Jahren von einander Abschied genommen. Angélique fürchtete den Verrat ihrer Dienerschaft, und hatte ihn ersucht, nicht wieder in ihr Haus zu kommen, jedoch seinen Bitten nachgegeben, ihn an der bezeichneten Stelle zu treffen.

Vielleicht war diese Begegnung für beide nicht so beglückend, als sie gehofft hatten. Heinrich Guise war mißmutig, daß er ihre Entfernung von Paris nicht zu hindern vermochte, Angélique, beunruhigt über die Wendung, welche seine Beziehungen zu dem Könige genommen.

„Du wirst meiner spotten, Geliebter,“ sagte sie mit ihrem melancholischen Lächeln, „aber mir ist das Herz schwer, wenn ich an die Gefahren denke, die Dir bevorstehen können, jetzt, da alles so anders geworden ist, als ich es für Dich gehofft. Warum wurddest Du nicht König von Frankreich, wie man Dich den König von Paris nennt, warum übtest Du eine Schonung, die man Dir niemals danken wird?“

„Es ist nicht so leicht, als Du denkst, teures Weib, vom Unterthanen sich zum Könige emporzuschwingen,“ entgegnete Heinrich Guise, „es widerstrebt mir, mit Schmach bedeckt in kurzem vielleicht den Platz wieder aufgeben zu müssen, den ich mir angeeignet, ja, dunkler Mittel hätte es überhaupt bedurft, ihn festzuhalten.“

Sie blickte ihn stolz und zärtlich an. „Dir wäre es geglückt,“ erwiderte sie, „was wäre Dir unmöglich? Ich glaube an keine Schmach, die jemals Dich treffen könnte.“

Angélique besaß nicht die scharfe Logik, noch die Weltkenntnis der um vieles älteren Katharina von Cleves, sie hätte sich auch, wenn sie sie besaßen, gegen eine Erkenntnis gesträubt, die ihr wie ein Zweifel an dem angebeteten Manne erschienen wäre. Ihre Leidenschaft für ihn war eine jener elementaren Gewalten, die aus der Seele ihres Eigners die ganze Welt verdrängen, um nur dem einen Gegenstande Raum zu gönnen, der sich zum Mittelpunkte ihres Empfindungslebens gemacht. Die Sage der Alten kündigt, daß eine solche Liebe den Irdischen zum Verhängnisse werde und sie dem Untergange weihe, schon mit dem ersten Blicke, den sie in das Auge des anderen senken, weil Götterneid dem Staubgeborenen ein Übermaß ausschließlicher Anbetung mißgönne.

Heinrich Guise erkannte in den Worten Angéliques das begrenzte Urteil der liebenden Frau, aber es gefiel ihm, daß sie ihn in ihrem Herzen zum alles vermögenden Gotte erhob. Ihre demütige Unterwerfung, ihre hingebende Innigkeit waren es ja von

Anbeginn gewesen, die sie ihm teuer gemacht, weil sie so ganz den Gegensatz zu seiner kühl und klar erwägenden Gattin bildete.

„Ich wäre auch als König nicht am Ziele meiner Wünsche,“ sprach er, sie mit heißen Augen betrachtend.

„Was begehrest Du dann noch, unersättlicher Mann?“

„Dich,“ sagte er und schloß ihre Hand fest in die seine.

Sie seufzte. „Wir sind in doppelten Banden, Heinrich, und nur die Sünde kann sie brechen.“

„Du denkst darin noch so unerbittlich, wie vor Jahren. Wird Dich Dein Herz nie eines anderen überzeugen?“

In dem Baumgange, den sie langsam durchschritten, kamen ihnen einige Leute entgegen. Sie grüßten den Herzog von Guise, der allen Einwohnern von Paris bekannt war. Angélique fühlte unter den neugierig musternden Blicken der Männer das Blut in ihre Wangen steigen.

„Was ist Dir, Angélique?“ fragte Heinrich, der nicht auf die Vorübergehenden geachtet hatte.

„Jene Männer sahen mich so eigentümlich an,“ erwiderte sie.

„O, was kümmert Dich die Meinung gleichgültiger Menschen, furchtames Kind? Ich würde meine Liebe zu Dir im Angesichte einer ganzen Welt bekennen.“

Sie wußte, daß er es thun würde. Er unterschätzte es, daß das Weib einer stärkeren Überwindung bedürfe, als der Mann, die sittlichen Forderungen zu mißachten, welche die Tradition geheiligt hat.

„Heinrich, eine Frage noch, ehe wir uns trennen.“

„Welche, Geliebte? Du hast die meine noch nicht beantwortet.“

Sie überhörte die Mahnung. „Du hoffst Dich mit dem Könige zu versöhnen?“

„Nach dem Verlaufe, den die Verhandlungen nahmen, allerdings. Auch die Königin Katharina hat es mir versichert.“

„Er wird Dir nie verzeihen; fürchte seine Rache.“

„Woraus schließt Du das?“

„Ich entnahm es aus einigen Worten Eustaches, der sein Vertrauen genießt.“

„Sei außer Sorge. Heinrich vermag nur zu drohen, zu handeln nicht.“

„Dein eigener Mut unterschätzt ihn, ich flehe Dich, sei auf Deiner Hut.“

„Mein schreckhaft Lieb, das mich vor wenigen Minuten noch für unüberwindlich hielt,“ lächelte er.

„In offenem Kampfe ja, doch gegen heimtückischen Überfall nicht.“

„Und einen solchen traust Du dem Könige zu?“

„Ja!“

„Deine Liebe für mich sieht Gespenster, auch mag Voignac, der mich persönlich haßt, absichtlich mit solchen Erzählungen Dich ängstigen wollen.“

„Es kann sein, aber es vermindert meine Sorge nicht.“

„Denke nicht mehr dessen, ich kann Dich nicht traurig sehen. — Du sagtest mir noch nichts von

Deiner anmutigen Freundin, Irène de Hennequin, die Deines Bruders Freiheit von mir erbat. Ist sie seine Gattin geworden, glücklicher als wir, am Ziele ihrer Wünsche?“

„Irène ist seit längerer Zeit schon mit Maurice verheiratet, und ihre Briefe atmen Ruhe und Glückseligkeit,“ antwortete Angélique. „Nimmst Du noch immer soviel Anteil an allem, was zu mir gehört, um von solchen Dingen hören zu wollen? Maurice war nie Dein Freund, Irène Dir eine Fremde.“

„Sie zeigte mir den Weg zu Dir,“ entgegnete er, „von ihr empfing ich nach endlosen Jahren die erste Nachricht wieder über Dich. Ich kann nicht anders, als mit Dankbarkeit an sie zurückdenken.“

„Es verursachte ihr schwere Gewissensvorwürfe, daß sie es gethan.“

„Nicht doch, Geliebte, es war Bestimmung, daß es geschehen solle. Früh oder spät, ich hätte mich zurück zu Dir gefunden, die man mir feindselig verbarg.“

Ihr Blick verlor sich in dem seinen. „Ich glaubte das Gleiche,“ flüsterte sie, „und es ist erfüllt, was mich auch in den dunkelsten Stunden meines Lebens aufrecht hielt. Mir war es, als dürfte ich nicht sterben, ohne Dich noch einmal gesehen zu haben, und wenn ich mich aus meinem Kerker in die ewige Vernichtung sehnte, so dachte ich stets wieder, ich könne nicht von dieser Erde scheiden, weil Du noch auf ihr lebest.“

\* \* \*

In Gegenwart der Königin-Mutter und einer Anzahl hoher Würdenträger sahen sich Heinrich von Valois und Heinrich Guise zum ersten Male seit den Tagen des Aufstandes wieder. Man hätte schwerlich in ihrem Verkehre miteinander die Empfindungen entdecken können, welche beide bewegten. Der Herzog beugte vor seinem Souverain ein Knie, der König hob ihn auf, ihn zu umarmen und ihn mit gütigen Worten willkommen zu heißen.

Es war, als ob das Geschehene völlig vergessen sei, doch daß es in dem Inneren des Königs fort und fort wühlte und zitterte, verriet eine einzige Äußerung.

Der Herzog übte in seiner Eigenschaft als Grand-Maitre bei der Tafel des Königs sein Amt aus und füllte soeben den Pokal, der vor seinem Gebieter stand, als der Monarch halb scherzend sagte: „Wem bringen wir dieses Glas? Wohl an, trinken wir auf unsere wackeren Freunde, die Hugonotten.“

„Vortrefflich, Sire,“ erwiderte Heinrich Guise, auf den Scherz eingehend.

„Und auf unsere tapferen Barrikadenkämpfer,“ fügte Heinrich III. rasch hinzu. „Vergessen wir sie nicht.“

Der Herzog lächelte gezwungen.

Mit Ausnahme dieses kleinen Zwischenfalles, bei welchem fast gegen seinen Willen die wahre Gesinnung des Königs zum Ausdruck kam, verlief die bedeutsame Zusammenkunft in der heitersten und unbefangenen Weise. Der König überhäufte Heinrich



Guise mit Beweisen seiner Gnade und der Herzog begann fast an eine wirkliche Versöhnung zu glauben, trotz der Warnungen, die ihm von verschiedenen Seiten, selbst von Philipp II. zuzingen, der den Charakter Heinrichs besser zu kennen meinte.

Der König von Spanien, so sehr er dieser Ausöhnung widerstrebte, war augenblicklich nicht im Stande den inneren Krieg zu fördern, da durch die Vernichtung der Armada schon sein Unternehmen gegen England fehlgeschlagen und ihm große Verluste verursacht waren, die erst der Deckung bedurften, ehe er an neue Eroberungen denken konnte.

Heinrich III. frohlockte über dieses Ereignis, welches seinen Wünschen entgegenzukommen schien, da es die Macht seines geheimen Feindes gebrochen. Er hoffte von der Berufung der Stände, die sich im Spätherbste zu Blois versammeln sollten, eine Wiederherstellung seines vollen königlichen Ansehens und eine Unterdrückung des noch immer gefährlichen Einflusses, den sein Gegner Guise auf alle Klassen der Bevölkerung übte.

Aber auch diese Hoffnung sollte enttäuscht werden. Die Liguisten entwickelten eine umfassende Thätigkeit, um bei den bevorstehenden Ständewahlen nur ihre eigenen Parteigenossen in den Vordergrund treten zu lassen und es gelang ihnen, eine überwiegende Mehrheit unter den Abgeordneten zu erhalten.

Heinrich Guise erschien zuversichtlicher als je. Wie fast immer in seinem Leben, hatten auch jetzt die Umstände zu seinen Gunsten sich geordnet; des Königs Rache fürchtete er nicht; er fühlte sich in dem großen Kreise seiner Anhänger sicher und traute Heinrich von Valois, der in allen Stücken nachgegeben, auch kaum die Kraft eines Entschlusses zu.

Wenn ihn noch ein Empfinden für seinen Monarchen erfüllte, so war es das einer mitleidigen Verachtung. Er unterschätzte den brennenden Haß, den der beleidigte, mißhandelte Herrscher in sich barg, und der alle seine Handlungen fortan leiten sollte, — zu der eigenen Rettung und ihm zum Untergange.

### Zweiunddreißigstes Kapitel.

Das düstere Schloß von Blois hatte seit Jahrzehnten vielleicht keine so zahlreiche und glänzende Versammlung in seinen Mauern beherbergt, als zur Stunde.

Der König mit seiner Gemahlin und seiner Mutter, die Prinzen von Geblüt, die Cardinäle von Bourbon und Vendôme hatten Wohnung darin genommen, dem Herzoge von Guise, welcher umgeben von fast allen seinen Anverwandten, eintraf, war auf besonderen Wunsch des Königs eine ganze Reihe von Zimmern im ersten Stockwerke angewiesen worden.

Das weitläufige Gebäude erhob sich am westlichen Ende der Stadt auf einem Hügel, dessen Fuß die Wellen der Loire umspülten. Die einstigen Grafen von Blois hatten im elften Jahrhundert den ältesten Teil des Schlosses aufgeführt, die östliche Façade dankte ihr Entstehen Ludwig XII., die des Nordens,

gegenüber dem Kloster der Jesuiten, hatte Franz I. hinzugefügt. Die Häuser der Stadt gruppierten sich an den Abhängen zweier Hügel, deren einer von der Kathedrale überragt wurde.

In dem großen Saale zu ebener Erde, grande salle des états genannt, tagten seit dem 16. Oktober die von Heinrich einberufenen Stände, über die schwebenden Fragen zu beraten, deren Lösung Frankreichs fernere Regierung bestimmen sollte. Man war trotz der Länge der Zeit, zu keinem Ergebnis gekommen, es blieb, wie in den ersten Tagen, bei unaufhörlich sich wiederholenden Diskussionen, in welchen die Parteien sich nie zu einigen vermochten.

Heinrich von Valois hatte den Ständen in seiner Eröffnungsrede weitgehendere Bewilligungen in Aussicht gestellt, als irgend einer seiner Vorgänger. Er hatte, im Verein mit den Vertretern seines ganzen Volkes, die Grundgesetze des Reiches zu erneuern gedacht und sogar die Königsgewalt durch die von ihm angenommenen Gesetze bis zu einem gewissen Grade einschränken wollen.

Der ihm feindlichen Partei der Liguisten jedoch war sogar dieses wohlgemeinte Entgegenkommen für ihre hochgespannten Forderungen nicht genügend. Nach ihrem Sinne gab es nur eine katholische Hierarchie, welche jedes andere widerstrebende Element zur Sicherung der eigenen Oberherrschaft ausschloß, und dem Könige nur dann eine Willensäußerung gestattete, wenn diese mit den Beschlüssen der Stände völlig im Einklange sei.

Auf diese und ähnliche Verlangen eingehen, wäre für Heinrich III. ziemlich gleichbedeutend mit einer Niederlegung seiner Krone gewesen. Man kämpfte nutzlos durch Wochen und Monate hin und her; der König wußte, daß der Widerstand der Abgeordneten von ihrem mächtigen Führer ausging, der mit der Miene stolzer Unabhängigkeit alle seine Entwürfe zu durchkreuzen verstand. Er wußte, daß diese Versammlung der Stände, von der er sich so viel versprochen, nur dazu dienen müsse, ihm eine neue Niederlage zu bereiten, daß Heinrich Guise zu Blois seinen Sieg der Barrikaden auszunutzen gesonnen sei.

Und war er denn sicher, daß der Herzog dabei stehen bleiben werde? Wer bürgte dem Könige dafür, daß jene verräterischen Pläne, von welchen man ihm gesprochen, nicht in kurzem zur Ausführung kämen, daß man sich seiner Person nicht bemächtigte, ihn in ein Kloster vergrübe, um einer neuen Dynastie den Weg zum Throne zu öffnen, — der Dynastie Lothringen-Guise?

Schon der Gedanke, daß die Stände den Herzog in der Würde des Connétable bestätigen könnten, war Heinrich unerträglich und noch entsetzlicher die Vorstellung, daß diese rebellischen, zähen Volksvertreter ihn zwingen würden, nach Paris zurückzukehren, dort ein Werkzeug ihrer Intriguen zu werden.

In der Umgebung des Königs versäumte man nicht, seine Stimmung gegen Heinrich Guise noch mehr zu reizen. Man erinnerte ihn daran, daß selbst der Papst in Erwiderung seiner Klagen ihm geraten, diejenigen zu strafen, welche ihn beleidigt hatten, man stellte ihm vor, daß Leben und Sicher-

heit ihm gefährdet seien, wenn er dem Herzoge noch Zeit für seine hinterlistigen Pläne gestatte. Hatte doch vor den letzteren auch der junge Herzog von Montpensier den König insgeheim warnen lassen, der, mit seiner Stiefmutter entzweit, sich durch diesen Verrat rächen wollte.

Schon kam es zwischen dem Gefolge des Monarchen und dem des Herzogs mehrmals zu Thätlichkeiten und einige dieser Fehden nahmen eine solche Ausdehnung an, daß aus der Stadt die Anhänger des Königs und die des Herzogs herbeieilten, ihren Gebietern beizustehen.

König Heinrich glaubte eines Tages alles Ernstes, daß ein Überfall mit Waffengewalt ihm drohe. In voller Rüstung kam er aus seinen Gemächern, sich an der Spitze der Seinigen zu verteidigen. Heinrich Guise saß währenddessen im Zimmer der Königin-Mutter, sein Gespräch mit ihr kaum unterbrechend, als er den Lärm auf dem Hofe draußen hörte.

Katharina und ihre Damen eilten beängstigt an die Fenster; er veränderte seine Stellung kaum. In seinen Sessel zurückgelehnt, schaute er mit sorgloser Miene in die Flammen des Kamines und gab später gleichmütig den Befehl, zwei seiner Pagen, die durch ihr herausforderndes Benehmen den ganzen Aufruhr angeflistet, mit einer leichten Strafe zu belegen, was die jungen Edelleute nicht hinderte, nach wiedererlangter Freiheit ihre Unarten gegen des Königs Pagen mit Eifer und Erfolg fortzusetzen.

Blois war in zwei feindliche Heerlager gespalten, wie einst Paris, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Partie nicht mehr zu Gunsten des Herzogs lag.

Es war bei Gelegenheit einer Ballspektakel, welche die Königin-Mutter zu Ehren ihrer Enkelin, der neuvermählten Großherzogin von Toscana, veranstaltete, als der König in sein Cabinet drei seiner vertrauten Berater, den Marschall d'Amont, die Herren von Rambouillet und Beauvais-Mangis berief.

„Ich ließ Euch von der Festesfreude hinweg zu mir kommen,“ sprach der König zu ihnen, „um Euren Rat in einer Angelegenheit zu begehren, die mehr noch als meine Krone, die jetzt meine Person, mein Leben vielleicht bedroht, und kaum brauche ich Euch zu sagen, gegen wen sich meine Worte richten, nur Euch fragen muß ich, wie ich mich von meinem Feinde und Verfolger, dem Herzog von Guise zu befreien vermag. Sprecht Eure Meinung aus. Die Dinge sind bis zu einem Punkte gelangt, da einer dem anderen weichen muß. Er oder ich; der Tod des einen ist das Leben des anderen.“

Den drei Edelleuten konnte die Frage nicht überraschend kommen, dennoch zögerten sie mit der Antwort. D'Amont nahm endlich das Wort.

„So möge Ew. Majestät den Herzog verhaften, ihn wegen der begangenen Vergehen vor Gericht stellen lassen,“ sagte er.

Der König wandte sich mit einiger Ungebuld an die beiden Staatsräte. „Ist dies auch Eure Meinung, Ihr Herren?“

Beide erklärten sich mit dem Vorschlage d'Amonts einverstanden.

„Der Rat wäre zu befolgen, wenn es sich um

eine andere Persönlichkeit, als den Lothringer, handelte,“ sprach der König. „Doch stellte ich ihn vor die Schranken eines Gerichtshofes — wo sündet Ihr die Zeugen, die seine Vergehen bestätigen, die Wächter, die ihn in Gewahrsam halten, die Richter, die ihn verdammen würden? Hat er nicht seine Kreaturen überall, von den Stufen meines Thrones an bis zu den niedrigsten Schichten meines Volkes? Sie würden das Gefängnis stürmen, in welchem man ihn verborgen hält, sie würden den Gerichtshof steinigen, der ihn zu verurteilen wagte, sie würden ihn als Märtyrer feiern, wie sie ihn als Helden feierten. Bedenkt Euch, es muß ein anderes Mittel gefunden werden, sicherer als dieses, den Alp von mir zu lösen, den dieses Mannes Dasein auf mich geworfen.“

Der Wunsch des Königs war nicht mißzuverstehen, aber keiner der Anwesenden konnte sich entschließen, ihm zuzustimmen. Auch ihnen erschien die Stellung des Herzogs eine zu bedeutende, um gegen ihn vorzugehen, das Wagnis zu groß, ihn aus dem Wege zu räumen, wie der König es offenbar beabsichtigte.

Heinrich, unwillig bei den Vorgeforderten so wenig Verständnis gefunden zu haben, sandte, als er sie entlassen, nach dem Bruder Rambouillets, Monsieur de Maintenon und dem Obersten Alfonso d'Ornano, ihnen die gleiche Frage vorlegend.

Der Corse, welcher einmal schon den Tod des Herzogs befürwortet, war auch heute nicht in Verlegenheit, was er dem Monarchen zu erwidern habe.

„Lasset ihn sterben, Sire,“ sagte er rauh, „es ist der einzige Ausweg, Euch Ruhe vor ihm zu verschaffen. Stirbt die Schlange, stirbt das Gift.“

Der König reichte ihm die Hand. „Du allein bist mir getreu,“ sprach er aufatmend, „doch wann — wann soll es geschehen?“

„Gebt mir einige Tage Zeit und ich will Ew. Majestät Bericht erstatten. Ehe das Jahr zu Ende geht, ist es vorüber.“

\* \* \*

Mhte Heinrich Guise nichts von dem mörderischen Vorhaben, das so bald gegen ihn in das Werk gesetzt werden sollte? Er hätte es aus den Andeutungen entnehmen müssen, die ihm auch von der gegnerischen Seite zuweilen gemacht wurden, er beachtete sie nicht, und wäre je eine derartige Besorgnis in ihm aufgestiegen, er würde sie im nächsten Momente wieder verlacht haben.

Er vertraute seiner Macht, wie seinem Glücke, der Treue seiner Anhänger, wie der Schwäche des Königs, dessen Ansehen sich täglich minderte, wie das seine höher und höher stieg.

Man hatte ihm geraten, Blois zu verlassen und sich nach Orléans zu begeben, doch er hatte es sofort von sich gewiesen. Ihm erschien es unklug, dies zu thun, im Hinblick auf seine Parteigenossen, die durch seine gebietende Persönlichkeit unterstützt, um so fester auf ihre Forderungen beharren würden. Ließ er selbst doch keine davon fallen, in der Überzeugung, daß Heinrich sie endlich, wenn auch wider seinen Willen, gewähren müsse.

Vielleicht hätte der König seine Rache nicht so schnell zur Ausführung gebracht, wenn er den Herzog etwas nachgiebiger gefunden. Noch einmal versuchte er es mit seinen unbeugbaren Vasallen sich über verschiedene Streitpunkte in den Beratungen der Stände zu einigen.

Bei einem Spaziergange, den er am 21. Dezember mit ihm durch den winterlichen Garten machte, kam er auf die Vorlagen der Abgeordneten zu sprechen, welche ihm besonderes Mißfallen erregten.

„Ich finde, mein Vetter,“ bemerkte er, „daß ich bei den Vertretern meines Volkes auf einen Widerstand stoße, den ich niemals in diesem Umfange erwartet hätte. Wie, oder nennt Ihr es Gerechtigkeit, daß ich der Versammlung so weitgehende Befugnisse einräumen solle, daß mir kaum noch ein Schatten meiner königlichen Autorität übrig bleibt? Schon begnügt man sich nicht mehr damit, daß meine Beschlüsse ihrem Gutachten unterworfen werden sollen, jetzt verlangt man sogar, daß die Beschlüsse jener nicht einmal mehr der Billigung meines Rates vorgelegt würden. Ist das erhört, Herzog? Soll ich mir von meinen eigenen Unterthanen Befehle vorschreiben lassen und vielleicht ihre Befehle vollziehen, während sie die meinen nicht beachten?“

Heinrich Guise suchte mit frostiger Miene die Achseln. „Sire, ich bedaure unfähig zu sein, die Versammlung nach Ew. Majestät Wünschen lenken zu können, noch sie zu bestimmen, von wohlwollenden Forderungen abzustehen. Die Mehrheit der Stimmen allein kann dabei entscheidend sein und der Wille Ew. Majestät, ob Ihr darauf einzugehen gedenket.“

Der König warf ihm einen bösen Blick zu „Ihr unterschätzt Euren Einfluß, mein Vetter, in gewohnter Bescheidenheit,“ sagte er spöttisch. „Wer anders als Ihr, wäre fähig auf Eure Anhänger zu wirken, ihnen die Notwendigkeit klar zu machen, von solchen beispiellosen Vorschlägen abzustehen?“

„Ich wiederhole es Euch, Sire, daß es mir unmöglich ist,“ erwiderte Heinrich Guise, frostiger noch als zuvor. „Ich kam hierher auf den Befehl Ew. Majestät, nicht als Vertreter des Volkes, das sich die seinen selbst wählte.“

„Durch Euch veranlaßt, sie fast nur aus den Reichen der Ligue zu nehmen,“ wollte der König auffahren; er bezwang sich, um in gemäßigtem Tone zu sagen: „Es ist dies nicht der einzige Punkt, der mich beschäftigt. Ich finde es ebensowohl anmaßend, mir durch die Aufhebung der Taille\*) meine Einkünfte derart zu kürzen, daß mir kaum das Notwendigste zum Leben bleibt.“

„Dies geschieht einzig aus dem Grunde, dem armen gedrückten Volke die Abgaben zu erleichtern, unter denen es mehr als billig leidet,“ antwortete der Herzog.

„Ich kann nicht erstaunen, daß Ihr mehr Teilnahme für jene hegt, als für mich,“ sprach Heinrich III. „Ich habe meine Hofhaltung bereits verringert, soviel ich konnte, und wenn man mich in früheren Jahren der Verschwendung angeklagt, so sollte man jetzt ge-

rechter gegen mich sein. Die Zuwendungen, die ich meinen Freunden mache, sind geringe, doch daß man diese selbst mir entziehen möchte, ist eine Härte.“

„Auf einen solchen Vorwurf wage ich Ew. Majestät nichts zu entgegnen,“ sagte Heinrich Guise, seinen Herrn fest anblickend. „Ew. Majestät werden es ermaßen können, wie weit in diesem Falle des Volkes Wünsche berechtigt sind.“

Der König biß sich in die Unterlippe, daß sie blutete. „Es scheint mir, daß ich bei Euch keinen Beistand finden solle,“ preßte er hervor. „So bleibt noch ein dritter Punkt übrig, den ich niemals zu bewilligen gedenke.“

„Ich glaube ihn zu erraten, Sire. Er wäre fast der wichtigste. Es handelt sich um den König von Navarra.“

„Ja,“ rief Heinrich, „und ich versichere Euch, daß Ihr mich eher zum Kriege gegen jene rebellischen Stände, als gegen ihn zwingen werdet.“

„Ich Ew. Majestät zwingen?“ erwiderte der Herzog in scheinbarer Unterordnung. „Ich habe nur, entsprechend den Bitten meiner Glaubensgenossen, in Demut zu raten gewagt, daß man ihm von neuem den Krieg erkläre, um endgültig die Kezerei in dem französischen Reiche auszurotten.“

„Ohne ihm die Wahl zu lassen, ob er sich bekehren wolle?“ fiel der König ein.

„Was würde das nützen, Sire? Er hat es schon zum dritten Male abgelehnt und Eure getreuen Unterthanen fassen mit Schrecken die Möglichkeit in das Auge, daß ein calvinistischer Prinz den französischen Thron bestiege.“

„Noch lebe ich und meine getreuen Unterthanen brauchen nicht zu fürchten, daß die angebeutete Möglichkeit in naher Aussicht sei.“

„Der Himmel hat Ew. Majestät eigene Erben versagt. Es könnte Gott gefallen, Euch vor der Zeit von dieser Erde zu rufen.“

„Dann wird die Hand Heinrichs von Navarra stark genug sein, dieses Reich zusammenzuhalten,“ erklärte der König, dem es ein besonderes Vergnügen machte, den Herzog durch den Vorzug zu ärgern, den er seinem protestantischem Anverwandten vor ihm erteilte.

„Ew. Majestät kann, falls es wirklich Eure Absicht ist, den König von Navarra zu Eurem Nachfolger einzusetzen, in dieser Sache unmöglich auf die Unterstützung Eurer Stände zählen,“ entgegnete Heinrich Guise. „Auch auf die meine nicht, dessen Lebensaufgabe es bleiben wird, das Gift einer verderblichen Lehre in diesem ganzen Lande unschädlich zu machen.“

„Ihr mögt dies halten, wie es Euch beliebt, mein Vetter,“ sagte Heinrich spitz, „es wird an den Entschlüssen, die ich persönlich zu bestimmen habe, so wenig ändern, wie die Beschlüsse der Assemblée sich umstoßen lassen, denen meine Wünsche ja auch nicht von Wert sind.“

Der Herzog von Guise maß den König mit einem unendlich geringschätzigen Blicke und Heinrich von Valois empfand, wie schon zu häufigen Malen, das erdrückende Übergewicht dieses Mannes, den zu

\*) Persönliche Abgabe an den König.

demütigen das heißeste Verlangen seines Lebens war und der sich immer wieder über ihn erhob.

Vor seines Geistes Auge erstand die Scene, als er am sechzehnten Oktober die Versammlung der Stände eröffnet hatte, er, der König, zwischen seiner Mutter und seiner Gemahlin auf dem Haut-Pas sitzend und unterhalb desselben, seitwärts von dem Throne, auf einem Feldstuhl dieser stolze Herzog, dessen Blicke die Menge der Anwesenden zu beherrschen, nach seinem Willen zu lenken schienen.

Wer war in jener Stunde der wirkliche König gewesen, er, der die Krone als ein geheiligt Erbe trug, oder jener der — er fühlte es — die Hand danach ausstreckte, sie ihm vom Haupte zu stoßen?

Er entsann sich deutlich, wie selbst während seiner Begrüßungsrede die Gestalt seines Nebenbuhlers, fast seine Gedanken verwirrend, sich zwischen ihn und seine Hörer drängte. Es war ihm nicht entgangen, wie die Aufmerksamkeit der Anwesenden sich weit mehr, als ihm, dem Herzoge zuwandte, der in ein reiches Kostüm von Weiß und Gold gekleidet, den federwallenden Hut auf dem Haupte, den silbernen Stab des Grandmaitre in der Hand, eine fesselnd prächtige Erscheinung bot und dessen Augen bis in die entfernteste Ecke des Saales drangen, als wollten sie den Freunden sagen: „Ich weiß es, daß Ihr hier seid und ich sehe Euch.“

Die beiden Fürsten waren eine Zeitlang schweigend unter den laublosen Bäumen einhergegangen; der Herzog blieb plötzlich stehen.

„Da ich zu meinem Schmerze erkennen muß,“ sprach er, „daß meine Gegenwart Ew. Majestät gleichgültig und mein Bemühen für die heilige Sache Euch mißfällig ist, so darf ich Ew. Majestät wohl ersuchen, mich meines Dienstes an Eurem Hofe, wie bei der Armee, zu entheben. Ich werde mich auf meine Güter zurückziehen und als ein Privatmann meine Tage beschließen.“

Der König wandte sich hastig um. „Dies ist Euer Ernst nicht, Herzog,“ erwiderte er, „was sollte Euch dazu veranlassen?“

„Ich habe Ew. Majestät Gnade seit lange eingebüßt,“ sprach Heinrich Guise, „ob durch meine Schuld oder die Einflüsterungen meiner Feinde, ich wage es nicht zu entscheiden. So räume ich den Gegenstand des Großen, mich selbst, Ew. Majestät aus den Augen und lege meine sämtlichen Ämter nieder, die Würdigere, als ich, bekleiden mögen.“

„Thorheit, mein Vetter,“ sagte der König, in welchem sofort der Gedanke aufstieg, der Herzog wolle ihm an der Spitze der Liguistenarmee als Feind gegenüberreten. „Es ist nicht anzunehmen, daß dies wirklich Eure Absicht sei.“

„Sie ist es,“ beteuerte der Herzog, „als letzte Gnade erbitte ich es von Ew. Majestät, meinem ältesten Sohne die Stelle des Grand-Maitre zu erhalten, bis er das Alter erreicht hat, ihr in Wahrheit vorzustehen.“

„So nehmt doch nur Vernunft an,“ rief der König, „ist es denn gar nicht möglich, sich mit Euch über die maßlosen Forderungen Eurer Partei zu einigen?“

„Ihr Urtheil ist gesprochen, wenn Ew. Majestät sie maßlos nennt; uns allen erscheinen sie notwendig zum Heile dieses Landes.“

„Das Ihr mit Eurer Handlungsweise nie zu wahren wußtet,“ brauste Heinrich III. auf. Er bereute sofort das unvorsichtige Wort, das seine innersten Gefinnungen enthüllte, um gemäßigter hinzuzufügen: „Ihr seid empfindlich und gereizt, mein Vetter, und überlegt somit die Tragweite Eurer Worte nicht. Eure Entlassung nehme ich nicht an, Eure Dienste habe ich nie verkannt. Wir werden ein anderes Mal zur Verständigung kommen; heute ist es nicht mehr Zeit dazu. Ich muß noch eine Anzahl von Depeschen beantworten, die am Morgen eingegangen sind.“

Der Herzog verneigte sich förmlich. „Ich bin jederzeit zu den Befehlen Ew. Majestät, auch wenn sie mir ein persönliches Opfer auferlegen.“

Heinrich III. winkte grüßend mit der Hand und schritt durch den Garten davon; sein Gegner schaute ihm eine Weile nach.

„Er muß sich fügen,“ murmelte er vor sich hin, „koste es, was es wolle. Thut er es nicht, ist es um seine Krone geschehen.“

### Dreiunddreißigstes Kapitel.

Des Königs Geduld war erschöpft. Er kehrte bebend vor Zorn in das Schloß zurück, wo er den Obersten Crillon zu sich fordern ließ, ihm anzubefehlen, den Herzog von Guise zu überfallen, zu töten, wo er ihn fände.

Der tapfere Kommandant lehnte es ab. „Ich habe keine Ursache, Sire,“ sprach er, „der Freund des Herzogs von Guise zu sein. Befehlt und ich will ihn zum Zweikampfe fordern, doch meine Sache ist es nicht, einen Menschen meuchlings zu überfallen.“

Der König drang nicht weiter in ihn. Er wußte, daß bei einem Manne von der Ehrenhaftigkeit Crillons jedes fernere Wort vergeblich sei. Er rief aus dem Vorzimmer den Capitain seiner Leibwache, Eustache de Loignac, herbei, den jetzigen Anführer der fünfundvierzig Männer, welche die persönliche Sicherheit des Monarchen zu überwachen hatten, Leute aus den verschiedensten Provinzen, die man um ihrer herkulischen Stärke willen gewählt und die dem Könige blindlings ergeben waren.

„Loignac,“ rebete Heinrich von Valois den vor ihm Stehenden an, „wenn Du einen Feind besähest, dessen Dasein Dir Tag und Nacht keine Ruhe gestattete, der Dich gequält, gedemüthigt, Dein Leben selbst bedrohte — was würdest Du thun?“

Eustache de Loignac schien sich nicht lange befassen zu müssen. „Sire,“ erwiderte er, „ich würde ihm dies Schwert, oder hätte ich es nicht zur Hand, einen guten Dolch in das Herz stoßen.“

„Du verstehst mich! Und wenn ich Dir geböte, mir meinen Feind auf solche Weise aus dem Wege zu schaffen?“ fuhr der König fort.

„So würde ich keinen Augenblick zögern, Ew. Majestät Befehl zu erfüllen,“ war die feste Antwort Eustaches, dessen Herz in wildem Triumphe aufzuckte, sich durch den König selbst zu einer That gezwungen zu sehen, die er seit langer Zeit schon ersehnt hatte, ohne die Mittel zur Ausführung zu finden.

Heinrich strich sich mit der Hand über die Stirn. „Komm heute Abend nach dem Nachtmale in mein Zimmer; wir werden das weitere dann besprechen.“

„Ew. Majestät soll mit mir zufrieden sein.“

Eustache de Loignac war von Alfonso D'Ornano auf das Ansinnen des Königs vorbereitet worden; der Corse, ohne eine Veranlassung zum persönlichen Haß gegen den Herzog zu haben, kannte in diesem Falle so wenig Bedenken, wie der Gatte Angélique's. Beide verständigten sich mit leichter Mühe, wie der Mord an Heinrich Guise am besten zu bewerkstelligen sei. Loignac wählte unter seinen Leuten acht der entschlossensten aus, denen er die Mithilfe bei der That übertrug.

In tiefster Stille wurden die Vorbereitungen getroffen, die Rollen in dem blutigen Drama verteilt, welches sich so bald in den Räumen dieses Schlosses abspielen sollte.

Der König hatte vorgegeben, am 23. Dezember eine Wallfahrt nach Noire-Dame à Cléry unternehmen zu wollen, um auf Grund der damit verbundenen Zurüstungen das Recht zu haben, die Schlüssel der äußeren Portale des Schlosses zu behalten, welche sonst allabendlich dem Herzog von Guise abgeliefert werden mußten. So konnten ungehört in der Frühe des Morgens die fünf und vierzig Leibwächter eingelassen werden, sowie die übrigen königlichen Garden, die man der größeren Sicherheit wegen heranzuziehen Willens war.

Um den Herzog über die Anwesenheit so vieler Bewaffneter zu täuschen sollte einer der Führer, Capitain de Larchant, ihn am Abend zuvor davon unterrichten, daß er seine Compagnie ihm vorzuführen gedächte, um ihre Bitten wegen des rückständigen Solbes durch ihn bei dem Staatsrate befürworten zu lassen, der an dem nächsten Morgen zu einer Sitzung berufen war.

Heinrich Guise hatte seine Gemächer unter denen des Königs erhalten, in dem nämlichen Stockwerke mit Katharina von Medici, die schon seit einer Woche an ihrem alten Leiden, der Gicht, krank daniederlag. Niemals hatte man den Herzog heiterer gesehen, als in diesen Tagen, die sein Verhängnis enger und enger über seinem Haupte zusammenzogen.

Er scherzte über die Warnungen, die ihn jetzt häufiger, als je erreichten. Vergebens beschworen ihn sein Vetter, der Marquis D'Elboeuf, der Graf von Brissac und andere nach Orléans zu gehen, wo er inmitten einer ihm ganz und gar ergebenen Bevölkerung sei, — er schüttelte den Kopf.

„Wer entflieht, verliert sein Spiel,“ sagte er, „wie jetzt die Sachen stehen, darf ich Euch nicht dem üblen Willen Heinrichs von Valois überlassen. Mich zurückziehen hieße vom Schlachtfelde gehen, ohne gesiegt zu haben.“

Es fehlte nur noch eine Nacht bis zu der Aus-

führung des beschlossenen Verbrechens. Auf seinem Platze an der Tafel fand der Herzog unter der Serviette zwei Briefe. Der eine, von unbekannter Hand, teilte ihm mit, daß der König ihm nach dem Leben trachte.

„Er wird es nicht wagen,“ schrieb Heinrich Guise unter das Blatt und ließ es wie achtlos zur Erde fallen, gewiß, daß in solcher Weise der unbekannte Warner die Antwort erhalten werde.

Der zweite Brief trug keine, unregelmäßige Schriftzüge, bei deren Anblick er sein Herz unwillkürlich höher schlagen fühlte.

Von Angélique! Wie kam sie hierher? Er hatte sie zuletzt in Chartres gesehen, wo er sich eine kurze Unterredung mit ihr zu verschaffen gemußt und glaubte sie in Paris, da sie ihren Gatten nicht nach Blois begleitet hatte. Und jetzt — jetzt teilte sie ihm mit, daß sie seit gestern in der Stadt weile, sie rief ihn zu sich, o schwindelndes Glück! — So hatte endlich die Sehnsucht nach ihm über ihre Bedenken gesiegt.

Die Tafel schien heute kein Ende nehmen zu wollen. Der Herzog berührte die Speisen kaum. Er hörte auch nicht mehr auf die Reden seiner Verwandten und Freunde, auf die Vorstellungen seiner Mutter, der Herzogin von Nemours, die, wie alle andern beängstigt ihn ansah, seine Sicherheit zu bedenken und des Königs erst unlängst geäußerten Freundschaftsbeteuerungen nicht zu trauen.

Wie langsam doch die Stunden dahinschlüpfen bis zu der neunten, welche Angélique für sein Kommen festgesetzt. Sie hatte als ihren Aufenthalt ein bescheidenes Gasthaus genannt, das am Fuße des Schloßhügels, wenige Schritte von dem westlichen Portale lag. Um acht Uhr wurden die Thore geschlossen; der Herzog sandte zu dem Pförtner sich die Schlüssel holen zu lassen. Er sah nichts Urges darin, daß sie ihm mit dem Bemerken verweigert wurden, der König wolle in aller Frühe morgen zu seiner Wallfahrt aufbrechen und ihn nicht im Schlafe stören, indem er die Schlüssel fordere.

Auf des Herzogs nochmaligs Verlangen wurden ihm die beiden wenigstens ausgeliefert, deren er bedurfte, um in das Schloß zurückzukehren. Er schückte einen Besuch bei Mr. de Bassompierre vor, der ihm wichtige Mitteilungen zu machen habe.

Die Nacht war dunkel und regenschwer. Ein heulender Wind fuhr durch die fahlen Bäume des Gartens und brach sich an den Mauern des Palastes. Die Wetterfahnen drehten sich kreischend vor seinem Ansturm und krachend stürzte zuweilen ein Ziegel von dem Dache, ein geknickter Ast der hohen Linden hernieder, die im Schloßhofe standen.

Es war, als ob selbst die Natur ihr düsterstes Gewand angelegt, in Übereinstimmung mit dem düsteren Ereignisse, das sich vorbereitete.

Der Regen strömte schon seit Stunden herab, er peitschte gegen die Fenster der Königsburg und rieselte in Bächen von den trüben Scheiben des kleinen Zimmers, hinter welchen harrend ein blaßes, schönes Weib saß. Sie hatte lange Zeit dem einkörmigen Klauschen zugehört, jetzt ließ es etwas nach, —

die Tropfen fielen langsamer, schwerer jedoch, wie ihr dünkte, so wie die letzten Thränen sich aus müde geweinten Augen ringen.

Angélique schaute empor zu dem Himmel. Er war sternenlos und finster, wie ein Bild gestorbener Hoffnung. Nur hin und wieder jagte der Sturmwind die dicht geballten Wolken auseinander und fahles Licht umsäumte ihre wechselnden Gestalten, die in dem fernen Aether miteinander zu kämpfen schienen.

Dann schauderte die einsame Frau jedesmal zusammen. Ein Kampf dort droben auch unter den Wesenlosen, sowie er auf der Erde, deiner Schöpfung wüthet, unerforschlicher Gott, die Werke Deiner Hand zu gegenseitiger Zerstörung treibend, wie die Elemente draußen, die in ewigem Grolle um die Oberherrschaft streiten. Vernichtung alles dessen, was erschaffen, — ist dies dein Wollen? Und war es so, warum gabst du dem Menschenherzen die Fähigkeit des Schmerzes, um das ihnen Verlorene, — warum die Kraft, die Trauer weiter zu tragen, ohne daß es ihrer nagenden Pein gelingt, die schwache Körperhülle zu sprengen?

Das sinnende Weib an dem niedrigen Gasthausfenster fuhr empor. — Wohin hatte ihr trübes Ahnen sie geführt? Nein, nein, noch war er kein Verlorener, noch konnte es ihr gegeben sein, durch die Überzeugung ihrer Worte seinen Sinn zu wandeln, seine Zuversicht zu erschüttern und ihm Rettung zu bringen.

Ob er denn heut noch käme? Die neunte Stunde mußte vorüber sein; — gleichviel, er würde kommen, — sie wußte es, — wenn es ihm möglich war.

Horch, war das nicht sein Schritt auf der gewundenen Holzstreppe, der feste und doch elastische, dem sie in längst vergangenen, seligen Tagen stets mit Entzücken lauschte? Sie wollte sich erheben, ihm entgegengehen, es war zu spät, — schon stand er auf der Schwelle, die Thür fiel hinter ihm in das Schloß.

„Geliebteste!“

Er warf den nassen Mantel, den Hut von sich und eilte auf sie zu, die keines Wortes mächtig, schluchzend an seine Brust sank.

Heinrich Guise ließ ihr Zeit, sich zu fassen. Er hatte einen Ausdruck ihrer Freude erwartet. Was war es, das sie so bewegte und selbst mit dem Opfer, das sie ihm durch ihr Hiersein gebracht, nicht genügend erklärt wurde?

„Du riefst mich, Angélique,“ sagte er endlich sanft, ihr Haupt emporrichtend, „hier bin ich, der Deine im Leben, wie im Tode.“

Sie zuckte zusammen bei dem letzten Worte; gewaltsam kämpfte sie ihre Thränen nieder, um zu ihm sprechen zu können.

„Heinrich, Heinrich,“ flüsterte sie, „ahnst Du nicht, weshalb ich gekommen?“

Er küßte sie. „Ich mühe mich keine andere Deutung dafür zu finden, als die, welche ich allein ersehne,“ sprach er, ihr tief in die Augen blickend.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin seit gestern Morgen hier,“ erwiderte sie, „um die Bestätigung dessen zu erfahren, was ich in Paris hörte. Heinrich, Dein Leben ist bedroht, Du bist verloren, wenn Du länger noch hier weilst. Heute Nacht mußt Du entfliehen.“

Seine Züge sprachen Enttäuschung aus. „Auch Du, meine Angélique, bist von der allgemeinen Furcht befallen, die mich seit Tagen bis zum Überdruß peinigt? Und dies, nichts anderes war der Grund, der Dich die Reise machen ließ?“

„O Heinrich, Einziggeliebter, unterschätze die Bedeutung meiner Warnung nicht, wie die der anderen, die Dir die gleiche Mitteilung gemacht. In Paris ist das Gerücht verbreitet, daß der König Dir blutige Rache geschworen, daß Dein Leben verfallen ist.“

„Wer sagt Dir das, Teure, Süße? Es sind leere Reden, die im Winde verhallen.“

„Nein, nein, nein, — ich fühle, daß sie Wahrheit sprachen und daß die Angst gerechtfertigt ist, mit der ich Dich seit Wochen schon in der Gewalt des Königs weiß. O glaube seinen falschen Worten nicht. Erinnere Dich, daß ich seines Dieners Weib, dem er sein Vertrauen schenkt. Zu Chartres schon stieß Eustache Drohungen gegen Dich aus, die mir verrieten, daß sein Herr in seinem Hass ihm gleichgesinnt und hier,“ sie schlug verzweifelt ihre Hände vor ihr Angesicht.

„Und hier?“ wiederholte er voll weicher Zärtlichkeit.

„Ich war zuerst zu dem Oheim meiner Hauswirthin gegangen,“ berichtete sie, „der in der Stadt das Gewerbe eines Waffenschmiedes betreibt. Er konnte mich nicht in seiner Wohnung aufnehmen, da er in größter Eile eine dringende Arbeit zu fertigen habe und dazu mehrere Gehülfen einstellen müsse. Seine Frau verriet mir, was er anfertigen solle. Heinrich, er hat bis heute Abend acht lange Dolchmesser in das Schloß zu liefern, — für wen, als Dich, können sie bestimmt sein?“

Sie klammerte sich aufgelöst in Angst und Schmerz an ihn, der unwillkürlich nachdenkend geworden war.

„Ich vermag es dennoch nicht zu glauben, Angélique,“ erwiderte er endlich, „woraus willst Du schließen, daß jene Dolche für mich geschliffen seien? Wer weiß, zu welchem Zwecke sie dienen sollen? Der König rüstet oftmals seine Leute mit anderen Waffen, anderer Kleidung aus; es ist sein Zeitvertreib, ein kostspieliger allerdings, der schon oft Mißfallen erregte.“

„Ach, wenn ich Dich nicht überzeugen kann, so habe Erbarmen wenigstens mit meiner Sorge, meiner Verzweiflung,“ flehte Angélique, „verlasse diesen unglückseligen Ort, noch heute, noch in dieser Stunde. In jeder anderen Stadt bist Du sicherer, als hier.“

Er neigte sich zu ihr herab. „Noch heute soll ich entfliehen, Angélique? Noch in dieser Stunde? Du willst mich von Dir treiben, die ich nach Jahren der Entbehrung, nach Monden tödlichster Sehnsucht endlich wieder an meinem Herzen halte? Geliebteste, kannst Du so grausam sein?“

„Ich muß es, um Dein theures Leben zu erhalten. Ich liebe Dich mehr, als mich selbst. Entfliehe, Heinrich, thue es um meinetwillen; lasse mich die Qual des Vorwurfs nicht empfinden, daß ich Dein Verderben nicht gehindert habe, weil ich Deinen Bitten nachgab.“

Sie war erschöpft auf die Bank gesunken, die eine Wand des schmalen Zimmers einnahm. Er lag jetzt zu ihren Füßen und küßte ihre kleinen, kalten Hände, ihre Kleider, ihr goldenes Haar.

„Ich kann nicht gehen,“ sprach er mit bedeckter Stimme, „nur eine kurze Stunde laß mich bei Dir bleiben und wähen, daß es sei, wie einst — wie einst! Du dränge mich nicht von Dir, heißgeliebtes Weib, — weißt Du nicht mehr, wie Du vor Jahren mit den Minuten targtest, die ich den Pflichten meines Tages oftmals abringen mußte, um bei Dir zu sein? Du ahntest nicht, wer Dein Heinrich sei und flogest mir in jubelnder Freude entgegen, trotz der mahnenden Blicke, die Jeanne Lignerac auf Dich richtete. — Die gute Jeanne! Ich blieb von ihren Vorwürfen nicht immer verschont und trotzte ihnen, weil ich nicht fähig war, mich von Dir loszureißen.“

Sie lächelte, wie traumverloren; — berauschend süß stieg es aus seinen Worten empor, Blüte um Blüte farbenschildernder Erinnerung. Sie sah sich wieder als das sechzehnjährige Kind im Hause der Geschwister Lignerac, vor sich den fremden, schönen Jüngling, der sie das Geheimnis erster Liebe lehrte, und durch den Schleier ihrer Thränen blickte sie zurück in jene goldene Welt, die ihr versunken.

„Die Zeit, welcher Du gedenkst, liegt weit, ach, weit,“ sagte sie. „Mir ist es zuweilen, als sei nie gewesen, — als habe ich sie nur geträumt, um über meines Schicksals Schwere hinwegzukommen. Ich wollte in dem verfloffenen Jahre Jeanne besuchen. Man teilte mir mit, daß sie gestorben sei und daß Gaspard nach Orléans gezogen. Es that mir wehe; mir war es, als müsse ich in jenen Räumen noch den Schimmer unseres einstigen Glückes finden.“

„Ich dachte, wie Du, wenn ich jenes Haus betrat, nachdem ich Dich verloren,“ erwiderte er, „ich saß zuweilen neben Jeanne, die mir von Dir sprechen mußte und glaubte thöricht-sehnend jeden Augenblick, es würde die Thür sich öffnen und Deine lichte Gestalt zu uns hereinflattern. Ich sah Dich vor mir unzählige Male, wie in der Nacht von Barthélemy unter den Schauern des Todes und später im Sonnenscheine Deiner erwachenden Liebe zu mir. — Wie warst Du jung und hold! Du wußtest nichts von dem Irrsal des Lebens, Du kanntest ja Dich selbst noch nicht in Deiner süßen Ahnungslosigkeit, wieviel weniger die Welt mit ihrer Sünde, ihrer tausendfältigen Versuchung, ihrem heißen Begehren! Du weintest an meinem Herzen Deinen ersten Schmerz hinweg und dachtest, dieses Herz, dem Du vertrauest, müsse fortan Deine Heimat sein, Dir reich ersetzen, was Du betrauerstest, weil es Dich liebte.“

Die Erinnerung hatte auch ihn fortgerissen, er war tief bewegt. Angéliques Haupt hatte sich auf seine Schulter geneigt; seine Lippen berührten ihre Stirn, die halbgeschlossenen Lider.

„Wie fühlte ich mich schuldig oft vor diesen reinen Augen,“ sagte er, „in denen ich die stumme Frage zu lesen meinte, die Dein Mund zart sinnig verschwieg. Du hattest ein Recht, sie an mich zu stellen, die Frage, wie ich Deine Zukunft gestalten würde, die Du so ganz in meine Hand gegeben.

Beliebtes, teures Kind! Ich konnte Dir ja nichts geben, nichts, was allein Deiner würdig war: den Schutz meines Hauses, meines Namens, — Dir gegenüber war ich arm, wie ich es bis heute geblieben und ob man mich in Wahrheit einen König nennt, — vor Dir bin ich ein Bettler, den nur Deine Gnade reich zu machen weiß.“

Sie erschauerte jetzt vor der Glut seiner Küsse, matt und gebrochen lag sie in den Armen, die sich fest um sie geschlossen.

Es war, als ob ein Nebel sich auf ihre Sinne legte. Sie hörte deutlich das Fallen der Tropfen draußen, das Rieseln der Wetterrinne an dem Giebel des Hauses, sie sah die weißgetünchten Wände des schmudlosen Raumes, der sie umgab, die einfachen Geräte, — dort auf dem Tische die qualmende Lampe, die ihren Schein auf die verschoffenen Vorhänge warf, — sie vernahm drunten im Gastzimmer lärmende Stimmen der späten Besucher, die sich im Wirtshause aufhielten, — und dann war es ihr, als ob all diese Dinge in eine andere Welt gehörten, mit der sie nichts mehr zu schaffen hatte.

Und eine andere Nacht stieg auf vor ihr und zeigte ihr ein sterbendes Mutterangeficht, von dessen Rippen noch im Tode die Flüche gesten, die den Mann trafen, den ihre Tochter liebte. Die furchtbaren Worte, fast mit prophetischer Kraft hervorgegossen, — so lange in Angéliques zurückgebrängt und dennoch nie vergessen, — schienen abermals in ihren Ohren zu tönen; mit einem Schrei fuhr sie empor.

„Heinrich, Geliebter, zögere nicht länger, fort, fort, von hier,“ murmelte sie, noch einmal sich ihres Vorhabens erinnernd.

„Heute nicht mehr, morgen nach der Sitzung des Staatsrates soll es geschehen, um Deinem Herzen die Ruhe wiederzugeben.“

„Es ist zu spät morgen,“ rief sie außer sich, „hörst Du nicht ihre Worte: der Morgen graut und an der Pforte steht der Tod.“

„Und träte zu der einen Thür in dieser Stunde noch der Tod herein, ich würde zu der anderen nicht entfliehen, wenn ich Dich damit lassen müßte,“ flüsterte er leidenschaftlich.

Sie schaute mit verwirrten Blicken zu ihm auf. Da war sie wieder die eintönige Melodie, welche die fallenden Tropfen sangen und Wehelaute, der durch die Lüfte hallte, begleitete ihr düsteres Lieb.

Wem gilt Dein Klagen, einsamer Wind? Kommst Du von Gräbern, die die Welt nicht kennt, mit eisigem Hauche das warme Leben zu berühren, daß durch die Herzen, welche glühend aneinander schlagen, der Schauer nahenden Todes zuckt? Oder klagst Du, daß die Finsternis den Sieg behält über alles, was einst hoch und groß und herrlich war auf Erden, auch über jene Seelen, die dem Lichte entgegenrangen, durch den schweren Kampf ewiger Entfugung?

Und war der Kampf ein Wahn nur, der ihre Kraft verzehrte, bis das Sehnen allein noch blieb nach einem einzigen Tropfen aus dem Becher schrankenlosen Glückes?

## Vierunddreißigstes Kapitel.

Es war gegen drei Uhr morgens, als der Herzog von Guise in seine Gemächer zurückkehrte, wo ihn seine Diener, sein Leibarzt Le Jeune und der Sekretär Péricart erwarteten.

Auf dem Tische neben seinem Bette lagen fünf Briefe, die er erbrach, um sie während des Auskleidens flüchtig mit den Augen zu überfliegen.

„Immer dasselbe,“ sprach er zu seiner Umgebung, „man würde niemals einen Moment zur Ruhe kommen, wenn man den Einflüsterungen besorgter Freunde stets Gehör gäbe.“

Die Beamten und die Diener dachten nicht, wie ihr Gebieter, sie drangen in ihn, die Warnungen nicht gänzlich in den Wind zu schlagen.

„Wir wollen den Morgen abwarten,“ lächelte der Herzog, „heut ist es zu spät zur Entscheidung. Ich fühle mich ermüdet und auch Ihr müßt schlafen.“

Péricart und Le Jeune zogen sich zurück; nur Bernardin, des Herzogs Kammerdiener, gehorchte dem Befehle nicht. Er setzte sich, nachdem er die Vorhänge des Bettes geschlossen und die Lampe verlöscht, in eine der fensternischen auf einen Stuhl, um in der Nähe seines geliebten Herrn die Nacht zu durchwachen.

Ihm war bange und sorgenvoll zu Sinne. Die düstere Atmosphäre des Schlosses, die Warnungen, die unaufhörlich eingingen, dazu ein geheimnisvolles Etwas, das sich in diesen Räumen vorzubereiten schien — was hatte das alles zu bedeuten?

Das Rauschen des Regens war verstummt; durch die Stille drang der taktmäßige Schritt der Leibwachen auf dem gepflasterten Hofe, doch noch ein anderes Geräusch mischte sich in diese wohlbekannten Laute — das waren nicht mehr zwei Männer, die dort auf und nieder gingen, — das war offenbar eine ganze Schar, die über den Hof kam und an dem Portale Halt machte, das jene andern beiden zu bewachen hatten.

Bernardin eilte zu dem Bette seines Gebieters, ihn zu erwecken.

„Was giebt es?“ fragte der Herzog, aus dem Schlafe auffahrend.

„Ich weiß nicht, Monseigneur,“ erwiderte der Kammerdiener zitternd, „es scheint mir, als ob Soldaten in das Schloß kämen. Wenn man etwas vorhätte, Euch überfallen wollte.“

„Thorheit, mein überängstlicher Bernardin,“ entgegnete Heinrich Guise. „Der König will eine Wallfahrt nach Notre-Dame à Cléry machen und läßt jedenfalls die Vorbereitungen dazu treffen. Sei unbesorgt und lasse mich noch ruhen.“

Bernardin nahm kopfschüttelnd seinen Platz wieder ein.

Um sechs Uhr erschien der Sekretär des Herzogs im Zimmer, um, wie es seine Gewohnheit war, nach den Befehlen seines Herrn zu fragen. Auch ihm war das eigentümliche Geräusch nicht entgangen, welches Bernardin im Schloßhofe gehört hatte, doch machten seine Mitteilungen ebensowenig Eindruck auf Heinrich Guise, als die des Kammerdieners.

Er plauderte heiter, wie sonst, mit ihm, bis eine Botschaft des Königs ihm überbracht wurde, daß der Staatsrat bereits versammelt sei und man ihn erwarte.

Es war bei den Edelleuten des Herzogs üblich, dem Leber ihres Gebieters beizuwohnen, wie es bei dem regierenden Fürsten geschah. Heute fehlte die Mehrzahl derselben, das schlechte Wetter hatte sie gehindert, aus der Stadt in das Schloß zu kommen. Die Toilette des Herzogs ging daher rascher von statten, als sonst, da er durch die Gespräche mit seinen Getreuen nicht aufgehalten wurde. Er ließ sich ein Gewand von grauem Atlas anlegen, das er zum ersten Male trug, nahm den kurzen Mantel über den Arm und begab sich, nur von dreien seiner Cavaliere und Péricart begleitet, auf den Weg zu dem Saale, der zu den Sitzungen diente.

In der Galerie, die er zu durchschreiten hatte, kam ihm ein Edelmann aus der Auvergne, Namens La Salle entgegen, hastig und aufgereg.

„Nicht weiter, Monseigneur, nicht weiter,“ raunte er ihm zu, „man führt Böses gegen Euch im Schilde.“

„Schon wieder eine Rabenstimme,“ scherzte Heinrich, „ich danke Euch, mein Freund, doch kann ich Euch versichern, daß ich frei von aller Furcht bin.“

Er setzte im Gespräche mit seinen Begleitern seinen Weg fort, um einige Minuten sich in dem Gebetzimmer aufzuhalten, welches neben den Gemächern der Königin-Mutter lag, und dort ein kurzes Gebet zu sprechen.

Das Befinden Katharinas hatte sich verschlimmert; Herzog Heinrich erinnerte sich, daß er noch Zeit habe, sich nach ihrem Ergehen zu erkundigen und wechselte einige Worte mit der Kammerfrau, die ihm mitteilte, daß die Königin-Mutter zu unwohl sei, um seinen Besuch jetzt empfangen zu können.

„Sagt Ihrer Majestät, daß ich nach dem Schluß der Sitzung noch einmal anfragen werde,“ sprach der Herzog und schritt zu der großen Treppe, welche in das zweite Stockwerk führte.

Dort befanden sich unter dem Kommando Capitain De Larchants jene schottischen Söldner, welche angeblich hierher gekommen waren, um den Herzog an ihre Bitte, des rückständigen Soldes wegen, zu erinnern.

Heinrich Guise grüßte sie freundlich und versprach, sich für sie zu verwenden. Es war seine Art, Gnaden zu spenden, Gütiges zu erweisen, soweit er konnte; er fand es nur zu natürlich, daß es auch hier geschah.

Larchant und seine Compagnie folgten ihm bis zu der Thür des Saales du Conseil. Doch die wohlwollende Freundlichkeit, mit welcher der Herzog die Bitte der Soldaten gewährt hatte, war nicht ohne Eindruck auf diese einfachen Menschen geblieben. Einer der Bogenschützen, von der Gefahr unterrichtet, welche den lothringischen Fürsten bedrohte, wagte es, leise seinen Fuß zu berühren, um durch dieses Zeichen seine Aufmerksamkeit auf das zu lenken, was sich vorbereitete.

Heinrich Guise schien nicht darauf zu achten, oder er bemerkte in der That die Berührung nicht.



Der kleine Saal des Schlosses, wie er zum Unterschiede von der salle des états genannt wurde, stieß an das Schlafzimmer des Königs und wurde gewöhnlich zu den engeren Ratsitzungen benutzt, welchen der Monarch selbst bewohnte.

Rechts und links von dem königlichen Schlafzimmer befanden sich zwei kleinere, reich ausgestattete Räume, das alte und das neue Rabinet genannt. Das Fenster des ersteren ging auf den Schloßhof hinaus, das des anderen, welches Heinrich III. bevorzugte, auf den Garten. In diesem seinem Lieblingszimmer wollte der König das Gelingen seines dunklen Vorhabens abwarten.

In dem Conseilssaale waren die Mitglieder des Rates schon vor geraumer Zeit erschienen. Die Cardinäle von Vendôme, von Gondi, von Guise, der Erzbischof von Lyon, Mr. D'Espignac, die Marschälle von Aumont, von Reß, von Rambouillet, M. M. De Marillac, de Petremôle und der Intendant der Finanzen, Mr. De Marcel.

Sobald der Herzog von Guise eingetreten, ließ Larchant die große Treppe räumen, welche gewöhnlich von den Pagen, Dienern und dem übrigen Gefolge der Anwesenden besetzt war und befahl den Versammelten, sich in das Erdgeschoß zurückzuziehen. Im nämlichen Augenblicke wurden auf Anordnung Crillons sämtliche äußeren Thüren des Palastes geschlossen.\*)

Wie einst bei Coligny, so hatte auch bei Heinrich Guise das Schicksal alles gethan, um sein Verhängnis ihn vorahnend fühlen zu lassen und beide hatten im Bewußtsein ihrer Kraft, wie ihres Mutes die düsteren Vorzeichen verachtet, die ihnen hätten zur Rettung werden können. Der Admiral vertraute seines Königs Güte, der lothringische Prinz seines Königs Schwäche, und beide sahen oder wollten die Schlinge nicht sehen, die längst um ihren Hals gelegt war, als sie noch im Gefühle ihrer Unverletzlichkeit erhobenen Hauptes durch die Menge schritten, welche sie insgeheim als Todgeweihte bezeichnet.

Ruhig, als habe er nicht vor wenigen Minuten die Nachricht erhalten, auf seiner Hut zu sein, vertiefte sich der Herzog von Guise mit den übrigen Räten in ein Gespräch über die Verbesserung der Finanzen, als er plötzlich eine Anwandlung ungewohnter Schwäche empfand.

„Mein Gott, Péricart,“ sagte er zu seinem Sekretär, der hinter ihm stand, „ich dachte nicht daran, heute morgen etwas zu genießen. Gehe in meine Gemächer, meine Confitürendose zu holen und lasse Dir aus der Küche seiner Majestät einige Früchte geben.“

Er wollte sich mit dem Taschentuche die Stirn trocknen, als er wahrte, daß er keins in seiner Kleidung habe.

„Bringe mir ein Taschentuch mit,“ fügte er hinzu, „meine Leute haben heute schlecht für mich gesorgt, aber sie sind zu entschuldigen, da ich spät aufstand und sie so sehr beeilen mußte.“

\*) Das Lösungswort an jenem Tage war für die Soldaten, seltsam genug, St. Clément.

Die Diener, welche so kurze Zeit darauf schon um ihn trauerten, sollten noch in langen Jahren dieses letzten Wortes nachsichtiger Güte gedenken. Péricart entfernte sich; zu seinem Staunen fand er die Treppe von dem sonstigen Gefolge leer und bei seiner Rückkehr die Thür des Saales von einer Anzahl Bogenschützen besetzt, welche ihm den Eingang wehrten. Einer der Soldaten nahm ihm die Gegenstände ab, die er in den Händen hielt, um sie dem Herzoge zu übermitteln.

Auf das höchste erschreckt und von der Bewirklichkeit seiner Befürchtungen überzeugt, versuchte der Sekretär zu der Königin-Mutter zu bringen, sie anzusehen, ihren Einfluß für seinen Herrn zu verwenden; auch dort waren zwölf Schweizer postiert, die niemand aus- noch einließen. In der Voraussetzung, daß man seinen Gebieter verhaften würde, eilte Péricart in sein Zimmer, die in seinem Besitze befindlichen Papiere zu verbrennen, welche den Herzog bei dem Könige zu kompromittieren fähig waren. Er dachte an einen Prozeß, den man ihm machen könne, und wollte wenigstens die Beweise einer möglichen Schuld vernichten.

Von der großen Uhr des Schlosses schlug es acht, als in den Conseilssaal der Staatssekretär Révol trat.

„Monseigneur,“ sprach er zu dem Herzoge, „Se. Majestät befiehlt Euch, zu ihm zu kommen. Er ist in seinem alten Rabinet.“

Er zog sich hastig zurück; den Anwesenden kam es erst später in Erinnerung, daß Révol bei der Meldung totenbleich gewesen.

Heinrich Guise hatte wenige Minuten zuvor die gewünschten Confitüren, einige getrocknete Früchte erhalten. Er nahm noch zwei bis drei zu sich und die übrigen in die goldene Dose legend, die man ihm gebracht, erhob er sich, dem Befehle Folge zu leisten.

„Adieu, meine Herren,“ sagte er, den Versammelten zunicke.

Hut und Handschuh in der Hand, ging er in das königliche Schlafzimmer, welches er zu durchschreiten hatte, um in das sogenannte alte Rabinet zu gelangen. Mr. De Rambouillet, erster Quissier des Palastes, verschloß die Thür hinter ihm.

In dem Schlafgemache neben dem Kamin standen acht der Leibwächter des Königs, die aus der Schar der fünfundvierzig Auserlesenen, sich auf ihn zu stürzen. Der Herzog grüßte sie, als er ihrer ansichtig wurde. Es überraschte ihn kaum, daß sein Gruß finster und kalt erwidert wurde. Gleichmüthig näherte er sich der Thür des Rabinetes, die durch einen Sammetvorhang verhüllt war.

Die bestellten Mörder folgten ihm, wie aus Ehrerbietung, ohne daß jedoch einer von ihnen sich beeilte, vor ihm die Thür zu öffnen.

Heinrich Guise mußte dies endlich doch auffallen. Er wollte soeben die Portiére selbst hinwegschieben, einen fragenden Blick auf die Leibwächter werfend, als er sich heftig am linken Arme gepackt fühlte.

„Verräter, Du mußt sterben,“ ruft Eustache De Voignac aus. Sein Dolch trifft die Brust des Herzogs, der zurückweichend, nach dem Degen greifen will, sich zu verteidigen.

Doch es ist zu spät dazu. Auf das Beispiel ihres Anführers werfen sich die anderen mit ihren Dolchen auf ihn; von allen Seiten angegriffen, an beiden Armen von den Übrigen gehalten strebt Heinrich Guise vergebens, sich seiner Mörder zu erwehren.

„Zu Hilfe, meine Freunde, man tötet mich,“ ruft er; mit einer letzten Aufbietung seiner vollen Kraft gelingt es ihm, die ihn Haltenden bis an das entgegen-gesetzte Ende des Zimmers mit sich zu schleppen und sich von ihnen loszureißen. Jetzt schon rieselt das Blut in breiten Strömen aus seinem Halse, aus seiner Brust, aus den Wunden, die man ihm im Rücken beigebracht.

Mit erhobenen Armen, keine andere Waffe in der Hand, als seine goldene Constitüendose, steht er dem Anführer seiner Mörder, Loignac, gegenüber, der mit einem gewaltigen Schläge gegen seine Brust ihn zurückschlägt.

„Erlöser, erbarme Dich mein,“ flammelt die brechende Stimme des auf den Tod verwundeten Mannes. Langsam sinkt er gegen die Stufen des königlichen Bettes, mit seinem Blute den kostbaren Teppich färbend, der den Boden deckt.

Es herrscht einige Minuten tiefes Schweigen in dem Zimmer, das soeben jenen graufigen Kampf gesehen. Die Mörder, die ihr Werk vollendet haben, weichen zurück, sie wagen sich ihrem Opfer nicht noch einmal zu nähern, dessen Atemzüge schwächer und schwächer werdend, dennoch so eigentümlich durchdringend den Raum erfüllen. Und dann ist es still, ganz still in dem Gemache, — auch die Atemzüge drüben sind verstummt, nur das Blut rieselt noch unaufhaltsam aus den zahllosen Wunden, die weitgeöffneten, starren Augen scheinen jeden einzelnen der Mörder anzuschauen.

„Ist er tot?“

Die Frage tönt durch das Gemach; wer sprach sie aus?

Loignac fährt empor. Es ist der König, der, von dem Vorhange halb verborgen, in der Thür seines neuen Cabinets steht.

„Sire,“ sagt der Capitain, sich fassend, „hier ist Euer Feind, zu Euren Füßen Euch um Verzeihung zu flehen.“

Heinrich III. näherte sich seinem jetzt endlich besiegten Gegner, ihn lange und unverwandt betrachtend.

„Mein Gott, wie groß er ist!“ sprach er gedankenvoll, „fast erscheint er im Tode größer noch, als im Leben.“

Es wäre schwer zu unterscheiden gewesen, welche Größe der König mit seinen Worten meinte, als er jetzt vor ihm stand, der in vergangenen Tagen so oft seinen mächtigen Willen ihm aufgezwungen und der noch im Tode ihn zu bedrohen vermochte, durch die Gewalt des Hasses und der Rache, welche aus dem eben vergossenen Blute emportrieb, ihm das gleiche Schicksal zu bereiten, der sich heut am Ziele seines Strebens glaubte.

Vielleicht dachte Heinrich nicht daran, daß ihn eine Vergeltung für seine That ereilen könnte, als

er mit einem Gefühle der Befreiung sich abwandte, um zu seiner Mutter sich zu begeben und ihr das Geschehene mitzuteilen.

„Wir sind von heut an nicht mehr zwei, die sich in die Herrschaft teilen,“ sagte er triumphierend zu der kranken Königin. „Wünscht mir Glück, meine Mutter, ich bin wieder König meines Landes geworden; der König von Paris ist tot.“

Katharina, welche schon seit längerer Zeit sich von dem Vertrauen ihres Sohnes ausgeschlossen sah, war über den letzten Plan des Königs ebenfalls nicht unterrichtet worden. Heinrich kannte ihre Sympathie für die Guisen, die sie in den letzten Jahren mehr als je begünstigt, er hätte von ihr eine ernste Mißbilligung oder Verrat erwarten müssen.

Sie war auch jetzt weit entfernt, ihm die Glückwünsche auszusprechen, die er begehrte; bleich vor Schrecken richtete sie sich empor.

„Mein Sohn,“ rief sie tief betroffen, „Ihr habt den Herzog von Guise ermorden lassen? Seid Ihr Euch auch der Folgen klar bewußt, die eine solche Handlungsweise für Euch selbst nach sich ziehen kann? Es hat keinen großen Wert, sich eines einzigen Unterthanen zu entledigen, wenn man die anderen nicht auch unterwerfen kann. Gott möge es geben, daß Ihr nicht König von nichts geworden seid. Eilt Euch, der Städte Euch zu versichern, die zu dem Verstorbenen hielten und versäumt nicht, den Legaten des heiligen Vaters zu benachrichtigen.“

Der Rat war nicht zu verwerfen. Heinrich, in der Freude über seinen ruhmlosen Sieg etwas ernüchtert, ging hinweg, die nötigen Befehle zu erteilen, doch zugleich auch die Cardinäle von Bourbon, von Guise, den Erzbischof von Lyon und die zu Blois weilenden Anverwandten des Herzogs verhaften zu lassen.

Louis, Cardinal von Guise, hatte sich im Gespräche mit den übrigen Prälaten befunden, als aus dem anstoßenden Gemache der Lärm des Kampfes zwischen dem Herzoge und seinen Mördern zu ihm drang.

„Was geschieht dort? Man ermordet meinen Bruder,“ rief er entsetzt, sich gegen die geschlossene Thür stürzend. D'Espignac wollte ihm folgen, doch der Marschall d'Alumont, mit gezogenem Degen, warf sich dazwischen.

„Keinen Schritt weiter,“ befahl er kurz und rauh. „Wer sich rührt, ist des Todes.“

„Unser Leben gehört Gott und dem Könige,“ antworteten beide Prälaten gefaßt, um sich ohne Widerstand als Gefangene an Capitain Larchant ausliefern zu lassen, der mit einem Teile der fünf- undvierzig die äußere Saalthür besetzt hielt.

Der Cardinal von Bourbon hatte sich, nachdem er von den Ereignissen des Morgens erfahren, zu der Königin-Mutter bringen lassen. Dieser klägliche Kronprätendent, der sich seit Jahren als das Werkzeug anderer willenlos benutzen ließ, kam seinen kindischen Jammer, seine Vorwürfe über die am wenigsten beteiligte Persönlichkeit auszuschütten, zitternd für sein Leben zu stehen, das von Katharina, gleich dem der Guisen, zum Schlachtopfer bestimmt sei.

\*) Croze. Les Guises, les Valois et Philipp II.

Niemand hörte auf ihn; als seine Wächter erkannten, daß es sich bei ihm nur um Klagen und Thränen handle, führten sie ihn in sein Gefängnis, aus dem er jedoch als vollkommen unschädlich sehr bald wieder entlassen wurde.

Während diese Scenen sich in den unteren Räumen des Schlosses abspielten, lag der Körper des Ermordeten noch immer auf der nämlichen Stelle, wohin er sterbend gesunken, ohne daß man irgend eine Anstalt gemacht hätte, ihn hinwegzutragen, oder eine Verfügung über den Leichnam zu treffen.

Man hatte auf Anordnung des Königs seine Kleider durchsucht, um sich zu überzeugen, ob er Schriftstücke bei sich führe, welche Aufschluß über eine beabsichtigte Verschwörung geben konnten, jedoch nichts von Bedeutung gefunden. Dann hatte man den Körper mit einem Teppich bedeckt und ein Kreuz, aus Stroh geformt, auf seine Brust gelegt.

Von den Höflichen, die ihn zu betrachten kamen, wagte Niemand ein Wort des Bedauerns zu äußern, nur der Kaplan des Königs, Mr. d'Urgouin, hatte den Mut in die Worte auszubrechen: „O, welch ein Unglück ist hier geschehen,“ und statt des Strohkreuzes seinen eigenen Rosenkranz auf die Brust des Todten zu legen, bevor er die Sterbegebete zu sprechen begann.

In der Frühe des nächsten Morgens fiel auf dem Korridor seines Gefängnisses unter den Streichen der Fünfundvierzig Louis von Guise als zweites Opfer der Rache des beleidigten Königs anheim.

Die Leichen der beiden Brüder übergab man den Flammen, um, als das Zerstörungswerk vollendet war, die Asche in die Fluten der Loire zu werfen.

Doch den treuen Dienern Heinrich Guises gelang es, einen Teil der teuren Reste dem gedrohten Schicksale zu entreißen. Sie wurden in einer eisernen Cassette verborgen nach Paris geschafft und später in der Jesuitenkirche zu Eu beigesetzt, deren Stifterin Katharina von Cleves war.

### Schlus-Kapitel.

Eustache de Loignac erhielt am Tage nach dem Tode des Herzogs von Guise die Nachricht, daß in dem Gasthose am Schloßhügel eine fremde Frau weile, aus deren irren Neben man entnehmen müsse, daß sie in irgend einer Beziehung zu ihm stände, ohne daß man erfahren könne, wer sie sei.

Er eilte hinab; eine finstere Ahnung sagte ihm, wer die Fremde sein müsse und weshalb sie gekommen.

Er hatte sich vorgesezt, sie mit den bittersten Vorwürfen zu überschütten, doch sie erkannte ihn nicht mehr, als er bei ihr eintrat. Sie saß am Fenster des Zimmers, in welchem sie Heinrich Guise erwartet hatte, und sang leise, abgebrochene Worte vor sich hin, Bruchstücke der Lieder, die er sie einst gelehrt, und zuweilen preßte sie die Hand gegen ihr Herz, als ob sie dort einen heftigen Schmerz empfände.

Die Wirtin erzählte Eustache, daß sie bei der

Runde von des Herzogs Ermordung in einen totenähnlichen Starrkrampf gefallen, der stundenlang gedauert habe und daß sie seitdem in dem nämlichen Zustande sei, in welchem er sie jetzt vor sich sähe.

„Sie hat ihn wohl geliebt, den hohen Herrn?“ fügte die redselige Wirtin hinzu. „Denn ich mußte noch vorgestern Abend ein Brieflein zu ihm tragen lassen und dann kam er selbst.“

Sie verstummte erschreckt vor dem Gesichtsausdrucke Eustaches.

„Ist sie Eure Schwester?“ fragte sie. „Ja, ja, dann hättet Ihr sie besser hüten sollen. Der selige Herzog war ein gar so schöner Mann und Zeit seines Lebens den Mädchen gefährlich.“

Eustache schob die Frau von der Thür hinweg. „Lasset mich mit ihr allein.“

Er wollte sich Angélique nähern, aber diese war bei dem Tone seiner Stimme in die entlegenste Ecke des Zimmers geflohen.

„Rühre mich nicht an,“ schrie sie auf, „Du hast ihn gemordet und ich, ich konnte ihn nicht retten.“

Sie fiel in Zuckungen zu Boden. Die Wirtin riß, trotz der Weisung Eustaches, die Thür wieder auf.

„Wollt Ihr sie umbringen?“ rief sie. „So seid doch wenigstens menschlich. Was geschehen ist, das ist doch einmal geschehen.“

Sie hob die in Krämpfen sich Windende empor, sie auf ihr Bett zu legen. Eustache starrte wilden Blickes auf die Unglückliche, die, um sich schlagend, seiner sich zu erwehren suchte, so oft er eine Bewegung in der Richtung machte, wo sie sich befand.

Er ging endlich hinweg, um in das Schloß zurückzukehren und von dem Könige sich als Gnade für den geleisteten Dienst auszubitten, mit einer der in das Land zu überbringenden Botschaften Blois verlassen zu dürfen. Sein Feind war tot und dennoch — er knirschte mit den Zähnen — war er der Unterlegene in diesem langen Kampfe gewesen.

Der Boden brannte unter seinen Füßen, die blutige That, zu der er sich herließ, erschien ihm wertlos geworden. Zwischen ihm und der Leiche des Ermordeten stand die Gestalt jener, die seine Gattin gewesen und die sein Feind ihm mit der letzten That seines Lebens geraubt.

Jahre lang nachher noch sah man durch die Straßen von Paris ein schönes, hugenottisches Weib irren, dessen Geist umnachtet war und dem die Vorübergehenden in mitleidiger Scheu auswichen, obgleich sie niemandem etwas zu Leide that. Sie fragte nur zuweilen einen der Begegnenden, ob König Heinrich bald seinen Einzug hielte und man deutete dies auf den Béarnier, der im Kampfe mit der Ligue sein Recht zu behaupten suchte.

Die Herzogin von Montpensier gewährte der Kranken Obdach und Pflege, und von Zeit zu Zeit kam aus dem Süden ein Ehepaar, das nach der Schwester Ergehen fragte, sie mit sich nehmen wollte.

Aber sie verfiel in Tobfucht, wenn man sie aus Paris zu entfernen suchte und die Herzogin bat die Fremden von ihrem Vorhaben abzustehen.

Sie nahm die Hand der armen Irren, wenn ihre schlimmsten Anfälle kamen und führte sie durch die

verlassenen Brunnengewächser ihres Palastes bis zu einem Bilde, das einen blendend schönen Jüngling in reicher Tracht darstellte.

Zu ihm schaute die Kranke dann auf, lange, lange, bis ihre Züge wieder ruhig wurden, ihre Lippen lächelten und sie endlich wieder ihre alten abgebrochenen Liebesworte sang.

Sie bemerkte es nie, daß ihre Beschützerin jedes Mal dabei weinte.

\* \* \*

Es wäre unmöglich gewesen, den Eindruck zu schildern, den der Mord der beiden Brüder von Guise, besonders des Herzogs, in dem ganzen Lande hervorbrachte. Eines Königs tragisches Ende hätte kein größeres Aufsehen, keinen allgemeineren Schmerz wachzurufen vermocht, als der Tod dieses Mannes, dem die Vorsehung neben anderen hervorragenden Gaben jene seltene und vielleicht kostbarste verliehen: sich die Herzen derer, die ihn kannten, mit dem unwiderstehlichen Zauber zu eigen zu machen, gegen den es keinen Widerstand und kein Auflehnen giebt.

Was es ist, das bei vereinzelt der Erdengeborenen diese Zaubermacht bewirkt, ist eines jener ewig ungelösten Rätsel, in welchen sich das Wesen aller Liebe offenbart, die, durch kein äußeres Verdienst erworben, als freies Geschenk gegeben wird.

Zu allen Zeiten tauchen in der Menschheit ungezählter Menge Erscheinungen auf, die jenes Übermaß der Liebe zu erwecken wußten, so unergründlich denen, die in der Ferne stehen, so überwältigend im Aufschwunge ihrer flammenden Begeisterung, daß auch der Zweifler von ihr fortgerissen wird, sobald er den gefeiten Kreis betritt.

Sei es ein Fürst, ein Kriegsheld, ein Dichter, ein begnadeter Künstler, ein feuriger Volksredner, — der in solcher Weise zum Idol Erhobene ist ein unumschränkter Herrscher in dem Reiche der tausend und abertausend glühenden Herzen, so daß selbst seine Irrtümer, seine Verfehlungen vor ihrem Richterstuhl in ein Nichts zerflattern, ja, gerne völlig hinweggeleugnet werden.

Ob er der Liebe würdig, die er überreich empfangen, der Thränen würdig, die bei seinem Sterben fließen, — wer vermöchte es zu entscheiden?

Sein Dasein auf dieser Erde war ein Glück, ein Frühlingstag für jene ruhelose, kämpfende Menschheit, die stets auf etwas hofft, etwas erwartet, das die Leere ihres Inneren mit dem Schein der Freude füllen soll, die Sehnsucht löschen, die, ein Klageruf nach dem verlorenen Paradiese, durch alle jene Seelen zittert, — dem fernen ewigen Gotte sie entgegenreibt, dessen Wort ihnen Frieden in Entfagung und Ergebung verheißt, dem irdischen Gotte, den sie selbst sich schaffen, im Wahn der Glückeshoffnung, die sich nie verwirklicht.

\* \* \*

Auch Heinrich Guise hatte durch keine ungewöhnlichen Thaten die tiefe Liebe sich erworben, die sich jetzt in der unsäglichen Trauer um ihn bei allen Schichten der Bevölkerung kund gab. Seine

Verdienste um sein Vaterland waren eher von zweifelhaftem Werte, da sein ganzes Streben dahin ging, eine Fortsetzung der Bürgerkriege herbeizuführen, welche Frankreich zersplittern konnten, da sie dem ländergierigen Könige von Spanien Gelegenheit zu neuen Erwerbungen gewährten.

Philipp hätte ihm so wenig, wie dem einfältigen Greise von Bourbon, den Thron gegönnt, nach welchem er selbst trachtete. Er beabsichtigte, wie einst sein Vater Karl dem Connétable gegenüber, auch Heinrich Guises offene Empörung nur als Hebel zu dem eigenen Gelingen zu benutzen und sich dann seiner auf irgend eine Weise zu entledigen.

Der von allen verlassene und mißachtete Heinrich von Valois handelte viel patriotischer, als sein großer Nebenbuhler, weil er diesen Intriguen Philipps stets entgegenarbeitete, die Hugonotten schonte und seinem Volke, soviel an ihm, den Frieden erhielt, — doch wie schwer, ja, fast unmöglich ist es das Vertrauen der Menge wieder zu gewinnen, das ob mit, oder ohne Schuld einmal verscherzt worden.

Das Volk von Frankreich begriff es nicht, daß sein Abgott, im Solde des fremden Königs stehend, mehr in seinem eigenen Interesse, als in dem des Landes wirke, — es begriff ebensowenig, daß ihr angestammter Herrscher das Aufwärtstreben eines Vasallen nicht bis zu dem Grade gestatten konnte, der seine eigenen Rechte verringerte, — es hielt sich an die Verleumdungen, die man über Heinrich III. seit Jahren mit Bedacht ausgestreut, an die Verirrungen, die er thatsächlich begangen, und fühlte sich verpflichtet, ihn zu hassen, wie es seinem Lieblinge in blindem Vertrauen anhing.

König Heinrich hatte daher auch von seinem blutigen Racheakte an den beiden Brüdern von Guise nicht den gewünschten Erfolg zu erwarten. Fast sein gesamtes Reich war von ihm abgefallen, die Stände, welche noch zu Blois weilten, beharrten, trotz des Verlustes ihres Oberhauptes, halsstarriger als je, auf ihren Forderungen, die festen Plätze des Reiches hatten sich ausnahmslos für die Ligue erklärt, an deren Spitze sich der Herzog von Mayenne gestellt.

Von Rom her drohte Heinrich die Excommunication, weil er einen Würdenträger der Kirche habe ermorden lassen und auf den Kanzeln von Paris predigte man als ein verdienstliches Werk den Tyrannenmord.

Der unglückliche Herrscher besaß nicht einen Beistand, nicht einen einzigen Verbündeten mehr. — Da erinnerte er in seiner höchsten Not sich, daß es in Frankreich noch einen Fürsten gäbe, der über eine selbständige Armee gebiete und der geneigt sein würde, ihm seinen Arm, sein Schwert zu leihen, weil beide einen gemeinsamen Feind zu bekämpfen hatten.

Dieser Fürst war der protestantische König von Navarra, den Heinrich, — er erkannte es — zu seinem eigenen Schutze vor den Verfolgungen der Ligue zu schützen getrachtet und so ereignete sich, was er vor Jahren für unmöglich gehalten haben würde: der einstige Herzog von Anjou, der Sieger in den Hugonottenkriegen, suchte Hilfe bei den Kettern, die er, durch den Willen seines mächtigen Unterthanen ge-

bunden, erst unlängst aus seinem ganzen Reiche zu vertilgen gelobt hatte.

Heinrich von Navarra zögerte nicht lange, das gebotene Bündniß anzunehmen. In ihm sowohl, als in Heinrich III. war das dynastische Bewußtsein besonders lebhaft ausgeprägt, das, allen früheren Streit vergeßend, in Zeiten der Gefahr den Thron des angestammten Hauses zu stützen sich verpflichtet fühlt.

Mit seiner kleinen, aber heldenmütigen Schar eilte er herbei, dem bedrohten Könige beizustehen. In Pleffis-Ves-Tours sahen sich die beiden Fürsten zum ersten Male als Freunde wieder, beide gleich bewegt, doch beide voll der nämlichen Zuversicht. Bald heftete sich auch der Sieg an die Fahnen des königlichen Heeres und wie das Beispiel des Erfolges seine unwiderstehliche Wirkung auf weitere Kreise übt, so fanden sich die zaudernden Scharen wieder ein, die sich bisher gescheut, mit Heinrich von Valois zu einem möglichen Untergange sich zu vereinen.

Der königstreue Adel führte seine Söldner dem Heere der beiden Fürsten zu, aus der Schweiz erschienen eine Anzahl kampfbereiter Truppen. Espéron kam aus der Picardie mit einer schnell gemorbenen Armee herbei, — es gab kein Hindernis mehr, jetzt mit einer Truppenmacht von 40,000 Mann gegen Paris zu ziehen, die rebellische Hauptstadt zu unterwerfen und zu züchtigen.

Doch Heinrich von Valois war es nicht beschieden, im letzten und vielleicht besten Aufschwunge seines Lebens den Sieg zu erleben, nach welchem sein Herz dürstete.

Die Aufreizungen gegen den König, welche, trotz der Gefahr des Augenblickes in der belagerten Stadt fortgesetzt wurden, entflammten einen Mönch, Namens Jacques Clément, den Königsmord auf sich zu nehmen, der Paris vor dem Verhängnis bewahrte, von den beiden Fürsten erobert zu werden. Die Herzogin von Montpensier, die bei dieser Vorstellung sich am Rande des Wahnsinns fühlte, hatte weder Geld noch Versprechungen gespart, eine geeignete Persönlichkeit aufzufinden, um die Welt von dem Tyrannen Heinrich zu erlösen. Sie scheute sich sogar nicht, den Sinn des fanatischen Clément mit Liebeswerben zu verwirren, um ihres Zieles sicher zu sein.

Der bethörte Mönch begab sich nach St. Cloud, wo Heinrich sein Lager aufgeschlagen hatte; ein Empfehlungsschreiben des Grafen von Brienne eröffnete ihm den Eingang zu den königlichen Gemächern. Heinrich, in der Meinung, wichtige Nachrichten aus Paris zu erhalten, ließ ihn vor sich kommen; während er die überreichten Briefe zu lesen begann, stieß ihm Jaques Clément ein vergiftetes Messer in die Brust, unter den Todesstreich, die ihn selbst gleich darauf von den Getreuen des Königs trafen, laut triumphierend, daß ihm sein Werk gelungen.

Noch lebte Heinrich III. achtzehn Stunden, nachdem er die tödliche Wunde empfangen, und noch blieb ihm die Kraft, vor den um sein Sterbelager versammelten Führern und Edelleuten seines Heeres Heinrich von Navarra zu seinem Nachfolger zu erklären, sie aufzufordern, ihm in Treue zu dienen und ihm den Thron erobern zu helfen.

Man gelobte es einstimmig und ohne Bedenken. Niemand erinnerte sich, daß es ein hugenottischer Fürst sei, dem man den Eid zu leisten habe; der König hatte längst dies Wort, auf seinen Verbündeten angewandt, nicht mehr hören wollen.\*) In seiner tiefsten Bedrängnis war er zu der Überzeugung gelangt, daß jeder ein Christ sei, der das Evangelium bekenne, und er hatte es ausgesprochen, daß keine Verschiedenheit der Form je wieder Anlaß zu einem Zwiespalt zwischen seinen Unterthanen geben solle.\*\*)

Doch jetzt, im Angesichte des Todes, während Heinrich von Navarra an seinem Schmerzenslager lag, gedachte der König, daß er seinem Nachfolger noch einen letzten Rat zu erteilen habe, um ihm das Erbe zu sichern, welches er ihm hinterließ, daß er dem einzigen Freunde, der ihn der höchsten Schmach entriß, diesen Rat vielleicht schulde, wie sehr auch Heinrich anfangs widerstreben werde.

Auf das Geheiß des Arztes hatten alle Anwesenden das Gemach verlassen. Der sterbende König war allein mit seinem Anverwandten. Seine fieberheiße Hand faßte nach der lebensvollen, warmen Heinrichs von Navarra.

„Ich habe Dir den Dank, den ich Dir schulde, in Gegenwart ihrer ausgesprochen, über welchen Du fortan zu stehen berufen,“ sagte er, „und ich will es nicht wiederholen, was Du bereits weißt, da ich nicht viele Zeit mehr zu meiner Verfügung habe. Ich lasse Dir neidlos ein großes Reich zum Erbe, ja, ich betrachte es, wie mein Bruder Karl, als eine Gnade des Himmels, daß mir kein unmündiger Sohn zurückbleibt, die Last der Krone auf sich zu nehmen. Du bist von anderem Schlage, als wir, Heinrich, die darunter erlagen, und Deine Hand ist stark, Dein froher Mut siegesgewiß genug, dieses unglückliche, in sich zerfallene Reich zusammenzuhalten, es vielleicht zur Bahn des Ruhmes zu führen. Doch wolle Dich nicht der Erkenntnis verschließen, daß auch Dein Mühen scheitern könne, wenn es Dir nicht gelingt, die feindlich sich widerstrebenden Elemente zu einem einzigen zu vereinen, deren Oberhaupt Du bist. Mein Vetter, Du wirst nie zum friedlichen Besitze Deiner Krone gelangen, wenn Du nicht in den Schoß der Kirche zurückkehrst, die Dir in Frankreich und Paris die mächtigste Stütze ist.“\*\*\*)

Heinrich von Navarra juckte zusammen. „Du versprachst mir, diesen Punkt nie wieder zwischen uns zu berühren,“ entgegnete er ernst.

„Ich versprach es, Heinrich, und ich hätte es gehalten, wäre ich am Leben geblieben,“ fuhr der König fort, „glaubst Du, daß ich jetzt, in wenigen Minuten wohl schon vor Gott berufen, nicht jeden Unterschied geringe achte, der, aus Menschenlehren entstanden, dem Worte der Verkündigung eine andere Deutung giebt? Ich sterbe als meiner Kirche getreuer Sohn, — Gott wolle es ihnen verzeihen, die mich je für einen Abtrünnigen gehalten, — fern liegt es mir, Dich befehlen zu wollen, doch nimm als

\*) Bekanntlich wurde der Name „Hugenott“ anfangs als Schmähwort gebraucht.

\*\*) Historisch.

\*\*\*) Bouillé, Histoire des Guises. Teil. III.

einen Rat der Klugheit es an, Dein Erbe Dir zu erhalten und schenke damit diesem armen, verblendeten Volke den Frieden."

Der König von Navarra senkte das Haupt. „Ich will dessen gedenken," sprach er gepreßt, „um jenes Volkes willen, dessen Schicksal Gott so unerwartet in meine Hände legte."

\* \* \*

Wenige Stunden später hatte Heinrich von Valois sein Leben ausgehaucht. Mit ihm erlosch eine Dynastie, welche im Zeitraume von zweihunderteinundsechzig Jahren Frankreich dreizehn Könige gegeben\*) und jetzt dem neuen Zweige von Bourbon Platz machen sollte, dessen erster Vertreter Heinrich von Navarra war.

\*) Der erste Herrscher aus dem Hause Valois war Philipp VI. 1328 -- 1350.

Noch freilich wurde der König von nur einem Teile der Bevölkerung anerkannt, noch gab es viele im Lande, denen jeder andere Herrscher, als der protestantische Heinrich, lieber gewesen wäre, und wirklich wurde der alte Cardinal von Bourbon unter dem Namen Karl X. für eine kurze Zeit als König proklamiert.

Aber Heinrich, den man jetzt den Vierten nannte, war kein Gegner, der sich so leicht zurückwerfen ließ. Er besaß von seinem endlichen Gelingen eine tiefe und unumstößliche Überzeugung, er nannte seine wahren Verbündeten Gott und sein gutes Recht.

Und diese Verbündeten waren stark genug ihn von Sieg zu Siege zu führen, nach schweren Kämpfen ihm die Krone zu geben und Frankreich seinen besten König.

E n d e.

## Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

### Auferstehen.

Von einer Siebzigjährigen.

Der Lenz ist gekommen mit Maiengrün,  
Um mit Lerchengesang dann fortzuzieh'n  
so schnell:

Er pflanzte in Eile die Veilchen blau,  
Bergikmeinnicht auf grünender Au  
am Quell.

Der Sommer wird kommen mit Rosenpracht  
Mit dem Liebeszauber der Julinacht  
so heiß:

Dann kreuzen die Blitze, der Donner hallt,  
Nur selten noch singt ein Vöglein im Wald  
ganz leif'.

Dann nahet der Herbst sich mit reichem Gut,  
Mit Ähren und feurigem Traubenblut  
so rot:

Mit heulenden Stürmen auf hoher See,  
Mit Hoffen und Zagen, mit Freud' und Weh —  
und Tod.

Hell funkeln die Sterne im tiefen Blau,  
Im Schnee gehüllt liegen Wälder und Au  
so weiß:

Wenn mit mächtigem Arm die schöne Welt  
Erstarrender Winter umfangen hält  
im Eis.

Im stetigen Kreislauf, in wilder Hast  
Verfolgen die vier sich ohn' Ruhe und Raft  
durch's Jahr:

Was einer tötet, der andere belebt,  
Daß alles sich wieder aufs Neue erhebt,  
was war.

Sei getrost drum zagendes Menschenherz,  
Fühlst Du nah'n der Vernichtung bitterm Schmerz  
und Weh:

Was auch tot in die tiefste Gruft gelegt,  
Alles strebt, alles kommt, wenn der Lenz sich regt  
zur Höh'!

S. E. N.

### Die Inselkönigin.

Eine Erziehungsgeschichte von Oskar Linke.

An der Nordküste der Insel Chios, inmitten seiner herrlich gelegenen Weinberge, wohnte ein junger philosophischer Sonderling, Namens Dienor.

Eines Sommermorgens ging er am Strande entlang, den Oberleib umhüllt vom weißen Chiton, barhaupt und die Sandalen unter den Füßen; da wollte er kaum seinen Blicken trauen, wie er sie über die blaue See in nordöstlicher Richtung entsandte, nach der Gegend des kleinen Felsenlandes Psara: zwischen ihm und dem weit größeren Chios, unfern vom eigenen Besitze, hatte sich plötzlich ein Inselchen eingeschoben, gleichsam über Nacht aus dem Dunkel des unfruchtbar gescholtenen Meeres getaucht, wie eine Seelilie; jetzt lag es da auf den blauen Wogen der ägäischen See wie eine schimmernde Perle, jetzt lächelte es gleich einem dunklen Auge zum Äther hinan.

Dienor wurde sogleich von dem zunächstliegenden Gedanken erfaßt: mit einem Pfahl und schwarzen Farbstoff ausgerüstet, fuhr er zum neuen Strand hinüber. Hier steckte er den Pfahl in den Boden und malte einige Worte darauf, wonach dieses bisher nimmer gesehene, noch unbewohnte Eiland ihm gehörte, als erstem Entdecker, glücklichem Finder, der die Insel gewissermaßen zuerst aus den zwar unsichtbaren, aber eigenen Händen des Jems oder vielmehr des Poseidon empfangen hätte.

Mit prüfenden Augen untersuchte er lange den Boden der Insel; er jauchzte; denn noch besser als die heimatische Erde, schon berühmt wegen ihres trefflichen Weines, schien ihm dies Eiland zum Weinbau geeignet.

Darauf kehrte er nach Chios zurück. Nachdem er der

obersten Behörde seinen Fund mitgeteilt hatte, wurde ihm ohne Widerrede die Aneignung der Insel für sich und seine Nachkommen auf ewige Zeiten zugesprochen.

Unser jugendlicher Philosoph — so hörte er sich am liebsten nennen, obwohl er eigentlich in dieser Weisheit nichts leistete, sondern nur verfolgte, was die Weisen dachten und den Papyrosrollen anvertrauten — Wienor also begab sich nun mit einer Schar Sklaven hinüber.

Inmitten des neuen Eilandes, das nach dem Innern zu von allen Seiten gleichmäßig sanft anstieg, wurde zunächst ein Landhaus errichtet für den neuen Herrn; denn hier beschloß er von nun ab zu leben, wie ein König in vergangenen Tagen; hier wollte er sterben, wenn auch zunächst noch für einige Olympiaden sich des goldenen Lichtes erfreuen.

Wege wurden sodann gebaut, Weinstöcke gepflanzt und sonstige Baulichkeiten für die Sklaven und ihre Arbeit errichtet. Ehe zehn Jahre verfloßen waren, lachte die Insel so blühend in ihrem dunkeläugigen Traubenschmucke, mit ihren gleich einem Dache Schatten gewährenden Pinien und silberglänzenden Oliven, daß wohl niemand geahnt hätte, wie jung sie noch war.

Das Glück des Besitzers wurde erhöht, als ihm nach jahrelanger kinderloser Ehe sein Weib ein blühendes Töchterlein schenkte, eine Freude, die aber sogleich bitter vergällt wurde: mit dem Leben des Kindes war der Tod der Mutter verknüpft.

War es nun der Schmerz über das Hinscheiden der Gattin — denn, seinen jonischen Stammesgenossen entgegen, war er seinem Weibe innig zugethan, pflegte er nichts zu thun, ohne sie vorher zu fragen — oder war es eine in ihm seit Jahren wühlende heimliche Krankheit, für welche die Ärzte weder Namen noch Mittel wußten: genug, Wienor fühlte das Nahen der grausamen Stunde, wo auch er das schöne Licht wieder verlassen sollte und hinabsteigen an den kalten Strand des traurigen Hades.

Er hatte noch eben Zeit, sein Vermächtnis aufsetzen zu lassen und zu unterschreiben. Dann schloß er die Augen. Das einjährige Töchterlein empfand noch nichts, als ihm die Amme den lieben, verblühten Vater zeigte, wie er im Peristyl auf erhöhtem Ruhepfuhl gleich einem selig Schlummernden dalag, von duftenden Blumen bedeckt und umgeben und anderen Andenken, wie sie die Freundschaft einem Verstorbenern mit in die dunkle Erde hinabzugeben pflegt.

Das Kind vergoß noch keine Thränen, als die ersten Sklaven des Hauses den schön Geschmückten in einen Thonjarg legten samt den Blumen und Erinnerungspfändern, den Sarkophag schlossen und ihn hinaustrugen zur höchsten Stelle des Eilandes, wo Wienor seinem letzten Willen gemäß unter dem Grabtempel neben seinem geliebten Weibe dereinst eine Ruhestätte finden wollte.

Weithin leuchtete die von weißem Marmor sich abhebende Grabinschrift in Gold, die Wienor für sich und sein Weib einst in müßiger Stunde verfaßt hatte, und die manchem bedeutsam, vielen unverständlich, den meisten überspannt vorkam:

Was an uns Sterbliches war, in engen und zierlichen Urnen  
Ward es gesammelt, indes leuchtend, verzitternd ins AU,  
Schwebte der ewige, göttliche Geist zur Wiege des Äthers —  
Während Du still hier siehst, Wanderer, atmest Du ihn!

Befremdlich erklang der Inhalt des Vermächtnisses. Das neuerstandene Eiland schenkte er fünf mit seinem Tode freizulassenden Sklaven, die er als treueste und thätigste erprobt hatte, selber alle verheiratet, aber unter der Bedingung, daß

sie seine Tochter bis zu vollendetem zehntem Lebensjahre bei sich behalten und aufziehen sollten, derartig, daß sie stets die Hälfte des Jahres im Hause eines der fünf Freigelassenen blieb. So lange das Kind lebte, sollte ihm die Insel gehören, jene hatten nur einen unbedeutenden jährlichen Zins zu zahlen; stürbe es, so sollte das Eiland einem Verwandten in Chios zufallen; der mußte sich verpflichten, jedem der fünf je fünf Talente auszusahlen, widrigenfalls sie die Insel behielten; hätte aber das Kind das zehnte Jahr erreicht, sollte es zu jenem Verwandten kommen, um dort wie andere jonische Mädchen erzogen zu werden.

Noch manches Ähnliche stand in dem seltsamen Vermächtnis. Den Philosophen hatte zu dieser sonderbaren Heranbildung die Beobachtung bewogen, daß Kinder armer und bescheidener Leute eine bessere Herzenserziehung genossen und weniger frühzeitig verbürben unter dem Hauche des Stolzes und hochfahrenden Dünkels, der den Besitz des Goldes umatmet; eine Beobachtung, die zugleich beweist, daß Wienor insofern ein Sonderling war, als er vielleicht unter den zahllosen Augen der Himmelssterne besser Bescheid wußte, denn unter den minder vielen Augen der Menschen, die er alltäglich um sich sah. Auch rechnete er wohl auf die grenzenlose Dankbarkeit der fünf Sklaven, die durch ihn auf so wahrhaft königliche Weise beglückt worden waren.

Und diese jubelten, als sie den Inhalt vernahmen; auf den Händen wollten sie das liebreizende Wesen tragen, wie sie gelobten. Doch Chronos ist ein gedächtnischwacher Greis. Was er heute thut, hat er morgen vergessen; und dies ist wohl einer der wichtigsten Gründe, wenn nicht der einzige, warum ihm sein Sohn Zeus das Scepter nahm, denn der konnte es nicht länger ertragen, daß im Laufe der Jahre aus lauterster Güte schreiendes Unrecht erwuchs . . .

Wie ein Schatten war längst der Gebieter vergessen. Wenn einmal einer der Sklaven zu dem auf einsamer Höhe ragenden, im Sonnenglanzdust leuchtenden Marmorgrabtempel hinaufkam und die geheimnisvoll bedeutsame Inschrift las, dann überfiel ihn wohl unbewußt ein Schrecken, und er sah sich bestürzt um. Doch Wienor hatte sich auch in der Beziehung geirrt; denn stumpfsinnig lächelnd fragte der einstige Sklave:

„Ich fühle nichts von diesem Oden! Was soll das jagen? Wollte er uns damit erschrecken, als wenn er unsterblich sein könnte, uns sein Schatten noch manchmal bejuchen? Pah, ist die Lampe niedergebrannt, ist auch das Öl geschwunden. Und was gleicht einer Lampe ohne Öl? Der menschliche Leichnam. Die Toten sind weniger als Schatten und Rauch — nichts und nimmer zu fürchten!“

Schon hatte das Kind einige Male seine Pflegeeltern gewechselt. Wohl schüttelten einige Frauen der Freigelassenen die Köpfe und meinten, auf diese Weise käme es gar nicht zu dem Empfinden, Eltern zu haben; keine Liebe und Anhänglichkeit zu zwei bestimmten Wesen würde in ihm erweckt werden. Zumal die jüngste der Frauen, selbst noch kinderlos, wollte es bei sich behalten, ohne besonderen Lohn und Dank zu beanspruchen. Doch da kamen die schlauen Männer und sagten, die Bestimmungen des Vermächtnisses müßten erfüllt werden; ob sie von menschlicher Thorheit zeugten oder nicht, ginge sie nichts an; sie selber hätten sich nur zu hüten, daß ihnen kein Verwandter des Wienor die augenblickliche Nutznießung des Eilandes streitig machen könnte durch den Beweis, sie hätten den Willen des Verstorbenern nicht ausgeführt.

Inzwischen gestaltete sich die Lage der Insel blühend

und blühender; reichlicher wurde mit jedem Herbst die Wein-  
ernte; der Wein war so feurriger Art, daß er den griechischen  
noch übertraf; Kaufleute bezahlten ihnen oft schon mit großen  
Summen die Weinstöcke, ehe diese noch angefest hatten.

Und die Menschen des Eilandes merkten bald, daß sich  
ihnen jährlich die Fülle des blinkenden Silbers vermehrte.  
Da stellte sich auch bei ihnen die unselige Habsucht, die  
nimmer zu stillende Gier nach mehr ein.

Da die meisten schon einige Ständer im Hause hatten,  
wurde die kleine Inselkönigin, wie sie der Vater einst scherzend  
genannt hatte, bald nur noch angesehen wie ein überflüssiges  
Anhängsel oder gar als heimlich drückende Last. Kam doch  
den Eltern bei einer Vergleichung dieses zarten Wesens mit  
den eigenen Sprossen der Gedanke, den sie trotz wachsenden  
Hochmuts wenigstens aus ihren Herzen nicht verdrängen  
konnten, daß dieses Mädchen noch immer etwas Vornehmes,  
Höheres bliebe.

Thörichte Weisheit des Menor, der sein reiches Kind,  
nachdem es zuerst wie eine thönerne Puppe von Hand zu  
Hand gegangen war, nun zum Schicksal und Empfindungs-  
leben einer armen Waise herabdrückte!

Jeder freute sich, wann die sechs Monate vorüber waren,  
wann er das kleine Wesen wieder weiterchieben konnte.

So war die kleine Eirene acht Jahre alt geworden.  
Eine wahrhafte Erziehung in Bezug auf Entfaltung der  
weiblichen Seelentugenden hatte sie nicht erhalten. Das Kind  
war nur in dem Gefühl bestärkt worden, unter dem blauen  
Himmel, auf der weiten Erde elternlos und hilfeberaubt da-  
zustehen, nirgendwo durch seine Nähe zwei Menschenherzen  
erfreuend.

Das Traurigste war: es erfuhr nichts von seinem Reich-  
tum, es wurde sich nicht bewußt, daß ihm die Insel gehöre.  
Fremd dachte es sich unter den anderen Kindern, die nicht  
gern mit ihm verkehrten, vor ihm Scheu empfanden wie vor  
einem höheren Wesen. Bald erhielt es auch Strafreden und  
Schläge für begangene unbedeutende Fehler, die eine Mutter  
am eigenen Kinde nur mit einem Kusse bestraft hätte. So  
schnell wurde das Vermächtnis vergessen. Faul, eigensinnig,  
übermütig und stolz wurde das Mädchen genannt.

Kam einmal der Verwandte aus Chios, um nachzusehen,  
ob das Kind vielleicht schon gestorben wäre, so wurde dafür  
gesorgt, daß Eirene wie ein abgerichteter Star fagen mußte,  
was man ihr eingelernt hatte: sie wäre zufrieden, fühlte sich  
wie eine „kleine Göttin“ und möchte so einen Tag wie den  
anderen hinleben.

Das kleine Wesen weinte oftmals, es mußte seine Thränen  
verbergen, um nicht den Ausbruch neuer Noheiten zu fürchten,  
die mit dem Namen Strenge, Gerechtigkeit, Erziehung belegt  
wurden; neue Noheiten dieser gefühllosen Menschen, die in  
schier jagender Habsucht nur an die Füllung ihrer Truhen  
dachten, ohne Sinn dafür, das leicht Gewonnene schön und  
götterdankenden Sinnes zu genießen.

Wohl waren sie emsig gleich Bienen, sie kannten kein  
himmlisch beseligendes Ausruhen; eine Mühsal war ihnen  
das Leben und tägliche Schaffen; doch gern ertrugen sie  
diese Mühsal — sie waren eben geborene Sklaven. Oder  
beganng schon die leise nahende Strafe des Gottes, die ihren  
Segen mit Unfruchtbarkeit des Geistes lohnte, so daß sie, je  
mehr des Silbers ihnen zuströmte, desto mehr den Tieren  
ähnlich wurden, welche etwas thun müssen? Wie die Bienen  
honig sammeln müssen, weil sie nicht anders können?

Und der jüdische Himmel schien über ihren Häuptern,

beleuchtete auch ihre Stirnen; aber nur Schweiß erzeugte er  
auf diesen Stirnen, er stieg nicht in die Tiefe der ver-  
dunkelten und verhärteten Seelen, um hier lebenerzeugenden  
Widerschein zu wecken.

Da führte der himmlische Zufall das arme reiche Kind  
eines Tages zu der Höhe des Eilandes, wo das marmorne  
Grabgebäude der Eltern ragte. Eirene empfand schon, was  
sie verloren hatte. Einsam und sich selber überlassen, vergoß  
sie hier Thränen, die nimmer aufhören wollten. Sie blickte  
zum blauen, heiterstrahlenden Aether, wo, wie sie vernommen  
hatte, in goldglänzender Halle die Olympischen thronen, deren  
Augen so weit sahen, daß sie alles Unrecht auf Erden er-  
schaute. Die rosigen Händchen aufwärts streckend, sprach  
das liebe Wesen:

„Lieber Vater Zeus, was habe ich gethan, daß diese  
bösen Menschen mir so viel Leides anthun? Wie gerne möchte  
ich hinaufkommen zu Dir und o, noch viel lieber wohnen bei  
den Eltern da brunten!“

Und siehe da, kaum waren diese Wunschworte den kindlich  
stammelnden Lippen entflohen, als sich plötzlich der Himmel  
in ein tiefes schwarzes Gewand hüllte; ein furchtbares unter-  
irdisches Brausen und Rollen, Knattern und Donnern erscholl.  
In dem dumpfen, übergewaltigen Krachen, Rasseln und  
Poltern verhallte der Menschenstimmen entseztlicher Angst-  
schrei, schmerzvolles Klagegeheul; tiefste Nacht verhüllte die  
grausigen Schreckensbilder.

Nur wenige Augenblicke dauerte die gewaltige Er-  
schütterung. Als klar und geruhigen Glanzes Helios wieder  
am blauen Himmel entlangzog, war von dem kleinen Eiland  
nichts mehr zu schauen: Wie eine Blume war es mit allem,  
was auf ihm stand, blühte und lebte, hinabgetaucht in die  
falte, stille Meeresnacht.

Fischer jedoch, die in späteren Tagen von Chios aus  
über die See hinfuhren, wo einst das zauberhaft blühende  
Inselchen aufragte, wollen oft gesehen haben, wie aus dem  
Meeresgrunde gleich einem silberglänzenden Monde ein dank-  
bar lächelndes Kinderantlitz heraufleuchtete. Leise dazu aber,  
wie aus himmelweiten Fernen schallend, wäre eine Stimme  
gehört worden, die ungefähr dieses gesungen hätte:

Fürchtet die Götter droben im Lichte!  
Wißt, ihr blöden, erbegebildeten,  
Sterblichen Schatten:  
Stieß die gewaltigste Wotin der Götter,  
Menschlichen Sinnen nimmer ergreifbar,  
Bleibt euch die Lyche!  
Wie die Wolke trägt im Wulken  
Heil und Unheil, zieht sie rauschend  
Hoch in den Lüften —  
Fürchtet, ihr blöden, tierblichen Schatten,  
Fürchtet und ehrt immer im Zufall —  
Das göttliche Walten des Schicksals!

## Bergandacht in Tyrol.

Von Karl Schneider.

Wir waren frisch bergan gewandert,  
Mein junger Kamerad und ich,  
Indes schon trüb am Bergegrande  
Die abendliche Sonne schlich.

Wir aber sahen nicht die Bleiche:  
In sinnendem Gespräche war  
Versezt der Blick in andere Reiche  
Mir und dem trefflichen Schofar.



Des großen Rätsels wir gedachten,  
 Des keiner je die Lösung bot,  
 Der Schatten, die uns stets unnachten,  
 Des Rätsels von Geburt und Tod.

Und stehen waren wir geblieben  
 Vor aller Weisheit letztem Ziel:  
 Daß toller Abergwitz das Leben  
 Und nur der Tod kein Puppenspiel.

Küßl fröstelnd sah'n wir, gramverloren,  
 Wie Port um Port des Lebens flieht —  
 Küßl fröstelnd strich uns um die Ohren  
 Des Nachwinds weltentrückend Lieb.

Da, wie uns hebte noch die Lippe,  
 Von heiliger Ehrfurcht Hauch umweht,  
 Kniet andachtsvoll mit seiner Sippe  
 Der Hauswirt nieder zum Gebet.

Die Worte abgerissen schallten,  
 Eintönig Klang die Litanei;  
 Wie besseren Geistes Kunde wallten  
 Sie unserm Geiste fremd vorbei.

Gern hätt' auch ich das Knie gebogen  
 Dem geistlebendigen Herrn der Welt;  
 Was auch die trotzigen Lippen logen —  
 Mir ist ein Fluch durchs Herz gegellt.

Die herzenskalt uns und verdrossen  
 Entfernt des Daseins reiner Spur,  
 Der Andacht heiliges Thor verschlossen,  
 Wie haß' ich, haß' ich dich, Kultur!

## Das Gedächtnis und seine Pflege.

Von Gustav Raab.

### I.

Ein gutes Gedächtnis ist die Schatzkammer des Geistes; niemand kann es entbehren, und am wenigsten Redner, Schauspieler, Gelehrte und Staatsmänner. Es ist erstaunlich, was vermittelt des Gedächtnisses einzelne leisteten und noch leisten, und die Belege dazu sind nicht knapp. Manche haben die Bibel auswendig gewußt, andere verschiedene Schriftsteller, noch andere vermochten eine große Anzahl zusammenhangsloser Wörter vorwärts und rückwärts aufzusagen, in welchem Stück es ein Corse sogar auf 36 000 Wörter brachte, die er übrigens noch nach Jahren wiederholen konnte. Mozart behielt nach einmaligem Anhören das Requiem in der Sixtinischen Kapelle; Friedrich der Große hatte einen Offizier, der die Namen von mehreren hundert Soldaten schon nach erster Nennung ohne Anstoß sofort wiederholen konnte; vom Kardinal du Perron, unter Heinrich IV. von Frankreich, wird erzählt, er hätte ohne Anstoß zweihundert Verse eines ihm vorgelesenen neuen Gedichts aufgesagt; Seneca wiederholte zweitausend ihm angegebene Wörter ebenfalls und dazu in umgekehrter Reihenfolge zweihundert ihm von einem Schüler aufgegebene Verse. Diese Beispiele unter so vielen mögen genügen, um nahezuzeigen, von welcher Kraft und von welchem Umfange das Gedächtnis unter günstigen Umständen sein kann.

Wo nun wohl der Sitz des Gedächtnisses sein mag? Eine bestimmte Antwort läßt sich auf diese Frage nicht geben, und zwar um so weniger, als bis auf den heutigen

Tag die in Bezug hierauf grübelnden Gelehrten und Forscher darüber nicht einig sind. Während die eine Ansicht dahin geht, es sei eine Thätigkeit des Hinterkopfes, erkennt sie die andere dem Vorderkopfe zu, unter Hinweis auf den Umstand, daß man unwillkürlich die Hand an die Stirn zu legen pflegt, wenn man sich auf etwas besinnen will. Der berühmte Phrenologe Joh. Jos. Gall (geb. 1758 zu Tiefenbrunn in Württemberg), der Schöpfer der sogenannten Schädellehre, wies dem Gedächtnis in seinen verschiedenen Eigenschaften und Richtungen keine in sich begrenzte Rolle zu und entschied sich für so viele Örtlichkeiten, als das Gedächtnis Abarten hat. Deren sind, was überhaupt als allgemein ausgemacht gilt, und wovon jeder sowohl bei sich selbst, als auch bei verschiedenen Menschen die nötige Wahrnehmung machen kann, in der Hauptsache das Wort- (Sach-), Personen-, Zahlen- und Ortsgedächtnis. Eins derselben pflegt jedoch das vorherrschende zu sein, dagegen die übrigen sich nicht so kräftig und aufnahmefähig erweisen; demnach Leute, die mühelos Zahlen behalten und mit ihnen zum Verblüffen operieren können, für andere Dinge eine geringere Fähigkeit an den Tag legen, und die mit einem Wortgedächtnisse ausgestatteten Personen in Sprachen Hochachtung abnötigen, während sie es im Rechnen und in Geschichtszahlen nur unter Anstrengung zu etwas bringen, wozu der hochgelehrte Ph. Melancthon ein Beispiel liefert. So ähnlich verhält es sich auch mit denjenigen, die stark sind im Behalten von Vorkonnummen oder von Ortschaften oder Namen oder Personen. Der Schöpfer hat also die Gaben verschieden ausgeteilt, und es ist daher ungerechtfertigt, wenn einzelne Eltern ihre Kinder rauh behandeln, wenn diese in manchen Fächern trotz angewandten Fleißes hinter ihren Mitschülern zurückbleiben. Verständige Lehrer lassen übrigens Nachsicht walten, und das wird man auch gewahr bei Versetzungen und Abgangsprüfungen, wo auf den Ausgleich in den Nummern Bedacht genommen wird, demnach eine schwache Nummer, z. B. im Rechnen oder im Deutschen nicht leicht zurückhält beim Vorhandensein anderer günstiger Nummern. Die verschiedene Beschaffenheit des Gedächtnisses hat auch der große Königsberger Philosoph Kant zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht, und er äußert sich: wer eins von diesen Talenten hat, pflegt das andre nicht zu besitzen. Sodann unterscheidet sich nach seiner Ansicht das Gedächtnis darin, daß man etwas schnell erfasse, es lange behalte und sich dessen sogleich wieder erinnere. Also wohlgemerkt! auch bei jeder Gedächtnisrichtung wieder Unterschiede oder vielmehr Unvollkommenheiten. Schnelle Eindrücke können sich leicht verflüchtigen, und das besagt auch schon eine Redensart; und wenn dem nun auch nicht immer so ist, so kommt es andererseits vor, daß man sich auf irgend etwas nur schwer oder gar nicht zu besinnen vermag. Gerade das Unvermögen des Besinnens ist einer der am meisten empfundenen Fehler des Gedächtnisses oder im engeren Sinne des Erinnerungsvermögens, dieses Vermögens, welches, veranschaulicht ausgedrückt, der Faden zum Zurückfinden ist. Das Erinnerungsvermögen schafft Anhalte und Brücken; es sichert durch die Überleitungen die Wiederherstellung früherer Eindrücke, somit es als ein Hebel oder als ein Wecker des eigentlichen Gedächtnisses gelten kann. Redner z. B. wissen solche Anhaltepunkte sehr zu schätzen, und von einem wird erzählt, er hätte sich vor seinem Erheben sogar künstliche geschaffen, indem er seine Gedanken mit Säulen, Persönlichkeiten und irgend welchen Dingen im Saale in symbolischen Zusammenhang brachte.

Zu all den erwähnten Unterschiedlichkeiten gesellt sich noch ein anderes Moment. Manche Menschen können ungemein hurtig und dabei oft so gut wie absichtslos auffassen, wogegen sich andere erst nach und nach eine Sache gedächtnismäßig anzueignen vermögen, daher man von einem schnellen und einem langsamem Gedächtnis spricht, deren jedes wieder auf das persönliche Temperament zurückzuführen ist. Sanguiniker fassen ungleich eher und leichter auf, aber sie pflegen auch schneller zu vergessen, eben weil sie zufolge ihrer Erregbarkeit nur zu sehr allerlei Wahrnehmungen ausgesetzt sind, und die eine die andere verdrängt oder auch verwirrt; Phlegmatiker hingegen kümmern sich eigentlich nur um gerade Nötiges und kehren zugleich ein ruhiges und besonnenes Wesen heraus, daher die verhältnismäßig wenigen Eindrücke sich gegenseitig nicht stören und Zeit haben, zu dauernden zu werden. Hierin liegt denn auch der Schlüssel zu der Wahrnehmung, daß manche Personen letzterer Art auf Schulen oder anderswo sich schließlich doch als tüchtiger und brauchbarer erweisen, als jene. Denn „man weiß nur so viel, als wir im Gedächtnis behalten; im Gedächtnis besteht das eigentliche Wissen.“ Der klar gewordene mathematische Lehrsatz wird Gedächtnisfrage, die erläuterte Sprachregel gleichfalls, und mit den verschiedenen anderen Dingen verhält es sich ebenso, so daß man neu Hinzutretendes lediglich mit Gedächtniswerk angreift, natürlich, wie es nicht anders sein kann, unter Hinzuziehung eines anderen geistigen Faktors, des Verstandes nämlich; das Gedächtnis liefert Material, es ist das Handwerkszeug für den leitenden und schaffenden Verstand.

(Schluß folgt.)

## Sied.

Von Alfred Pollak.

Beim Eichenbaum, stolz und dichtbelaubt,  
Da hab' ich Dir einen Kuß geraubt —  
Es waren vielleicht auch zwei.  
Der Eichenbaum schüttelt unwillig das Haupt,  
Weil es der alte Thor nicht glaubt,  
Das Mährlein von Lieb und Treue.  
Und ist die Lieb auch nur ein Traum,  
So halt Deine lose Zung' im Zaum,  
Das muß ich mir ausbedingen;  
O Eichenbaum, alter Eichenbaum,  
Ich höre vor Blätterrauschen kaum  
Die Vöglein im Walde singen.  
Was blickst Du so finster wie das Grab,  
Du greiser, ewiger Unglücksrab',  
So traurig und so düster?  
Ach, sähest Du, was ich im Arme hab',  
Es sankt Dein lautes Gebraus herab  
Zu leisem Liebesgeflüster.  
Und als mir das Herz vor Sehnsucht schwoll,  
Da rauschten die Blätter geheimnisvoll,  
Es schluchzten die Nachtigallen.  
Und verschwunden war des Alten Groll,  
Und ein grünes Blättchen, liebevoll,  
Ist Dir in den Schoß gefallen.

## Für den Weihnachtstisch.

**Wie die Tiere Soldaten werden wollten.** Ein Bilderbuch von Fedor Flinzer mit Versen von Georg Böttcher. (Adalb. Fischer, Leipzig.)

Man kennt Flinzers geistreiche Art, Tiere zur Parodie des Menschentreibens zu verwenden. Auch die neue Schöpfung ist vortrefflich und wird, wenn auch für Kinder bestimmt, auch den Erwachsenen Freude machen. Die Farbendrucke verdienen Anerkennung, die Ausstattung ist gut. Böttchers Verse schildern ergötlich, was der Maler frohlaunig gezeichnet hat. Das Werk paßt für Kinder von 4—6 Jahren.

**Das Buch der Schönsten Kinder- und Volksmärchen, Sagen und Schwänke.** Herausgegeben von Ernst Busch. 20. Aufl. Mit 75 Text- und 6 bunten Vollbildern. (Leipzig 1893, D. Spamer.) 2,50 Mk.

Das hübsche Buch gehört zu den am meisten verbreiteten Sammlungen dieser Art und ist an dieser Stelle schon mehrmals warm empfohlen worden. Es vereint die beliebtesten Volks- und Kunstmärchen.

**Mit sechszehn Jahren.** Lustige Mädchengeschichten von Frieda Schanz. Zweite Aufl. (Leipzig 1893, Otto Spamer.) 4 Mk.

Wir haben das Buch schon einmal angezeigt. Es enthält sieben Geschichten, die sehr nett erfunden und mit natürlicher Frohlaune erzählt sind. Jede enthält dabei irgend eine gesunde Lehre, aber nur so nebenbei im Stoff versteckt. Der Vortrag ist einfach. Wir empfehlen das reizend ausgestattete Werk als Geschenk für Backfische, nicht für Salonplänzlein der Großstädte. Diese würden allerdings darüber die Näschchen rümpfen.

**Kaiser Wilhelm und seine Zeit.** Ein deutsches Volksbuch von Ferd. Schmidt. Vierte Aufl. Mit 175 Text-, 17 Tondruckbildern und dem Stahlstichporträt des Kaisers. (Leipzig und Berlin 1893, Otto Spamer.) 10 Mk.

Das volkstümlich geschriebene Werk Schmidts ist von warmer Begeisterung für den ersten Kaiser des neuen Reichs und von deutschem Sinn in die Feder gesprochen. Eine kurze Einleitung giebt die Geschichte der Holfren und daran schließt sich die Darstellung der ganzen Zeit, in die das Leben Wilhelms I. fällt. In unseren Tagen ist für uns nichts nötiger als die Belebung der echten Vaterlandsliebe, die, frei von Volksdünkel, die Bedeutung und das Wesen des Nationalen erkennt und aus der Gefinnung in Thaten umsetzt. Eine Sehnsucht des deutschen Herzens hat durch Wilhelm I. die Verkörperung gefunden, und es ist darum auch billig, daß sein Leben im Gedächtnis des nachwachsenden Geschlechtes nicht erbleiche. Das Buch Schmidts ist deshalb für Schul- und Volksbüchereien, als auch als Geschenk für die reife Jugend zu empfehlen. Die Ausstattung ist vortrefflich.

**Die Kinderlande.** Illustriertes Jahrbuch für den Familienkreis bearbeitet von Theodor Schäfer. 30. Band. Mit 12 Bildern in Farbendruck und reichem Bilderschmuck im Text. (Dresden, C. C. Meinhold und Söhne.)

Der alte Freund der Jugend erscheint auch dieses Mal zur rechten Zeit. Erfreulich wirkt es, zu sehen, daß Herausgeber und Verleger dem Werke liebevolle Pflege zuwenden. Der Text enthält Unterhaltendes und Belehrendes in reicher Menge und sehr guter Auswahl; neben dem Ernst kommt auch der Humor zu seinem Recht; neben Schilderungen von Reisen und der Behandlung wissenschaftlicher Stoffe finden sich Erzählungen, Märchen, Gedichte u. s. w. Die Punt-

druckt, stets sauber ausgeführt, sind in diesem Jahrgang noch besser als früher: die Vorbilder stammen von Künstlern wie B. Claudius, Alb. Richter u. a. Wir empfehlen das Jahrbuch für Kinder von 6—14 Jahren. Es bietet allen dazwischen liegenden Altersstufen Anregendes.

**Liebe und Leben.** Eine Sammlung deutscher Lyrik ausgewählt von Friedr. von Bodenstedt. Illustriert von Heinr. Kettig. (Leipzig, Adalbert Fischer.)

Es ist ein Buch für den Salonstich. Papier und Druck sind tadellos, der im Rotokostil gehaltene Einband ist sehr geschmackvoll. Von den Bildern können wir leider so günstig nicht sprechen. Einzelne der in Schwarzdruck wiedergegebenen i. S. 8, 9, 55, 56, 67, 74, 86, 134 sind nett, besonders die Blumen sind gelungen; andere aber lassen entweder künstlerische Schulung vermissen (S. 25) oder leiden an Süßlichkeit. Das gilt besonders von den farbigen Vollbildern — nur das S. 14 etwa ausgenommen (zu „Am Meer“). Sie sind so überglatt und überfüß, daß ein edlerer Geschmack sich abgestoßen fühlt; vornehmlich die liebenden Männer sind unheimliche Gesellen, geleckt und geschleckt. Die Buntdrucke als solche verdienen Anerkennung.

Bodenstedts Auswahl will das deutsche Frauenleben in Liedern deutscher Dichter darstellen, aber darin bietet die Sammlung nichts Neues; die wenigen noch nicht gedruckten Gedichte des Verstorbenen gehören zu seinen minderwertigen Arbeiten. Sehr ansprechend sind die meisten der Lieder, die von Frieda Schanz zu den Vollbildern als Erläuterung geschrieben worden sind. Es ist zu bedauern, daß ein strebbarer Verleger seinen Eifer und seine Hingabe an derartige Prachtwerke verschwendet, die doch schließlich nur Staubfänger sind, wenn sie nicht hervorragende Leistungen bieten. Aber ich werde mich freuen, wenn mein Urteil von den tausenden nicht geteilt wird, und der Erfolg die Mühe bezahlt. Aber dieser menschliche Wunsch kann mich nicht bestimmen, meine Überzeugung zu verschweigen.

**Der alte Kade.** Stimmungsbilder von Heinz Hoffmeister. (Berlin W. 62, Max Schilbberger.)

Der Verfasser ist bekanntlich ein tüchtiger Bildhauer. Da die Musen verwandt sind, so darf man es einem ihrer Söhne nicht übel denken, wenn er einmal einen Ausflug auf ein verwandtes Gebiet unternimmt. Das Vorwort erzählt, wie der Verf. eines Wintermorgens einen halb erstarrten alten Raben findet und ihn bei sich aufnimmt. Der bejahrte Vogel bleibt bei ihm. Die Geschichten des Buches stammen alle von dem klugen westerfahrenen Raben, ernste und heitere. Der Verf. hat viel gesehen und erlebt und trägt seine Erinnerungen in gewandter Art vor. Man lernt den Menschen schätzen — mehr als den Dichter. Auch die eingestreuten Verse sind warm empfunden, aber doch mehr Ergebnisse der Kunstspielerei als einer tiefgehenden dichterischen Anlage. Immerhin verdient das freundliche Buch eine freundliche Aufnahme.

**Lebensfrüchte.** Von Otto Eutermeister. Der „Pädagogischen Distichen“ dritte bedeutend vermehrte Auflage. (Bern, W. Kaiser.)

Diese „Pädagogischen Distichen“ sind wirklich Lebensfrüchte. Nicht aus dem Denken, das die Erscheinungen meistern will, sind sie hervorgegangen, sondern aus den Erfahrungen eines herzwarmeren Mannes, der den Lehrerberuf im höchsten Sinne erfährt und die Thatsachen mit scharfem Auge und zugleich mit Liebe beobachtet und bewertet hat. Die Distichen sind in drei Abteilungen geordnet:

„Haus und Erziehung“, „Schule und Unterricht“ und „Leben“. Wohl werden Lehrer jeder Art vielleicht am meisten Nutzen von diesem Büchlein haben, wenn sie es mit dem Herzen lesen, aber nicht nur ihnen möchte ich es empfehlen, sondern auch allen Eltern. Es enthält viele goldene Wahrheiten, die man im deutschen Hause beachten und befolgen müßte. Wenn der Verf. auch im besten Sinne ein „konservativer“ Geist ist, so doch nur als Bewahrer des Guten und Echten; darum aber ist er nie verknöchert und gutem Neuen feindlich. Sein innerlicher, warmer Gottesglaube giebt seinen Anschauungen jenen Adel, den der bloße Geist niemals zu geben vermag. Manche Distichen beziehen sich auf allgemeine Stoffe, hängen aber doch mit der Erziehung des Menschen zum Menschen innerlich zusammen. Dem Büchlein ist ein Bild des Verfassers beigegeben, ein liebes Gesicht, das dem Menschenkenner beweist, wie die ausgesprochenen Gedanken mitgearbeitet haben an der Prägung des Antlitzes. Ich empfehle das Büchlein angelegentlich als Festgeschenk. (2,70 Mk. geb.)

**Robert Burns' Gedichte in Auswahl.** Deutsch von Gust. Legerloz. Zweite Aufl. (Leipzig 1893, Otto Spamer.) geb. 2,50 Mk.

Die Auswahl bringt 139 Gedichte des schottischen Volksdichters, die meisten den „Songs and Ballads“ entnommen. Bekanntlich hat der Verdeutschter, der selbst lyrische Begabung besitzt, es unternommen, für die Sprache Burns' sich eine Art von oberdeutscher Mundart zu schaffen, um das Gepräge schärfer wiedergeben zu können. Trotzdem ich gerne anerkenne, daß er mit bewundernswertem Fleiß, mit begeistertester Liebe und warmer Mitempfindung gearbeitet hat und seine Übersetzung hohen Lobes wert ist, kann ich mich doch nicht ganz mit ihr befreunden. Für mich ist dieses halb alemannische Deutsch eine verunstaltete Sprache. Vielleicht nur, weil ich die echten Mundarten des Südens von Österreich, Baiern, Schwaben so sehr im Ohre haben. Der Norddeutsche mag das nicht so fühlen und darum den Genuß unvermindert haben. Doch trotz allem: das Herz war bei der Verdeutschung mitthätig. Sehr dankenswert sind die inhaltlichen Anmerkungen und die Namensklärungen.

## Neue Zeit.

An des Hauses niedrer Pforte,  
Drüber Engelsköpfchen schaun,  
Siehst du alte, liebe Worte  
Von der Liebe, vom Vertrauen  
Kunstvoll in das Holz gehauen.

Engelsköpfchen, mauch' Jahrhundert  
Schaut ihr in der Straßen Enge;  
Ach, wohl möget ihr verwundert  
Schauen diese Zeit, die neue!  
Sin ist Glauben, Lieb' und Treue!

Emil Pleitner.

## Neue Lyrik.

Angezeigt von Oskar Linke.

Der Lyrik ergeht es wie dem Bacillus: trotz aller wissenschaftlichen Mittel ist dieser immer wieder da, und trotz aller Spöttereien und kritischen Behauptungen, daß jene im Zeitalter des Eisens und der Elektrizität keine Daseinsberechtigung mehr habe, bleibt auch sie unsterblich und freut sich wie Rose und Schmetterling ihres kurzen, sonnigen Lebens. Der sogenannte moderne Geist durchflammt sie gleichfalls, aber sie wacht nicht soviel Aufhebens davon wie gewisse Tendenzdramen und Tendenzromane, die, heute gelesen, schon morgen unverstänlich geworden sind. Was von der modernen Litteratur überhaupt bleiben wird? Ich glaube, ein paar lyrische Gedichtbücher, über deren Verfassernamen wir Gegenwärtigen freilich noch nichts Bestimmtes sagen können. Ob indessen eines der folgenden darunter sein wird, ist eine Frage, die ich nicht beantworten kann.

Zwölf Bände oder Bändchen auf einmal, aus denen sich ein einziges Bändchen herstellen ließe, gegen das, kritisch zusammengestellt, der gestrengste litterarische Totenrichter nichts sollte einwenden können! Doch gönnen wir jedem einzelnen das Recht, gehört zu werden. Da ist zunächst:

**Sommerfahrt eines Junggebliebenen** von Georg von Dergen. Zweite Ausgabe. (Berlin, Walthers und Apollant.)

Junggeblieben ist der Verfasser insofern, als er ein echter Lyriker ist und immer fern bleibt von allen metaphysischen Grübeleien. Seine Muse, welcher der pinbarische Dithyrambenschwung völlig abgeht, liebt das Sangbare und das im besten Sinne neckisch Geistreiche. Daher manches wohlgelungene Lied mit schlagkräftigem Refrain in der Weise Berangers. Und wenn der Verfasser auch die französische Lyrik intimer kennt als viele seiner deutschen Sangesbrüder, so zeigen sich doch nirgends Spuren slavischer Nachahmung. Aus diesen Gedichten, die meist den Charakter glücklicher Eingebungen aus dem Stegreife an sich tragen, spricht ein ganzes schicksalreiches Leben zu uns; wie weiland Odysseus hat der Dichter „der Länder und Städte viele“ geschaut, um doch schließlich gleich Walter von der Vogelweide seiner Heimat den Preis zuzuerkennen. Vielfach erinnert Herrn von Dergens Poesie an die des mit Unrecht vergessenen Gaudy; auch seiner Muse steht ein feiner, anmutvoller Humor sehr schön zu Gesicht. Daß bei der Fülle des Gebotenen manches Minderwertige mit unterläuft, soll nur nebenher erwähnt werden: den Fehler könnte man ja auch der ersten Bande von Goethes Gedichten vorwerfen. Jedenfalls darf sich diese lyrische Sommerfahrt neben manchen Fahrten anderer „lyrischer Gefellen“ getrost sehen lassen; sie besitzt sogar den ästhetischen Vorzug, daß sie auf keinen mittelalterlich-minniglichen „Modeton“ abgestimmt ist...

Anspruchsvoller treten auf, als lärmvolle Kinder ihrer Zeit, die gern mit eingreifen möchten ins große Rad der Weltgeschichte:

**Lieder und Fanfaren.** Gedichte von F. G. Adolf Weiß. (Zürich, Verlagsmagazin, J. Schabelik.)

Eine tiefempfundene Widmung in sogenannten freien Rhythmen an die verstorbene Mutter leitet die Gedichte ein. Nur stört der Vers: „meines Vaters, der den Blick für den Kern aller Dinge so treu mir vererbt hat“ — weshalb, werden wir gleich sehen. Der erste Teil: „Aus des Lebens

Wanderfahrt“, enthält manches stimmungsvolle Gedicht, das einem Lyriker mit klangvollem Namen allgemeinen Beifall eintragen würde. Nach diesem Cyklus zu urteilen, besitzt Herr Weiß das „Zeng“ zu einem echten Dichter; doch er hat es für gut befunden, einen zweiten Teil anzufügen: „Ansaufenden Webstuhl der Zeit“. Hier zeigt sich der Verf. als politischer Poet mit der aufgeklebten Nummer: „freisinnig“. Daß man als religiös Orthodoxer, ja als sozialistischer Umstürzler politische Gedichte schreiben kann, begreife ich zur Not; aber als „Freisinniger“ im modernen Sinne? Kann man eigentlich nur Neben halten oder Geschäfte machen. Was Herr Weiß hier bringt, sind dürre Leitartikel mit Reimen am Ende der Zeilen. Wenn er den Gründer des Reiches, den Altreichskanzler, einen „Baal“ nennt, vor dem „auf den Knien sie gelegen“; wenn er meint, dessen Abgang bedeute „das deutsche Gewissen, das sich geregt hat“ — so zeigt Herr Weiß, daß er den „Blick für den Kern aller Dinge“ doch nicht so leicht geerbt hat. Dann sein Ruf an Deutschland:

Du mußt den kühnen Ruf einst wagen!  
Geht Frieden — endlich sei's genug!

Das heißt doch, hauen wir erst den Feind in die Pfanne und diktieren ihm nach etwaigem Siege den Frieden, wie Rom einst Karthago. Dies heißersehnte Ziel erreichen wir aber nicht mit schönen Reden und Redensarten. Im Konkurrenzkampfe der Völker gilt nicht die papierene Reklame, sondern Pulver und Schwert. So hätten diese Lieder der Fanfaren entbehren können. Man legt das so schön beginnende Bändlein mit gewissem Widerwillen beiseite. Goethes sehr einzuschränkendes Wort: Politisch Lied ein garstig Lied! kommt leider bei diesen Fanfaren, einem Worte, das auch an sankaron erinnert, zu voller Geltung.

In gleichem Fahrwasser und auch Verlage bewegt sich:

**Stüßelblase des neuen Jahrhunderts.** Gedichte von Otto Wickers von Gogh. (Zürich, Verlagsmagazin.)

In dem Gedichte: „Ich bin ein Deutscher“, sagt unser Zukunftsjäger:

Wo Menschen wohnen, ist mein Vaterland.  
Es braust aus meiner Heimat hin zum Rhein:  
Ich bin Dein Bruder, Franzmann, schlage ein!

Ich glaube im kritischen Falle dürfte Freund Franzmann bei seinem „Bruder“ auf ganz anderer Stelle „einschlagen“, als er heute es sich träumen läßt. Auch für die Entdeckung des „neuen Gottes“ werden unserem Ideologen alle Philosophen dankbar sein; er sagt:

Selbsthilfe heißt der neue, wahre Gott.

Gott? Na, eigentlich doch eine „Göttin“...

Trotzdem enthält das Heftchen einige schöne Epigramme und ein paar Lieder, die sich wie Mignons ausnehmen neben den häßlichsten Petrosusen der Pariser Commune. Wenn der Verf. zum Schluß meint:

Und ewig, ja, bei meiner Ehre,  
Bin ich auf Dich, mein Hamburg, stolz.

so dürfte der Senat seiner Vaterstadt ihm doch nicht das gleiche Gegengefühl bezeigen. Die Muse des Herrn Wickers bedarf einer gründlichen Desinfizierung und anderer Radikalheilmittel, um sich zu sonniger Klarheit durchzuringen. An dieser Art tyrannenmörderischer Poeterei wird auch ein Sozialdemokrat, wenn er ästhetischen Genuß sucht, keinen Gefallen finden.

**Sonnwendfeuer.** Lieder von Victor Hardung. (Zürich, Verlagsmagazin.)

Ein reinliches Buch, ein schönes Buch! Der Dichter hat sich offenbar die Eigenart des Deutschrussen Maurice von Stern zum Vorbild genommen; auch bei ihm überwiegen die landschaftlichen Stimmungsbilder und erscheint die Natur gleichsam in phantastischer Beleuchtung. Nicht plastische, sondern malerische Wirkungen werden erstrebt und meistens auch glücklich erreicht. Manchmal wird man an die schönsten „Farbengebichte“ Böcklins erinnert. Möge der talentvolle Poet nur diese Darstellungsart nicht zur Manier erstarren lassen; auf die Dauer und zu reichlich geboten, wirkt dergartiges wie Hafschisch. Es soll uns freuen, diesem Lyriker bald wieder zu begegnen.

**Poesien** von Hugo Koester. (Dresden, C. Piersous Verlag.)

In dem Cyklos Vaterland zeigt der Verf. eine ferndeutsche Gesinnung; ein herbmännlicher Zug durchweht überhaupt das ganze Büchlein. Gäbe es der Werke, wie diese Poesien, nicht schon viele, viel zu viele, von gleichem Werte in Deutschland, so würden auch wohl diese Erzeugnisse eines vornehmen Geistes, eines edlen Herzens die Beachtung finden, die sie eigentlich verdienen. Der Dichter muß sich mit der Thatsache begnügen, daß es weit „berühmteren Namen“ ebenso ergeht. Und wie Goethe einst den Verlegern eine besondere Hölle wünschte, er, der von Cotta allein über 400 000 Mark im Laufe der Jahre erhielt, so giebt es am Ende auch für hienieden ungelesene Lyriker einen Himmel, wo die Engel durch Geduld ihrer Ohren sie reichlich entschädigen werden.

**Lied im Lied.** Blätter der Erinnerung von J. von der Alm. (Dresden, H. von Grumbkow.)

Ein gewisses Talent kann der Verfasserin nicht abgesprochen werden, aber es ist doch nicht bedeutend genug, um ihre Molltonweisen auf die Dauer erträglich zu machen. Einzelne Weisen dürften übrigens unseren Komponisten gelegen kommen. So das Lied „Begnübe“ mit der stimmungsvollen Schlußstrophe:

Hier leuchten auch die Sterne,  
Ich schaue himmelwärts —  
Die Heimat ist nicht ferne,  
Mein wegemüdes Herz.

### Traum und Wunsch.

Einst träumt' ich von einer Sonne,  
Die hat so golden gelacht,  
Doch als sie am schönsten gesunkelt,  
Bin ich im Dunkeln erwacht. —

Einst traf mich des Unglücks Woge,  
Und als sie am wild'sten geschäumt,  
Da rief ich: „o, könnt' ich erwachen,  
D, hätt' ich das alles geträumt!“

Sascha Elsa.

### Briefkasten.

Herrn Th. st. in Br. Gedanke richtig, Ausführung in Sprache sehr ungelent. — Rosa in Braunschweig. Leider nicht zu verwenden, weil zu anfängerhaft. — Herrn W. L. in Zürich. „In der Dämmerung“ angenommen. „Herbstmorgen“ leidet zu sehr am Wechsel der Bilder. Wenn ich den See einem Angesicht verglichen habe, darf ich nicht sogleich einen Dampfer darüber fahren lassen. — Fr. A. G. in Fr. Die Gedichte entstammen einem warmfühlenden Herzen, aber es fehlt künstlerische Formbehandlung doch noch zu sehr, als daß ich eines bringen könnte. Vielleicht gelingt es später einmal besser. — Fr. Fr. B. in A. Leider hat Sie Ihre „finstere Ahnung“ nicht getäuscht: Sie besitzen wirklich keine Begabung. Tragen Sie das „furchtbare Schicksal“ mit Würde und in dem Bewußtsein, daß Sie viele Leidgenossen haben. Wegen Mangel an Dichtertalent stirbt man nicht. — Den Herren: Dr. D. Pf. in M.; A. A. in S.; stud. R. M. in P.; Karl S. in L.; P. A. in Br.; stud. med. W. in B. W. — den Frauen: Clotilde in B.; A. v. S. in G.; A. L. in Berlin S. W.; Frfr. v. G. in St. „Eine nette Pflanze“; A. G. in M.; Mathilde aus der Schweiz; „Blondes Gretchen“ in M—g.: Alte Abonnentin: Dora F. in Fr: Sämtliche 102 Gedichte sind leider mit dem Drange nach dem Papierkorb behaftet gewesen. Begabt von allen Einsendern ist nur Herr R. M. in P., der jedoch Sprache und Form noch sehr vernachlässigt. Besonders die „Elegie“ mit ihren fünf- und siebenfüßigen Hexametern leistet darin Unglaubliches. — Fr. A. Sch. in Breslau. Entgegennehmen wird jetzt im Sinne von annehmen gebraucht. „Der Kaiser nahm die Huldbigung entgegen“. — Da sagt man „erwidern“. (Ein Geschenk, einen Besuch u. s. w.) — Fr. L. v. D. in S. „Einige der Gedanken“ kommen. Auch „Nässel u. Spruch.“ Das Gedicht „O weine nicht!“ ist zu subjektiv und darum unklar. Herzl. Gruß. — Herrn Max B. in Pl. „Erinnerung“ ist in der Ausführung etwas dürftig. — Flora. Das mir zugesandte Gedicht zeigt in vielen Stellen Begabung, ob der Verfasser aber genügende Anlage hat, um darauf sein Leben aufbauen zu können, ist mir zweifelhaft. Übrigens werde ich thun, was in meiner Kraft steht. Herzl. Gruß. — Herrn Paul Grotowsky in Leipzig. Das schöne Gedicht „Herr Hagen“ in Heft 6 ist durch einen Irrtum als von Ihnen stammend gebracht worden. Der Verfasser heißt Gizewski. Wir bitten ihn und unsere Leser um Entschuldigung, und teilen mit Vergnügen mit, daß Sie wegen der kräftigen Dichtung anerkennende Zuschriften erhalten haben.

### Inhalt der Nr. II.

Das Lied des Todes. Roman von Franz Wichmann. — Heinrich Gulje. Historischer Roman von Karl Berkow. Schluß. — **Beiblatt:** Auferstehen. Von einer Siebzigjährigen. (S. G. N.) — Die Inselkönigin. Eine Erziehungsgeschichte von Oskar Linke. — Vergandacht in Tyrol. Von Karl Schneider. — Das Gedächtnis und seine Pflege. Von Gustav Naay. I. — Lied. Von Alfred Pollack. — Für den Weihnachtstisch. — Neue Zeit. Von Emil Pleitner. — Neue Lyrik. Angezeigt von Oskar Linke. — Traum und Wunsch. Von Sascha Elsa. — Briefkasten.

# Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3 $\frac{1}{2}$  M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N $\text{^\circ}$  12.

## Kein Erbarmen.

Roman

von

E. von Wald-Zedtwitz.

### Erstes Kapitel.

Man konnte vom Lande aus heute die Insel Fehmarn in ihren Umriffen deutlich erkennen, der Kirchturm des Städtchens Burg leuchtete herüber und ein einigermassen scharfes Auge unterschied genau die roten Ziegelbäcker der fetten Bauernhöfe, welche über das ganze Siland zerstreut lagen.

„Ein gutes Zeichen für das Erntewetter,“ dachte der Freiherr Bernd von Ugenstein, welcher an der äußersten Grenze seines Besitztums Kagnüchel stand und den Blick in die Ferne schweifen ließ.

Land Oldenburg in Holstein, so fruchtbringend auch der Boden ist, hat im allgemeinen wenig landschaftliche Reize aufzuweisen, aber gerade hier, über diesem Teile lag ein eigentümlicher Zauber ausgebreitet:

Dicht vor den Füßen des Freiherrn fiel die lehmige Küste einige hundert Fuß schroff zu dem steinigen Strand der Ostsee ab, die sich heute, wo sich kein Lüftchen rührte, regungslos wie ein Spiegel breitete und sich ganz, ganz in der Ferne mit dem sonnigen, nordischen Himmel zu berühren schien.

Legionen von wilden Enten badeten sich in der blauen Flut, weiß schillernde Möwen kreisten fischend über den Wassern, am äußersten Horizont zog ein Segelschiff vorüber und ein Dampfer ließ seinen Rauch kräuselnd ins Blaue steigen.

„Das ist das Mittagsschiff, welches um drei Uhr von Kiel abgeht und nach Kopenhagen fährt,“ dachte Bernd Ugenstein und sandte ihm seine Blicke so lange nach, bis nichts mehr von dem schwärzlichen Qualm zu sehen war. — Es erfaßte ihn jedesmal ein Sehnen, wenn er den Dampfer erblickte, ein Sehnen, welches er so gern einmal gestillt hätte. — Seine Mittel hätten ihm dies recht gut gestattet, sein geliebtes Kopenhagen wieder aufzusuchen, wo er seine Jugend verlebte, aber es kam doch nicht dazu, es waren da

so manche andere Gründe vorhanden, welche ihn davon abhielten.

Wie um sich für die Entfagung zu belohnen, wandte er sein Auge wieder der Küste und seinen Ländereien zu; wie lauterer Gold glänzte die sonnenbeschienene Lehmwand, welche zu der blauen See hinabstieg und sich erst ganz hinten, da, wo man die Kirchtürme und einzelne Häuser des Städtchens Heiligenhafen sah, nach und nach verflachte.

Hohe Knicks, mit dichten Hecken besetzt, zogen sich wie grüne Laubgewinde über das wellige Land, die mit üppigem Graswuchs oder schnittreifem Getreide bestandenen Koppeln begrenzend. Dort fielen eben die Halme unter den Streichen der Sense, weiterhin wurde gepflügt und Hunderte von Rössen folgten freischend, bald aufstiegend, bald selbstbewußt einherstolzierend oder den Kopf des Knechtes und der Pferde umkreisend, den frisch gezogenen Furchen. Man hörte das Brüllen der Kühe auf der Weide, Töne, welche dem Ohre des Freiherrn von Ugenstein lieber waren, als die schönste Musik. —

Du lieber Gott, viel musikalische Genüsse wurden ihm hier, in diesem einsamen, spärlich bevölkerten Winkel von Ost-Holstein freilich nicht geboten, höchstens wenn er sich selbst einmal auf dem alten verstimmtten Klavier einen vorweltlichen Walzer zusammensuchte, oder wenn die Stadtmusikanten aus Heiligenhafen oder Klein-Oldenburg, im Volksmunde so genannt zum Unterschiebe von der Residenzstadt Oldenburg, auf den Hof kamen und ein Ständchen brachten.

So schlecht auch die Musik war, der Freiherr erfreute sich doch daran, und ließ den Leuten eine tüchtige Holsteiner ‚Schinkenstulle‘ und einen ordentlichen ‚Römen‘ geben. Natürlich erhielten sie auch etwas an klingender Münze.

„Hoch — hoch — unser Freiherr schall leben!“ riefen die Bierfiedler, bliesen einen tüchtigen Tusch und gaben noch ihr bestes Stückchen zu. Knaufrig war Freiherr Bernd von Ugenstein nicht, das war

in der ganzen Gegend bekannt, und brachte ihm manche gute Nachrede ein. — Aber still, immer für sich, und daher kam es, daß die Leute nicht recht warm mit ihm wurden und nicht wußten, ob sie ihn für hochmütig, oder für dumm halten sollten.

Der Hof war nicht groß, aber blitzsauber — holsteinisch sauber. Ein langes einstöckiges Herrenhaus, mit einem großen Ziegeldache, auf dem sich ein Storchpaar mohnlich eingeknistet hatte, schloß denselben nach Norden zu ab; rechts davon lagen die Kuh- und Pferdeställe, neue, schöne Gebäude mit gewölbten Decken und eisernen Krippen; links davon die Scheunen, und zu beiden Seiten des eisernen Thores waren die Wagen- und Wirtschaftsschuppen angebracht.

Am Hause selbst rankten sich Kletterrosen empor, untermischt mit einer herrlichen Glycinia. Wenn die im ersten Frühjahr, wo fast noch kein grünes Blatt sich zeigte, in voller Blüte stand, war es ein himmlischer Anblick. Tausende von blauen Trauben hingen dann leicht und gefällig hernieder.

Rechts und links der Thür standen zwei uralte Linden, der hauptsächlichste Tummelplatz der Staare, da stötte, piff und klapperte es oft darin, daß man schier sein eigenes Wort nicht verstehen konnte. Vor den Linden breitete sich ein Nasenplatz, den freilich die Hühner und die Pfauen recht unbarmherzig zertrakteten, und weiterhin thaten sich die Enten und Gänse in einem kleinen Teiche gütlich. Auch Tauben gab es auf dem Gutshof von Raznützel genug. Hinter dem Herrenhause lagen die Blumen- und die Gemüsegärten, welche ziemlich steil bergan stiegen und fast bis dahin reichten, von wo aus Freiherr Bernd von Ugenstein Umschau nach dem Wetter hielt.

Birken, Alazien, Erlen und Obstbäume umstanden den ganzen Hof, der von oben gesehen, wie ein grünes Nestchen ausschaute, in dem es sich gewiß recht gemütlich wohnen ließ.

Jetzt erhob sich der Wind ein wenig von der See her, kräuselte deren Spiegel und zerzauste den langen wenig gepflegten dunkelblonden Vollbart des Freiherrn, der seine Jagdmütze tiefer über die Ohren zog, die leberne Joppe über seiner Körperfülle zusammenknöpfte und den Rückweg durch den Garten antrat. Flieder, Goldregen und Rotdorn waren hier zu dichten Hecken zusammengepflanzt, um einen möglichst guten Schutz vor den Winden zu bilden; denn wenn es im Spätherbst und im Winter von der schwedischen Küste herüberwehte, dann bedurfte Raznützel desselben. So dick die Mauern des Herrenhauses, so riesig die altmodischen Kachelöfen und so mächtig die Holzklöben, welche sie verschlangen, auch waren, der bissige Nordwind fand doch spielend den Weg durch jede Ritze und ging den Menschen bis auf die siebente Haut.

Bald darauf betrat der Freiherr den Hof. Ein hochbepackter Erntewagen stand vor der Scheune und wurde abgeladen, ein anderer harrete vor dem Thor der Einfahrt und ein dritter, welcher seines Segens bereits beraubt war, fuhr eben wieder hinaus, um von neuem beladen zu werden.

„Man to, man to!“ rief Christian, der erste Knecht aus der Bodenluke heraus.

„Töf man, Chrischan, töf man! En und twenti! Twe und twenti! Nu wider!“ antwortete eine kräftige, in der Höhe etwas scharfe Frauenstimme.

Bernd von Ugenstein blieb stehen und schaute mit einem stillen, fast wehmütigen Lächeln zu der Frau hinüber, welche neben dem Erntewagen stand und, des Staubes und der herumfliegenden Strohhalme nicht achtend, die Garben zählte, welche hinaufgereicht wurden.

Diese Frau war groß und starkbusig, und gleich ein wenig jenen Holzpuppen mit den übermäßig entwickelten Büsten, wie man sie in den Arche-Noahs findet. Blonde, altmodische Scheitel umrahmten ein dickes rötliches Gesicht, auf der Nase machte sich ein Anflug von Kupfer bemerkbar, der Mund war gewöhnlich und die wasserblauen, lebhaften Augen verschwanden fast zwischen der Fülle der Wangen. Das Haar war am Hinterkopfe zu einem kleinen fest geknabelten Zopf geflochten und wurde durch einen schwarzen Hornpfeil, nicht besser wie ihn die Bauerfrauen am Sonntag tragen, fest gehalten. Ein Oberrock, aus selbstgeponnener halbleinener Leinwand, dunkelblau und weiß gestreift, hüllte die ganze Gestalt ein, derbe leberne Schnürstiefel bekleideten die Füße.

„Fru B'ronin! Fru B'ronin!“ ließ sich jetzt wieder Christians Stimme von oben her vernehmen. Ein Hin und Her von kurzen Fragen und Antworten folgte, dann wandte sich die Frau um und ging auf den Freiherrn zu.

„Die Stiegerkoppel bringt in diesem Jahre das Doppelte wie im letzten,“ sagte sie im geschäftsmäßigen Tone.

„Die Erträge sind fast jedes Jahr gestiegen, Miete,“ gab er ebenso zurück.

„Na, bei dem Dünger.“

„Und seitdem ich so tief pflügen lasse.“

„Natürlich, die anderen werden jetzt auch dahinter kommen, man muß sich nicht um das alberne Getreisch der dummen Menschen bekümmern, der Retliner hat es auch schon nachgemacht, ich habe es wohl gesehen, wie ich neulich zum Markte nach Oldenburg fuhr. Und was hat der sonst seinen ungewaschenen Schnabel darüber aufgerissen! Oha! Oha!“

„Ja — ja,“ sagte Bernd, indem er zustimmend mit dem Kopfe nickte. „So machen's die Leute nun einmal.“

Sie waren beide während dessen über den Hof gegangen und hatten sich dem Kuhstalle genähert, von wo aus das laute Gebrüll einer Kuh zu hören war. In diesem Augenblick wurde die Thür aufgerissen und Jakob, ein alter, lahmer Knecht humpelte mit allen Zeichen der Erregung heraus.

„Fru B'ronen! Fru B'ronen!“

„Wat will he?“

„De brune Algrauer Kau will kalwen.“

Miete nickte, trat ohne ein Wort zu sagen in den Stall, ging festen Schrittes auf die Kuh zu und war ihr kräftigen Armes mit gewohnheitsmäßiger

Sachkenntnis behülflich, ein munteres Kälbchen zur Welt zu bringen.

Bernb von Ugenstein stand ruhig dabei, sah den Vorgängen zu und nicht einen Augenblick schien der Gedanke in ihm aufzusteigen, daß es mindestens außergewöhnlich war, daß sich eine Freifrau von Ugenstein derartigen Diensten unterzog.

Was wäre aus Ragnüchel geworden, hätte Mieta nicht sofort, nachdem sie Baronin oder Freifrau von Ugenstein wurde, die Zügel der Regierung ergriffen?

Herunter war das Gut schon gewesen, wie Bernb es von seinem verstorbenen Vater erbte, und er war ganz und gar nicht der Mann, es wieder in die Höhe zu bringen.

Für ein ostholsteinisches Gut war es nicht groß, aber immerhin recht wertvoll, weil es vorzüglichen Boden besaß. Eigentlich war es nur ein Vorwerk des Hauptbesitzers Widenholm gewesen und zum Ärger des älteren Bruders, Wolf von Ugenstein, zu Gunsten Bernb's davon abgezweigt worden.

„Mein Sohn,“ hatte der alte, jetzt längst verstorbene Freiherr zu Wolf gesagt „sieh, Du bist eine Ausnahme von unseren jungen Erbherren, Du hast etwas gelernt, Du bist Diplomat, machst Carrière, hast den Riesenbesitz Widenholm und wirst außerdem mit Leichtigkeit eine reiche Frau bekommen.“

Wolf mußte seinem Vater zustimmen.

„Bernb dagegen hat als jüngerer Sohn nur seine kleine Rente, von der er nicht leben kann, wenigstens nicht so, wie ich es von einem Freiherrn von Ugenstein verlange, gelernt hat er nichts!“ —

„Darin liegt ja der Fehler gerade, lieber Papa, warum hat er denn nichts gelernt?“ hatte Wolf dagegen gesagt.

„Mein Sohn, weil, nun weil es einfach bei uns nicht üblich war. Du machst eine rühmliche Ausnahme davon. Er würde Dir, wenn ich ihn nicht auskömmlich stellen wollte, schließlich doch nur auf der Tasche liegen und zur Last fallen, deshalb habe ich das Vorwerk Ragnüchel von Widenholm abgezweigt und ein selbständiges Gut daraus gemacht. Bekommt er keine Kinder, nun so fällt es an Dich zurück.“

„Gut — gut.“

„Nun, und heiraten wird er nicht. Wer sollte ihn denn nehmen?“

„Das kann man nicht wissen; ich glaube Friederike Ugenstein sieht er nicht ungern.“

„So! so! Das glaube ich wohl! ha — ha —. Aber sie — sie! Nun und Onkel Rolf und Tante Feodora erst, ha — ha — ha; die wollen höher hinaus, weit höher. Für die ist ein Prinz gerade gut genug, nun und ich kann es ihnen auch nicht verdenken; die Erbin von Schibenau kann auch ihre Ansprüche machen. Und dann diese nahe Verwandtschaft — —.“

Es wurde nicht mehr darüber gesprochen und als der alte Widenholmer starb, erhielt der Gesandtschaftsattaché Wolf von Ugenstein als ältester Sohn Widenholm mit seinen zahlreichen Wäldern, den wundervollen Koppeln und den Vorwerken Finkenwerder,

Annenhof, Amalienhof, Drögers und Bestenau, von denen jedes einzelne schon ein anständiges Gut repräsentierte, während der brave, gutmütige Bernb, seine fünfhundert dänische Thaler Leibrente und das heruntergewirtschaftete Vorwerk Ragnüchel bekam, welches von jeher das Stiefkind des Freiherrn gewesen war, der in Paris, Stockholm und Kopenhagen riesiges Geld verbrauchte und dafür noch weniger sorgte, wie für seine übrigen Liegenschaften.

Es war mittlerweile sechs Uhr geworden, der Himmel färbte sich, man sah von hier aus die Sonne nicht untergehen, nur ihre schwachen Abschiedsgrüße sandte sie herüber. Feine Nebel stiegen. Die Hühner hatten längst ihre Leiter erklettert und waren in ihr oberhalb des Pferdestalles gelegenes warmes Nest gekrochen.

Dieser Hühnerstall war ein kleiner Streitpunkt in der sonst so ruhigen, ohne jeden Widerspruch dahinfließenden Ehe! Bernb meinte, er gehörte nicht dahin, es könnten leicht kleine Federchen und Ungeziefere in die Krippen kommen, Mieta behauptete dagegen, daß ihre Hühner — die Hühner und das Federvieh überhaupt nahm sie ganz besonders als ihr Eigentum in Anspruch — warm sitzen müßten, wenn sie ordentlich Eier legen sollten.

Bernb fügte sich natürlich und that es um so beruhigter, da es ihm auf dem Tische nie an frischen Eiern fehlte und er in der That noch nicht bemerkt hatte, daß seinen Pferden — hier gebrauchte er dieses Wort — aus dieser befiederten Nachbarschaft nachteilige Folgen erwachsen waren.

Kaum war am Himmel das Abendrot verloschen, so folgte fast unvermittelt die Dunkelheit; die letzten Erntewagen kamen hoch bepackt hereingefahren und Frau von Ugenstein ordnete an, daß sie erst morgen bei Tagesgrauen abgeladen werden sollten.

Nun erklang die Glocke, welche neben dem Eingang zur Herrschaftsküche in einem zierlich geschnitzten Gerüst hing, als Zeichen, daß sich das Gefinde in der Meierei zum Abendessen versammeln sollte.

„Jacob kriecht sin Eten in'n Stall,“ ordnete Mieta an. Die übrigen Leute, in so fern sie nicht verheiratet waren und in den etwas abseits vom Hofe gelegenen Katen wohnten, schlürften langsamen, schwerfälligen Schrittes der Meierei zu und stiegen die wenigen Stufen hinunter, die in den kühlen, mit Gips ausgegossenen Saal führten, in welchem im Sommer, wenn die Kühe die meiste Milch geben, die Schüsseln zum Abrahmen aufgestellt waren.

Jetzt war dies nicht nötig, in dieser Zeit genügte der kleine Keller. Eine von der Decke herunterhängende Petroleumlampe erhellte den Raum, der von dem scharfen Geruch der großen holsteinischen Käse, welche man in einem Nebenzimmer aufbewahrte, erfüllt wurde.

In der Mitte erhob sich eine lange Tafel mit einer weiß und blauen Wachstuchdecke belegt, darauf standen die Teller, große Krüge mit Milch, Flaschen mit selbst gebrautem Hausbier und Rummel.

Jetzt kamen lachend und schwatzend, bunte Tücher um die Köpfe, dicke Bernsteinketten, an denen sich ein geweihtes Kreuzchen oder ein Heiligenbild befand, um den Hals geschlungen, die polnischen Arbeiterinnen,



welche hier fast auf jedem Gute für die Zeit der Ernte und der Bestellung angenommen werden.

Die Großmagd trug die dampfenden Schüsseln auf: Klöße wie Kindsköpfe so groß, Grütze und gebratenen Schinken gab's heute abend. — Ein besseres Ernteeffen konnten sich die Leute nicht wünschen.

Hinter der Magd betrat Miete, an der Seite das rasselnde Schlüsselbund, den Saal.

„Fiete Du best,“ sagte sie. Das klang als wenn ein Wachtmeister vor einem Kürassier-Regiment ein Kommando abgebe. Die Leute falteten hinter ihren hochlehnten Stühlen die Hände.

„Kumm Herr Jesus  
Und wes uns Gast  
Und seg, wat Du uns  
Beischeert hest. — Amen.“

stotterte Fiete, dessen Aufmerksamkeit durch die Klöße ganz und gar in Anspruch genommen wurde, dann setzten sie sich und nun begann ein Vertilgungskampf, unter dem die hochgetürmten Schüsseln sichtlich zusammen schmolzen.

Miete überzeugte sich, daß jedem sein Recht wurde, prüfte die Speisen und verließ, als sie sich von deren Güte überzeugt hatte, den Esaal.

„En braves Frauenzimmer, de wet, wat den Menschen taukómt,“ darin gipfelte das Urteil der Arbeiter und Arbeiterinnen.

Sie hatten recht, Frau Miete von Ugenstein war wirklich ein ‚braves Frauenzimmer‘, und keine Gutsfrau zehn Meilen in der Umgegend wußte so genau, was dem Menschen zustand.

Nur bei einem einzigen, für dessen leibliches Wohl sie mit zu sorgen hatte, verlor sie den richtigen Maßstab, und dieser eine war ihr Mann, der Freiherr Bernd von Ugenstein. Die reichlich besetzte Abendtafel bewies es: Fliedersuppe, rote Grütze mit Rahm, obgleich Bernd gewöhnliche Milch viel gesünder gewesen wäre, Spiegeleier, Schinken, die Stücke so groß wie eine tüchtige Männerhand, Wurst, Salat, ein warmes Rebhuhn, Früchte, kleine Kuchen und Käse.

„Iß Bernd.“

„Ja, ja — ich esse ja schon.“

„Doch wat, dat is mi nix. Das Rebhuhn habe ich besonders für Dich gebraten. Es ist Dir wohl zu blaß?“

„Nein, nein,“ antwortete Bernd mit lauwenden Baden.

„Nimm doch auch ein Stück Schinken. Er ist Dir wohl zu salzig?“

„Nein, nein.“

„Doch — doch — ich habe dem Metzger in Oldenburg das gleich gesagt, macht er's noch einmal, so kann er warten, bis er wieder Arbeit erhält.“

Bernd ließ das alles mit unerschütterlicher Seelenruhe über sich ergehen und aß so lange, bis er buchstäblich nicht mehr konnte. Rein Wunder, daß er so did wurde und oft an Blutandrang nach dem Kopfe litt, besonders, da er sich bei seiner üppigen Lebensweise viel zu wenig Bewegung machte.

Auch Miete schlug tapfer ein. Man sah auch bei ihr, wo es hin kam, aber sie hatte dabei Bewegung genug, stand sie doch schon um vier Uhr des

Morgens auf, und war sie erst einmal aus den Federn, dann war von Ausruhen nicht mehr die Rede. Trepp auf, Trepp ab, bald auf dem Boden, bald unten im Keller, in der Küche, auf dem Felde und in den Ställen.

„Die Fru Bronen arbeit as'n Verd,“ meinte Christian, und er hatte recht.

Sie sprach natürlich von der Ernte, wovon hätte sie auch jetzt anders sprechen sollen, und Bernd hörte zu, wie einer, dem das eigentlich nicht viel angeht. Endlich schwieg Miete, hielt im Essen inne und betrachtete ihren Mann mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Zärtlichkeit. Dann verschönte sich ihr gewöhnliches, volles Gesicht, ihre Augen erhielten einen liebevollen Glanz, die wulstigen Lippen umspielte ein fast anmutiges Lächeln und man sah es ihr an, daß sie in ihrer Jugend, ehe sie durch die Körperfülle entstellt wurde, gewiß das gewesen war, was man im allgemeinen unter einer hübschen Person versteht.

Bernd war gesättigt, legte Messer und Gabel bei Seite, that noch einen kräftigen Zug aus dem mit roher Milch gefüllten Glase und wischte sich mit der Serviette umständlich den Mund und den langen Vollbart, in dem einige weiße Tropfen hängen geblieben waren. Die Serviette hatte die Größe eines kleinen Tischuches und war aus so starkem Leinen gefertigt, daß sie brüchige Falten schlug. Miete sah dies mit einem gewissen Stolz, sie hatte sie selbst gesponnen und zwar, wie sie sagte, für die Ewigkeit.

Diese Ewigkeit schien ihr in jener buntausgemalten Photographie dort verkörpert, welche in einem runden, schwarzen Rahmen über dem steiflehnten Sopha hing, ihre und Bernnds Tochter, Erduine, auch Dina oder Erda genannt, darstellend. Erduine befand sich seit einem Jahre in Berlin in einer Pension. Schwer genug war es den Eltern angekommen, sich von ihr zu trennen, aber als Erduine heranwuchs und es mit den Erzieherinnen nun nicht mehr gehen wollte, hatten sie sich endlich dazu entschlossen, sich von ihr zu trennen.

O diese Erzieherinnen! Was Miete mit denen für Ärger gehabt hatte! Sie fühlte sich eigentlich erst recht wohl in Ragnüchel, seitdem diese ‚Personagen‘ aus dem Hause waren, freilich mußte sie die Trennung von ihrem Kinde mit in den Kauf nehmen.

Bernd stand auf, zündete sich eine Pfeife an, die ihm seine Frau brachte, und würde sich so wohl wie möglich gefühlt haben, wenn nicht das Riesenwerk, einen Brief an Erduine zu stylisieren, seine Behaglichkeit ein wenig beeinträchtigt hätte.

Endlich hatte er alles Nötige dazu hervorgesucht, nun begann er schwerfällig die Feder über das Papier zu führen; im Anfang stöhnte er, überlegte, strich aus, radierte. Nach und nach aber ging es besser, und sein gutmütiges Gesicht wurde heller und heller, beschäftigte er sich doch im Geiste mit Erduine, mit seiner Tochter, die ihm so sehr ans Herz gewachsen war, als wäre sie eins mit demselben.

Miete hatte indessen neben dem Schreibtisch ihres Gatten Platz genommen, damit sie von dessen Lampe mit profitierte, und arbeitete wollene Handmüßchen, für die Tagelöhnerkinder zu Weihnachten, wagte sich

dabei aber kaum zu rühren oder zu räuspern, denn Bernd schrieb und durfte dabei nicht gehört werden. Es war still wie in der Kirche in der altmodischen Wohnstube, man hörte nur das gleichmäßige Tictack der großen Gehäusenuhr und das Krizeln der Feder.

Ragnüchel wäre für Altertumsaufläufer eine wahre Fundgrube gewesen, denn es war mit alten Möbeln, Bildern und Geräten wahrhaft voll gepropft. Schon vom Ende des vorigen Jahrhunderts an, wo man für den Wert der alten Sachen so wenig Verständnis hatte, waren von Videnholm und den übrigen Gütern, welche die verschiedenen Besitzer modern einrichteten, die alten ‚Scharteken‘ nach Ragnüchel gebracht worden, und so war es gekommen, daß sich hier wahrhafte Schätze, welche man drüben einst mißachtete, aufgehäuft hatten.

Bernd hatte seine Freude daran, wenn auch kein richtiges Verständnis dafür, Miete dagegen sah sie mit ziemlich gleichgültigen Augen an. Bequemere und weniger wurmförmige Schränke, Sessel und Komoden wären ihr lieber gewesen, da ihr Mann sie aber nun einmal liebte, so behielt sie dieselben, ersetzte aber das Fehlende durch recht praktische, aber auch recht unschöne neue Stücke, welche meist nach ihren Angaben bei einem kleinen Tischler in Oldenburg angefertigt wurden. Das machte einen recht buntschmetterigen Eindruck. Wie komisch nahm sich zum Beispiel der Bücherschrank von Mahagoniholz, den Erduine im letzten Jahre zu Weihnachten erhalten hatte, neben der prachtvoll geschnitzten Truhe aus dem sechzehnten Jahrhundert aus, wo, wie man aus dem eingelegten Wappen sehen konnte, die Ugensteins-Birkenholm noch den schwarzen Greif allein im goldenen Schilde führten, während sie seit 1712, wo sich diese Linie durch Erbschaft und Ehebündnisse mit der Nebbingshuser vereinte, zwei sich mit den Schwänzen verschlingende Greife annahmen.

Reineres Blut, wie es in den Adern der Ugensteins floß, gab es in Holstein nicht. Wolf von Ugenstein = Videnholm, ein großer Familien- und Wappenkundiger, vermochte mit Leichtigkeit seine sechzehn Ahnen an den Fingern heranzuzählen, nachweisen konnte er sie aber noch weit, weit länger hinaus. Alle Ugensteiner hatten sich edel verbunden, so lange es einen Ugenstein gab.

Bernd Ugenstein freilich, hatte eine Ausnahme gemacht — eine große — eine unverantwortliche — eine unverzeihliche Ausnahme sogar — denn von reinem Blut war bei der Frau Bron'n Miete von Ugenstein wirklich nicht die Rede. Es war zweifelhaft, ob Freiherr Wolf von Ugenstein das, was in ihren Adern floß, mit Blut bezeichnet haben würde. Hätte er überhaupt von ihr gesprochen, ‚Lebenssaft‘ würde er es am Ende genannt haben, aber Blut? — Blut? —

Miete ergriff das große Schlüsselbund, ohne welches sie nur selten zu sehen war, zündete sich die Laterne an, welche ihr die Großmagd handgerecht hingestellt hatte, und machte wie allabendlich die Runde durch das Haus.

Vom Hofe her war der schrille Pfiff des Nacht-

wächters zu vernehmen. Der gute alte Habelost! So martialisch wie er in seinem weiten Mantel, der Blendlaterne und dem vorweltlichen Speiß auch ausjah, so hätte er im Ernstfalle wohl kaum einen Hund hinter dem Ofen hervorgehockt, noch weniger einen Dieb gefangen, zumal ihm das Nachlaufen in seinen klappernden Holzpantinen recht schwer geworden wäre.

Frau Miete kehrte befriedigt von ihrem Rundgange zu ihrem Gatten zurück; bereitete ihm eigenhändig seine ‚Nachtmütze‘, den kräftigen Schlummerpunsch, ohne welchen ein ordentlicher Holsteiner nun einmal nicht zu Bett geht, dann betraten die Ehegatten das große geräumige Schlafgemach und bestiegen die zweischläfige, mit weißen Vorhängen behangene Bettlade.

„Gute Nacht, Miete.“

„Gute Nacht, Bernd.“

Es dauerte nicht lange so erfüllten die schweren Atemzüge des beleibten Freiherrn den Raum, während der Baronin noch einige wirtschaftliche Fragen durch den Kopf gingen. Endlich schlief auch sie ein, aber ihr Schlummer wurde durch den Wind gestört, der von der See herwehte und sich verstärkt hatte. Jetzt griff er unter die Fensterladen und rüttelte sie hin und her. Fest zugemacht waren sie. Miete entsann sich dessen ganz genau, aber sie wurde doch schwankend, ob sie nicht aufstehen und sich noch einmal davon überzeugen sollte. Es konnte ja doch einer vergessen sein. Aber Bernd würde dadurch gestört werden, die Rücksicht auf ihn, nicht die Bequemlichkeit, ließ sie liegen bleiben.

Der Wind nahm zu und schwoll nach und nach zum Orkan an. An der Scheune — oder war es am Pferdestalle? — klappte ein Laden. Frau von Ugenstein lauschte gespannt, sie, die sonst nicht wußte, was Nerven bedeuteten, wurde ein wenig unruhig.

Sie liebte den Sturm nicht, er erweckte Erinnerungen in ihr, die sie so gern nicht nur aus ihrem Gedächtnis verbannt, sondern am liebsten ganz und gar ausgewischt hätte. Eine Nacht ihres Lebens stand dann allemal vor ihrer Seele auf — eine stürmische, grausige Nacht. — Das Meer, schwarz und unheimlich, türmte haushohe Wellen, ein Schiff schwankte auf und nieder, vom Lande stieß ein Boot ab — hoch, tief — hoch, tief — manchmal war es ihren Blicken ganz und gar entschwunden, dann tauchte es wieder vor ihr auf. Ein junger Mensch saß darin — —

„Himmel — was war das!?“ Die Freifrau fuhr jäh vom Lager.

„Miete — ha — ha — wa — was ist los!?“ grunzte der Freiherr schlaftrunken.

Ein entsetzliches Getöse, ein Poltern, ein Krachen draußen auf dem Hofe — dann war alles still — nur der Sturm heulte.

Miete zündete Licht an, schlüpfte in die Kleider, ging hinaus und überzeugte sich, daß der steinerne Aufsatz, der sich über der Uhr an der Fronte des Hauses erhob, herabgestürzt war.

## Zweites Kapitel.

Der Gesandtschaftsrat Wolf von Uzenstein bewohnte in Kopenhagen das unveräußerliche Familienhaus der Uzensteins. Es gehörte zum Fideikommiß und verdiente seiner Bauart und seinen Größenverhältnissen nach, wohl den Namen eines Schlosses. Einer der dänischen Könige hatte es einst seinem Kammerrat Rolf Uzenstein geschenkt.

„Hätte er's doch dem Teufel vermach't!“ wandte sich der Gesandtschaftsrat eben an seinen Sohn Fenno, einem bildhübschen, jungen Mann, der bei einem dänischen Husarenregimente als Lieutenant diente, der es aber, angeblich um seine militärischen Kenntnisse zu erweitern, eigentlich aber um sich besser zu amüsieren, dazugesetzt hatte, auf ein Jahr nach Preußen kommandiert zu werden. Augenblicklich befand sich Fenno, um seine Verhältnisse zu ordnen, auf kurze Zeit auf Urlaub in Kopenhagen. Selbstredend hatte er es nur mit vielen Schwierigkeiten vermocht, in die Armee des Königs von Preußen abkommandiert zu werden, denn Freiherr Wolf Uzenstein besaß durch und durch dänische Sympathien, war dänischer Gesandtschaftsrat außer Dienst und betrachtete die Preußen als grausame Räuber von Schleswig-Holstein.

„Was hat Dir denn das alte Familienhaus gethan, Papa?“ fragte Fenno.

„Dieser alte Kasten kostet ein Sündengeld, die Dachdecker kommen nicht mehr vom Dache herunter, Zimmerleute und Maurer wird man nicht los, und man muß ein wahres Heer von Dienerschaft stellen, es in Ordnung zu halten. — Bitte, willst Du Dich einmal von den Beträgen der Rechnungen überzeugen, mein Sohn?“

Er schob mit seiner breiten, weißen, dicht mit rötlichen Haaren besetzten Hand einen Berg von Rechnungen dem jungen Offizier hinüber.

„Ich glaube es, Papa,“ entgegnete Fenno, „ich muß gestehen, daß —“

„Dir Rechnungen kein angenehmer Anblick sind. Mir auch nicht, das glaube mir, und ebensowenig, wie ich diese hier liebe, o —“

„Papachen,“ bat Fenno mit einem fast kindlichen Blick.

„Natürlich, Du willst davon nichts hören — gut, ich werde sie Dir noch einmal bezahlen, dann aber — —“

„Du brauchst keinen Trumpf darauf zu setzen, Herzens-Vater, ich verspreche Dir —“

„Bitte, versprich mir nur nichts, nur das nicht.“

„Hast Du denn allen Glauben an mich verloren?“

„Beinahe — leider muß ich es eingestehen.“

Fenno machte eine unwillige Kopfbewegung, drehte sich eine neue Cigarette und ließ sich mißgestimmt in den Schaukelstuhl nieder. Papa hatte eine Art — eine Art! So ein preußisches Husarenregiment war nun einmal für einen jungen Lebemann, den Sohn einer Familie, welche zu dem holsteinischen Urabel gehörte, und als fremdländischer Offizier dahin kommandiert war, ein kostspieliges Pflaster. Das mußte er sich doch selbst sagen.

Pferde, Rennen, Uniform, Champagner, kosteten nun einmal Geld, die Reise nach Berlin hatte man auch nicht umsonst und ganz und gar konnte er sich doch von den Karten auch nicht fern halten, vorzüglich genug war er ja in dieser Beziehung schon. Aber wer konnte für Pech! Für ausgesuchtes Pech sogar!

„Nun? Was habt Ihr? Ihr sprecht ja kein Wort?“ ließ sich in diesem Augenblick die melodische, weiche Stimme der Frau Adolie von Uzenstein vernehmen. — Sie war die zweite Gemahlin des Freiherrn Wolf, eine geborene Schwebin, Mutter Fenno's und eine noch immer, wenn auch nicht gerade sehr schöne, so doch sehr aparte, pikante Erscheinung.

„Ach Papa —“

„Lieber Wolf —“

„Ach Papa — Papa — lieber Wolf — lieber Wolf —“ rief der Freiherr ärgerlich.

„Bst — bst — mein Schatz — nur nicht gleich oben hinaus — Fenno wird —“

„Sich bessern, ändern, ja — ja — ich kenne das. Genau so lange dauert es, bis ich ihn wieder einmal flott gemacht habe.“

„Siehst Du, so spricht Papa nun.“

„Wolf, Du bist hart gegen ihn — bedenke doch, Uß kostet Dir doch auch viel.“

„Uß! Uß! Natürlich, seine Reisen kosten Geld, aber er ist doch nicht zu seinem Amusement gereist.“

„Hat es aber nebenbei auch nicht vernachlässigt,“ spöttelte Fenno.

„Das mag wohl sein, aber ich ließ ihn reisen, damit er sich in der Welt umsehen und die Land- und Forstwirtschaft in den verschiedenen Ländern studieren sollte. Glaubst Du, daß es eine Kleinigkeit ist, eine Herrschaft wie Bidsenholm, zu übernehmen?“ antwortete der Legationsrat, indem er sich über das bereits gelichtete, rötlich blonde Haar strich.

„Wer einmal eine so bevorzugte Stellung in der Welt einnehmen soll, wie sie dem Herrn auf Bidsenholm zu teil wird, übernimmt naturgemäß damit auch Pflichten, mein guter Wolf,“ bemerkte Frau Adolie, nicht ohne eine gewisse Schärfe, denn sie konnte es nun einmal nicht überwinden, daß nicht ihr Sohn Fenno, sondern Uß, der einzige Nachkomme aus der ersten Ehe des Freiherrn, der Erbherr auf Bidsenholm war.

„Natürlich muß er etwas leisten, um die Ungerechtigkeit einigermaßen auszugleichen,“ warf Fenno hin.

„Welche Ungerechtigkeit?“ fragte der Legationsrat.

„Nun, daß der Älteste als Millionär durch die Welt geht, während die jüngsten Kinder wie die franken Störche nackt und bloß aus dem Neste gestoßen werden.“

„Welche Ansichten!?“

„Es sind einfach solche Ansichten wie sie sich dem denkenden, modernen Menschen naturgemäß aufdringen,“ fiel Adolie ein.

„Das sind demokratische Ideen.“

„Wir Schweden sind nun einmal darin aufgewachsen, lieber Mann.“

„Fenno sowohl wie Elsa erhalten aus dem Fideikommiß so anständige Leibrenten, die sich sogar

auf ihre Erben ausdehnen, daß sie wohl zufrieden sein können.“

„Was besagen diese gegen die Einnahmen des Erbherrn!“ sagte Adolie bedauerlich.

„Sie sind sehr anständig bemessen, freilich könnte ihr Vermögen noch beträchtlich erweitert werden, wenn — doch laß uns davon abbrechen.“

„Nein, im Gegenteil,“ fuhr Frau von Ugenstein auf, „laß uns, da Du nun einmal diesen Punkt berührt hast, ruhig davon sprechen. Wenn es nach Deinem Geschmack ging, lieber Mann, so gingen wir in Saß und Asche, entsagten allen Lebensfreuden und legten jede Krone auf die hohe Kante damit unsere Erben desto mehr erbten. Das ist meine Ansicht durchaus nicht. Die Eltern sollen zuerst das Leben genießen und es sich angenehm machen.“

„Zwischen genießen und verschwenden ist noch ein großer Unterschied!“ brauste Herr von Ugenstein auf, erhob sich, ging etwas schleppenden Schrittes bis zur Thür, ergriff den Hut und verließ das Zimmer.

Wolf Ugenstein war ein Hübn an Gestalt Starkknochig, rotblond mit einem riesigen Brustkajen. Aber sein Gang war ein wenig schwankend, sein Oberkörper leicht nach vorn gebeugt, die großen hellblauen Augen lagen tief in ihren Höhlen, hatten den frischen Glanz verloren, sahen müde in die Welt und es flackerte nur ein wenig in ihnen auf, wenn er erregt war wie jetzt. — Er hatte eben sehr aufgebracht gesprochen. Das that er oft, obgleich alles das, was er seiner Frau und seinem Sohne zum Vorwurf machte, auch genau auf ihn selber paßte.

Die sachgemäße Bewirtschaftung seiner Güter, die ordnungsmäßige Verwaltung seiner Gelder waren ihm eine terra incognita und das Wort „verfagen“ gleichfalls. Der Glanz des Namens nach außen stand ihm am höchsten, und für jene Freuden, die man im allgemeinen als die verbotenen bezeichnet, und den Gaumentigeln war ihm keine Summe zu groß.

„Der gute Papa,“ wandte sich Adolie an ihren Sohn, als der Legationsrat und Kammerherr das Zimmer verlassen hatte.

„Er sprach sehr weise,“ spottete Fenno.

„Bst — bst — wo bleibt der Respekt, mein lieber Sohn?“

Fenno zuckte die Achseln. Mit dem Respekt seinem Vater gegenüber, war es wirklich nicht weit her. Fenno war zu klug, und hatte ein viel zu offenes Auge, um ihn nicht zu durchschauen.

„Was machen wir heute abend, Mama?“

„Willst Du nicht ins Theater gehen, lieber Sohn?“

„Spielt die Hennigs?“

„Ich glaube wohl.“

„Nun dann —“ warf Fenno blasiert ein.

„Graf Fiding-Bösberg,“ meldete in diesem Augenblick der Kammerdiener.

Adolie schob das Blut in die Wangen, es färbte ihre Schläfen und den Scheitel, der zwischen dem gekräuselten, brennend roten, aber wunderbar schönen Haar von der Stirn bis zum Hinterkopf lief. Es sah aus, als ob sich zwischen dem rotgoldigen Gelock ein Blutbächlein sprungweise vor-

wärts drängte. Ihre kastanienbraunen Augen wurden sammet schwarz, und ihren Mund umzog ein Lächeln, welches denselben nicht gerade verschönte.

Fenno schritt der Thür zu.

„Willst Du gehen, mein Sohn?“

„Ja, ich muß mir vor Tisch noch ein wenig Bewegung verschaffen. Christian wartet noch auf Bescheid? Dieser ewig moralisierende Fiding — ich gehe ihm gern aus dem Wege.“

„Natürlich, der Herr Graf ist mir angenehm,“ sagte Adolie.

Der Kammerdiener verschwand, Fenno wechselte in der Thür noch einige gleichgültige Worte mit dem Grafen und entfernte sich dann.

„Nun? Endlich einmal hat man das Vergnügen? Wo waren Sie in aller Welt?“ wandte sich Adolie an Graf Arno Fiding, einen Mann von vielleicht zweiundfünfzig Jahren, mit lebhaften graublauen Augen und einem feinen vornehmen Gesicht, dessen Ausdruck sich überraschend schnell veränderte: Halb lag Sarkasmus drauf, halb drückte er Berechnung aus; Gutmütigkeit wechselte mit unbändigem Hochmut und Kälte, welche wieder von aufflammender Leidenschaft verdrängt wurden. Spärliches dunkelblondes an manchen Stellen schon ergrautes Haar bedeckte den kleinen Kopf, der mit der feinen Gliederung der mittelgroßen Gestalt des Grafen so gut harmonierte. Seine Bewegungen, wie sein ganzes Wesen, waren vornehm, wenn auch zuweilen leicht an das Gemachte, ja fast an das Geckenhafte streifend, welcher Eindruck durch die etwas geziert klingende Sprache, wie sie Deutsch-Dänen eigen ist, noch erhöht wurde.

„Interessiert Sie das wirklich, Baronin?“ fragte Graf Fiding, indem er die Augen, halb getränkt, halb spöttisch, lange auf ihr ruhen ließ.

Adolie hielt diesen Blick nicht nur aus, sondern beantwortete ihn wieder durch jenes flammende Aufleuchten ihrer Augen und das unschöne Lächeln. Sie zählte einige vierzig Jahre, sah aber, besonders in Momenten der Erregung weit jünger aus. Ihre zierliche Gestalt, der tadellose Anzug begünstigten diesen Eindruck. Dazu stach dies goldrote üppige Haar vorteilhaft von ihrem verhältnismäßig jugendlichen rosigen Gesicht ab.

„Sie wissen, daß ich mich stets besleißige, die Wahrheit zu sprechen, Adolie.“

„Setzen Sie sich, Graf.“

Ihm einen Sessel zuschiebend, warf sie sich, leicht wie eine Feder, in den mit Eisbärenfellen und bunten türkischen Decken behangenen Armstuhl, welcher nahe dem lodernden Kamin stand, ergriff einen großen Strohsäcker, italienischer Arbeit, und bewegte ihn kokett hin und her, während sie ihre reizenden, mit durchbrochenen rosenfarbenen seidenen Strümpfen und zierlichen Lackshuhen bekleideten Füße, so weit wie möglich unter dem Saum ihres Kleides hervorschob und übereinander schlug.

„Sie werden sich erkälten,“ sagte Graf Arno Fiding, jedes einzelne Wort hervorquetzend.

Adolies Gesicht verzerrte sich einen Augenblick im höchsten Jörn. Ihre so oft mit Glück angewandten Kofetterien wollten bei Arno nicht mehr verfangen,

dieser Spott war zu grausam. — Er huldigte ihr längst nicht mehr, das hatte sie schon seit Wochen gefühlt, wenn sie auch keine bestimmten Beweise dafür hatte. Zu sehr in der Kunst der Verstellung geübt, that sie jedoch als ob sie den Hohn, welcher in Arnos Worten lag, nicht bemerkte.

„Es ist wirklich ein wenig kühl hier. Unser sonst so schöner nordischer Herbst läßt sich recht unbehaglich an.“

„Durchbrochene seidene Strümpfe gehören in den Ballsaal — sonst — —“

„Gut, gut — Sie wissen, ich habe meine eigenen Ansichten in Fragen der Toilette.“

„Der Toilette? Nur der Toilette?“

„Gut, sagen wir — immer.“

Abolies Gesicht erheiterte sich, die Unterhaltung begann mit einem Streit und den liebte sie besonders.

„Die sogenannten eigenen Ansichten, ich meine in Sonderheit die Ihrigen, Abolie, sind freilich in den meisten Fällen nicht die richtigen.“

„Für mich sind sie es aber!“ warf sie trotzig ein.

„Sie stellen irgend eine absurde Behauptung auf, gleichviel ob Sie selbst daran glauben oder nicht, schleudern sie in die Welt, verteidigen sie auf Tod und Leben und meinen dann originell zu sein.“

„Das ist eben eine meiner Eigentümlichkeiten.“

„Ah, Sie wollen also eigentümlich sein?“

„Natürlich.“

„Sie sind es dann aber gerade gar nicht — gar — — gar nicht! — — Sie sind dann gemacht — puppenhaft — und — und was weiß ich noch!“

Graf Arno bewegte mit ausgestrecktem Zeigefinger die Hand heftig von oben nach unten, wippte mit dem Fuße auf und nieder, brachte jedes Wort so breit als möglich hervor und sah Abolie mit zornfunkelnden Augen an. Er haßte sie in solchen Augenblicken und hatte das Gefühl, als müsse er ihr den Mund zudrücken, der so viele Thorheiten sprach.

Abolie lächelte befriedigt. Er ärgerte sich noch über sie und versuchte sie noch zu reizen, wie er es so gern that; seine Zuneigung für sie war doch noch nicht erloschen. Wenn sie nur erst gewußt hätte, wem der Flatterhafte inzwischen gehuldigt hatte, denn daß sein Herz in der Zeit ihres Nichtsehens nicht unbeschäftigt gewesen war, das stand fest.

„Sie sagten: „dann sind Sie gerade gar nicht originell? Nicht wahr?“

„Ja, das sagte ich.“

„Daraus folgt, daß Sie mir doch in manchen Fällen die Originalität nicht absprechen. Und wann wäre das?“

„Was Sie auch für Fragen stellen. Was — was — ich kann das nicht leiden — Abolie.“

Arno sprach jetzt nur hinten im Gaumen, jedes Wort kam geziert heraus, und dabei waren Hand und Fuß in steter Bewegung.

„Sagen Sie mir's doch, Arno. Offen — ehrlich — wie Sie ja stets gegen mich sind, Sie wissen ja, daß ich so wenig wirkliche Freunde, ja ich möchte beinahe sagen, außer Ihnen gar keinen habe.“

„Quälen Sie mich doch nicht so, Abolie.“

„Welche Auffassung, Arno? Sie quälen mich.

Doch es ist ja natürlich, daß Sie als Mann der Frau stets das zur Last legen, wodurch Sie sündigen.“

Abolie that als ob sie schmollte, was Arno Fiding ganz genau herausfühlte.

„Sehen Sie, Abolie, wieder unnatur, wieder sind Sie nicht Sie selbst. Nun will ich Ihnen doch sagen, wann Sie originell sind.“

Arno machte eine Pause und betrachtete die Freifrau mit jenen langen, nach und nach immer wärmer immer inniger werdenden Blicken, die in Abolie jeden Nerv erzittern ließen. Sie empfand diese Blicke auch jetzt mit steigender Wonne und unterbrach Arnos betrachtendes Stillschweigen mit keiner Silbe. Er fuhr schon von selbst fort, sie kannte dies schon; warf sie jedoch ein Wort ein, so nahmen seine Gedanken und mit diesen seine Gefühle nur allzu leicht eine andere Richtung.

Jetzt stellte Graf Fiding die Bewegung der Hand und des Fußes ein und nickte ein wenig pagodenhaft mit dem Kopfe: „Sie sind wirklich originell, Abolie, wenn Sie gar nicht an sich denken, wenn Sie nicht Abolie sein wollen, sondern wenn Sie es sind. Dann wirken Sie von selbst und erreichen das, was Sie erreichen wollen, und was nie der Fall ist, wenn Sie sich in Paradoxen bewegen. Sie sprechen dann vernünftige Weltanschauungen aus, Ihr, im Grunde genommen, gutes Herz kommt zur Geltung —“

„Ich will aber nicht gut sein,“ fuhr Abolie auf.

„Schon wieder eine kokette Thorheit. Im Grunde genommen, will jeder Mensch gut sein. Aber — so — unterbrechen Sie mich — doch — nicht — es ist — un — aus — stehlich — ganz — un — ausstehlich!“

Graf Fiding-Bösberg sprach im hohen Fisteltone.

„Nein, nein, Arno — verzeihen Sie — aber —“

„Sie müssen nun einmal widersprechen, ohne davon überzeugt zu sein, was Sie behaupten. Also — Ihr im Grunde genommen, gutes Herz kommt dann zur Geltung, Sie gönnen anderen Frauen auch die Anerkennung, nach der naturgemäß jedes weibliche Wesen strebt, Ihre politischen Ansichten, welche sonst so abgeschmackt als möglich sind, gestalten sich dann ganz vernünftig — und —“

Arno hielt inne und seine grauen Augen lagen wieder lange auf Abolies hingegoffener Gestalt.

„Und?“

„Wenn ich nur nicht befürchten müßte, daß Sie noch eitler werden, wie Sie schon sind, Abolie?“

„Arno Sie nehmen ihren Kredit als ältester Freund unseres Hauses fast zu stark in Anspruch,“ sagte die Freifrau gekränkt.

„Aber, mein Gott, was nützt es, wenn ich nicht ganz ohne Rückhalt zu Ihnen sprechen darf?“

„Ja — ja — sprechen Sie nur, Fiding.“

„Auch Ihre äußere Erscheinung gewinnt um tausend Prozent, wenn Sie die natürliche Abolie Ugenstein und nicht die gekünstelte sind. Sie haben viel von der Natur vor anderen Frauen Ihres Alters voraus.“

Abolie bewegte sich etwas unruhig hin und her, zupfte an dem Rocke ihres Kleides, fuhr sich mit den Händen durch das Haar und die kleinen reizenden

Füße zitterten nervös. Das Alter! — das schreckliche Alter! — Sogar daran wagte dieser in seiner Unummundtheit oft geradezu entsetzliche Graf Fiding zu rühren! Aber wie es die zartbesaitete spanische Jungfrau, trotz des Grauens, trotz des Schauders, der sie bei dem Gedanken Blut zu sehen erfährt, doch in die Arena zu den Stiergefechten zieht, so hörte Adolie Ugenstein, diesem impertinenten Graf Fiding trotzdem in fieberhafter Spannung zu. Gerade weil er so impertinent sprach, gab er ihr den Beweis, wie nahe er sich ihr in seinem Innersten verbunden fühlte.

„Viel! Sehr viel! Das volle lockige Haar, goldig wie das Alpenglühen im Hochgebirge, dazu die feine, vornehme, weiche Haut des Gesichts, rosig angehaucht, wie die Blätter jener lieblichen Rose, welche man als Centifolie bezeichnet! — das lebhaft dunkle Kuritelauge — die schlank, zierliche Gestalt, welche sich auf der Grenze der jononischen Fülle hält, — die Anmut der Bewegung, das bezaubernde Lächeln, sobald es dem Herzen entflammt — der Fuß — — der Fuß!“

Arno sprang auf und ging einige Mal im Zimmer auf und nieder, gefolgt von Adolies luxurianten Blicken.

„Aber wenn Sie diesen Fuß provokant zeigen — o — o! — der Charme ist vorüber, wenn Ihr Lächeln gewinnen soll! Ach und wie lieblich kann es noch sein! Wenn Sie sich jugendlich bewegen wollen, werden Ihre Bewegungen edig — kurz — stoßend!“ Fiding hielt erschöpft inne. „Wenn Ihre Augen das Feuer in einer Männerbrust anfachen sollen — dann schaut der Teufel daraus! O — o! — das zarte Karmin Ihrer Wangen wird zum brennenden Rot der Klatschrose! — Adolie — Adolie! Sie werden zur lächerlichen Kokette!“

Adolie lag da, als hätte sie der Schlag gerührt.

„Für mich Adolie gebrauchen Sie alle diese Künste nicht.“ Er sprach weicher, immer weicher. „Anderen brauchen Sie nicht zu gefallen.“ — Dicke Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. „Meine Adolie ist nur die in gleichmäßiger Bahn dahinwandelnde — die natürliche — die liebe — die ruhige — die gute Adolie.“

Adolie senkte tief, ihre Brust hob sich, als wäre eine Centnerlast davon genommen, matt lehnte sie den Kopf in die Kissen zurück und sah zärtlichen Blickes zu Graf Fiding-Bösberg auf. Jetzt sah sie so jugendlich aus — so frisch — so mädchenhaft, daß sie niemand für älter wie für dreißig Jahre gehalten hätte.

Arno ergriff leise ihre Hand.

„Unser Verhältnis ist ein eigentümliches, Adolie. Wir lieben uns, wir wissen es, die Welt weiß es und doch brauchen wir den Blick Deines Gatten, Deiner Kinder nicht zu scheuen. Kann der Mensch für die gewaltigen, elementaren Gefühle des Herzens? Nein — und hundertmal nein! Nur — muß er sie im Zaume halten! Sobald er dies nicht thut, sinkt er zur Bestie herab. Und so soll es bleiben Adolie — aber — aber — ich bin eifersüchtig — ich kann es nicht ertragen, wenn Du mit andern kokettierst!“

Graf Fiding lag wieder ganz und gar in dem Bann dieser schönen Frau. „Du bedarfst der Guldigung, der Verehrung.“

Adolie nickte beglückt mit dem Kopfe. „Ja, Arno, Du weißt es. Warum bleibst Du nur so lange fern?“

Arno senkte den Blick auf die bunten Muster des Teppichs.

„Warum Arno? Mein Dasein war so unausgefüllt — so leer.“

„Jetzt bleibe ich bei Dir, Adolie,“ flüsterte er wie abwesend.

„Du Guter. Und wo warst Du? Wann reitest Du ab?“

„Ich reiste damals nach dem Rennen ab — weil Du — doch wozu die Ursachen eines alten Streites wiederholen, der Unfriede entbrennt dadurch nur aufs Neue. Ich hatte Geschäfte mit meiner Schwester.“

Adolie wollte es scheinen, als ob Arno ein wenig unsicher gesprochen und als ob sein bis dahin so inniger Blick dem ihrigen ausgewichen wäre.

„Bei Sophie oder bei Jeanette?“

„Bei Sophie.“

„Also in Preez?“

„Gewiß.“

„Sie wohnt jetzt im Kloster?“

„Ganz recht. Es handelte sich um ihre Einrichtung und um einige andere Sachen.“

Arno sprach flüchtig, die Kraft seines Händedrucks wurde schwächer und er zog seine Hand aus der Adolies; alles durchaus keine außergewöhnlichen Erscheinungen, und dennoch fühlte sie sich dadurch beunruhigt.

„War Friederike da?“

Arno errötete leicht, Adolie sah es, obgleich er ihr das Gesicht nicht zuwandte.

„Sie war einige Tage früher von Hannover aus eingetroffen.“

„Und weshalb? Wußte sie, daß Du kommen würdest?“

„Die Gräfin Emilie Randau, die Travenorter, wurde als Klosterbame eingeführt, da wollte sie zugegen sein.“

„So — so —. Wußte sie, daß Du zu Sophie reisen würdest?“ fragte Adolie noch einmal.

„Ich glaube nicht.“

„Nun habt Ihr denn gar nicht darüber gesprochen? Habt Ihr Euch denn überhaupt nicht gesehen?“

„Flüchtig — nur ganz oberflächlich.“

„So? — Hat sie nichts sagen lassen? Kommt sie?“

„Ich kann es nicht sagen.“

Arno war es unangenehm über diese Punkte zu sprechen. Er wich aus. Adolies Verdacht wurde wach. Nichts leichter als dieses, denn er schlummerte nur. Selbst veränderlich in ihren Neigungen wie das Aprilwetter, argwöhnte sie dies bei anderen auch.

Adolie entsann sich, einmal gehört zu haben, daß Friederike, in der ganzen Familie, im Freundeskreise „Fiete“ genannt, vor langen langen Zeiten Arnos Hand ausge schlagen haben sollte. Man hatte es unbegreiflich gefunden, daß sie die Klosterstelle in

Breß statt der guten, in jeder Beziehung sogar sehr guten Partie wählte.

Fiete war jetzt mindestens vierzig Jahre. Sollte sie noch imstande sein, den verwöhnten, in Bezug auf Frauenschönheit so raffinierten Geschmack eines Grafen Fiding-Bösberg zu befriedigen? Sie fand ein weibliches Wesen dieses Alters plötzlich enorm alt, und durchaus nicht mehr liebesberechtigt, obgleich sie selbst noch einige Jahre mehr aufzuweisen hatte. Aber wie in allem, so sah sich die Freifrau Abolie von Uzenstein geborene Gräfin Stirnjelm, auch in dieser Beziehung für eine Ausnahme an. Sie war nun einmal in ihren Augen ein Original.

„Sie sind plötzlich schweigsam geworden, mein Teurer?“ fragte Abolie, sich langsam aus ihrer liegenden Stellung erhebend.

„Um — — man kann nicht immer sprechen, Dolli.“

„Besonders wenn man denkt.“

„Das klingt, meine Werte, als ob Sie das Denken bei dem Sprechen für Luxus hielten.“

Arno war entschieden nachdenklich geworden, ‚nachdenklich‘ bedeutete aber bei ihr, wenn sich ein Verehrer in ihrer Gegenwart dessen schuldig machte, so viel wie, ‚mißgestimmt‘.

„Warum haben Sie sich eigentlich nicht verheiratet Arno?“ fragte sie plötzlich ganz unvermittelt. Arno schoß das Blut in die Wangen.

„Abernheit.“

„Nun sagen Sie einmal.“

„Weil ich zum alten Junggesellen prädestiniert war.“

„Machen Sie doch keine Ausflüchte.“

„Warum soll ich es Ihnen nicht sagen? Die ich wollte, wie es noch Zeit war solche Jugendthorheit zu begehen, wollte mich nicht, später wollten mich verschiedene, die wollte ich nicht, weil ich Sie inzwischen kennen gelernt hatte.“

„Arno?“ kam es schmachkend von Abolies Lippen.

„Ja — wir wären —“

„Nein — nein — Abolie, ich hätte Sie nie geheiratet!“

„Arno!“

„Nein bei Gott nicht, es wäre eine eufsekliche Ehe geworden.“

Abolie wurde sehr blaß. Sie bebte vor Wut, um so mehr, da sie Graf Fiding in ihrem Innersten beipflichten mußte.

„Mein Gott Abolie, wir beide brauchen uns doch kein X für ein U zu machen.“

„Nein — das brauchen wir nicht — und das thun — Sie auch sicherlich nicht, Fiding.“

Abolie war bis in die tiefste Seele hinein gekränkt. Arno konnte so über die Maßen rücksichtslos sein, seine Offenheit war manchmal so furchtbar verlegend.

Jetzt saß er still da, zwieselte seinen Schnurrbart und sein Mund verzog sich, wie oft, wenn Arno etwas dachte, was er nicht aussprechen mochte. Etwas Gutes war das nie, Abolie wußte es genau, im Gegenteil meist etwas Boshaftes, wie es in seinem Charakter lag, ein Gemisch aus den verschiedensten, edelsten Gesinnungen und einer gewissen Nieder-

trächtigkeit. Meist aber siegten die Tugenden, wenn auch nicht immer mühelos, sondern gezwungen. Die Erwähnung Friederikens hatte den Umschlag seiner Stimmung veranlaßt, daran war kein Zweifel. Abolie wollte ein offenes Auge auf diese Verwandte haben, die sie bis dahin als gänzlich ungefährlich betrachtet, und infolgedessen mit schwesterlicher Liebenswürdigkeit überschüttet hatte.

Und Abolie konnte eine Liebenswürdigkeit an den Tag legen, welche jeden bezaubern mußte, mochte er wollen oder nicht. Es gab Frauen und Männer, welche kein gutes Haar an ihr ließen, die sich bekreuzten, wenn sie nur ihren Namen hörten und die vollständig verwandelt waren, wenn sie zur guten Stunde mit der Freifrau zusammen getroffen waren.

### Drittes Kapitel.

Uz von Uzenstein, der nach einem langen Aufenthalt in Frankreich, England, Holland und Deutschland, wo er Land- und Forstwirtschaft, sowie Maschinenwesen studiert hatte, vor einigen Tagen nach Berlin gekommen war, befand sich eben mit seinen Freunden, zwei Offizieren der Garde-Kavallerie, auf der Charlottenburger Rennbahn, um hier ein Pferd zu probieren, welches er kaufen wollte, um es demnächst nach Holstein zu schicken.

„Ho, min Sönchen — töf — töf man,“ ließ er seine volle kräftige, etwas hohe Stimme vernehmen, und schraubte das unbändige, starkknochige Halbblut zwischen Schenkel und Kandare zusammen, daß es den Hüften hergeben mußte, ob es wollte oder nicht.

„So — nun en betten Luft — so — so —“

Uz verminderte den Druck der Riesenschänkel ein wenig, gab dem Gaul etwas Luft und trabte an.

„Er zwingt ihn,“ sagte Lieutenant Graf Röß.

„Wenn der ihn nicht reiten wollte, wer soll es sonst thun?“ bemerkte Herr von Pfeilen, der andere Offizier.

„Ho — ho — ho Kanaille!“ rief Uz lachend und karbatßchte dem Braunen ein paar Mal mit der Peitsche zwischen die Ohren, daß ihm Hören und Sehen verging und er vorläufig nicht daran dachte seine ungezogenen Kreuz- und Quersprünge zu wiederholen.

„Ein infames Dieß, Röß.“

„Aber ein Kapitalgaul, mein lieber Pfeilen.“

„Vor dem Zuge nicht zu gebrauchen. Seien Sie froh, wenn Sie ihn los find.“

Das Halbblut lümmelte sich auf die Zügel, keilte nach hinten aus, stieg und versuchte auf jede Weise seinen unbequemen Reiter aus dem Sattel zu bocken.

„Uz sißt wie angegossen.“

„Er kriegt ihn durch seine Kraft.“

„Natürlich sein reitet er nicht, aber er hat eine Faust von Eisen und eine Schenkelkraft, gegen welche schließlich kein Gaul antann.“

Uz balgte sich inzwischen mit dem Braunen auf Leben und Tod herum, aber so große Anstrengungen das Tier auch machte ihn in den Sand zu setzen,

so wollte ihm das doch nicht gelingen. Es war wie aus dem Wasser gezogen und zitterte an allen Gliedern.

„Nun aber los — flott — hei! — dall! — dall!“ rief Uß in voller Reiterlust, setzte dem Pferde ein paar blutige Sporen und jagte in voller Pace davon. Mit weit vorgestrecktem Hals und schnaubenden Nüstern jagte das schöne Tier dahin.

„Graben — hep — hep!“ war Ußens helle Stimme zu vernehmen.

„Bravo! Bravo!“

„Famoser Sprung!“

„Der wird in Videnholm die Knick's schon nehmen.“

„Alle Tage zehn so wie da jetzt die Mauer — superbe — tabellos — bei Gott Pfeilen — der Gaul springt wie ein junger Gott!“

„Und Uß reitet wie der Teibel.“

„Hoh! Hoh! Hep — hep — hurra — hurra!“ empfingen die beiden Kavallerie-Offiziere Uß, der beinahe die ganze Bahn sowie die verschiedenen Hindernisse genommen hatte, und jetzt ohne einen Schweißtropfen vergossen zu haben, als ob garnichts vorgefallen wäre, im langen Jagdgalopp zurückkehrte und den Braunen dicht vor ihnen verhielt.

„Er gehört mir!“ rief er über das ganze volle, rosige, fast bartlose Gesicht lachend, wobei seine blauen großen Augen voll Lebenslust in die Welt strahlten. Gerade durch diese rosige weiße Hautfarbe, diese blauen Augen den hübschen Mund mit den gesunden roten Lippen, und dem Anflug eines blonden Schnurrbartchens, durch die ganze, blonde frische Erscheinung und die beinahe schwerfälligen Bewegungen, welche wahre Urkraft verrieten, machte Uß Ußenstein, obgleich er fast dreißig Jahre alt war, doch den Eindruck eines großen, noch etwas jagdhundmäßigen Jungen. Ja, ein großer Junge war dieser holsteinische Freiherr Uß von Ußenstein, aber ein prächtiger, hiebarer Junge auf den man Häuser bauen konnte.

Jetzt schwang er sich aus dem Sattel, klopfte dem Pferde den Hals, knickte einige Male in die Kniee und warf dem kleinen Jockey des Grafen Röß die Zügel zu. „Führe die Stute in den Stall, mein Jong. Bald schwimmt sie nach Holstein ab.“

„Soll ich sie Ihnen durch meinen Piccolo schicken?“ fragte Röß.

„Ich würde mich zwar sehr freuen Piccolo in Videnholm zu begrüßen,“ wandte sich Uß freundlich lächelnd an den hübschen, kleinen, eleganten Reitknecht, „aber ich werde mich, wenn ich hier meine Geschäfte besorgt habe, in den Sattel klemmen und sie selbst nach Hause reiten.“

„Poß, Bliß! Der reine Distanzreiter,“ scherzte Herr von Pfeilen.

„So eine Art von Distanzenritt wird es wohl werden,“ meinte Uß, zog die Börse und drückte dem Jockey vier blinkende, neue Zwanzigmarkstücke als Halftergeld in die Hand. „Pflege sie gut.“

„Zu Befehl, Herr Graf,“ rief der über die reiche Gabe erfreute echte Berliner Junge.

„Wenn Du noch einen Zwanziger zulegst, avancierst Du zur Durchlaucht, Uß,“ sagte Graf Röß.

„Soll ich?“ sagte Uß, indem er die Hand noch einmal in die Tasche verfenkte.

„Bist Du toll? Du verwöhnst den Bengel so wie so schon. Bierzig waren auch genug.“

„Ach was, man soll dem Ochsen der da drischt, dat Mul nicht verbinden. Und ich dächte wir bewahrheiteten jetzt dieses herrliche Wort. Begießen wir die Stute bei Uhl oder bei Hüller?“

„Ich dächte wir gingen zu Kempinsky. Wir haben es da für das halbe Geld,“ wandte von Pfeilen ein.

„Also — avanti Signori!“ damit schritten die drei Freunde auf dem leichten Gif des Grafen Röß zu und bald flog das Gespann auf dem weichen Sandwege, welcher von der Rennbahn nach dem Städtchen Charlottenburg führt, dahin.

Es war ein herrlicher Herbstmorgen. Die Sonne schien strahlend hernieder und verschönte selbst diese nichts weniger als schöne Gegend. Sand, Kiesern, die ersten bescheidenen Häuser von Charlottenburg und in der Ferne die Weltstadt mit ihren Türmen und ihren Häusermassen. Sonst nichts.

Aber es lag Stimmung in diesem Silbe, welche auf das empfängliche Gemüt des Freiherrn einen tiefen Eindruck machte.

„Wie hübsch ist es doch eigentlich bei Euch in Eurer märkischen Sandbüchse,“ sagte Uß, indem er vom Bod aus Umschau hielt.

„Hört den nordischen Bären, er fängt an zu schmeicheln,“ rief Herr von Pfeilen lachend.

Charlottenburg war erreicht. Graf Röß ließ das Pferd langsam gehen bis er es jenseits der Stadt wieder zu einer flotteren Gangart aufmunterte. Nun nahm sie der Tiergarten auf. Die breiten, bequemen und gutgehaltenen Alleen lagen da, wie von goldenen Mauern eingerahmt. Der Herbsthauch hatte die Bäume vergolbet. Man sah hier nur wenig Menschen, noch war die fashionable Stunde weder für den Reiter noch den Fußgänger angebrochen. Die Pferdebahnen waren schwach besetzt, nur einzelne Arbeits- und Lastfuhrwerke waren zu erblicken.

Sizzo Pfeilen faßte jetzt leicht in die Zügel und verhielt das Pferd immer mehr bis es in Schritt fiel.

„Piano am pianissimo!“

„Was willst Du denn nur?“ sagte Röß.

„Aber siehst Du denn nicht, was da kommt?“

„Ach da — da — einverstanden — am pianissimo!“ Röß ließ den Gaul immer kürzer traben und folgte mit den Augen Sizzos Blicken.

„Heiliger Strohfad, ein ganzes Nest von halbfliuggen Singvögeln!“ rief Uß.

„Na, ich denke, einige sind schon recht flügge!“ Pfeilen drückte das Monotel ein und musterte das Mädchenpensionat, welches auf dem Promenadenwege, regelrecht zu Zweien abmarschiert, den weiblichen Wachmeister an der Tête zwei ‚caporales féminins‘, an der Queue, angerückt kam.

„Gelbbraune Kleider, mausfarbene Paletots, Wasserstiefel, schwarze Nachtmützen mit einer knallroten Rose auf dem Kopf — Rinder — jrräglich!“ rief Pfeilen.

„Das ist die Abschreckungstoilette! höllisch schlau von der erhabenen Pensionsmama,“ sagte Röß.

„Nu bitt ich einen Menschen, auch das Wurm



mit das fuchsrote Haar muß eine feuerrote Rose tragen! Träplich!"

"Halt! Halt!" donnerte Uß plötzlich, schwang sich mit einem mächtigen Satz vom Bod, stürzte auf die weibliche Kolonne zu, nahm eben jene beklagenswerte Rothhaarige beim Kopf und küßte sie ab, daß es über die ganze Allee hinweg schmalzte.

So viele weibliche Wesen, ob Lehrende, ob Lernende, so viele Schreie der Entrüstung! Die ganze Schar purrte wie ein Taubenschwarm, zwischen den der Stöber fährt, auseinander, bis sich die Lehrerinnen endlich faßten und auf Uß losstürzten. Die beiden Herren hielten, stumm und starr vor Schrecken auf der Stelle.

"Du — ich glaube, Pfeilen, unserm guten Uß ist plötzlich etwas in den Kopf gestiegen."

"Fast scheint es so. Und er küßt noch — ha — ha — mit einer Ausdauer, einem Feuer! Aber das kleine rote Balg läßt sich das ruhig gefallen, bei Gott im Himmel, es küßt sogar jetzt ganz tapfer wieder."

"Mein Herr! — Mein Herr! — — — Fräulein von Ugenstein! Fräulein Elsa!" Die Vorsteherin des Mädchenpensionats, Fräulein Emma Marisfeld, zornrot im Gesicht, schrie wie eine Verzweifelte.

"Uß von Ugenstein, mein Fräulein, freue mich Ihre Bekanntschaft zu machen — hier meine Schwester, die ich nach zwei und ein halbjähriger Trennung heute zum ersten Male wiedersehe," wandte sich Uß jetzt an die aufgeregte Dame, indem er artig den spiegelblanken Cylinder zog.

"Mein ältester, mein liebster Bruder, Fräulein Marisfeld," setzte Elsa hinzu.

"Sehr erfreut — — aber — — wirklich sehr erfreut, Herr von Ugenstein — aber — —"

"Ja, ja, Sie haben recht, Fräulein Marisfeld, es war etwas plötzlich, etwas absonderlich —"

"Bestimmt — wirklich — Herr von Ugenstein — aber — sehr, sehr erfreut — — Vorwärts meine Damen! Ich — ich habe die Ehre, Herr von Ugenstein."

Fräulein Emma Marisfeld hatte die Fassung durchaus noch nicht wiedergefunden und wußte nichts Besseres zu thun, als mit ihren Schutzbefohlenen schleunigst weiterzugehen, um diesen den Anblick dieses urwüchsigen Holsteiners so schnell als möglich zu entziehen.

"Ich komme heute noch —," wandte sich Uß an die erregte Dame.

"Besuch ist nur Sonntags gestattet," entgegnete diese jedoch mit schulmeisterlicher Schlagfertigkeit, welche sich langsam wieder einstellte.

"Gut, dann Sonntag, Elsa!"

"Ja — ja — aber lange — lange," bat Elsa im Vorwärtsgehen.

"Ich bitte sich nicht umzusehen, meine Damen," kommandierte Fräulein Marisfeld, schnitt Uß ein ganz verteufteltes Gesicht und neigte, stolz wie eine Königin, das Haupt zum Abschiede, vergeblich bemüht, mit ihren stehenden Blicken die Schar der sicheren Dackfische endlich zur Ruhe zu bringen.

Uß saß schon wieder auf dem Wagen.

"Bengel! Holste! Mensch!"

"Nee, weißt Du mein Junge, da hört sich doch Verschiedenes und noch Mehreres auf!" empfingen ihn seine Freunde.

"Prachtmädel! Was? Hurrjeh und die Alte! — — ha — ha — hohoho!" — Uß wollte vor Lachen bersten. "Wie sie die Augen rollte — ho — ho — ho — und wie sie sich plusterte, wie eine alte Glucke, der die Kage ein Küchelnchen stibitzen will — — ho — ho — ho — ho —." Der ganze mächtige Körper des Freiherrn bebte.

"Das war also Deine Schwester, Uß?" sagte Herr von Pfeilen.

"Die einzige, die ich habe."

"Und sie ist hier in Pension?"

"Seit einem Jahre, um sozusagen die letzte Politur zu erhalten."

"Hat man denn da oben in Eurem Kopenhagen, wo Deine Eltern wohnen, keine guten Pensionen?"

"D doch — doch — — aber — da wir doch nun einmal Ruß-Preußen sind, so hielten wir es für besser, wenn Elsa auch in Deutschland erzogen würde."

"Gewiß — sehr wahr," bemerkte Pfeilen.

Über Ugens Gesicht, welches unter dem Eindruck dieses Wiedersehens mit seiner Schwester, noch heiterer gestrahlt hatte, wie es gewöhnlich der Fall war, zog es wie ein Schatten. Er gedachte der Kämpfe, welche es ihn gekostet hatte, seinen Vater zu bestimmen, Elsa nach Berlin in Pension zu geben. Aber er — Uß — hatte Kopf und Kragen daran gesetzt, es zu erlangen — denn — schlimm aber wahr — er hielt es nun einmal nicht für gut, wenn ein Mädchen dieses zarten Alters, der Obhut einer so koketten Mutter, wie Adolie Ugenstein, unterstellt blieb.

"Ein reizendes Mädchen, Uß," sagte Pfeilen nach einer Weile.

"Ja trotz der fuchsiggen Haare," bemerkte dieser trocken.

"Ich möchte sogar behaupten, gerade wegen der roten Haare, sie stehen ihrem feinen Gesichtchen vorzüglich."

"Ja, solche Nottöpfe haben gewöhnlich eine Haut wie Milch und Blut."

"Wie lange bleibt sie hier?"

"Noch nicht bestimmt."

"Ist Herrenbesuch in der Pension gestattet?"

"Oho — oho — keine Ahnung."

"Nun ich dachte in machen Pensionen werden Bälle, sogenannte Tanzstundenbälle gegeben."

"Nun da nicht."

"Ich möchte aber wirklich einmal die Bekanntschaft Deines Fräulein Schwester machen."

"Das kann einmal werden Pfeilen, wenn mein Vater erst in Vicksenholm wohnt, wovon halb und halb die Rede ist — aber — — — hahaha —" Uß lachte treuherzig.

"Nun? — Aber?"

"Ich will Dir sagen, mein alter Pfeilen, für Dich blüht diese Rose doch nicht — ha — ha —"

"Wohl schon in der Wiege versagt?"

„Das nicht, aber — sie ist keine Erbtöchter und Dein ewig schwindfüchtiges Portemonnaie muß sich einmal durch eine wohlhabende Frau stärken.“

„Freilich — das wäre zu wünschen.“

„Elsa hat wie alle hollsteinischen Landtöchter ihre zehntausend Thaler und eine anständige Aussteuer!“

„Heiliger Nepomud! Das ist ja noch nicht einmal das Commißvermögen.“

„Allerdings nicht.“

„Kinder, Ihr sprecht ja da, als wenn Gott weiß was schon im Gange wäre, und dabei kennen sie sich noch nicht einmal,“ bemerkte Graf Röß.

„Ich bin immer für reine Bahn, meine Herren, und da mich Pfeilen doch einmal besuchen und meine Schwester dann wahrscheinlich kennen lernen wird, so ist es ganz gut, um einer resultatlosen Liebelei vorzubeugen, die doch nur schwere Herzen hinterläßt, wenn er weiß, wie es um Elsas Kasse steht.“

Die drei Freunde hatten inzwischen ein gut Teil des Weges von Charlottenburg nach Berlin zurückgelegt. Man verspürt bereits die Nähe der Großstadt; zahlreiche Spaziergänger belebten die Seitenpfade; Droschken, elegante Equipagen und einzelne Reiter zeigten sich. Je näher dem Brandenburger Thor, desto bunter wurde das Treiben, und als sie endlich auf dem freien Plage vor demselben anlangten, mußten sie halten, weil es hier von Menschen und Fuhrwerken wimmelte. Sie fuhrten jetzt durch das Brandenburger Thor. Die beiden Offiziere redeten sich höher und auch Uß Uzenstein nahm eine würdige Haltung an. Es ist nun einmal ein eigenes Gefühl, welches sich unwillkürlich auch in der körperlichen Haltung ausdrückt, im eleganten, leichten Gefühl diese schönen, historischen Linden, auf denen das vornehme Leben der Residenz dahin flutet, entlang zu fahren.

Die Offiziere grüßten hier, grüßten dorthin. An der Ecke der Friedrichstraße mußten sie halten, weil die Passage dort stockte.

„He — woher?“ rief Pfeilen eben einem jungen, eleganten Herrn zu.

„He — Junge! Schon wieder in Berlin?“

„Komme mit.“

„Donnerwetter Fenno! Fenno Du!?“

„Uß! der Teufel soll mich holen. Uß! Ich kommst Du denn her?“ Lieutenant Fenno von Uzenstein kletterte in den Wagen.

„Ich möchte lieber fragen, wo Du —?“

„Ich — directement von Kopenhagen.“

„Sieh — sieh!“

„Ich konnte es nicht mehr zu Hause aushalten, der Alte war unausstehlich. Immer erzieht er an mir herum — den ganzen geschlagenen Tag.“

Uß machte ein ernstes Gesicht, die leichte Hand seines Bruders, mit welcher er das Geld unter die Menschen brachte, sein flottes Leben, welches ganz dazu angethan war, seine Gesundheit zu untergraben, bereiteten ihm ernstliche Sorgen.

In der Friedrichstraße wogte es auf und ab. Ein wahrer Menschenstrom bewegte sich Kopf an Kopf die Trottoirs entlang, während sich auf dem Fahrdamme Wagen an Wagen reihte.

Graf Röß, von Pfeilen und Fenno unterhielten sich eifrig, während Uß ziemlich unbeteiligt dabei saß. Er ärgerte sich seinen Bruder hier zu treffen. Warum verlebte er den Rest seines Urlaubs nicht in Kopenhagen, warum mußte er erst wieder in Berlin das Geld ausgeben, ehe er sich in seine Garnison begab? „Station Kempinsky! Eine brave Station!“ rief Fenno.

„Die Du also auch kennst?“ fragte Uß.

„Auch kennst? Du fragst das, als ob das ein Verbrechen wäre; welcher Mensch kennt nicht Kempinsky? Mir speziell ist er so lieb und wert, als ob er meine Wiege wäre.“

„Haus! Haus! Runter! meine Herren! Nur nicht bei der Vorrede aufhalten,“ rief Herr von Pfeilen, sprang vom Bock und zupfte sich seinen blauen Überrock glatt. — Sizzo von Pfeilen war ein bildhübscher Offizier, stand bei den Garde-Mulanen und paßte seiner schlanken Gestalt nach vorzüglich dorthin.

Die vier Herren betraten das neue, elegante Lokal, wo man in Berlin die besten und billigsten Austern bekommt.

„Nun, was essen und trinken wir?“ fragte Fenno.

„Laß das meine Sorge sein, lieber Bruder, ich bin heute der verantwortliche Redakteur.“

„Bitte — bitte — diese Ehre überlassen wir Dir gern. Der Kronprinz auf Videnholm hat ja so wie so über das größte Portemonnaie zu verfügen.“

Es klang etwas nach Leid, wie Fenno dies sagte. „Er soll etwas auf die Nase haben,“ dachte Uß.

„Oho — bis jetzt Gott sei Dank noch nicht, jetzt hat der Kronprinz auf Videnholm auf Heller und Pfennig so viel wie der jüngere Sohn, exklusive der Schulden des letzteren.“

Fenno schwebte eine bissige Bemerkung auf den Lippen, aber Uß schnitt ihm das Wort ab, indem er ein elegantes Frühstück bestellte.

„Hier haben Sie zwei Mark Trinkgeld, wenn Sie uns gut bedienen, so folgen die beiden andern nach, wenn nicht, so giebt's keinen Heller mehr!“ wandte er sich an den Kellner. Dieser slog; solche Bestellungen liebte er.

Alle vier nahmen in der behaglichsten Stimmung Platz und im Handumdrehen stand die dampfende Ochsenschwanzsuppe auf dem Tisch.

„Fenno, hast Du Elsa schon aufgesucht?“ fragte Uß.

„Keine Spur.“

„Himmel, wenn ich so eine Schwester hätte!“ rief Pfeilen.

„Du mußt wissen, Fenno, daß Pfeilen von den roten Haaren unserer Elsa in Brand gesteckt ist.“

„Du hast sie also gesehen, Pfeilen?“

„Ja — vorhin — ich sage Dir Fenno! Ich sage Dir!“

„Mache nur nicht zu verliebte Augen, Sizzo!“

„Uß will mich nicht mit in die Pension nehmen — Du wirst barmherziger sein.“

„Na — wollen sehen — ha — ha — ha.“

„Gleich nachher Fenno.“

„In den Teibel auch, so eilig! Du scheinst wirklich Feuer gefangen zu haben?“

„Kinder, Kinder, keinen Unsinn!“ mahnte der nüchterne Uk, der mit einer Behaglichkeit und einem Wohlgefallen die Austerlun verzehrte, daß es eine wahre Freude war.

„Famoser Ungar! Ich, wir trinken noch eine Pulle. Hi! Noch eine Kellner.“

Sie stand schon da und Uk trank den schweren Ungarwein, als ob es Wasser wäre. Auch dem Champagner sprach er lebhaft zu, ohne daß sich seine Gesichtsfarbe nur um eine Schattierung veränderte, während die der drei anderen sehr bedenklich in's Bläuliche spielte.

Ein Duzend Austerlun nach dem andern verschwand, dem Sauerkraut und dem Fasan wurde tapfer zugesprochen, der Champagner war bis auf den letzten Tropfen getrunken, und die Herren gingen in bester Stimmung zu dem vorzüglichen Kaffee und den Cigarren über.

Uk zahlte; der aufmerksame Kellner erhielt die zweite Hälfte seines versprochenen Trinkgeldes, auch die drei andern Herren loderten ihre Börse, verließen die ‚Berliner Austerlunbank‘ des Herrn Kempinsky und ließen den dienenden Geist befriedigt zurück.

„Quo faire?“ fragte Fenno.

„Ich bummle ein wenig, antwortete Herr von Pfeilen, Fenno bedeutungsvooll zuzwinkernd.

„Ich habe um fünf Uhr ein Verhör angefügt,“ sagte Graf Köß, der bei den Garde-Kürassieren stand und dort die Stelle eines untersuchungsführenden Offiziers bekleidete.

„Und ich muß meinem Bankier einen Besuch abstatten, damit er das Geld für das Pferd beschafft,“ bemerkte Uk.

„So bummeln wir also zusammen Pfeilen,“ wendete sich Fenno an diesen. „Wo wohnst Du denn eigentlich Uk?“

„Kaiserhof. Und Du?“

„Um, — ich weiß es noch nicht.“

Die beiden Herren lachten, Uk aber sah seinen

Bruder unwillig an, irgend ein leichtsinniger Streich steckte da wieder dahinter. Uk schwang sich auf eine Pferdebahn. Graf Köß, der für einen Offizier Seiner Majestät feinsten Regiments, ein derartiges Beförderungsmittel nicht für fashionable hielt, bestieg eine Droschke erster Klasse und fuhr davon, während Pfeilen und Fenno Astenstein Arm in Arm den Linden zugingen.

„Fenno, ich glaube Du bist eher zu einem lustigen Streich zu gebrauchen, wie Dein guter Bruder Uk, dieses Urbild aller Vernünftigkeit.“

„Das glaube ich selbst und will hoffen, daß Du es auch glaubst, Pfeilen.“

„Ich möchte Deine Schwester Elsa sehen!“

„Um — wir müßten hingehen.“

„Ich gehe mit Dir, als Beiter, Bruder oder sonst so etwas.“

„Gut, am Sonntag“

„Nachmittags vier Uhr. Wo ist Rendezvous?“

„Bei Bauer.“

„Abgemacht.“

Beide Herren bummelten unter den Linden, es dunkelte und Fenno trennte sich von Pfeilen dringender Verabredung wegen.

„Unterhalte Dich gut.“

„Danke.“

Am nächsten Morgen erhielt Uk einen Rohrpostbrief von seinem Bruder Fenno, in welchem er ihn dringend um dreihundert Mark bat.

„Ich muß das Geld haben, sofort, es ist durchaus nötig, damit ich abreisen kann. Am ersten Januar zahle ich es zurück.“

Uk war wütend. Er kannte diese Lebensart mit dem ersten Januar schon, schickte ihm aber dennoch eine Anweisung auf dreihundert Mark an seinen Bankier. Fenno war und blieb ein leichtsinniger Bursche, aber immerhin war es gut, daß er sich wieder an seinen Bruder und nicht an einen berühmten Halsabschneider gewandt hatte. Nun und er wollte ja auch in seine Garnison reisen, das beruhigte Uk etwas.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Lied des Todes.

Roman

von

Franz Wichmann.

(Fortsetzung.)

Sie näherten sich der gedeckten Regalbahn, deren vorderer Teil ein luftiges Sommerhäuschen bildete. Am Eingange stand eine dunkle Gestalt, den Arm erhoben, und aufmerksam den Himmel betrachtend. Irma, die voran ging, trat erschrocken zurück. Der Mann, der ganz vertieft in den Anblick des Himmels war, schien die späten Gäste erst jetzt zu bemerken und trat bescheiden zur Seite, indem er den erhobenen Arm senkte. Irma sah, daß er ein langes, glänzendes Rohr in der Hand hielt, zugleich

flüsterte ihr Columba, die hinter ihr ging, ins Ohr „das ist er, siehst Du das Fernrohr?“

Der Astronom, etwas verlegen, wünschte einen „Guten Abend“, und fragte nach dem Begehr der Herrschaften.

„Wir trinken Wein,“ sagte der Doktor, und wieder in seinen lustigen Studententon verfallend, sang er: „Wein her, Wein her, oder ich fall' um!“

Während die Gesellschaft sich in der Regalbahn niederließ, ging der Astronom, um die Kellnerin zu rufen.

„Er beschäftigt sich also wirklich mit den Sternen?“ fragte Irma die Freundin, „ich glaube, Ihr machtet nur Scherz.“

„Nein, er ist ein richtiges Original,“ fiel Bernhard ein, „ich habe mich neulich wohl eine Stunde mit ihm unterhalten. Er hat sich eine förmliche Bildung aus allerlei Büchern und Schriften zusammen gelesen, scheint heimlich ein wenig Freimaurer zu sein, geht aber nichts desto weniger in die Kirche, wenn er sich auch die Schöpfungsgeschichte anders vorstellt, als sie in der Bibel steht. Das Wichtigste auf der Welt aber sind ihm die Sterne. Überhaupt ist er ein amüsanter und interessanter Mensch, besonders wenn man ihn auf das richtige Thema bringt. So kennt er die Sagen der ganzen Gegend und hat uns viel Schönes erzählt.“

„Da muß er heran,“ fiel der Doktor ein, „wenn er Sagen weiß, entgeht er mir nicht. Die Sagen waren von jeher meine größte Freude. Ich sammle sie, wie andere Briefmarken oder seltene Münzen sammeln.“

„Ich kann davon reden,“ unterbrach ihn Irma. „Seit wir verheiratet sind, hast Du mich genug mit Deinem Sagenbuche gequält.“

„Meine Frau muß nämlich das Material sichten, ordnen und abschreiben,“ bemerkte der Doktor erklärend. „Vom vielen Schreiben bin ich kein Freund, die Rezeptur ist mir gerade genug.“

Er wurde durch den Wiedereintritt des Astronomen unterbrochen, der den Wein selber brachte. Das Fernrohr trug er nichtsdestoweniger unter dem Arm.

„Was haben Sie denn da?“ fragte Irma, auf das langgezogene Instrument deutend.

„A Sternglas,“ antwortete mit glücklichem Lächeln und geschmeichelter Miene der Gefragte.

„Ein Fernrohr, das Ihnen gehört?“

„Ja es g'hört scho mei wiss'n's, daß ma a bissel nach dö Stern schaug'n ka, dös is mei größte Freud.“

„Lieben Sie den Wein auch wie die Sterne?“ fragte lächelnd der Doktor.

„Ei freili, de Stern droben und den Wein brunten, im Himmi und auf Erd'n, muas a jed's Ding sein Bloß hob'n.“

„Nun, da wir hier auf Erden sind,“ fuhr der Doktor fort, „so trinken Sie auch ein Glas Wein mit uns und erzählen Sie uns ein wenig von den Sternen, oder was Sie sonst mögen.“

„Von dö Stern, lieba Herr,“ meinte der Astronom „fang i lieba net o, denn da giebt's koa Aufhör'n, es san ihra z'vuil und da Himmi is z'groß.“

„Aber Sie werden die meisten kennen,“ warf Irma ein, „da Sie immer so eifrig durch Ihr Glas schauen.“

„D mei, lieb's Freilein, do fehlt's no weit, und wenn i dös Glas net hätt, waar' i wie früha so dumm wie a neigeborn's Kindl.“

„Sie haben das Glas schon lange?“ fragte der Doktor.

„Zwoa Johr erst, seitdem hob i dö größt' Freud, es is a theiers Glas g'wen, i hob lang d'rum sparn müas'n aba junst hot mi a

nirn g'freit in d'r Welt i hob scho lang mei Aug' d'rauf g'habt, — in Innspruck, wie i drob'n war, und wie i's hob endli kaufä könnä, dös moan i g'wiß, is mei freidigste Stund im Lebng'wen.“

Der Doktor, der bisher dem Astronomen gegenüber einen etwas spöttischen Ton angeschlagen hatte, war gerührt von diesen Worten. Er füllte sein Glas und stieß mit ihm an „zum Wohle, — die Sterne sollen leben!“

Der Astronom lachte mit dem ganzen Gesichte, als er sein Glas auf einen Zug leerte. „Und dö schöna Freilein aa, soll'n aa leb'n,“ sagte er galant.

Irma stieß vergnügt mit ihm an, auch Columba Maria lächelte, alle stießen ihre Gläser mit dem des Astronomen zusammen. Dann wandte sich Bernhard zu ihm

„Sie müssen uns wieder ein paar Sagen erzählen, wir hören es gern, und mein Freund hier, der Doktor aus der Stadt, hat ein besonderes Interesse dafür, der schreibt sich alles auf und läßt es drucken.“

Der Astronom warf einen respektvollen Blick auf den Arzt.

„Ah, Sie san so oaner, wo de Bücher macht, da werd' i's Jhna holt freili net guat g'nua sag'n könnä, aa woas i gor net so vuil, wie da Herr moant.“

Der Doktor ließ sich nicht abweisen. „Einiges werden Sie doch kennen, aus der nächsten Gegend, es muß ja hier überall Sagen geben.“

„Sell wohl, do waar a mal glei dö G'schicht, wie da Woalchsee 'wor'n is, aba dö wer'n's schon kenna.“

Alle verneinten und verlangten zu hören.

„Wiss'n's, dös, woas jekt a See is, dös is oalles a Woald g'wen, vor vuilen, vuilen Jahren,“ begann sogleich der Astronom, „aba dö Baua, wo da umma g'wohnt hobn, ham oallaweil g'rauft und g'stritt'n mit anand, und is nia koa Ruah her ganga, weil der Woald gar so vuil schö g'wen is und a jeba hoat sein Teial hobn wolln und koana hol'n dem andan vergunnt. Do sans amoal in die Kircha z'samm komma, dö gottlos'n Bauan, hob'n d'rin g'stritt'n und g'rauft, und mitten in da Predi hob'n's gottslästerli g'schimpft und g'sluacht mit anand, daß da Herr Pfarra hot d' Kircha verlassen und oalle Leit si g'fürcht ham. Da is a groß' Woassa femma — weit her übam Woald und oalle Baam san verfunta in dö Tiafa mitsamt do Höf von dö gottlosen Bauan, und is nix mehr blie'm davo. Da is oaller Streit und G'rauf gar g'wen und d' Leit san wiede fromm wor'n und ham oalles 'glaubt, woas da Herr Pfarra eahna g'loagt hot vun dem Zurn und da Straf dös Himmis.“

„Und glaubt man das noch heute?“ fragte Irma neugierig.

„G'wiß glaubt ma's, und is aa darum früha der See Woalchsee g'hoasen w'orn, aba jekt hoacht man'n Walchsee. Wa woas aa für g'wiß, daß dö Kircha aa amol in da Christnacht, wann all's vuil Mensch'n is, weg'n da Sünden von dö Leit im See versink'n wird.“

„Das ist ja eine furchtbar ernste Sage,“ bemerkte Columba.

„Gut, daß es nur eine solche ist,“ meinte der Doktor, sein Glas von neuem leerdend, „in der Poesie liebe ich das Schreckliche und Düstere, nur nicht in Wirklichkeit, da sollen wir heiter sein und das Leben genießen, nicht wahr, Irma?“

„Freilich,“ sagte sie, „die Vergangenheit mag ernst sein, meinestwegen auch die Zukunft, wenn wir nur in der Gegenwart froh sind.“

„Sie müssen uns noch mehr erzählen,“ meinte Bernhard, „gibt es vom See sonst keine Sage?“

„Es giebt no a G'schicht vom Seefackerl,“ meinte der Astronom zögernd, „aba dös is a G'schicht, wo dö Freilein net hören därf'n.“

„Unbesorgt,“ lachte der Doktor. „Die Fräuleins' sind unsere Frauen, erzählen Sie mir immerhin, was Sie wissen, ich stehe dafür, daß es niemand Schaden bringt.“

Der Astronom fragte sich hinter dem Ohr.

„Ham's Kinda aa?“ fragte er noch immer mit einigem Bedenken.

Irma errötete und lachte. „Was Sie nicht alles wissen müssen, aber wenn es dazu gehört, dürfen wir's sagen, die Kinder sind vorläufig noch eine Sage bei uns.“

Columba hatte geschwiegen, ihr Gesicht war ein wenig blässer geworden. Sie schien wieder in Träume zu versinken.

Der Astronom hatte Irmas Antwort nicht recht begriffen, aber er glaubte sich jetzt berechtigt, zu sprechen.

„Dös Seefackerl wern's scho aa no sehen. Na sieh't bei da Nacht oft, drüb'n üba'm See, da geht's um, wie a geisterhaft's Liacht, tanzt übam Wassa, gar unheimli und schnell, und nachha verschwindl's wieda, wiea's kumma is. Dös is dös Seefackerl und is da Geist von oaner Muatta, dö ihr Kind im See datränkt hot.“

„O — wie schlecht; aber weshalb,“ fragte Irma, „wohl gar aus Armut und Not.“

Der Astronom geriet in sichtliche Verlegenheit, er würgte an der Antwort.

„Es war holt foa richtig's Kind, und sie hätt's holt net ham soll'n.“

Der Doktor und Bernhard hielten mit Mühe ein unwiderstehliches Lachen zurück. Irma schien zu erröten und nippte schnell an ihrem Glase, nur Columba blieb ernst.

Der brave Erzähler glaubte aus dem Schweigen und der eigentümlichen Miene der Hörer zu schließen, daß er irgend eine Dummheit gesagt und entfernte sich, um, wie er sagte, die Kellnerin zu rufen, da die Flasche geleert war. Aber er kam nicht wieder, obwohl man sich gerne noch mehr von ihm hätte erzählen lassen. An seiner Stelle erschien diesmal wirklich die Kellnerin. Aber der Doktor sowohl wie Bernhard wehrten ihr ab, als sie die Glasflasche von neuem mit dem leichten, weißen Wein füllen wollte. Es war schon elf Uhr gemorden. Man kannte so spät Gäste nicht und es war zu befürchten, daß schließlich

alles sich zur Ruhe begeben würde und sie in ihren Wirtschaftshäusern noch die Leute wecken müßten.

Vor dem Kramerwirtschhaus trennte man sich. Eben wurde im Gastzimmer das Licht gelöscht; Herr von Anger beeilte sich daher, um mit Columba noch vor Thoreschluß ins Haus zu kommen. So nahm man nur kurzen Abschied und auch der Doktor und seine Frau entfernten sich rasch in der Richtung nach der Post. Am folgenden Tage wollte man sich wieder sehen, die Zeit war unbestimmt gelassen. Man würde sich gegenseitig schon auffuchen.

## V.

Bernhard von Anger war von dem vielen genossenen Wein, der stundenlangen Unterhaltung und all' den Aufregungen so ermüdet, daß er sogleich in einen schweren und festen Schlaf versiel. Columba Maria aber vermochte keine Ruhe zu finden. Immer mußte sie an Martus Eisenschmid denken. Sollte sie sich getäuscht haben? Es war nicht möglich. Sie konnte sich nicht irren in der in langen Jahren lieb gewordenen Gestalt. War er doch immer leibhaftig und lebendig vor dem geistigen Auge ihrer Erinnerung gestanden. Und da am gleichen Tage in der Begegnung mit dem Handwerksburschen schon einmal ein wunderbarer Zufall gewaltet hatte, warum nicht auch ein zweites Mal? Vielleicht war die unermartete Kunde, die sie von seinem Leben erhalten, nur ein Fingerzeig gewesen, der sie auf eine Wiederbegegnung vorbereiten sollte. Es gab seltsame dunkle Mächte zwischen Himmel und Erde, die den Menschen oft zum Guten, oft zum Schlimmen führten. Sie hatte immer daran geglaubt. Und solche Mächte mußten hier die Hand im Spiele haben. Am meisten beunruhigte es sie, daß die Freundin eine Ahnung von ihren geheimsten Gedanken zu haben schien, und daß der Doktor trotz seiner oberflächlichen Außerlichkeit sich mit tiefem Ernst bemühte, in ihrer Seele zu lesen. Und doch durfte sie nichts verraten, sie hätte keine ruhige Minute mehr gehabt, wenn jene ahnten, daß ihr Herz einem andern gehörte, als ihrem Gatten, der sie so wahr und aufrichtig liebte. Was konnte er dafür, wenn sie nicht das Gleiche für ihn empfand! Wenigstens durfte er für diese Schwäche, die doch kindlicher Liebe entsprungen war, und die sie jetzt bereute, nicht büßen.

Aber mehr wie die Gedanken an den Gatten beschäftigten sie die an den Geliebten. Lebte er wirklich noch? Und hatte er sie nicht vergessen? Alles war ihr rätselhaft, nur das eine wußte sie, daß er sie geliebt. Und das konnte nicht in seinem Herzen erloschen sein. Die Wahrheit, die sie niemals ausgesprochen, bestand dennoch, sie hatten sie einander aus den Blicken gelesen. Und als noch am Abend vor Martus' Verschwinden sie am Klavier das ergreifende Lied gesungen: „Zimmer leiser wird mein Schlummer,“ da hatte sie, sich umwendend, Thränen in seinen Augen gesehen, und er war davon gestürzt — wortlos, ohne Abschied. Warum — warum — war er gegangen? fragte sie sich immer

wieder und der Zweifel zermartete ihr Hirn. Weil er nicht um sie anhalten mochte, da der Vater ihn, der nichts besaß und weder Titel noch Würden hatte, abgewiesen haben würde? Es konnte sein und dennoch glaubte sie es nicht. Die Liebe mußte stärker sein. Derselben Zweifel quälten sie auch jetzt.

Aufgeregt schritt sie im Zimmer auf und nieder. Es ward ihr heiß, das Blut drängte ihr zum Kopfe und verursachte in der Brust, unter den Schulterblättern ein heftiges, schmerzhaftes Stechen. Sie legte das Korsett ab. Dann trat sie halb angekleidet an's Fenster und öffnete es, um die kühle, feuchte Nachtluft in vollen Zügen einzusaugen.

Draußen lag alles in nächtiger Dunkelheit begraben. Nur von der weiten Fläche des Sees, der sich gerade vor ihrem Fenster ausbreitete, schien eine matte Helle in die Finsternis auszuströmen. Wie sie länger hinblickte, erkannte sie die Gegenstände deutlicher. Sie vermochte das dunkle Ufer von der helleren Wasserfläche zu unterscheiden.

Aber drüben, in weiter, schwarzer Ferne, unter den ragenden Berggipfeln, was war das? ein irrendes, schwankendes Licht, auf und nieder tanzend, einem Irwisch gleich, der seinen einsamen, nächtlichen Reigen vollführte.

„Das Seefädel“, sagte sie unwillkürlich. „Es kann nicht zur Ruhe kommen, das böse Gewissen treibt die Mutter um. Bin ich anders? Habe ich nicht auch mein Liebstes von mir gestoßen und zu spät erkannt, daß es mein Glück war? Hätte ich ihn nicht halten können, mit einem lieben Wort!“

Ihr Blick starrte unverwandt hinaus in die schwarze Nacht. Immer noch glaubte sie die matte, gespenstige Lichterscheinung zu sehen. War es das fiebernde Blut, das ihr heiß an die Schläfe pochte und solch' wirre Gaukeleien ihren Augen vorzauberte? Sie mochte nicht mehr hinblicken, über sich selbst und ihre Gedanken erschrocken wie über die Erscheinung. Mit bebender Hand zog sie die weißen Vorhänge zusammen, wandte sich vom Fenster ab und entkleidete sich völlig.

Aber auch das Lager mit seinen warmen, weichen Kissen bot ihr keine Ruhe. Lange wälzte sie sich schlaflos umher. Nach Mitternacht erst fiel ein schwerer, bleierner Schlaf auf ihre Lider. Aber nur kurze Zeit. Und als sie mit der ersten Morgendämmerung erwachte, verspürte sie keine Erquickung. Die Ruhe war ihr unlieblich. Sie erhob sich und kleidete sich an. Die schweren Atemzüge des Gatten zeigten ihr, daß er vor mehreren Stunden nicht erwachen würde.

Sie schob die Gardinen auseinander, zog einen Stuhl ans Fenster und schaute hinaus. Nach einer Weile öffnete sie ein wenig die Flügel und ließ die frische, kalte Morgenluft hereinströmen.

Draußen herrschte noch tiefe Stille. Ein leiser Wind schien die Bäume rauschen zu machen, das Plätschern eines Brunnens klang an ihr Ohr, das erwachende Zwitschern eines Vogels, sonst war alles ruhig. Der dichte, weiße Nebel, der über der Erde lag, schien jeden Laut des Lebens zu ersticken. Keine Bewegung war in der trägen Dunstmasse zu bemerken. Nur von Osten her schien ein seltsames Licht sie zu

durchleuchten, die Sonne, die ihre warmen Strahlen bereits über dem die Thäler füllenden Dampf siefreich um die Felsenhäupter der Berge schlang.

„Morgen“, sagte Columba zu sich selbst, „ein neuer Tag erfliehet und wie wird er vergehen, wie viele werden noch kommen? Und was wird der einzelne bringen? Werden wir den Mittag, den Abend noch erleben? Wer das wüßte!“

Sie stand auf, hüllte sich in ihren Mantel und öffnete leise, um den schlummernden Gatten nicht zu wecken, die Thür. Ein unbestimmter Drang trieb sie hinaus in den kühlen, nebligen Morgen, in die Arme der stillen, einsamen Natur. Behutsam schritt sie die schmale Stiege hinab und drehte geräuschlos den Haus Schlüssel um. Im nächsten Augenblick stand sie auf der schweigenden Dorfstraße. Erleichtert atmete sie auf, im Hause schlief noch alles, niemand hatte sie bemerkt. Und in einer halben Stunde wollte sie wieder zurück sein. Es war kaum fünf Uhr und Bernhard würde vor sieben Uhr nicht erwachen.

Die kalte, frische Luft machte sie schauern. Schnell schritt sie auf der Straße dahin, den See entlang, bis auf die Höhe von Kranzsch. Nur die große einsame Natur umgab sie auch hier unter den Wohnungen der Menschen. Jetzt kam ein Wogen in den Nebel, ein leiser Wind begann die Schleier zu verwehen, sie wurden dünner und dünner, wie unter eines Zauberers Hand tauchten allerlei Bilder in matten, doch deutlich erkennbaren Farben empor, der blaue See, auf dem die grauen Luftschichten, in kleine gekräufelte Wölkchen geballt, dahin zu schwimmen schienen, die Ufer, erst matt, dann dunkler grün sich färbend und wieder ins Farblose verschwimmend. Von oben her aber lichtete es sich immer mehr und jetzt erschienen über dem wogenden Nebelmeer, hoch in die reine, blaue Luft ragend, die furchtbaren Felsenzacken des Kaisers, weiß und bleich, wie die drohend empor starrenden Gebeine sonnenübergeläuter Skelette.

Columba erschauerte vor der gewaltigen Erhabenheit der Natur. Sie schritt weiter die Straße nach Köffen abwärts, bis sie an einen Seitenweg kam, über dem das rote Dach der Seemühle ihr durch den wallenden Dunst entgegen schimmerte.

Das Rauschen des Weißenbachs schlug vernehmlich an ihr Ohr. Sie bog vom Wege ab in den kleinen Waldb, der zwischen der Straße und dem östlichen Seeufer sich ausbreitete. Hier wählte sie ganz einsam und ungestört zu sein, während sie auf der Straße besorgen mußte, frühen Wanderern oder Fuhrleuten zu begegnen. An der Seite des Weges erhoben sich schwerfällig die wohlgenährten Röhre, die hier über Nacht im Rasen gelagert hatten, melodisch durchtönte das Geläut ihrer Glocken die feierliche Stille des Morgens.

Die junge Frau vergaß einen Augenblick ihre trüben Gedanken; sie pflückte einige stark duftende Wacholderbeeren, rieb sie zwischen den Fingern und erfreute sich an dem aromatischen Geruch, den sie ausströmten.

Plötzlich schrak sie zusammen, die runden, glatten Beeren entfielen ihrer Hand. Sie wollte sich umwenden und fliehen, aber ihr Fuß wurzelte am

Boden, die Angst schnürte ihr die Brust zusammen und benahm ihr den Atem.

Dem Busche näherte sich von der anderen Seite, lautlos auf dem weichen Moose, ein dunkler Schatten, der näher kommend immer größer und riesenhafter aus dem wogenden Dunst herauswuchs. Jetzt aber, da er dicht vor ihr stand, schwand und schrumpfte der Schatten in sich zusammen und nahm die Gestalt eines menschlichen Wesens von mittlerer Größe an.

Ein ersticker Aufschrei entrang sich der Brust der jungen Frau. Auch der Mann, der sie nicht bemerkt hatte und so plötzlich auf sie aufmerksam wurde, schien sichtlich zu erschrecken. Dann, als er Columba in das blasse, schreckentstellte Antlitz sah, wollte auch er einen Aufschrei unterdrücken. Aber es gelang ihm nicht. Die innere Stimme, die in ihm rief, war mächtiger als der äußere Wille. Das Wort entfuhr ungewollt seinen Lippen.

„Columba — Maria, Fräulein Gesenius!“

Columba presste die Hand aufs Herz, sie wankte und drohte zu fallen.

Rasch sprang er an ihre Seite und unterstützte sie. An seinem Arme richtete sie sich wieder auf; dann erst die Situation erkennend, machte sie sich sanft von ihm los.

„Ich danke Ihnen, Herr — Herr Eisen Schmid — eine plötzliche Schwäche, ich bin nicht ganz wohl, noch etwas leidend, von meiner letzten Krankheit her, und Sie begreifen, die Aufregung, diese Überraschung, ich konnte nicht erwarten Sie hier wieder zu sehen, wir glaubten Sie weit von hier.“

„Auch meine Überraschung ist nicht minder groß, aber größer noch meine Freude,“ erwiderte Markus Eisen Schmid. „Ich habe zufällig die Nachricht vom Tode Ihres Herrn Vaters erhalten, durch einen Geschäftsfreund, und jetzt — jetzt darf ich sprechen.“

„Haben Sie es nicht immer geburft?“ fragte Columba erstaunt, indem sie einen Schritt zurück trat, als ob sie den Heimweg einschlagen wollte.

„O, wenn ich es geburft hätte, konnten Sie glauben, ich hätte so lange geschwiegen?“

„Sie durften nicht?“

„Nein, ein Versprechen band mich, nicht zu schreiben und zu sprechen, bis — bis —“

„Wer konnte Sie zu einem Versprechen zwingen?“

„Ihr Vater, Columba — Fräulein Columba, aber es war kein Zwang, ich gab es freiwillig, da er es wünschte, zu meinem, zu unserem Besten.“

„Zu unserem, was sagen Sie?“

„O Sie wollen mich nicht verstehen, ich versprach es nur, bis — o, darf ich jetzt sprechen?“

„Sprechen Sie.“

Er fiel vor ihr nieder und wollte ihre Füße umklammern.

„Muß es denn gesagt sein, das eine kleine, große Wort, um verstanden zu werden! Columba — Maria, liebstes Mädchen der Welt, der weite Himmel über uns soll es hören, daß ich Dich liebe, wie ich glaube von Dir geliebt zu werden!“

Es war, als ob der Tod umgegangen wäre und Columba mit seiner kalten Hand berührt hätte, alles Leben schien aus ihrem leibendassen Gesichte ge-

wichen, mit zitternder Hand befreite sie sich von dem Trunkenen.

„Unseliger, zurück! wissen Sie denn nicht, ich — ich bin vermählt!“

Er sprang empor, wie wenn ein Blitz aus heiterem Himmel vor seinen Füßen niedergeschlagen wäre. Er starrte sie an, mit leeren, großen Augen, die wie im Wahnsinn rollten.

„Columba, Du — Sie können Ihren Scherz mit mir treiben, in solcher Stunde?“

Da erschütterte ein heftiger Weinkrampf mit konvulsivischen Zuckungen ihren Körper. „Es ist Wahrheit, bittere Wahrheit, o ich Unglückliche, ich Verdamnte!“

Das Mitleid, das er dem weinenden Weibe gegenüber empfand, brachte ihn wieder zur Besinnung, aber sein Herz wollte nicht glauben, was sein Ohr vernommen. „Nein — nein — nein,“ sagte er immer von neuem vor sich hin, „es kann nicht sein. Haben Sie mich denn nie geliebt?“

Columba senkte das Haupt in stummer Bejahung. „O fragen Sie mich nicht, es thut so weh da drin.“

Sie konnte sich nicht mehr aufrecht erhalten und mußte sich auf einen weichen, schwellenden Mooshügel niederlegen. Mit dem Taschentuch suchte sie die immer neu hervorbrechenden Thränen zu stillen. „Wo waren Sie denn in der Welt,“ fragte sie schluchzend, „daß Sie nichts von alle dem erfuhren?“

„In französischer Gefangenschaft.“

„Aber Sie waren doch verwundet?“

Er hemmte seine erregten Schritte, mit denen er vor ihr auf und nieder ging, und blieb stehen. „Wie, Sie wissen?“

„Seit gestern erst. Es war ein wunderbarer Zufall, wie derjenige, der uns hier zusammengeführt.“

„Ich begreife nicht, sprechen Sie, ich bitte —“

„Ihre Uhr, die ihren Namen enthielt, vermittelte mir die Kunde.“

„Die Uhr — die ich meinem braven, wackeren Lebensretter gab, Sie haben ihn getroffen, ihn gesprochen, hier?“

„Ja, hier in einem Wirtshause, er erzählte von dem Kriege, von seinen Erlebnissen, dann zeigte er die Uhr.“

„Seltsam, seltsam!“

„Wie aber kamen Sie in Gefangenschaft?“

„Nach meiner Verwundung. Ich war nach einigen Monaten wieder hergestellt und wurde von neuem in ein Regiment eingereiht; das deutsche Heer lag noch vor den Mauern von Paris. Dort ward ich gefangen und weit nach dem Süden geführt, wo man mich mit einem Unglücksgefährten in einer Festung begrub und mich vergaß. Der Kamerad starb, ich wurde endlich befreit und kam hierher.“

„Auf dem Wege zur Stadt?“

„Wo hätte er mich anders hinführen sollen, als zu Ihnen. Der Brief eines Freundes führte mich auf dem Umweg hierher. Auch der Arzt hatte mir geraten, noch einige Zeit im Gebirge mich aufzuhalten, um meine hart angegriffene Gesundheit wieder zu heben. Ich wollte es thun, denn ich mochte nicht

frank und leidend vor Sie hintreten, um — um —“

Er schlug die Hände vor das Gesicht; sie sah, daß helle Thränen zwischen seinen Fingern hindurch rannen.

Da legte sie die sanfte Hand auf seine Schulter und sagte: „Weinen Sie nicht. Sehen Sie, auch ich bin stark. Wir müssen tragen, was der Himmel in unerforschlichem Ratschluß über uns verhängt hat. Er hat es so gewollt; darum sagen Sie mir alles, alles.“

„Was kann ich noch sagen?“ antwortete er, die Hände von seinem Gesicht lösend und sie mit thränennassen Augen anblickend — „müssen nicht Sie sprechen, damit ich Ihre furchtbaren Worte begreifen kann?“

„Sie haben mir noch nicht alles gesagt“, unterbrach sie ihn, „was sprachen Sie von meinem Vater, erklären Sie mir Ihre Flucht, Ihr Verschwinden.“

„Ich habe bei ihm um Ihre Hand angehalten, ehe ich mit Ihnen sprach, denn Ihrer glaubte ich gewiß zu sein.“

Columba starrte ihn an. „Wie, was sagen Sie? Sie haben um mich angehalten? Welch ein Abgrund von Lüge und Verworfenheit thut sich hier auf! Mein Vater — mein Vater! Und er hat Sie abgewiesen?“

„Nein!“

„Nein? Ich begreife nicht, warum gingen Sie dann?“

„Er machte mir Hoffnung auf künftige Zeit, wenn ich stark sei, meiner Liebe ein Opfer zu bringen und zu warten. Es geschehe um Ihrer Willen. Sie seien leidend und schwach, der Arzt habe jede Aufregung verboten. Die Erregung, die mein Antrag, eine Verlobung mit sich bringen würde, müsse Ihnen schaden. Damit Sie unbedingte Ruhe hätten, sei meine vorläufige Entfernung notwendig. Aber Sie dürften den wahren Grund nicht ahnen. Darum sollte ich heimlich gehen, auf ein Jahr vielleicht, und dürfe Ihnen nicht schreiben, nichts von mir hören lassen; wenn Sie mich wahrhaft liebten, würden Sie ja warten, bis ich wiederköhre. Und dann gab es noch einen Grund —“

In wortlosem Entsetzen hatte Columba gelauscht.

„Noch einen Grund“, sagte sie tonlos.

„Verzeihen Sie, daß ich darüber spreche. Ihr Vater befand sich damals in Verlegenheit. Ich allein hatte einen Einblick in die Verhältnisse. Auswärtige Spekulationen hatten ihn an den Rand des Bankrottes gebracht.“

„Ich ahnte es, ich ahnte es immer“, unterbrach ihn Columba.

„Deshalb könne auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen noch nicht an eine Vermählung gedacht werden, sie würde zu große Kosten verursachen und er wollte mir die Schande ersparen, wenn vielleicht ein Unglück geschähe, gerade in jener Zeit als sein Schwiegerjohn dazustehen. Ueberdies legte er mir nahe, daß er einer größeren Summe bedürfe, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Ich gab ihm, was ich hatte.“

„Wie — alles — und Sie hatten doch Vermögen!“

Es war nicht der Rede wert, einige Tausende, ich gab es gern, was hätte ich nicht um Sie gegeben!“

„Mein Vater — mein Vater“, jammerte Columba auf's neue. „Und ich habe an ihn geglaubt!“

„Ich begreife nicht, erklären Sie mir, Ihr Vater meinte es gut und ehrlich.“

„O, wenn Sie wüßten!“ —

„Sprechen Sie, ich beschwöre Sie.“

„Verstehen Sie denn nicht, daß alles ein abgekartetes Spiel, eine ausgeflossene Komödie war, um Sie von mir zu entfernen, um mich zu betrügen um Liebe, um Glück, um alles, zu seinem eigenen, schändlichen Vorteil? O, mein Vater, mein toter Vater, in dieser Stunde sage ich mich von Dir los, auch in meinem Herzen bist Du gestorben.“

„Nein, nein, unmöglich, ich kann es nicht glauben, wenn Sie mir nicht Beweise geben, Columba, solche Schlechtigkeit kann es nicht geben.“

„Sie wissen nicht, was die Leute sagten nach Ihrem Verschwinden, was mein Vater selbst andeutete, auch mir gegenüber.“

„Allerlei Gerede, das war vorauszusehen.“

„Das Schändlichste, das Entsetzlichste, es handelte sich um Ihre Ehre.“

„Und Ihr Vater sollte“ —

„Er verbreitete den Verdacht, er benutzte ihn zu seinem Vorteil. Eine große Summe sollte aus seiner Kasse verschwunden sein, so erklärte er seine augenblickliche Bebrängnis; man glaubte ihm und schmähete auf Sie.“

Markus Eisenschmid biß die Zähne zusammen, seine Augen flammten, unwillkürlich ballten sich seine Fäuste. „Glender!“ knirschte er.

„Sie sprechen es aus, ich kann meinen Vater nicht mehr verteidigen, ich kann es nicht; ja, er ist ein Glender gewesen.“

„Und Sie Columba, o ich weiß es, und dennoch muß ich fragen, Sie konnten —?“

„Nein“ sagte sie fest, „ich habe es nie geglaubt.“

„Und dennoch konnten Sie Ihre Hand einem andern reichen?“

„Weil ich an Ihnen zweifeln mußte, weil mein Vater drängte und ich ihn liebte, ihn nicht ins Unglück stürzen wollte.“

„Ins Unglück?“ fragte Markus.

„So stellte er es dar, indem er mir seine bebrängte Lage schilderte. Nur eine reiche Heirat könne ihn retten.“

„Und der reiche Bewerber fand sich so schnell?“

„Mein Vater hatte ihn schon lange im Auge.“

Markus wandte sich ab, er mochte nicht weiter fragen, sie nicht von ihrem Gatten sprechen hören.

In den Zweigen der Buchen über ihnen raschelte es. Er blickte hinauf, etwas Schweres, Flatterndes brach durch die Zweige und fiel auf den Boden vor seinen Füßen. Er bückte sich und hob das zitternde Geschöpf auf.

„Ein junger Kukuf“, sagte er. „Er muß aus dem Neste gefallen oder von seinen Pflegeeltern, die



das Ei ausgebrütet, hinausgeworfen sein, er kann noch nicht fliegen."

Columba wandte sich zu ihm. Das Geräusch hatte sie erschreckt, sie fürchtete, Menschen kommen zu hören; jetzt beruhigte sie sich. In ihren blauen, milden Augen leuchtete inniges Mitleid mit dem wehrlosen Tiere.

"Armes Vöglein," sagte sie, den schönen schwarz-blauen Kopf des Tieres streichelnd, „was soll aus Dir werden?"

"Es ist verstoßen aus dem warmen Neste — wie ich aus dem Glück, der Hoffnung und jeder Lebensfreude."

"Nein, nein," sagte sie, „er soll nicht verstoßen sein, ich will ihn hegen und pflegen. Geben Sie ihn mir. Ich ziehe ihn groß, er soll ein Andenken sein an diese Stunde, ein Beweis, daß Sie Markus" — Sie stockte plötzlich und errötete. „Daß Sie mir verzeihen können," fuhr sie fort.

Er gab ihr den zitternden Vogel, der unruhig das zierliche Köpfchen mit dem leicht gekrümmten, schwarzen Schnabel hin und her wandte, und mit seinen großen, runden, hellen Augen ängstlich umherblickte.

"Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, Columba, der Schulbige ist tot und Sie, ich weiß es, sind unglücklich, wie ich."

Columba neigte das Haupt; sie konnte ihm nicht widersprechen. Unwillkürlich lehnte sie ihren Kopf an die Schulter des Geliebten, während ihre Hand zitternd das glatte Gefieder des Vogels liebte.

"Du weinst, Columba," sagte er plötzlich und suchte ihr in die feuchten Augen zu sehen; er sah, wie sehr sie ihn noch liebte.

"Muß ich es denn nicht, kann ich anders, soll ich nicht weinen über das verlorene Glück, und weil wir nun für immer scheiden müssen?"

"Scheiden für immer," wiederholte er dumpf. „Weißt Du, wohin mein Weg führt? in die Verzweiflung!"

"Sprich nicht so, fasse Dich, mir zu Liebe, Markus, denke, daß Du mir eine Freude machst, wenn Du lebst."

"So schickst Du mich fort?"

"Mein Gatte darf nie etwas erfahren, er ist ein braver, ein guter Mensch." Sie hielt plötzlich inne und lauschte erschreckt. „Still, hörtest Du nichts? Mir war es, als hätte ich Schritte vernommen; um Gotteswillen, wenn es so wäre, wenn mein Gatte erwacht wäre und käme, mich zu suchen!"

"Es wird irgend ein Bauer sein."

"Wenn auch, niemand darf uns zusammen sehen, es spräche sich aus im ganzen Ort."

"Und so soll ich gehen?"

Sie hielt ihn zurück. „Nein — nicht so, nicht so, ich muß noch alles wissen. Du mußt mir noch erzählen, wie alles kam, was Dich in den Krieg führte, alles — alles, wir müssen uns noch einmal sehen."

"Aber wie kannst Du es möglich machen?"

"Es wird gehen, ich finde Mittel und Wege. Gott, der uns noch einmal zusammen geführt, wird uns nicht verlassen; schreibe mir, ich komme jeden

Mittag auf die Post, um die Briefe an meinen Gatten zu holen, da bin ich sicher, Dein Schreiben kommt nicht in unrechte Hände, wähle eine Chiffre, einen Namen."

"Editha" sagte er, „es ist der Name meiner unglücklichen Schwester."

"Deiner Schwester? Du sprachest mir nie davon. Du mußt mir das alles noch sagen, aber jetzt geh', ich bitte, ich beschwöre Dich, morgen erwarte ich Deinen Brief und dann erhältst Du Nachricht von mir, bis wir uns wiedersehen. Geh' jetzt, geh', die Schritte kommen näher."

Er drückte einen innigen Kuß auf ihre Hand, die ihn forttrieb, und flüchtete seitwärts in das Dickicht von Tannen und niederem Gestrüpp, geräuschlos über den weichen Moosboden gleitend.

## VI.

Columba sah mit Schrecken auf die Uhr. Es war nahe an sieben; wenn sie zurückkam, würde Bernhard erwacht sein, sie konnte ihren frühen Gang nicht geheim halten; wenn nur niemand ihr begegnete, der sie kannte! Angstvoll schritt sie auf demselben Wege, den sie gekommen, zur Straße zurück, von Zeit zu Zeit einen scheuen Blick hinter sich werfend. Aber von Markus war nichts mehr zu sehen. Die Schritte, die sie vernommen, mußten sich entfernt haben. Um so mehr erschrak sie, als plötzlich die Gestalt eines Mannes vor ihr stand, über den Boden gebückt, wo er etwas zu pflücken schien. Sie wollte sich umwenden, geräuschlos, wie sie gekommen, auf dem Wege wieder zurück schlüpfen. Aber es war zu spät. Im selben Augenblick richtete die Gestalt sich auf und wandte ihr das Gesicht zu. Ein Schrei der Überraschung, des Schreckens entfuhr ihr.

"Sie hier, Herr Doktor, zu so früher Stunde?"

"Das frage ich Sie, Frau von Unger. Meine Gewohnheit ist es, stets vor dem Frühstück, während meine Frau Toilette macht, einen Morgenspaziergang zu unternehmen, das halte ich selbst in der Stadt so, und hier sind solch' frühe Promenaden noch genussreicher. Uebrigens hatte ich heute einen besonderen Grund."

"Der wäre?" fragte Columba, die sich alle Mühe gab, ruhig zu erscheinen und ihre innere Erregung zu verbergen.

"Der Geburtstag meiner Frma. Als ich ging, schlief sie noch. Nun bin ich eben daran, einige Blumen zu sammeln, um sie mit einem duftigen, morgentaugetränkten Strauße zu überraschen. Doch daß ich dabei auf Sie stoßen würde, hätte ich mir nicht gedacht."

"Ich hatte eine unruhige, schlaflose Nacht," sagte sie. „Die Dämmerung trieb mich früh heraus. Ich mochte Bernhard, den der genossene Wein in einen schweren Schlaf versenkt hatte, nicht wecken; der schöne Morgen lockte mich ins Freie."

"Aber was haben Sie denn da?" fragte der Doktor plötzlich.

Columba wurde rot. „Das, ach das, sehen Sie,

denken Sie nur — ein junger Kukul, den ich hier im Walde gefunden habe, er fiel vom Baume und kann nicht fliegen.“

„Armes Tier,“ sagte der Doktor, „so muß er sterben.“

„Sterben, was denken Sie, ich lasse ihn nicht sterben, ich ziehe ihn auf, er soll es gut bei mir haben, ich liebe die Vögel so sehr.“

„Ihn aufziehen,“ meinte der Arzt, „das wird Ihnen schwerlich gelingen. Er ist noch zu jung, um selbst zu fressen, auch wird er sich an den Bitterstäben des Käfigs zerstoßen.“

„Machen Sie mich nicht traurig, Herr Doktor, indem Sie mir alle Hoffnung nehmen. Er muß leben, ich lasse ihn nicht so elend umkommen.“

Der Doktor lächelte freundlich. „Sie sind gut und lieb, thun Sie, was Sie können, mich soll es freuen, wenn es Ihnen gelingt. Und jetzt werden Sie mit mir zum Orte zurückkehren? Bernhard wird inzwischen aufgestanden und meine Frau angezogen sein. Wir erwarten Sie nach dem Frühstück auf der Post.“

Columba sah ein, daß sie auf des Doktors Vorschlag eingehen mußte; eine Weigerung, mit ihm zurückzukehren, würde sie nur noch verdächtiger haben erscheinen lassen, als sie es vielleicht schon war. Obwohl es ihr peinlich war, jetzt nicht allein sein zu können und mit dem Arzte sprechen zu müssen, kehrte sie mit ihm um.

Um alle Fragen fern zu halten, beschäftigte sie sich ausschließlich mit dem Vogel, der jetzt in ihrer warmen Hand ruhiger ward und seine Furcht verlor. Aber es gelang ihr nicht, die Aufmerksamkeit des Doktors ganz von sich ab und auf das Tier zu lenken. Sie bemerkte es wohl, daß er von Zeit zu Zeit einen besorgten Blick auf sie warf. Eine Frage schien ihm auf den Lippen zu schweben. Endlich sprach er sie aus.

„Sie haben sich doch nicht angestrengt, über Ihre Kräfte, vielleicht gar mit Singen? Sie sehen blaß und angegriffen aus; nicht wahr, Sie haben wieder gesungen, der schöne Morgen verleitete Sie dazu?“

„Nein, nein,“ beteuerte sie, „Sie irren, mir war garnicht zum Singen; doch warum sagen Sie das, glauben Sie, daß es mir schaden könne?“

„Ich glaube es nicht nur, als Arzt weiß ich es. Ich habe schon gestern, als ich Sie singen hörte, Bernhard darauf aufmerksam gemacht. Es erschüttert und greift ihre Brust an. Sie wissen von früher, daß Sie sich in acht nehmen müssen. Thun Sie es doch, Ihrem Gatten, meiner Frau und mir zu Liebe, die wir alle um Sie in Sorge sind.“

Columbas Augen röteten sich leicht. Sie wußte es ja; alle brachten ihr Liebe entgegen, sorgten sich um sie, und doch konnte sie nicht glücklich sein. Es kam ihr vor, als sei sie nur eine überflüssige Last auf der Welt, die den anderen im Wege lag. Und noch ein Gedanke schmerzte sie.

„Aber Sie wollen doch nicht sagen, daß ich niemals mehr singen dürfe?“

„Vorläufig muß ich das allerdings sagen. Ich habe es schon einmal bei einem Patienten erlebt, einem ehemaligen Bühnensänger, der sich nicht schonte und, von einem Blutsturz befallen, verschied.“

„So rauben Sie mir meine größte Freude, mein höchstes Glück,“ sagte sie, „aber ich will gehorchen und auch auf diese Freude verzichten, wie ich schon so Vieles entbehren gelernt habe.“

Der Doktor wagte nicht, etwas auf diese offenbare Andeutung zu entgegnen. Er war froh, daß sie das Kramerwirthshaus erreicht hatten und das Gespräch nicht fortgesetzt werden mußte.

„Also folgen Sie mir!“ sagte er, ihr die Hand gebend, „ich danke Ihnen dafür um Ihre Willen. Auf Wiedersehen!“

Er entfernte sich mit leichten, schnellen Schritten zwischen den verstreuten Häusern des Dorfes.

Columba schlüpfte die Treppe hinauf. Niemand begegnete ihr. Als sie das Schlafzimmer betrat, sah sie, daß Bernhard noch immer schlummerte. Sie beugte sich über ihn und drückte einen leisen Kuß auf seine Stirn, um ihn zu wecken. Dann erzählte sie von ihrem frühen Ausgang, der Begegnung mit dem Doktor und zeigte ihm den jungen, verlassenen Vogel. Der Kramerwirth mußte einen leeren Käfig beschaffen und sie that den Gefangenen, der wider Erwarten nur wenig flatterte und nicht sehr ängstlich war, hinein.

Beim Frühstück drehte sich die Unterhaltung ausschließlich darum. Columba aß wenig, sie hatte nur Augen für den Vogel, den sie auf dem Tisch vor sich stehen hatte und der eifertig an den Bitterstäben auf und niederkletterte. Zuweilen nahm sie ihn heraus, betrachtete seine langen, schwarzbraunen Schwingen, die grauweiße Brust, die großen, klaren Augen, die wie reife, dunkle Beeren glänzten und freute sich, wenn er ein leises Zwitschern vernehmen ließ.

„Er ruft nach den Alten,“ meinte Bernhard, „Du mußt ihn füttern, der Kukul frißt viel und wird Hunger haben.“

Sie weichte einige Brosamen in warmer Milch auf und hielt sie dem Tiere vor. Aber der Vogel ward unruhig, schien das Vorgehaltene zu fürchten und war nicht zu bewegen, den Schnabel zu öffnen.

„Hilf mir,“ sagte sie, „halte ihn, ich öffne ihm den Schnabel, er muß fressen, er darf mir nicht sterben.“

Bernhard nahm das geängstigte Tier in die Hand. Mit vieler Mühe gelang es Columba, ihm die Kiefern zu öffnen, aber sobald sie ihm etwas beibringen wollte, sträubte er sich und schleuderte alles wieder von sich, ohne etwas hinunterzuschlucken.

Endlich ließ sie von dem vergeblichen Versuche ab.

„Thue ihn in den Käfig zurück,“ sagte Bernhard, „er wird schon selbst fressen, wenn er Hunger hat, vielleicht scheut er nur unsere Nähe.“

Sie setzte ihn wieder in das hölzerne Gefängnis, ging in den Garten, rupfte Gras und grüne, frische Kräuter aus und bedeckte damit den Boden des Bauers. Dann füllte sie ihm Wasser auf, fing einige Fliegen und legte die Getödteten in den Futternapf. Allein der Vogel rührte nichts an. Traurig setzte sie sich vor das kleine Häuschen und schaute ihm zu.

Bernhard schien zuletzt ihres übermäßigen Eifers überdrüssig zu werden. Er erhob sich, nahm Hut und Stock und meinte: „Laß ihn jetzt allein, er wird dann weniger scheu sein und vielleicht auch fressen.“

„Wo willst Du hin?“ fragte sie.

„Nun, zu Max, er erwartet uns ja, wie Du mir gesagt.“

„Aber ich möchte jetzt nicht fortgehen. Ich kann doch das arme Tier nicht allein lassen. Er könnte mir sterben. Siehst Du nicht, wie er zittert? Ich glaube, er friert, ich muß ihn wärmen.“

Sie öffnete die kleine Thür und nahm ihn wieder heraus, um ihn in der warmen Hand zu halten.

„Komm' nur,“ sagte er, „was wird Deine Freundin sagen, wenn Du ihr einen Vogel vorziehst.“

„Du hast kein Mitleid mit ihm. Irma wird mich verstehen. Grüße sie mir und sage, ich komme vielleicht nach, sonst sehen wir uns ja am Nachmittag.“

Bernhard sah ein, daß sie nicht zum Mitgehen zu bewegen war. So entschloß er sich, allein das junge Paar aufzusuchen.

„Ich denke, Du wirst uns nachkommen,“ sagte er. „Wir gehen nicht weit, ich möchte baden, und Max wird mir, hoffe ich, dabei Gesellschaft leisten. Vielleicht kommt Irma und hat mehr Erfolg wie ich. Leb' wohl!“

Er küßte sie rasch auf den Mund und entfernte sich.

Als seine Schritte auf der Dorfstraße verhallt waren, brach Columba in Thränen aus. Sie drückte den Vogel an ihre Lippen. Von ihm, von ihm! Armes Tier und Du solltest wirklich sterben müssen, sterben wie unser Glück, wie unsere Liebe! Nein, die Liebe kann nicht sterben, nie, nie, und Du sollst auch leben!

## VII.

Dann fiel das Entsetzliche ihrer Lage von neuem mit der vollen Schwere des Bewußtseins auf ihre Seele. Seit sie dem Gatten am Altare ihre Hand gereicht, war sie in allem ihren Pflichten nachgekommen, nie war eine Lüge aus ihrem Munde gegangen, alles und jedes hatte sie dem Gatten gesagt. Und nun zum ersten Male sollte sie ihn hintergehen. Nein, — das durfte nicht sein! Sie wollte keine neue Schuld auf ihr Gewissen laden. Wenn er nach Haus käme, sollte er alles wissen, alles, was sie ihm bisher verschwiegen und was sich in den Morgenstunden begeben. Sie konnte nicht mit einer Lüge neben ihm fortleben, die ihr das Recht nahm, sein Weib zu heißen. Sie fühlte sich gehoben und mutvoll, als sie diesen Voratz faßte. Aber es dauerte nur kurze Zeit. Dann begann sie von neuem zu grübeln, zu zweifeln und zu sinnen.

Wenn sie Bernhard alles sagte, würde er ihr nicht verbieten, den einstigen Geliebten noch einmal zu sehen, Abschied von ihm zu nehmen? Und konnte sie es Markus verweigern, wenn er es verlangte, nachdem er um den ersten Abschied von ihr betrogen war?

Deutlich erkannte sie das Wort des Herrn, der die Sünden der Väter rächen wollte bis ins dritte und vierte Glied. Sie war dazu ausersehen, die Sünden ihres Vaters zu büßen. Aber mußte sie darum in Schuld versinken? War das die Gerechtigkeit Gottes, daß sie gezwungen ward, den

Gatten zu hintergehen, um dem Geliebten gegenüber Buße zu thun — für das Unrecht, das ihr Vater an jenem begangen! Die Gedanken für und wider wollten sie zur Verzweiflung bringen.

In den harten Kämpfen fand sie den Ausweg aller Zagenben, sie wollte sprechen, aber noch nicht. Nachher, sobald Markus gegangen, sollte er alles wissen, dann wollte sie kein Geheimnis mehr haben. Aber ebenso schnell, als sie diesen Voratz faßte, verwarf sie ihn wieder. Es dünkte ihr feige und erbärmlich, sich einen Vorteil zu verschaffen, indem sie verschob, was sogleich gejagt werden mußte. Endlich stand ihr Entschluß fest. Wenn ihr Gatte heimkam, wollte sie sprechen. So war es ja doch nicht möglich, den Geliebten allein zu sehen. Und vielleicht gab er es zu, vielleicht verstand er sie.

Aber es sollte anders kommen.

Bernhard kam erst zum Mittagessen zurück.

Columba, die sich mit frischem, kaltem Wasser gewaschen, um die Spuren der Thränen in ihren geröteten Augen zu verwischen, ging ihm entgegen.

„Du kommst allein, — wo sind die anderen?“ fragte sie.

„Das schöne Wetter hat sie verlockt, weiter zu gehen. Wir gingen, nachdem wir gebadet, nach Durchholzen hinaus,kehrten dort ein, und machten große Pläne, das heißt Bernhard und ich.“

„Und Irma?“

„Sie wird uns gegen Abend noch auffuchen. Und morgen, vermutlich auch übermorgen, wird sie Dir den ganzen Tag gehören. Denn wir brennen Euch durch.“

„Wie so, — Ihr wollt doch nicht eine weitere Tour machen?“ fragte Columba erregt.

Wie ein Gefühl der Freude durchzuckte es sie.

Max hat schon den nötigen Urlaub erhalten, und Du wirst mir ihn auch geben müssen. Es handelt sich nicht um eine weitere, sondern um eine höhere Tour.“

„Ihr wollt ins Gebirge?“

„Ja, in den Kaiser.“

Aber das ist ja gefährlich,“ sagte Columba rasch, erschreckt von einem plötzlichen Gedanken. „Ihr werdet doch nicht unbesonnen sein! Es ist da drinnen schon manches Unglück geschehen.“

Sei unbesorgt. Wir sind ja beide keine waghalsigen Kletterer und halten uns an die markierten Wege. Der Pfad auf die Pyramiden Spitze ist gut bezeichnet.“

„Dort hinauf wollt Ihr, auf den höchsten Gipfel, wie Du mir neulich sagtest?“

„Ich denke, wir werden bei dieser Witterung eine herrliche Aussicht haben. Und übermorgen abend kehren wir bestimmt zurück. Irma hatte die größte Lust, sich selbst dabei zu beteiligen. Aber Max hielt es für zu bedenklich und wollte es nicht leiden. Überdies konnten wir ja Dich nicht allein lassen.“

„Hätte ich nicht auch mitgehen können?“ fragte sie.

„Wo denkst Du hin? Selbst wenn ich so leichtsinnig wäre, es zu gestatten, Max würde es niemals dulden. Das Bergsteigen greift Dich an, und Du

weißt, daß Du Dich vor jeder Anstrengung in acht nehmen mußt. Überhaupt sind das keine Wege für Damen."

"Aber ich möchte Irma nicht zurückhalten."

"Sie bleibt gerne, kann sie sich doch einmal an diesen zwei Tagen recht mit Dir aussprechen, nachdem Ihr Euch so lange nicht gesehen."

Columba mußte einwilligen, so peinlich ihr der Gedanke war, mit der Freundin gerade jetzt allein sein zu sollen. Aber der Zufall, der schon so manches wunderbar gefügt, half ihr vielleicht auch über diese nächsten, schrecklichen Tage.

Am Nachmittag kamen der Doktor und seine Frau, um sie zu einem Spaziergang nach dem Calvarienberge abzuholen. Sie hatten zu Mittag in Primau gegessen und lehrten eben erst von dort zurück, mit frischen und blühenden Gesichtern, die die Hitze des Sommertages und die kräftige Luft gerötet hatte.

Aber Columba war nicht zu bewegen, sich von ihrem Vogel zu trennen, der noch immer jede Nahrung verweigerte. "Ich könnte es mir nie verzeihen," sagte sie, "wenn ich ginge und fände heimkehrend vielleicht das arme Tier tot. Gehst lieber allein und erzählst mir am Abend, was ihr gesehen. Vielleicht hat mein Gefangener bis dahin sich etwas erholt und gefressen, dann können wir immer noch einen Spaziergang machen oder hier zusammen speisen."

Da alles Zureden vergeblich war, machte sich das junge Paar mit Bernhard allein auf den Weg.

Den Abend verbrachte man gemeinsam auf der Veranda des Gartenhäuschens beim Kramerwirt.

Die Sonne ging glühend unter und vergoldete den spiegelglatten See, daß er wie flüssiges Metall zwischen den grünen Wiesen und den dunklen Bergen schimmerte. Die trozigen Felsen des Kaisers umhauchte ein roter Schein, wie ein Rosenschimmer, der sein wild zerissenes Geflüst in mildem Glanze erscheinen ließ.

Aber Columba hatte für alles keinen Blick, nur der arme Vogel schien sie noch zu interessieren. Das Tier ward gegen Abend immer ruhiger, es schien schwächer zu werden, die mangelnde Nahrung lähmte seine junge, frische Kraft. Und die hellen, klugen Augen schienen trübe und traurig zu werden. Doch die junge Frau wollte nichts davon sehen und konnte den Gedanken nicht fassen, daß er sterben müsse.

Man ging zeitig zur Ruhe, da Bernhard und Max am andern Morgen in aller Frühe ihre Wanderung antreten wollten.

Um vier Uhr klopfte die Magd an die Thür Bernhards, um zu wecken. Columba, die wieder eine schlaflose Nacht gehabt, war schon wach; sie war zu wiederholten Malen aufgestanden, um nach dem Vogel zu sehen, der unbeweglich und still in einer Ecke des Bauers auf dem Boden kauerte.

Die ganze Nacht hatte sie an Markus, an ihren Vater und all' das Schreckliche gedacht, das über sie herein gebrochen war. Sie war froh, am gestrigen Tage das Haus nicht verlassen zu haben. Mußte sie doch bei jedem Schritte fürchten, dem Geliebten zu begegnen. Ihren Gatten kannte jener nicht, ja er wußte noch nicht einmal seinen Namen. Aber

wenn er ihr an seinem Arm begegnete, würde er sich bezwingen können, und würde sie selbst Macht genug über sich haben, um sich nicht zu verraten? Zwei Tage waren ihr noch geschenkt. Sie wollte ihn noch einmal sehen, dann mußte er gehen für immer, denn hier war der Ort seines und ihres Bleibens nicht länger.

Um halb fünf Uhr reichte ihr Bernhard reisefertig die Hand.

"Leb' wohl, bis morgen abend," sagte er, "bleib gesund und beherzige, was Max Dir gesagt hat. Du wirst ja, wenn Ihr nicht ausgeht, mittags mit Irma auf der "Post" essen. Dann vergiß nicht, etwaige Briefe für mich abzuholen und zu öffnen, falls etwas Eiliges von Hause dabei sein sollte."

"Ich will es thun," sagte sie mit leiser, bebender Stimme.

"Und seid vorsichtig, daß Euch kein Unglück zustoßt."

Als er gegangen, versperrte sie die Thür mit dem Riegel und warf sich mit dem Gesichte auf das Bett, den Kopf in die Kissen vergrabend, um die Gedanken, die schmerzhaft ihr Haupt durchzuckten, zu erstickn. Aber sie lebten und wollten nicht ruhen. Wenn ihm ein Unglück zustieße, wenn sie frei würde! War es nicht möglich? Aber sie schämte sich solcher Gedanken. Nein, um solchen Preis wollte sie ihr Glück nicht erkaufen. Es wäre ihr zum Fluche geworden.

Nach einer Weile erhob sie sich, setzte sich ans Fenster und begann zu schreiben. Es waren nur wenige Worte, die sie auf das Papier warf, an Markus gerichtet.

"Ein Zufall ist uns zu Hilfe gekommen, mein Gatte und ein befreundeter Arzt sind für heute und morgen in die Berge. Die Frau des Arztes ist zurückgeblieben, ich weiß noch nicht, wie ich mich von ihr frei machen kann, aber es wird geschehen. Mein Mann kann vor morgen abend nicht zurückkommen. Der Nachmittag soll uns gehören; heute ist es nicht möglich, zumal Du diesen Brief nicht rechtzeitig erhalten wirst. Erkundige Dich nach der St. Josephskapelle, es ist ein einsamer, abgelegener Ort, oberhalb Kranzsch, in einem verschwiegenen Waldthale. Niemand wird uns dort sehen, und wenn es wäre, kann niemand wissen, ob wir zusammen gehören, ob nicht ein religiöser Drang jedes von uns dorthin geführt. Heute Mittag erwarte ich einen Brief von Dir auf der Post zu finden. Manches bedarf noch der Aufklärung. Ich kann mich nicht darein finden, meinen Vater verloren zu haben. Ist es denn wirklich möglich und wahr? O, wenn Du wüßtest, wie ich leide! Ich glaube, es wird bald mit mir zu Ende gehen. Lange ertrage ich es nicht mehr. Gestern, als Du von mir gegangen, ist mir der Doktor begegnet, — doch das alles kann ich Dir sagen, wenn wir uns, zum Abschiednehmen, wiedersehen. Morgen, um drei Uhr, vergiß es nicht, sei pünktlich.

Columba Maria.

Sie unterzeichnete nur ihren Namen, nicht den

Namen des Gatten, um ihm nicht unnötigen Schmerz zu bereiten. Aber in einer Nachschrift fügte sie hinzu: „der arme Vogel lebt noch, aber ich fürchte, er wird sterben. Er kann nicht gefangen sein, er nimmt kein Futter zu sich. Das Tier ist mir ans Herz gewachsen. Es hat so gute, schöne Augen. Und gewiß ist er so unglücklich wie wir, verstoßen, verlassen von den Seinigen, ich kann mir's denken, daß er sterben muß.“

Sie getraute sich nicht, den mit „Editha“ bezeichneten Brief selbst zur Post zu tragen. Wie leicht konnte ihr Irma begegnen. Dann war es unmöglich. So entschloß sie sich, die Magd zu rufen und ihr die augenblickliche Besorgung des Briefes anzuvertrauen. Bei dieser konnte sie sicher sein, hatte sie sich doch schon am ersten Tage überzeugt, daß dieselbe die Kunst des Lesens nicht verstand. Als sie nach kurzer Zeit aus dem Fenster die Magd von der Post zurückkommen sah, fühlte sie sich etwas erleichtert. Wann würde er ihn erhalten? Vielleicht erst morgen. Oder ob er heute schon etwas erwartete? Es war nicht anzunehmen; er sollte ja zuerst schreiben. Und die Post war nur während einiger Stunden des Mittags geöffnet. Sie bangte der Stunde entgegen. Würde sie etwas vorfinden? Wenn nur Irma nicht wäre; es war ihr schrecklich, sie betrügen zu müssen.

Eine Stunde später klopfte die Freundin an ihre Thür. Atemlos und aufgeregert trat sie herein. Bestürzt fragte Columba, was geschehen sei.

„Ein Unglück!“

„Wie, ein Unglück?“

Columba vermochte nicht weiter zu sprechen, das Blut in ihrem Körper schien zu erstarren, ein eisiges Gefühl durchschauerte sie. Nein — nein, — sie hatte es nicht gewollt, ihr frevelhafter Gedanke konnte es nicht verschuldet haben. Ihre Hände krampften sich an der Lehne des Stuhles fest, um sich zu halten. Sie war einer Ohnmacht nahe.

Irma erkannte erschreckt die Wirkung ihrer Worte auf dem totenblaffen Antlitz der Freundin.

„Was ist Dir! Ach, — ich bin ein thörichtes Ding. Was ängstige ich Dich. Es betrifft ja nicht Dich.“

„Nicht mich,“ wiederholte Columba, jäh emporzukend bei den Worten, „wen denn?“

„Ach, es ist nicht so schlimm, Gott sei Dank, aber ärgerlich in höchsten Grade, ich muß sofort nach Hause fahren, mit dem Mittagszuge, und Dich, meine Freundin, ganz allein lassen.“

„Aber was ist denn geschehen?“ fragte Columba erleichtert aufatmend; die Farbe des Lebens kehrte in ihre Wangen zurück.

„Soeben erhielt ich ein Telegramm von unserm Hausherrn: Es möge sofort jemand kommen. In der letzten Nacht sei ein Wasserrohr im Hause geplagt und habe eines der Zimmer in unserer Wohnung unter Wasser gesetzt; er fürchte, daß die Papiere meines Mannes beschädigt werden und noch sonst allerlei Schaden entstehen könnte. Daß auch mein Mann gerade jetzt fort sein muß und ich ihn nicht einmal zurückrufen kann! Seit vier Stunden sind sie schon fort, und ich weiß nicht einmal, welchen

Weg sie genommen haben. Wie könnte ich ihn in jenen Felsenwüsten suchen lassen! Und unterdessen kann der Schaden noch größer werden. Es bleibt also nichts übrig, als sogleich in die Stadt zu fahren; bis morgen abend, bis Max zurückkommt, werde ich auch wieder hier sein. Aber es thut mir um Deinetwillen leid. Willst Du nicht mit mir fahren?“

Columba erschraf. „Mit Dir, ach nein, so gerne ich es thäte, aber Du weißt, das Fahren ist mir nicht zuträglich, auch als wir hierher kamen, hatte ich einige Tage nachher noch große Schmerzen, und Dein Mann würde Dir zürnen, wenn Du mich dazu verführtest. Uebrigens kann ich auch meinen armen Gefangenen nicht allein lassen, ich fürchte ohnehin, daß es bald mit ihm vorbei ist. Ich werde mir die Zeit schon mit ihm und den Büchern vertreiben.“

Irma sah ein, daß sie recht hatte und versuchte sie nicht weiter zum Mitfahren zu bereben.

„Ich habe die größte Eile,“ sagte sie, „Du verzeihst, daß ich Dich sogleich wieder verlasse, ich möchte noch einiges zusammenpacken, was ich notwendig auf der Fahrt brauche. Sollte Max unerwartet zurückkommen, so wirst Du ihm alles sagen, nicht wahr, und morgen abend komme ich bestimmt wieder.“

„Auf Wiedersehen also und glückliche Reise!“ sagte Columba, die Freundin zur Thür geleitend. Es war ihr, als sei ein Stein von ihrem Herzen gefallen, als Irmas Schritte auf der Treppe verhallten.

Jetzt war sie allein und frei für einige Stunden, um sich ganz dem Schmerze, allein und mit ihm, hingeben zu können.

Ihr erster Gedanke war, ihn aufzusuchen. Aber wie sollte sie ihn finden? Er hatte ihr seine Wohnung nicht genannt. Und wenn auch, sie hätte doch nicht zu ihm gehen können. Auf der Straße ihm zu begegnen suchen, war ebenfalls bedenklich. Zu leicht könnte es auffallen, und die anwesenden Sommerfrischler unterhielten sich am liebsten, wie sie schon bemerkt hatte, mit allerlei Klatsch. Uebrigens würde er auch wahrscheinlich gar nicht im Hause geblieben, sondern in den Wald oder die Berge gegangen sein, um sie nicht am Arme ihres Gatten sehen zu müssen. Ihre einzige Hoffnung blieb die Post.

Gegen Mittag entschloß sie sich, den armen Vogel, nachdem sie ihm frisches Moos und Gras gebracht und ihn mit neuem Futter und Wasser versehen hatte, allein zu lassen und auf die Post zu gehen. Je näher sie dem großen, weißen Gebäude kam, desto banger wurde ihr. An der Schwelle der kleinen Postkanzlei zauderte sie. Es war das erste Mal seit ihrer Vermählung, daß sie heimlich, hinter dem Rücken des Gatten etwas that. Endlich aber öffnete sie mit raschem Entschlusse die Thür und trat in das kleine, geweißte Zimmer, das nur ein Fenster enthielt und in der Mitte durch eine hölzerne Galerie in zwei Abteilungen geschieden war.

Die blonde Expeditorin war noch beschäftigt, die Postsendungen für Kössen abzustempeln und sie dem wartenden Postillon zu übergeben. Columba mußte warten. Verlegen und ängstlich blickte sie in dem

kleinen Raum umher, der neben dem Postbureau zugleich eine Speisekammer vorzustellen schien, denn auf den Regalen standen oben allerlei Gläser mit eingemachten Früchten und dabei diente die Kanzlei zur Wohnung und Schlafstube der Expeditorin, wie das an der einen Seitenwand stehende Bett, ein Koffer und sonstiges Hausgerät bewies.

Sie atmete auf, als endlich der Postbote ging und sie sich mit der Expeditorin allein sah. Diese kannte sie schon und reichte ihr unaufgefordert die Briefe und Karten, die für ihren Gatten eingelaufen waren.

„Ich erwarte noch etwas,“ sagte Columba zögernd, indem sie stehen blieb. „Ist nicht ein postlagernder Brief eingetroffen mit der Bezeichnung ‚Editha‘?“

„Allerdings, sogar zwei, ich habe sie schon gesehen.“ Das Mädchen begann zu suchen und überreichte ihr einen Brief in gelbem Couvert, der nichts als die bezeichnete Aufschrift trug und zugleich ihren eigenen.

Columba griff hastig danach, und wandte sich eilig ab, um ihr Erröten zu verbergen. Sie mußte ihr Schreiben wieder mitnehmen, um es später von neuem aufzugeben. Als sie die Thür hinter sich geschlossen hatte, ging sie geradeswegs aus dem Hause, um die Hintergebäude herum und dem waldigen Fuße des Riesbergs zu. Obwohl es Mittag und Zeit zum Essen war, verspürte sie keinen Hunger, die Aufregung beschleunigte ihre Schritte. Im Walde angekommen, warf sie sich auf das weiche Moos, zog den Brief hervor, drückte ihn an ihre Lippen und riß den Umschlag auseinander.

Es war ein langes Schreiben, in dem Markus noch einmal alles ausführlich schilderte, was er ihr gestern in der Haft des Gesprächs und bei der großen Erregung nur andeutungsweise hatte mitteilen können. Groß und schrecklich wuchs die Schuld ihres Vaters aus den Zeilen heraus. Er hatte den Geliebten in der raffiniertesten Weise betrogen und ausgebeutet. Das Versprechen, das er Markus gegeben, ihm von Zeit zu Zeit über Columbas Befinden zu schreiben, hatte er anfänglich gehalten, ihm dabei immer Hoffnung gemacht, daß er bei seiner späteren Wiederkehr die Hand seiner Tochter erhalten solle, während er zugleich diese drängte, in die Ehe mit Bernhard zu willigen. Aber der Brief, der ihn zurückrufen sollte zu seinem Glück, hatte vergeblich auf sich warten lassen. Markus jedoch ahnte nichts Böses, da er damals im Felde stand und es leicht möglich war, daß die Briefe des Vaters ihn nicht aufgefunden hatten. An Columba durfte er seinem Versprechen getreu nicht schreiben und während seines langen Leidenslagers vermochte er auch ihrem Vater keine Nachricht zukommen zu lassen. An dem Feldzug hatte er sich als Freiwilliger beteiligt. Gerade in dem Augenblicke, als er sich hatte ins Ausland begeben wollen, war der Krieg ausgebrochen. Ihm war es willkommen; er war sogleich entschlossen, sein Blut dem Vaterlande zu weihen; so konnte er die trübe Zeit, die er von der Geliebten fern sein sollte, wenigstens mit einer nützlichen und schönen That ausfüllen. Überdies machten ihn die großen Er-

eignisse vielleicht den Schmerz der Trennung ein wenig leichter vergessen. In der Pfalz hatte er sich gestellt und war in ein bayrisches Jägerregiment aufgenommen worden.

Bis dahin gingen die Mitteilungen des Briefes. Er hatte ihn abbrechen müssen, damit er noch bis zum Mittag auf die Post komme. Das übrige versprach er, ihr mündlich zu erzählen, sobald sie ihm einen Ort bestimmt habe, wo er sie allein und sicher treffen könne. Er erwartete ihre Mitteilung am nächsten Tage. Um ihr nicht noch einmal zu begegnen und ihr jeden Schmerz zu ersparen, sei er gleich nach Überbringung des Briefes aufgebrochen, um eine Tour ins Kaiserthal zu machen. Er wollte über Nacht fortbleiben und erst morgen, sobald er Nachricht erwarten könne, wieder zurückkommen. Dann sollte sie auch von seiner Schwester Editha erfahren, die er gestern erwähnt habe und der er nebst dem wackeren Handwerksburschen sein Leben verdanke.

Columba las den Brief immer von neuem; endlich befann sie sich, daß sie zur Post zurück müsse, um das fast veräumte Mittagsmahl einzunehmen, denn Bernhard würde sich danach erkundigen und könnte es auffällig finden, wenn sie nicht dort gegessen hätte.

Am Nachmittag saß sie wieder in ihrem Zimmer, unablässig um den gefangenen Vogel besorgt, der immer matter und schwächer zu werden schien. Sie nahm ihn aus dem Käfig und ließ ihn im Zimmer frei. Er machte einige Versuche zu fliegen, flatterte mit den Flügeln, und blieb dann wieder still und traurig sitzen.

„Der schöne grüne Wald fehlt Dir, armes Tier,“ sagte sie, „komm, ich bringe Dich hinaus, ich befreie Dich von dem schrecklichen, dumpfen Zimmer, vielleicht, daß Du dort zu neuem Leben erwachst, denn Du darfst mir nicht sterben.“

Von einer unbestimmten Ahnung ergriffen nahm sie den zitternden Vogel in die Hand, hauchte ihn an, um ihn zu erwärmen, und schlug denselben Weg ein, wie am vergangenen Morgen, als sie unvermutet Markus begegnet war. Hoffte sie, ihn noch einmal hier zu treffen? Vielleicht trieb es auch ihn, die Stelle wiederzusehen. Er war womöglich gar nicht gegangen und hatte sie nur beruhigen wollen. Bald hatte sie den Platz wieder gefunden. Hinter einem Gebüsch ließ sie sich nieder und wartete und wartete, bald auf den Weg schauend, auf die Tritte der ferne Vorübergehenden lauschend, bald wieder den Vogel lieblosend und ihn mit der Hand und dem Atem erwärmend. Dann suchte sie Ameiseneier und hielt sie ihm vor. Aber auch diese verschmähte das Tier. „Es will sterben, es hat recht,“ sagte sie zu sich selbst, „das ist auch das Beste.“

Mit Mühe hielt sie ihre Thränen zurück, als vom Dorfe das Abendläuten herüberklang. Sie hatte vergeblich gewartet. Während über dem Innthal der Himmel erglühete und die scheidende Sonne die Türme und Zinnen des Kaisers mit rotem Lichte übergoß, trat sie traurig und still den Heimweg an.

## VIII.

Gegen zwei Uhr am Nachmittag des folgenden Tages näherte sich Markus Eisenschmid, von Hinterbärenbad kommend, aus dem Haberjauerthale den hochgelegenen Häusern von Kranzsch.

Seine jugendlich elastische Gestalt war in einen grünen Lodenjanker gekleidet, er trug feste, genagelte Schuhe, Kniehosen und berbe wollene Strümpfe, auf dem Kopf einen Lodenhut mit schmucker Feder und einen nur wenig gefüllten Rucksack an breiten Ledergurten über den hohen Schultern. Er hatte diese bequeme Tracht absichtlich gewählt, um desto weniger erkannt zu werden, da er sich bisher nur in städtischem Kostüm in der Gegend gezeigt. Sein scharfgeschnittenes, energisches Gesicht war von der Anstrengung des weiten Weges gerötet, das kurzgeschnittene Haar hatte sich eng an den Kopf gelegt, die Narbe auf seiner Stirn trat deutlich hervor. Seine sonst so hellen braunen Augen hatten einen etwas trüben Glanz, sie blickten wie von leiser Wehmut verschleiert in die Welt, ein Ausdruck der zu seinem männlich kühnen und feinen Gesicht seltsam kontrastierte.

Vor dem Wirtshause angekommen, lehnte er seinen langen Bergstock an die freistehende Bank, die sich neben dem Wagenstuppen befand, und rief nach der Kellnerin. „Hier muß es sein,“ sagte er zu sich selbst, „von hier aus soll der Weg nach St. Joseph emporführen. Gut, daß ich noch gestern Abend, meinen ursprünglichen Plan ändernd, auf die Post ging und ihren Brief erhielt, heute wäre ich fast zu spät zurückgekommen, um ihn noch zu rechter Zeit zu erhalten.“

Die hochgewachsene Kellnerin erschien und fragte nach dem Begehren des Gastes. Er bestellte sich ein schlichtes Essen, wie er es gewöhnlich in Bauerngasthäusern einzunehmen pflegte. Dann erkundigte er sich nach dem Wege nach St. Joseph.

Die Kellnerin wies mit der Hand auf die rückwärtigen Höhen.

„Dort sehn's den Weg scho, am Kruiß geht's aufi und in Wald eini, nacha kumma's zu an Bach, an dem gengan's furt, bis ans End vom Thal komma, dort sehn's nacha dö Kapell'n scho.“

„Es sind zwei Kapellen dort oben?“ fragte er, „nicht wahr?“

„Wohl, wohl, a alte und a neu. Und a wunderthätig's Brünnerl springt aa dort, da is scho mancha g'sund worn, der si g'wasch'n hat oder trunt'n davon — und wer a Herzweh hat, dem hilft's b'unders, er braucht nur dö recht Andacht z' ham, nacha hilft's eahm schon.“

„Wenn ich nur die rechte Andacht hätte,“ dachte Markus, als die Kellnerin gegangen war, um in der Küche das Bestellte bereiten zu lassen. „Früher konnte ich beten, aber das ist lange vorbei, und doch ist mir's hier so heilig und weihvoll wie in einem Tempel Gottes. Ich soll sie wiedersehen, — die mir immer wie ein Engel erschienen ist, der mich zum Guten führen müsse. O, daß ich beten könnte für unser Glück, damit uns jenes fromme

Wasser von seinen segnenden Wellen spende. Aber die Hoffnung ist eitel, mir ist kein Glück bereitet.“ Er ließ sich auf die Bank nieder und blickte umher.

Alles atmete tiefen, sonnigen Frieden, eine feierliche, trauliche Stille umgab den Müden und Verzweifelten.

Gerade über der weiten, blinkenden Wasserfläche erhob der schöngeformte Haberg aus dunklem Fichtenwalde sein felsengekröntes Haupt, während sein üppiger Forst, von grünen Wiesen wie von Edelsteinen unterbrochen, gleich dem Prunkkleid eines Königs lang bis über seinen Fuß zum See herabwallte. Dicht an ihn schlossen sich die langen, steinernen Felsenmauern des Rokkalkaisers, die Raare und Scharten von hellfarbigem Geröll erfüllt, mit tausend Zacken wie eine riesige Titanenfestung gegen den Himmel dräuend.

Markus vergaß über dem schönen Anblick, der sich in der ganzen Gegend nirgends in gleicher Weise bot wie hier vor dem freundlichen Raswirtshause, versunken in Träume und Gedanken, fast, etwas von den aufgetragenen Speisen zu sich zu nehmen. „Wie glücklich,“ dachte er, „könnte ich sein, dürfte ich all' diese Pracht der Natur mit ihr genießen. Aber sie ist vermählt; diese Schranke ist unüberwindlich, von Sitte und Gesetz geheiligt.“

Er ließ den größten Teil des Essens unberührt stehen, trank nur den Wein aus und bezahlte eilig seine Zechen, da er von Walchsee herauf eine dunkel gekleidete Frauengestalt die etwas steile Landstraße heraufkommen sah.

Sein scharfes Auge hatte ihn nicht getäuscht. Es war Columba Maria, die pünktlich den verabredeten Weg eingeschlagen.

„Sie hält Wort,“ sagte sich Markus, „und sie hat recht, sich in ein düsteres Trauergewand zu kleiden, das ziemt der Stunde ewigen Abschieds, die heute für uns gekommen ist. Auch ich sollte mich so kleiden, wie es die dunkle Mission erfordert, die ich nun, nachdem ich dem Glücke entsagen muß, allein noch auf Erden zu vollbringen habe: Rache für meine unglückliche Schwester!“

Er erhob sich rasch und schlug den ihm bezeichneten Weg hinter dem Hause, längs der Steinmauer des kleinen Gartens ein. Er wollte ihr nicht begegnen, hier vor den Augen der Leute, und wollte vor ihr das Ziel erreichen. Leicht fand er den schmalen Pfad, der am Berge emporführte.

Bei einem eisernen Krucifix wandte der Weg sich in ein dunkles Waldthal. Ein Bach rauschte mit weißem, sprühendem Schaume neben ihm über steiniges Geröll in die Tiefe. Die Tannen strömten einen kräftigen, gesunden Geruch aus, der die Brust des Steigenden hob und freier atmen ließ. Jetzt kam er an eine Weitung des einsamen Thales. Ein zweiter Bach, von der Seite kommend, schoß sprudelnd in den ersten hinein, die beiden klaren Wasser umschlossen einen kleinen hochaufragenden Bergvorsprung, der die Vereinigung beider Thäler wie ein Riegel versperrte. Über der unteren Thalöffnung schauten hoch hinweg über frische Wiesengründe und dunkle Wälder die weißen Felsenzacken des Kaisers. Es war ein weltabgeschiedener, einsamer Platz, rings von

hohen ersten Tannen umgeben, erfüllt von dem Rauschen und Murmeln der Bäche und dem leisen Plätschern der heilsamen Quelle, die oben von dem steilen Felsenhang niederrieselte, ihr Wasser mit dem Bache mischend. Gesträuch und Buschwerk, dunkelgrüne Wachholderstauben umkleideten das steil und steinig abfallende Ufer des Baches. Über ihm, zwischen den beiden nur wenige Schritte von einander entfernten Kapellen, auf der Höhe des felsigen Vorsprungs stand eine niedere hölzerne Bank unter einem Baume, von der der Blick zu den waldigen Höhen des Berges, der hoch über dem Thale aufstieg, hinausschweifte.

Markus setzte sich einen Augenblick nieder und blickte den zurückgelegten Weg ins Thal entlang. Von Columba Maria war noch nichts zu sehen. Kein Geräusch nahender Schritte unterbrach die feierliche Stille des Waldes. Er war rasch gestiegen. Sie konnte ihm nicht so schnell gefolgt sein, zumal sie ihre angegriffene Brust schonen mußte.

Nach einer Weile stand er auf und näherte sich der älteren, höher gelegenen Kapelle, einem viereckigen, weißgestrichenen Häuschen mit grünem Schindeldach und kleinen Fensteröffnungen. Nahe dem Eingang sah er die heilsame Quelle, von der ihm die Kellnerin gesprochen.

Unwillkürlich beugte er sich nieder und wusch seine Hände in dem klaren, kalten Wasser. Ein mattes, schmerzliches Lächeln glitt über sein Gesicht, als er sich wieder aufrichtete. Dann betrat er die kühlen Räume des kleinen Heiligtums, das nichts als ein paar schlichte, vom Alter geschwärzte Darstellungen des heiligen Joseph und einige Votivbilder an den Wänden, abgegriffene Gebetbüchlein, die verstreut in den Fenstern umherlagen, enthielt.

Raum hatte er sich in dem engen Gelaß umgesehen, als er das Geräusch einer sich öffnenden Thür vernahm. Er blickte hinaus. An der gerade gegenüberliegenden, etwas größeren Lourdstapelle ward die Thür von innen leise geschlossen. Eine innere Stimme sagte ihm, daß es die Erwartete sei, die seine Anwesenheit noch nicht ahnte. Schnell verließ er die Kapelle und näherte sich dem schlichten, weißen Gebäude, über dessen gewölbter Decke ein spitzulaufendes, graues Holzdach sich erhob. Leise und behutsam, den Hut in der Hand, öffnete er die schwere Thür.

Betroffen von dem Anblick, der sich ihm bot, blieb er auf der Schwelle stehen und ließ einen Strom des vollen warmen Tageslichts in den halbdunklen Raum gleiten. Das Innere des kleinen Gotteshauses mußte durch seinen eigenartigen Zauber selbst das roheste Gemüt in eine weihvolle Stimmung versetzen.

An den schlichten, geweißten Wänden hingen Bilder der Madonna in dunklen Rahmen, ein künstlicher Epheukranz, Gewinde von Blumen und Zweigen, mit breiten Schleifen und Bändern durchflochten, ein weißer Christus, auf schwarzem Grunde gemalt, in goldenem Rahmen, und ein Herz von rotem Sammet mit Gold durchwirkt. Den ganzen Hintergrund nahm eine aus graugelblichen Tuffsteinblöcken erbaute, hohe Grotte ein, an deren Rückwand ein mächtiger Kranz

von Rosen, Maiglöckchen und breitblättrigen Gewächsen herabhing. Außen zogen sich an der Grotte Guirlanden mit roten, weißen und blauen Blumen hin, den Vordergrund erfüllten Gläser mit frisch gebrochenen Blüten von Almenrausch und Petersbart, ein Gewirr vergilbter Gebetbüchlein, kleiner, frommer Bilder, Wachsstöcke, bunter Bänder und verstreuter Rosenblätter. Aus alle dem erhob sich himmlisch schön die schlanke, jungfräuliche Gestalt der Himmelskönigin, in weißem, goldgerändertem Gewand, das lang auf ihre nackten Füße hernieder wallte, die jeder mit einer mattroten Rose geschmückt waren. Ein leuchtend blauer Gürtel mit zwei großen, eingewebten goldenen Sternen umschlang, in leichter Schleife gebunden, den ätherischen Leib, und auf das stille, liebliche Gesicht fiel, durch eine rote, verborgene Glasscheibe gebrochen, das warme Tageslicht, die Grotte mit einem milden Himmelsglanz erfüllend und einen rosigen Schimmer über die Gestalt der Madonna ergießend. Zu ihrer linken Seite aber kniete, ebenfalls in Gips geformt, ein reizendes, kleines Bauernmädchen, in rostbraunem Kleid, das zierliche, blonde Köpfcchen von einem weißen, golddurchsäumten Kopftuch umhüllt. Von den kleinen, gefalteten Händen hing der Rosenkranz mit dem Kreuze herab, ein blauer silberdurchwirter Schurz breitete sich über den Schoß aus. Mit dem Rosenkranze zugleich hielten die gebräunten Händchen eine rote Kelle und das freundliche, lebensvolle Gesicht blickte mit innigstem Ausdruck in stillem Gebet zu dem schönen, mildlächelnden Antlitz der Jungfrau empor.

Und noch eine dritte Gestalt kniete in dem engen Raum, reglos und unbeweglich, wie die schönen, stillen Heiligenbilder, in ernstem, schwarzem Gewande, das bleiche, schöne Antlitz dem rosigen Lichtschein zugewendet, der wie ein Strahl des Himmels die Kapelle durchleuchtete.

Die gefalteten Hände lösend wandte sie sich langsam zu dem Eingetretenen herum.

Es war Markus, als ob er in die Kniee sinken mußte, voll heiliger Scheu und Andacht.

Sie sah ihn mit einem Blicke an, der nichts Irdisches hatte, himmlisch mild und freundlich, doch ernst und frei von aller niederen Leidenschaft.

Markus Eisenschmid ward verwirrt, die heilige Schwüle der Kapelle, das Madonnenbild, das rote Licht, der seltsame Blick Columbas brachten ihn außer Fassung. Es war ihm, als sei er sündhaft und schlecht, als stoße der heilige Raum ihn zurück. Er verließ die Schwelle und trat wieder in den sonnigen Tag hinaus.

## IX.

Columba Maria erhob sich und folgte ihm. „Du hast recht, wir wollen diesen schönen Ort nicht mit unseren irdischen Sorgen entweihen. Wie Du siehst habe ich Wort gehalten, es ist zum letzten Male, heute abend kehrt mein Gatte zurück.“

„Und morgen reife ich ab; ich habe bereits meine Sachen gepackt und alles vorbereitet; glaube nicht,



daß ich mich störend wie ein lästiger Schatten an Dich heften will. Wahre Liebe ist selbstlos und wenn ich wüßte, daß Du es vermöchtest, ich würde Dir wünschen, glücklich zu sein in Deiner Ehe.“

„Sprechen wir nicht mehr davon,“ sagte sie, „lassen wir ruhen, was nicht zu ändern ist, oder was nur Gott ändern kann, wenn er seltsame, unvorhergesehene Zufälle schickt.“ Sie hielt erschrocken vor den eigenen Gedanken inne.

„Was meinst Du, Columba?“ fragte er.

„Ich dachte an die sonderbare Fügung, die es jetzt gestattet hat, noch einmal uns hier zu sehen und Abschied zu nehmen.“

„Abschied —“ wiederholte er leise, „muß es denn wirklich sein?“

„Abschied für immer.“

„So lange Dein Gatte lebt.“

„Ich werde ihn nicht überleben.“

„Wer sagt Dir das?“

„Eine innere Stimme. — Und die betrügt uns nie.“

Tränen traten in seine Augen. „O Columba, ich kann Dich so nicht reden hören. Vergiß mich, lebe und sei nicht elend.“

„Was liegt noch an mir,“ sagte sie. „Ich bin nicht hierher gekommen, um von mir zu sprechen, sondern aus Deinem Munde zu hören alles, alles, was in der Zeit geschehen, da ich Dich verloren habe und was Du mir in Deinem Briefe noch nicht mitgeteilt hast. Wie ich früher in Gedanken stets bei Dir lebte, will ich es auch ferner thun. Das soll mein Trost, meine Freude sein.“

Markus mußte sich Gewalt anthun, um seiner Bewegung Herr zu werden und sie nicht zu küssen. Aus jedem Worte sprach ihre Liebe zu ihm und doch scheute er sich, sie zu berühren, denn sie erschien ihm wie eine Heilige.

„Auch ich habe Dir von mir nicht viel zu erzählen,“ antwortete er, sich auf die kleine Bank neben sie setzend, „aber ich habe Dir versprochen, von Editha zu erzählen, und dazu muß ich noch einmal auf mich zurückgreifen, auf die Schlacht von Sedan, die mir das eiserne Kreuz und eine fast tödliche Wunde brachte. Es war in der Morgenfrühe des ersten September, als wir Bayern in das totenstille Bazailles eindrangen. Wir thaten keinen Schuß. Alle Häuser in den weiten Straßen waren wie ausgestorben. Unbelästigt drangen wir bis zur Mairie vor. Dort ward eine Compagnie in eine Seitengasse dirigiert. Fast bis an ihr Ende waren wir gekommen. Da mit einem Male begannen die Häuser ein höllisches Feuer auf uns herabzuspeiern, von vorn, von hinten, von allen Seiten pfliffen die Kugeln um unsere Ohren. Die Seefoldaten und die Einwohner des Ortes stürzten vereint auf uns, um uns zu vernichten. Es blieb uns nichts übrig, als die Häuser, die wie die Pforten der Hölle uns den Weg sperreten, zu stürmen. Wir schossen zu den Fenstern hinauf, von denen man uns mit einem Kugelregen überschüttete. Getroffen taumelten die Franzosen auf das Pflaster hinab, aber immer neue traten an ihre Stelle. Krachend brachen die Äste der Pioniere in

die Thüren ein. Ein mörderischer Kampf entspann sich im Innern der Häuser. Aber von außen stürmten neue Scharen der Marinesoldaten gegen uns. Wir konnten der Übermacht nicht stand halten. Die Trompeten bliesen zum Rückzug. In einem furchtbaren Handgemenge, in dem Kolben und Bajonett blind um sich wütheten, mußten wir Schritt vor Schritt die Straße zurückkämpfen. Nahe vor dem Plage der Mairie wurden wir abgebrängt. Unsere Offiziere waren, von Bajonettstichen durchbohrt, gefallen. Da das Kommando fehlte, stob alles haltlos auseinander, ins freie Feld hinaus; die Franzosen verfolgten uns, ich suchte vergeblich die Fliehenden zu sammeln, eine plagenbe Granate begrub mich in einer Wolke von Staub, ich fühlte einen dumpfen Schlag, dem ein kurzer, schneidender Schmerz folgte, dann verlor ich die Besinnung.“

„Und dort wurdest Du gefunden, gerettet von jenem braven Menschen?“ fragte Columba, die in tiefer Erregung seinem Bericht gefolgt war.

„Dort muß es gewesen sein, hinter einem Gebüsch zusammengebrochen war ich den Blicken unserer suchenden Sanitätsoldaten unbemerkt geblieben. So lag ich einen ganzen Tag und eine Nacht in furchtbaren Qualen, von grimmigem Durst gepeinigt, doch nur zuweilen und für kurze Zeit zum Bewußtsein erwachend. Wäre der Retter eine Minute später gekommen, so war ich verloren, denn der Räuber hätte mir den schwachen Rest des noch glimmenden Lebens nicht vergönnt. Doch das alles weißt Du bereits. Mein wahres und schlimmstes Leiden hat aber erst später begonnen.“

„Wie, noch ein Leiden, armer, unglücklicher Freund?“

„Ein seelisches, das sich zu dem körperlichen gesellte. Der Name Editha birgt es in sich.“

„Der Name Deiner Schwester?“

„Ihr entehrter Name.“

„Was sagst Du?“

„Bittere Wahrheit. Entehrt durch einen Schändlichen.“

„Und dort unter Blut und Tod ward Dir die Kunde davon?“

„Aus ihrem eigenen Munde.“

„Unmöglich, dort, dort weilte sie?“

„Als Engel der Barmherzigkeit, an meinem Schmerzenslager. Nachdem sie der Welt gestorben, lebte sie nur noch dem Himmel christlicher Liebe.“

„Erzähle, was ich mir nicht zu denken vermag.“

„Als ich zum ersten Mal zu kurzem Bewußtsein kam, dankte ich meinem Retter, wie Du weißt, und schenkte ihm das Andenken, das Du in seinen Händen gesehen. Dann bin ich in ein langes, schweres Fieber gefallen. Als ich zum zweiten Male erwachte, war ich in ein anderes Lazarett geschafft worden. An meinem Lager aber stand Editha, meine Schwester, zugleich eine Schwester der Barmherzigkeit, die mit aufopfernder Nächstenliebe mich wie alle anderen in dem blutigen Sterbesaal pflegte. Seit fünf Jahren hatte ich nichts mehr von ihr gehört, nur die Nachricht ihrer Verlobung mit einem jungen Advokaten erhalten. Und jetzt war sie dem Himmel verlobt.“

„Und ihr Bräutigam?“

„Er hatte sich auch von der Erde gewandt, aus Gram um sie. Eine Kugel hatte sein Leben geendet.“

„Wie soll sich das verstehen, sie hat ihn betrogen?“

„Weil sie von einem andern betrogen ward, von einem nichtswürdigen, abscheulichen Verführer, der ihr die Ehe versprach, dem sie glaubte und sich hingab, ihr Verhältnis zu dem Verlobten opfernd, und der dann in schurkischer Weise sie verließ.“

„Und wer ist der Schändliche, der das gethan?“

„Sein Name thut nichts zur Sache, ich habe es der Schwester geschworen, ihn nicht zu nennen, außer wenn ich ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehe und Rechenschaft von ihm fordere.“

„Und das alles erfuhrt Du damals erst und durch sie selbst?“

„Es war ein Zufall, daß ich es erfuhr, ohne

(Schluß folgt.)

diesen hätte sie wohl ihr Geheimnis mit ins Grab genommen. Als ich, zum Bewußtsein erwacht, sie erkannte, ließ sie mich glauben, daß sie freiwillig das Verhältnis gelöst und sich dem himmlischen Dienste geweiht, um die Wunden des Krieges zu lindern. Aber ich merkte wohl, als ich wieder zu denken vermochte, daß ein furchtbares Ereignis sie in eine Bahn getrieben haben mußte, die ihr sonst so fern gelegen. Sie hatte sich nach dem Tode unserer Eltern zur Lehrerin ausgebildet, um sich selbst durch's Leben zu helfen, wie ich es auch thun mußte; in der aufreibenden Thätigkeit des Tages war es begreiflich, daß die Korrespondenz zwischen uns bald ins Stocken geriet und mit der Zeit ganz aufhörte. Ich wußte als letztes vor ihrer Verlobung nur, daß sie eine Stelle in einer Tiroler Stadt erhalten und ihren Verhältnissen angemessen und glücklich lebte. Wie ich erstaunte, sie hier zu treffen, wirst Du begreifen.“

## Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

### Lebensrätsel.

Was wir erschau'n hienieden und erkennen,  
Nimmt an das Maß beschränkten Mannes nur,  
Mag frei von Fesseln sich der Mensch auch nennen,  
Nur suchend irrt er auf der Wahrheit Spur.

Wohl faßt sein Aug' in eng umrahmtem Spiegel  
Des weiten Sternenhimmels Wunderwelt,  
Doch nimmer löst der Geist das letzte Siegel  
Vom Buch, das Gottes Schöpfungsplan enthält.

Schweift auch der Blick in immer weit're Ferne,  
Taucht aus dem Dunkel ihm auch Licht um Licht,  
Er laugt nicht an beim letzten aller Sterne,  
Des Rätsels ganze Lösung wird ihm nicht.

Nur wo ein sehndes Herz zum Himmel flüchtet  
Nichts keine Schranke, die zwei Welten trennt,  
Was wäre Hoffnung, die am Weg verzichtet,  
Und was die Liebe, die noch Grenzen kennt?

Es strebt zur Höhe auf des Glaubens Schwingen,  
Sie tragen weiter als das Auge reicht,  
Was nimmer will dem stolzen Geist gelingen,  
Demüt'ger Liebe wird's zu fassen leicht.

Ihr offenbart sich, was ein dunkler Schleier  
Verhüllt des tiefsten Denkers Forscherblick,  
Ihr gilt der Schmerz als himmlisch Lant'rungefeuer  
Und im Gebete heiligt sie ihr Glück.

Ob sich auch jener durch das Sterngefunkel  
Zu immer ferneren Welten Bahnen bricht,  
Zum Reich der Wahrheit aus des Lebens Dunkel  
Ringt doch nur sie sich auf von Licht zu Licht.

D'rum wag' den Flug in weltentrückte Ferne  
Du kleines Herz, wenn Du an Liebe groß,  
Bis zu dem letzten, strahlendsten der Sterne,  
Bis Du geborgen bist in Deines Vaters Schoß.

Schlägt Dir das Leben auch noch tiefe Wunden,  
Dein Friebe liegt fortan in sich'rer Hut,  
Des Rätsels ganze Lösung ist gefunden,  
Wenn still ein Herz am Herzen Gottes ruht.

Ursula von Werther.

### Unterwegs.

Eine Weihnachtsreise von Carl Postumus.

Ein Zufall? O, nicht Zufall war's.  
Es war Dein Schicksalstern.

Die Kameradschaft in Ehren!

Doch Freund Contes Anjunen ward mir dieses Mal lästig. Just vor Abgang des Zuges derart angepumpt zu werden, daß man wie ein Kirchenmäuschen arm in die Welt dampfte, gehört nicht zu den Annehmlichkeiten. Contes Leichtsinne brachte mich oft in Lagen, an die ich bei meiner Mäßigkeit, „spießbürgerliche Solidität“ nannte er es, nie gedacht hätte.

Nichts Böses ahnend stand ich, die Cigarre im Munde und meine Hände gemüthlich in den Hosentaschen, im Wartesaal des Bahnhof's Friedrichstraße. Wie gewöhnlich war ich vor Reiseunruhe fünfzehn Minuten zu früh angekommen. Mein Diener mit meinem Pelz über'm Arm reichte mir gerade Fahrkarte und Gepäckschein, da legte eine Hand sich fest auf meine Schulter und Contes Stimme flüsterte mir leise ins Ohr:

„Zu Thores Schluß treff' ich Dich endlich, Wär. Du mußt mir aus der Patsche helfen!“

Ob seiner vornehmen Angewohnheiten hatten wir Kameraden Edwin von Müller zum „Conte“ erhoben, wogegen er mich im Geldausgeben schwerfälligen Menschen „Wär“ taufte.

Dem armen Vurschen mußte in meiner Abwesenheit übel mitgespielt sein, denn man merkte seinem äußeren Menschen

die innere Erregung an, was bei seinem sprüchwörtlichen Glück alles Unangenehme rasch zu erlebigen, auf einen wirklich ernsthaften Handel schließen ließ. Sein Civil sah aus, als hätte er darin drei Treibjagden bei Sturm und Regen mitgemacht, und sein schwarzer Schnurrbart hing flügelähnlich wie vor der Erfindung der famosen Bartbinde.

Natürlich roch ich Lunte.

„Was giebt's, Conte?“

„Komm erst in ein stilleres Eckchen!“ sagte er und zog mich in die erste Klasse. „Hörte eben bei Dir, daß Du, kaum von den Jagden zurück, zum Fest mit dem Nachtzuge nach Schlesien reist. Suchte Dich noch abzufassen -- Ehrenschulden, in einer Stunde zu erstatten!“

Nach seinem Aussehen zu urteilen, ging ihm die Geschichte dieses Mal bis an den Stragen.

„Um, wieviel?“

„Ne Bagatelle für Dich, Bär! Dreihundert Thaler!“

„Verwünscht!“

Ich stampfte mit dem Fuße. „Warum schreibst Du mir's nicht?“

„Auf welchem Gute Deiner hochheiligen, hubertusfächtigen Sippe Dich suchen? Überdies ist's Schreiben mir ein Greuel!“ Das klang so vorwurfsvoll, als sei meine Frage ein beleidigendes Anjinnen gewesen. „Lief von Pontius zu Pilatus -- doch alle Geldschrankthüren fest verschlossen. Hilf mir nur dies Mal noch -- sonst!“ Er machte eine verzweifelte Bewegung und erzählte mir den Hergang dann geordneter.

Die allbekannte Geschichte! Nach unglücklichem Spiel borgte er auf Ehrentwort, hatte aber, Conte war ja bekannt wie ein bunter Hund, keinen gefälligen Juden mehr gefunden. Die anderen Kaneraden saßen mehr oder minder selbst in der Klemme, alle hätten sonst für den prächtigen Kerl, schon seiner unverwüsthlichen Laune halber, ein übriges gelhan. Zudem war er unser bester Reiter und schön wie ein junger Gott. Just in allem mein Gegenstück! Na, bei seiner dauernden Geldverlegenheit brachte er mein Hab und Gut mit ins Rollen! Ich hatte, wie gesagt, keine „nobles passions“ und wäre mit seiner geringen Zulage, er war der dritte Sohn eines Majoratsherrn, gut durch die Welt gekommen.

Dreihundert Thaler sofort! Meine Börse enthielt nicht viel mehr als die Summe. Am Ende ging's, wenn ich mir nach Breslau telegraphisch Geld bestellte!

Mit seinem alten sorglosen Lächeln steckte Conte die Scheine zu sich.

„Dank, Freundchen! In vier Wochen erstatt ich's, auf --“

„Still, Conte! Diese ewige Ehrenwortphrase ist mir ein Greuel,“ so schnitt ich sie ihm kurz ab und sagte: „Schreib's zu dem übrigen! Sobald Du kannst, giebt Du's mir zurück!“

Er lachte lustig auf: „Bär, das heißt in den Schornstein freiden!“

In dem Augenblick sah er meine grüne Fahrkarte.

„Tollheit, wo alle höheren Töchter zum Weihnachtstfest losgelassen sind, zweiter Klasse zu reisen! Das thue ich nie! Schon aus Bequemlichkeit nicht!“

Ehe ich einwilligte, war der an der Thür stehende Diener schon nach einer Zuschlagkarte geschickt, durch die meine letzten Thaler fortrollten. Wenn der menschliche Magen in der Nacht nicht auch ruhte, hätte ich mir den Hungerriemen gewaltig fest schnallen müssen. Über die gähnende

Leere meines Geldbeutels wiggelnd, traten wir lachend zurück, und bemerkten in dem Augenblicke erst eine dicht verschleierte Dame auf dem Sofa, die sich mit einem schlaftrunkenen fünfjährigen Mädchen anschnitt, hinauszugehen, wobei sie mich, so schien es mir, einer forschenden Musterung unterwarf.

„Alle Wetter, Conte, wenn die nicht jedes Wort verstanden hat, will ich nicht von Wolzow heißen!“ rief ich und schüttelte seinen Arm.

„Na und? Sei kein Narr, Bär! Als ob unjere Kriegsnamen für die nicht leerer Schall wäre! Wie wir borgten und verborgten ist außerdem gentlemanlike! Pompöse Erscheinung übrigens; höchst chic!“

Sein Blick folgte der Dame im enganliegenden, schwarzen, mit Jobel verbrämten Sammetpelze, dann drückte er meine Hand: „Verlaß Dich drauf, morgen früh sieben Uhr schicke ich Deinem Gelbmanne die Adresse! Glückliche Reise, Bär!“

Er schlenderte wohlgenut davon; ich stieg hinauf. Über des Freundes Charakter nachzudenken fehlte mir die Zeit, doch erwies sein Rat sich als gut, denn es wäre kein Vergnügen gewesen mit sechs oder sieben anderen Schlachtopfern in einem Wagen zusammengesperrt die Nacht zu durchfahren.

Johann packte Helmschachtel, Säbel und Büchse ins Reg, legte meine Decken zurecht, hüllte mich in meinen Pelz, worauf ich reisegerüstet in mein Coupé sprang.

„Bis Breslau bleib' ich doch im Wagen?“

„Gewiß, mein Herr!“ antwortete der meine Karte zeichnende Schaffner.

Die Thür fiel ins Schloß. Ich aber unterdrückte ein Ach der Überraschung. Da war ich ja der Dame von vorhin unbewußt wieder ins Fahrwasser geraten. Ob der Reise-gesellschaft würde Conte an meiner Stelle frohlockt haben; mir dagegen paßte sie gar nicht, unterfragte sie mich doch von vornherein das Rauchen. Das Kind neben mir hatte seine Augen schon geschlossen, auch die Dame machte es sich, nachdem sie mir den Kopf mit einer schnellen Bewegung zugewandt hatte, für die Nacht bequem, legte ihre zierlichen, gut bekleideten Füße auf den ausgezogenen Sitz gegenüber und hüllte sich mit einer Pelzdecke ein, worauf sie ihren schwarzen Schleier fest gegen Staub und lästige Blicke um das Pelzbarrett zog. Geschmeidig wie ein Kästchen drückte sie sich in ihre Ecke, welchem Weispieler ich folgte. Freilich konnte ich mich, obwohl ich meinen Reisefiß tief in die Stirn schob, nicht so gut wie die junge Frau, deren Blick ich auf mir haften fühlte, verbarrikadieren. Unser Conte würde das als eine seiner männlichen Schönheit gebührende Huldbigung aufgefaßt haben, mir, im Bewußtsein eines keineswegs tabellosen Profils (wir pommerschen Wolzows leiden nicht an hervorragenden Körpervorzügen und können höchstens auf unsere Größe, wie auf kleine Hände und Füße stolz sein) mißbehagte diese Prüfung aus dem Hinterhalte.

So stand ich auf und verhüllte das Oberlicht. Meinem „Sie erlauben?“ antwortete eine jugendlich klingende Stimme: „D, bitte.“

In dem uns umgebenden Zwiellichte traten die Gestalten von Mutter und Kind kaum hervor. Eine Weile sah ich noch in die weiße, sternklare Winternacht hinaus, dann verjuchte ich zu schlafen. Entgegen meiner sonstigen behaglichen Ruhe, war ich aber erregt. Einerseits lag mir des Freundes unverbesserlicher Leichtsinns in den Gliedern, andererseits bedrückte mich der Zweck meiner Reise. Meines Vormundes Beharrlichkeit, Pläne für meine Verheiratung zu schmieden, hatten mich schon seit Jahr und Tag geärgert,

aber trotzdem ich wußte, daß er mir zu Ehren eine reiche, junge Verwandte zu sich eingeladen hatte, folgte ich seiner Aufforderung, das Weihnachtsfest bei ihnen zu verleben, doch wie ein willenloses Kind. Im Grunde mußte ich ihm noch dazu recht geben. Mit genug zum Heiraten war ich, 'ne Art Verpflichtung, den ältesten Zweig der Wolzkow, dessen letzter Trieb ich war, nicht aussterben zu lassen, fühlte ich auch, außerdem band mich nichts an diese „Perle von Mädchen“, falls sie mir nicht gefiel. So tröstete ich mich mit dem Gedanken, sie würde mich so wenig in Flammen setzen, wie alle anderen Vertreterinnen holder Weiblichkeit, deren keine sich rühmen konnte, den „soliden Wolkow“ länger als zwei Stunden gefesselt zu haben. Dann hatte ich die Unnatur oder überblinnde Natur der Töchter, mißsam dem Entgegenkommen der Mütter herzlich satt und schluckte an dem bitteren Beigeschmack, nicht meiner selbst, sondern meines Geldes halber süß umworden gewesen zu sein.

Die jetzt Vorgesagene zwar sollte nicht nur reizend, sondern auch reich sein. Ich traute den Versicherungen meines väterlichen Freundes indes nicht, wollte geliebt, wirklich geliebt werden und wußte doch, daß man sich in den linkschen, blonden Wolkow nicht eins, zwei, drei verlieben könne. Conte, ja Conte! Warum die meisten Weiber — pah, ich wollte mir mit den Unerquicklichkeiten nicht den Schlaf vertreiben!

Wie schnell wir durch die Winternacht dahinsauften! Mir war's als sähe mein Schicksal, dem ich widerstandslos verfallen sei, neben mir. Fröstelnd zog ich meinen Pelz fester um mich und sah auf meine ebenmäßig atmende Nachbarin. Ich lachte bitter in mich hinein. Mein Schicksal würde wohl keine so anmutige Gestalt annehmen!

Sonst spürte ich für anderer Leute Frauen keine Teilnahme, diese dicht Verschleierte jedoch beschäftigte mich. Ob ihre Züge der prachtvollen Gestalt entsprachen? Alle Wetter, wie meine Neugierde mir den Schlaf vertrieb!

Die Kleine neben mir ward auch unruhig, da flüsterte der Mutter weiche Stimme ihr allerlei Schmeicheltreden zu. Welche Musik in der Frauenstimme lag! Ganz Ohr, schloß ich die Augen.

„Tantchen, mein Bein schläft!“ klang's weinerlich.

„Soll ich's Dir reiben, Slawa, mein Liebling?“

„Ganz still sein, Tantchen! Sonst hört's das andere, das wacht noch und schläft auch ein!“ raunte Fräulein Slawa geheimnisvoll.

Also nicht die Mutter, dachte ich und beobachtete scharf die weißen Frauenhände, welche das Kind umlegten. Diese verwünschte Lampenhülle.

Wie wir durch den hellerleuchteten Frankfurter Bahnhof fuhren, schaute ich scharfer nach dem verräterischen Goldreifen aus, aber die Reisende, als ahnte sie meine vorlauten Gedanken, lehnte, die Hände verborgen, wieder in ihrer Ecke. War sie verheiratet oder nicht? Ein Backfischchen meiner Bekanntschaft zählte eine ähnlich wichtige Frage einmal an ihren Taillenknöpfen ab. Aberglauben steckt an. Meine Pelzknöpfe sagten: ja, die meines Rockes: nein. Klug wie zuvor gähnte ich und schloß die Augen. Was ging mich denn die Fremde an? Eine wohlige Wärme durchzog meine langen Glieder; es war doch schön bis Breslau nicht umsteigen zu müssen!

Wie lange ich geschlafen hatte, ahnte ich nicht, aber ein Frostgefühl weckte mich. Richtig, da war mir keine Decke

entfallen, und, ich fühlte unter den Eis, die Heizung mußte ausgegangen sein.

Fünf Uhr schon? Eben fuhren wir an einem Bahnhofsgelände vorüber. Stand dort nicht Lauban? Den Schlaf mir aus den Augen reibend, greif ich zum Kursbuche, kann bei dem Minus von Beleuchtung indes nichts entziffern. Hatte ich den Namen nicht in Verbindung mit unserm fruchtbaren Lustspielbichter, von Moser, nennen hören? Aber Breslau—Berlin? Schlaftrunken wie ich war, irrte ich mich wohl!

(Fortsetzung folgt.)

## Die Weihnachtsrose.

Von H. Engel.

Die weiße Weihnachtsrose  
Ist unterm Schnee erblüht  
Zu heil'gem Blumenlose:  
Des Winters Hohealied.

Die schnee'ge Leichendecke  
Ruht auf der öden Welt,  
Ruht kalt auf Grün und Hecke,  
Auf Weiher, Hain und Feld.

Es ruhen alle Lande  
In Todesschlaf versenkt,  
In starre eif'ge Bande,  
In Fesseln eingeschränkt.

Es irrt des Herzens Sehnen  
Durch Ede, Schnee und Eis,  
Es sucht ein Frühlingswähnen,  
Nach einem jungen Meis.

Da hat es hell geklungen  
An das entzückte Ohr,  
Das Eis ist jäh zersprungen,  
Die Rose brach hervor.

Die weiße Weihnachtsrose  
Ist unterm Schnee erblüht;  
Versteht ans Blumenlose  
Du Winters hohes Lied?

## Das Gedächtnis und seine Pflege.

Von Gustav Raab.

(Schluß.)

Recht häufig tritt nun noch in die Erscheinung das sogenannte schwache Gedächtnis, das aber bei sonst normal beanlagten Personen eher ein geschwächtes genannt werden sollte, da es sich gemeinhin nur um körperliche und seelische Störungen zu handeln pflegt. Ein solches Gedächtnis ist nicht selten eine Folge hohen Alters mit dessen physischen Begleitungen; fast ebenso kann es aber auch schon im kräftigen Lebensalter vorhanden sein, insofern man mit sich nicht gut hanagehalten und den Körper durch Wollust, Trunk, Spiel und sonstige Leidenschaften leichtsinnig verwirrschaftet hat, als ob eine gesunde Seele und ein klarer Geist eines kräftigen Bestandes nicht benötigte. Warnten doch schon die

alten Griechen: nur in einem gesunden Körper kann eine gesunde Seele wohnen! Leidenschaften und Ausschweifungen verwirren, schwächen und zerstören die Nerven und mit ihnen die seelischen Kräfte, und mit schwindender Seelen- und Geistesfähigkeit erlahmt auch das Gedächtnis, manchmal sogar bis zur Stumpfheit. Indes sind es nicht immer körperliche Sünden allein, welche Gedächtnisschwäche verursachen; sie kann auch herbeigeführt sein durch Schreck, Gram, Stummer und Nervenkrankheit, und, wenn die Damen es gütigst verzeihen wollen, daß es unverholten ausgesprochen wird, auch vom unsinnigen Romanlesen. Denn sicherlich greift man nur in seltenen Fällen zu solcher Art von Büchern des Behaltens und etwaiger Belehrung, sowie einer wohlthunenden Ableitung eines angestregten Gedankenganges wegen, sonst aber den Nerven, der Neugierde und der Zerstreuung zu Gefallen. Ein Buch ist mit brennenden Augen im Nu durchflogen, und die Hand ergreift schon das zweite und so fort. Nachgedacht wird über eine Erzählung nicht weiter, man läßt sich eben keine Zeit dazu, und die neue Geschichte prickelt in anderer Art auch gar zu angenehm die Nerven! Und das Noxiz von solcher Leserei? Man hat sich gedächtnisschwach gelesen, man ist nicht mehr fähig, sich bestimmter Eindrücke im Zusammenhange zu erinnern, eben weil die gelockerten Nerven gleich Wändern im Winde flattern, und sie nicht mehr im Stande sind, dem Geist auf straffem Wege Zufuhr zu verschaffen, und was ihm ehemals zu teil geworden, das will auf der verdorbenen Bahn auch nicht wieder so recht zurück. Wer es so mit sich hält und dann über ein schwaches oder vielmehr über ein geschwächtes Gedächtnis und dergleichen über Zerstreuung klagt, der begiebt sich des Anrechts, bedauert zu werden! Zwar könnte von dieser Seite her eine Verufung auf manche Gelehrte laut werden, welche, obwohl sie seit Jahrzehnten keine Romane und Geschichten in der Hand gehabt und nur wissenschaftlichen Werken obgelegen, gleichfalls zerstreut wären und nicht selten in einem Grade, daß darüber das Lachen ausbricht. Indes hat es damit noch immer seinen wesentlichen Unterschied. Denn in den Dingen, welchen die Forscher und Denker nachspüren, und deren Begründung und Klarstellung sie sich zur Lebensaufgabe gemacht, sind sie nicht im entferntesten zerstreut und gedächtnisschwach, ganz im Gegenteil! nur daß sie in dem Grade, in welchem sie ihre Gedanken auf den alleinigen Gegenstand richten und auf ihn vereinigen, sie die anderen von dem, was um sie geschieht, abziehen. Ihre vermeintliche Zerstreuung ist demnach nichts weiter, als eine Gleichgültigkeit für Nebendinge und eine unwillkürliche Vernachlässigung derselben, bewirkt durch die rastlose und unentwegte Verfolgung eines bestimmten und hohen Zieles. Wie nun so ganz anders diejenige Zerstreuung, die sich aus verworrenem Gedächtnisram herleitet, wo Sucht und Übung des Gedächtnisses nach keiner Seite hin stattgefunden hat!

Nachdem wir nun die verschiedene Beschaffenheit des Gedächtnisses und die Ursachen vorkommender Mängel derselben dargethan, wollen wir uns jetzt darüber aussprechen, wie man vorteilhaft auf dasselbe einwirken kann. Daß es gleich dem Körper und dem Verstande ausbildungsfähig ist, wer wollte das bestreiten? Und ganz richtig davon ausgehend, daß „man nur so viel weiß, als wie man im Gedächtnis behält, und daß das eigentliche Wissen im Gedächtnis bestehe,“ haben Psychologen, Ärzte und Schulmänner danach ihre Maßnahmen getroffen, und insonderheit der neueren Zeit war es vorbehalten worden, in diesem Stücke einen heilsamen

Wandel zu schaffen und alles das abzukehren, was die Gedächtniskraft beeinträchtigen könnte. Ein an und für sich schon glückliches, also natürliches Gedächtnis bedarf gerade so der Schulung, wie ein mit Sehnen und Muskeln prächtig ausgestatteter Leib, soll er nicht eine unbeholfene Kraft bleiben; hiermit tritt also das künstliche Gedächtnis in die Erscheinung, erzeugt durch Übung und verständige Anleitung.

Als die Grundlage eines allgemeinen und guten Gedächtnisses ist ein heiteres und lebensfrohes Gemüt anzusehen; gleichwie sich die Natur allein nur unter den Bedingungen von Licht, Wärme und erquickender Masse herrlich zu entfalten vermag. Spielend bringe die Mutter dem Kinde nur angenehme Eindrücke bei, derer überhaupt man sich auf allen Lebensstufen am liebsten erinnert; doch vermeine sie ja nicht, ein übriges Gutes zu thun, wenn sie auf dasselbe mit vielen Gebeten, religiösen Übungen und gleichfalls vorzeitig mit Lesen, Schreiben und Rechnen einzuwirken versucht. Ein solches Verfahren erzeugt nicht hinreichend widerstandsfähige Treibhauspflanzen und trägt nur dazu bei, daß die angeregte Gehirnthatigkeit auf die Dauer neuen Eindrücken nicht willig genug ist. Solche mit Gedächtnisram ausgerüsteten Frühgeburten und namentlich aus ungeschickt geleiteten Kleinkinderschulen und sonstigen vorbereitenden Klipp- und Winkelschulen werden nur gar zu oft ein Ballast für die öffentliche Schule und zwar noch oft aus einem anderen Grunde, auf den wir, und zwar aus eigener Erfahrung, die Eltern, und in erster Reihe die Mütter, noch besonders aufmerksam machen möchten. Als der Verfasser die letzte Klasse leitete, wurden ihm aus genannten Schulen die meisten Kinder vorbereitet zugeführt. Wie es nicht anders sein konnte, wandten sie ihrem Lehrer nicht ungeteilte Aufmerksamkeit zu, eben weil sie sich über die gelehrten Anfangsgründe hinaus fühlten. Endlich war für jeden, früher oder später, der Augenblick gekommen, wo der alte Faden für ihn ein Ende hatte, und er nun seine Gedanken hätte auf das Neue heften müssen; allein ihm war die Unaufmerksamkeit schon zur Gewohnheit geworden, und dieses Übel pflegte sich mitunter sogar Jahre hindurch fortzuschleppen. Und nichts ist so unentbehrlich für das Gedächtnis und dessen Bereicherung, als straffe Aufmerksamkeit! Es soll nur angedeutet sein, daß später infolge angemessener Vorstellungen solcherlei Zuführungen unterblieben, und hinfort fast regelmäßig die ganze Klasse verjagt werden konnte. Denn Kinder, welche bis zu ihrem sechsten oder siebenten Lebensjahre wirklich Kinder waren und von jeglicher Dressur verschont geblieben sind, bringen Interesse d. h. Aufmerksamkeit mit, und Aufmerksamkeit bildet Gedächtnis, und Gedächtnis erzeugt Kenntnisse. Wie nun das Gedächtnis in der Schule gepflegt und ausgebildet wird, bedarf keiner näheren Erörterung, eben weil man daselbst bekanntermaßen dem Schüler nur wirklich Nützlich und Wissenswertes und zwar unter vorausgegangener Verständigung, unter Zuhilfenahme der Veranschaulichung angedeihen läßt, wobei die häufige Wiederholung des Eingepprägten und das gelegentliche Zurückgreifen auf dasselbe, sehr wesentliche Dienste leistet. Man achte auf diese Punkte! Denn ganz so, oder so ähnlich, hat es jeder mit sich selbst zu halten, der behalten will, und dienlich ist es für das Gedächtnis, wenn ein Zusammenhang mit Konkretum und mit Ähnlichkeiten hergestellt wird. Als besondere Mittel für das Behalten werden von ständigen folgenden empfohlen: Man lese mit Bedacht, also nicht flüchtig und mit Nebengedanken, und nehme sich vor, auch behalten zu wollen, was behaltenswert erscheint. Vor dem

nächstfolgenden (größeren) Abschnitte thue man einen Rückblick auf den soeben vollendeten und wohl auch auf die vorigen, und nicht sicher behaltene Stellen lese man wieder nach; auch kann es nützlich sein, wenn einzelne Sätze (doch nicht zu viele!) mit dem Stifte angemerkt oder hauptinhaltlich niedergeschrieben werden. Gerade das Niederschreiben, auch von Zahlen und Namen, kommt dem Gedächtnis ungemein zu statten und insonderheit, wenn man zugleich das Gehör in Thätigkeit setzt, indem man sich die Sache laut vorliest oder sie laut auswendig lernt; das Gehör ist in diesem Falle der Bundesgenosse des Auges und mitunter sogar der stärkere. Kinder sollten überhaupt nur laut oder wenigstens halblaut lernen. Außerdem werden sich Zahlen am ehesten behalten lassen, wenn man sich bei geschichtlichen Persönlichkeiten und Begebenheiten an andere derselben Zeit erinnert, und Einwohnerzahlen mit denjenigen bekannter Ortschaften in Verbindung und Vergleich bringt. Angeraten wird von manchen auch, zwecks Erlernens eines Gedichtes die Anfangsbuchstaben der Verszeilen niederzuschreiben.

Noch erübrigt uns, auf einen Umstand hinzuweisen, nämlich auf die Selbstbeobachtung, welche das Behalten, das Gedächtnis, ungemein fördert. Man ist eben nicht zu jeder Zeit derselbe Mensch und zum Einprägen mehr oder weniger fähig. Somit hat man sich zu erforschen, wann die glückliche Stunde sich einzustellen pflegt, in welcher die Seelenkräfte rege und aufnahmefähig sind. Der eine wird sie bei sich für den Morgen, ein anderer für den Abend entdecken, und ein dritter wohl gar — und er kann sich auf manche Künstler und Gelehrten berufen — für die Nacht. Gemeinhin dürfte für ein reines Gedächtniswerk der Abend vorzuziehen sein, weil alsdann die gewonnenen Eindrücke wegen des Zubettgehens ohne sie aufhebende Nachfolge bleiben, und sodann am Morgen die unerläßliche Wiederholung mit aufgefrischten und gesammelten Seelenkräften geschieht. Daneben verfolge man den Grundsatz, niemals bei demselben Gegenstande so lange zu verweilen, bis sich Mattigkeit oder sogar Stumpfheit oder Verdruß einstellt; vielmehr halte man noch vor dieser Grenze inne und nehme einen Wechsel vor, der trotz neuer Anspannung von erfrischender Wirkung ist. Gerade hierin verfehen es mit ihren schulpflichtigen Kindern nicht wenige Eltern, welche dieselben so lange bei der Sache und obenein unter Gewaltmaßregeln festhalten, bis sie sich schier um alle Gedanken gelernt und im vollsten Sinne des Wortes dumm gelernt haben, also daß sie sich kaum mehr auf das zu besinnen vermögen, was zu Anfang das Gedächtnis in sich aufgenommen hatte. Wie manches Gedächtnis mag Schiffbruch erlitten haben durch eine unverständige und gewaltthätige Einwirkung, und wie manches wiederum, obschon von vornherein nicht besonders verheißend, mag zu herrlicher Entfaltung gekommen sein durch eine weise und freundliche Behandlungsweise!

### Graf Zamojski.

Romanze von Viktor Wenzel.

Rückwärts ruft vom blut'gen Lanzen  
Graf Zamojski seine Reiter,  
Hat mit fünfzig tapfern Lanzen  
Heimgelagt die Allah-Streiter.  
Von der Paare wildem Reigen  
Liegt zerstampft die Flur, und sah!

Kalte Abendnebel steigen  
Wirbelnd auf vom Steppenthal.

An der Wälder finst'ren Hängen  
Traben der Ukraine Söhne,  
Singend zu des Dirniks Klängen  
Preisen sie der Heimat Schöne.  
Durch des Rebels Silberwellen,  
Durch der Mondnacht Träumen zieht  
Wie des Nachtfalks jauchzend Gellen  
Der Kosaken Siegeslied.

Aber hinterm Laubgegitter  
Wlukt es auf von blankem Eisen,  
Zischend löschet ein Pfeilgewitter  
Zubel aus und Sangesweisen.  
Roß und Mann vom Gang hernieder  
Wälzen sich der Tiefe zu,  
Und im Nebel hallt es wieder  
Dumpf frohlockend: „Allah hu!“\*)

Wehe! traute Heimaterde,  
Kannst du keinem Rettung geben?  
Unterm Fuß der Mosklemperde  
Endet deiner Kinder Leben.  
Klage ist dein Preis geworden,  
Totenstatt des Sieges Ort;  
Einen führt zu Südens Borden  
Feindeschar gefangen fort. —

Ragt ein Hügel frei erhoben  
Über weitem, grünem Plane:  
Von des Hügel's Spitze droben  
Flattert des Propheten Fahne.  
Auf dem bunten Fell vom Tiger  
Sitzt der Khan im Zelt allein,  
Überm Schwarme seiner Krieger  
Zählt er der Gefangnen Reih'n.

„Herr, den Besten, den wir fingen,  
Sieh ihn hier vor Deinem Throne;  
Allah schenkt Dir froh Gelingen,  
Ehre giebt er seinem Sohne.  
Manchen nahm in Unglückstagen  
Der Verwegne Deinem Land,  
Manchen hat sein Schwert erschlagen;  
Sieh ihn hier in Deiner Hand.“

Den Gefangnen her sie führen;  
Stein sein Mund — sein Auge Flammen;  
Seine freien Arme schnüren  
Sklavensesseln jetzt zusammen.  
Hoch die Stirn dem Khan entgegen  
Steht er vor den Feinden all';  
Graf Zamojski! kühner Degen,  
Dies für Dich des Würfels Fall? —

Und der Khan mit langem Blicke  
Schaut des Polen Blick und Glieder;  
Langsam dann mit Panthertücke  
Fährt sein Griff zum Säbel nieder.  
Langsam vom Gehent ihn ziehend  
Prüft die Schneide er mit Lust,  
Und im Kreise Funken sprühend  
Zielt er auf des Grafen Brust.

\*) Schlachttruf der Tataren.

Ist es Trug? ist's Zaubervissen?  
 Schau, die Fesseln sind zersprungen!  
 Aus des Rhanes Hand gerissen  
 Pfeift die Waffe hochgeschwungen.  
 In des Nackens bloße Stelle  
 Trifft sie ihn, dem sie geraubt:  
 Dampfend auf die farb'gen Felle  
 Fliegt des Fürsten blutig Haupt.

Wehe! heult's vielhundertstimmig;  
 Weh! — und hundert Sehnen klingen,  
 Hundert Pfeile rachegrimmig  
 In den Leib des Helden bringen.  
 Ruhm sein Ende! kurz sein Leiden,  
 Stolz das Auge himmelwärts:  
 „Christus!“ ruft sein Mund im Scheiden,  
 „Polen!“ schlägt sein brechend Herz.

### Für den Weihnachtstisch.

**Episteln von J. F. v. Scheffel.** Mit dem Porträt des Verfassers. (Stuttgart, 1892. A. Bong und Co.).

Ob ein Werk wie das vorliegende schon jetzt für weitere Kreise hätte veröffentlicht werden sollen, möge an dieser Stelle nicht weiter untersucht werden. Über den litterarischen Wert dieser Veröffentlichung dürfte allgemeine Übereinstimmung herrschen. Trotzdem werden den Freunden der Scheffelschen Muse, zumal Studenten, diese humoristischen Prosabriefe eine angenehme Lektüre sein. Es sind Schilderungen aus Sättlingen, Italien, Schweiz und Meran, die der noch nicht dreißigjährige und noch unberühmte „Joseph vom dürren Ast“ an die bekannte Heidelberger Sineipgenossenschaft, den „Engeren“ richtet, den wohl jeder aus dem „Gau-beamus“ kennt. Demgemäß spielt in diesen humorvollen Berichten das Trinken eine große Rolle, wenn nicht die größte. Für einen „Neuphilologen“ wäre es eine doktorwürdige Untersuchung, zu zählen, wie oft das Wort Trinken mit seinen Variationen in dem lustigen Büchlein angeführt wird. Aber es kommen auch recht viele plastisch dargestellte Bilder vor, die schon den Schöpfer des „Ekkehard“ deutlich kennzeichnen. Das archaische Deutsch dieser „Bierulkbrieft“, wie man das Werk am besten nennen kann, wirkt meist anheimelnd und nur selten manieriert! Summa summarum: ein Weihnachtsbuch für moli, Fische und Scheffelphilologen!

—fe.

**Camoëns.** Ein Dichterleben. Roman in Versen von Rudolf Runge. (Leipzig, Abel u. Müller).

Der Dichter schildert das Leben des bekannten portugiesischen Nationalpoeten, wobei natürlich das Kapitel Liebe nicht zu kurz kommt. Weshalb der Verfasser seine Dichtung einen Roman in Versen nennt, ist nicht recht ersichtlich; in der Weise der Wolffschen Dichtungen „komponiert“, mit mannigfach wechselnden Versmaßen, mit lyrischen Intermezzi, gehört sie durchaus zur lyrisch-epischen Gattung. Sonderbar macht sich die überflüssige Schlußnummer: „Zehn Jahre später.“ Hier teilt der Dichter einfach die Grabchrift von Luis de Camoëns in der Kirche des Franziskaner-Nonnenklosters Santa Anna zu Lissabon mit. Wozu? Das wirkt zwar „geistreich“, zerstört aber den künstlerischen Eindruck vollständig. Möge der Dichter bei einer etwaigen zweiten Auflage diese prosaische Nummer XXXII. streichen oder als Anmerkung bescheiden in einem Eckwinkeln unterbringen. Mit

Poesie hat eine solche Notiz nichts mehr zu schaffen. Im übrigen ist die „stieckende Versifikation“ zu loben, wenn auch echte Originalität vermißt wird. Aber die besitzt ja Julius Wolff auch nicht, und er wird doch gelesen: mögen einmal unsere Backfische zur Abwechslung diesem armen Camoëns ein paar Thränen nachweinen — er hat sie redlich verdient!

—fe.

**Schloß Rosenitz.** Novelle von Ferdinand von Saar.

Ein kleines, fast überfein gezeichnetes Seelengemälde, welches aber doch sichere Konturen zeigt. Es ist die alte Geschichte, daß der Edelmütige auf die Geliebte verzichtet, um ihr nicht einen schweren Lebenskampf aufzulasten, und daß diese im Bunde mit dem herzlosen Lebemann als stilles Opfer dahinsiecht. Der wehmütige Hauch einer ungelohnten Entfagung schwebt über dem Ganzen. Auch diese Gabe Saars wird tiefer angelegte Leser vollbefriedigen, da sie Unmittelbarkeit mit gereifter Form vereinigt. N. Br.

**Der Ordensmeister.** Eine deutsche Minne und Helbenminne von Anton Dorn. (Berlin, Grote).

Diese epische Dichtung, welche sich durch phantastische Einleitung und wohlgefügtens Vers auszeichnet, schildert den Niedergang des deutschen Ordens und dessen Niederlage bei Tannenberg unter dem Hochmeister Ulrich von Jungingen, welcher lange in die Nege der dämonischen Gerta verstrickt ist. Ihr heißer Rachedurst und der Verrat des Eidesbundes der Culmer Ritterschaft führen die Katastrophe herbei. Minne und Kampf und innerer Gewissensstreit durchziehen die klangvollen Gefänge. N. Br.

**Der Jungfrau Leben, Lieben, Leiden.** Ein Buch der Weisheit und der Erfahrung für Deutschlands Jungfrauen und Mütter von Georg Holzhey. Metrisch bearbeitet und herausgegeben von Prof. Dr. Conrad Beyer. 6. Aufl. (Bremen, M. Heinjuss' Nachfolger).

Das sehr geschmackvoll ausgestattete Buch hat seine Wege schon in tausend Häuser gefunden und hat eine Empfehlung nicht mehr nötig. Der Inhalt bildet eine Art von Lehrgedicht, das für die Jungfrau, auch für die alte Jungfer bestimmt ist und ihr den Weg durch das Leben zeigen will. Der Stoff ist in 9 Büchern behandelt: Pflichtenkreis; Anmut und Güte; Menschenkenntnis; Freuden der Gesellschaft; Freundschaft; Liebesleben; Gattenwahl; Bräutliche Zeit; Die jungfräuliche Matrone. Druck und Papier sind eines Geschenkbuchs würdig.

**Flanderbrieft an eine junge Frau.** Von Otto von Leigner. 2. Tausend.

**Ästhetische Studien für die Frauenwelt.** Von demselben. 4. Aufl.

Beide Bücher sind in hübscher Ausstattung bei H. Trenkel, Berlin, erschienen.

**Trewendts Volkskalender** für 1893. 49. Jahrgang. (E. Trewendt, Breslau).

Der neue Jahrgang zeigt wieder die Sorgfalt, die der Verlag diesem Unternehmen zuwendet. Die Holzschnitte, besonders die Vollbilder sind vortrefflich; der Text bringt neben dem Nützlichen viele unterhaltende Beiträge, die sehr gut ausgewählt sind.

In demselben Verlage ist der 46. Jahrg. des **Saus-Kalenders** erschienen mit einem farbigen Titelbild und Textbildern.

**Trewendts Jugendbibliothek** (Ed. Trewendt, Breslau).

Das Unternehmen, dessen wir an dieser Stelle schon oft gedacht haben, bringt für diese Weihnachten zwei Bändchen:

**Die Nacht am Meere.** Erzählung von Sophie von Nibelschütz, und von der gleichen Verfasserin:

**Das Bauerswäldchen.** Erzählung für die reifere Jugend.

Beide sind zu empfehlen. Wir weisen unsere Leser auf diese Jugendschriften, von denen 85 Bändchen vorliegen, um so mehr hin, als deren Billigkeit (Bd. zu 0,75 Mk.) sie auch dem schmalsten Geldbeutelchen erreichbar macht.

**Mütterchen Elisabeth.** Von Bertha Filhès. Aus dem Tagebuch eines jungen Mädchens. 2. Aufl. der Jugendschriften: „die petite mère“ und „Elisabeth.“ Breslau, (Ed. Trendelndt.)

Das Buch ist vortrefflich zum Geschenke für junge Mädchen von 12–16 Jahren geeignet. Die Darstellung zeichnet sich durch Frische und Natürlichkeit aus; der Stoff ist von gesundem sittlichem Geiste durchweht. Der hübsch gebundene Band kostet 7,50 Mk.

**Gesammelte Schriften von Marie von Ebner-Eschenbach.** (Berlin, Geb. Paetel).

So oft der Kunstrichter auch in die Lage kommt, den Einfluß der weiblichen Schriftstellerin zu befragen, findet er doch auch einige Frauen, die thatsächlich in der Geschichte des deutschen Schrifttums einen ehrenvollen Platz verdienen. Zu ihnen zählt Marie von Ebner-Eschenbach.

Wohl giebt es außer ihr Erzählerinnen von echter Begabung, abrr keine einzige ist Künstlerin in gleichem Maße, wie sie. Keine versteht es mit so schlichter Kunst den Stoff zu bauen, die Menschen so im Kerne zu erfassen und das Schicksal so mit innerster Notwendigkeit aus dem Wesen der Gestalten und den Umständen zu entwickeln. Sie vermeidet jedes unnötige Wort; niemals sucht sie durch geistreiche Bemerkungen oder durch gelehrte Abhandlungen Eindruck zu machen, wie so manche Berufsgenossinnen, die vor lauter Wissen nicht zu jener schlichten Natur gelangen können, die zugleich echte Kunst ist. Aus ihrem Wesen hat sie sich ihren Stil geschaffen, der nicht glänzt und gliert, aber von innen her klar ist; sie läßt die Menschen nach deren Eigenart sprechen, nimmt aber nicht zu äußeren Unterscheidungszeichen die Zuflucht, um die innere Unbestimmtheit der Gestalten zu verdecken. Sie ist realistisch, d. h. sie besitzt Sinn für das Wirkliche, aber dieser Realismus geht nie aus irgend einer ästhetischen Schulanschauung hervor, sondern aus der Wahrheit des Schauens und Empfindens.

Und dennoch sind es nicht diese Vorzüge, ist's nicht die Kenntnis der höheren und niederen Schichten, was diese Schriftstellerin über den Troß erhebt. Was sie auszeichnet, sind die inneren Besitztümer ihres Gemüts.

Zunächst der tiefstittliche Geist. Ihre Weltanschauung ruht auf dem Grunde eines klaren Geistes. Nirgendwo spielt sie mit dem ethischen Gedanken, nirgendwo opfert sie diesen zu Gunsten einer bloßen Weltfittte oder löst ihn auf in nur überkommene äußere Begriffe. Ihre sittlichen Leitbilder sind Kinder eines echt religiösen Gemüts, das in ihnen die Hand des höchsten Geistes fühlt, ohne jemals in toten Formeln das Erlösende zu sehen.

Die zweite Eigenschaft ist ihr liebevolles Herz. Darum versteht sie es die „kleinen Leute“ so zu schildern, wie sie es thut. Sie hat deren Leben mit inniger Teilnahme betrachtet, nicht nur als kühle Schriftstellerin, die Stoff sucht, sondern als echtes mitleidendes und sich mitfreuendes Weib.

In diesen beiden Eigenschaften wurzelt auch der nicht seltene Zug der Satire; jener Satire, die nicht aus Haß,

sondern aus Liebe stammt. Aber selbst hier verliert sie nicht den weideren Zug ihres Wesens.

Die Werke sind eingeteilt, wie folgt: 1. Bd. Aphorismen, Parabeln, Märchen und Gedichte. 2. Bd.: Dorf- und Schloßgeschichten. 3. und 4. Bd.: Erzählungen. 5. Bd.: Das Gemeindefind. 6. Bd.: Unfühbar.

Fast alle Arbeiten sind an dieser Stelle in den Einzelausgaben angezeigt worden. Der Preis von 21 Mk. ist für die schöne Ausstattung mäßig. Ich wünschte aufrichtig, daß die Schriften der edlen Frau, deren Bildnis dem ersten Bande beigelegt ist, im deutschen Hause noch mehr, als es bis jetzt der Fall ist, eine Wohnstätte finden. Sie verdienen es mehr, als die Werke so mancher Modeberühmtheit weiblichen und männlichen Geschlechts, die man einmal und nie wieder liest.

D. v. L.

**Bibliothek der Familienliteratur.** (Otto Hendel. Halle a. d. S.)

Von diesem Unternehmen, das wir unseren Lesern schon oft empfohlen haben, sind uns eben folgende Werke zugekommen:

**Charles Darwin.** „Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“ oder „die Erhaltung der bevorzugten Rassen im Kampf ums Dasein.“ Deutsch nach der letzten englischen Ausgabe von Georg Gärtner. 570 S. 2,75 Mk.

**Charles Dickens.** Leben und Abenteuer Nicholas Nickleby's. Übersetzt von E. v. Bauernfeld. 2 Bde. 3 Mk.

**Der Froschwänschekrieg.** Ein komisches Heldegedicht. Übertragen von Paul Mikschke. 2. verbesserte und vermehrte Auflage.

Die Einleitung ist sehr dankenswert.

**Das Schweizerland im Liebe.** Eine Anthologie. Zusammengestellt von Heinrich Voßmer. 75 Pf.

Das Buch vereint Gedichte, die dem Leben der Schweiz gewidmet sind. Der Auswähler hat bis Lavater und Matthiesson zurückgegriffen, da hätte er auch Klopstock nicht vergessen sollen.

**Rosa und Gertrud.** Erzählung von Rud. Töpffer. 50 Pf.

**Parerga und Paralipomena.** Kl. philos. Schriften von Arthur Schopenhauer. 4. Heft.

Die ganze Sammlung enthält bis jetzt 635 Hefte. Darunter finden sich sehr viele Werke, die sich für Weihnachtsgeschenke eignen. Da der Preis, auch für gebundene Bände bei guter Ausstattung sehr billig ist, so empfiehlt sich die Sammlung allen, die bei der Wahl von Geschenken die Leistungsfähigkeit ihrer Börse beachten müssen.

**Otto Janke's Kollektion.** (Berlin, Otto Janke).

Die billigen Ausgaben umfassen Werke bester deutscher und ausländischer Schriftsteller. Es sind bis jetzt 400 Bde. erschienen. Die Leser können sich Verzeichnisse kommen lassen und danach ihre Auswahl treffen.

**Aus vergifteten Blättern.** Lebensbilder von Ida Schneider. (Wiesbaden, Rud. Weichold u. Co.)

Unsere Lesern ist der Namen der begabten Dichterin nicht fremd, denn ihre Beiträge zu unserem Beiblatt sind nicht unbeachtet geblieben. Die Gedichte dieser Sammlung behandeln zumeist den unerlöschlichen Stoff der Liebe. Es ist ein ernstes Herzensschicksal, das sie uns zeigen: Das Auftauchen einer herzerfüllenden Neigung, das Hoffen und Kämpfen, wilde Verzweiflung und Enttäuung. Man fühlt, daß die Gedichte erlebt und nicht nur gedichtet sind, aber diese Ursprünglichkeit des Gefühls giebt ihnen doch zugleich



dichterischen Wert. Nicht immer ist die Form tabellos; zuweilen zeigt sich die Sprache spröde und auch prosaische Wendungen laufen mit unter; wo das aber nicht der Fall ist, dort befriedigt die Dichterin auch den strengsten Kunst-richter und überrascht nicht selten durch eigenartiges Schauen. Ergreifend sind auch einzelne Lieder aus den „Grabesblumen“ und geistvoll ist mancher der prosaischen und gereimten Sprüche der letzten Abteilung „Aufzeichnungen.“ Sie fesseln durch den kurzen, treffenden Ausdruck. Wir wünschen der Verfasserin, daß ihr das Leben noch Sonnenstrahlen bringen möge; und sei es durch ihr Büchlein. Es sei besonders Frauen, die das Leben kennen und auch dessen Bitterkeit durchlebt haben, als Weihnachtsgabe herzlich empfohlen. v. L.

**Bunte Bilder.** Freud und Leid der Gymnasialzeit. Humoresken von Onkel Hans (Paul Gustav) mit Bildern von H. Lüders. (Duedlinburg, Chr. Fr. Vieweg.)

Das Buch, obwohl für sich ein Ganzes, bildet den 3. Bd. einer Sammlung „Pastors Kinder.“ Es schildert mit Frohlaune die Gymnasialzeit. Während aber sonst in derartigen Büchern gar oft jede Pietät gegen die Lehrer fehlt und sie nur zur Verbreitung von Unarten und oft rohen Schulwizen Anlaß geben, ist es hier nicht der Fall, so daß sich auch vom Standpunkt des Erziehers nichts gegen das Buch einwenden läßt. In geschickter Weise ist manches Belehrende in die Darstellung eingeflochten. Die Ausstattung ist gut, der Bilder Schmuck hübsch. (3 Mk.)

**Anno 70 mitgekauten.** Erlebnisse eines Berliner Jungen im deutsch-französischen Kriege. Von H. Lüders. Mit 40 Bildern vom Verfasser. (Im gleichen Verlage.)

Der Verfasser erzählt, in Wort und Bild gleich gewandt, die Geschichte eines Knaben, der bei Beginn des Krieges durchgebrannt ist und sich einer Kompagnie angeschlossen hat. Die Darstellung fesselt durch Frische. (Geb. 2,50 Mk.)

**Mitgran.** Novellen in Versen von Frida Schanz. (Vielefeld und Leipzig, Verlag von Klasing.)

Frau Fridas Muse ist zart, duftig, wie ein Schmetterling. Wenn man ihre Offenbarungen liest, so sieht man fast regungslos; man atmet leiser — um den bunten Falter nicht aufzuschrecken. Jene köstliche Weishestimmung, welche der Genuß jedes wahren Kunstwerkes wecken soll, weht in ihnen. Und fast nie steigen dem Leser von Frau Fridas Poesien während der Lektüre kritische Gedanken auf. Erst nachdem

er das Buch sinnend aus der Hand gelegt hat — erst dann mag mancher bedauern: daß Frida Schanz nicht auch den gewaltigen Gedanken, das furchtbare Geschick dichterisch erklären kann — zu weihvoller Poesie. Doch fort mit jedem Wenn und Aber! Ich stehe tief in Frau Fridas Schuld, habe ihr meinen schönsten Dank zu sagen. Möge das Buch auch als Weihnachtsgabe Beachtung finden. v. v. K.

**Der Friede am Berge.** Ein Sang aus Schlesiens alter Zeit von Fedor Sommer. (Graudenz, Jul. Gaebels Buchhandlung.)

Ich weiß nicht, ob Fedor Sommer ein Neuling auf dem Barnasse ist. Der vorliegenden Dichtung nach zu urteilen, scheint er es nicht zu sein. Die Fabel ist mit ruhiger Sicherheit entwickelt, und die Verse geben sich leicht, ansprechend, gewandt. Nur in den gereimten Partien der Dichtung, die meisten Abschnitte sind in reimlosen Versen geschrieben, macht sich hier und da eine leise Unsicherheit in der Beherrschung der Form geltend: reim' Dich oder ich freß Dich! lautet ein etwas derbes „geflügeltes Wort“. Aber abgesehen von diesem kleinen Fehler, verrät unsere Dichtung eine echte Begabung. Es spricht Laune aus ihr, frohes Menschentum, tiefes Empfinden, Leidenschaft und eine innige Naturliebe. Schade, daß der Stoff gar so unbedeutend ist. Eine schlichte Liebesgeschichte mit obligaten Intriguen-, Mißverständnis- und Versöhnungsscenen. Freilich: an sich ist der Stoff nicht unbedeutend. Nur im Verhältnisse zu dem hübschen, aber nicht großen Talente F. Sommers. Das Genie blühet auch aus einem geringwertigen, alltäglichen Stoffe ein Meisterwerk. Siehe Shakespeares „Romeo und Julia“! — Ich kann den „Frieden am Berge“ anspruchlosen Lesern mit gutem Gewissen als eine zarte und sinnige Lektüre empfehlen und wünsche dem ehrlich strebenden Dichter für sein weiteres Schaffen herzlich Glück! v. v. K.

### Inhalt der Nr. 12.

Kein Erbarmen. Roman von E. von Wald-Jedtwig. — Das Lied des Todes. Roman von Franz Wichmann. Fortf. — **Beiblatt:** Lebensrätsel. Von Ursula von Werther. — Unterwegs. Eine Weihnachtserzählung von Karl Postumus. I. — Die Weihnachtstafel. Von A. Engel. — Das Gedächtnis und seine Pflege. Von Gustav Raab. Schluß. — Graf Zamojski, Romanze von Viktor Menzel. — Für den Weihnachtstisch. —

Unseren verehrlichen Abonnenten zur Nachricht, daß mit dem nächsten Hefte (No. 13) das Vierteljahr schließt. Wir bitten rechtzeitig bei den betreffenden Buchhandlungen und Postämtern die Fortsetzung bestellen zu wollen.

Wir sind in der angenehmen Lage unseren Lesern die Mitteilung machen zu können, daß in den ersten Heften des neuen Vierteljahres ein

neuer, großer Roman von Hans Werder

betitelt

## Die Sonntagskinder

beginnen wird. Der so überaus beliebte Verfasser von Junter Fürgén und Der milde Reutlingen giebt hier ein Werk von ganz besonderem Interesse, da der Roman in der Jetztzeit spielt.

Die Verlagsbuchhandlung von Otto Janke.

# Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3¼ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N<sup>o.</sup> 13.

## Kein Erbarmen.

Roman

von

E. von Wald-Redwitz.

(Fortsetzung.)

### Viertes Kapitel.

Die stürmische Begegnung der Geschwister Ugenstein bildete selbstverständlich das Tages- und Wochenereignis der Pension Marisfeld. Der 'himmlische' Schrecken, welcher unter die ganze Schar gefahren war, die Verzweiflung von Mademoiselle Emma; das Staunen der Lehrerinnen und dann — dies war die Hauptsache — die interessante Erscheinung des Helden dieses Lustspiels, des riesenhaften holsteinischen Freiherrn U<sup>g</sup> von Ugenstein! — Schon dieser Name 'U<sup>g</sup>', wie absonderlich klang er! Von dieser 'Ugerei,' wie Camilla von Feistorn dies allgemeine Interesse für den Holsteiner nannte, durften natürlich weder Fräulein Emma Marisfeld noch die Lehrerinnen etwas ahnen, und so kam es, daß das Leben der Pension äußerlich seinen ruhigen streng geregelten Gang ging, während es sich im geheimen so interessant gestaltete.

Heute aber wurde derselbe durch ein Ereignis unterbrochen, welches das Interesse der Vorsteherin und der jungen Damen gänzlich in Anspruch nahm und was öffentlich verhandelt werden konnte.

Frau Doktor Kirner, welche gleich wie Fräulein Marisfeld auch eine Pension für junge Damen aus vornehmen Häusern unterhielt, war plötzlich gestorben und die Umstände gestatteten es nicht, daß die Schülerinnen derselben länger dort verblieben, weil nur ein junger unverheirateter Sohn vorhanden war, der selbstredend die Leitung der Anstalt nicht übernehmen konnte, jedoch in das Haus ziehen mußte.

Mehrere Kolleginnen der Verstorbenen, unter diesen auch Fräulein Emma Marisfeld, hatten sich bereit erklärt, die Schülerinnen so lange in ihren Instituten aufzunehmen, bis die Eltern derselben andere Bestimmungen treffen würden.

Heute nun war der große Tag, an dem die 'Neuen', die man als 'Lämmchen' zu bezeichnen pflegte,

bei Fräulein Marisfeld eintreffen sollten. Die Namen derselben waren noch nicht bekannt und die Erwartung der 'Alten' auf das höchste gespannt.

Bei jedem Ton der Thürklingel fuhren die jungen Damen in die Höhe, bei jedem Klaffeln einer Droschke stürzten sie an die Fenster.

"Jetzt!" — "Endlich!" — "Das müssen sie sein!"

Oben an den Fenstern des zweiten Stockwerkes des Hauses Nummer 142 in der Kurfürstenstraße, jenem so schnell fashionable gewordenen Viertel Berlins, drängten sich die jungen Mädchen Kopf an Kopf und unten auf der Straße entstieg den beiden Droschken erster Klasse vier jugendliche Wesen, welche neugierigen Blickes die Front des vornehmen Gebäudes überflogen.

Jetzt endlich standen sich die Alten und die Neuen gegenüber, Fräulein Emma sprach, wie ihre Küchlein meinten, einige unpassende Worte, welche von der anderen Seite ebenso erwidert wurden und dann erfolgte die gegenseitige Vorstellung.

"Baronesse Erbuine von Ugenstein," sagte die Lehrerin eben.

"Ugenstein!?" — "Ugenstein!?" — "Mit dem g!?" erklang es durcheinander.

"Ja allerdings, meine Damen! Ugen schreibt man nach meiner Orthographie wenigstens mit dem 'g', im übrigen finde ich es durchaus nicht nett, wenn man jemand, besonders bei der ersten Begrüßung seines Namens wegen ugen will!" rief Erbuine, eine kräftige, frische, gesunde, nordischrosige Blondine, hochgehobenen Kopfes, mit blühenden Augen.

"Aber Baronesse!" — "Aber Fräulein von Ugenstein!" — "Nein, nein! Sie irren sich!"

"Ob ich mich irre oder nicht, gefallen lasse ich mir nichts," entgegnete Erbuine zornig.

"Sie sind ganz im Irrtum Baronesse Ugenstein — wie war doch Ihr Vorname?" fragte Mademoiselle Marisfeld.

„Er ist auch etwas absonderlich, und mag den Damen vielleicht auch komisch erscheinen, wenn auch kein ‚g‘ darin vorkommt. Ich heiße Erduine.“

„So, so. Also Fräulein Erduine, erklären Sie sich das Staunen und die Neugier meiner Schülerinnen, weil hier — diese Dame hier —“ sie deutete auf Elsa, „den gleichen Namen führt, wie Sie!“

„Wie ich? — Nicht möglich? — Sie heißen auch Ugenstein?“

„Ja — ja — freilich!“ rief Elsa, „und,“ setzte sie schalkhaft hinzu, „auch mit dem ‚g‘.“

„Wirklich? Wirklich? Und vielleicht auch aus Holstein?“ fragte Erduine, deren Zorn ebenso schnell verweht wie gekommen war.

„Halb und halb wenigstens. Eigentlich aus Dänemark. Wir sind ganz und gar Dänen,“ setzte sie mit hochgehobenem Haupt hinzu

„So?“ antwortete Erduine, welche keine Ahnung hatte, warum Elsa dies gerade so betonte, gleichmütig.

„Meine Damen, Sie werden später noch genug Zeit haben, den Grad Ihrer Verwandtschaft festzustellen, vorläufig will ich unserm lieben Zuwachs erst die Zimmer anweisen und Sie mit der Hausordnung sowie den Hausgesetzen“ — Gesetzen schärfer betont — „bekannt machen,“ unterbrach Emma Marisfeld die Unterhaltung der beiden Ugensteins, welcher die übrigen jungen Damen auf das eifrigste gefolgt waren.

„Die physikalischen Experimente beginnen! Begeben Sie sich in die Klassenzimmer!“ rief Mademoiselle Emma und verschwand mit den vier Neuen, sowie der Lehrerin, welche auch vorläufig hier Unterkunft finden sollte.

„Hurra! die Physikalischen!“ damit stürmten die Mädchen davon. In dieser Stunde gab es immer einen Scherz mit dem guten, alten, komischen Doktor, Professor Klobenstein, welcher den Unterricht erteilte! Etwas zerbrach oder zerplatzte dabei stets. Gelegentlich verbrannte sich auch die gute, etwas kurzfristige Seele die Finger und so viele Schülerinnen, so viele hülfreiche Samariterinnen waren dann da, welche mit der allergrößten Teilnahme und Umständlichkeit die Wunde verbinden wollten.

Endlich waren des Tages Lasten und Mühen, zu denen auch die Mahlzeiten gerechnet wurden, denn Mademoiselle Marisfeld pflegte nirgends mehr zu erziehen, wie gerade dabei, überstanden, die Salons wurden geöffnet, und es stand jeder Schülerin frei, zu thun und zu lassen, was sie wollte.

Beide Ugensteins interessierten sich selbstredend glühend für einander und hatten sich nach Tisch in dem lauschigen Schmollstüben im sogenannten kleinen Salon zusammengefunden, wo sie anfangs etwas steif neben einander saßen.

„Also Sie sind aus Holstein, Fräulein — wie heißen Sie doch? ich habe den Namen nie gehört,“ begann Elsa als die hier im Hause Angefessene das Gespräch.

„Getauft Erduine — genannt aber Dina, manchmal auch Erda — wie es gerade kommt.“

„Ein seltsamer Name, der mir ganz fremd ist.“

„Mein Papa meinte, es sei ein alter Ugensteinscher Familienname.“

„So — vielleicht von Ihrer Linie.“

„Wohl möglich.“

„Was sind Sie eigentlich für eine Linie?“

„Ich weiß es wirklich nicht? — Sie meinen —“

„Man nennt Linie die Zweige — welche —“

Elsa kam, obgleich sie sehr wappenkundig war, doch mit ihrer Definition etwas in Verlegenheit. „Nun, man bezeichnet die einzelnen Teile einer Familie, natürlich nur bei Familien von Blut und Besitz, nach ihren Gütern.“

„So — so — dann sind wir die Ragnüchler Linie.“

„Ragnüchel ist demnach das Gut Ihres Herrn Vaters?“

„Ja, ganz recht.“

„Und Sie, Elsa?“

„Wir sind die Bickenholmer Linie!“

„Bickenholm? Ich glaube gar nicht weit von Ragnüchel giebt es einen Ort Bickenholm.“

„In Holstein, nicht wahr?“

„Gewiß.“

„Wenn sich dort ein sehr großes, altes Schloß befindet, dann ist es unser Besitz.“

„Sie kennen es gar nicht?“

„Nein, Sie haben vergessen, daß ich mehr Dänin bin.“

Elsa fühlte sich bei diesem Bekenntnis hier mitten unter Vollblut-Deutschen sehr gehoben.

„Ach so.“

„Wunderbar, daß Sie nicht genau wissen, ob dieses Bickenholm ein Ugensteinsches Gut ist.“

„Ich bin, so lange ich zu Hause war, fast nie aus Ragnüchel heraus gekommen.“

„Sie scherzen?“

„Nein.“

„Haben Ihre werten Eltern denn gar keinen Verkehr mit dem holsteinischen angefessenen Adel?“

„Gar nicht.“

„So fahren Sie nie aus, und es kommt auch kein Besuch?“

„Nein.“

Erduine war dies bisher niemals aufgefallen, sie kannte es nicht anders, jetzt wunderte sie sich selbst darüber.

„Also stets zu Hause?“

„Manchmal hat mich meine Mutter mit auf den Jahrmarkt nach Oldenburg, ab und zu wohl auch einmal zu unserem Doktor mitgenommen.“

„Auf den Jahrmarkt fährt Ihre Frau Mutter? Macht ihr denn das Vergnügen?“

„O ja.“

„So — nun — die Geschmacksrichtungen sind ja sehr verschieden. Was ist denn Ihre Frau Mutter für eine Geborene?“

„Janzen, ja ich glaube Janzen.“

„Das wissen Sie nicht genau? Baron Janzen oder Graf?“

„Bloß Janzen.“

„So — hm — und hat denn Ihr Herr Vater keine näheren Verwandten?“

„Ich habe nie etwas gehört.“

„Dann wird die Linie Ugenstein-Ragnüchel wohl

eine ganz entfernte Seitenlinie sein. Mein Vater hat mir auch niemals etwas von derselben erzählt.“

„Nun haben die Damen interessante Familienbeziehungen entdeckt?“ ließ sich in diesem Augenblick die heitere Stimme der kleinen rundlichen Erna von Frohreich hören, welche über sich selbst den Scherz machte: Mein erstes bin ich, mein letztes bin ich nicht, wäre ich auch noch mein letztes, so wäre das Ganze doppelt mein erstes.

„Durchaus nicht, Erna!“

„Keineswegs, Fräulein von Frohreich.“

Erna Frohreich betrachtete aufmerksam die eine dann die andere.

„Aber entschieden Familienähnlichkeit.“

„Wirklich?“

„Sicher — die Nase — die Augen —“

„Glauben Sie das?“

„Die ganze Form des Gesichts.“

„Der Unterschied besteht in dem Haar. Elsa, Du hast Deine himmlische goldrote Löwenmähne, für die ich mein halbes Vermögen hingäbe, viel wäre das freilich nicht, aber ich finde es schick, nichts zu haben, man hat dann doch wenigstens die Überzeugung aus Liebe geheiratet zu werden, und Fräulein Erbuine besitzt das echte deutsche blonde Haar. Das stört die Ähnlichkeit aber nicht.“

„Findest Du wirklich, Erna?“

„Sollte wirklich Familienähnlichkeit vorhanden sein?“

„Bei edlen Geschlechtern vererbt sie sich oft durch Jahrhunderte. Man spricht da zum Beispiel von den Hollebenschen Nasen, den Wurmbischen Händen, und den Brandischen Doppelbaumen.“

Erbuine und Elsa betrachteten sich prüfend.

„Ich werde Euch vor den Spiegel führen. Augen zu. Ich kommandiere, wenn Ihr sie aufmachen sollt. So — nun, eins — zwei — drei. Nun betrachtet Euch.“

„Wirklich! Wirklich!“ riefen die jungen Mädchen wie aus einem Munde.

„Komm an mein Herz — ich bin die Ältere — also darf ich das Du anbieten, Dina.“

„Cousine! Du! Du liebe Cousine Elsa.“

Beide Mädchen umarmten und küßten sich schwesterlich.

Fräulein Emma Marisfeld war darüber sehr befriedigt. Diese neu entdeckte Verwandtschaft ließ sie erhoffen, daß Fräulein Erbuine von Uzenstein nun auch für die Folge in ihrer Pension verbleiben würde. Noch an demselben Abend schrieben Elsa und Erbuine an ihre Eltern, teilten ihnen dieses wichtige Ereignis mit, hatten die verschiedensten Fragen über die vermutliche Verwandtschaft zu stellen und legten sich gegenseitig die allerherzlichsten Prädikate, wie ‚süß‘ — ‚himmlisch‘ — ‚ganz reizend‘ und dergleichen mehr bei.

Als sie die Briefe geschlossen und dem Diener zur Weiterbeförderung übergeben hatten, gingen sie nach erfolgter, mit ungezählten Küßen gewürzter Umarmung und der Versicherung ewiger Liebe zur Ruh.

### Fünftes Kapitel.

Die dänische Küche ist berühmt als kräftig, schmackhaft und dabei fein gewählt. Auch im Hause des Freiherrn Wolf von Uzenstein kochte man national und seine Dinners hatten einen ganz besonderen Ruf. So sehr Adolie auch Frau von Welt war, so erfreute sich dieser Zweig ihres Hauswesens doch ihrer ganz besonderen Gunst. Nicht daß sie besondere Passion dafür gehabt hätte, nein, aber es wäre ihr entsetzlich gewesen, wenn eine Mittagstafel, ein Abendessen nicht auf der Höhe gestanden hätte.

Als geborene Schwedin hatte sie das nationale schwedische Büffett beibehalten, welches vor jedem Mittagessen neben dem großen Speisesaal aufgestellt wurde und aus den auserlesensten kalten Lederbissen bestand, zu denen eine mächtige silberne Urne die verschiedensten Liqueure spendete.

Eben gruppierte sich eine kleine, aber gewählte Herrngesellschaft um dasselbe. Man hörte das eigentümliche fragende Geräusch, hervorgerufen durch das Aufstreichen der Butter auf die knusprigen, wie Mohnblätter dünnen Brotfladen. Adolie, auch heute in ‚Weiß‘, ihrer Lieblingsfarbe, gekleidet, machte mit jener bezaubernden Liebenswürdigkeit, welche ihr, sobald sie nur wollte, zu Gebote stand, die Honneurs.

„Die Gnädigste hat eine neue Eroberung gemacht,“ spöttelte Baron Lörche, sich halbblaut an den Grafen Könné-Lyrenborg wendend.

„So, woraus schließen Sie das, Baron?“

„Mein Blick trügt mich nie. Bitte, betrachten Sie einmal dies Büffett.“

„Es ist vorzüglich, wie immer.“

„Vorzüglicher sogar, sehen Sie, heute giebt es da Austeren im Überfluß, Hummern und Caviar fehlen nicht.“

„Allerdings, aber ich dünkte doch, daß —“

„Bei alltäglicher Herzenserscheinung genügt eine derartige Delikatesse, bei gesteigerten Wärmegraden muß sich das Beste von Wasser und Land vereinen, um den Gaumen des neuen Verehrers zu kitzeln. Sie sollen sehen, das Menu der Tafel wird heute ein ganz vorzügliches sein.“

„Aber Baron, mir scheint Ihr Scharfblick Sie heute zu betrügen, denn ich bemerke wirklich keinen neuen Verehrer. Dort Marchese Bellignani ist überwundener Standpunkt, der österreichische Husarenoffizier vergißt über dem Hummerschwanz offenbar bella Adolie ganz und gar, und auf den alten Schweden Lindström wird sie es doch nicht mehr abgesehen haben. Aber ha, ha, ha, halb und halb scheinen Sie doch recht zu haben. Bitte, sehen Sie nur Arno Fiding an, er sieht ja ganz verzückt aus und verschlingt ja die alternden Reize unserer schönen Wirtin fast mit seinen großen, hervorstehenden Augen. Mir scheint es danach, als ob dieser besondere Luxus der Freiin der Rückkehr des verlorenen Sohnes gelte. In der That, Sie haben eine feine Nase, Baron. Graf Fiding hatte sich allerdings vor längerer Zeit zurückgezogen ja, ja, heute aber scheint er wieder Feuer und Flamme zu sein.“

„Mein lieber Baron, noch einen kleinen Liqueur, Charybrandi oder Genièvre?“ ließ in diesem Augenblick Adolie ihre stotternde Stimme vernehmen, dadurch das boshafte Gespräch der beiden Herren unterbrechend.

„Wenn Sie es mir anbieten, Gnädigste, dann beides!“ rief Baron Lörche, welcher den allerdings alt werdenden, aber immer noch anziehenden Reizen Adolies sofort erlag, sobald letztere nur die leiseste Anstrengung machte, ihn zu besiegen.

Baron Olaf Lörche erging sich in Schmeicheleien, welche Adolie strahlend mit anhörte. Arno Fiding hörte es, begann unruhig mit Händen und Füßen zu arbeiten und gab den Herren, welche ihn anredeten, die verkehrtesten Antworten.

„Sie ist und bleibt eine Kofette, bei ihrem Alter abscheulich, und sie glaubt alles was ihr die Leute sagen.“

„Ihre goldenen Haarwellen umfluten Sie wie eine Krone,“ hörte Arno den Baron Lörche eben sagen. Er hielt sich nicht länger.

„Glauben Sie ihm nicht, Baronesse, nein, wirklich nicht, Baronesse, das müssen Sie nicht thun, Olaf Lörche macht stets solche kühnen Vergleiche; er hat neulich der alten Gräfin Pusatoff Schmeicheleien gesagt, Schmeicheleien, ich konnte es gar nicht mehr mit anhören.“

Arno quetschte die Worte noch mehr hervor wie sonst. Adolie errötete, lächelte und schwamm in einem Meer von Glück, denn Fiding war eifersüchtig.

„Sie sind abscheulich, Baron Lörche, ja das sind Sie. Graf Fiding hat ganz recht, gehen Sie doch zur Gräfin Pusatoff, wenn Sie durchaus Schmeicheleien los werden wollen.“

„Darf ich bitten,“ schnitt Arno das Gespräch kurz ab, indem er Adolie den Arm bot, um sie in den großen Speisesaal zu Tisch zu führen.

„Schön?“

„Ja, leider, für Sie nämlich, da Sie nun nicht mehr die saden Redensarten von Olaf Lörche einheimen können.“ Der Diener erschien eben in der Thür und machte seine bezügliche Meldung. „Sie haben es natürlich ganz und gar überhört, ich — ich — ich finde es zu gräßlich, zu — zu abgeschmackt, nehmen Sie es mir nicht übel, Adolie, aber es ist so, bei Gott, es ist so, wenn Sie sich von so einem unbedeutenden Menschen, wie dieser Olaf Lörche, der nur für Speisjettel schwärmt und sich eine Menu-sammlung anlegt, in so auffallender Weise den Hof machen lassen.“

„Arno, aber lieber Arno,“ flüsterte Adolie beglückt und mit einem wahrhaft mädchenhaften Erröten. Sie hatte den ungetreuen Arno Fiding wieder endgültig an ihren Triumphwagen gespannt.

Man hätte Bücher über dieses platonische Liebesverhältnis schreiben können, welches fast so lange spielte, wie Adolie verheiratet war. Bald wärmer, bald kälter, bald gar nicht. Manchmal haßte Arno sie geradezu, dann stand er am nächsten daran, sich wieder leidenschaftlich in sie zu verlieben; bald lenkte das Verhältnis in die Bahnen der Freundschaft, um dann für eine Zeit lang zu erkalten und abgebrochen zu werden.

„Sie sind still und nachdenklich, Arno?“ fragte Adolie, als sie an der prunkenden Tafel Platz genommen hatten.

„Ja.“

„Und worüber denken Sie nach?“

„Über mich.“

„Hier?“

„Ich kann mir nicht den Ort aussuchen, um meinen Gedanken Audienzen zu gestatten. Ja, gerade hier.“ Graf Fiding-Bößberg schwieg und ärgerte sich, daß er nun doch wieder ganz und gar in Adolies Netzen lag. Ja, er ärgerte sich nicht nur darüber, sondern machte sich bittere Vorwürfe. Seine Gedanken flogen weit, weit weg von hier. Ein anderes Frauenbild, so sehr verschieden von dem, welches neben ihm saß, stieg vor seiner Seele auf, mild, sanft, lieblich und klug, klug wie immer. Aber mit der Klugheit paarte sich eine nie endende Herzensgüte.

„Ach, fort!“ rief er plötzlich.

„Fort? Was soll fort gehen?“

„Die Grillen, diese dummen Grillen.“

„Das meine ich auch, Arno.“

Sie sah ihn mit einem Blick an, einem Blick. Dabei wogte der schön geformte Busen, die Erregung, in welcher sich Adolie befand, genugsam kennzeichnend.

„Was haben Sie für Grillen, Graf Fiding?“ fragte Adolie nach einer Weile.

„Wenn man sie fortjagen will, muß man nicht von ihnen sprechen, dann setzen sie sich zum Dank desto mehr in uns fest.“

Man reichte eine getrüffelste Gänseleberpastete. Arno nahm nicht davon.

„Nun, Sie danken, Graf Fiding?“

„Ja.“

„Und weshalb? Sie lieben doch diese Schönen von Straßburg mit den wohl-schmeckenden schwarzen Augen.“

„Das wohl, aber —“

„Nun? Heute gerade nicht?“

„Heute ärgere ich mich darüber.“

„Wie sensible Sie sind. Was hat Ihnen diese arme Pastete gethan?“

„Ich mißbillige Ihren Luxus, Adolie.“

„Ah! Sie scherzen Graf.“

„Nein, es ist mein heiligster Ernst. Vorhin Hummer, Austern, Caviar, jetzt diese kostbare Pastete, bitte überschauen Sie die Tafel.“

„Nun gefällt sie Ihnen nicht?“

„Ausnehmend, aber Sie haben den Blumenschmuck von halb Nizza darüber ausgegossen, Sie hätten gerade so gut Goldstücke darauf ausstreuen können. Wozu diese namenlose Verschwendung? Glauben Sie, daß Ihre Gäste sich nicht ebenso gut bei einem einfachen Mahle wohlfühlen würden?“

„Wie kommen Sie mir nur vor, Graf Fiding?“

„Ich wünschte, daß ich Ihnen wie ein guter aufrichtiger Freund vorkäme, der es sich erlauben darf, Ihnen zu sagen, daß Sie in unverantwortlicher Weise wirtschaften.“

„Graf Fiding!“

„Thun Sie nicht, als ob Sie aus den Wolken

fielen, Abolie, Sie wissen recht gut, daß Sie weit, weit über die Verhältnisse leben.“

„Mein Gott, Bickenholm —“

„Ist keine unerhöpliche Goldgrube, wenn man nur immer herausnimmt und nie etwas hineinsteckt. Bitte, sehen Sie Wolf nur einmal an. Glauben Sie, daß die Falten in seinem Gesicht —“

„Wolf!? Wolf!?“ rief Abolie ungeduldig und wegwerfend zugleich. „Er wird in der vergangenen Nacht wieder einmal geschwärmt haben. Er thut es ja nur allzugern den jüngsten gleich.“

„Das auch vielleicht, aber alle Nächte durchschwärmt er nicht. Er hat Sorgen, ich weiß es ganz genau.“

Abolies Gesicht nahm einen sehr unwilligen Ausdruck an und damit verschwand ein großer Teil ihrer Schönheit. Sie konnte in solchen Augenblicken sehr alt aussehen, weit älter, wie es ihre Jahre rechtfertigten. Das wußte sie, denn sie kannte sich ganz genau und das war es gerade, worüber sie sich ärgerte und weswegen sie sich eifrig bemühte, sich bei guter Laune zu erhalten. Nur in Momenten wie der jetzige, vergaß sie sich. Doch sie besann sich und lächelte schon wieder.

„Hat er vielleicht eine Anleihe an Ihre Kasse versucht?“

„Welche Frage? Er hat es nicht gethan und wäre es der Fall, so würde ich nicht darüber sprechen.“

„Ach, lassen wir doch alles Unangenehme beiseite,“ rief Abolie heiter, wobei sie so kindlich lächeln und so lebenslustig blicken konnte. Auf Arno verfehlten diese sonst unfehlbaren Mittel der schönen Frau vorläufig noch ihre Wirkung.

„Das ist so die Art der Frauen, welche nicht weiter denken als von heute bis auf morgen.“

„Sie sind heute wahrhaft grausam, Arno, grausam aus Freundschaft.“

„Aus Wahrheitsliebe, Abolie.“

„Ha, diese unausflehliche Wahrheitsliebe, sie ist ja jetzt so modern! In den Romanen, auf der Bühne wenigstens. Man mag ein Buch aufschlagen, man mag in ein Theater gehen, überall wird sie uns vorgehalten,“ sagte Abolie spöttisch.

„Nur nicht im Leben,“ erwiderte Graf Fiding ebenso.

„Und das ist gut, sehr gut, denn was stiftet sie? Unheil, Verwirrung, weiter nichts. Sie scheinen sich zu einem zweiten Ibsen ausbilden zu wollen.“

„Nein, in den Fällen, wo dieser spricht, würde ich meist schweigen, aber bei Ihnen würde viel Gutes damit zu stiften sein.“

„Ha, ha — ha, ha —“

„Warum lachen Sie, Abolie?“

„Weil — aber nein, warum sollen wir uns zanken?“

„Das thun Sie ja so gerne.“

„Manchmal.“

„Heute sind Sie zufällig vielleicht nicht in dieser Laune.“ Arno ergriff die Gabel und bewegte sie nervös. Frau von Ugenstein legte die Hand darauf.

„Bitte, schonen Sie mein Tisch Tuch.“

„Ja, lachen Sie nur, ich spiele auch eine komische

Rolle, gewiß urkomisch, nun alles geht ja einmal zu Ende, warum nicht diese Rolle?“

Abolie wurde bleich wie Kreide.

„Ich weiß, was Du beabsichtigst, ich weiß es. Deine Interessen lenken jetzt in andere Bahnen ein, Du sehnst Dich nach Veränderung, nun gut, sie kann Dir werden,“ zischte Abolie, ihren Mund ganz nahe an Arnos Ohr bringend.

„Was habt Ihr denn nur? Ihr zankt Euch wohl einmal wieder?“ fragte Wolf über den Tisch herüber. Doch der Lärm der Tafel war bereits ein so großer, daß seine Worte fast ungehört verhallten.

„Was willst Du?“ fragte Arno.

„Ich frage, ob Ihr Euch zankt.“

„Zur Abwechslung einmal, ja!“ rief Frau von Ugenstein laut, sich nun an ihren anderen Nachbar, den Hofjägermeister von Löschbrand wendend, mit dem sie bis dahin kein Wort gewechselt hatte. Herr von Löschbrand war in fünf Minuten von Abolie bezaubert.

„Sphinx! Sirene!“ murmelte Arno, in dem sofort, wenn Abolie ihre Gunst einem anderen zuwandte, die Eifersucht erwachte.

Das Mahl nahm seinen üppigen Verlauf, Gang folgte auf Gang, jeden einzelnen begleitete ein ausgefuchter Wein, der Champagner floß in Strömen.

„Baron Lörche!“ „Graf Pükler!“ „Mstr. Strint!“ „Signor Bellini!“ Abolie ergriff den gefüllten Kelch und trank einem nach dem andern zu.

„Wie eine Bachantin!“ dachte Arno, der jetzt schweigend vor sich hinbrütend dafuß und nur Augen für dieses schöne Weib hatte. Und dabei wollte er sich von ihr trennen, dabei sehnte er sich so sehr danach, diese platonischen Fesseln abzustreifen, um — um —. Mitten in dem Stimmengewirr, dem Gläserklingen tauchte der stille Klostergarten des Damenstifts zu Preeß vor ihm auf; er hörte das Rauschen der uralten Bäume, vernahm den Vogelklang, der aus den Zweigen ihm entgegenklang, und er sah dort —. Nein er sah nichts, nichts wie Abolie, das Weib, welches statt Blut Feuer in den Adern hatte, deren Augen nicht wie Menschenaugen blickten, sondern wie die der Sphinx.

„Ha, ha, trotzdem sie in einem Alter steht, wo die meisten Frauen schon Großmütter sind — ha, ha.“

Arno lachte mit einem Male so unbändig auf, daß alles schwieg und ihn erstaunt fragend ansah.

„Was wollt Ihr? man wird doch einmal für sich lachen können!“ quetschte er breit und hochtönig über die Lippen, um dann wieder wie eine Pagode da zu sitzen.

Das Dessert, reich und schwelgerisch, folgte, die Spülbecher wurden gereicht und nun hob Abolie die Tafel auf.

„Gott sei Dank!“ entschlüpfte es Arno, als er der Freifrau den Arm reichte und mit ihr den Speisesaal verließ.

„Ich danke Ihnen, Graf Fiding, Sie sind Ihren schweren Pflichten jetzt enthoben,“ sagte Abolie, als sie in dem Salon angekommen waren, indem sie ihm eine steife Verbeugung machte.

Arno verbeugte sich ebenso, ohne ihr zu ant-

worten, ergriff seinen Hut und verließ, ohne sich von jemandem zu verabschieden, das Zimmer.

„Was ist denn Fiding heute nur?“ fragte Wolf.

„Was soll ihm sein? Er ist und bleibt ein launischer, unerzogener Mensch, der heute einmal wieder seiner Ungezogenheit die Zügel schießen läßt,“ gab Frau von Ugenstein gereizt zurück.

„Du hast ihn zu sehr verwöhnt, meine Liebe! Du und alle andern Damen.“ Abolie hielt es nicht der Mühe für wert, ihrem Gatten darauf zu antworten, ging an den Ramin und warf sich wütend in einen Sessel, kokett die zierlichen Füßchen übereinanderschlagend.

„Baron Lörche!“ Abolies Stimme klang sehr weich.

„Allernädigste!“ Der Freiherr stand neben ihr.

„Dort den Fächer!“

„Hier, schönste der Schönen.“

„Setzen Sie sich dahin.“

„Ich sitze schon.“

„Mstr. Strint.“

„Mylady.“

„Eine Cigarette.“

„Ich fliege.“ Er brachte das Gewünschte.

„Ich danke! Feuer! Geben Sie mir Ihre Cigarre! Nehmen Sie Platz.“ Mstr. Strint setzte sich zu ihren Füßen. „Signor Cavalli! Kredenzen Sie mir den Kaffee. Herr von Brodheim, Sie den Liqueur.“

Abolie rief einen nach dem andern heran, für jeden einzelnen hatte sie einen kleinen Auftrag; aufmunternde Blicke lockten die Säumigen, bis sie endlich den größten Teil der Herren um sich versammelt hatte. Nur nach der Gesellschaft des Gatten schien sie kein Verlangen zu tragen, er mochte sehen, wo er blieb und wie er sich unterhielt. Abolie befand sich, umschwärmt, angebetet von einer ganzen Schar von Verehrern, jetzt wirklich in der besten Stimmung, nur ab und zu stieg der Ärger in ihr auf, daß Graf Fiding-Bösberg ihre Triumphe nicht mit ansehen konnte.

Es mochte Mitternacht sein, als die Gesellschaft das Palais Ugenstein verließ. Wolf war müde wie immer, Abolie aber, gewöhnt, die Nacht zum Tage zu machen, dachte noch nicht daran, sich zur Ruhe zu begeben.

„Gute Nacht, Abolie,“ sagte der Freiherr, ihr die Hand zu dem üblichen Gutenachtkuß entgegenhaltend, wobei er sie kaum ansah.

„Gute Nacht, Wolf,“ entgegnete Abolie, indem sie ihre schmale Hand in die des Gatten legte, sich dann entfernend. „Ich habe die Abendpost noch nicht gesehen, Johannsen,“ wandte sie sich an einen der Kammerdiener, welcher die Lampen hinausstrug.

„Soll ich sie bringen? Sie befindet sich im Zimmer des gnädigen Herrn.“

„Nein, ich werde sie mir dort selbst holen. Räumen Sie nur hier ab, breiten Sie auch im Ramin die Kohlen ordentlich auseinander. Gute Nacht, lieber Johannsen.“

Abolie sprach sehr herablassend und äußerst freundlich mit Johannsen. Hielt sie es überhaupt

der Würde eines vornehmen Hauses entsprechend, die Dienerschaft gut zu behandeln, so hatte sich dieser jedoch einer ganz besonderen Günst zu erfreuen. Er war treu, ehrlich, tüchtig und — verschwiegen. Die letztere Eigenschaft wußte die Baronin zu schätzen.

„Wo sind die Briefe, Wolf?“ fragte Abolie als sie in das Zimmer ihres Gatten trat.

„Da liegen sie, ich habe sie noch nicht angesehen,“ antwortete dieser.

Abolie ließ dieselben durch die Finger gleiten. „Wenig für mich, meist Geschäftssachen, nur einer von Elsa.“

„So? Lies doch gleich,“ rief Wolf, der sich seines Grades und der weißen Binde eben entledigte. Er liebte Elsa sehr und sein mattes Gefühlsleben steigerte sich bis zur Zärtlichkeit, wenn er ihren Namen hörte.

„Sie wird nichts besonderes schreiben,“ sagte Abolie gleichgültig, indem sie den Umschlag auseinander riß. „Hu, das ist ja ein ausnahmsweise langer Brief.“

„Da ist am Ende doch etwas vorgefallen,“ sagte Wolf, indem er in den eleganten türkischen Schlafrock schlüpfte und näher herankam.

„Zu unpassend — zu — albern — sie schreibt von einer Begegnung mit Uß, die geradezu unglaublich ist.“

„Lies doch.“

„Du kannst es nachher allein lesen.“

„Und dann — kennst Du eine Erduine von Ugenstein?“

„Erduine Ugenstein? Wo soll sie denn her sein? Es ist ein alter Familienname. Was ist mit ihr? Vielleicht von den Tiroler Ugensteins, der katholischen Linie.“

„Nun — also sie schwärmt von einer Erduine Ugenstein, die jetzt in die Pension gekommen ist, wie solche Mädchen in diesem Alter schwärmen — sie ist aus Holstein — aus Ragnüchel.“

„Aus Ragnüchel!? — Aus — das ist die Tochter meines Bruders Bernd!“ rief der Freiherr in höchster Erregung.

„Bernds Tochter? Ist das wirklich der Fall?“

„Überzeuge Dich selbst davon, Abolie, hier ist der gothaische Kalender, da wirst Du es finden.“

Frau von Ugenstein ergriff das Buch mit zitternder Hand. „Ugenstein — hier — bei Gott, da steht Erduine.“ Abolie warf das Buch wütend auf den Tisch.

„Ich wußte es ja,“ bemerkte der Freiherr.

„Abscheulich! — Niederträchtig! — Unerhört! — Wolf, Du wirst da sofort einschreiten, auf der Stelle, noch heute abend schreibst Du! Ich dulde es nicht, daß mein Kind mit der Tochter einer solchen Person, wie Deine Frau Schwägerin ist, eine Pension besucht. Diese Frechheit ist unglaublich. Ich bin fest überzeugt, daß sie gerade diese Pension wählten, um uns einen Pöffen zu spielen, oder um die Annäherung der beiden Kinder zu benutzen, um später mit uns anzubändeln.“

„Aber Abolie, wohl ein Zufall, weiter nichts.“

„Zufall! Du bist sehr optimistisch gesinnt.“

Abolie ging aufgeregt im Zimmer auf und nieder, die Schleppe ihres üppigen weißen Atlaskleides züngelte knisternd hinter ihr her und die wert-

vollen Perlen, welche sie um den Hals trug, folgten den Hebungen und Senkungen ihres aufgeregten Busens. „Das kommt von Deiner grenzenlosen Schwäche. Indirekt trägst Du die Schuld.“

„Ich? Du zeihst mich der Schwäche?“

„Ja! Ja! Ein Mensch, der sich so weit ver-  
gessen konnte, eine Person zu heiraten wie diese —  
diese — wie heißt sie doch? — nun, das ist ja egal —  
Du weißt es ja.“

„Janzen.“

„Ganz recht — hat meinen Begriffen nach die  
heilige Verpflichtung, einen alten feudalen Namen  
abzulegen, den er durch solche Verbindung besudelt!“

„Aber Abolie!“

„Meinst Du etwa nicht? Hältst Du so wenig auf  
den Namen Uzenstein?“

Wolf sah starr zu seiner Gattin hinüber.

„Ginaus aus einem Familienverband mit einem  
Mitgliede, welches ihm Schande macht! Herunter  
mit dem Namen, das Wappenschild zertrümmert und  
ihm vor die Füße geworfen!“

Der Gesandtschaftsrat lachte bitter. „Was er-  
eiferst Du Dich? Ist nicht mit meinem Bruder, als  
er jene Heirat einging, jede Verbindung abgebrochen  
worden? Ist sein Name je wieder genannt worden?“

„Nein. Nun das hätte aber auch noch gefehlt.  
Aber, daß es so weit kommen konnte!“

„Wie Du ganz genau weißt, erfuhren wir über-  
haupt erst davon, als die Ehe geschlossen war.“

„Enterben — aller Vorrechte berauben!“

„Mein Kind, das regelt bekanntlich das Gesetz.“

„Warum habt Ihr denn damals diesen Monsieur  
Bernsd nicht mit Friederike Uzenstein verheiratet?“

„Du sprichst wie von zwei Gläsern Wasser,  
welche man nach Belieben in einen Topf gießen  
kann. Ob Bernsd wollte, weiß ich nicht und ebenso  
wenig ist mir bekannt, ob Friederike jemals die Ab-  
sicht hatte.“

„Irgend etwas hat zwischen ihnen beiden be-  
standen; einen so albernen, unselbständigen, dummen  
Menschen wie Bernsd, und ein zimperliches, unselb-  
ständiges Frauenzimmer wie Friederike Uzenstein, die  
hätte ich schon dazu bekommen wollen.“

„Ja aber, Abolie, warum hast Du denn die  
Sache damals nicht in die Hand genommen?“

„Was gingen mich die Heiratsangelegenheiten  
Deines Bruders an?“

„Jetzt ist daran nichts zu ändern.“

„So? — Sehr bequem, — und was soll mit  
Elsa werden?“

Herr von Uzenstein suchte mit den Achseln.

„Ja — ja.“

Abolie wiederholte diese Bewegung. „Ja — ja —  
das ist sehr leicht gesagt. Ich werde sie sofort —“  
Abolie stockte.

„Gut, laß sie nach Hause kommen!“ rief Wolf  
freudig, wenn es nach mir gegangen wäre, so würde  
sie überhaupt nicht fortgekommen sein.“

„hm — hm —!“ Dieser Gedanke war Abolie  
sehr peinlich. Sie wollte in ihrer erwachsenen Tochter  
keine Konkurrentin und noch weniger eine Aufpasserin  
haben. „Wir sollen Elsa zurückrufen, jetzt wo sie

mitten in ihren Studien begriffen ist, wo die Lehre-  
rinnen ihr das beste Zeugnis geben und sie an den  
Wissenschaften erst eigentlichen Geschmack bekommt?“

„Freilich, von diesem Gesichtspunkte aus betrach-  
tet,“ sagte Wolf nachdenklich, schon wieder im Be-  
griff, seine Ansichten und Wünsche denen seiner Gattin  
unterzuordnen.

„Und alles dieses, wegen der Tochter dieser  
Namsell Janzen! Ich glaube, sie war keine Wirt-  
schafterin,“ bemerkte Abolie wegwerfend.

„Natürlich war sie das.“

Wolf sah seine Gattin unerschlossen an, hoffend,  
daß sie, wie fast immer in wichtigen Angelegenheiten,  
die Entscheidung allein übernehmen sollte. „Wir sind  
die Einzelheiten dieser Skandalgeschichten entfallen,  
ich interessierte mich damals zu wenig dafür, und  
hätte nie gedacht, daß ich jemals durch dieselbe be-  
rührt werden könnte.“

„Wir hätten besser gethan, wenn wir uns in jener  
kritischen Zeit mehr um Bernsd gekümmert hätten.“

„Das sind fromme Wünsche,“ fiel Abolie un-  
geduldig ein. „Jetzt ist daran nichts mehr zu ändern  
und es handelt sich in diesem Augenblick darum, für  
Elsa eine andere Pension zu finden. — Uß ist ge-  
rade in Berlin, ich werde ihm telegraphieren, daß er  
noch dort bleibt und in Gemeinschaft mit unserem  
Gesandten eine geeignete andere Pension für Elsa  
ausfindig macht.“

„Meinst Du, Abolie?“

„Es ist der einzige Ausweg. Elsa werde ich  
eine Warnung schicken —“

„Sie darf von dieser ganzen traurigen Familien-  
angelegenheit nichts wissen.“

„Verlaß Dich auf mein Zartgefühl, Wolf. —  
Gute Nacht.“

Frau von Uzenstein verließ das Zimmer ihres  
Mannes, setzte sofort eine Depesche an Uß auf, schrieb  
an Elsa und übergab das Telegramm und den Brief  
dem Diener, mit der Weisung, beides am nächsten  
Tage so früh als möglich zu besorgen.

## Sechstes Kapitel.

Für die Freifrau Niete von Uzenstein war heute  
ein wichtiger Tag angebrochen, ein Tag, auf den sie  
sich schon lange vorher freute, und nach welchem sie  
zu rechnen pflegte.

„Es war kurz vor oder kurz nach dem Herbst-  
markt in Oldenburg,“ sagte sie oft, wenn sie irgend  
ein Vorkommnis bezeichnen wollte.

Heute nun fand dieser Herbstmarkt wieder statt  
und setzte sowohl die Bewohner des Herrenhauses in  
Kaznützel, als auch das Hofspersonal in eine gewisse  
Erregung. Christian zog die altmodische, schwere, mit  
großen Spiegelscheiben versehene Kutsche, welche in  
hochgeschwungenen Federen hing, aus dem Schuppen,  
und wusch, wischte und putzte daran herum, um sie  
in möglichst „reputierlichen“ Zustand zu versetzen.  
Auch seine bereits etwas abgetragene rehbraune Livree,  
welche noch aus der Junggesellenzeit des gnädigen



Herrn stammte und die hohen Kniestiefel wurden hervorgefucht und mit der Bürste bearbeitet, um sie womöglich wieder jung zu machen. Ein vergebliches Bemühen, was Christian jedoch nicht entmutigte.

Frau Miete öffnete den geschmigten Kleider-schrank, so groß wie ein kleines Haus, der den hauptsächlichsten Schmuck der Diele bildete, und entnahm ihm das gute Schwarzseidene, welches sie nur zum Markt oder zum Abendmahl zu tragen pflegte. Es war von guter schwerer Seide gearbeitet, mit Possamentierarbeit besetzt und hatte sogar einen kleinen Ansat zu Schleppe, was Miete sehr unbequem war, welchen sie sich jedoch mit Engelsgeduld gefallen ließ, weil er ihrer Ansicht nach nun einmal zu einem derartigen Staatskleide gehörte.

Auch der schwere, schwarze Tuchmantel mit dem Perlenbesatz und der große schwarze Sammethut, auf dem eine gute Straußenfeder und einige bunte Rosen paradierten, wurden ans Tageslicht befördert. Miete fühlte sich ungemein wohl und behäbig und wenn sie nun, wie eben jetzt, mit Bernd, dem sie den neuen Paletot und den neuen Hut ausgenötigt hatte, vor das Haus trat und die alte Kalesche mit dem freiherrlichen Wappen am Schlage, und den vier derben, wohlgenährten holsteiner Gäulen davor, die sonst natürlich im Ader gingen, betrachtete, so kam ihr das stolze Bewußtsein: „Ich bin die Freifrau Miete von Ugenstein, kein Mensch in der Welt kann mir das streitig machen.“

Daß es viele gab, welche ihr dies gern streitig gemacht und sie von diesem Platze verdrängt hätten, das wußte sie nur allzugut.

„Christian, hast Du die Petroleumflasche?“

„Ja, Frau B'ron'n.“

„Doris, denke an die jungen Puten, wenn ein Regenschauer komm schall, so bringst Du sie in Stall.“

„Ja, Frau B'ron'n.“

„Mak ten so dänlich Gesicht, morgen ist of noch ein Marktdag. Gut geht nun emal de Herrschaft vor — aber morgen kannst Du rin föhren.“

„Schön, Frau B'ron'n, schön.“ Das hübsche, blonde Mädchel sah schon wieder ganz vergnügt aus.

„Kinnebuschen — Kinne — buschen — kann he denn nich hören?“

„Frau B'ron'n id kumm schon.“

„Sehen Se na de Laden, da künn en Wind komm — dat alles ordentlich to is — faß — ganz faß.“

„Wull, Frau B'ron'n.“

„So komm doch, Miete,“ drängte Bernd, der sich schon längst im Wagen eingerichtet hatte und ungeduldig harrte, bis seine Gattin alle häuslichen Anordnungen getroffen hatte.

„Gleich, gleich, alles muß erst in Ordnung sein.“ Miete schob, hob, zog und drängte ihre Leibesfülle, heute durch die ungewöhnliche Kleidung etwas beengt, in den Wagen und rüttelte sich dort ein. „Fertig!“

„Hü — hü — ho — ho — töf — töf — e — e — hü — ho — ho.“ Christian stieß die wunderbarsten Töne aus, nahm die Zügelfaust hoch, langte mit der Peitsche über alle vier Pferdeköpfe hinweg und brachte das Viergespann endlich in Gang. Elegant sah er nicht aus, das konnte ihm niemand nach-

sagen, aber dafür würdevoll, besonders jetzt, wo der abgeschabte Cylinder mit dem breiten Goldbände und der Ugensteinschen Kotarde durch den Wind etwas verwegen auf das linke Ohr gerutscht war. Elegant fuhr er auch nicht, aber — und das war bei den Wegen, wie sie Ragnüchel mit Klein-Oldenburg verbinden, die Hauptsache — dafür bombensicher.

Christian lenkte die vier Adergäule mit äußerster Vorsicht. Der Erdboden dröhnte unter den schweren Schlägen ihrer Hufe, nach und nach wurden sie wärmer und nun ging es munter vorwärts. Die Knicks flogen nur so vorüber und die Scharen der Krähen purrten kreischend in die Höhe. An allen Häusern, wo der freiherrliche Wagen vorüber fuhr, traten die Leute in die Thür, zogen die Mützen und schauten ihm nach.

„Die Frau B'ron'n föhrt to Markte.“ — „Ja, wat ut sun enfache Perschon allns warn kann.“ — „Glück müt de Minsch im Leben hevm,“ sagten die dieberischen Holsteiner, mit einem gewissen neidischen Stolze, daß eine von ihnen, deren Wiege auch in so einer einfachen alten Kiste gestanden hatte, nun eine vornehme Frau B'ron'n geworden war.

Auf allen Wegen, zwischen allen Knicks zogen die gepuzten Landleute mit Kind und Regel zum Oldenburger Markte. Die Männer in ihren langen philiströsen, schwarzen Sonntags-, Begräbnis- und Kindtaufsröden, mit den hohen, blickblank gewicksten Stiefeln, die Frauen mit großen buntbeänderten Hüten, die Mädchen aber in ihren sauberen, kleinen weißen Häubchen, den kurzärmlichen schwarzen Sammetmiedern und den ihnen bis an die Knöchel reichenden, rot und weiß oder blau weiß gestreiften Leinwandröden. Es giebt nichts Anmutigeres, nichts Appetitlicheres als so eine holsteinische Bauernbirne in ihrem Sonntagsstaat.

Auch die Freifrau hatte in ihrer Jugend diese Tracht getragen, doch das war schon lange her. Aber sie liebte sie noch und machte bei jedem Mietsantritt aus, daß die Ragnüchler Mädchen sie beibehalten mußten.

Da tauchte das Städtchen Oldenburg vor dem Ehepaar Ugenstein auf. Rote Ziegelbächer sahen frieblich aus der Umhüllung der herbftlich gefärbten Obstbaumkronen hervor, von dem massigen Turme der Stadtkirche überragt. Gelblich gefärbte Akazien und Pappelbäume begrenzten jetzt die von Heiligenhafsen kommende Landstraße, auf welche nun Christian mit großem Geschick sein Viergespann lenkte. Ein schläferiger Bach, die Aue, floß langsam durch sein von saftigen Wiesen und Winsen begrenztes Bett, der Wind strich durch das manneshohe Schilf, in dem die Rohrspäßen zwitscherten; weiterhin, den nahen Winter verkündend, hatte sich eine Kette wilder Gänse niedergelassen.

„Jetzt eine Flinte, die Diefter sitzen so schußgerecht,“ meinte Bernd, in dem das Jägerblut erwachte.

„Und Du würdest doch keine kriegen,“ sagte Miete.

„Ja, die Racker lassen schwer zum Schusse kommen.“

Die Sonne lachte so freundlich, der Himmel war so tief blau wie selten, einzelne schneeweiße Wölkchen huschten daran hin und der Sonne gegenüber hing wie eine verwehte Flocke bereits die helle, unsicher umrissene Scheibe des Mondes. Großartig war der Anblick nicht, aber es lag eine seltsame, friedliche Stimmung über dieser einfachen Landschaft, wie man sie so oft in dem traulichen Holstein findet.

Ob Miete dies empfand, war zweifelhaft, sie liebte ihr Vaterland, sprach sich aber niemals darüber aus. Bernd jedoch war ganz und gar davon durchdrungen und gab seinen Gefühlen auch jetzt so bequemen Ausdruck, wie er eben berechtigt sein konnte.

„Schönes Marktwetter, na das fehlte auch noch, wenn uns der Herbstmarkt verregnete,“ darin gipfelten Mietes Gefühle. Man gewann schon den Einblick in die gekrümmte, ziemlich breite Hauptstraße von Oldenburg. Die kleinen, aus roten Backsteinen ausgeführten Häuser, an deren Wänden sich hochstämmige remontierende Rosenstöcke in die Höhe rankten, von denen noch einzelne schöne, kräftige Rosen zeigten, gewährten einen anheimelnden Eindruck. Für die Freifrau Miete von Uzenstein bedeutete dieses Städtchen so viel wie eine Residenz. Außer Klein-Oldenburg kannte sie nur noch Lübeck und Kiel. Einmal war sie in Hamburg und Cuxhaven gewesen, aber es war schon lange her und sie befand sich damals in einer Gemütsverfassung, daß sie von diesen beiden letzten Orten fast gar nichts gesehen hatte, wenigstens war kaum eine Spur davon in ihrem Gedächtnis haften geblieben.

Sie waren inzwischen an dem Pfastergeldhäuschen angelangt. Christian verhielt mit einem stolzen: „Töf — löf,“ seine vier dicken Braunen, schob das schon bereit gehaltene Wagengeld in den an einer langen Stange dargereichten lebernen Beutel und fuhr dann, sich auf seinem Kutscherbock emporredend, in das sich mehr und mehr steigende Marktgewühl hinein.

Auch Miete setzte sich in Positur und es war zweifelhaft, wer sich in diesem Augenblick größer und wichtiger vorkam, Christian, der Kutscher, oder die Frau B'ron'n. Der Freiherr Bernd verharrte in seiner an Faulheit grenzenden Ruhe. Nun schoben sich schon die Menschen langsam vorwärts. Alles drängte nach dem Marktplatz. Leierkastengebudel, Trompetenstöße, Paukenschläge und Tschinderassassa tönte von den Karussells, den Tierbuden und Wachsfigurenkabinetten her; Bratwurst und Kräpfbüfte stiegen, die heiseren, marktshreierischen Stimmen der ihre Waren anpreisenden Verkäufer waren zu vernehmen, und zu dichten Gassen geformt, drängten sich Bude an Bude.

„Die Ragnüchler Frau B'ron'n,“ hörte man ab und zu aus der Menge heraus und manche Kappe lüftete sich, mancher Blick hing an den kräftigen Braunen und flog von da auf die Insassen des Wagens.

Von der anderen Seite kamen drei leichte Jagdwagen mit Herren und Damen, welche sich augenscheinlich in bester Stimmung befanden, heran. Es waren drei untereinander befreundete Familien von

adeligen Gutsbesitzern aus der Nachbarschaft von Oldenburg, welche den Freiherrn von Uzenstein mit seiner Frau wohl mit neugierigen Blicken streiften, ohne mit ihnen jedoch Grüße auszutauschen.

Miete sah starr gerade aus und Bernd blickte zur Seite.

„Eine hochmütige Sorte,“ murmelte Frau von Uzenstein zwischen den Zähnen, während ihr Gatte ein paar unverständliche Worte vor sich hin knurrte. Christian sah da wie aus Holz geschnitten. Er kannte die Kutscher der anderen recht gut, aber da sie thaten, als hätten sie ihn nie gesehen, so that er erst recht so.

Die jungen Damen stiegen mit ihren Begleitern aus, kauften hier eine Kleinigkeit, dort eine andere, fuhren Karussell und schossen in einer Schießbude. Aber sie thaten es mit jener Ausgelassenheit, welche genugsam kennzeichnete, daß sie an Besseres gewöhnt waren und daß es ihnen heute nur einmal Vergnügen machte, sich unter das Volk zu mischen um diesen durch ihre hohe Gegenwart eine Ehre zu erweisen.

Miete von Uzenstein dagegen schritt mit heiligem Ernst durch die Budenreihen, kaufte hier zwei Duzend Schuhe, dort ein Duzend wollene Jacken, wo anders mehrere Ballen Leinwand oder Kleiderstoff, wobei sie es zu Berns Verzweigung nicht unterlassen konnte, gehörig zu handeln.

Christian vermochte kaum die vielen Sachen, welche alle für die nächste Weihnachtsbescherung der Ragnüchler Bediensteten und Arbeiter bestimmt waren, nach dem Wagen zu bringen. Die Verkäufer bedienten ihre beste Kundin, die gnädige Frau B'ron'n, auf das aufmerksamste.

„Sie haben die Hand doch immer offen, Frau B'ron'n,“ meinte der Schuster Lassen aus Preetz, der berühmten holsteiner Schuhmacher-Stadt.

„Oder auch zu, wie's gerade am Plage ist,“ entgegnete Miete und kaufte nun in einer anderen Bude buntbemalte Süßigkeiten und einige Spielsachen, welche sie den Kindern bei Doktors, wo sie heute, wie stets am Herbstmarkt, den Kaffee trank, mitbringen wollte.

„Die Frau B'ron'n machen doch gar zu gern eine Freude, ja das sagen alle,“ meinte die kleine, niedliche Zuckersee.

„Wer mich nicht vergift, den vergesse ich auch nicht,“ erwiderte Miete mit Würde und neigte das von dem mächtigen, schwarzen Sammethut umstarrete Haupt, der es noch einmal so groß erscheinen ließ, gnädig zum Abschied.

„Christjan um sieben Uhr bi Doktors, nich supen Christjan — nich supen.“

„Nee — nee — Frau B'ron'n.“

Christjan lenkte sein Biergespann in die Ausspanne, besorgte es gewissenhaft und erfreute sich dann in der „feuchtesten“ Weise, die Mahnung: „nich supen, Christjan,“ total vergessend, seiner wohlverdienten Herbstmarktfreiheit. Und was wäre wohl ein Herbstmarkt ohne das „liebe Supen“ gewesen?

Miete und Bernd nahmen die für Doktors bestimmten Pakete in den Arm und drängten sich mühsam vorwärts. Da streifte ein großer, stattlicher

Mann, der ungefähr dreißig Jahre zählen mochte und die Tracht eines Privatförsters trug, Miete mit den Augen, sah sie eine Zeitlang aufmerksam an und ging dann weiter.

„Kennst Du den, Bernd?“ fragte Miete.

„Ben?“

„Nun ich meine den Förster oder was er sonst war.“

„Den mit dem blonden Vollbart und dem grünen Hut?“

„Ja, den meine ich.“

„Nein, weshalb denn?“

„Nun, ich meinte nur so — er sah mich so an —“

„Nein, es wird einer von irgend einem Gute sein, ich habe ihn aber noch nicht gesehen. Gott sei Dank, daß man endlich aus dem Gedränge herauskommt.“

Miete war das gar nicht so unangenehm, obgleich es ihr bei ihrer Körperfülle zuweilen rechte Unbequemlichkeiten verursachte.

Bernd schlürfte über das abscheuliche Pflaster und endlich bogen sie in die Nebenstraße ein, wo Doktor Brandt ein freundliches Anwesen besaß, und dort mit seiner hübschen, jungen Frau ein freundliches Familienleben führte. Sie hatten zwei Kinder, dem Doktor blühte eine gute Praxis und so konnten sie sich das Dasein so angenehm wie möglich gestalten.

„Der Kaffee wartet schon, Frau Baronin,“ rief die Doktorin, frisch und blühend wie eine Rose, der Ankommenen entgegen.

„Und wir sind auch schon da. Ja ehe man mit seinen paar Sachen zu Hande kommt,“ entgegnete Miete, indem sie sich die Hutbänder löste, während der Doktor ihr den Mantel abnahm.

„So hilf doch, Bernd! Nein so ein Mann! Siehst Du, in der Galanterie kannst Du von dem Herrn Doktor was lernen.“

„Na, na, Baröndchen,“ sagte der Doktor lachend, „mit meiner Galanterie ist's so weit nicht her.“

„Ha — ha — wenigstens können Sie manchmal recht deutlich werden,“ entgegnete Bernd.

„Sonst kommt so ein armer Landdoktor mit den alten verpöppelten Bauernweibern auch nicht weit. Sie sollten nur einmal sehen, was die sich manchmal anzustellen wissen.“

„Ja Rudolph hat oft seine liebe Not,“ bestätigte die Frau Doktor. „Aber nun setzen Sie sich — bitte hier aufs Sofa.“

Miete nahm den angewiesenen Platz mit dem vollen Bewußtsein ein, daß er ihr gebührte. Eben hatte sie sich niedergelassen und warf zufällig einen Blick durch das Fenster des zur ebenen Erde gelegenen Zimmers.

„Da geht er wieder!“ rief sie schnell.

„Wer denn?“ fragte der Doktor.

„Ein Mann, ich glaube ein Förster, ich kenne ihn nicht, ich sah ihn schon vorher auf dem Markte und da glogte er mich an wie die Kuh das neue Thor.“

Doktor Brandt trat an das Fenster und öffnete die kleine Lustscheibe, die Flügel waren bereits, wie

dies in Holstein im Winter der Wärme wegen geschieht, vorsorglich mit Zeitungspapier verklebt worden.

„Nun trinken Sie, ehe er kalt wird, Frau Baronin. Sie nehmen doch keinen Kaffee, Herr Baron, Rudolph hat für Sie schon etwas anderes zurecht gestellt,“ nötigte die Doktorin.

„Gut, gut,“ knurrte Bernd, dem die Aussicht auf etwas anderes sichtlich angenehm war. Eben zog der Doktor den Kopf wieder zurück.

„Das wird wohl der neue Verwalter von Annenhof sein, dem größten Vorwerk von Videnholm.“

Raum hatte Doktor Brandt den Namen Videnholm genannt, so bereute er es schon, denn er wußte, daß weder Herr von Uzenstein noch seine Frau denselben gern hörten. Das war unter den obwaltenden Umständen ja auch nur zu natürlich.

„Wie heißt er denn?“ fragte Bernd zur Freude des Doktors jedoch ganz gleichgültig.

„Ich weiß es nicht, kann überhaupt nicht mit Bestimmtheit sagen, ob er es wirklich ist.“

„Na und woraus schließen Sie es?“

„Gleich, Baröndchen, erst will ich uns nur auch einmal einen Tropfen holen und eine Cigarre besorgen.“

Die Doktorin nötigte die Baronin und diese entsprach diesen Nötigungen nur allzugern.

„Mein Gott, ich habe mich noch gar nicht für die herrliche Wurst bedankt, Chrischan hat sie gebracht, herzlichen — herzlichen Dank.“

„Wenn sie nur schmeckt, liebe Frau Doktorin.“

„Schmecken? Was aus Kaznüchel kommt, wo eine solche Küche geführt wird.“

„Aber wo sind denn die lieben Kinder?“

„Eben kommen sie vom Markt, Stina, bringe sie herein.“

Eine kleine Scene vor der halb geöffneten Thür, dann gab Stina einige geheime Hülsen und Karlchen und Mimi flogen mehr in das Zimmer als daß sie gingen. Es gelang der Baronin endlich ihnen das übliche Händchen abzunütigen, dann wurden sie gehörig bemundert, wobei Stina ein wehmütig-meinerliches Gesicht machte, denn Mimi hatte die Schokoladefinger an der weißen Schürze abgewischt und Karlchen war mit dem neuen Anzuge in eine Pfütze gefallen. Endlich entledigte sich Miete ihrer Geschenke, was die beiden Doktorproffen als Zeichen ansahen, ohne Dank mit einem rüpelhaften Gebrüll aus der guten Stube auf die Straße zu stürzen.

„Liebe Kinderchen,“ sagte Miete ganz schwärmerisch mit einem verzückten Blick nach der Decke. Er blieb der guten Frau Doktorin etwas beängstigend lange dort oben haften. Richtig, da hing ein Spinnengewebe, dem haarscharfen Auge der Freifrau entging so leicht nichts.

„Und was macht das Baroneschen?“ fragte sie schnell, Miete sanft die Hand drückend.

„Erduine macht gut. Sie schreibt so fleißig, sie ist so glücklich. Wenn ich nach Hause komme, finde ich sicher einen Brief vor.“

Nun war Miete aufgezogen, nun sprach sie nur von ihrem Töchterchen, hatte das Spinnenge-

webe vergessen, und die liebe Frau Doktorin war wieder beruhigt.

„Na, da bringe ich einen guten Tropfen. Vom alten Völkensburger Grafen, links aus der guten Ecke. Ein Geburtstagsgeschenk,“ sagte der Doktor, indem er die Flasche entkorkte und zwei Gläser auf den Tisch setzte.

„Also Doktor, Sie sprachen da von Annenhof,“ wandte sich Bernd an Herrn Brandt.

„Ja, richtig, ich hörte, der junge Uß von Ugenstein sollte ihn übernehmen.“

„So? Nun und der Pächter?“

„Der Pächter Pranken, Quartlieb, wie sie ihn nannten — das wissen Sie nicht?“

„Nein, was denn?“

„Nun, er ist fort, mit Saß und Paß, oder vielmehr ohne Saß und Paß, denn er hat alles stehen und liegen lassen und hat nur das bare Geld mitgenommen.“

„Nicht möglich?“

„Nee so was! Ja ehe da zu uns in unser Nest, wo sich die Füchse gute Nacht sagen, so etwas kommt, das kann bis zum jüngsten Tage dauern.“

„Na dann ist's man gut, Frau Baronin, daß Sie heute hier zu uns in die Residenz gekommen sind. Übrigens viel wird Quartlieb wohl nicht mitgenommen haben, denn in Annenhof wie in der ganzen Widenholmer Herrschaft ist das Geld wohl das Geringsste gewesen.“

„So?“ sagte Bernd erstaunt.

„Aber bei dem Grund und Boden!“ rief Miete.

„Da hat man doch nie 'was von gehört.“

„Na gut steht es schon lange nicht, Frau Baronin!“

„Ja, das Weib da in Kopenhagen, die Schwedin, ein Härengeld soll sie brauchen.“

„Ja, so was kommt von so was,“ meinte Miete nicht ohne geheime Schadenfreude.

„Um — hm — hm,“ knurrte Bernd.

„Sie haben es sehr gut zu verbergen gewußt — na so ganz schlimm steht das auch nicht, denn Widenholm frißt so leicht niemand auf, er müßte es denn auf ein paar Karten setzen,“ bemerkte der Doktor, indem er Bernd einschenkte und die dicken Tabakswolken von sich stieß.

„Ach bekümmern wir uns nicht um ungelegte Eier,“ sagte Bernd jetzt und leerte sein Glas mit einem Zuge.

„Nun man spricht wohl einmal darüber,“ entgegnete Miete, welche offenbar gern noch mehr gehört hätte, und es stand außer Zweifel, daß sie gute Nachrichten aus Widenholm nicht so interessiert haben würden, wie es die schlechten thaten.

„Schwamm drüber, der Baron hat recht! Aber wundern soll es mich doch, was noch einmal da werden wird.“

Miete reckte den Hals ein wenig und sah auf die Straße.

„Da geht er wirklich schon wieder vorbei.“

Die Politik kam an die Reihe, wobei nur der Doktor sprach, während Bernd klugerweise schwieg, denn er verstand davon gar nichts. Nun wurde ein

wenig — wenn auch nicht gerade schlimm — auf die preussische Regierung geschimpft, die in Aussicht genommene neue Kreisordnung bemähtelt, die Verordnung, daß auf den Schulgebäuden von jetzt ab Blitzableiter angebracht werden sollten, erweckte in Miete einen wahren Sturm der Entrüstung.

„Unsinn! Blödsinn! Diese dummen Zahnstocher locken den Blitz erst an.“

Der Freiherr sah nach der Uhr.

„Da kommt Chrischan.“

„Um fein, Herr B'ron'n, fein, ein paar Härengäule, haben sich höllisch raus gefressen. Das sind doch die, die Sie damals bei der Suttiner Tierschau tauschten?“

„Gewiß. Gut eingeschlagen? Was?“

Bernd strahlte über das ganze Gesicht. Erbuine und die Pferde, die Pferde und Erbuine, wenn davon die Rede war, so schien Bernd Ugenstein um zehn Jahre jünger.

„Und Chrischan verkauft fast unter —“

„Säußt?“ rief Miete außer sich.

„Nee — nee jetzt nicht — das wird er wohl schon vorher besorgt haben — ich meine, er verkauft fast unter den Paketen.“

„Ja, Doktor, wenn man so viele Hände zu füllen und so viele Mäuler zu stopfen hat —“

„Und das so gern thut, wie die Frau B'ron'n von Ragnüchel,“ fiel die Doktorin ein, indem sie Mietes dicken Arm mit den weiten seidnen Ärmeln wahrhaft in den riesigen Mantel stopfte.

Es erfolgte ein zärtlicher Abschied, Versprechen auf baldiges Wiedersehen in Oldenburg sowohl, wie in Ragnüchel wurden ausgetauscht, Chrischan salutierte zum Abschied mit der Peitsche, schielte nach rückwärts, ob nun alles in Ordnung war und, „hu — hu — hu — hu — tuf — tuf —“ dahin rasselte das Biergespann — und der Markt — der schöne — Oldenburger Herbstmarkt — war vorüber.

Die Braunen, den heimatischen Stall und die gefüllten Krippen witternd, griffen gehörig aus und so wurde der Weg bis Ragnüchel schnell zurückgelegt. Miete und Bernd hatten auf der ganzen Fahrt kein Wort gesprochen. Wozu auch? Erstens hatten sie überhaupt nicht viel mit einander zu besprechen und zweitens war dazu zu Hause Zeit genug. Ja, sie hatten sich sogar kaum einmal gerührt, außer daß die Freifrau zuweilen Chrischan einen kleinen, ermunternden Rippenstoß mit dem Regenschirm verfezte.

„Chrischan, nich slapen!“

„Nee — nee — Frau B'ron'n.“

„Chrischan, das Paket dort.“

„Ja — ja — Frau B'ron'n.“

„Chrischan, der Brellstein.“

„Seh schon, Frau B'ron'n.“

So ging es fort, Chrischan fuhr bei jeder Berührung ein paar Händebreit in die Höhe, bis er nach und nach wieder immer kleiner wurde und in sich zusammen sank. Jetzt knirschte der Sand ganz eigentümlich unter den Rädern und die Pferde wieherten laut, ein sicheres Zeichen für Chrischan, daß Ragnüchel erreicht war.

Das Abendessen wurde sofort nach der Ankunft eingenommen.

„Die Post,“ sagte das aufwartende Mädchen, indem sie der Freifrau die eingegangenen Briefe und die Zeitungen überreichte.

„Von Erbuine,“ entfuhr es Miete freudig.

Bernd legte die Gabel mit dem Bissen, den er eben zum Munde führen wollte, nieder und streckte die Hand nach dem Briefe aus. Miete gab ihm denselben jedoch nicht, sondern erbrach ihn und begann eifrig zu lesen.

„Die Wurstkiste ist angekommen,“ sagte sie, ohne im Lesen inne zu halten.

„hm — hm —“ Bernd knurrte.

„Et, denke nur, die Doktorin Kirner ist gestorben.“

„hm — hm —“ Bernd's Kinnladenbewegungen wurden etwas langsamer und Miete las eiliger.

„Die sämtlichen Mädchen sind in andere Pensionen verteilt, bis die Eltern weitere Bestimmungen treffen.“

„hm — hm —“

„Dina ist zu einem Fräulein Marisfeld gekommen.“

„So?“

„Es gefällt mir hier himmlisch, liebe Eltern, sehr gut, die Pension ist noch feiner, wie die andere. Ob teurer, das kann ich nicht sagen, wir sind hier vorläufig nur zum Besuch, Fräulein Marisfeld erwartet natürlich, daß Ihr schreibt. Und denkt nur, hier ist auch eine Elsa von Ukenstein-Vickenholm —“

Miete ließ das Papier sinken, sah Bernd einen Augenblick fragend an und jetzt war sie es, die ein kurzes „hm — hm —“ ausstieß.

„Meines Bruders Tochter,“ sagte Bernd leise und sein Auge bekam etwas Verschleiertes. Diese Begegnung Erbuinens war ihm peinlich, das fühlte Miete, obgleich er sich nicht darüber aussprach und ebenso wußte sie, daß sie der Grund war, weshalb sie ihm unangenehm war. Aber es schmerzte sie nicht. Sie wußte das ja längst, kannte die Verhältnisse und war viel zu klug, um nicht zu begreifen, daß es nicht anders sein konnte. Plötzlich schoß ihr das Blut zur Stirn, ihre Augen leuchteten, und der Brief begann leise in ihrer Hand zu zittern: Sie selbst hatte niemals, auch im entferntesten daran gedacht, mit den Verwandten ihres Mannes in irgend welche Beziehungen zu treten. Sie hatte Bernd geheiratet, das genügte ihr, mochten die andern Ukensteins auf sie schimpfen, so viel sie wollten, das ging sie gar nichts an. Aber wie sollte es jetzt werden, jetzt, wo Erbuine mit ihrer nächsten Verwandten zusammengetroffen war? Was sollte sie ihrer Tochter sagen, warum gar kein Verkehr zwischen den Brüdern stattfand, weshalb die nächsten Verwandten nie erwähnt wurden?

Mietes Halsadern schwellen an, ein Zeichen, daß sie sich in höchster Erregung befand. Würde Erbuine glauben, daß der Riß zwischen den Brüdern ein so schroffer war, nur weil ihr — Erbuinens — Vater eine Bürgerliche heiratete? Nein, das glaubte sie nicht und es lag nahe, daß sie noch andere, einschneidendere Gründe vermutete. Und wenn sie dann

fragte, wenn sie forschte, wenn sie sich mit Vermutungen plagte? — Was sollte Miete dann sagen? — Was für eine Antwort sollte sie dem süßen, reinen, unschuldigen Kinde geben? — Wie sollte sie sich ihr gegenüber verhalten? — Und wenn Dina die Wahrheit erfuhr — wenn sie sie nur vermutete? — Was dann? — Was dann? — Miete schwindelte es. — An alles das hatte sie noch nie im Leben gedacht. Bis jetzt hatte sich ihr der Himmel ihres ehelichen Daseins, wenn auch nie im strahlenden, lichten Sonnenglanze, so doch stets im ruhigen, gleichmäßigen, freundlichen Farbentönen gezeigt, und plötzlich stieg es schwarz und gewitterschwül daran auf. Das packte Miete mit elementarer Gewalt und sie schluchzte laut und zügellos auf.

„Ach Du lieber Gott — oh — oh — ach Du lieber Gott!“ ein über das andere Mal rufend, warf sie sich mit dem Kopf auf den Tisch, stemmte die Hände gegen die Schläfen und weinte heftig, sich ganz ihrer urwüchsigen Natur überlassend.

„Aber, Miete — Miete.“

„Das — das — oh — oh — Du sollst sehen, Bernd — oh — oh —“ Miete wollte etwas sagen, aber sie brachte es nicht über die Lippen, sie erschien sich plötzlich so unglücklich, so hoffnungslos, so aus allen geregelten Bahnen geschleudert, welche sie bis jetzt so sicher gewandelt war.

„Aber was hast Du denn nur, Miete?“

„Das — das — wenn Dina erfährt — oh — oh.“ Plötzlich sprang Miete vom Stuhl, stand neben Bernd und legte ihm die Hand schwer auf die Schulter. „Bernd — Bernd — ich sage Dir — wenn sie's erfahre — Bernd — ach — ach Du lieber Gott — ich ginge ins Wasser.“

Eine derartig beunruhigende Scene und gerade während des Abendessens! Bernd Ukenstein ließ sich so leicht nicht aus seiner Ruhe bringen, aber das ging ihm doch über den Spaß.

„Unsinn! Du bist toll, Miete, rein verrückt, setz Dich hin und isß weiter.“

„Essen!? — Essen!? Mir wäre danach. Nicht einen Bissen brächte ich hinunter. Geh! Geh!“

Miete warf sich in die Ecke des harten Sofas, kreuzte die dicken Arme über die volle Brust und starrte gerade aus, ohne auch Bernd nur einen Augenblick Vorwürfe über seine geringe Teilnahme zu machen, welche er ihrem Kummer zollte. Solche sentimentalen Anwandlungen erwartete sie von ihrem Manne nicht.

Bernd ergriff jetzt den Brief und las weiter. „Sie fressen sich ja beinahe vor Liebe auf, die beiden Mädchen.“

„Auch das noch,“ stöhnte Miete.

„Elsa weiß übrigens ebensowenig von uns etwas, wie Dina von deren Eltern.“

„Das ist man gut,“ bemerkte Miete ein wenig beruhigt.

„Sie will natürlich bei der Marisfeld bleiben.“

„Das fehlte noch.“

„Und dann will sie wegen der Verwandtschaft etwas wissen.“

„Siehst Du — siehst Du.“ Miete weinte aufs

neue. Da tutete der Nachtwächter und Frau von Ugenstein beging heute seit langer, langer Zeit zum ersten Male mit bekümmertem Herzen ihr Haus. Thränenden Auges legte sie sich endlich zu Bette und wachte noch lange. Aber auch Bernd, der sich sonst eines so gesegneten Schlafes erfreute, wälzte sich heute hin und her. Er träumte von allen möglichen unangenehmen Dingen. Elsa — Erduine — Bickenholm spielten darin eine Rolle und dazwischen tauchte auch der blonde Mann auf, von dem der Doktor meinte, daß er Inspektor auf Annenhof sei.

### Siebentes Kapitel.

„Noch keinen Brief?“

„Nein. Und Du?“

„Ich auch nicht.“

Elsa und Erduine von Ugenstein zerbrachen sich fast den Kopf, warum ihre Eltern ihnen noch nicht geschrieben und die wichtige Aufklärung über ihre Verwandtschaft gegeben hatten. Ihre Freundschaft nahm indessen wahrhafte Riesendimensionen an, und sie versicherten sich gegenseitig, daß sie es gar nicht begriffen, wie sie vorher hatten ohne einander leben können, und daß ein ferneres, ge'rennt's Dasein zu den Unmöglichkeiten gehörte.

„Und am Sonntag kommt mein Bruder Uß,“ flüsterte Elsa ihrer Freundin Erduine zu. Plötzlich umhalste sie dieselbe und sah ihr verzückt in die Augen. „Erduine, süße, einzige Erduine — ach, ich habe einen Gedanken, einen wonnigen Gedanken.“

„Nun?“

„Er ist so schön, daß ich gar nicht wage ihn auszusprechen.“

„Elsa — Elsa — ich — ich ahne.“

„Du ahnst — willst Du es thun? — willst Du? — Uß ist ein entzückender Mensch, ein ganz entzückender Mensch und so gut, Du glaubst nicht, wie gut er ist.“

„Wenn es Dein Bruder ist — aber geh doch — er kennt mich noch gar nicht, und dann — wer weiß, ob ich ihm gefalle.“

„Du? Wem solltest Du nicht gefallen, und wenn er weiß, daß ich Dich liebe —“

„Höre Schatz, das ist doch noch eine ganz andere Sache. Jeder hat seinen eigenen Geschmack, und weißt Du denn, ob er überhaupt noch frei ist?“

„Das weiß ich, Erduine, es giebt keine Falte in seinem Herzen, in welche er mich nicht hineinsehen ließe.“

„Nun, wir wollen sehen, Elsa.“

Wieder erfolgte eine Umarmung, zärtliche Händedrücke wurden ausgetauscht, Elsa schwärmte Erduine von ihrem geliebten Bruder Uß vor, wohingegen sie Fennos nur flüchtig erwähnte und beide Mädchen sehnten den Sonntag herbei. Es war noch so lange bis dahin. Trafen sich ihre Blicke, so lächelten sie sich bedeutungsvoll zu. Endlich brach der langerhoffte Sonntag an.

„Wir werden einen Spaziergang machen, Kleiden

Sie sich an, meine Damen,“ sagte Fräulein Emma eben. Die Pensionärinnen jubelten, nur Erduine und Elsa verhielten sich still und tauschten verständnisinnige Blicke aus.

„Ich fühle mich nicht recht wohl,“ sagte Elsa endlich, „und möchte bitten, zu Hause bleiben zu dürfen.“

„Ein Spaziergang in friischer Luft wird Ihnen gut sein,“ entgegnete die Pensionsmama.

„Ich würde Ihnen wirklich sehr dankbar sein, wenn Sie es mir gestatten wollten.“

„Nun dann, wenn Sie es wünschen.“

„Und ich möchte Elsa Gesellschaft leisten,“ sagte jetzt auch Erduine.

„Das steht bei Ihnen, Fräulein von Ugenstein, Sie sind unser lieber Gast und man muß die Wünsche seines Gastes respektieren,“ antwortete Fräulein Marisfeld artig, ordnete ihre Schutzbefohlenen und rückte mit ihnen in geschlossener Kolonne ab, die beiden „Uße“, wie Elsa und Erduine genannt wurden, in seligster Stimmung zurücklassend.

„Wenn Uß kommt, so erscheine ich zuerst, dann — wie zufällig — kommst Du,“ wandte sich Elsa lächelnd an Erduine.

„Gut, aber wenn Fräulein es erfährt.“

„Freilich — wir schweigen natürlich, es wäre furchtbar, wenn sie es erfähre. Ich mache selbst auf, wenn es klingelt, ich will mich mit Jakob schon verständigen. Er ist sehr gut — und —“ Elsa zeigte schalkhaft lächelnd einen blanten Thaler.

„Himmlich, himmlisch!“

Elsa nahm mit Herrn Jakob eindrucksvolle Rückprache und beide Mädchen setzten sich nieder um sich die Zeit mit Handarbeiten zu vertreiben. Die Minuten wurden ihnen zu Stunden.

Es klingelte.

„Jetzt!“ Elsa flog zur Thür. „Es ist nichts — eine Bestellung.“

Es klingelte wieder. „Aber nun!“ Elsa eilte wieder hinaus. „Fenno! Fenno! Du!“ hörte Erduine im Zimmer.

„Und mein Freund, Baron Sizso von Pfeilen!“

„Der schon längst darauf brannte, Ihre Bekanntschaft par distance vom Bod des Wagens aus — Gnädigste werden sich des amüsanten Vorfalles im Thiergarten entsinnen — ordnungsmäßig zu erneuern.“

Elsa stand wie festgebannt, und Erduine, ahnend, daß da etwas nicht in Ordnung sei, denn sie hatte deutlich gehört, daß Elsa ‚Fenno‘ und nicht ‚Uß‘ rief, flog aus dem Zimmer.

„Aber liebes Kind, mache keine Umstände, erhole Dich von Deinem Staunen und laß uns hier nicht auf dem Borsaal stehen,“ sagte Fenno endlich.

„Aber — ich — ich — ich bin ganz allein.“

„Du wirst doch Deinen Bruder empfangen können.“

„Und ich — ich kann ja als der Bruder Uß gelten,“ scherzte Herr von Pfeilen. „Aber nein, das geht doch wohl nicht, denn Uß hat auf die Pensionsmamas doch wohl einen zu intensiven Eindruck hinterlassen. Aber sie sind ja nicht zu Hause, wir haben

sie ja mit der jungen Garde abrücken sehen und Sie, meine Gnädigste, mit Wonne darunter vermischt.“

„Nein, das geht nicht!“ rief Elsa entschieden.

„Fenno, Du kannst hereinkommen, aber Herr von Pfeilen — nein wirklich nicht.“

Baron Pfeilen machte seinem Namen, der „schöne Sizzo“, alle Ehre, dazu trug er heute, offenbar in der Absicht dem jungen Mädchen gehörig zu imponieren, die knappe Wanka mit der Silberstickerei und der dekorierten Szapfa.

„Sind Sie so grausam, gnädigstes Fräulein?“

„Ich würde Sie gern empfangen, Herr von Pfeilen, aber —“

„Du bist zu gefährlich, Sizzo, ja das bist Du. Komm Junge. Du siehst, parlamentieren hilft hier nichts.“

„Ich würde — wirklich sehr gern —“ Elsa sprach nicht weiter, aber der Blick, mit welchem sie Herr von Pfeilen beobachtete, sagte diesem, daß das junge schüchterne Mädchen wirklich die Wahrheit sprach.

Sie sah in diesem Augenblick bildhübsch aus.

„Nun, dann auf Wiedersehen auf einem weniger gefährlichen Terrain.“

„Ich würde mich sehr freuen, Herr von Pfeilen,“ entgegnete Elsa schüchtern.

„Kommen Sie doch nächsten Sonntag zum Rennen nach Charlottenburg.“

„Zum Rennen! Das wäre himmlisch! Aber ich glaube nicht, daß —“

„Ich reite.“

„Sie reiten auch?“

„Zweimal sogar, im ersten Rennen den Stern —“

„Wie sieht er aus?“

„Braun mit weißen Strümpfen. Im vierten, im Steeplechase, die Fontaine, einen Goldfuchs.“

„Stern und Fontaine, ich werde es nicht vergessen.“

„Und hoffentlich kommen. Tribünenplatz! Soll ich Billets schicken?“

„Um Gotteswillen, nein, nein —“

„Komm Sizzo —“

„Gleich, sofort. Um ein Uhr beginnt es. Pünktlich, gnädiges Fräulein, bitte, bitte!“

„Wenn es möglich wäre — aber, aber —“

„Hoffen wir!“ rief Pfeilen, hatte, ehe daß Elsa eigentlich wußte wie ihr geschah, deren Hand an die Lippen gezogen und rasselte dann säbel- und sporenklirrend die Treppe hinunter.

Elsa stand da wie im Traume. Was war denn nur geschehen?

Waren denn Fenno und Herr von Pfeilen, der bekannte Löwe der Gesellschaft, die Sehnsucht so manches jungen Mädchens, wirklich soeben hier gewesen, oder bildete sie sich's nur ein? Warum brachte Fenno den schönen Wlanenoffizier nur mit? Geschah es auf Herrn von Pfeilens Wunsch, oder war es nur ein Zufall?

Elsa zog die Thür wieder in das Schloß und ging langsam in das Zimmer zurück. Fast schämte sie sich Erbuine gegenüber zu treten, denn sie befürchtete, das Erröten bei deren Fragen nicht verbergen zu können. Erbuine war nicht zugegen, das war ihr lieb. Aber dennoch empfand sie Sehnsucht nach ihr, alles in ihr drängte jetzt doch danach, es der einzigen, wahren, so heiß geliebten Freundin mitzuteilen, und sie ging hinaus, sie zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Lied des Todes.

Roman

von

Franz Wichmann.

(Schluß.)

„Und was war jener Zufall, der sie zum Sprechen brachte?“

„Ein Unfall, der mich traf. In einer Nacht, da das Schlimmste schon überwunden schien, brach meine Wunde auf, vielleicht infolge der Erregung, die mir die Gedanken an Editha verursachten. Ich verlor viel Blut und lag nahe am Tode, obwohl ich bei klarem Verstande blieb. Aus den Mienen des Arztes las ich, daß er mich aufgegeben hatte. Gegen meine Schwester mußte er sich ausgesprochen haben. Sie glaubte, daß ich nur wenige Stunden noch zu leben habe, das öffnete ihr den Mund. Sie besaß niemand mehr als mich in der Welt, auf alles andere hatte sie verzichtet. Wenn ich dahin war, konnte sie keinem mehr ihr Herz erschließen und die Last des Leides, das auf ihr lag, nicht mehr von ihrer Brust abwälzen. So entschloß sie sich dazu, mir alles zu ge-

sehen. Mit Entsetzen lauschte ich ihrer Erzählung. Den Inhalt derselben habe ich Dir schon angedeutet. Die Einzelheiten thun nichts zur Sache. Es ist eine Geschichte, wie sie oft geschehen mag in dieser schlimmen Welt, eine nichtswürdige Verführung einer Ahnungslosen, Unschuldigen, die wahrhaft liebt, wo sie betrogen wird. In dem Badeorte, wo sie mit ihrer Familie weilte, lernte sie einen feinen und reichen Herrn aus München kennen, jung und schön, der damals noch studierte, zu seinem Vergnügen, und der in kurzen Wochen ihr Herz gewonnen. Sie glaubte ihm und löste die bereits eingegangene Verlobung auf. Der unglückliche Advokat, als er den wahren Grund erfuhr, tötete sich, er hatte Editha geliebt, wie sie den herzlosen Verführer.“

„So war sie nicht ganz ohne Schuld,“ warf Columba ein.

„Wenn sie ihn wahr liebte — — dürfen wir Liebe eine Schuld nennen?“

„Du hast recht, wir wollen nicht richten. Und wie kam es weiter?“

„Sie gab sich ihm hin, voll Glauben, Liebe und Vertrauen, und er ward ihrer überdrüssig. Das Kind starb. Sie hatte ihm ihre Stellung opfern müssen. Aber sie war zu stolz, sich an den Vater zu wenden, um ihr Recht zu verlangen. Er hatte erklärt, das Verbot seiner Eltern hindere ihn, den versprochenen Bund mit ihr zu schließen. Sie wußte, daß er log. Von den Menschen verlassen, wandte sie sich zu Gott und trat in den Orden, auf Leben, Glück und Liebe verzichtend, nur noch der Gnade, der Verzeihung, der Barmherzigkeit lebend.“

„Und sie hat ihm verziehen?“

„Wie der Gott, an den wir alle glauben, es geboten.“

„Und Du, Markus?“ fragte Columba, geängstigt von dem gewitterfinsternen Ausdruck seines Gesichts.

„Ich, ich hasse ihn.“

„Was sagst Du?“

„Ich hasse ihn, wie sie ihn geliebt hat.“

„Du verfluchst Dich.“

„Sage das nicht. Gott ist nicht nur ein Gott der Liebe, er ist auch ein Herr des Zornes und der Rache. Weißt Du seine Worte nicht? ‚Ich, der Herr, Dein Gott, bin ein fürchtbarer Gott!‘“

„Und diesem fürchtbaren Gotte willst Du dienen?“ fragte Columba schauernd.

„Ich will es, ich fühle mich berufen, das Böse zu strafen, wenn ich es finde, und er wird mir die Wege dazu zeigen, er, der große fürchtbare Gott der Vergeltung, der mich zu seinem Werkzeug auserlesen.“

„Ich bete in ihm den Gott der Liebe an,“ sagte Columba.

„Er ist ein vielgestaltiger Gott.“

„Und Du glaubst, ihn zu finden, den Verräter, den Elenden?“

„Ich werde ihn finden, glaube mir. Und wenn er von meinem eigenen Stamm und Blute wäre, ich würde Rechenschaft fordern für die Ehre meiner armen Schwester. Seit die Liebe für mich gestorben, seit das Glück, Dir zu gehören, einem anderen geworden, seitdem kenne ich nur die Rache, und ihr will ich fortan dienen, um nicht umsonst mein Leben zu vertrauern.“

„Markus,“ sagte Columba mit flehender Stimme, „höre auf mich, vergiß, vergieb, ich habe immer geglaubt, Dich zu verstehen, heute kann ich es nicht mehr. ‚Die Rache ist mein!‘ spricht der Herr; so wird auch Deine Schwester denken.“

„Aber ich denke anders.“

„Du sollst es nicht thun, an dieser Stelle, vor dem Angesichte der himmlischen, gnadenreichen Jungfrau. Hat Deine Schwester ihm nicht vergeben?“

„Wohl, wohl, und ich habe geschworen, sie zu rächen. In jener Stunde, da ich das Schreckliche erfuhr, habe ich ein Gelübde gethan, den Ehrlosen zu finden und vor mein Schwert zu fordern. Ich rief den Namen Gottes an im Schmerze der Verzweiflung. Wenn er mich am Leben lasse, schwor

ich ihm, den Frevler zu strafen, seiner Rache zu dienen. Und Gott hat mich erhört, er will die Rache, es ist sein Wille, denn er hat mich genesen lassen.“

„Du hast ihn mißverstanden; Gott ist die Liebe.“

„Soll ich mein Gelübde brechen?“

Columba schwieg, sie sah die Fruchtlosigkeit ein, ihn zu einer andern Ansicht zu belehren. „Und wenn Du dem Erbärmlichen wirklich begegnen solltest?“ fragte sie.

„So muß er sterben, er oder ich. Es ist Gottes Gebot, ich muß ihm gehorchen.“

„Töten, töten, ist denn nicht Tod genug in der Welt?“

„Nicht für die Übelthäter, Columba. Nur der Tod vermag Todsünden zu sühnen. Und an meiner jungen, schönen, blühenden Schwester ist eine Todsünde begangen.“

Von der fürchtbaren Erregung überwältigt, schlug er die Hände vor das Gesicht und brach in konvulsivisches Weinen aus.

„Ich will zu meinem Gotte beten, daß er Dich erleuchte,“ sagte Columba, sich über ihn beugend und die kühle, schlanke Hand auf sein krauses, schwarzes Haar legend, „wenn aber nicht —“

„Wenn nicht? —“ wiederholte er fragend.

„Wenn mir nicht Erhörung wird, so möchte ich lieber sterben, um diese Sünde zu sühnen durch die Macht der allerbarmenden, allverzeihenden Liebe.“

Er sah sie mit einem großen, staunenden Blicke an. Dann sagte er: „Columba Maria, Taube des Friedens, Du bist, was Dein Name sagt, aber Du bist eine Heilige und ich bin ein Mensch.“

Columba warf einen Blick auf den Himmel.

„Es wird Abend,“ sagte sie. „Die Zeit mahnt. Nun müssen sich unsere Wege scheiden.“

„Ist es denn möglich, Columba,“ fragte er, den Kopf in die Hände stützend, „können wir uns denn wirklich trennen?“

„Wir wollen stark sein, wie gute Menschen. Noch sind wir keiner Sünde schuldig. Wir wollen rein bleiben, um uns immer lieben zu können.“

„Du wirst es können?“

„Ich weiß es, so lange ich lebe,“ sagte sie mit seltsamem Lächeln, „und nachher werden wir ja vereint sein.“

„O Columba,“ erwiderte er, ihre Hand ergreifend, „weißt Du auch, daß ich Dich beneide um den schönen, selig machenden Glauben? Du wirst mich immer lieben! Diese Gewißheit gibt mir Kraft, das Kommen- de zu tragen, sie soll mich leiten auf allen Wegen.“

„Doch nicht auf dem der Rache,“ fiel sie ein.

„Auch dort; um der Reinheit willen sei das Sündige vernichtet.“

Columba schwieg. Gott wird seine Schritte lenken, dachte sie, und ihn nicht zum Bösen führen. In tiefer Bewegung reichte sie ihm die Hand.

„Leb' wohl, Markus, für immer in dieser Zeitlichkeit, denn lebend sehen wir uns nicht wieder.“

Er zögerte, ihr die Hand zu geben. Nie mehr, nie, war es denn möglich, gab es einen Abschied für's Leben, solange man lebte? Doch er selber hatte das Wort gebraucht. Mit Zentnerschwere fiel es auf



seine Seele. Er sollte sie nie wiedersehen! Wer konnte es ihm wehren, als sie allein. Aber sie war es ja, die es ihm wehrte. Es mußte sein. Er legte seine zitternde Hand in die ihre. „Columba, Columba.“

Er wußte nichts zu sprechen, als immer den einen lieben Namen und Thränen drängten sich von neuem in seine Augen. Das schwache Weib war stärker als der starke Mann.

„Es muß sein,“ sagte sie. „Und das zum Abschied für diese Welt, zum ersten und zum letzten Mal!“ Bei den letzten Worten drückte sie einen heißen, bräutlichen Kuß auf seine Lippen, und ehe er sich fassen konnte, hatte sie sich von ihm los gemacht und schritt die Felsen zum Thal hinab.

## X.

Am Ausgang des Waldes wandte sie sich noch einmal um und blickte mit nassen Augen zurück. Er folgte ihr nicht. Der Abschied für's Leben war genommen. Sie wußte, daß er Wort halten und am andern Mittag abreißen werde, um sie nie wieder zu sehen. Ihr Fuß stockte bei dem Gedanken. Unwillkürlich richtete sich ihr Blick nach dem Gebirge, das gerade über dem See auf sie hernieder schaute. Im Westen sank die Sonne nieder, wie ein vom Weinen gerötetes Auge, heiß und trocken, mit seiner Schmerzensglut die weite mitfühlende Natur entzündend. Eine feuerflockige Wolke umglühte die Spitzen des Kaisers, die fernen Gipfel des Innthals erschienen über der goldschimmernden Fläche des See's in dunklem Blau, die nahen Berge warfen schon düstere Schatten, über ihren Häuptern ballten sich graue, rotgeränderte Wolken zusammen, nur über dem Wasser wölbte sich ein ungetrübtter, mattblauer Himmel. Die Felsenzinnen des wildtrozigen Kaisers aber schienen in grellem flammendem Feuer zu stehen. Es war, als ob ein Riesensbrand da droben die Türme und Mauern der steinernen Weste umlohe, in deren Blut die starren Felsenwände sich öffneten, um in die verborgenen, geheimnisvollen Tiefen ihres unergründlichen Schoßes blicken zu lassen. Columba's Auge haftete unverwandt auf dem wilden zackigen Grat, der in seiner ganzen Länge sich vor ihren Blicken ausdehnte. Dort links von der Jovenspitze, hoch über sie emporragend, zeichnete sich deutlich die Spitze der Pyramide ab. Dort war er gewesen, von dort erwartete sie ihn zurück. Eiligen Schrittes, dem Lauf des Baches folgend und so den näheren Fußweg verfehrend, schritt sie hinab und erreichte die Kössener Straße.

In das Gasthaus zurückgekehrt, war ihre erste Frage nach Bernhard. Er war noch nicht gekommen, niemand hatte etwas von den Freunden gesehen. Sie würden vor Einbruch der Dunkelheit schon eintreffen, hieß es.

Columba begab sich in furchtbarer Erregung auf ihr Zimmer. Ihr erster Blick fiel auf das Fenster, wo sie in dem grün ausgeschmückten Vogelhäuschen den armen Kuckuck seit Mittag hatte allein lassen müssen. Ein Strahl der Freude flog über ihr Gesicht. Er lebte noch, wenn er auch matt und traurig am Boden

saß. Sie sollte ihn behalten, es war ein wunderbares Zeichen, das Andenken an ihn, es war zäh und stark wie ihre Liebe.

„Er bebt und zittert, weil er friert,“ sagte sie zu sich selbst, „aber ich will ihn erwärmen, er soll wieder leben und groß und schön werden.“ Sie nahm ihn aus dem Käfig, erwärmte ihn mit der Hand, hauchte ihn an, dann öffnete sie das Kleid über ihrer Brust und legte ihn daran. Die Wärme schien das kleine, hinsterbende Geschöpf noch einmal zu beleben. Er zwitscherte wieder leise, doch vernehmlich, und pickte mit dem Schnabel.

Da wurde die Hausthür aufgerissen. Schwere Schritte tönten auf den Treppentufen, sie näherten sich ihrem Zimmer. Die junge Frau erbebte. Wer konnte es sein? Sollte eine Nachricht kommen, irgend eine Nachricht? Ehe sie den Gedanken verfolgen konnte, ward die Thür geöffnet.

„Guten Abend, Täubchen, da bin ich wieder, gesund und wohlbehalten.“

Bernhard, ihr Gatte, stand vor ihr.

Markus Eisenschmid blieb seinem Vorsatz getreu. Nachdem er sich vormittags im Hause gehalten und sich von dem befreundeten Rechtspraktikanten Wagner verabschiedet hatte, ging er gegen Mittag zur „Post“ und belegte einen Platz nach Kuffstein. Es war erst elf Uhr, und die Post fuhr vor zwölf Uhr nicht ab. So mußte er sich entschließen, zu warten. Es war ihm peinlich, denn immer fürchtete er, Columba noch einmal zu begegnen. In dem belebten Gasthose zur „Post“ war solch ein ungewolltes Zusammentreffen am ehesten möglich. Dort mochte er nicht bleiben, zumal auch die laute Unterhaltung der Gäste, die das Sommerhäuschen und das Gastzimmer füllten, ihm lästig fiel. Er wollte allein sein mit seinen schmerzlichen Gedanken.

So ging er über die Straße, um sich anderswo ein stilles Plätzchen zu suchen. Der Schöpferwirt, bei dem nur selten Fremde wohnten und bei dem er noch nie eingekehrt war, schien ihm am geeignetsten.

Die Witterung war über Nacht plötzlich umgeschlagen. In den späteren Abendstunden war ein heftiges Gewitter nieder gegangen und die ganze Nacht hindurch hatte es unaufhörlich geregnet. Alle Wege waren erweicht von dem strömenden Wasser, von den Bergen stürzten auf allen Seiten schäumende Bäche, der See war gewachsen und spielte plätschernd in dem Schilf, das seine Ufer umgab. Die Luft hatte sich außerordentlich abgekühlt, man vermochte nicht im Freien zu sitzen, die Fremden hüllten sich fröstelnd in ihre Mäntel und sehnten sich nach einem warmen Zimmer. Als der dicke Nebel, der in der Frühe alles verschleiert hatte, gewichen war, schauten wie aus den Wolken glänzend weiße Schneeflächen hervor, alle höheren Berggipfel waren damit bedeckt, in den Scharten und Schlünden des Kaisers hatte der Schnee sich angehäuft und hing selbst an den steilen, zäh abstürzenden Felsenwänden in zerrissenen, weißen Fetzen.

Auch Markus mußte sich ins Innere des mit allerlei Freskowerk bunt bemalten, stattlichen Hauses begeben. Er war froh, sich im Gastzimmer ganz allein zu sehen. Die freundliche Wirtin brachte ihm

Wein und Käse und suchte eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen. Er war wenig aufgelegt dazu und antwortete nur kurz. Um ungestört zu bleiben, nahm er einen Briefbogen aus seiner Reisetasche und begann an einen Bekannten zu schreiben. Jetzt wagte die Wirtin nicht mehr zu sprechen, aber sie setzte sich ihm gerade gegenüber und folgte unverwandt mit dem Blick den raschen Zügen seiner Feder; ihr kleiner Bube stellte sich auf die andere Seite des Tisches und starrte und staunte mit aufgerissenem Munde und verwunderten Augen ebenfalls den Schreibenden an, so daß Markus ein leises Lächeln nicht unterdrücken konnte.

Die Wirtin hatte schon ein paar Mal die Lippen bewegt, um etwas zu sagen, aber sie schien sich nicht zu getrauen. Endlich faßte sie sich ein Herz und meinte:

„Da Herr versteh'n aba scho z'schreib'n, und gar so stink, ma sollt's net moana.“

Markus fuhr unbehindert fort zu schreiben. „Schön ist es gerade nicht“ sagte er, „aber das schnelle Schreiben lernt man in der Stadt.“

Die Wirtin stand auf, ging in das Nebenzimmer und kam gleich darauf wieder mit einem Briefe, der couvertiert war, aber noch keine Adresse trug. Verlegen näherte sie sich Markus und hielt ihm das Schreiben entgegen.

Er warf einen etwas verwunderten Blick darauf.

„I hätt' holt oa an Briaf,“ sagte sie „aba wiss'n's, dös, woas da auß'n d'rauf stehn muaf, getrau i mir holt net z'schreib'n, es is gar schwer, hätt'n's net dö Güate und thätt'n's ma's schreib'n?“

Markus mußte lachen. „Gewiß, recht gern, geben Sie nur her. Was kommt denn darauf, wie heißt die Adresse?“

„De Adress'n, dös wer'n ma glei hob'n, wart'n's nur an Aug'nblick, i hob an Zett'l, wo all's d'rauf g'schrieb'n is, dös wern ma glei hob'n.“

Sie eilte wieder ins Nebenzimmer und kehrte mit einem kleinen, zerknitterten Zettel zurück, den sie Markus reichte.

Wiss'n's, dös is nämli a Briaf an a Herrschaft, wo weit her san. Vor zwoa Joahrn hab'n's scho a moal bei uns g'wohnt, und jikt hat ma d'Frau an Briaf g'schickt und möcht' wiss'n, ob's wieba zu uns komma könn't'n und ob ma a paar Zimma frei ham, und woas kost'n than'. Dös hob i jikt all's in den Briaf eini g'schrieb'n.“

Markus hatte unterdessen den Brief entfaltet und las: Frau Doktor Bode, Jerusalemer Straße 43 I.

„Ja, aber da steht ja gar nicht die Stadt, in der sie wohnen.“

Die Wirtin machte ein verdußtes, betroffenes Gesicht.

„I's ebba gar net recht, de Adress'n?“ fragte sie ängstlich.

„Richtig wird sie schon sein, aber ich kann doch nicht den Brief adressieren, wenn ich nicht weiß, wohin.“

Die Wirtin schaute ihn verlegen und ratlos an.

„Dös wißt i freili oa net z'sag'n, nachha is also nichts mit dem Briaf?“

„Wissen Sie denn nicht, woher die Leute waren?“

„Ja weit her san's scho g'we'n.“

„Und sie haben nie eine Stadt oder ein Land genannt?“

„Dös müßt' i freili net a mal z'sagn, i moan aba, sö san Sach's'n oder Preuß'n g'we'n.“

„Eine Jerusalemer Straße gibt es in Berlin,“ meinte Markus, „sind sie vielleicht dorthier gewesen?“

„Berlin, Berlin,“ stotterte die Wirtin. „Es kunnt scho sei, mögli war's scho, daß's so a säch'sische Stadt g'we'n war, aba b'sinna kunnt i mi halt do net.“

„Haben Sie denn kein Fremdenbuch?“ fragte Markus.

Die Wirtin sah ihn verwundert an, sie wußte nicht, was ein Fremdenbuch hier helfen konnte, aber sie sagte dennoch: „A Fremd'nbuch ham ma scho, mög'n Sie's ebba seh'n?“

„Wenn die Familie bei Ihnen wohnte, wird sie sich doch wohl eingetragen haben.“

Jetzt ging der Schöpferin ein Licht auf. „Jessas, ja, dös kunnt mögli sei, da muaf i glei schaug'n, i moa'n scho, daß eini g'schrieb'n ham.“

Nach wenigen Minuten kam sie mit dem verstaubten, nur wenig benützten Buche zurück.

Markus schlug es auf und blätterte darin.

„Vor zwei Jahren also waren sie hier? Nun da stehn nur wenige verzeichnet, das wird sich leicht finden lassen. Da haben wir's schon. Dr. Bode, mit Frau und Kindern,“ richtig, aus ‚Berlin,‘ sehen Sie, wie ich sagte.“

Die Wirtin schlug verwundert die Hände zusammen und sah in das Buch mit einem Gesicht, als begriffe sie nicht, was da stände. „Mei, o mei, und dös ham's wirkli glei errat'n?“

Markus schrieb jetzt lächelnd die Adresse auf den Brief. Dann blätterte er noch ein wenig in dem Buche umher.

„Feuer hat noch niemand bei Ihnen gewohnt?“ fragte er.

„Do, a fremda Herr mit seina Frau, san scho da g'we'n, aba nur oan' Nacht, dann san's zum Krammerwirt 'zog'n, weil eahna dös Zimma z' kloan is g'we'n.“

„Die stehen aber nicht eingezeichnet,“ meinte Markus.

„Do do,“ erwiderte die Wirtin das Buch ergreifend und die Blätter wendend, „sie ham holt a neu'i Seit'n g'nomma, weil's da so vuil drecki g'we'n is. Schaug'n's, do.“

Sie schlug eine neue Seite auf, auf der nur oben an ein Name stand.

„Markus Eisen Schmid warf einen Blick darauf und fuhr erschrocken zurück. „Der, der war hier?“ stöhnte er hervor.

„Kennan's den eba gar?“ fragte die Wirtin, welche die heftige Erregung in seinem Gesicht bemerkte.

„Ja, ja, ich kenne ihn, das heißt seinen Namen, ich habe einmal eine Geschichte gehört von diesem da. O warum mußte ich erst jetzt kommen, zu spät, zu spät, aber ich werde ihn noch finden.“

„Wenn's mit dem Herrn reb'n woll'n, die Herrschaft is scho no da, drennt'n beim Krammerwirt san's.“

„Wie, er ist noch drüben?“ Er sprach nicht

weiter, denn er merkte, daß die heftige Bewegung, die ihn erschütterte, ihn auffällig machte, und was ging es fremde Menschen an, was er mit diesem abzumachen hatte. „Editha, Editha,“ sagte er zu sich selbst, „die Stunde ist gekommen, jetzt werde ich Deine Ehre rächen.“

In fieberhafter Unruhe stand er auf und ging hastig im Zimmer auf und nieder.

„Mir is load g'we'n,“ sagte die Wirtin, „daß's wieda ganga san, i hätt's gern b'halt'n, da Herr hot so a liaba junge Frau g'habt, nur recht blaß und schwach schaut's aus, aba i moan', er hat's gar so vuil gern, denn er is imma recht gütli mit ihr g'we'n.“

Markus horchte auf. Also verheiratet war der Glende. Nun, die Frau that ihm leid. Aber er konnte sie nicht schonen. Sein Schwur mußte gelöst werden, mochte werden, was da wollte. Nun durfte er nicht gehen, auch Columba hatte kein Recht, sein Gehen zu fordern. Erst mußte hier die letzte Aufgabe seines Lebens zu Ende gebracht werden. Nur einer durfte diesen Ort verlassen. Jener oder er selbst. Sollte er fallen, so war es ihm recht, das Leben hatte keine Freude mehr für ihn, seit sein erhofftes Glück einem andern geworden. Er überlegte, was er thun sollte, setzte sich wieder an den Tisch und ließ sich die geleerte Flasche noch einmal füllen. Sollte er direkt hingehen, den Schändlichen auffuchen und ihm seine erbärmliche That ins Gedächtnis rufen, ihn züchtigen vor den Augen der Öffentlichkeit? Das würde das Beste sein. Und jetzt, gleich heute sollte es geschehen. Er schob die Zeitung, die vor ihm auf dem Tische lag, zur Seite, und schrieb sich den Namen und die Adresse des endlich Gefundenen in sein Notizbuch.

Während er noch damit beschäftigt war, öffnete sich die Thür und ein hochgewachsener Mann, in einen weiten Wettermantel gehüllt, trat herein. Er rieb sich fröstelnd die Hände, legte den Mantel ab und setzte sich zu Markus an die andere Seite des Tisches.

Die Wirtin hatte ihn unterthänig begrüßt. „Schenk'n uns da Herr Baron aa wieda a moal bö Ehr,“ sagte sie, „dös is schön; wie geht's da gnä Frau?“

„Sie ist leider nicht wohl und wollte zu Haus bleiben. Ich bin nur gekommen, um einmal wieder bei Ihnen die Zeitung zu lesen. Ah, da ist sie ja. Sie erlauben vielleicht?“ wandte er sich an Markus. „Sie haben schon gelesen?“

„Ich bitte, sie ist frei,“ antwortete dieser, ihm das Zeitungsblatt zuschiebend.

„Was wünsch'n da Herr Baron, vielleicht an Wein?“

„Bringen Sie mir zuerst einen Kranewitt, der macht warm, und später ein Viertel Wein.“

Markus Eisenschmid hatte ihn scharf beobachtet. Ein Verdacht stieg in ihm auf. Auch war es ihm, als habe die Wirtin ihm einen Blick zugeworfen, der sagen zu wollen schien: Das ist er. Im Hinausgehen noch wandte sie sich um und schien verwundert,

daß Markus, der doch vorgegeben, den andern zu kennen, ihn nicht anredete.

Er ist es, sagte sich Markus. Die strafende Gerechtigkeit selbst führt ihn mir zu. Was die Wirtin sagte, die ihn zu kennen scheint, stimmt, er hat eine junge, leidende Frau, und überdies: die äußere Beschreibung, die meine arme Schwester mir gab, paßt in allem, bis auf den dunklen Vollbart. Doch den trägt er vielleicht erst seit kurzem.

„Mein Herr,“ sagte er plötzlich, „Sie entschuldigen, daß ich Sie in Ihrer Lectüre unterbreche.“

Der Gegenüberblickte verwundert über den schrillen Ton auf:

„Sie wünschen?“ fragte er.

„Ich wünsche mich Ihnen vorzustellen, da mein Name vielleicht geeignet ist, Ihnen Erinnerungen an die Vergangenheit zu wecken.“

„Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen,“ erwiderte der andere kalt, „und habe auch nicht den Wunsch geäußert, mich mit Ihnen zu unterhalten.“

„Ich werde Sie dazu zwingen.“

„Herr, Sie erdreisten sich.“ Der Baron sprang empor und richtete sich mit drohender Haltung auf. „Wer sind Sie?“

„Mein Name ist Markus Eisenschmid,“ entgegnete dieser, sich gleichfalls erhebend und sein Gegenüber mit glühenden Blicken prüfend. Er sah, wie jener bei Nennung des Namens zusammenzuckte.

„Eisenschmid,“ wiederholte er, „ich kann mich nicht entsinnen, Ihnen jemals begegnet zu sein.“

„Und dennoch haben Sie diesen Namen entehrt.“

„Mein Herr!“

„Lügen Sie nicht, wie Sie es einst gethan haben. Sie halten es nicht für nötig, sich vorzustellen. So will ich Ihnen Ihren Namen sagen, Bernhard von Anger! Und ich füge hinzu, daß es der Name eines ehrlosen Schufles ist.“

Der Genannte fuhr auf, wie von einem zweischneidigen Schwerte getroffen, er wollte die Hand zum Schlage erheben, aber er ließ sie wieder sinken, seine Lippen bewegten sich zuckend. Totenblässe überzog sein Gesicht.

„Eagen Sie, daß ich recht habe!“ wiederholte Markus gebieterisch.

„Sie haben meinen Namen genannt,“ stammelte jener, „Sie haben mich tödtlich beleidigt, Sie werden —“

„Ich werde Ihnen die Züchtigung geben, die Ihnen gebührt. Nehmen Sie das als den Dank eines Bruders, dem sie in feiger, erbärmlicher Weise die Schwester verführt und entehrt haben!“

Ein klatschender Schlag brannte auf der Wange des Getroffenen. In ohnmächtiger Wut ballte Bernhard die Faust, um sich auf seinen Angreifer zu stürzen.

Im selben Augenblick öffnete sich die Thür.

Eine junge, in Schwarz gekleidete Frau, mit geröteten Augen und verweintem Gesicht, blieb starr und erschrocken auf der Schwelle stehen.

„Bernhard, Du hier, ich suche Dich, sieh' her, er ist tot.“ — Aber die Worte erstarben ihr auf den Lippen, wie sie in die zornglühenden Gesichter der beiden Männer sah.

Sie fuhren auseinander, beide entsetzt von dem Klange der Stimme.

Markus wandte sich herum und sah in das schreckensstarre Antlitz Columbas, im gleichen Moment erkannte sie ihn, fuhr mit der Hand zum Herzen und stieß einen lauten Aufschrei aus, dann sank sie blaß und nach Luft ringend gegen die Thür zurück.

Bernhard stürzte auf sie zu und fing die Wankende in seinen Armen auf.

„Columba Maria, sie ist kein Weib!“ Markus sprach die schrecklichen Worte nicht aus, stöhnend rang sich der Gedanke aus seiner Brust hervor. Und er hatte geschworen, sie nicht wieder zu sehen! Mit raschen Schritten näherte er sich der Thür, einen schnellen haßerfüllten Blick auf den Gegner werfend.

„Ich habe Ihnen gesagt, was ich zu sagen hatte,“ bemerkte er, „und erwarte Ihre Antwort. Bis zum Abend bleibe ich zu Hause, Sie werden mich zu finden wissen.“

„Erwarten Sie das Weitere,“ antwortete Bernhard kalt, „wir sehen uns an einem anderen Orte wieder.“

Ohne noch ein Wort hinzuzufügen, verließ Markus Eisenschmid das Haus.

Bernhard, zitternd vor Scham und Zorn, hatte die halbohnmächtige Columba zum nächsten Stuhl geführt. Er stößte ihr Wein ein und wusch ihr die Stirn mit kaltem Wasser. Langsam erholte sie sich wieder.

„Wo ist er?“ fragte sie, die Augen aufschlagend.

„Jener da, ich weiß, Du hast es gesehen, fasse Dich, erhole Dich, liebe Columba, Du sollst alles wissen. Nur jetzt fort von hier, komm, laß Dich nach Hause bringen. Die Wirtin hat alles mit angesehen, in wenigen Augenblicken wird uns die Neugier des ganzen Dorfes umgaffen, wir können hier nicht bleiben, komm, komm.“

Er zog sie fort. Willenlos folgte sie ihm. Sie mußte nicht, ob sie wache oder träume. Hatte ihr Gatte alles erfahren? Wie war das möglich? Wie waren die beiden Männer zusammen gekommen? Nur Markus konnte gesprochen haben. Und doch hatte sie gesehen, daß er Bernhard ins Gesicht geschlagen. Und kein Wort des Gatten verriet, daß er um ihr Geheimnis wisse. Es war zum Wahnsinnig werden. Was war hier vorgegangen? Dieser eine Gedanke fuhr glühend durch ihr Gehirn, aber sie wagte nicht zu fragen. Er hatte ja gesagt, daß sie alles erfahren solle.

Ihre Hand hielt noch immer den armen, toten Vogel fest umschlossen.

Am Morgen hatte sie ihn im Käfig gefunden, zusammengesauert, mit aufgestäubten Federn und halb erloschenen Augen, bebend vor Frost und Kälte, aber noch lebend. Dann hatte sie ihn stundenlang gehalten, ihn mit dem Atem erwärmt, ihm Nahrung beizubringen gesucht, und unter ihren Händen war er gestorben. Erschreckt von dem Anblick des Todes war sie hinausgeeilt, ihren Gatten aufzusuchen, vielleicht konnte er noch helfen. Man wußte, daß er zum Schopferwirt gegangen war. Und dort, wie sie eingetreten, war sie Zeugin jener furchtbaren, unbe-

greiflichen Scene geworden, zwischen jenem, von dem sie Abschied für immer genommen, und ihm, um den sie den andern verloren. Sie nahm ihre letzte Kraft zusammen, um sich zu fassen und äußerlich ruhig zu erscheinen.

Vor dem Kramervirtshaus begegneten ihnen Ehrhardt und seine Frau, die am Morgen von der Stadt zurückgekehrt war. Sie waren gekommen, sie zu einem Spaziergang abzuholen.

Erschrocken von dem Anblick Columbas eilte der Doktor auf sie zu. „Um Gotteswillen, was ist Ihnen, liebe Columba?“

„Nichts, nichts,“ sagte sie mit leerem Lächeln. „Sie wissen ja, meine Gesundheit, ein plötzlicher Zufall, es geht schon vorüber, ich bedarf nur der Ruhe.“ Bernhard winkte dem Freunde mit den Augen zu. Der Doktor erkannte, daß etwas Furchtbares sich ereignet haben mußte: die erschreckten, blassen Züge des jungen Gatten sagten es ihm.

„Ich muß Dich sprechen, — allein, — sogleich, — es ist etwas vorgefallen,“ flüsterte Bernhard ihm zu.

„Ich stehe zu Deiner Verfügung. — Irma,“ wandte er sich zu seiner Frau, „führe die Kranke auf ihr Zimmer, wir kommen sogleich nach.“

Columba ließ sich von der Freundin führen. „Komme bald,“ wandte sie sich zu Bernhard zurück, ich warte.“

Dieser zog den Doktor zur Seite. „Das Unglück hat es gewollt, daß Columba Zeuge einer mir selbst schrecklichen und unerwarteten Scene geworden ist. Darf ich auf Deine Hilfe rechnen?“

„Wie der Freund auf den Freund.“

„So wirst Du mein Sekundant sein bei einem Zweikampf, der morgen vor sich gehen muß.“

„Du willst Dich schlagen, — bist Du von Sinnen?“

„Du wirst begreifen, wenn Du alles weißt. Ein Fremder hat mich dort in der Wirtschaft geschlagen und beschimpft.“ —

„Unmöglich —“

„Nein — nicht unmöglich, ich kann ihm das Recht dazu nicht absprechen und ich muß mich ihm stellen, nicht nur nach dem Gesetz der Ehre, sondern auch nach einem inneren, sittlichen Gesetz, wenn er fordert, seine Rache an mir zu nehmen.“

„Du sprichst in Rätseln. Du sagst, daß es ein Fremder war, der dieses Recht hätte?“

„Nur seine Person, sein Name war mir nicht fremd. Ich habe ihn Dir nie genannt und doch von der gesprochen, die ihn trug.“

Eine plötzliche Ahnung stieg in dem Arzte auf. „Wie, doch nicht jene — Du weißt — die Geschichte, wegen der ich Dir einstmals ernstlich zürnte.“

„Sie war meine Schwester; ich weiß nicht, was aus ihr geworden, aber sie muß dem Bruber alles gestanden haben und dieser will seine Rache an mir nehmen.“

„Habe ich Dir nicht damals gesagt, Bernhard,“ sagte der Doktor, „jede Schuld rächt sich auf Erden. Auch Du bist nicht vergessen worden, so spät die Vergeltung auch kommt.“

„Sprich nicht davon, die Zeit, wo ich über Deine Vorwürfe lächeln konnte, ist längst vorüber; Du weißt, wie schwer es mein Gewissen belastet hat, seit ich die wahre Liebe kennen lernte, seit Columba die meine ward. Begreifst Du nun, daß ich nicht anders kann?“

„Armer Freund,“ antwortete Ehrhardt, „ja, ich begreife es wohl, Du mußt Dich schlagen.“

„So wirst Du mir den Dienst erweisen, nicht wahr? Er ist der Beleidigte, ich gebe es zu, aber er hat mich geschlagen, so ist es an mir, ihm die Forderung zu schicken, Du wirst sie ihm überbringen.“

„Wo finde ich ihn, Du hast mir den Namen noch nicht genannt.“

„Markus Eisenschmid.“

„Wie, Eisenschmid?“ Der Doktor erschraf. „Der war,“ — aber er besann sich, wozu sollte er den Gedanken aussprechen, der ihm plötzlich gekommen. Wenn Bernhard nicht wußte, daß jener seiner Frau bekannt und in dem Geschäfte ihres Vaters gewesen war, er wollte es nicht sagen. Wozu die junge Frau noch mit in das Schreckliche hineinziehen? Aber jetzt begriff er die tiefe, gewaltige Erregung Columbas, sie mußte ihn erkannt haben und er sie. Irma hatte sich nicht getäuscht, als sie ihn auf dem Calvarienberg zu sehen glaubte. Und dieser, ihr einstiger, vielleicht noch heimlich Geliebter, war gekommen, seine Schwester zu rächen und ihren Gatten zu töten. Er schauderte bei diesem Blick, den er in die schwarze Tiefe des Verhängnisses that.

„Entsetzlich,“ dachte er, „die arme, liebe, schöne Frau, sie wird es nicht überleben, und die Unschuld muß die Verbrechen der Schuldigen sühnen.“

„Du kennst ihn doch nicht,“ fragte Bernhard, „den Namen vielleicht?“

„Ich glaube, daß er früher in München war, ich meine ihn auf einem Ballé gesehen zu haben, ein Buchhalter oder dergleichen. Weißt Du auch, ob er satisfaktionsfähig ist?“

„Ich nehme es an; er wird Reserveoffizier sein, wie ich, doch das ist Deine Sache, festzustellen. Du wirst ihn im Gasthause schon erfragen; teile mir dann das Nähere mit, ich muß zu Columba.“

Mit einem Händedruck trennten sie sich.

## XI.

Bernhard fand seine unglückliche Frau bleich, doch gefaßt.

Irma erkannte, daß ihre Nähe störte, daß der Gatte sich unter vier Augen aussprechen wollte, und entfernte sich, um ihren Mann aufzusuchen.

Raum war sie gegangen, so stürzte Bernhard zu den Füßen seines Weibes nieder; er umklammerte ihre Kniee und schluchzte.

„O Columba, Columba, ich muß Dir das Herz zerreißen, aber Du mußt mich hören.“

„Sprich, und steh' auf,“ sagte sie, ich bin gefaßt, was es auch sein mag, ich weiß, Du kannst nichts Schlechtes gethan haben, steh' auf.“

„Nein, laß mich hier liegen und höre meine Beichte, ich habe etwas Schlechtes gethan, und ich wende mich zu Dir, zu Deinem reinen Ohr, zu Deinem schuldblosen Herzen, wie der Sünder zu dem heiligen Priester Gottes. Ich war nicht immer der, zu dem mich Deine Liebe gemacht hat. Vordem war eine andere Zeit, wo ich leichtfertig war und schlecht. Erst meine Liebe zu Dir hat mich gereinigt und geläutert.“ Mit hastigen, bebenden Worten erzählte er alles, wie er Editha kennen gelernt, sie verführt, sie verlassen und was heute so plötzlich und furchtbar sich ereignet hatte.

Mit übermenschlicher Anstrengung hielt sich Columba aufrecht. Sie hatte geglaubt, am Ende der Qualen und der Leiden zu stehen, und nun begannen sie von neuem, entsetzlich und verschärft. Markus und ihr Gatte wollten kämpfen auf Leben und Tod! Sie liebte den einen und konnte den andern nicht hassen, sein reumütiges Geständnis erfüllte sie mit einem Gefühl des Mitleids für ihn. Wenn er wüßte, was aus dem Opfer seines Leichtsinns geworden! Aber sie durfte es ihm nicht sagen, ohne sich selbst zu verraten.

„Und Du hast jene Editha wirklich geliebt?“ fragte sie, als Bernhard, erschüttert von der Erinnerung, schwieg.

„Leidenschaftlich ja, mit einer raschen, verlobenden Blut der Sinne, doch nicht wie Dich, nicht wahr und wahrhaftig.“

„Ja,“ sagte sie, „ich weiß es,“ und neigte verstummen das Haupt. In dieser Stunde erst erfuhr sie es ganz, wie wahr und tief er sie liebte.

„Und Du willst Dich wirklich schlagen?“ fragte sie nach einer Weile, während er den Blick nicht zu ihr zu erheben wagte.

„Ich muß.“

An der Thür ertönte ein Klopfen. „Bernhard, ich bin es, ich will nicht stören, kann ich Dich einen Augenblick sprechen?“

„Du, Max!“ Bernhard eilte an die Thür. „Ich komme, tritt bitte ins Nebenzimmer. Meine Frau hat sich noch nicht ganz wieder erholt und möchte allein sein. Es dauert nicht lange,“ wandte er sich zu Columba, „ich komme gleich zurück.“

Damit verschwand er in der Thür des Nebenzimmers.

Columba blieb in entsetzlicher Stimmung zurück. Eins stand klar und deutlich vor ihren Augen. Das Furchtbare durfte nicht geschehen! Aber wie sollte sie es hindern, ein schwaches Weib, wenn Männer kämpfen wollten! O, daß sie doch gestern den starren Haß des Geliebten hätte schmelzen können. Nun drohte er alles zu vernichten, das Leben des Gatten oder sein eigenes und Ruhe und Frieden für alle Zeit!

Instinktiv, mit leisen Schritten, näherte sie sich der Thür. Es widerstrebte ihr, zu lauschen, und doch zog es ihr Ohr mit magnetischer Gewalt heran.

Die Männer sprachen mit leiser Stimme, trotzdem verstand sie genug, um nach wenigen Augenblicken alles zu wissen.

„Ich komme von ihm,“ sagte der Doktor, als Bernhard eintrat. „Er nimmt die Forderung an;

als Waffe hat er gezogene Pistolen gewählt, die ein Bekannter von ihm, ein junger Rechtspraktikant, noch heute von Ruffstein besorgt."

"Welchen Eindruck hat er Dir gemacht?" fragte Bernhard, "wie fandest Du ihn?"

"Ruhig, kalt und entschlossen, er hat mir den Eindruck eines Ehrenmannes gemacht. Übrigens ist alles in Ordnung, es verhält sich, wie Du dachtest. Herr Eisenschmid hat den siebenziger Krieg mitgemacht und ist als Offizier, mit dem eisernen Kreuze geschmückt, zurückgekommen."

Bernhard schwieg eine Weile. Dann fragte er: "Du hast bereits mit dem gegnerischen Sekundanten verhandelt?"

"Alles ist abgemacht. Das Duell soll morgen mit dem Frühesten zwischen fünf und sechs Uhr stattfinden."

"Und der Ort ist bestimmt?"

"Wir haben uns für einen Platz im Walde des Wiesbergs entschlossen, nahe unter dem Gipfel; die steilen Felsen, die unter und über ihm abfallen, machen ihn nur von einer Seite auf schmalem Pfade zugänglich, eine Überraschung und Störung ist dort nicht zu befürchten; überdies gewährt der Platz, eine freie Rasenfläche, ringsum von Wald begrenzt, genügenden Raum."

"Es ist gut," antwortete Bernhard, "ich bin mit allen Bestimmungen einverstanden, und vor allem danke ich Dir."

Er drückte dem Freunde warm die Hand, wie um vorläufig Abschied zu nehmen.

Der Doktor aber blieb noch stehen und dämpfte seine Stimme zum Flüstern herab: "Wie ist es mit ihr?"

"Ich habe ihr alles gesagt."

"Auch das Frühere?"

"Ich konnte nicht anders; wenn ich fallen sollte, will ich nicht mit einer Lüge vor ihr aus der Welt gehen. Seitdem fühle ich mich gehoben und erleichtert; es ist mir, als sei die Last meiner Schuld von mir genommen, denn sie hat kein Wort des Zorns gegen mich gehabt."

"Ich glaube es, sie leidet zu tief und schwer, um nicht milde und gütig zu sein."

"Du fürchtest für sie?"

"Offen gestanden, ja; was nützt es, sich blind zu stellen; ich sehe, was ich sehe, und Du mußt vorbereitet sein."

Bernhard faßte erschreckt die Hand des Freundes. "Was sagst Du, nein, so schlimm kann es nicht stehen, Du willst mich ängstigen!"

"Ich fürchte, daß sie diese letzte, furchtbare Erregung nicht überlebt."

"Du tötest mich, herber und schlimmer, als es morgen die Kugel des Gegners vermag; nein, nimm mir nicht den letzten Trost, nicht wahr, Du hast noch Hoffnung?"

Der Doktor antwortete nicht, er umging die Erwidderung mit einer Gegenfrage: "Sie weiß von dem Duell?"

"Ich konnte es ihr nicht verschweigen, denn sie war Zeuge der Beleidigung, wie der Herausforderung."

"Um so schlimmer," sagte Ehrhardt achselzuckend. "Und sie hat Dich nicht gebeten, von dem Kampfe abzustehen?"

"Nein, mit keinem Worte. Vielleicht, weil sie einsieht, daß ich ehrlos wäre, wollte ich dem Bruder Ebitas das Recht verweigern, die Ehre seiner Schwester zu rächen."

"Mag sein," sagte der Doktor kurz. Wenn es nichts anderes ist, dachte er bei sich. "Ihr Schweigen, ihre Ruhe gefällt mir nicht; in ihrer Seele muß ein Orkan toben, sie wird irgend etwas vorhaben, wir müssen wachsam sein."

"Ich werde bis morgen nicht von ihrer Seite weichen," bemerkte Bernhard, sich der Thür zuwendend, "wenn der heutige Tag vielleicht mein letzter ist, so will ich ihn ganz mit ihr verbringen und noch einmal glücklich sein."

Der Doktor ehrte sein Gefühl; er brückte ihm schweigend, doch warm die Hand. "Ich muß gehen, um Irma zu beruhigen, die sich die schrecklichsten Gedanken macht und in der größten Aufregung schwebt. Wir werden Dich heute nicht mehr sehen. Es ist besser, Ihr seid allein. Nur wenn irgend wie bedenkliche Symptome bei Columba, wie Fieber, oder dergleichen sich einstellen sollten, dann lasse mich rufen, wir bleiben bei dem schlechten Wetter ohnedies im Hause und machen höchstens einen kleinen Spaziergang. Lebe wohl, bis morgen. Ich hole Dich gegen fünf Uhr ab."

Als Bernhard in das Zimmer zurücktrat, saß Columba auf dem gleichen Platze wie zuvor, die Hände vor dem Gesicht, das thränenfeuchte Taschentuch auf dem Schoße. Ihr schmales, schönes Antlitz war blaß und farblos, nur auf den Wangen brannten auch jetzt die zwei kleinen runden, roten Flecken, die im beängstigenden Gegensatz zu der sahlen Blässe des übrigen Gesichts standen.

"Du hast Fieber?" fragte Bernhard besorgt, indem er ihre Hand ergriff und den Puls fühlte.

"O nein," sagte sie, "ich bin ganz ruhig, nichts von Hitze, fast friert es mich ein wenig."

"Ich werde heizen lassen."

"Wozu? Laß das, es ist ja gleich. Wer wird in solchen Stunden, wie die, welche jetzt über uns gekommen sind, nur an sein leiblich Wohl und Wehe denken?"

"Die Liebe, die sich um Dich sorgt, meine gute Columba," sagte Bernhard. "Deine Ruhe und Gelassenheit ängstigen mich."

"Sie stammen aus reinsten Quelle, vom Himmel."

Er sah sie fragend an.

"Ich habe gebetet, Bernhard, und da sind mir Ruhe und Friede gekommen. Der Glaube macht stark. Ich weiß jetzt, der Himmel wird alles zum Besten wenden, er wird Blutvergießen verhüten. Darauf vertraue ich, wenn ich auch nicht weiß, wie und auf welche Weise. Aber Du wirst sehen, daß es geschieht."

Ein leises, trübes Lächeln glitt über Bernhards Gesicht. "Ich wollte, ich könnte beten und glauben wie Du," sagte er, "ich habe Dich immer darum beneidet."

Von einer plötzlichen Mattigkeit befallen, legte sie das Haupt an seine Schulter und schloß die Augen. „Laß mich da schlafen, nicht lange, nur ein wenig ausruhen, Bernhard, es ist so gut da, ich weiß ja, wie lieb Du mich hast.“

Tief ergriffen beugte er sich nieder und drückte einen warmen, innigen Kuß auf ihre Stirn. „Ja, schlummere ein wenig, Columba, meine sanfte, schöne Taube, ruhe Dich aus an meiner Brust von dem Schrecken, den ich Dir bereitet, ich will über Dir wachen und Dich behüten.“

Am folgenden Morgen fand Doktor Ehrhardt sich pünktlich ein. Bernhard hatte nur wenige Stunden geschlafen und fast die ganze Nacht am Schreibtisch gesessen; er hatte teils Briefe, teils Notizen über sein vergangenes und gegenwärtiges Leben geschrieben. Als Columba an seiner Brust eingeschlummert war, hatte er sie sanft emporgehoben und auf ihr Lager getragen. Sie war nicht erwacht und in einen festen, traumlosen Schlaf versunken, ganz überwältigt und gebrochen durch die schrecklichen Erregungen der letzten Tage und Stunden. Der Körper forderte endlich sein Recht und schlug die unruhig fiebernde Seele aus dem Felde. Erst gegen Morgen erwachend, hatte sie Bernhard noch schreiben gesehen.

„Du solltest Dich auch ausruhen,“ sagte sie, „Du wirfst die Kraft des Geistes wie des Leibes brauchen.“

„Du hast recht,“ entgegnete er, „und ich will Dir gehorsam sein, obwohl es sich kaum mehr der Mühe lohnt. Aber die Pflicht ging vor. Ich habe alles geordnet. Wenn mir ein Unglück zustößt, brauchst Du Dich um nichts zu sorgen.“

„O, sprich nicht davon.“

„Ich bin auf alles gefaßt. Wenn ich nicht wiederkehre, so denke, eine gerechte Strafe hat mich getroffen, die Schuld ist gesühnt — und mir ist vergeben.“

Er legte sich in seinen Kleidern nieder; seine Atemzüge verrieten bald darauf, daß er schlief.

Columba fand keinen Schlummer mehr. Ihr Kopf schmerzte sie, als werde er von tausend Nadeln durchstochen. Jeder Gedanke an das Schreckliche schnitt wie mit der Schärfe eines Messers in ihr Fleisch, und doch mußte sie denken und immer wieder denken. Sie kannte die Gesetze und Pflichten der Ehre zu gut, um nicht zu wissen, daß jeder Versuch, ihren Gatten von seinem Vorhaben abzubringen, vergeblich sein mußte. Ueberdies würde er nie mehr Ruhe finden, wenn das Duell verhindert würde. Betrachtete er es doch als ein Gericht, dem er sich stellen mußte und das allein seine Schuld zu sühnen vermochte. Wie aber, wenn sie den günstigen Augenblick benutzte und, während Bernhard noch schlief, sich heimlich davon stahl, und ihn, den Geliebten aufsuchte. Würde er ihrer Bitte widerstehen können? So schnell sie den Gedanken faßte, so schnell verwarf sie ihn wieder. Es war nicht denkbar, daß er davon abstand. Hatte doch er es so gewollt und darum Bernhard geschlagen. Ueberdies hatte er gelagt, daß er geschworen, die Ehre seiner Schwester zu rächen. Würde er ihr zu Liebe seinen Schmutz brechen? Das konnte sie nicht verlangen. Und genugsam kannte sie seinen felsenstarren,

ehrenhaften Sinn. Was er einmal that, war für immer geschehen und ein Brechen seines Wortes kannte er nicht. Das hatte sie gestern nach der schrecklichen Scene gesehen, als er, ohne einen Blick auf sie, ohne ein Wort an sie zu richten, an ihr vorüber, zur Thüre hinausgegangen war. Er hatte in der That Abschied von ihr genommen und wollte sie nicht wiedersehen. So blieb ihr kein Ausweg, keine Hoffnung übrig, nur das eine, selbst im letzten Augenblick den Zweikampf zu verhindern. Wie, mußte sie nicht, aber seit sie den Ort, die Zeit kannte, blieb dieser eine Gedanke siegreich in ihrer Seele. Der „Hüttenbesitzer“ Dhnets, den sie kürzlich gelesen, schwebte ihr dunkel vor, jenes Weib, das sich zwischen die ergrimmten Männer wirft, das die Kugel des Gatten trifft, die für den andern bestimmt gewesen, es verschwamm mit ihren eigenen Vorstellungen, und nur das eine stand ihr fest, daß sie Bernhard nachgehen, die Kämpfer finden und versöhnen müsse, ehe das Schreckliche geschehen.

Bernhard von Anger war erstaunt, auch am Morgen, als der Augenblick des Abschieds gekommen, Columba so gefaßt zu finden.

Der Doktor blieb an der Schwelle stehen, da er zu so früher Stunde nicht eintreten mochte und wartete auf das Herauskommen des Freundes.

„Irma ist bereits auf,“ rief er durch die Thüre herein, „sie kleidet sich an und wird in einer halben Stunde hier sein, um bei Deiner Frau zu bleiben, bis wir zurückkehren.“

„Eine halbe Stunde“, sagte sich Columba. „Sie wird mich vergeblich suchen. Ich muß ihnen zuvor kommen.“

Der Abschied fiel Bernhard schwerer als er geglaubt. Thränen standen in seinen Augen, als er sein Weib immer und immer wieder an seine Brust zog. „Behalt mich lieb,“ flüsterte er, „wie es auch kommen möge.“

Sie erwiderte seinen Kuß warm und innig, ohne ein Wort zu sagen. Dann riß er sich los und folgte dem Doktor. Kaum waren ihre Schritte auf der Dorfstraße verhallt, als Columba eilig ihre Kleidung ordnete, sich in ihren Mantel hüllte und den Hut tief ins Gesicht drückte, so daß sie weniger kenntlich war. Dann schlich sie mit leisen Schritten die Treppe hinab. Die Thüre nach dem Hofe stand offen. Sie durchschritt ihn, ohne von jemand bemerkt zu werden, und kam in den Garten. Hinter dem Zaun verborgen, spähte sie einen Augenblick umher; nach kurzem Suchen hatte sie den Doktor und Bernhard entdeckt; sie gingen die Dorfstraße entlang und bogen in den Weg zur „Post“ ein. Also war es sicher, daß sie von jener Seite den Berg erstiegen, und wenn sie einmal in das Seitenthal eingebogen waren, war sie selbst vor jeder Entdeckung gesichert. Behutsam öffnete sie die Pforte des kleinen Gärtchens und schritt auf die Wiese, die sich am See hinzog, hinaus. Duer durch das nasse Gras eilend und oft im sumpfigen Boden veräufelnd, näherte sie sich dem Friedhof und der Kirche, immer ängstlich nach der Dorfstraße hinüberblickend. Aber die beiden Männer waren längst ihren Augen entschwunden. Jetzt schritt

sie, den Telegraphenstangen folgend, der Ruffsteiner Fahrstraße zu.

Gerade vor ihr ragte der lange Rücken des Miesbergs, die steile, waldbewachsene und mit felsigen Abstürzen durchsetzte Kuppe dem See zugewendet, empor. Die schrägen Grashalden, die sich von der Straße gegen den Wald emporzogen, erschreckten sie nicht. Sie fühlte eine wunderbare Kraft in sich, die sie jede Schwäche ihres Körpers vergessen ließ. Nur dumpf empfand sie die heftigen Schmerzen, die das rasche Gehen ihrer Brust verursachte; das Ziel, dem sie zustrebte, ließ sie alles vergessen. Wenn sie den Wald erreicht hatte, konnte sie von keiner Seite mehr gesehen werden und die Stille des Morgens mußte ihr jedes Geräusch nahender Schritte oder Stimmen ver-raten. Von der Fahrstraße aus klonn sie gerade den Berg empor. Von Minute zu Minute verringerte sich die Entfernung zwischen ihr und dem Gipfel. Aber sie drohte fast zusammenzubrechen, dicke Schweißtropfen standen auf ihrer Stirne, ihre Kniee wankten und die Füße vermochten sie kaum zu tragen. Sie mußte sich einen Augenblick an den rauhen, harzigen Stamm einer Tanne klammern, um nicht zu fallen.

Ihre Wangen glühten von fieberischer, fliegender Hitze, ihre Brust hob und senkte sich und jede Bewegung verursachte ihr einen stechenden Schmerz. Mühsam schöpfte sie Atem. Die Hände gegen die Brust gepreßt, suchte sie die Schmerzen, die ihr Inneres durchwühlten, zu erlösen. „Gott, leihe mir Kraft,“ betete sie, „stärkte mich, nur kurze Zeit noch, daß ich nicht zu spät komme, daß das Furchtbare verhütet wird!“

Das Wetter hatte sich aufgeheitert. Ein herrlicher, sonniger Morgen lag lachend über der entzückenden Gegend. An den Bäumen und Sträuchern, selbst auf dem taufeuchten Grase hingen Tausende von radförmigen Spinnennetzen, deren feine Fäden in den ersten Strahlen der Sonne von Millionen buntfarbiger Tautropfen glitzerten und glänzten. Der Waldsee lag spiegelglatt und reglos zu den Füßen des waldigen Berges, über ihm erhoben sich aus dem letzten wogenden Nebel die Felsenrippen des Kaisers wie gebleichte Totengebeine, ein furchtbares Denkmal der Zerstörung, in den Himmel.

Columba sah von alledem nichts. Sobald sie sich etwas erholt, eilte sie weiter und weiter. Immer steiler türmte der Berg sich vor ihr auf, Felsen versperrten ihr den Weg, sie mußte sie umgehen, um höher hinaufzugelangen. Wie ein gescheuchtes Wild brach sie durch das Gestrüpp, das ihr Hände und Gesicht mit scharfen Dornen blutig riß. Von Zeit zu Zeit laufchte sie, aber kein Geräusch schlug an ihr Ohr, als nur der Gesang der früh erwachten Vögel und das laute Pochen ihres fieberhaft schlagenden Herzens. Neue, steile, weißgraue Felsen schienen jedes Weiterbringen zu hindern. Und dennoch mußte sie hinauf, weit konnte es nicht mehr sein, der Gipfel blickte schon über die Tannen auf sie nieder, und unter dem Gipfel sollte der Platz des Schreckens sein. Würde sie ihnen zuvorkommen? Der Gedanke peitschte sie vorwärts, sie nahm die

Hände zu Hilfe und klonn, sich an vorspringende Steine und dornige Ranken klammernd, empor, höher und höher. Die letzten Felsen waren erreicht, zu Tode erschöpft brach sie zusammen. Sie fühlte, daß sie nicht weiter konnte, daß ihre Kraft zu Ende war. Es wurde ihr schwarz vor den Augen, alles schien sich um sie zu drehen, sie fühlte eine Ohnmacht nahen.

Da schlugen Stimmen aus der Tiefe an ihr Ohr. Die Schritte von Männern, die hin und wieder gingen, tönten herauf.

Das gab ihr Kraft und Besinnung wieder; zum letzten Male raffte sie sich auf, schob sich liegend, um nicht bemerkt zu werden, auf den Rand des Felsens vor und blickte in die Tiefe. Sie hatte den Platz gefunden. —

Aber ein Schrei des Schreckens entrang sich ihrer stöhnenden Brust. Sie selbst hatte sich jenen Weg der Rettung abgeschnitten. Jäh und steil fielen die Felsen unter ihr auf die Waldwiese hinab, die wie ein Kessel rings von dem Gestein umschlossen war. Hier hinunter zu kommen, die Kämpfenden zu trennen, sich zwischen sie zu werfen, war keine Möglichkeit. Und auch auf demselben Wege zurückzukehren, fehlten ihr die Kräfte. Sie sah sich verdammt, hier oben aus der Höhe das schreckliche Schauspiel, das sich unter ihren Füßen vorbereitete, machtlos mit anzusehen. —

Markus Eisenschmid und sein Sekundant waren bereits auf dem Plage eingetroffen und sprachen mit einander. Die Worte drangen deutlich zu der Höhe hinauf, auf der Columba verborgen lag.

Jetzt tönten neue Schritte an ihr Ohr, der Doktor und Bernhard stiegen den Hang empor und betraten die einsame Waldwiese.

Schaudernd sah Columba, wie der Rechtspraktikant die langen, schwarzen Pistolentästen öffnete und die Waffen herausnahm.

Die Gegner wechselten einen kurzen Gruß und nahmen ihre Stellungen ein, während die Sekundanten die Ladung prüften und noch einmal die abgesteckte Entfernung abschritten und bestimmten.

Finsternis und entschlossen trat Markus auf den bezeichneten Platz. Er hatte eine schlaflose Nacht verbracht, zugleich in Gedanken an seine Schwester und an die verlorene Geliebte, deren Gatten er zu töten entschlossen war, wenn seine Hand der Sicherheit nicht ermangelte. Als der Befohlene hatte er den ersten Schuß und er wollte sein Ziel nicht fehlen, um mit einer Kugel zugleich — die Schwester zu rächen und Columba zu befreien. Von der Zukunft freilich hoffte er nichts mehr, nie konnte sie mehr sein werden, wenn das Blut ihres Gatten zwischen ihnen stand. Einen Augenblick, in den Kämpfen und Zweifeln der Nacht, hatte er daran gedacht, um Columbas Willen dem Verderber Edithas zu vergeben, nachdem er ihn gezüchtigt, und das Duell zu verhindern. Aber sogleich schwebte das Bild seiner Schwester ihm vor, er dachte seines Schwurs, der Aufgabe, die der Zweck seines Lebens geworden war, und jeder Gedanke an Veröhnung war verflogen. Was auch über ihn, über sie kommen mochte, die Rache wollte ihren Lauf haben.



Bernhard von Ungers Hand, in der er die gespannte Pistole hielt, zitterte leise, als er sich dem Gegner gegenüber sah. In dem fein geschnittenen Gesichte glaubte er die schönen Züge Ethias wieder zu erkennen. Erhob sie sich selbst wider ihn, um ihn für seinen feigen Verrat zu strafen? Dann war er verloren. Er fühlte, daß er die Ruhe nicht haben würde, sicher zu zielen. Und er sah den Gegner fest und entschlossen, voll kalter Ruhe sich gegenüber; das gute Gewissen stand dort, und hier die Sünde, die Schuld, und die Reinheit erhob die züchtigende Waffe gegen den Frevel.

Halb von Sinnen blickte Columba aus ihrem Versteck hernieder und sah die schrecklichen Vorbereitungen mit an.

Jetzt traten die Sekundanten zur Seite, um das Zeichen zu geben. Selbst das leiseste der wenigen Worte, die gewechselt wurden, hörte sie. In ihrer Herzensangst wollte sie schreien, aber sie unterdrückte den Laut, der sich schon ihrer Brust entrang, wie sie sah, daß Markus die Pistole erhob. Was konnte es nützen? Ein Geräusch, ein Schrei beschleunigte vielleicht nur den tödlichen Schuß, um vor einer Entdeckung die Sache zu beenden.

Da, in der letzten Verzweiflung fiel ihr der Abend ein, da Markus weinend sich abgewendet, als sie ihm das Lied Thuille's gesungen. Sie kannte die Macht der Töne, der ergreifenden Worte Lings auf sein Gemüt, er mußte ihrer dabei gedenken, er konnte nicht schießen beim Klange dieses Liebes. Wie eine Offenbarung von oben kam ihr der Gedanke, sie richtete sich empor, mit leuchtenden Augen, wie eine heilige Priesterin der veröhnenden Liebe.

Markus Eisenschmid zielte lange und ruhig, ehe er abdrückte. Da plötzlich ließ er den erhobenen Arm mit der Waffe sinken. Ein wunderbarer Klang, wie aus dem Himmel herabströmend, schlug an sein Ohr und lähmte seine Entschlossenheit.

„Immer leiser wird mein Schlummer,  
Nur wie Schleier liegt mein Kummer  
Zitternd über mir;  
Oft im Traume hör ich Dich  
Kufen drauß' vor meiner Thür,  
Niemand wacht und öffnet Dir,  
Ich erwach' und weine bitterlich —“

Einen Augenblick schien die Stimme der wunderbaren Sängerin zu stocken, alle blickten betroffen einander an und die Felsen hinauf. Bernhards Hand war die Waffe entfallen.

„Columbas Stimme, was bedeutet das?“

„Unglückselige, sie ist uns gefolgt,“ rief der Doktor, „sie ist verloren!“

Sie standen ratlos.

„Columba,“ rief der von Schmerz und Seelenleid gefolterte Gatte, „Columba, höre uns!“

Alles, was ihn umgab, vergessend, stürzte Markus gegen die Felsen, von wo die Stimme herniederklang, und suchte an ihnen emporzuklimmen. „Columba, Geliebte, höre mich!“

Aber der Gesang tönte fort, wie ein Schwanenlied schwebte er über ihren Häuptern hin, von den Schwingen der Luft getragen.

Ja, ich werde sterben müssen,  
Eine andere wirst Du küssen,  
Wenn ich bleich und kalt.  
Oh' die Maienlüfte wehen,  
Oh' die Drossel singt im Wald.  
Willst Du mich noch einmal sehen,  
Komm' — o komme bald! — —“

Die letzten Worte erstarben in einem jähen, schmerzlichen Aufschrei. Das Gebüsch über den Felsen knackte, wie unter dem Fall eines schweren Körpers zusammenbrechend.

„Columba, ich komme!“ Markus Eisenschmid klonn, mit Händen und Füßen sich anklammernd, an den Felsen empor; die andern folgten ihm.

Endlich standen sie oben. Columba lag auf dem Boden, lang ausgestreckt, mit Blut überströmt, sie atmete noch, ihre Hände preßten krampfhaft die röchelnde Brust, ihre erlöschenden Augen ruhten mit unbeschreiblichem Ausdruck auf den beiden Männern, auf Markus und Bernhard, die zu ihren Seiten knieten und sie aufzurichten suchten.

„Ein Blutsturz,“ flüsterte der Doktor dem Rechtspraktikanten zu, „in wenigen Augenblicken ist alles vorüber.“

Ihre Augen schlossen sich, ein bebender Schauer lief durch ihren Körper, die Rippen zuckten, als ob sie sprechen wollten, endlich rang es sich mühsam aus ihrer Brust hervor, während ihre Augen sich zum letzten Blicke öffneten.

Wie ein schwacher Hauch wehte es sie an, aber sie verstanden die Worte: „Ich weiß es, Ihr habt mich beide geliebt, wie könnt Ihr Euch hassen, vergebt! vergebt!“

Ihr Körper zuckte zusammen, ihre Augen blickten starr, gebrochen, lang streckten die Glieder sich aus. Der Doktor warf ein Tuch über das Gesicht der Leiche.

„Sie haben sie geliebt?“ stammelte Bernhard, den entsetzten Blick auf Markus richtend, „Sie haben sie gefannt?“

„Lange vor Ihnen, und sie hat mich geliebt.“ Die heißen Zähren rannen ihm über die Wangen, er dachte nicht mehr an Haß und Rache.

Einen Augenblick stand Bernhard kämpfend mit sich selbst. Dann streckte er die bebende Rechte dem Gegner über der Toten entgegen.

Und Markus legte die seine hinein.

C n d e.

Ja, richtig, ter Welp hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit demjenigen, den sie damals als rächende Göttin verbannt hatte. Ter Welp! — Ob er wohl auch eine Liebe besaß, die ihn zu allem Schaffen begeisterte? Sie hatte immer gehört, Künstler brauchten dergleichen, wollten sie ihre Schaffenskraft behalten.

„Ich möchte solche Frau wohl einmal sehen,“ dachte sie wieder und lächelte, als ihr einfiel, wie voll Bewunderung ter Welp sie im Laufe des Abends mehrmals angesehen. Es war das erste Mal, daß sie in Gedanken sich daran erjreute.

(Fortsetzung folgt.)

## Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

### Die Erfüllung.

Ich kniete am Altar des Schönen  
Und weichte mich dem höchsten Ziel,  
Ein Strom von unbekanntem Tönen  
Entquoll da meinem Saitenspiel.

Es trug der Lenzwind meine Lieder  
Thalauß, thalab, von Land zu Land,  
Der Herbstwind brachte sie mir wieder,  
Weil keines eine Heimstatt fand.

Die Laute schwieg. Am welken Stamme  
Die Knoxe nimmer schwillt und blüht,  
Und mählich losch die heilige Flamme,  
Die mir das Innerste durchglüht.

Ein Wandrer, der den Weg verloren,  
Eripähte ich ein schügend Dach,  
Da drang ein Klang zu meinen Ohren,  
Ihm zog ich wie im Traume nach.

Ein Gärtlein lag in Waldes Mitten,  
Im rauhen Tann ein Paradies,  
Ich nahte mich mit scheuen Schritten,  
Bis mich die Pforte stehen hieß.

Ich lauschte hin und lauschte wieder,  
Der Stunde denk ich Lebenslang,  
Es war das erste meiner Lieder  
In süß harmonischem Gesang.

Da sah ich Dich, Du Engelsmilde,  
Dein Haupt umwob ein goldner Schein,  
Dem lieblichsten Madonnenbilde  
Des Sanzio glaubt' ich nah' zu sein.

Du weißt's, dann lag ich Dir zu Füßen  
Und liebevollig und gerührt  
Sprach ich: „In Dir, der Wunderfüßen  
Hat mich mein Genius geführt.“

Ich Thor, der ich verkannt mich wähnte,  
Dies Wunderwalten weis' sagt mir,  
Den höchsten Preis, den ich ersuchte,  
Gewinn' ich, Herrliche, in Dir . . .“

Die Stunden, die ein Gott beflügelt,  
Durchstürmten eines Jahres Kreis,  
Und unserm Bund, den Lieb' besiegelt,  
Entblüht ein hoffnungsgrünes Heis.

Nach Sturm und Sturm im sichern Porte  
Den starken Anker warf mein Schiff,  
Mein Weib, mein Kind, ihr Zauberworte,  
All meines Glückes Inbegriff.

Die Kräfte, die verborgen schliegen,  
Weckt nun ein froher Lebensdrang,  
Und aus der Seele tiefsten Tiefen  
Hebt sich empor ein Lobgesang!

Alfred Bod.

### Dr. Klecks und seine Freunde.

Von J. G. Oswald.

In dem runden Tisch im Café Gambinus unterhielt man sich laut und eifrig: — Ritter vom Geiste, die hier allwöchentlich siebenmal zusammentamen, um miteinander zu trinken und zu rauchen und bei dieser Gelegenheit über Kunst und Künstler zu medifizieren. Der Zeiger der Uhr näherte sich der berichtigten Zwölf. Mit den Helden des Tages, deren Bücher augenblicklich die gangbarste Ware in sämtlichen Leihbibliotheken des Vaterlandes sind, waren sie bereits fertig geworden — vollständig, kein gutes Haar war an ihnen geblieben. Inzwischen hatte der schäumende Gerstenstoff jene Stimmung erzeugt, worin sich der Deutsche über die höchsten Dinge tiefinnig zu verbreiten liebt. Und zu den höchsten Dingen rechnet man ja auch die Kunst. Nebenfalls that man es in diesem Kreise.

„Die Bedeutung des Milieu —“ sagte Dr. Klecks, unferreilig die interessanteste Persönlichkeit am ganzen Tische, ein vielbeschäftigter Autor, Essayist, Kritiker, Übersetzer, Metrologiker, Testartikler und — offenbar aus gesundheitlichen Gründen, um den Schädlichkeiten der sitzenden Lebensweise auf eine entschiedene und zugleich nützliche Art zu begegnen — Lokalberichterfasser; — „die Bedeutung des Milieu —“ jagte er und dabei machte sein glattrasiertes, faltenreiches Antlitz mit den lebhaft funkelnden, zwickerbewaffneten Augen, dem laugen, genial zurückgestrichenen, schon ein wenig ergrauten Haar einen wirklich hervorragenden Eindruck; — „die Bedeutung des Milieu zur Erforschung der künstlerischen Persönlichkeit ist noch so gut wie unerkannt. Diese herrliche Methode nimmt sich, auch bei den modernsten Kritikern und Biographen, wie ein frisch geschliffenes Rasiermesser in der Hand eines Unkundigen aus. Man getraut sich noch nicht, die nackte Wahrheit bloßzulegen. Man fürchtet zu schneiden und schneidet nicht; man stümpert und hubelt — alles Handgriffe eines Lehrlings.“

„Ja, ja, der Mensch ist, was er ist —“ bemerkte sein Nachbar, Friedrich August Hüntermann, der eben einen Nollmops verspeiste.

Friedrich August Hüntermann, ein äußerst hartnäckiger Romanichreiber naturalistischen Schlages, besaß eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Verfasser der Comédie humaine — in körperlicher Hinsicht nämlich. Seine Freunde nannten

ihn daher Balzac, was er, gutmütig wie er war, gelten ließ. — Ohne die anzüglichen Blicke der übrigen zu beachten, die sich bald auf den Kollmops, bald auf seinen Beteiligter richteten, bestätigte Alecks, indem er dem behaglich Speisenden auf den Arm klopfte: „Trinkt, lieber Balzac, was der Mensch trinkt! — Aber wer wagt es heute, den bestimmenden Einfluß des Alkohols auf die schaffenden Geister auch nur mit einem Gedanken zu streifen?! — Kein Mensch! — Doch eine Frage. Was glauben Sie, was eigentlich die Ursache des französischen Naturalismus war?“

„Nun, das ist doch klar; — die natürliche Reaktion gegen die verlogene und ausschweifende Phantastik der Romantiker, die wachsende Beeinflussung der Kunst durch die Naturwissenschaft, durch die induktive Methode —“

„Wah, alles sekundär —“ sagte Alecks und blies verächtlich den Rauch der Cigarre in die Luft; — „Le bock — da haben Sie die eigentliche Ursache! — Frankreich, genährt mit den reichlich wachsenden, leichten und anregenden Weinen, befeuert durch die Reben der Guyenne, der Champagne, der Bourgogne, ist das Land des Cöprit, der Grazie, der Courtoisie. Aus seinem Schoße tönt das naturvolle Gelächter eines Mabelais, die Fröhlichkeit eines Molière, schalkhafte Posheit eines Voltaire. Es erzeugt Plauerer und Feuilletonisten wie kein anderes. Nun führt man ihn germanisches Bier in starken, immer stärkeren Quantitäten zu. Schon 1882 verbrauchte es über 9 Millionen Hektoliter! — Was entsteht? — Eine Veränderung, eine durchgreifende Veränderung. Der ganze Organismus funktioniert anders. Munterkeit, Naivetät, Cöprit, gallische Leichtblütigkeit, alles das verkrüppelt und verkümmert, statt dessen treten germanischer Ernst, Tiefinn, Gründlichkeit, Umständlichkeit, Lehrhaftigkeit, schwerblütiger Pessimismus, bedeutsam, wenn auch eigentümlich modifiziert, hervor, und das alles findet plötzlich in Zola seinen triumphierenden Ausdruck. Nur physiologisch läßt sich dieser radikale Umschwung begreifen, und dieselbe physiologische Ursache, die die schaffenden Geister umstimmt, stimmt auch das Publikum um und bereitet sogleich einen empfänglichen, zur Aufnahme der neuen Kunst geeigneten Boden.“

„Sie schreiben also diese kraftvolle Realistik, die wir Naturalismus nennen, überhaupt der nachdenklich stimmenden, das Sicksfleisch so wunderbar beruhigenden Wirkung des Bieres zu?“

„Jedenfalls ist dazu ein Volk von Weintrinkern unfähig. Der Verismus der Italiener wäre ohne den Treberschen Export eine Unmöglichkeit.“

„Ja, nun verstehe ich, was Ibsen nach München, gerade nach München zog —“ äußerte Fridolin Nlips, ein sehr jugendlicher Lyriker.

„Aber, lieber Doktor, da müßten wir Deutschen ja die größten Naturalisten besitzen —“ meinte irgend einer.

„Nun verstehe ich, was Ibsen nach München zog —“ begann Nlips wieder, den man vorher überhört hatte, der aber um jeden Preis seinen genialen Einfall gewürdigt sehen wollte. Unglücklicherweise geriet indessen Balzac über die vorige Bemerkung in Harnisch: „Wir Deutschen müßten die größten Naturalisten besitzen!“ — eiferte er — „haben wir Deutschen denn keine großen Naturalisten? — Sind wir nur die Nachahmer eines Zola, Ibsen, Tolstoi? — Man möchte ja wahrhaftig aus der Haut fahren, wenn man das immer und immer wieder hören muß! Der Naturalismus ist fast zur selben Zeit in den verschiedenen Kulturländern

aufgetaucht und hat hier wie dort bedeutende und eigenartige Vertreter erzeugt.“

„Gewiß, lieber Balzac, gewiß!“ — begütigte Alecks — „alle Hochachtung vor den deutschen Naturalisten! Indessen hier wie überall der Wahrheit die Ehre. Auf's Biertrinken allein kommt's nicht an. Eine kräftige, gesunde, ausgezeichnet entwickelte Großhirnrinde giebt den Ausschlag Schiller und Goethe in unserem Milieu, im Milieu eines Paul Henje, wären Naturalisten geworden, die alle anderen, auch Zola, aus dem Felde geschlagen hätten. Allein unser Milieu war nicht das ihrige; zudem stand die Wiege des reichsstädtischen Patrizierjohnes zu nahe den Nebenhügeln des Rheingaus, die herzogliche Stellerei that ein übriges, und so bildete sich der konziliante, zu einem konsequenten Naturalismus unfähige Dichter, der schließlich infolge der transalpinen Weine zum Hellenen auswuchs. Schiller hingegen — nun Sie wissen, seine Vorliebe für das Aroma fauler Äpfel hat alles an ihm verborgen, hat uns die idealistische Jambentragödie befehert.“

Es entstand eine Pause. Balzac schrakte in raschen Zügen seinen Ärger hinunter. Die Anspielung auf eine ausgezeichnet entwickelte Großhirnrinde, die Erwähnung Goethes und Schillers, dieser altmodischen Gesellen — alles das verstimmte ihn. Doch Alecks war sein Kritiker, der eingehendste und überzeugteste Kritiker seiner Romane — er schwieg.

Nener schlürfte gelassen die frische Blume, leckte den Schaum von der Lippe herunter und fuhr fort: „Sehen Sie, wir alle wissen, daß Wissenschaftlichkeit, strenge, gediegene Wissenschaftlichkeit unsere Kardinaltugend ist, während das eigentlich künstlerische oder vielmehr die elegante Formgabe von jeher unsere Schwäche war. Nun wirkt das deutsche Bier auf das gallische Hirn und suggeriert ihm gleichsam unsere Wissenschaftlichkeit, unter deren Vorherrschaft das angeborene Talent der Welschen, die formale Gelenkigkeit und Geschmeidigkeit zusehends degeneriert.“

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht —“

„Bitte, lieber Bummel, bitte, ich möchte mir noch das feruelle Gebiet streifen,“ — wehrte behaglich lächelnd Dr. Alecks — „darauf haben sich ja die Franzosen immer mit entzückender Natürlichkeit bewegt. Nun, auch das Bier hat ihnen diese Fähigkeit nicht genommen, nur ist unter seiner Einwirkung aus dem mutwilligen Amor, der uns lachenden Mundes durch die Gärten des Lebens geleitet und überall die Rosenbüsche aneinanderbog, um uns seine delikaten Neimlichkeiten zu zeigen, ein würdiger, sachlicher — ich möchte sagen, wissenschaftlich tenischer Professor der Medizin geworden. Nuditäten bekommen wir nach wie vor zu sehen, jedoch es sind die höchst ernst zu nehmenden Studienobjekte des Hörsaales, und wehe dem unreifen Würschchen, das sich vorwiegend in die Hallen dieses erhabenen Naturalismus drängt! Es geschieht ihm schon recht, wenn es statt des erwarteten angenehmen Nigels jene plötzliche Umkehrung im Magen verspürt, die noch niemand zu den Annehmlichkeiten gerechnet hat.“

Doch Bummel ließ sich nicht mehr halten. Dr. Bummel, ein kleines, alertes Stelchen mit kurzgeschorenem Haar und feuerrotem Schlips, der fortwährend Cigaretten rauchte und das Bier ruckweise in ganz kleinen Zügen trank, ebenso wie er auch in seinen Schriften die kurzen Sätze und den Aphorismus bevorzugte, war ein nervöser, eifertiger Herr und dem Säkulum jedesmal um eine Pferdelänge voraus. So hatte er, der aus der Chemie in die schöne oder vielmehr

unschöne Litteratur geraten war, den Naturalismus längst hinter sich gelassen. Er war jetzt ein Eroberer neuer Werte, ein gieriger Späher und Lauscher und in das Problem der zukünftigen Litteraturentwicklung bis über die Ohren vertieft. Natürlich verließ ihn auch hier die richtige Witterung nicht. Er wußte sofort, von welchem Baume Klecks sein Pfropfreis geschnitten; — er hatte indessen gewartet, erst absichtlich, dann notgedrungen. Jetzt schoß er los.

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht, ganz Ihrer Ansicht. Übrigens hat Nietzsche schon vor Jahren Ihre Theorie verflücht. Das heißt in neue und in anderem Bezug. Sie kennen doch die ‚Götzen-Dämmerung‘. Nun, da bricht er ja über die ganze deutsche Kultur den Stab, indem er sie auf das Bier zurückführt. Wie sagt er doch gleich, der große Psycholog und Mattenfänger? — — Ja so: ‚Wie viel verdriehliche Schwere, Lahmheit, Feuchtigkeit, Schlafrock, wie viel Bier ist in der deutschen Intelligenz!‘“

Er sprach das Citat so langsam und behaglich, wie man beim Nachtsich einen Pfirsich schnabuliert.

„Nietzsche? — — Da haben wir ja den umgekehrten Prozeß;“ — erwiderte Dr. Klecks — „Nietzsche, dieser geniale Jünger deutscher Wissenschaft kommt aus der biereligen Atmosphäre des Nordens nach Basel, — nach Basel, wo sich bereits die östlichen Instinkte mächtig zu regen beginnen, gerät tiefer und tiefer in den Süden hinein und siehe! — aus dem tiefstünnigen Schüler Schopenhauers, aus dem begeisterten Herolde Richard Wagners wird in überraschend kurzer Zeit der Verkünder der *gaya scienza*, der Mann der leichten Fische, Zarathustra, der Tänzer, der mit den Flügeln winkt, endlich der Verherrlicher des großen Afrikaners Bizet. In der That, das ist ja ein neuer, erstaunlicher Beweis für die Richtigkeit meiner Theorie.“

„Was trinken wir denn überhaupt Bier?“ — rief Fridolin Flips, der inzwischen sehr viel getrunken hatte. „Trinken wir doch Wein oder Sekt wie Wolfgang Goethe, wie Amadeus Mozart, da werden uns herrliche Lieder voll süßen Wohltauts, voll bestrickenden — —“

Doch Wummel fuhr ihm gehörig über die Schnauze.

„Stimulieren Sie sich gefälligst zu was Besserem! Alken, aufgewärmten Kohl brauchen wir nicht. Oder meinen Sie, es sei die Aufgabe der Poesie, nach den Rezepten der Katalogie zu verfahren? — Heute wie gestern bis in alle Ewigkeit? — Nein, mein Bester, das ist professoraler Quatsch. Weiter nichts. Die menschliche Kultur fortzubilden — das ist ihre Aufgabe. Das war von jeher ihre Aufgabe, so weit sie den Namen Poesie verdient. Sie wäre aber dazu unfähig, wenn sie nicht dem obersten Gesetz der organischen Natur folgte. Wenn sie nicht wie diese in beständiger spiralförmiger Fortentwicklung begriffen wäre. Prüfen Sie daraufhin die gesamte Litteratur. Vergleichen Sie Shakespeare mit Sophokles — da werden Ihnen die Augen aufgehen.“

„Freilich,“ — sagte Balzac — „der Naturalismus, diese aus einem tiefen Drange nach Wahrheit, nach reiner ungeschminkter Wahrheit geborene Kunst, verhält sich zur Antike, zu der schönheitsförmigen, idealistischen, durch und durch unwahren Griechenkunst, wie der Mensch — zur Zeit die höchste Stufe der organischen Welt — zu seinem Stammvater, dem Affen. Man braucht nur die Brille greisenhafter Vorurteile, abgeschwackter Pedanterien bei Seite zu legen, um sich von dieser Thatsache zu überzeugen.“

„Auch die Tage des Naturalismus dürften gezählt sein,“ — entgegnete Dr. Wummel, während seine Physiognomie

ein überlegenes Lächeln umspielte; — „Man muß seine Beine gelenkig machen. Man muß zu galoppieren verstehen. Nur dann hat man das Recht, als Dichter zu gelten. Die Zeiten fliehen schnell. Jede Zeit hat ihre besondere Kunst. Natürlich! Denn Gedanken, Gefühle, Stimmungen, alle dichterischen Motive verändern sich fortwährend. Wie sich in unserem Organismus ein beständiger Stoffwechsel vollzieht, wie der Körper des Mannes aus ganz anderen Stoffen besteht, als der des Kindes, ebenso verhält es sich auf dem Gebiete der Kunst. Wir sind ganz anders als unsere Erzeuger. Alle fünf und zwanzig Jahre ändert sich die Auffassung des Lebens und der Liebe von Grund aus. Daher der ewige Kampf zwischen Jugend und Alter, zwischen aufblühender und absterbender Kunst. Das ‚Ewig-Menschliche‘, wovon Schulmeister und andere Schlafmügen fabeln, ist nichts als eine Dummheit. — Ja, meine Herren, man muß ein großer Schnellläufer sein, wenn man sich als Künstler auf der Höhe behaupten will!“

Balzac wollte etwas einwenden, allein sein Kritiker hinderte ihn daran. Dr. Klecks hatte bisher geschwiegen, etwas mismutig, denn er sah es nicht gern, wenn ein anderer die erste Violine übernahm. Immer dringender fühlte er das Bedürfnis, sich zur Geltung zu bringen, seinen Geist leuchten zu lassen, diesen Geist, der stets, auch dem neuesten gegenüber, seine Überlegenheit zu wahren wußte. Schon eine Weile funkelten seine Augen verheißungsvoll durch den Zwicker. Jetzt öffnete er den Mund.

„Wir leben in einer Übergangsepoch und alles steht in Frage. Der Geist der Kritik hat das Scepter ergriffen und den Herrschermantel angethan. Was Wunder, daß heute die feinsten und fähigsten Dichter — schlechte Dichter, aber phänomenale Kritiker sind. Mit Recht, denn Poesie, reine Poesie ist denn doch das geringste, dessen wir benötigt sind. Wir bedürfen reinigender, unbarmherzig dreinschreitender Sturmwinde. Sie jagten,“ — hierbei wandte er sich an Dr. Wummel — „auch die Litteratur sei in beständiger Fortentwicklung begriffen. Ja, ja; aber wie langsam geht sie von statten! Welch ewige Hemmnisse und Rückbildungen! Kaum glaubt man drei Schritte vorwärts gemacht zu haben, geht's wieder zwei zurück. Die reinste Springprozeßion von Echternach. — Nun befehen Sie sich einmal die retardierenden Elemente in der Nähe. Was gewahren Sie da? — Immer und überall denselben unglückseligen Sklavengeist — Pietät, Autoritätsglaube, Bewunderung des Alten und Abgestorbenen. Selbst die größten Geister, die denn doch wahrhaftig berufen gewesen wären, bis an ihr Lebensende unentwegt weiterzustürmen, machten keine Ausnahme. Auch sie verfielen, sobald das Feuer der Jugend verfliegen war, sobald ein hinlänglicher Ballast von Gelehrsamkeit ihre natürliche Sprungkraft gelähmt hatte, einer kläglichen Selbstentäußerung, einer thörichtesten Nachäfferei des Alten. — Gegen diese reaktionären Tendenzen, gegen diese Nachtreterei und Klafficitätswut alle Organe der Kritik zu entfesseln, das ist heute die Parole!“

Er lehnte sich befriedigt zurück. Er hatte da ein wahrhaft bedeutendes Wort ausgesprochen, alle Mienen befestigten es. Und erst, was er nicht ausgesprochen, was er sozusagen auf der Zunge behalten hatte! — Balzac beilte sich, es so rasch als möglich herauszubefördern.

„Ja, man sollte die Klassiker, diese gefährlichen Verführer aller unselbständigen Naturen, ohne weiteres dem Buchhandel entziehen, man sollte sie samt und sonders in die großen Bibliotheken sperren.“

„Wird schon geschehen, wenn wir einmal am Ruder sind. Oder vielmehr, man wird diese gewaltige Makulatur, einerlei ob sie in Privat- oder in öffentlichen Bibliotheken aufgespeichert liegt, zur Feuerung der Bezirksküchen verwenden. Da kann sie eine Zeitlang gute Dienste leisten.“

Diese Bemerkung rührte von einem gewissen Paul Rattenfahl her, einem eifrigen Sozialisten, der bisher nicht viel behauptet hatte, da ihn artistische Fragen äußerst kalt ließen.

„Nun, nun, man wird doch, hoffe ich, im Zukunftsstaate von der Wissenschaft nicht geringer denken als heute; man wird sich wohl hüten, die Historie des kostbarsten Materials zu berauben —“ dämpfte Dr. Aleck — „Nein, ich denke mir die Sache so: Die Bürger des Zukunftsstaates, ganz auf den Fortschritt gerichtet, frei von allen antikisierenden Liebhabereien, werden ihre Repositorien ebensowenig mit alten Dichtern belasten, als wir die unsrigen mit einem Thomas von Aquin. In ihren öffentlichen Bibliotheken hingegen werden sie alle zu finden sein, und wer von wissenschaftlichem Interesse beielet, sie kennen zu lernen wünscht, mag hier ihrem Studium obliegen. Denn der historische Wert der Klassiker, Romantiker zc. zc., ihr Wert als zeitgeschichtliche Dokumente ersten Ranges ist ja über allen Zweifel erhaben.“

„Man wird den Nachweis zu erbringen haben, daß man sie gelehrter Arbeiten wegen braucht. Wie es übrigens heute schon auf allen Universitätsbibliotheken Vorschrift ist,“ — schlug Dr. Bummel vor, worauf sich Rattenfahl veranlaßt sah, sogleich folgendes zu verordnen: „Wer unbefugter Weise bei der Lektüre eines bereits mit Tode abgegangenen Autors getroffen wird, wird mit Zuchthaus, nicht unter zehn Jahren, bestraft.“

Der Vorschlag, so drakonisch er auch lautete, mißfiel ihnen keineswegs. Alleinherrschaft der zeitgemäßen, spezifisch-modernen Litteratur — in der That, das ließ sich hören, da mußte ihr Weizen blühen. Sogleich steckten sie die Köpfe zusammen und begannen für wie Bankiers drauflos zu rechnen. Das Ergebnis war im höchsten Grade befriedigend. Die großartigsten pekuniären Vorteile waren zu erwarten, eine unerhörte Blüte des Schrifttums würde die natürliche Folge sein, und was die berühmte spiralsche Fortentwicklung betrifft, so mußte sich dieselbe zu einer wahren Parforcejagd gestalten.

Balzac wandte sich ganz aufgeregt an Paul Rattenfahl: „Ob wir das wohl noch erleben werden?“

„Natürlich werden wir das noch erleben. Lassen Sie uns nur machen.“

Für heute freilich war keine Aussicht mehr dazu vorhanden. Es war wirklich spät geworden, alle anderen Gäste hatten längst das Lokal verlassen, der letzte Kellner lungerte schlafend in einer Ecke. So brachen sie denn auf, schlüpfen mit vieler Umständlichkeit in ihre Überzieher und machten sich auf den Heimweg — alle sehr einträchtig gestimmt, etwas schwerfällig auf den Beinen, sonst aber höchst mobil und rege, voll von verwegendem, um nicht zu sagen rucklosem Optimismus, trotz der bedeutenden Quantitäten germanischen Biers, die sie vertilgt hatten.

## „Stumm.“

Wenn des Geschickes Wellen stürmen  
So dränend wie das wilde Meer,  
Wenn Not und Kummernis sich türmen  
Fast undurchdringlich um Dich her:  
Laß dennoch stumm die Lippe sein;  
Trag dulddend Deine Not allein.

Wenn Weh und Jammer Dich erfassen  
So unermesslich wie das Grab, —  
Wenn alle Sterne Dir erblaffen,  
Und was dem Dasein Wert einst gab:  
Laß klaglos doch die Lippe sein;  
Verzweifelnd selbst, trag' es allein.

Und sollt' es dennoch wieder tagen —  
Ob Wunsch und Hoffen längst schon tot —  
Wird sich kein Laut vom Munde wagen,  
So hell auch strahlt das Morgenrot:  
Wer stumm in allerhöchster Pein,  
Wird auch im Glücke — wortlos sein!

Gota Luigi.

## Godiva.

Von G. Emil Barthel.

(Schluß.)

Godiva kämpft mit sich einen harten Kampf, bis ihr Mitleid siegt. Dann verkündet sie durch den Mund eines Herolds den Spruch des Grafen und erklärt sich bereit, das Volk von der Last zu erlösen.

„ — — — — Drum, wenn wirklich sie  
Die Herrin liebten, sollte sich von da  
Bis mittag in den Straßen nicht ein Fuß  
Noch Auge zeigen, ritte sie vorbei;  
Zu Hause bleiben sollte jedermann,  
Die Fensterladen schließen und die Thür.

Dann floh sie in ihr innerstes Gemach,  
Entsetzte die Adler an dem Gürtel,  
Des grünen Grafen Wabe; doch hielt an  
Bei jedem Atemzug; sie glied dem Mond  
In Sommerwolken halb getaucht; dann regte  
Ihr Haupt sie schüttelnd, und unregnete  
Mit Lockenringeln sich bis zu den Knien,  
Sog rasch sich aus, stahl sich die Trepp' hinab  
Und schlich sich gleitend wie ein Sonnenstrahl  
Von Pfeiler hin zu Pfeiler bis ans Thor.  
Dort fand sie ihren Zelter aufgezäumt  
Mit Purpurdeck' und goldenem Wappenschmuck.

Dann ritt sie fort: die Keuschheit war ihr Kleid.  
Nings lauschte, wie sie ritt, die tiefe Luft;  
Kaum atmete der leise Wind vor Furcht.  
Die kleinen Köpfe mit dem weiten Mund  
Nings um die Rinnen, blickten schlau darein.  
Die Wange flamm' ihr, bestete wo ein Hund;  
Des Zelters Schritt schoß ihr mit leisem Schreck  
Durch alle Pulse; selbst die blinde Wand  
Hat Miß' und Löcher, und zu Häupten gaßt  
Mand' fragenhafter Giebel; aber sie

Erhielt sich aufrecht, bis zuletzt vom Feld  
Sie durch das gotische Bogenthor der Stadt  
Weiß schimmern sah den blüh'nden Niederbusch."

So reitet sie heim, „umhüllt von Keuschheit.“ Als es  
zwölf von den Türmen schlägt, erreicht sie, die den aus-  
spähenben und zur Strafe mit Blindheit geschlagenen Tom  
gar nicht gewahr geworden ist, ihr Gemach. Dann tritt sie,  
bekleidet und bediadent, vor ihren Herrn,

— — — — „sie hob die Steuer auf  
Und schuf sich selber einen ew'gen Namen.“

Eine ganz andere Dichtung ist Julius Groffes  
„Godiva“, die im März 1885 im „Deutschen Dichterheim“  
(Jahrgang V, Nr. 19) erschien, und zwar als „Preisgekrönte  
poetische Erzählung“. Die Preisrichter waren Klaus Groth,  
Robert Damerling, Albert Möser, Julius Sturm, Albert  
Träger und der Herausgeber jener Zeitschrift, Paul Heinze.

Tennyson bot auf Grund der ältesten Sagenfassung eine  
legendarische Idylle, Groffe benutzte eine der späteren, stark  
veränderten und erweiterten Überlieferungen und schuf eine  
tragische Epopöe mit historischem Gepräge.

An Stelle des Grafen von Mercia aus der Mitte des  
elften Jahrhunderts steht bei Groffe der Sohn und Nach-  
folger von Wilhelm dem Eroberer, der habgierige und ge-  
waltthätige Wilhelm der Rote, der von 1087 bis 1100 als  
König über England regierte. Sein Heer belagert die Stadt  
Coventry, weil sie dem Rebellen Northumberland eine Frei-  
stätte geboten. Als nun die Bürger um Gnade stehen, da  
verlangt er mehr als die Schlüssel der Stadt, er verlangt  
ein Zeichen dessen, daß „die Schlüssel der Herzen“ sein werden:

„Drum merket, was mein Sinn begehrt,  
Auf daß Euch Gnade für Recht gewährt.  
Jungfräulich noch Eure Stadt sich rühmt,  
Drum löse den Gürtel sie unverblümt;  
Solch Wunder möcht ich schauen!  
Man hat vernommen seit aller Zeit,  
Wie Coventry reich an Herrlichkeit,  
Vor allem an schönen Frauen.

Wenn Coventrys schönste Jungfrau mag  
Auf offenem Markt, am lichten Tag,  
Bei Hörnerschall und bei Glockenklang,  
Nacht reiten durch mein Heer entlang —  
Dann sei verziehen Euch Sündern,  
Bis morgenden Tags erwägt das gut.  
Geschieht es nicht — mit Gut und Blut  
Verfallt Ihr dem Schwert und dem Plündern!“

Stadt Coventrys schönste Jungfrau war  
Godiva mit rotgoldnem Haar.  
Als sie des Königs Wort vernahm,  
Erglühete sie lichter in holder Scham;  
Dann sprach sie: „Ich will Euch retten!  
Wohl, ich reite zur rechten Zeit,  
Gott wird mir geben sein Geleit,  
Zu lösen die letzten Ketten!“

So lauten die drei letzten Strophen der ersten Ab-  
teilung oder des ersten Gefangs der Dichtung, die aus fünf  
kurzen Abschnitten und zusammen aus 28 solchen Strophen  
besteht. Der zweite Abschnitt schildert Godivas Ritt durch  
die in Festesprache prunkende Stadt. Alle Fenster und  
Balkone, Giebel und Dächer und Türme bis hoch zum  
Himmel sind mit gaffenden Zuschauern besetzt, und im dichten

Gebränge wogt das lärmende Volk durch die Straßen.  
Endlich verkünden die Türme den Mittag, da schmettert von  
fern Trompetenschall, und wild jubelt die Menge: „Nacht  
Kamm, macht Kamm, sie kommen!“ Auf schweißtem Zelter  
naht Godiva, ernst und fast traurig blickend, ein Götterbild  
und doch die schönste der Frauen:

„Schau hin, sieh die kleine, die bebende Hand,  
Die schwellenden Lippen, der Augen Brand,  
Die Stirne so klar und das Fißchen so weiß —  
Es reden die Hälse Mann und Weis,  
Die Frau'n nur sehn erschrocken,  
Und tausend Jungen, sie flütern leis,  
Doch nichts erspähen die Augen heiß,  
Als wogende Flut von — Locken!

Ja, schimmernde Flut von Haar umwallt  
Wie ein goldener Schleier die Huldgestalt,  
Umwallt die Brust, umwallt den Leib,  
Wie ein Purpurmantel das ganze Weib.  
Ernst hallen der Glocken Klänge;  
Und also wie ein Heiligenbild,  
Wie See'n aus Luft gewoben mild,  
Hinschwebt sie durch's Gebränge —

Hinschwebt sie lichter durch das hallende Thor,  
Im Duft des Waldes sie sich verlor.  
Heil! Coventry gerettet ist!  
Betrogen ward König Wilhelms List,  
Heil solchem Jungferreiten!  
Von solcher That wird Alt und Jung,  
Begeistert in Erinnerung,  
Noch singen in späten Zeiten!“

Im dritten Abschnitt schürzt sich der tragische Knoten.  
Sir Walter Tyrrel, einer der Helden aus Wilhelms Heere,  
ist von Godivas Schönheit entkramt worden und begehrt  
sie zum Weibe; aber König Wilhelm, der sie Tyrrel „nur  
als Lehen“ überlassen will, verlangt sie zunächst für sich.  
Godiva weigert sich solcher Schmach und bekennt sich als  
Enkelin eines Königs vom Volk der Sachsen, worauf  
Wilhelm losbricht:

„Und bist Du vom Stamme der Sachsen, gut —  
So werde ich brechen den Sachsenmut!  
Auf, Tyrrel, fangt hundert Bürger sogleich —  
Sie sollen mir bluten, ob arm, ob reich,  
Ich will sie hegen mit Wunden!  
Ich weiß, sie jagten auf fremder Birsch  
Im Königswald einen Königshirsch,  
Da ist er erschossen gefunden —“

Da verspricht sich Godiva dem Tyrrel, falls er die  
Bürger rette und das Vaterland von dem tyrannischen  
Wilhelm befreie. Tyrrel zaudert. Als er sie fragt, ob sie  
nicht vor der mit Königsblut bestreuten Hand zurückschrecke,  
erhält er zur Antwort:

„Sei's, bliebe die That nur unentdeckt —  
Das Blut — mit Dankesthränen  
Abwaschen wollt ich's immerdar,  
Abtrocknen mit meinem goldnen Haar  
Und stillen all Euer Sehnen!“

Der vierte Abschnitt ist eine kurz geschürzte Jagdscene  
im Sachsenwalde. König Wilhelm wird von Tyrrel er-  
schossen und stirbt in dem Bewußtsein, daß von diesem ein  
Mord an ihm begangen sei; mit dem Hohn: „Grüß mir

Godiva, die Schöne" auf den Lippen verscheidet er. Aber die Ritter und Jäger glauben oder müssen glauben, der „treue" Liebling des Königs habe auf den Hirsch gezielt und den Herrn getroffen. So bleibt Tyrrel unangeklagt. Im fünften Abschnitt will sich Godiva dem Tyrrel vermählen; er aber, von Gewissensqual ergriffen, entsagt ihrer und unternimmt eine Bußfahrt ins heilige Land;

„Sir Walter Tyrrel fuhr über das Meer —  
Godiva, sie sah ihn nimmermehr —  
Was rauschen die Wellen mit Macht, mit Macht?  
Was heulen die Stürme in sternloser Nacht?  
Was krächzen der Wäwen Stimmen?  
Ich meine, sie sahen im grünen Schlund  
Goldwalledes Haar und im Meeresgrund  
Eine schimmernde Leiche schwimmen.“

Tennyson hat den Stoff in schlichtem Legendenton behandelt. Die stille Schönheit seiner Dichtung liegt in der harmonisch belebten Wiedergabe primitiver Sagenfassung und in einzelnen Zierlichkeiten des Ausdrucks. Die Gesamtwirkung ist rührender Art.

Grosche stand der ausgebildeten Sage wie einem großen historischen Stoffe gegenüber, dem sich der Poet nicht nur hingebend und nur ausführend überlassen darf, sondern der bezwungen sein will, und mit genialer Dichterkraft hat ihn Grosche bezwungen! In schönen volltönenden Strophen hat er eine ergreifende Dichtung im großen Stil geschaffen, eine Epopöe voll weltgeschichtlichen Atems und von echt menschlicher Tragik.

Aber damit wird die Godiva-Dichtung gewiß noch nicht abgeschlossen sein, auch nicht für unsere Zeit. Der Stoff ist ein geeigneter Vorwurf sowohl für einen Roman wie für ein Epos nach neuester Mode; doch nicht ich möchte diese Mode weiter gepflegt wissen. Dagegen erscheint es mir als eine schöne und sehr dankbare Aufgabe, den Stoff für die Bühne zu gewinnen und zwar in Gestalt einer großen Oper.

## Vermischte Anzeigen.

„Ausgewählte Dramatische Werke“ von Franz Nissel. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung.) Nissel zählt zu den Männern, welchen das irdische Geschick vorübergehend große Erfolge gewährte, die aber niemals nachhaltig sein Lebens- und Dichter-Schicksal bestimmten, obwohl er es keineswegs an ernster und vertiefter Arbeit fehlen ließ. Da er geriet, wie er im Vorworte zu dieser Sammlung klagt, durch Jahrzehnte in fast völlige Verschollenheit und schloß sich bedrückt und bedrängt, kränkelnd und entmutigt von der Welt ab, da ihm der Bürger des Sieges, die stamffrende fehlte. Etwas Selbstverschuldung ergibt sich hierbei, denn wir hören mit Staunen, daß zwei seiner Dramen: „Heinrich der Träumer“ und „Persens von Macedonien“, welche vor mehr als dreißig Jahren auf dem Wiener Burgtheater zündeten, jetzt zum ersten Mal in Buchform erscheinen, mithin bisher den Augen der Litterarhistoriker völlig entzogen waren. Aber auch andere Zufälligkeiten hemmten seine Bahn. Das 1878 mit dem Schillerpreis gekrönte Trauerspiel „Agnes von Meran“, die reifste Frucht dieses ebenbürtigen Nachkömmlings Grillparzers, trat in der Periode des niedergehenden Kulturkampfes hervor, weshalb jene vier Preisrichter, welche zugleich Theater-Direktoren oder Intendanten waren, aus

Stingheitsrückichten dessen Aufführung ablehnten. Denn dieses Stück schildert in seinem gewaltigen Wurf den Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Macht, die Zerstörung eines innig-treuen Liebesbundes durch die klug berechnende Herrschafsucht des Papstes. Scharfe Charakterzeichnung, lebendige, unaufhaltsam sich entwickelnde Handlung sind all diesen Schöpfungen Nissels eigen, die in dem hier besprochenen Buche vereinigt sind, woran sich ein reizendes, gemüth- und humorvolles Lustspiel: „Ein Nachtlager Corvins“ anschließt. „Die Zauberin vom Stein“, welche den meisten Bühnenerfolg hatte, und andere Arbeiten Nissels werden hoffentlich noch in einem weiteren Bande folgen. Nissel handhabt die geschichtliche Psychologie meisterhaft, welche die Einzelheiten von einem großen Hintergrunde der Zeiten und Völker abhebt und die inhaltsschwersten Probleme der Menschheit sich zum Ziele nimmt. Wir wünschen, daß er die wohlverdiente Anerkennung, wenn auch verspätet, endlich finde. N. Pr.

**Natur- und Lebensbilder.** Ein Spätherbststrauch von Heinrich Zeise. (Hamburg, Otto Meißner 1892.) 155 Seiten.

Heinrich Zeise ist keiner von denen, deren Auftauchen eine neue Epoche in der Litteratur bezeichnet; aber er ist ein echter Dichter, der die Gegenstände seiner Beobachtung mit sinnigem Empfinden, lebensvoller Weisheit zu umranken und in poetischer, zum Herzen sprechender Form darzustellen versteht. Der Rhein, die Meeresküste, die Alpen, Scandinavien, das Moor, die Heide, der Waldsee mit seinem romantischen Zauber, die Jugend, das verrinnende Leben, die Unendlichkeit des Alls, das Mutterherz, Wanderlust und die Jahreszeiten — alles zieht der Verfasser in den Kreis seiner Betrachtung, und alles weiß er mit dem Duft eines warmen Gemüths und mit sonniger, herzerquickender Lebensfreude zu verklären, mit einer Lebensfreude, die sich auf hohem sittlichem Geist aufbaut. Unsere rastlose Zeit sollte an einem Dichter wie Heinrich Zeise — der übrigens vor kurzem sein siebenzigstes Lebensjahr vollendete — nicht achtlos vorübergehen; es steckt eine Fülle von echter Poesie in diesem Buche; und darum sei es unsern Lesern aufs angelegentlichste empfohlen.

M. W.

**Gedichte von Josephine Schffel.** Herausgegeben von ihrem Enkel Viktor von Schffel. (Stuttgart, N. Bong & Comp. M. 4. — geb.). Wüßten wir nicht, wer diese Gedichte in die Welt gesetzt hat, so würden wir wohl als ihren Verfasser einen sehr begabten Anfänger, der seinem „Sturm und Drange“ noch nicht völlig entwachsen ist, annehmen. Das Titelblatt des schön ausgestatteten Bändchens aber verrät uns eine reife Frau als Verfasserin. Deshalb darf man hier nicht von Unreife, Unfertigkeit, sondern muß von Kunstpielerei reden. Die Gedichte sind Schöpfungen einer nachempfindenden Begabung. Es stehen ja reizende Sachen in dem Büchlein, die in den schönsten Worten und fließendsten Rhythmen vorgetragen sind; aber inmitten fast jedes Gedichtes finden sich Unklarheiten, abgebrachte Formeln. Staun zehn der ungefähr hundert Gedichte sind völlig einwandfrei. Und diese, wie fast alle übrigen, sind der Verfasserin von ihrem Lieblinge, Anastasius Grün, gleichsam suggeriert worden. Sie zeigen uns Frau Schffel, die Mutter Josef Viktors von Schffel, als eine gemüthvolle, echt deutsche Frau, die ihr Vaterland glühend liebte und alles Gute und Schöne hochhielt. Und deshalb, wir betonen: nicht rückfichtlich ihres künstlerischen Wertes, empfehlen wir das Bändchen vor allem unseren Damen zur Lesung. Die Verfasserin

scheint uns, ihren Versen nach zu urteilen, ein Muster einer deutschen Frau gewesen zu sein. Und dergleichen Vorbilder thun heutzutage — auch unseren Frauen (ich bitte tausend Mal um Verzeihung!) sehr not! V. v. S.

**Die Familie de Sah.** Historischer Roman aus der letzten Pestzeit Graubündens (1629—1632) von Joh. Andr. v. Sprecher. (Wafel 1892, Adolf Geering. Mk. 4. —) Ein inhaltsreiches, gutgeschriebenes Buch das wir jedem, der für Kulturgeschichte Vorliebe empfindet, mit gutem Gewissen zur Lesung empfehlen können. — Der Verfasser nennt sein Buch einen Roman. Diese Bezeichnung paßt nicht ganz zu dem Inhalte des Werkes. Der Roman ist ein Stumstwerg; und die Haupteigenschaft eines solchen ist künstlerische Form. Diese aber fehlt dem Buche so gut wie völlig. Die Gestaltung des Stoffes ist keine einheitliche, zielbewußte, straffe. Das Werk wimmelt von Nebenhandlungen, kulturgeschichtlichen Abschweifungen. Leider. Der Verfasser beweist sich aber doch an mancher Stelle als ein echter Dichter. Er schildert oft höchst anschaulich und kann inniges Mitgefühl mit seinen Geschöpfen im Leser wachrufen. Deshalb wäre Herrn von Sprecher zu empfehlen, beim Entwurfen künftiger Bücher künstlerischer vorzugehen d. h. seine Stoffe zu einheitlichen Handlungen umzuprägen. Befolgt er diesen Rat, so ist zu erwarten, daß der geschätzte Verfasser unser schönwissenschaftliches Schrifttum durch manches hervorragende Werk bereichert. Im entgegengeetzten Falle wird er uns, wie in obengenanntem Buche, nur mehr kulturgeschichtliche Skizzen schenken, die freilich auch einen dankbaren Leserkreis finden werden. — Die Sprache Sprechers ist eine ruhige, kernige. Einige Fremdwörter wären zu vermeiden gewesen. V. v. S.

**Das Gunnidmoor.** Eine nordische Sage aus dem 10. Jahrhundert in zehn Gesängen. Von Erich Seifart. (Leipzig, Gustav Fock. 56 Seiten).

Gunnild, Königin von Norwegen, hat ihren Gatten bei einem Aufstand der trügigen Jarle verloren. Sie flüchtet mit ihrem Sohn Harald zum Dänenkönig Blauzahn, der sie gastfreundlich aufnimmt und siegreich nach ihrer Heimat zurückführt. In Norwegen setzt er den jugendlichen Harald zum König ein; der Däne aber hat Norland liebgewonnen und sinnt darauf, die Krone dieses Landes an sich zu reißen. Harald verzehrt sich in jehnsüchtiger Liebe zu Alfhilde, der Tochter Blauzahns. Schließlich treibt es ihn, nach Dänemark zu fahren, dort um ihre Hand zu werben. Blauzahn erblickt in Haralds Kommen eine günstige Gelegenheit, seinen Wunsch, Norland zu besitzen, wahr zu machen. Bei einer Jagd wird der Jüngling unauffällig ermordet. Der Mörder sendet Boten zu Gunnild, heuchelt Schmerz über den Tod seines Gastes und bietet ihr seine Hand an. Der Gedanke, immer bei dem Grabe ihres Sohnes weilen zu können, bestimmt sie, der Werbung Blauzahns Gehör zu geben. Sie kommt, wird aber unterwegs über den wahren Sachverhalt aufgeklärt und kehrt radgebrüht um. Der König von Dänemark leitet die Verfolgung ein, auf welcher die gesamte Begleitung Gunnilds erschlagen wird. Sie selbst, da sie sieht, daß eine Rettung unmöglich ist, giebt ihrem Hesse die Sporen und sprengt in das nahe Moor, das ihr Rettung vor den Feinden, aber auch den Tod bringt. Alfhilde, die den ermordeten Harald nicht vergessen kann, macht ihrem Leben im Gunnidmoor freiwillig ein Ende. Das der Inhalt. In der Form, die übrigens ziemlich glatt ist, lehnt sich das Werk an Tegners Frithjof an: Plantverse wechseln mit strophisch gegliederten

Stellen. Zu einem Epos (im strengen Sinne) dürfte der vorliegende Stoff sich kaum eignen. Die Konflikte stehen mit dem Charakter der handelnden Personen in keinem ursächlichen Zusammenhange, und dadurch geht die Hauptwirkung einer derartigen Schöpfung verloren. Die Charakteristik der Menschen ist hier wenig oder gar nicht durchgeführt, der lokale Ton nicht getroffen. Ein paar mythologische Namen geben noch keinolorit. Die Ausstattung des Büchleins, das sich als Geschenk sehr gut eignet, ist zu loben.

M. W.

## Vermischtes.

— Folgendes über die Dauer des menschlichen Lebens entnehmen wir dem „Nothen Kreuz“. Ein Weiser des grauen Altertums hatte schon gesagt: „Unser Leben währet 70 Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es 80 Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es voll Mühe und Arbeit gewesen.“ Letzteres aber, „Mühe und Arbeit“ ist der stärkste Faktor des Lebens, ist das hygienische M und L, um die Widerstandsfähigkeit des Lebensprozesses zu üben und zu kräftigen durch die zwangsweise Muskelthätigkeit. Als Voraussetzung der organischen Erneuerung und Abstoßung der verbrauchten Stoffe gilt eben die Thätigkeit, wodurch die Blutbahnen gereinigt, und der Lebensprozeß um so stärker pulsiert.

Die Untersuchungen über die menschliche Lebensdauer haben nach drei Richtungen hin sich erstreckt; man hat die durchschnittliche, die natürliche und die höchstmögliche Dauer des menschlichen Lebens festzustellen gesucht. Die Durchschnittsdauer wurde in der Weise ermittelt, daß man die Altersziffern sämtlicher in einem Jahre Verstorbener addierte und die erhaltene Summe durch die Zahl der Toten dividierte. Hierbei ergab sich eine durchschnittliche Lebenszeit der Bevölkerung Deutschlands von 36—37 Jahren und zwar mit der Maßgabe, daß sie beim weiblichen Geschlecht etwas länger als beim männlichen sich berechnete. Eine derartige Berechnung ist indes deshalb fehlerhaft und irreführend, weil sie die außerordentlichen Verschiedenheiten in der Sterblichkeit der verschiedenen Altersklassen unberücksichtigt läßt; es kommt hierbei namentlich die ganz enorme Sterblichkeit der Kinder im frühesten Lebensalter (bis zum fünften Lebensjahre) in Betracht, die für sich allein mindestens die Hälfte, gewöhnlich aber noch mehr Todesfälle verursacht, als die Angehörigen aller anderen Lebensstufen zusammengenommen liefern. Will man deshalb ein richtigeres Ergebnis erzielen, so müssen die Kinder von dem Gros der übrigen Altersstufen ausgeschlossen und die Lebensanwartschaft jeder einzelnen Altersgruppe für sich und im Vergleich mit den anderen statistisch festgestellt werden. Aus dieser Statistik und unter Berücksichtigung der wissenschaftlich erforchten Gesetze des organischen Wachstums und Vergehens ergibt sich als normale natürliche Lebensdauer oder Altersgrenze das 70. bis 80. Jahr. Ob mehr oder weniger Personen diese Altersgrenze erreichen, regelt sich nach den Sterblichkeitsverhältnissen, die in den verschiedenen Ländern und Völkern, Bevölkerungskreisen, Städten und ländlichen Ortschaften mannigfach von einander abweichen. In unserer Vaterlande ist die allgemeine Sterblichkeit höher als in England und Frankreich, und innerhalb Deutschlands selbst zeigen wiederum die verschiedenen Provinzen und Städte



auffällige Unterschiede der jährlichen Mortalitätszahl, deren Bedingungen einerseits von der Natur selbst durch Klima, Bodenbeschaffenheit u. s. w. gegeben sind, und die andererseits durch Kultur, Sitte, Beschäftigungs- und Ernährungsweise, sowie durch mannigfache menschliche Einrichtungen der öffentlichen Wohlfahrt geschaffen werden. Daß in grauer Vorzeit die durchschnittliche normale Lebensdauer über die schon in der biblischen Urkunde festgestellte Grenze von 70--80 Jahren sehr weit hinausging und unsere Urhnen einige Hundert Jahre alt wurden, ist aus physiologischen Gründen kaum anzunehmen. Dagegen steht allerdings fest, daß der Mensch sehr wohl ausnahmsweise ein Alter bis über 100, ja bis nahe an 200 Jahre heran erreichen kann, und wollen wir zum Beispiel nur unseren verstorbenen 90 jährigen Helidentaiser Wilhelm I. und Feldmarschall Moltke, den 100 jährigen englischen Philantropen Montefiore und aus dem vorigen Jahrhundert den englischen Landbauer Thomas Parre erwähnen, der nachweislich ein Lebensalter von 153 Jahren erreichte, 120 Jahre alt sich nochmals verheiratete und im 130. Jahre noch einer so ungestörten Gesundheit und Mäßigkeit sich erfreute, daß er die gewohnten Feldarbeiten verrichtete. Bemerkenswert ist, daß unter den langlebigen, über 100 Jahre alt gewordenen Menschen auch einige wenige sich befinden, die unter armeligen Verhältnissen ihr Leben hinbrachten, oder schädlichen Gewohnheiten, sogar dem Branntwein, dem übermäßigen Staffee- oder Tabaksgenuß ergeben waren.

Gehen wir nun zu den die Lebensdauer verlängernden oder verkürzenden Einflüssen über. Unter diesen spielen die ererbte Körperkonstitution und Anlage, Familie und Erziehung, Wohlhabenheit oder Armut, sowie die Berufstätigkeit eine wichtige Rolle. Von der allergrößten Bedeutung ist die Lebensweise. Wie man diese einrichten soll, haben Immanuel Kant, der, obgleich schwächlich geboren, doch über 80 Jahre alt wurde, und der Italiener Luigi Cornaro, der nach völliger Zerrüttung seiner Gesundheit durch Schwelgerei noch im 40. Lebensjahre sich zu einem besseren Lebenswandel bekehrte und es dabei auf ein Alter von 104 Jahren brachte, auf Grund eigener Erfahrungen gelehrt. Hiernach sind die Mittel, um gesund zu bleiben und lange zu leben, die folgenden: 1. die Aneignung einer nicht pessimistischen, befriedigenden Weltanschauung. 2. Vermeidung von Ansteckung. 3. Abhärtung des Körpers. 4. Reichlicher Genuß reiner Luft. 5. Nicht zu langer Schlaf. 6. Regelmäßigkeit und Ordnung, von der auch im hohen Alter nicht abzuweichen. 7. Einfachheit und Mäßigkeit im Essen und Trinken. 8. Arbeitsamkeit. 9. Gute Pflege in Krankheiten und gute Ärzte. Von den angegebenen Mitteln treten wir nur einem, nämlich der Mäßigkeit im Essen und Trinken oder genauer der Enthaltbarkeit vom Genuße geistiger Getränke, näher. Im allgemeinen ist der mäßige Genuß von Alkohol ein

wohlthätiges Erregungsmittel der Verdauung, des Herzens und des Nervensystems. Das Bier, das sich allmählich zum allgemeinen Volksgetränk aufgeschwungen hat, enthält noch am meisten wirkliche Nährstoffe, und ist, gute Beschaffenheit vorausgesetzt und in mäßigen Mengen genossen, für Gesunde wie für Schwächliche ein gleich gutes Nähr- und Stärkungsmittel. Der übliche Massenkonsum aber kann nur schädlich wirken, hauptsächlich dadurch, daß das Nahrungsbedürfnis herabgesetzt wird und damit dann die Ernährungsverhältnisse des Körpers beeinträchtigt werden. Der Alkohol kommt indessen im Bier, weil in zu geringen Mengen vorhanden (bis 4 pCt.), nur wenig in Betracht. Noch weniger im Wein, dessen Wirkung den flüchtigen Bestandteilen zugeschrieben werden muß. Da dieselben in den besseren Weinsorten wirklich edler Natur sind, so erklärt dies die Thatsache, daß im allgemeinen der Wein, auch in größeren Mengen genossen, weniger üble Nachwirkungen zeigt als die anderen Alkoholika. Nichtsdestoweniger kann hier ein Übermaß schlimme Folgen haben. Das größte Unheil stiftet namentlich der Branntwein, dessen hoher Alkoholgehalt (bis 85 pCt.) voll zur Geltung kommt. Das Laster des Trunks, das man nicht mit Unrecht als „einen allmählichen, versteckten Selbstmord“ oder ein „vorweg genommenes Greisenalter“ bezeichnet hat, ist viel weiter im Volke verbreitet und fordert namentlich auch in den Kreisen der Gebildeten und Wohlhabenden zahlreichere Opfer, als in der Regel angenommen wird. Sorgfältige statistische Erhebungen haben dargethan, daß in der Schweiz jeder neunte Mann an den direkten oder indirekten Folgen des Trunks stirbt, und soweit die weniger vollständige Statistik im Deutschen Reiche zeigt, wird man mit der Behauptung kaum jeßl gehen, daß auch in Deutschland jeder zehnte Mann sich durch den Trunk das Leben verkürzt. In neuester Zeit haben drei hervorragende Männer der Wissenschaft, die Professoren Dr. Pflüger, (Ehstern (Göttingen) und Colmann (Basel), äußerst lehrreiche Beobachtungen über die Erkrankungen und über die Lebensdauer der Trinker veröffentlicht.

In Wahrheit jedoch kann der Mensch zu dem Ziele der Erhaltung seiner Gesundheit und Verlängerung des Lebens auf keinem anderen Wege gelangen, als durch unverbüßlichen Gehorsam gegen die Forderung der Natur, welche lautet: „Sei arbeitsam und mäßig.“

### Inhalt der Nr. 26.

Die Sonntagskinder. Roman von Hans Werder. Forts. — Auf der großen Landstraße. Roman von H. Schobert. — **Beiblatt:** Die Erfüllung. Von Alfred Noß. — Dr. Alexs und seine Freunde. Von J. G. Eswald. — Stumm. Von Gola Luigi. — Godiva. Von G. Emil Barthel. Schluß. — Vermischte Anzeigen. — Vermischtes.

### Zur gefälligen Nachricht!

Unseren verehrlichen Abonnenten zur Nachricht, daß mit diesem Hefte (No. 26) das Vierteljahr schließt. Wir bitten rechtzeitig bei den betreffenden Buchhandlungen und Postämtern die Fortsetzung bestellen zu wollen.

**Die Verlagsbuchhandlung von Otto Zante.**







